

Die
Deutsche Geschichte

in

ihren wesentlichen Grundzügen

und

in einem übersichtlichen Zusammenhang.

Von

Dr. Heinrich Pittmar.

Siebente Auflage.

Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt

von

Dr. R. Abicht,
Director des Gymnasiums zu Oest.

Heidelberg,
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1873.

Vorwort

zur siebenten Auflage.

„Die Freunde der vaterländischen Geschichte, welche sich des vorliegenden Handbuchs bisher bedient haben, erhalten hier das-
selbe in einer erneuerten Gestalt, bei welcher sowohl der Stand
der neuern Forschungen, als auch das Bedürfniß derer berück-
sichtigt ist, die sich daraus belehren wollen. Bei dieser Doppel-
forderung war ich bestrebt, den Faden, an den sich alle That-
sachen in fortlaufender Wechselwirkung der Ursachen und Folgen
an einander reihen, nie fallen zu lassen und dabei auch jene an-
schauliche Gruppierung und Anordnung beizubehalten, durch welche
die Uebersichtlichkeit des reichen Stoffes, welche dem Buche zum
Theil seine bisherigen Freunde erworben hat, wesentlich erleich-
tert wird. Ein erfreulicher Aufschwung des vaterländischen Sin-
nes macht die Kenntniß der deutschen Geschichte in unseren Tagen
zu einem immer allgemeiner und lebhafter empfundenen Bedürfniß.
Dies wird der genaueren, ausführlicheren Darstellung der wich-
tigsten Ereignisse, welche diese Aufgabe darbietet, sowie der Auf-
nahme einzelner bedeutungsvoller Charakterzüge und Schilderun-
gen, welche das Interesse erhöhen und die Veranschaulichung er-
leichtern, zur genügenden Rechtfertigung dienen, wie denn auch
diese „Deutsche Geschichte“ von der bayrischen, preussischen und
andern Oberschulbehörden zur Benützung empfohlen worden ist.

Für diejenigen, welche in den verschiedenen Perioden der deutsch-
vaterländischen Geschichte noch nähere Ausführungen wünschen,
diene der Hinweis auf die neueste Ausgabe meiner größern „Ge-
schichte der Welt“*), sowie zur Veranschaulichung dieser Perioden
der in der gleichen Verlagshandlung erschienene Atlas**) Hilfe
leisten kann. Diejenigen, welche neben dieser ausführlichen Dar-

*) Geschichte der Welt vor und nach Christus mit Rücksicht auf die Entwicklung des
Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welt-
historischen Völker. 6 Bände. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

**) Historischer Atlas nach Angaben von Heinrich Dittmar, neu bearbeitet und ergänzt
von Böllner, 6. Aufl. in zwei Abth. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

stellung der deutschen Geschichte einen kurzen Zeitfaden zu haben wünschten, könnten dazu die in meinem Umriss der Weltgeschichte*) vorkommenden deutsch-geschichtlichen Abschnitte gebrauchen“.

Diesen Worten, welche der Verfasser in der Vorrede zur fünften Auflage niedergeschrieben, hat der Bearbeiter der sechsten Auflage, Herr Prof. W. Müller, als Vorwort hinzugefügt, daß er die Geschichte der Neuzeit, welche in der fünften Auflage mit dem italienischen Kriege von 1859 abschloß, bis auf die Gründung des norddeutschen Bundes und die Verfassung des Zollparlaments fortgeführt, dabei auch das Buch einer gründlichen Revision nach Inhalt und Form unterworfen habe und dasselbe im Einklang mit den neuesten Forschungen zu erhalten bemüht gewesen sei.

Von denselben Grundsätzen hat sich der Unterzeichnete, welcher, bei Verhinderung des Hrn. Prof. W. Müller, von der Verlags-handlung ersucht war, vorliegende siebente Auflage zu veranstalten, bei der Neubearbeitung leiten lassen. Neu hinzugekommen ist die Geschichte des jüngsten französisch-deutschen Kriegs, dieses ruhmreichsten aller Kriege, dessen herrlichste Errungenschaft die Wiederaufrichtung des ehrwürdigen, von französischem Hochmuth einst frevelhaft zertrümmerten deutschen Kaiserthums ist als Zeichen der neu aufsteigenden Größe und Macht des neuen deutschen Reichs.

Oels, im Dezember 1872.

Dr. A. Abicht.

*) Die Weltgeschichte in einem leicht überschaulichen, in sich zusammenhängenden Umriss. Zehnte Auflage bearbeitet von Dir. Dr. A. Abicht in Oels. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Außerdem: Zeitfaden der Weltgeschichte für untere Gymnasialklassen oder lateinische Schulen, Real- und Bürgerschulen, Pädagogien und andere Anstalten. 7. Ausgabe, durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von G. Dittmar. 1873. Ebenfallselbst.

Inhalt.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Auftreten der Deutschen bis zur Gründung germanischer Reiche
auf den Trümmern des römischen.

	Seite
Kap. 1. Ursprung der Deutschen und Verhältniß zu ihren Nachbarstämmen in Mitteleuropa	1
„ 2. Die deutschen Stämme und ihre ersten Wohnsitze	4
„ 3. Sitten der alten Deutschen	9
„ 4. Kampf der Cimbern und Teutonen mit den Römern	18
„ 5. Römische Herrschaft auf dem linken Rhein- und rechten Donauufer	22
„ 6. Deutschlands Unterjochung durch die Römer	26
„ 7. Deutschlands Befreiung vom Römerjoch	28
„ 8. Grenzriege zwischen den Römern und Deutschen	33
„ 9. Angriffe der deutschen Völkervereine auf das römische Reich	36
„ 10. Die Völkerwanderung	38
„ 11. Das Hunnenreich	47
„ 12. Untergang des weströmischen Reichs und Stiftung germanischer Reiche in Italien	51

Zweiter Zeitraum.

Von der Gründung des fränkischen Reichs bis zur Theilung desselben.

Kap. 13. Die Gründung des fränkischen Reichs	60
„ 14. Innere Zustände der germanischen Völker während und nach der Völkerwanderung	65
„ 15. Die Merowinger und die fränkischen Hausmeier	69
„ 16. Die Karolinger in Frankreich	75
„ 17. Innere Zustände Deutschlands im karolingischen Zeitalter	92

Dritter Zeitraum.

Von der Aufrichtung des deutschen Reichs bis zum Herabsteigen des
Kaisertums von seiner Machtthöhe.

Kap. 18. Die Karolinger in Deutschland	97
„ 19. Die Kaiser aus dem sächsischen Stamme	103
„ 20. Innere Zustände Deutschlands in der sächsischen Periode	116
„ 21. Die Kaiser aus dem sächsisch-fränkischen Stamme	118
„ 22. Innere Zustände Deutschlands in diesem Zeitraume	155

Vierter Zeitraum.

Vom Kampf des Kaiserthums mit dem Papstthum bis zum Untergang der
Kaiserherrlichkeit.

	Seite
Kap. 23. Die Kaiser aus dem hohensaußischen Hause	159
„ 24. Das Interregnum	184
„ 25. Kurze Uebersicht der Kreuzzüge	189
„ 26. Innere Zustände Deutschlands unter den Hohensaufen	201

Fünfter Zeitraum.

Vom beginnenden Verfall des deutschen Reichs bis zum Ausgang des
Mittelalters.

Kap. 27. Die Kaiser aus verschiedenen Häusern	211
„ 28. Die luxemburgischen Kaiser	230
„ 29. Befestigung der Kaiserwürde im habsburgischen Hause	252
„ 30. Innere Zustände Deutschlands in den letzten Zeiten des Mittelalters	269

Sechster Zeitraum.

Vom Beginn der Reformation bis zum westfälischen Frieden.

Kap. 31. Anfang der Reformation	281
„ 32. Fortgang der Reformation	300
„ 33. Befestigung der habsburgischen Macht in Italien und der Reformation in Deutschland	308
„ 34. Weitere Verbreitung der Reformation und vergebliche Vereinigungsversuche	318
„ 35. Der schmalkaldische Krieg und seine Folgen bis zum Religionsfrieden	329
„ 36. Stellung der Parteien bis zum 30jährigen Kriege	347
„ 37. Der dreißigjährige Krieg	358
„ 38. Noch Einiges von den innern Verhältnissen Deutschlands von der Re- formation an bis zum westfälischen Frieden	394

Siebenter Zeitraum.

Von der Unmacht Deutschlands seit dem westfälischen Frieden bis zur
Auflösung des römisch-deutschen Reichs.

Kap. 39. Die Verteidigungskriege am Rhein gegen Ludwig XIV.	400
„ 40. Minderung Habsburgs und Schwächung des deutschen Reichs.	411
„ 41. Innere Zustände Deutschlands im sogen. Zeitalter Ludwigs XIV.	421
„ 42. Oesterreichs Erhaltungskampf und Preußens Emporkommen	426
„ 43. Das Zeitalter Friedrich's des Großen	444
„ 44. Deutschland im Kampf mit der französischen Revolution	453
„ 45. Frankreichs Uebermacht und die Auflösung des römisch-deutschen Reichs.	460

Achter Zeitraum.

Von Deutschlands tiefstem Fall bis zu seiner Wiedererhebung als
deutsches Reich.

	Seite
Nap. 46. Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.	465
" 47. Deutschlands Befreiung vom Fremdjoch	475
" 48. Die Stiftung des deutschen Bundes	495
" 49. Zu den innern Zuständen Deutschlands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts	498
" 50. Deutschlands Wiederordnung seiner innern Angelegenheiten seit der Stiftung des deutschen Bundes bis zum Jahre 1840	503
" 51. Deutschland vom Jahre 1840 an bis zum Revolutionsjahre 1848 .	509
" 52. Einflüsse des neuen französischen Kaiserthrons auf Deutschland und die andern Staaten	516
" 53. Entscheidungskampf zwischen Preußen und Oesterreich und Gründung des norddeutschen Bundes	525
" 54. Blick auf den Bildungsstand Deutschlands in den letzten fünfzig Jahren	538
" 55. Geschichte des französisch-deutschen Kriegs. Wiederaufrichtung des deut- schen Reichs	541
" 56. Der Krieg gegen das kaiserliche Frankreich	548
" 57. Der Krieg gegen das republikanische Frankreich	557

A n h a n g.

I. Stamm- und Geschlechtsatafeln zur deutschen Geschichte:

1. Stammtafel der Merowinger.	576
2. " " Karolinger	577
3. " " Welfen und Hohenstaufen	578
4. " des preussischen Hauses	579
5. " habsburgischen Hauses	580
6. " habsburgischen Hauses. (Fortsetzung.)	581
7. " Hauses Wittelsbach in Bayern	582
8. " Hauses Wittelsbach in Bayern. (Fortsetzung.)	583

II. Zeittafel oder Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten der deut- schen Geschichte nach einer dreifachen Abstufung

584—88.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Auftreten der Deutschen bis zur Gründung germanischer Reiche auf den Trümmern des römischen.

113 v. Chr. bis 486 n. Chr.

Kap. 1. Ursprung der Deutschen und Verhältniß derselben zu ihren Nachbarstämmen in Mitteleuropa.

1. Das christliche Europa verdankt seine Bestimmung, die Bildungsstätte der Welt zu sein, zunächst dem Rathschlusse Gottes, zufolge dessen (Matth. 21, 23) das Reich Gottes von den Juden genommen und den Heiden gegeben werden sollte; sodann vorzugsweise den germanischen Völkerstämmen, welchen von Gott die Aufgabe und Befähigung geworden ist, der absterbenden alten Welt neue schöpferische Lebenskraft zuzuführen, um von ihr dafür nicht bloß die bildenden Formen des antiken Geistes, sondern auch, was mehr ist, das Licht der ewigen Wahrheit einzutauschen und die Herrschaft christlicher Bildung und Gesittung in Europa zu begründen.

Der Ursprung der Germanen verliert sich in das Dunkel der Vorgeschichte. Aus den überlieferten Sagen und mehr noch aus den Ergebnissen der Sprachvergleichung geht nur dies mit Klarheit hervor, daß der von dem arischen Urstamme abgezweigte indogermanische, der kaukasischen Race angehörige Stamm in unbordenklicher Zeit aus dem Innern Asiens, der Wiege der Menschheit, insbesondere aus den Gebirgsgegenden Indiens hervorgegangen, durch das Land über dem schwarzen Meere, also auf der uralten Wanderstraße der aus Asien herflutenden Völker, in Europa eingewandert ist und sich in der rauhen gebirgigen Mitte dieses Erdtheils niedergelassen hat, weil die westlichen und südlichen Gegenden desselben schon besetzt waren.

Ehe das Licht der Geschichte in jenes Dunkel fiel, war nämlich Europa schon von pelasgischen, thracischen, illyrischen, iberischen, keltischen, germanischen, slavischen, estnischen und finnischen Völkerstämmen bewohnt.

Die Pelasger hatten Griechenland und einige Theile von Italien besetzt, und waren mit dem aus ihnen emporgewachsenen Stamme der Hellenen durch Vermischung mit Colonisten von Kleinasien, Phöniciern und Aegypten zum Volke der Griechen, hier (in Italien) mit andern Völkern zu einem Bestandtheil des späteren Volkes der Römer geworden. — Die Thracer hatten die Länder von Macedonien bis Vorderasien und nördlich bis an die Donau inne. — Die Illyrier hatten damals Sige theils am rechten

Donauufer bis zum Plattensee, theils in den östlichen Umgebungen des adriatischen Meeres, vom ionischen Meer an bis zur Po-Mündung gefunden. — Die Ibe-er hatten sich im äußersten Süden Europa's auf der pyrenäischen Halbinsel verbreitet, die Finnen dagegen sich als ein armes Jäger- und Fischer-volk am nördlichen Ocean, von Skandinavien an bis über den Ural hinaus, niedergelassen.

2. Die Kelten, Germanen, Slaven und Esten sind allein diejenigen Völker in Mitteleuropa, die mit den Indern nach den Zeugnissen der Sprache und Mythologie in nächster Verwandtschaft stehen, und aus dem Umstande, daß die letztern von den vier erstern in so weiter Ferne getrennt liegen, läßt sich „vielleicht für die dunkle Urzeit dieser fünf Brudervölker die Vermuthung wagen, daß sie einst an den vordern Abhängen Hochasiens sich zusammengefun- den und dann sich seitwärts, und zwar die Inder an die südlichste Spitze Asiens, jene vier andern Bruderstämme aber bis an den äußersten Rand des Festlandes“ nach Nordwest gewandt haben, während „andere Glieder derselben Verwandtschaft, zuletzt vielleicht Perser und Scythen, aus den Ebenen Hochasiens zwischen sie hindurch nach Westen zogen“.

Von diesen vier, dem indischen Sprachstamm angehörigen, in Lebensart sich ähnlichen mitteleuropäischen Stämmen haben die Esten, als der kleinste, ursprünglich das Bernsteinland oder die Seeländer von der Südküste des finnischen Meerbusens bis zum Pregel besetzt, wo sie der erste nordische Entdecker, der massilische Grieche Pytheas, um 320 v. Chr. schon vorgefunden haben soll, und wo sie sich durch alle Jahrhunderte hindurch als ein mit den Germanen und Slaven im allgemeinen verwandter, aber im besondern wieder grundverschiedener Stamm, unter allen großen Veränderungen und Bewegungen, die um ihn herum vorgangen sind, wenig über ihre ursprünglichen Sitze ausgebreitet haben. Ihre Sprache war eine selbständige und umfaßte die nun ausgestorbene altpreussische, die lithauische und die kurisch-let-tische Mundart.

Die übrigen drei Stämme — Kelten, Germanen und Slaven — sind nicht bloß in Mitteleuropa, sondern in Europa überhaupt nach Menge und Ausbreitung die größten und wichtigsten Völker. Sie hatten unter sich so- wohl gleiche Lebensweise, indem sie in dem Uebergange vom Nomadenleben zur Cultur begriffen waren, als auch große Ähnlichkeit der Körperbildung, welche insbesondere bei den Kelten und Germanen durch starken, langgestreckten Körperbau und röthliches (goldgelbes) Haar hervor- trat; befohngeachtet sind alle drei Stämme in den wesentlichen Merkmalen der Volks-eigenthümlichkeit, der Sprache und des Glaubens, wie- der deutlich von einander unterschieden.

Im Westen von Mitteleuropa hatte sich der keltische Stamm, im Osten der slavische, in der Mitte zwischen beiden der germanische Stamm festgesetzt.

3. Der Kelten weitverbreiteter Name gehörte ursprünglich nur einem Zweige dieses mitteleuropäischen Weststammes an, wurde aber nachher auf den ganzen Stamm mit allen seinen Zweigen übertragen.

Denn aus dem ganzen großen Stamme wurden nur die großen Namen Gallier, Galater, Belgen, Britannen gehört, aber keine allgemeine Benennung. Diejenigen Kelten, welche nach ihrem Zug über die Alpen dem Römer zuerst aufstießen, hieß er Gallier, und der Name Galli ist nichts anderes, als der durch die Griechen genauer gegebene Name *Γαλάται* od. *Κέλται*.

Kelten, die gleich den andern Indogermanen aus Asien stammen, haben lange unter diesem Namen in demjenigen Theile des jetzigen Frankreichs, der zwischen der Rhone, der Garonne, dem Ocean und der Grenze der alten Belgen liegt, eine selbständige Existenz gehabt. Die Stammkelten bestanden aus den Völkern zwischen der Seine und Loire, den Völkern zwischen der Loire und Garonne und den Völkern an der Rhone und ihren Umgebungen.

Unter ihnen sind die wichtigsten die **Seguaner**, westlich vom Arar (der Saone) bis zum Jura und den Vogesen, und die **Häduer**, nördlich von der Saone bis zur Loire.

Aus diesem ihrem Stammlande ausziehend, machten die auswandernden Kelten den Anfang zu den Bewegungen in Europa. Durch die Wanderzüge breiteten sich die Kelten von Westen nach Osten in andere Theile Europa's aus, so daß sie außerhalb ihres Stammlandes erscheinen als iberische Kelten (Celtiker, auf der Westküste Iberiens oder Spaniens, und Celtiberer, vorzüglich auf den Hochebenen dieses Landes); als italische Kelten (nördlich und südlich vom Po, unter dem Namen cisalpinische Gallier); als Alpenkelten (in den Alpen und deren Umgebungen, unter der besonderen Benennung Rätier, Bindeliker, Noriker und Carner); als Donaukelten, als illyrische Kelten, als macedonisch-thracische Kelten, sogar als kleinasiatische Kelten (in Galatia oder Gallogræcia).

Zum großen Keltenstamm gehörten ursprünglich auch die Belgen, die Britannen, die Kaledonier und die Iren.

Die **Belgen**, ein Zweigstamm von siebzehn Völkern keltischer Mundart, saßen zwischen der Marne, Seine, dem Ardennenwald, dem Meere und dem Niederrhein. Die mächtigsten unter ihnen waren die **Mervier** in Süddrabant bis an die Sambre. Von den Kelten im Stammlande Gallien, die sich schon zu Cäsar's Zeit in der Tapferkeit nicht mehr mit den Germanen verglichen, unterschieden sich die Belgen durch größere Tapferkeit, Kriegslust und Freiheitsliebe. Denn schon frühe hatten sich germanische Völker bei ihnen niedergelassen, so daß Cäsar meinte, die Belgen seien größtentheils von der Ostseite des Rheins dahin eingewanderte Germanen, von welchen die früheren (keltischen) Bewohner entweder verdrängt oder bewältigt worden seien. Demnach sind die Belgen aus der Zeit Cäsar's theils keltischen theils germanischen Bluts, und selbst die ersteren verachteten ihre weichlichen Stammgenossen in Gallien, die sich so leicht unter das römische Joch beugten, und wollten lieber alle von den tapfern Germanen abstammen.

Die **Britannen**, auf der aus dem Nordmeere sich erhebenden Halbinsel, wo sie bis an die beiden Fırde reichten, waren, ihrer Sprache nach, verwandt mit den Kelten, da die von den alten als keltisch genannten Wörter sich in der britischen Zunge wieder finden und die Gallier ihre Religionsgeheimnisse bei den Britannen erlernten.

Die **Kaledonier**, die kriegerischen, starkgebauten, röthlichhaarigen Einwohner des über jene beiden britischen Fırden hinausliegenden freien Gebirgslandes *Kaledonia*, werden zwar von Tacitus für Germanen gehalten, waren aber in Wirklichkeit, der Sprache und Religion nach, keltischer Abkunft. Diese Hochländer wurden später Piktten genannt und nennen sich jetzt noch selbst Gäl, und ihre Sprache, deren Wurzeln keltisch sind, die gälische. An sie schließen sich die **Hiberner** oder **Iren** auf Irland, deren Sprache ebenfalls zur gälischen stimmt, und wie diese Ursprache ist.

4. Von den **Slaven**, welche unter dem Namen **Wenden** zuerst in die Geschichte traten und als der dritte große mitteleuropäische Hauptstamm in Betrachtung kommen, ist vorerst nur zu bemerken, daß sie, beim ersten Einfall des Lichts der Geschichte in Europa's nördliche Länder, im Rücken der Germanen noch unbedeutend und unentwickelt verborgen lagen und die Umgebungen der wolchonskischen Waldhöhen bewohnten. In dieser nördlichen Heimath saßen sie Jahrhunderte lang, bis in der Folge die vor ihnen liegenden germanischen Völker ihnen Raum machten, westwärts und südwärts vorzurücken

und sich als zahlreiche Massen über die weiten Gebiete auszugießen, die sie jetzt inne haben. (S. §. 72.)

Kap. 2. Die deutschen Stämme und ihre ersten Wohnsitze.

5. Der vorzüglichste und begabteste der drei mitteleuropäischen Hauptstämme ist der germanische, dessen uralte Wohnsitze sich vom Jura, den Vogesen und der Maas an bis zur Weichsel und von der Donau bis zur Nord- und Ostsee und über dieselbe hinaus über Scandinavien erstreckten.

Mitten durch Deutschland, das die Römer, vom Rhein an gerechnet, das freie Germanien, auch **Großgermanien** hießen, zog sich der nach Cäsar's Angabe 60 Tagereisen lange hercynische oder archnische Waldgebirgszug, der südwestlich bei den Kelten mit den Cevennen anfieng und südöstlich bei den Scythen mit den Karpathen endigte. Je mehr die einzelnen Glieder dieser langen Waldkette bekannt wurden, desto weiter in die Mitte zurück wich nachher die Benennung hercynisch und blieb als Gesamtbezeichnung den eigentlichen germanischen Waldhöhen, bis der Name zuletzt sich in noch engeren Raum zusammenzog. Von diesem germanischen Walde sind die verschiedenen in Deutschland noch vorhandenen Waldgebirge die Ueberreste.

Den Gesamtnamen **Germanen**, der seit Cäsar bekannt wurde, haben wahrscheinlich die niederrheinischen Kelten den Deutschen schon frühe beigelegt. Die Deutschen selbst nannten sich nicht Germanen; sie hatten überhaupt keine allgemeine Bezeichnung für alle ihre Stämme. Wie jener Name aufgefunden, und was er bedeute, darüber hat man verschiedene Erklärungen, deren jedoch keine sicher ist.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus sagt, der Name sei in Belgien aufgefunden. Ueber die Bedeutung desselben läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Man kann nur annehmen, daß er weder von guerre (Krieg), noch von Ger (Speer) herkommt, auch nicht mit dem Worte Wehr zusammenhängt, weil in diesen drei Fällen die Wurzel anders als ger lauten müßte. (C. Zeuß bringt die Wurzel ger mit dem slavischen gor und mit dem sanskritischen gir in Verbindung, welches beides Berg bedeutet, und hält es für wahrscheinlich, daß der Name von den Kelten aufgebracht wurde, welche damit ihre Nachbarn auf dem rechten Rheinufer als Waldgebirgsbewohner, d. i. als Anwohner des weit hinziehenden hercynischen Waldes bezeichnet hätten. Andere erklären die „Germanen“ als im Celtischen gleichbedeutend mit „Rufer zum Streit“).

Der Name **Deutsch** aber ist die ursprünglich-einheimische Bezeichnung der Sprache des ganzen Stammes, die man althochdeutsch diutisc (gothisch thiudisks, altsächsisch theodisc), d. h. deutsche nannte, ein Name, der vom Gothischen thiuda (althochdeutsch diot, angelsächsisch theod), d. i. Volk, kommt, sofern man darunter die große, in gemeindeutscher Rede sich verstehende Volksgemeinde begreift; denn auch das Wort diutan, deuten oder sich durch Worte allgemein verständlich machen, hängt damit zusammen. In Urkunden aber kommt der Name deutsch erst seit 813 n. Chr. vor und wurde allmählich Gesamtbezeichnung der Völker deutscher Zunge.

Für den größten Theil der germanischen Stämme (nicht für alle) findet sich in frühester Zeit der weit verbreitete Name Suevi (besser Suebi), der die Germanen der unsteten, schweifenden Lebensweise bezeichnete. Dieser Name umfaßt bei Cäsar jene in einem großen Bunde mit einander stehenden ger-

manischen Völker im Westen der Elbe, bei Tacitus auch noch die östlichen Germanen, während die von der alten Sitte des Herumschweifens abgewichenen germanischen Völker nicht mehr zu den Sueben gehörten, vielmehr von ihnen verfolgt wurden (z. B. die Ubier etc.). Nachher, als die alte Stellung der deutschen Völker sich auflöste, haben einzelne Völker, z. B. in Südwest-Deutschland die **Schwaben**, die Wariner an der Elbe (als sog. Nordschwaben) u. a. jenen alten Gesamtnamen Sueben als besondere Bezeichnung behalten.

Die Sueben waren in einem großen Bund vereinigt und in 100 Gaue getheilt. Aus jedem Gau schickten sie jährlich 1000 Mann in den Krieg, während die Daheimbleibenden die Felder bestellten; im darauffolgenden Jahre zogen diese in den Krieg, und jene blieben daheim. Auf diese Weise wurde weder Feldbau noch Kriegszug unterbrochen. Sie hatten auch kein abgetheiltes Feldeigenthum, und kein Stamm durfte länger als ein Jahr an Einem Orte bleiben, damit er nicht Luft bekomme, sich anzusiedeln und sich des Kriegslebens zu entwöhnen, auch damit keiner durch Reichthum und Macht sich über den andern erheben könne. Daß an ihren Grenzen alles weit und breit wüste lag, sollte beweisen, daß die Grenznachbarn ihrer Macht hätten weichen müssen.

6. Ihre Abstammung leiteten die Deutschen selbst von einem Gotte **Tiuco** (Tiu=Gott) her, dessen Sohn **Man** durch seine drei Söhne **Ingo**, **Jako** und **Ermin** der Stammvater der drei deutschen Hauptzweige auf dem Festlande wurde, zu denen aber (vielleicht durch Theilung eines jener drei Zweige) noch ein vierter, durch die See getrennter Zweig kommt, der als nordischer sich eigenthümlich ausgebildet hat. Die Namen dieser Hauptzweige sind:

I. **Hermiones**, genauer **Hermionones**, die **Herminen***), deren Stämme von den Mündungen des Rheins an über die Höhen des Oberlandes bis zu den Mündungen der Donau sich ausbreiteten;

II. **Ingaevones**, genauer **Inguaeones**, die **Ingäven**, deren Stämme im Tieflande an den Küsten der Nord- und Ostsee wohnten;

III. **Istaevones**, genauer **Iscaevones**, die **Istäven**, deren Stämme zwischen den beiden erstgenannten Zweigen von der Weichsel bis an die Elbe sich einsenkten;

Weniger wahrscheinlich verlegt **Plinius** ihre Sitze an den Rhein.

IV. **Hillaeviones** (von **hella**, Klippe, Fels), die **Hilläven** oder **Felsländer**, deren Stämme, von allen übrigen durch die See getrennt, über Skandinavien sich ausbreiteten. (S. den histor. Atlas, Tab. VII.)

Der den **Herminen** eigenthümliche ober-deutsche Sprachzweig enthielt als spätere Gliederungen das Hochdeutsche, das Mittelsächsische und Altfriänkische; aus dem den **Ingäven** eigenthümlichen niederdeutschen Sprachzweig entsprang später das Angelsächsische und Altfriesische; der den **Istäven** eigenthümliche Sprachzweig hat in der gothischen Sprache sein ältestes Denkmal hinterlassen, als ein vom Oberdeutschen verschiedener Dialect; der den **Hilläven** eigenthümliche Sprachzweig entwickelte sich in den nordischen Mundarten.

7. Obgleich obige Eintheilung mehr auf mythischem als auf historischem Grund beruht, so läßt sich doch an sie geographisch die Verzweigung der germanischen Völker am leichtesten knüpfen. Von den vielen deutschen Völker-

*) Endung **iones** und **ones** ist die deutsche Endung **en**, z. B. **Burgundiones** = Burgunden, **Gothones** = Gothen, **Teutones** oder **Nuthones** = Teuten oder Älten, **Saxones** = Sachsen u. s. w.

schaften seien dabei nur die wichtigsten erwähnt, wobei wir von den verschiedenen Zeiten, in denen uns theils Julius Cäsar, theils Tacitus ihre Namen überliefert, absehen, auch ihre Namensverwandtschaft unter einander, als kaum erweisbar, dahin gestellt sein lassen, und sie nur nach der Certlichkeit aufführen, welche die gewöhnlichen Landkarten annehmen. — Zu den germanischen Völkern des Oberlandes (oder zu den Herminonen) gehörten nach Cäsar und Tacitus;

1. die Völker am Niederrhein bis zur Ems:

- die **Sigambren**, als deren Stammland die Landstrecken zu beiden Seiten der Ruhr anzusehen sind. Späterhin scheint sich die Hauptmasse derselben vom Rhein und aus der Römer Nachbarschaft östlich in die Waldböden zurückgezogen zu haben: ob sie dort den Namen Marser erhielten, oder ob dieser eine besondere Völkerschaft bezeichnet, ist ungewiß;
- die **Abier**, einst die südlichen Nachbarn der Sigambren bis in die Gegenden der Sieg. Nachher, als sie, wegen ihrer Neigung zu fremden Sitten und Verbindungen, von den Sueben verfolgt wurden, nahmen sie ihre Sitze gegenüber am linken Rheinufer, nur etwas mehr nördlich, wo Köln ihr Hauptort wurde;
- die **Uenchtherer**, zwischen der Ruhr und der Lippe;
- die **Uspier** oder **Uspeter**, von der Lippe bis zur Mosel;
- die **Bructer**, zwischen der Lippe und Ems;
- die **Chamaven**, an der Werra und obern Hunte;

2. die Völker im westsuebischen und mitteldeutschen Gebiete:

- die **Chatten** (Ratten oder nachmaligen Hessen), am äußern Waldbachhang im Wesergebiete, mit der Südwestspitze den Rhein und den Taunus berührend; ausgewanderte Chatten hatten sich über der Waal auf gallischem Boden (in der Ober- und Niederbetuwe) niedergelassen, und ihre Nachkommen auf jener Rheininsel führten den Namen Batäver;
- die **Mattiaker**, am Taunus, besonders um die heißen Quellen bei Wiesbaden;
- die **Hermunduren**, ein starkes deutsches Volk, das sich vom Thal der Werra, die sie von den Ratten schied, östlich hin ausbreitete, und von der Werra, der Elbe, dem Harz, dem Franken- und dem Thüringer-Walde umschlossen war;

3. Die Völker nördlich vom Harz bis zur Elbe:

- die **Cherusker**, ein tapferes Volk, nördlich vom Harz und östlich über die Aller hinaus bis nahe gegen die Elbe hin (zwischen ihnen und den Sueben herrschte Nationalhaß);
- die **Angriwarier** (Engern), nordwestlich von den Cheruskern, zu beiden Seiten der Weser;
- die **Fangobarden**, im Bardengau mit dem Hauptort Bardamvit (Bardewitz) bei Büneburg, am Westufer der Elbe;

4. die Völker am Oberrhein, am Main und an der Mitteldonau:

- die **Markomannen** oder die in der Marka, d. i. im großen Grenzlande am Oberrhein kämpfenden, zur Fernhaltung fremder Völker aufgestellten Sueben; ihre Sitze scheinen am Mittel- und Obermain gewesen zu sein, von wo aus sie zwischen Rhein und Donau herumstreiften;
- die **Marisker**, wahrscheinlich ein Theil der Markomannen, innerhalb des Fichtelgebirges und der fränkischen Höhen;
- die **Quaden**, im Gebiete der Mark und der Taya.

5. die Völker im obern Weichsel- und Oberland:

- dahin gehören die vielverzweigten **Lygier**, zu denen vielleicht auch
- die **Vandalen** gehörten, die am Nordabhang des Riesengebirgs saßen;

6. die Völker an der Niederdonau:

zu ihnen gehören die **Bastarnen**, deren Sitz sich am nördlichen Ufer der Niederdonau von der Ostseite der Karpathen bis zu den Donaumündungen erstreckte.

8. Zu den Germanen des östlichen Flachlandes oder zu den Isthäven gehörten die Völker, die sich zwischen der Ostsee und dem Oberlande, von Osten nach Westen her, bis zu der Elbe einsenkten, und denen man auch den Gesamtnamen **Vindiler** gab. Darunter sind vorzüglich zu bemerken:

- die **Emmonen**, an der schwarzen Elster und Neise und längs der Spree bis zu ihren Mündungen. Sie sind das erste bedeutende Volk des Ostzweiges an seiner westlichen Grenze. Bei ihnen, als den Vätern der späteren Sueben, war das Heiligthum des Tuisko, wo die suebischen Völker zu bestimmten Zeiten „in grauer Feier (durch Menschenopfer) ihre Verbindung erneuerten“;
- die **Wariner** (Nordschwaben), nördlich von den Emmonen und neben den Teutonen, von der Elbe an über das Havelland nach Osten hin;
- die **Burgundionen**, deren Stammland an der Neke und Warta war; sie wohnten neben den Emmonen gegen Osten von der Oder bis zur Weichsel hin;
- die **Guttonen** oder **Gothen**, eines der berühmtesten deutschen Völker, das Hauptvolk dieses germanischen Zweiges, dessen Sprache durch Wulfila auf uns gekommen ist. Nach der Darstellung ihres Chronisten Jordanes stammten sie von der Insel Skanz d. i. Skandinaviern. Von dort aus waren sie über das baltische Meer an die Weichselmündungen gezogen, wo sie zu Tacitus Zeiten ansässig waren. Von hier aus breiteten sie sich gegen den Süden aus und erschienen als mächtiges Volk am schwarzen Meere, um sich von da gegen die Römer zu wenden und den Ruhm ihrer Waffen durch Europa zu tragen.

9. Zu den Germanen des Tieflandes an der deutschen Seeküste oder den Inghäven gehörten:

1. die Völker an der Nordseeküste:

- die **Friesen**, an den Rheinmündungen, um die Seen des östlichen Rheinarms sich ausbreitend;
- die **Chauken** auf beiden Seiten der untern Weser, bis links zur Ems und rechts zur Elbe, und südwärts bis zur Hase und den Mündungen der Aller, ein zahlreiches, starkes Volk, besonnen und mäßig;

2. die Völker auf und zunächst an der kimbrischen Halbinsel:

- die **Kimbern**, auf der Halbinsel;
- die **Teutonen**, von denen vermuthet wird, daß sie mit den Nuthonen des Tacitus und den nachher so benannten Jüten ein und dasselbe Volk gewesen seien, indem nach dem Auszuge der Kimbern und Teutonen die Halbinsel von den zurückgebliebenen Teuten oder Jüten den Namen Jütland bekam;
- ob die **Ambronen**, als feste Begleiter der Teutonen, ein helvetisches Volk waren, oder in den Norden gehören, und ihr Name der ältere Name der den Teutonen benachbarten, überelbischen Sachsen ist, bleibt fraglich;
- die **Sachsen**, als Einzelvölkerschaft, den Chauken gegenüber, saßen am Eingang der Halbinsel zwischen der Trave und dem untersten Lauf der Elbe; aus ihnen giengen die späteren Eroberer von Britannien hervor;
- die **Angeln**, südöstlich gegen die Oder hin;

3. die Völker an der Ostsee:

- die **Fernier** von der Trave längs der Küste ostwärts gegen die Oder;
- die **Rugier**, zu beiden Seiten der Obermündungen und auf der Insel Rügen;
- die **Eurcellinger** bis an die Weichsel hin;
- die **Schyren**, das äußerste deutsche Volk, jenseits der Weichsel, Nachbarn der Esten und Wenden an der Ostseite der Gothen.

10. Zu den Völkern des nordischen Stammzweiges der Germanen auf der skandinavischen Halbinsel oder zu den Fälläven gehören die **Swionen** oder **Schweden** (Sweans, Suethidi), Bewohner des östlichen Landes, auf der Westseite des Sevogebirges; dann die **Gauten** oder **Gotthen**, Bewohner des südwestlichen Landes oder Gothlandes, von denen ein Theil späterhin auf das Festland übergieng und sich neue Sitze in den Weichselgegenden gründete (s. §. 8), und die **Norweger** (Norwegr, Nordhvegr) im westlichen Küstenlande.

In späterer Zeit, und zwar im Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr. hat sich aus skandinavischem Ursprunge ein neues Volk unter dem Namen **Dänen** gebildet, die von den östlichen Inseln des Welt auf das deutsche Festland kamen und sich auf der fimbriischen Halbinsel verbreiteten, von wo aus sie dann ihre Raubzüge in den westlichen Gewässern machten. — Alle germanischen Völker skandinavischen Ursprungs (Norweger, Schweden, Dänen) faßte man unter der allgemeinen Benennung **Normannen** zusammen, bei welchen diejenigen unter ihnen das größte Ansehen hatten, die sich durch Seeräubzüge als **Helden** (Seefürsten) hervorthaten.

11. Schon ehe die Germanen in die Geschichte traten, war ein Theil von ihnen über den Rhein gezogen und hatte sich auf dem Westufer des Mittelrheins, dem Lande innerhalb der Vogesen, festgesetzt; daher der Römer nachher diese Striche am linken Rheinufer **Kleingermanien** nannte.

In diesen Gegenden fand Cäsar folgende Völker vor:

- die **Rauraker** um die Biegung des Rheins, südlich bis zu den Helvetiern und nördlich bis in die Gegend von Colmar mit dem nachher so benannten Hauptorte **Augusta** (Augusta Rauracorum) bei Basel;
- die **Tribocker**, nördlich von den Raurakern, in den höhern Strichen und Hügeln um das vogesische Gebirgsland;
- die **Nemetes**, ostwärts von den Tribokern, in dem schmalen flachen Uferlande des Rheins, von den Raurakern an bis gegen die Neckarmündung hin, mit den Hauptorten **Strasbourg** (Argentoratum) und **Speyer** (Augusta Nemetum);
- die **Langionen**, um den Donnersberg nördlich und östlich bis an den Rhein (in der Gegend der Neckarmündung), mit dem Hauptorte **Worms** (Borbetomagus, später Wormatia).

Auf dem linken Rheinufer rühmten sich zwei Völker im Moseltthal germanischer Abkunft, wiewohl aus demselben Grunde wie die Belgen. Es sind dies:

- die **Trevirer** (Treverer), westliche Nachbarn der Langionen, im untern Moseltthal, östlich bis an den Rhein, nördlich bis an die Ardennen, ein mächtiges und tapferes Volk der alten kräftigen Lebensweise, mit dem Hauptorte **Trier** (Augusta Trevirorum); sodann
- die **Mediomatiker**, südlich von jenen, Bewohner des obern Mosellandes, dessen östliche Grenze die Vogesen waren, mit dem Hauptorte **Metz** (Metis).

In dem sogenannten belgischen Gallien wohnten auch die **Condruser** (nördlich von den Trevirern, südlich von der Maas); nördlich von ihnen die **Eburonen** (an beiden Ufern der Maas), und neben diesen die **Aduatuker** (zwischen der Schelde und Mosel), welche letzteren nebst andern dortigen Völkern später zu den Tugern gerechnet wurden. Eben diese Völker im belgischen Gallien führten zuerst den Namen Germanen und stammten, wie man annimmt, von den Kimbern und Teutonen her. Südlich vom Ausfluß des Rheins wohnten die **Menapier**, nördlich davon die **Bataver**; auf den Inseln die **Caninefater**.

Rap. 3. Die Sitten der alten Deutschen.

12. Deutschland war, als die Römer es kennen lernten, noch zum größten Theil mit Urwald bedeckt, vor dessen Schrecknissen der weichliche Bewohner des Südens zurückscheute. Das Klima war sehr rau und feucht; der Boden, nur theilweise fruchtbar, trug nur wenig Getreide (Gerste, Hafer), gewöhnliches Gemüse, Futterkräuter 2c.; in seinem Innern fand sich Hie und da Silber, Eisen, Kupfer, Salz. Während so der Ackerbau geringen, der Bergbau noch dürftigeren Ertrag bot, waren Viehzucht und Jagd desto ergiebiger. In Hausthieren hatte man Rindvieh, Pferde, Ziegen, Schafe, Geflügel, Vienen; zu den Jagdthieren gehörten Bären, Hirsche, Eber, und von dem übrigen Wild, das in den deutschen Urwäldern hauste, reizte die alten Deutschen besonders das schnelle, dichterfellige Elenn und der wilde Ur oder das Wiesant (dessen Hörner ihnen zu Trinkgefäßen dienten) zur Befriedigung ihrer Jagdlust. Schon frühe wurde daher die Jugend zu dieser Art von Leibesübung angehalten, da ihnen die Jagd für die beste Vorschule zum Kriege galt. Obgleich von Natur zum Colonisten bestimmt und auch seit seinem Eintritt in die Geschichte bereits auf der Culturstufe des Ackerbau's und der damit verbundenen Viehzucht stehend, gab sich der freie Germane doch ungern und nur ausnahmsweise mit dem Ackerbau ab, da die Anlage dazu noch durch vorherrschende Kriegs- und Wanderlust zurückgedrängt war. Er überließ daher überhaupt die Sorge für Haus, Hof und Feld denjenigen Familiengliedern, die zum Waffentragen untauglich waren.

Der im alten Deutschen liegende Gegensatz eines entschiedenen Triebes nach festem Besitz und nach der Fremde einigte sich bei vielen Stämmen (z. B. bei den Suevischen, §. 5) in der ältesten Agrarverfassung, d. i. dem jährlichen Wechsel der Flur und der jedesmaligen neuen Vertheilung derselben an die Einzelnen, einer Verfassung, die dem Bodenertrag, wie der Bevölkerung des eigentlichen Germaniens nicht förderlich war: daher theils Nahrungsmangel, theils strichweise Ueberbevölkerung, theils Lust nach der Fremde die oft gleichmäßigen Gründe zur Auswanderung waren. Die Lust am wandernden Ackerbau ließ auch die alten Deutschen nicht zum Bauen von Städten und Festen kommen; allem stillstehenden und verweichlichenden Städteleben abgeneigt, lebten sie lieber in der Freiheit der Wälder oder in den leicht zu vertauschenden Fluren ihrer ländlichen Dorfschaften.

13. Den natürlichen Anlagen nach zeichneten sich die alten Deutschen vor allen andern Völkern vortheilhaft aus, und zwar körperlich durch sehr weiße Haut, hochgelbe Haare, blaue, wild und feurig blinkende Augen, ungewöhnliche Größe (meist von sieben Fuß), gewaltige Kraft, trotzigte Haltung; geistig durch unbändigen Muth, furchtlose Tapferkeit, unverilgbaren Freiheitsinn, große Vaterlandsliebe, ernste Gottesfurcht, keusche Zucht, Achtung gegen die Frauen, Gastfreundschaft, Treue und Redlichkeit, so daß, wie Tacitus sagt, bei ihnen gute Sitten mehr vermochten, als anderswo gute Gesetze. „Groß sind ihre Körper,“ rühmte Agrippa von den Germanen, „aber größer noch ihre Seelen.“ Besonders trat bei ihnen das Freiheitsgefühl so sehr hervor, daß der römische Dichter Lucanus sagte: „die Freiheit ist ein deutsches Gut.“ Dieses Gefühl war mit einem männlichen Troß auf

das eigne Recht verbunden und gab sich in seiner ganzen Fortentwicklung zugleich als tiefstes Ehr- und Rechtsgefühl kund.

14. In Nahrung und Kleidung lebten die alten Deutschen einfach. Fleisch und Milch gehörte zu ihrer gewöhnlichen Speise; als Getränk liebten sie eine Art Bier aus Gerste und Hafer, und Meth aus Honig und Wasser. Waren sie vom Krieg oder von der Jagd ermüdet, so pflegten sie der Ruhe auf ihrer Bärenhaut oder wohnten Trinkgelagen bei, wobei der Tragabecher kreiste und ihre Säger (welche im Norden Skalden genannt wurden: der Name Varden kommt nur bei den Kelten vor) die Thaten der im ehrlichen Kampfe gefallenen Helden im Liede priesen; denn das Heldenthum der Tapferkeit erschien ihnen als das Höchste, und durch Lieder pflanzte sich das Gedächtniß der Vergangenheit fort.

Uebrigens gehörten Trunkliebe und Spielsucht zu ihren schlimmen Neigungen. Selbst die wichtigsten Angelegenheiten besprachen sie bei Trinkgelagen, verschoben aber doch die Beschlußnahme auf den folgenden Tag: sie rathschlagten also, sagt Tacitus, wenn sie sich nicht verstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie nicht irren konnten, d. h. wenn sie ruhiger Ueberlegung fähig waren. Unter den Spielen trieben sie das Würfelspiel mit solcher Leidenschaft, daß mancher auf den letzten Wurf die Freiheit seiner Person setzte, und wann er verlor, sein Wort haltend, sich in die Knechtschaft begab. „Das nennen sie Treue!“ sagt Tacitus hinzu.

Ob die Deutschen zu Erz und Eisen kamen, kleideten sie sich in die Felle wilder Thiere; doch hatten viele von ihnen bereits in sehr früher Zeit kunstvolle Rüstungen und Waffen von Eisen und Stahl. Die Waffen galten ihnen für heilig; sie bestanden gewöhnlich aus der Lanze (framea, Framea genannt, zu Stoß und Wurf), dem Schwerte und einem bemalten langen Schilde aus Weidengeflecht oder Holz, mit Fell überzogen; außerdem kamen auch Streithämmer (Donnerkeile), Streitärte, Kolben, Bogen und Pfeile, Schleudern und Wurfspeie vor; ohne Waffen giengen sie nie aus; bei den Waffen schwuren sie ihre Eide. Die Waffen berühmter Helden erbten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Der Frauen Schmutz war ihr langes Haar und ihr selbstgewobenes, von einem Gürtel gehaltenes Linnengewand; auch ihren Gatten und Kindern verfertigten sie selbst die Gewänder. — Die an der See wohnenden Völker verwandten viel Fleiß auf Ausrüstung und Ausschmückung ihrer Schiffe, und manches nordischen Helden Reichthum bestand in seinem Schiffe, auf dem er als sogenannter Seekönig ausfuhr, sich ein Reich zu erobern.

15. Die im Innern wohnenden Deutschen kannten nur Tauschhandel; die an der Rheingrenze wohnenden wurden von römischen Kaufleuten zum Handel mit Sklaven und Roherzeugnissen gelockt. Das Tauschmittel war römisches Geld, wofür sie sich Wein, gewobene Zeuge und Schmuckgeräthe kauften. Die Sueben ließen gar keine Kaufleute zu sich, außer wenn sie ihre Beute an dieselben verkaufen wollten. — Von Künsten kannten die alten Deutschen nur die Dichtkunst, die sie in Verbindung mit Gesang übten; ihre Lieder pflanzten sich durch mündliche Ueberlieferung fort. Selbst die beginnende Schlacht begrüßten sie mit Gesang, und dem Schwächeren oder volleren Klange des Schlachtliebs, welches sie Barrit nannten, legten sie weissagende Bedeutung bei. Den Klang desselben verstärkten sie dadurch, daß sie den

Schild vor den Mund hielten. Sie hatten Schriftzeichen, Runen genannt, die sie entweder für den gewöhnlichen Gebrauch in Holzstücke schnitten, oder für eine längere Dauer in Stein gruben. Es war eine heilige Schrift, die sie auch bei Aufstellung von Gesetzen anwandten. — Da sie nur Dörfer und Flecken bewohnten und ihre Häuser oder Hütten nur aus Holz oder Lehm, mit Stroh oder Rasen gedeckt, waren, selbst auch keine Tempel bei ihnen gefunden wurden, so kann von Baudenkmalern keine Rede sein.

16. Das Volk bestand aus Freien und Nichtfreien. Die Freien waren entweder vollfrei oder nichtvollfrei. Vollfrei war derjenige, der ein Allod, d. i. ein festes Eigenthum besaß und bereits wehrhaft erklärt war; das Allod vererbte nur auf die männlichen Nachkommen; wer es erbt, mußte seine Geschwister und Verwandten davon ernähren. Nichtvollfrei war erstens der vollfreiegeborne Allodbesitzer, der noch nicht wehrhaft war und deshalb noch unter der Vormundschaft und dem Schutze eines Vollfreien stand; zweitens der vollfreiegeborne Wehrhafte, der kein Allod hatte, sondern untergeordnet daheim blieb, oder der sich freiwillig dem Dienste eines andern mächtigeren oder reichern Herrn (Heriro) anschloß, oder von ihm ein Gut gegen eine Abgabe oder gegen gewisse Dienste, auf lateinisch *beneficium*, später (seit dem 12. Jahrhundert) Feod (feudum) genannt, zu Lehen trug und in den beiden letzteren Fällen zu dessen Gefolge oder Gesinde (comitatus) gehörte, ihm dinglich-hörig war.

Nichtfrei war, wer kein eigenes Recht hatte, sondern von der Gnade und dem Schutze eines Freien abhing und sich selbständig nicht vertheidigen konnte oder durfte. Unter den Nichtfreien gab es verschiedene Abstufungen. Vollkommen unfrei waren die persönlich-hörigen oder leibeigenen Knechte (wozu die Kriegsgefangenen gehörten), die mit ihren Kindern, gleich einer Sache, zum Allod oder auch zum Feod gehörten und die Haus- und Felddienste verrichteten, übrigens von ihren Herren gut behandelt wurden. Gestand einem Unfreien sein Herr ein untergeordnetes Waffenrecht zu, so blieb er als Freigelassener dennoch seinem Herrn dienstpflichtig.

Bei den Sachsen hießen die Freigelassenen, oder die, welchen man bei der Eroberung einen Theil ihres Eigenthums gelassen hatte, *Assi*, bei den Franken *Liti* (Leute). Davon sind diejenigen zu unterscheiden, denen gegen gewisse Dienstleistungen ein Feod gegeben wurde, und welche *Assi*, *Vasallen* oder im Allgemeinen *Leute*, *Dienstmannen* hießen. Obgleich die Lage der Unfreien derjenigen der Sklaven bei andern Völkern in mancher Hinsicht ähnlich war und der Herr auch das Recht über Leben und Tod ausübte, so war sie doch weniger hart als diejenige der Sklaven bei Römern und Griechen, und ist eher der Stellung eines leibeigenen Bauern zu vergleichen.

17. Das Band der Ehe wurde bei den alten Deutschen besonders heilig gehalten, und in der Ehre, die sie dem weiblichen Geschlechte erwiesen, kam kein Volk ihnen gleich. Sie sahen in den Frauen etwas Höheres, dem Göttlichen Verwandtes; ja die Wölen, d. i. diejenigen Frauen und Jungfrauen, welchen man eine Sehergabe zuschrieb, wurden für heilig gehalten und in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt.

Vor dem zwanzigsten Jahre gieng in der Regel keine Jungfrau ein Verhältniß mit einem Manne ein, und dann nur mit Einwilligung des Vaters oder Vormundes, dem ein Freier für ein angemessenes Kaufgeld die Vormundschaft abkaufte. Vor der Hochzeit gab der Bräutigam dem Vormund

ein gewisses Vermögen in die Hand, das nach dem Tode des Ehemannes zum Unterhalt der Wittve diente, nach dem Tode der Ehefrau aber wieder an die Verwandten des Mannes zurückfiel. Am ersten Morgen der Ehe gab der Ehemann die Morgengabe, die ihr Eigenthum blieb und nach ihrem Tode ihren Verwandten zufiel. Die Frau brachte in der ältern germanischen Zeit dem Manne kein Vermögen zu, in der spätern aber kam eine Mitgift auf, die vom Vater der Braut gegeben wurde und in Vieh, Geräthe, Waffen und dergl. bestand. — Der Freie durfte nur eine Freie heiraten, wenn er nicht seinen Stand verlieren wollte. Ehebruch kam äußerst selten vor; Scheidung kannte man nicht, und die Treue der Weiber war so groß, daß sie sich nicht selten nach dem Tode der Männer selbst tödteten, um sich von ihnen auch im Tode nicht zu scheiden.

18. Eine Familie hieß Sippe oder Sippschaft, auch Mogenschaft, und theilte sich in Schwertmagen, männliche Verwandte, und in Spillmagen (von Spille = Spindel), weibliche Verwandte. Der Allod besitzende Hausvater war der gesetzliche Vormund seiner ganzen Familie, deren Glieder in seinem Bann waren, d. h. ihm gehorchen mußten. Schwertmagen, die in fremde Dienste traten oder heirateten, wurden frei von diesem Bann; Spillmagen blieben unter der Vormundschaft des Hausvaters, bis sie durch Heirat in die des Ehegatten übergingen. Wer nicht heiraten mochte, blieb als Hagestolz im Gehäge oder Bann des Hausvaters.

Der Uebergang aus der Familie in die Gemeinde war bei den Deutschen allenthalben schon vollzogen, ehe sie in die Geschichte traten. Die Gemeindeverbindung beruhte ursprünglich auf einer Vereinigung von 100 Hufen. Die Allode einer Gemeinde zusammengekommen bildeten die Markung. Was nicht Privatgut war, blieb (z. B. Wald und Weide) Gemeingut und hieß Allmand oder Allmend. Die freie Verbindung mehrerer Gemeinden zu gegenseitigem Schutz gab einen Gau (eine Gaugenosenschaft). Die einen Gau bewohnende Völkerschaft (gens) führte einen eigenen Namen, der entweder vom Gau hergenommen war, oder auch von der Völkerschaft dem Gau sich mittheilte. So weit die Völkerschaft reichte, so weit reichte ihr Gau, der in späterer Zeit pagus genannt wurde. Ein solcher Gau zerfiel in Hundertschaften. Mit dem Begriffe Gau verbindet sich stets der Begriff einer gewissen volksthümlichen Unterscheidung innerhalb eines Stammes, dem er angehört.

Die alten Schriftsteller haben diese Begriffe oft nicht genau unterschieden. Sie bezeichnen unbestimmt den größern oder kleinern, den auf Stammesunterschied beruhenden, wie den bloß künstlich abgeforderten District mit dem Worte pagus. Tacitus scheint damit nur den kleinern Bezirk, die Unterabtheilung des Gau's — die Hundertschaft, bezeichnet zu haben; den höhern Begriff bezeichnet er mit dem Worte civitas. Wo er vicus braucht, redet er von Dörfern oder gemeinschaftlichen Ansiedlungen einer Anzahl bei einander wohnender Allodbesitzer. Der vicus hat mit der Hundertschaft nichts gemein. In der Regel werden in einer Hundertschaft sich mehrere vici oder Dörfer befunden haben, und jede Dorfgemeinde oder Markgenossenschaft hatte natürlich auch Theil sowohl an der Hundertschaft als auch an der größern Gaugemeinde, zu der sie gehörte.

19. Bei manchen germanischen Völkerschaften ragten durch die Macht des Gefindes und durch einen großen Anhang ärmerer gemeinfreier Allodbesitzer (Frilinge) vornehme Geschlechter hervor, und jedes Mitglied eines

solchen Geschlechts hieß Edeling (Edilinc) oder Chuninc. Sie machten den eigentlichen Adel (Adal) aus, dessen hervorragende Stellung ursprünglich auf Waffenruhm und in Folge dessen auf vermehrten Grundbesitz begründet gewesen sein mag.

Aus den edlern Geschlechtern wurden die Fürsten und Vorsteher des Volks durch Stimmenmehrheit gewählt, und zwar die Tapfersten zu Heerführern oder Herzogen, die Aeltesten und dabei Erfahrensten zu Saurichtern oder Grafen, denen Schöffen zur Seite standen, die Gottesfürchtigsten zu Oberpriestern. So erschien also schon in der frühesten Zeit die Kriegs- und bürgerliche Gewalt zwischen Herzogen und Grafen getheilt. Selbst Könige, welche da, wo sie vorkamen, den edelsten Geschlechtern angehörten (König od. Kuning kommt vom altdeutsch. Kuni edles Geschlecht), hatten keine absolute monarchische Gewalt, sondern waren durch Volksfreiheiten mehr oder weniger beschränkt. War ein neuer König gewählt, so wurde er auf den Schild gehoben und in der Volksversammlung umhergetragen. Uebrigens zeichneten sich die Könige in ihrer Tracht wenig aus und hatten noch keine Insignien. Dagegen hatten sie den Vorsitz und vermehrten ihr Besitzthum durch Eroberung. Sie empfingen zwar keine Abgaben, aber Geschenke und einen größeren Antheil an der Kriegsbeute. Könige, welche richterliche und militärische Obergewalt in sich vereinigten, kamen erst später bei Gelegenheit der Eroberungszüge vor.

Der Herzog wurde bei vielen deutschen Völkern, z. B. den Sachsen, nur für die Dauer des Kriegs erwählt; nach dem Kriege legte er seine Würde wieder nieder. Oft war ein Volkshäuptling im Kampf mit der Gemeinde und unterlag dann entweder und räumte einem Andern den Platz, oder er siegte und gründete sich auf diese Weise eine Fürstenherrschaft, die erblich wurde. Doch bedurfte ein erblicher Fürst entweder der Anerkennung und Bestätigung durch das Volk, oder das Volk wählte den Nachfolger aus den Gliedern des fürstlichen Geschlechts, und nur wenn das fürstliche Geschlecht ausgestorben war, übertrug das Volk einem ausgezeichneten Gemeinfreien das Fürstenamt.

Des Fürsten eigentliche Stellung war in der Gaugemeinde an der Spitze des Stammes, und als Stammfürst war er im Frieden Richter, im Krieg Führer der Hün- derte, daher verschieden von dem Herzog, der an der Spitze der Landsgemeinde oder des gesamten Volksheeres stand.

Einen eigentlichen Priesterstand mit vorwiegendem politischen Einfluß, wie bei den Galliern, gab es bei den alten Deutschen nicht: jeder Hausvater war zugleich Hauspriester, und bei manchen Völkerschaften verrichtete der Gauborsteher selbst das Opfer für die Gemeinde.

20. Wichtige Angelegenheiten des Ortes, des Gau's, des Landes wurden zuerst von den Vorstehern berathen und sodann der betreffenden Orts- oder Gau- oder Landesversammlung zur Entscheidung vorgelegt; bei den Volksversammlungen hatten nur alle Volkfreien das Recht und die Pflicht, zu erscheinen. Die Zusammenkünfte wurden im Freien bei Tage, öfters auch zur Nachtzeit, in den heiligen Zeiten des Neu- und Vollmondes, an einern geweihten Orte (unter einer geweihten Eiche oder Linde, oder bei einem großen Steine) gehalten, welcher Markstatt oder Thing (Dingstatt) hieß, wo gedingt d. i. berathen oder verhandelt wurde. Ordnung und Stille bei der

Berathung hielt der Oberpriester aufrecht. — Auf Kriegszügen freilich trat die Gauverfassung mit der Volksverfassung zurück, und der Kriegsfürst konnte deshalb seine Macht mehr befestigen; trat Niederlassung im eroberten Lande ein, so trat auch, bei den Gothen wenigstens, jene Volksverfassung wieder hervor.

Von der Volksversammlung giengen alle Gesetze aus. Die Gesetze ruhten auf Gewohnheitsrecht und Herkommen, und pflanzten sich mündlich in kurzen Sprüchen, oder auch durch die oben erwähnte Runenschrift fort. Die Strafen für Verletzungen an Leben, Leib, Gut, Ehre, Freiheit bestanden in Schadenersatz (an Geld, Vieh etc.), welcher Wergeld hieß und sich theils nach dem Geschlecht und Stand des Beschädigten sowohl als des Beleidigers, theils nach dem Werth des beschädigten Gegenstandes richtete. Für die Beleidigung eines Weibes z. B. mußte das Doppelte und Dreifache des Werthes erlegt werden. Die Beschädigung eines Edelings wurde höher als die eines Gemeinfreien, die eines Freien höher als die eines Unfreien geschätzt; ein Weib wurde geringer als ein Mann, ein Freier geringer als ein Unfreier bestraft. Freiheit und Ehre galten höher, als Leben, Leib und Besitz. Oesters trat, wenn das Wergeld nicht gegeben oder nicht angenommen wurde, gemäß den roheren Sitten der Zeit (z. B. bei Ermordung eines nahen Verwandten) Selbsthilfe ein, welche sich zuweilen bis zu einer forterbenden Blutrache steigerte und unter den Betheiligten eine Art von geduldetem Kriegszustand, die Fehde, herbeiführte.

Wer nicht Wergeld geben konnte, mußte es abverdienen; doch Freiheit und Allod konnte ihm nicht abgesprochen werden, wie denn überhaupt das Hausrecht unbedingt heilig war, dessen Verletzung höher gebüßt wurde, als die nämliche außer dem Hause zugefügte Beleidigung. In Ermangelung anderer Beweise galt ein feierlicher Eid; oft entschied das Ordal (Gottesurtheil), das entweder in der Feuerprobe oder Wasserprobe, oder im gerichtlichen Zweikampfe bestand. Der letztere sollte zugleich der herrschend gewordenen Blutrache steuern, und bei seiner Anwendung durfte kein Niddingswert geübt werden, d. h. es mußte unter den Kämpfenden alles ehrlich zugehen; auch galt nach Beendigung des Kampfes keine weitere Rache. Leibesstrafe kam nicht vor, auch keine Freiheitsstrafe. Todesstrafe traf nur Feige, Verräther und Unzüchtige, und konnte nur von den Priestern im Namen des höchsten Gottes verhängt werden.

21. Da nur der Freie vom zwanzigsten Jahre an wehrfähig und jeder Wehrfähige kriegspflichtig war, so wurde schon von früher Jugend an der freie Deutsche zu kriegerischer Thätigkeit abgehärtet. Der Krieg wurde entweder aus Noth zur Vertheidigung oder um des Unterhalts willen oder aus Lust nach Beute und Ruhm geführt. Zu einem allgemeinen Kriege wurde der Heerbann (die Landwehr) aufgeboten.

Von einem Volkskriege verschieden ist das (bei Cäsar beschriebene) Aufgebot Freiwilliger zu einem Beutezug, der außerhalb des eigenen Landes meist zur Kriegszübing der jungen Mannschaft vorgenommen wurde. Dieses Aufgebot ist aber nicht zu verwechseln mit der (bei Tacitus vorkommenden) Einrichtung des Gefolges (Gafindi, comitatus) d. i. der Waffengefährtschaft, die sich um einen Fürsten dadurch bildete, daß sich ihm kriegsbewährte

und auserlesene Kämpfer in verschiedenen Rangstufen der Tapferkeit und Waffenkunst angeschlossen und sich ihrem Gefolgsherrn auf Leben und Tod verpflichteten. In ein solches Gefolge, das im Krieg wie im Frieden den Fürsten umgab, traten auch junge Söhne der Edlen oder verdienter Väter, um ihre Kriegsschule zu machen.

Im Frieden begründete ein zahlreiches tapferes Gefolge die Macht und das Ansehen eines Fürsten im In- und Auslande. In der Schlacht hatte es die Pflicht, an der Seite seines Gefolgsherrn (der ein Stammfürst oder Herzog oder König sein konnte) nur für ihn und seinen Ruhm zu kämpfen; ihn zu verlassen oder auch nur zu überleben, war ein unausstilgbarer Schimpf. Die Glieder des Gefolges erhielten von ihm alles, was zur Kriegserküstung gehört, und statt des Soldes Antheil an seinem Tisch und an der Kriegsbeute.

In der Heeresordnung bildete das Gefolge eine auserlesene Schar; bei den Eroberungszügen der Völkerverwanderung, bei welchen die Kriegshaufen eines Fürsten oft zu ganzen Völkerhaufen heranwuchsen, wurde der Gefolgsherr zu einem eigentlichen Heerkönig, dessen Gefolgsmitglieder als Zehentgraven (decani), Hundertgraven (centenarii) und Graven (comites) oder Herzoge (duces) den verschiedenen Heeresabtheilungen vorgefetzt waren.

22. Die Religion war nicht ein bloßer Naturdienst, sondern Verehrung von Göttern, und in ihrer Götterlehre treten entschieden sittliche Richtungen hervor, wie schon ihr Glaube an Unsterblichkeit beweist. In frühester Zeit verehrten sie Sonne, Mond und Sterne, sowie die Erde, das Feuer und andere Elementarkräfte, später persönliche Gottheiten. Nach der Götterlehre der nordischen Germanen, die in der Edda (einer Sammlung altnordischer Sagenlieder) enthalten ist und in ihren Grundanschauungen auch für ihre übrigen deutschen Stammesbrüder Geltung haben mag, stand über dem ganzen All der unsichtbare, sich selbst gleiche, ewige Schöpfer desselben genannt Allfatur, d. i. Allvater, aus welchem ein von ihm abhängiges Göttergeschlecht samt der Welt hervorgieng. An der Spitze dieser Götter stand Wodan (althochdeutsch Wuotan, altnordisch Odin), auf den der Beiname Allfatur übergieng, und der mit seinem einzigen Auge auf das Thun der Menschen herabschaut und ihre Geschicke lenkt, insbesondere Sieg verleiht. Ihm durften am jährlichen Bundesfeste der Sueven bei den Semnonen auch Menschen (Kriegsgefangene) als Opfer fallen; doch nur ihm allein, während bei den Kelten allen Göttern Menschenopfer gebracht wurden. Ihm war der Mittwoch geweiht (der bei den Engländern als Germanen noch heute wednesday d. i. Wodanstag heißt). Es unterstützten ihn noch zwölf andere Götter, Aesen genannt, in der Weltregierung.

Wodan's Gemahlin, die Göttermutter, hieß Frea oder Fria (altnordisch Frigg a), die Göttin der Ehe und Ordnerin des Hauses. Wodan's zwei vornehmste Söhne hießen 1. Tyr (althochdeutsch Tiw oder Ziu), der Gott des Krieges oder Kriegsrühms, dessen Namen sich in Deutschland nur in Dienstag, Dienstag, Dienstag, dies Martis erhalten hat; man dachte sich ihn ohne Gemahlin und ohne Söhne; 2. Thor (statt Thonr, althochdeutsch Donar oder Thunar), der Gott des Donners, dessen Andenken sich erhalten hat in Donnerstag, Donnersberg. Von diesen drei Haupt oder obersten Göttern nennt die nordische Lehre Wodan den Höhen, Tyr den Gleichhöhen und Thor den Dritthöhen. (Auch die Kelten und Slaven haben eine Götterdreieheit.) — Zur zweiten Göttergruppe gehören Freyr oder Frey d. i. Herr (goth. Fraujo, althochdeutsch Framo oder Fro) der freundliche Sonnengott, Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit, dessen Hauptfest — Sol oder Jul — zur Zeit der Sommer Sonnenwende mit Eber-Opfern

gefeiert wurde. Seine Schwester war Freja, d. i. die Herrin (gothisch *Frauja*, Frau), die Göttin der Liebe; ihr war der Freitag gewidmet; zu ihrer Begleitung gehörten vornehmlich: Snotra, die Göttin der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, und Gefjona, die Göttin der Unschuld und Jungfräulichkeit. — Wodan's übrige Söhne sind minder mächtig; unter ihnen aber stehen hervor Baldr oder Balr d. i. Held oder Fürst, der schönste, beredteste, weiseste und sanfteste unter den Äsen, dessen Gemahlin Ranna war, die Kühne, Muthige; Braga oder Bragi, der Gott der Dichtkunst und Wohlredenheit mit seiner Gemahlin Iduna oder Idun, der Göttin der Jugend und Unsterblichkeit; Forsete, der Gott des Friedens und des Rechts, u. a. — Als der zwölfte dieser Äsen, von denen jeder zugleich einem Monat vorgesetzt war, erscheint der hübsche, aber lug- und trughafte Loki, der die Gestirne in ihrem Niedergang vorstellt und zum Gegner den Äsen Heimdallr hatte, unter welchem die Gestirne des Aufgangs standen.

Neben diesem Göttergeschlechte und im Wechselverhältniß mit ihnen erscheint das Geschlecht der Riesen und das Geschlecht der Zwerge. Während die Götter geistige Gewalten sind, sind die Riesen die personificierten Elemente oder die großen Naturgewalten. Der Kampf mit dieser Riesenwelt ist die Aufgabe Thor's, der als die personifizierte Kraft der Sommer Sonne (und der menschlichen Kultur) jene rohen Naturgewalten besiegt. Der Riesenheimat gehören auch die drei über die Menschen- und Götterwelt waltenden Schicksalsgöttinnen an, die Nornen, von welchen Urd die Vergangenheit, Verande die Gegenwart und Suld die Zukunft darstellt. — Die Zwerge, kleine, kräftvolle, kluge Geister, sind die personificierten kleinern Regungen der Natur, besonders die im Schooße der Erde wirkenden Naturkräfte: sie bewohnen das Innere der Erde, besonders der Berge, wo sie die Metalle hüten und sich als Kobolde den Menschen verführerisch erweisen. — Verwandt mit den Zwergen, aber doch unterschieden von ihnen, sind die Elfen, gute Naturgeister, in Freyr's Heimat, heller als die Sonne, daher Lichtelfen, zum Unterschied von welchen die Zwerge Schwarzelven heißen.

So dachte sich denn der alte Deutsche vier Reiche: das Reich der Götter, Asaheim; das Reich der Menschen, Mannenheim; das Reich der Riesen, Jötunheim, und das Reich der Zwerge, Alfheim. Mannenheim und Asaheim sind durch die Regenbogenbrücke verbunden, auf welcher die Götter zu den Menschen herabsteigen, die Seelen der Menschen aber in den Himmel gehen. — Zu diesen vier Reichen oder Heimen kam dann noch eine Außenregion im Süden, Muspellheim; das Reich des Surtur, wo Licht und Feuer, und eine Außenregion im Norden, Niflheim, das Reich der Hela (Hölle), wo Kälte und Nebel herrscht. Ein heiliger Weltbaum, die heilige Esche Yggdrasil, ragt (nach der nordischen Lehre), mit drei weitreichenden Wurzeln, von denen die eine über den unter ihr wohnenden Menschen hinweg nach Asaheim, eine zu den Riesen, eine nach Nibel- oder Niflheim reicht, über den Himmel empor und treibt ihre Äste über das Weltall. Die alten Sachsen aber stellten sich statt eines Baumes eine (vielleicht aus dem Stamm einer Esche gemachte) Säule vor, die sie Irminsul nannten, gleichsam die Weltstütze, die durch alle jene Heime läuft und das Weltall aufrecht erhält: beides, Baum wie Säule, ein Bild der das Weltall auch durch allen Zeitenwechsel hindurch aufrecht haltenden Lebenskraft der Natur.

Von der Edda oder Sammlung altnordischer Sagenlieder, in welcher diese Götterlehre sich findet, giebt es eine ältere und eine jüngere. Die ältere wurde um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf Island von Sæmund Sigfusson gesammelt und aus der Runenschrift in die lateinische Buchstabenchrift umgeschrieben: sie enthält 32 Götterlieder und 3 Beirlieder. Die jüngere Edda ist größtentheils von dem Sagmann Snorre Sturleson, der 1291 starb, in ungebundener Rede verfaßt und enthält die Asalehre d. i. ein Lehrbuch der altnordischen Mythologie und eine Anweisung zur Dichtkunst, welche viele Belegstellen aus verloren gegangenen Götter- und Heldenliedern enthält.

23. Diesen ihren Göttern, von denen sich nur Hie und da Bildnisse aus späterer Zeit fanden, dienten die alten Deutschen auf den heiligen Bergen oder in heiligen Hainen, besonders unter Eichen, zum Theil auch an Seen, Flüssen und Quellen. So wurde (nach Tacitus) besonders auf der Insel Rügen das Bild der Erdmutter Pertha (Jörðha, Nerthus) jährlich auf einem mit Kühen bespannten Wagen an einen See gefahren und von Sklaven

gewaschen, die nachher in die See geworfen wurden. Tempel kamen in späteren Zeiten und nur im hohen Norden vor.

Der heiligen Festzeiten gab es drei große im Jahre, wobei Sühnopfer gebracht und mit dem Thieropferblute die Opferstätte und Opferversammlung beprengt wurde. Diese Feste waren 1. das Sol- oder Julfest zu Weihnachten, wo nach ihrer Vorstellung während der zwölf längsten und dunkelsten Nächte des Wintersonnensstillstands die ganze Götter- und Geisterwelt auf der Erde ein reges Wesen treibt; 2. das Osterfest zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche — bei den Völkern des Nordens; dagegen bei den Völkern im Süden das Fest des Sommersonnensstillstands am Johannisstag, wobei dort, wie hier, besonders auf Bergen, Feuer angezündet wurden, die nachmals sogenannten Oster- oder Johannisfeuer, welche ein Sinnbild der Sonne waren; 3. das Herbstfest, das dem Gotte Thor geweiht gewesen zu sein scheint (das nachmalige Kirchweihfest). — Sonstige heilige Gewohnheiten und Bräuche kamen noch bei unzähligen Gelegenheiten und Anlässen vor, und viele derselben haben sich bis in die christliche Zeit hinein erhalten.

Ihre Todten begruben sie; nur die Leichname sehr vornehmer oder berühmter Personen wurden verbrannt. Um ihre Hingegangenen weinten sie nicht lange; desto länger behielten sie dieselben in lebendigem Andenken. Sie glaubten an ein Jenseits. In dem Götterhimmel, Asgard genannt, befindet sich die schöne Himmelsburg Walhalla, in welcher die im Kampfe ehrlich Gefallenen aufgenommen wurden, um unter Wodan selbst alle Tage ihre Kämpfe fortzusetzen und darauf beim Trinkelage sich am Gesang der Escalen zu ergözen; in die übrigen Himmelsräume kamen die Weiber und Kinder. Die nicht im Kampf Gefallenen, oder die beim Kampf Niedrigswert getrieben d. i. schlechte Kunstgriffe gebraucht hatten, und alle übrigen Ehrlosen wurden nach Niflheim in das traurige Reich der grimmen Hela gewiesen.

Eigenthümlich tritt in dem Glauben der alten Deutschen die Lehre von dem Untergang der jetzigen sichtbaren Welt hervor, welche (der Edda zufolge), wenn Loki, der böse Gott, von den übrigen Göttern unten in der Tiefe der Erde wird eingeschlossen sein, in Feuerflammen aufgehen soll, worauf dann Allvater einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird, in welcher kein Uebel ist. (S. u. §. 90.)

Dies waren die Eigenschaften desjenigen europäischen Völkerstammes, den sich Gott, seit er sein Heil von seinem abgefallenen Bundesvolke weg den Heiden zuzuwenden für gut fand, vorzugsweise zum Werkzeuge seiner das Wohl der Menschheit bezweckenden Absichten ausersehen hatte. Bald nach seinem Eintritt in die Geschichte konnte dieser Stamm wegen seiner ungeschwächten Körper- und Willenskraft den äußern Kampf mit dem damals weltbeherrschenden Römervolke aufnehmen und später wegen seiner größern Gemüthsstiefe und Sitteneinfalt der Hauptvermittler einer neuen Bildung und Gestaltung werden, deren Seele das Christenthum ist. Bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. aber lag dieses germanische Volk, den gebildetsten Nationen der damaligen Zeit noch völlig unbekannt und unerforscht, hinter seinen dunkeln Wäldern und nebeligen Bergen, aus welchen es, als seine Zeit kam, hervorbrokeh und mit seinem Erscheinen den Anbruch einer neuen Zeit verkünden sollte.

Kap. 4. Der Kampf der Cimbern und Teutonen mit den Römern.

Hist. Atlas, Tab. VII.

24. Rom's Herrschermacht hatte gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus schon einen solchen Umfang erreicht, daß ihm keine andere Macht mehr widerstehen zu können schien. Von Italien aus, dessen verschiedenartige Völker in ununterbrochenen Kämpfen allmählich von ihm zu einem Ganzen vereinigt worden waren, hatte es schon Sicilien, Macedonien und Griechenland, Nordafrika, die spanische Halbinsel und einen Theil von Südgallien nebst den Alpenländern an der nördlichen, nordwestlichen und nordöstlichen Grenze Italiens erobert.

Aber mit dem übermäßigen Wachsthum seiner äußern Größe sanken zu sehends die innern sittlichen Stützen seines Machtbestandes dahin. Denn je mehr es durch die Unterjochung anderer Völker dem Gipfel seines Glücks zueilte, desto gewisser gelangte es an den Abgrund, welcher es samt der seit so vielen Jahrhunderten angehäuften blutigen Siegesbeute allmählich verschlingen sollte. Je gewissenloser das Volk der Römer seine sinnlichen Lüste zu befriedigen trachtete, so daß für Geld jede Tugend feil war, und je willkürlicher es die von ihm bezwungenen Völker behandelte, desto drohender nahte das Strafgericht der ewigen Gerechtigkeit, die es schwer zu verletzen fortfuhr.

Eben als die wenigen Edlen, die Rom noch besaß, beim kränkenden Anblick des Unrechts, das die Reichen und Vornehmen an den Armen und Unterdrückten verübten, ihrem Versuche, den Staat zu verbessern und das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, erlegen waren, und kurz darauf Rom's Venter sich nicht scheuten, bei Gelegenheit der Unthaten eines der römischen Vasallen (des Jugurtha) der Welt das Beispiel der verworfensten Bestechlichkeit und dadurch das Zeugniß zu geben, wie reif die römische Welt schon damals dem Gerichte des Verderbens war: da hörte man plötzlich „das Rauschen des Volksstroms“, dem von Gottes Vorsehung das Amt werden sollte, mit seinen rächenden Fluten allmählich den verderbten römischen Erdkreis zu überströmen und den Boden zu neuen Staatenschöpfungen vorzubereiten.

25. Aus dem Norden von Deutschland kommend, erschienen ohne vorausgegangene Kunde plötzlich an der Nordostgrenze Italiens im Jahre 113 die Cimbern (Kempen, Kämpfer). Sie waren zuerst in die Gegenden des schwarzen Meeres, von da gegen Westen die Donau entlang gezogen, hatten sich, als sie von den im heutigen Böhmen wohnenden Bojern zurückschlagen wurden, nach Südwesten gewandt und drangen in Noricum (das heutige Krain und Kärnten) ein. Ihre ungemeine Leibesgröße, welche durch Büsche und schreckbare Thiergebilde auf den Helmen noch riesiger erschien, ihr trotziger Blick, ihre ungewöhnliche Bekleidung, theils mit Wildfellen, theils mit Eisenpanzern, ihre eigenthümliche Bewaffnung mit Keulen, mannhohen Schilden und langen Schwertern — alles an ihnen flöhte dem römischen Heere, das sich in den Alpen unter dem Consul Papirius Carbo ihnen entgegenstellte, einen solchen Schrecken ein, daß es keinen offenen Kampf gegen sie wagte. Um aber ihren Durchzug und den Abfall der Alpenvölker zu verhindern, suchte Carbo sie durch falsche Wegweiser in einen Hinterhalt zu locken und

überfiel sie in den flehrischen Gebirgen. Empört über den Verrath schlugen sie das römische Heer bei Noreja (113 v. Chr.) so völlig, daß Carbo nur unter dem Schutze eines Gewitters entkam.

Hierauf durchzogen sie das Land zwischen der Donau und den Alpen. Auf diesem Zuge schlossen sich zwei helvetische Stämme, die Tiguriner und Tognener, sowie die Ambronener, deren Abstammung und frühere Wohnsitze man nicht kennt, an sie an.

26. Diese ungeheuren Massen von Krieger, Weibern und Kindern wendeten sich darauf dem Rhein zu, von wo aus sie plündernd und verwüstend das Land der Gallier durchzogen und sich in den Rhonegegenden ausbreiteten. Zum Schutze ihrer erst kürzlich im südlichen Gallien erworbenen Provinz schickten die Römer nacheinander vier Heere gegen sie, welche sämmtlich geschlagen wurden. Nachdem das erste unter dem Consul Silanus bei Massilia (Marseille) 109 eine furchtbare Niederlage erlitten hatte, wurde bald darauf ein zweites römisches Heer, das über die Alpen gesandt worden war, von dem heldenmuthigen Führer der Helvetier, dem Tiguriner Diviko, bei Genf, 107 v. Chr., so auf's Haupt geschlagen, daß der römische Consul Cassius Longinus fiel und sein Legat C. Piso mit dem Ueberreste des Heeres durch's Joch gehen mußte. Endlich wurden im Jahre 105 die beiden vereinigten Heere der Consuln Cäpio und Manlius von den Cimbern bei Arausio (Orange) an der Rhone bis zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres geschlagen, so daß von 80,000 Kriegsmännern und 40,000 Tröcknechten nur die beiden römischen Feldherrn mit 10 Mann entkommen sein sollen, um ihre eigene Schmach in Rom zu verkünden.

Da wurde die ganze Römerwelt von einem Schrecken ergriffen, der mit der Bezeichnung „cimbrischer Schreck“ für alle Zeiten zum Sprichwort wurde.

27. Um Rom von dem drohenden Untergang zu retten, bedurfte es nicht nur eines neuen Heeres, sondern auch eines erfahrenen Feldherrn, der sich unter den Patriciern nicht finden ließ. Daher bezwangen diese für diesmal ihre Eifersucht und stimmten selbst mit dem Volke für den Plebejer Marius, einen rauen, geld- und ehrgeizigen, aber tapfern und unermüdet thätigen Kriegsmann, der eben als Consul einen Krieg Rom's mit Afrika durch die Befiegung des numidischen Königs Jugurtha glücklich beendet hatte. Derselbe wurde (gegen das Gesetz, daß keiner vor dem zehnten Jahre wieder gewählt werden dürfe) gleich für das folgende Jahr wieder Consul.

Zum Glück für Rom wandten sich die Cimbern wider Vermuthen nicht nach Italien, sondern über die Pyrenäen nach Spanien. Die dadurch gebene Frist benutzte Marius und schuf in Eile ein neues großes Heer, das er, mit dem eigenen Beispiel der Entbehrung und Anstrengung vorangehend, durch unermüdete Uebungen an strenge Ordnung und Kriegszucht gewöhnte, woran es allen vorigen Heeren gemangelt hatte, nachdem der feste Mannesinn, der Rom in der alten Zeit ausgezeichnet hatte, längst dahin war.

Unterdessen waren die im Jahre 102 v. Chr. aus Spanien zurückgetriebenen Cimbern nach dem belgischen Gallien gezogen, hatten sich dort mit den Teutonen vereinigt und beschloßen, in zwei Abtheilungen nach Italien zu

ziehen: die Cimbern und Tiguriner durch die Tyroler Alpenpässe, die Teutonen und Ambronen von der Rhone her. Jenen wurde der Consul Catulus, diesen der viermal nach einander zum Consul gewählte Marius entgegengestellt.

Marius mied eine offene Feldschlacht, um seine Römer in wohlverschanztem Lager (an der Rhonemündung) erst an den Anblick der furchtbaren Feinde zu gewöhnen. Vergeblich bestürmten die Teutonen und Ambronen sein Lager; vergeblich forderten sie ihn höhrend zum Kampfe heraus. Laut spottend über die vermeinte Feigheit der Römer zogen sie endlich in einem sechs Tage lang andauernden Zuge am römischen Lager vorüber, um geradezu nach Italien zu gehen. Marius aber rückte ihnen auf Seitenwegen rhone-
 102 aufwärts nach, und nicht lange, so erfolgte die Schlacht bei Aquä Sextia v. Chr. (dem heutigen Aig), die mit dem Untergang der Teutonen endete.

Die Teutonen hatten sich in einem Thale gegen das Gebirg hin, die Ambronen zunächst an dem Flüßchen gelagert, welches das Thal durchfloß; Marius hatte eine Anhöhe besetzt, welche die Thal-Ebene beherrschte, und seinen durstigen Soldaten, um nicht vor vollendeter Befestigung seines Lagers in einen Kampf verwickelt zu werden, verboten, zu dem Fluß hinabzugehen. Dessen ungeachtet giengen einige römische Truppscharen hinunter, um Wasser zu holen, und geriethen dabei mit einigen der im Flusse badenden Ambronen in Streit; daraus entspann sich durch die von beiden Seiten zu Hilfe Eilenden ein Treffen, in welchem die Ambronen geschlagen wurden. Die einbrechende Nacht war den Römern und selbst dem kühnen Marius durch das Kriegsgeheul schrecklich, daß, aus dem Lager der Deutschen herüberhallend, einen nächtlichen Angriff auf das noch nicht ganz besetzte Lager befürchten ließ.

Da beschloß Marius für den kommenden Tag eine Schlacht. Noch in der Nacht entsandte er einen Hinterhalt von 3000 Auserlesenen, und am Morgen stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Jetzt stürmten die Teutonen den Hügel herauf, aber athemlos und in Unordnung oben angekommen, wurden sie wieder hinuntergedrängt, und da ihnen zugleich jener Hinterhalt in den Rücken fiel, so fanden sie in dem Doppelangriff ihren Untergang, die Meisten wurden erschlagen; ihre Weiber, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit auf ihren Karren gewehrt hatten, tödteten sich und ihre Kinder selbst; ihr riesiger Herzog Teutobod (Teutoboch) wurde gefangen, um späterhin den Triumphzug des Siegers zu schmücken. Eben als Marius das übliche Dankopfer für diesen Sieg brachte, erhielt er die Botschaft, daß er zum fünften Mal zum Consul erwählt worden sei.

28. Indessen waren die Cimbern durch die Tyroler Gebirge über den Brenner gezogen und, zum Theil auf ihren Schilden die Eisberge hinabfahrend, in die tridentinischen Thäler eingedrungen. Die helvetischen Stämme waren im Gebirge zurückgeblieben und begaben sich später in ihre Heimat zurück. An der Etsch hatten die Römer ein festes, durch eine Brücke verbundenes Doppellager unter dem Oberbefehl des Consuls Catulus. Dort angekommen trieben die Cimbern oberhalb der römischen Verschanzungen Baumstammflöße, mit Felsstücken beschwert, den Fluß hinab gegen die Brücke, nach deren Zertrümmerung die Römer in den jenseitigen Schanzen ohne einen Schwertschlag flohen, so daß selbst Catulus Mühe hatte, die schimpfliche Flucht wenigstens in einen geordneten Rückzug zu verwandeln. Nur die Römer in den diesseitigen Schanzen vertheidigten sich, weil ihnen keine Flucht offen stand, so tapfer, daß ihnen die Deutschen freien Abzug gewährten.

Nach der Eroberung dieses Lagers verbreiteten sich die Cimbern unaufhaltsam über die herrlichsten Gefilde Oberitaliens, in dessen Ueberflusse sie aber auch fast bis zur Verweichlichung schwelgten.

Dadurch ließen sie dem Marius Zeit, sich am Po, wohin er sein Heer von Aquä Sergia her geführt hatte, mit dem Catulus zu vereinigen und den Cimbern entgegen zu rücken. Diese schickten einstweilen Gesandte an Marius und verlangten Land für sich und ihre Brüder, die Teutonen, deren Untergang ihnen zwar gemeldet worden war, aber nicht von ihnen geglaubt wurde. Als ihnen Marius antwortete, die Teutonen hätten schon Land erhalten, worin sie für immer gut ruhten, und zur Erläuterung dieser Worte den gefesselten Teutobod nebst andern teutonischen Gefangenen vorführen ließ, da forderten des andern Tags die Cimbern mit verachtendem Grimm durch ihren Herzog Bojorich den Marius auf, Ort und Zeit zum Kampf zu bestimmen. Marius ließ sich dazu herbei, und so kam es nach drei Tagen zur **Schlacht** 101 auf der raudischen Ebene (wahrscheinlich in der Gegend von Bercellä, jetzt Bercelli), in welcher auch die Cimbern ihren Untergang fanden.

Rebel bedeckte die Gegend. Marius hatte mit 32,000 Mann die beiden Flügel, Catulus mit 28,000 M. die Mitte des römischen Heeres inne. Die Cimbern bildeten mit 150,000 M. zu Fuß ein großes, festes Biviere und deckten es mit 15,000 gepanzerten Reitern, die den Angriff machten und durch verstellte Flucht die verfolgenden Römer so weit heranzogen, daß das ganze deutsche Fußvolk ihnen in den Rücken fiel und schon der Sieg gewonnen schien.

Da gelobte Marius den Göttern Roms große Opfer, und als plötzlich Sonne und Wind den Rebel zerkleinerten, rief Marius: „der Sieg ist mein!“ und mit erneutem Muthе führten die Römer in den Kampf. Den Cimbern aber war Sonne, Wind und Staub entgegen, und nichts half ihnen ihre gewohnte Tapferkeit, nichts, daß sich ihre vordern Reihen Mann für Mann mit Ketten aneinander gebunden hatten, um nicht zu weichen: sie wurden dadurch nur um so eher niedergestreckt. Bojorich fiel unter den ersten; 90,000 erschlagene Cimbern bedeckten das Schlachtfeld; die übrigen flohen in ihr Lager, wo durch die Verzweiflungswuth der in Trauergewänder geküllten Weiber ein neuer Kampf entbrannte, in welchem die Cimbern vollends erlagen, und ihre Weiber, um der Knechtschaft der Römer zu entgehen, ihren eigenen Kindern und sich selbst den Tod gaben. Ein Theil der Cimbern entkam in die Alpen. —

(Hinter Roveredo, in Trembelleno, Terraguolo und Ball Arso am Reno wohnen noch heute, wie man glaubt, Abstammlinge der Cimbern, welche bei dieser Schlacht in die benachbarten Tyrolerberge zurückgedrängt worden waren. Ihre rauhe Lebensweise, ihre niedrige Bildungsstufe und ihre barbarische Sprache, verbunden mit ihrer kräftigen Geradheit, lassen mit Grund auf solche Abstammung schließen. — Bekanntlich sind die Bewohner der sieben und der dreizehn Gemeinden in den venetischen Alpen als Nachkommen der Cimbern. So lange Venedig die Hoheit über sie hatte, erhielt es diese Deutschen bei ihrer Sprache; seitdem aber verliert sich dieselbe unter ihnen).

Durch diesen Sieg hatte Rom nicht nur seinen Ruhm und sein Land, sondern auch seine Gesetze, Sitten, Künste und Wissenschaften, und was Bedeutendes von dieser Weltstadt auf uns gekommen ist, gerettet, und Marius wurde mit Recht von seinem Volke der dritte Gründer Rom's genannt. Denn noch nicht hatte Rom seine volle Sendung in der Geschichte erfüllt, und auch die germanische Welt, welcher jene Vorboten göttlicher Strafandrohung angehört hatten, war zum Antritt der ihr von der Vorsehung bestimmten Erbschaft der römischen Errungenschaft noch nicht reif gewesen.

Nichts desto weniger konnte Rom ahnen, von wem und von wo aus ihm von nun an stets die schwerste Gefahr drohen werde.

Der Zug der Cimbern und Teutonen ist übrigens das erste Kennzeichen, daß vielen germanischen Völkerschaften ihre früher eingenommenen Sitze bereits zu eng ge-

worden waren. Seit dieser Zeit zeigte sich ein beständiges Fortrücken germanischer Stämme nach dem Süden und Westen, so daß man annehmen kann, daß die sogenannte Völlerwanderung, deren Eintritt man in das 4. Jahrhundert n. Chr. zu setzen gewohnt ist, schon hundert Jahre v. Chr. ihren Anfang genommen hat und im 5. Jahrhundert n. Chr. nur zu ihrem Ziele gekommen ist.

Kap. 5. Römische Herrschaft am linken Rheins und am rechten Donauufer.

Hist. Atlas, Tab. VII.*

29. In der darauf folgenden Zeit waren die Römer durch einen schrecklichen Bürgerkrieg, welchen der Ehrgeiz des Marius, der an der Spitze des niederen Volkes stand, und des Sulla, der die Rechte der alten Geschlechter verteidigte, herbeigeführt hatte, zerspalten und mit sich selber beschäftigt, so daß Rom der Schauplatz großer, aus Rache, Blutdurst und Habguth begangener Verbrechen wurde, und im Verlaufe dieses Parteikampfes 33 gewesene Consuln, 200 Senatoren und viele andere Beamte, dazu 150,000 römische Bürger theils durch das Schwert, theils durch das Richtschwert umkamen. Während jener Zeit war Ruhe an den Alpen und von dem, was hinter den Alpen bei den Deutschen vorgieng, möchte es hinreichend sein, zu erwähnen, daß ein Theil der Stämme aus Deutschland nach den Inseln zwischen der Waal und der Maas zog, und ein Theil der Sueven glückliche Kriege gegen die Helvetier führte.

Nun aber trat ein Ereigniß ein, welches die Römer wieder in nähere Berührung mit den Deutschen brachte. Es zog nämlich Ariovist, ein Fürst der Sueven, anfangs mit 15,000 Mann über den Rhein in das gallische Gebiet, dessen Völkerschaften ebenfalls noch nicht in einem Gemeindeverbande, sondern gleich den spanischen in beständigen Fehden mit einander lebten. Er war von den Sequanern, einem mächtigen Volke in Gallien, das von der Saone bis zum Jura und den Vogesen wohnte, gegen die Häduer, die nördlich von der Saone bis zur Loire wohnten, zu Hilfe gerufen worden. Bald hatte sich die Zahl dieser Germanen auf 120,000 vermehrt, und als er die Häduer besiegt hatte, ließ er sich wider den Willen der Sequaner in gallischen Gauen (dem nachmaligen Burgund) nieder. Schon wollte er den Sequanern auch das zweite Drittheil ihres Landes nehmen, als die Gallier in der Besorgniß, es möchten alle Germanen über den Rhein kommen und sie aus ihrem Lande verjagen, sich um Hilfe an den römischen Feldherrn Julius Cäsar wandten, der eben mit einem Heere an der Grenze zwischen Helvetien und Gallien stand.

Cäsar nämlich, der darauf ausging, sich in Rom mit Hilfe der Volksgunst die höchste Gewalt zu verschaffen, hatte sich, um allmählich zu diesem Ziele zu gelangen, mit Pompejus und Crassus zu dem sogenannten Triumvirat verbunden. Um sich vorher ein Heer, Ruhm und Geld zu verschaffen, hatte er sich das cis- und transalpinische Gallien nebst Illyricum als Provinzen zur Verwaltung geben lassen, weil er nach der Voraussagung Cato's eine „Zwingburg der Republik“ daraus machen wollte, während Pompejus in Rom blieb, um sich durch allerlei Künste im Herzen des römischen Volkes festzusetzen.

Gallien, soweit es damals von den Römern noch nicht bezwungen war, theilte sich in drei Theile: 1. in Aquitanien, von den Pyrenäen an bis zur Garonne; 2. in das eigentliche Gallia oder Stammland der Kelten, von der Garonne bis zur Seine und zu den Alpen; 3. in das Land der Belgen, von der Seine bis an den Niederrhein.

Die vielen keltischen Völkerschaften dieses Landes lebten in keinem Gemeinverband, sondern in häufigen Fehden unter einander, wodurch es einem Feinde, der wie die Römer in der Kriegskunst so überlegen war, leicht wurde, mittelst Unterdrückung eines Volksstammes durch den andern ihrer Herr zu werden. — Eben hatte Cäsar, ehe er Gallien betrat, die Helvetier, welche in Masse auf einem Auswanderungszuge nach Gallien begriffen waren (wo sie sich, weil ihnen ihr Land zu klein und die Nachbarschaft der Deutschen zu gefährlich war, niederzulassen gedachten), bei Vindicta gänzlich geschlagen und wieder in ihre Heimat zurückzukehren gezwungen, weil er doch lieber die Helvetier als die Deutschen zu Nachbarn des römischen Reiches haben wollte. — Voll Bewunderung über diesen Sieg Cäsar's kamen die Häupter fast aller gallischen Stämme in sein Lager und baten ihn, sich ihrer gegen die übermüthige und harte Behandlung des Ariovist anzunehmen und sie von den eingedrungenen Deutschen zu befreien.

30. Cäsar, dem diese Aufforderung ein willkommenes Anlaß war, sich in die Angelegenheiten der Gallier zu mischen und sich zu ihrem Herrn zu machen, ließ Ariovist zu einer Unterredung einladen. Und als dieser ihm sagen ließ, er solle vielmehr zu ihm kommen, was ihn denn dieses sein Gallien angehe? so forderte ihn Cäsar auf, sein Kriegsvolk mehr über den Rhein zu führen und die gallischen Geiseln frei zu geben.

Ariovist antwortete, er schreibe den Römern nichts vor, werde sich aber auch von ihnen nichts vorschreiben lassen; noch nie habe jemand mit ihm, als nur zum eigenen Verderben, gestritten; gelüste es Cäsar darnach, so solle er nur kommen, er werde erfahren, was die unüberwindlichen Deutschen vermöchten, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen seien. Zugleich näherte sich Ariovist der reichen Hauptstadt der Sequaner Besontio (Besançon).

Aber Cäsar kam ihm zuvor, besetzte die Stadt und dachte auf eine entscheidende Schlacht. Da bemächtigte sich des römischen Heeres — durch gallische Berichte von der Furchtbarkeit und Unüberwindlichkeit der Germanen — eine solche Muthlosigkeit, daß es Cäsar nicht in die Schlacht folgen wollte. Cäsar gewann aber durch Klugheit und Beredsamkeit das Ehrgefühl der Legionen wieder und führte sie gleich darauf gegen den Feind.

Die Deutschen waren nach der Ordnung ihrer Stämme aufgestellt, hinter ihnen die Wagen und Karren mit den Weibern und dem Gepäcke, um die Flucht zu erschweren. Ihre ungekürzte Tapferkeit, womit sie den ersten Angriff machten, scheiterte an der überlegenen Kriegskunst der Römer. Sie wurden geschlagen und flohen dem Rhein zu. So ward bei dem heutigen Mömpelgard im oberen Elsaß Ariovist von Cäsar besiegt, seine beiden 58 Frauen und die eine seiner Töchter kamen um's Leben, die andere ward gefangen; Ariovist selbst entkam auf einem Fahrzeuge über den Rhein, worauf man nie mehr etwas von ihm vernahm.

Nach diesem Siege verlegte Cäsar seine Legionen zu den Sequanern, um da zu überwintern, während er selbst nach Italien gieng. Da merkten die Gallier, daß auch die Römer es auf ihre Unterjochung abzähen, und vereinigten sich mit den Belgen zu einem Aufstand. Cäsar aber, durch die Aemter (die Bewohner der Gegend des heutigen Rheins) davon benachrichtigt, kam mit zwei neuen Legionen und brachte durch rasche Uebersälle ein Volk nach dem andern zur Unterwerfung. Nur die tapfern Nervier, die ihr Land durch Verhaue geschützt hatten, widerstanden kräftig, überfielen das römische Lager, trieben Cäsar's Reiterei in die Flucht und alles war verloren, wenn Cäsar sich nicht in die vorderste Reihe gestellt und, wie ein gemeiner Krieger stehend, den Andrang der Feinde so lange ausgehalten hätte, bis ihm neue Legionen unter dem Legaten Labienus zu Hilfe kamen und nun der Sieg auf die Seite der Römer sich neigte.

Obgleich die Nervier alles verloren sahen, widerstanden sie doch bis fast auf den letzten Mann, so daß Cäsar ihre Tapferkeit durch Schonung der übrig gebliebenen Greise, Weiber und Kinder ehrte und sie ungekränkt in ihrem Lande ließ. Dadurch wurde der Aufstand unterdrückt, und ganz Gallien (mit Inbegriff von Belgien und Aquitanien) schien sich dem Willen des Ueberwinders zu beugen.

31. Als hierauf im Jahre 55 v. Chr. zwei deutsche Völkerschaften, die Usipeter und Tencterer, von den Sueben verfolgt, über den Rhein nach Gallien hinübergingen, um sich dort (im heutigen Cleve und Geldern) neue Sitze zu suchen, so zog Cäsar unversehrt auch gegen sie, damit nicht die Gallier mit diesen Ankömmlingen gemeinschaftliche Sache gegen ihn machen möchten, und vernichtete beide Völkerstämme auf eine treulose Weise.

Diese Deutschen hatten ihm nämlich sagen lassen, sie wollten Freunde des römischen Volkes sein, wenn er ihnen verstatte, sich in Gallien niederzulassen; übrigens sei, außer den Sueben, niemand auf Erden, den sie sich nicht zu überwinden getrauten. Darauf antwortete er ihren Gesandten, sie könnten im Lande der Uhier Aufnahme finden und diese gegen die Sueben verteidigen helfen.

Ungeachtet ihrer Bitten, er möchte nicht vorrücken, bis sie alles seinem Rathe gemäß in die Ordnung gebracht hätten, that er es doch; und als ein kleiner Haufe Deutscher mit seiner starken Reiterei zufällig handgemein wurde, so hielt er sich vollends zu rücksichtslosem Verfahren berechtigt. Und obgleich sämtliche Fürsten und Häupter der Deutschen persönlich in Cäsar's Lager kamen und erklärten, jener Vorfall sei ohne ihr Wissen geschehen, so ließ doch Cäsar die Arglosen gleich festnehmen, überfiel das führerlose Volk in der vollen Sicherheit des Friedens und vertilgte es im eigentlichen Sinne gänzlich, so daß von 430,000 Köpfen keiner entrann. Als der Senat zu Rom wegen dieser That ein Dankfest beschloß, stimmte der alte Cato (von Utica) dahin, „man solle Cäsar den Barbaren ausliefern, um die Strafe des verletzten Völkerrechts von der Stadt Rom auf das Haupt des Frevelers zu wälzen.“

Nur ein Theil der Reiterei der Usipeter und Tencterer, der während jener Niederlage auf einem Streifzuge gewesen war, hatte über dem Rhein bei den Sigambren Aufnahme gefunden. Weil diese die Geflüchteten nicht ausliefern wollten, beschloß Cäsar über den Rhein zu gehen und die Deutschen durch sein Erscheinen in ihrem eigenen Lande von ferneren Einfällen in Gallien abzuschrecken. Er schlug daher eine kunstreiche hölzerne Brücke zwischen Bonn und Coblenz über den Rhein und rüdte über dieselbe in das Land der Sigambren; aber diese hatten sich alle mit Hab und Gut in die Waldgebirge (der Wetterau) zurückgezogen, in deren Schrednisse ihnen Cäsar nicht zu folgen wagte. Nachdem er achtzehn Tage am rechten Rheinufer verweilt hatte, gieng er wieder nach Gallien zurück und ließ die Brücke hinter sich abbrechen.

Da den Galliern auch von britannischen Völkerschaften durch Zufuhr mehrfache Hilfe geleistet wurde, so wollte er auch diese durch einen Einfall in ihr Land schrecken. Seine zweimalige Landung in Britannien, dessen Südküste er eben so schnell eroberte als wieder aufgab, hatte indeß vor der Hand nur die oberflächliche Kenntniß eines Theiles dieses vorher noch unbekannten Landes zur Folge.

32. Im folgenden Jahre entstand eine große Verschwörung der Belgen, die unter Ambiorix, in Cäsar's Abwesenheit von Gallien, alle römischen Lager zu gleicher Zeit überfielen. Als aber Cäsar, von vielen gallischen Völkerschaften unterstützt, heranrückte, fielen viele vom Bunde ab und hielten sich friedlich. Damit sich die von den Belgen eingeladenen Deutschen

nicht mit denselben vereinigen möchten, gieng Cäsar zum zweitenmal über den Rhein (im Vergleich mit dem früheren Uebergangsort weiter stromaufwärts), abermals in der Absicht, die Deutschen zu schrecken. Die Uebier, die es mit den Römern gegen ihre Landsleute hielten, zeigten ihm die Wege, die zu den Sueben führten. Weil er aber die Gegend wieder leer gelassen fand und es nicht wagte, den Deutschen in ihre Wälder zu folgen, kehrte er wieder über den Rhein zurück und ließ einen Theil der Brücke stehen, um ihn zu besetzen.

Hierauf wandte er sich wieder gegen die noch im Aufstand begriffenen Belgen, überfiel Ambiorix, der sich selbst rettete, und gab das Land der Eburonen, die sich hinter ihre Sümpfe zerstreut hatten, den benachbarten Völkern zur Plünderung preis. — Von nun an dachte Cäsar, der die Tapferkeit der Deutschen hatte fürchten lernen, darauf, deutsche Soldaten anzuwerben; und mit ihnen gelang es ihm, den letzten großen Aufstand, welchen gallische Völker unter dem klugen Arverner Vercingetorix zwischen Seine, Loire und Garonne machten, durch einen großen Sieg bei Alejia (unweit Dijon) niederzuschlagen und dadurch das ganze gallische Land **51** vollends zu unterwerfen. (Hat er doch auch einige Jahre später vorzugsweise v. Chr. mit deutscher Reiterei in der pharisaïschen Schlacht die Obmacht über seinen Gegner Pompejus errungen und sich dadurch die Alleinherrschaft im römischen Reich angebahnt.)

Von da an erscheint das ganze linke Rheinufer römisch, seit dem Jahre **50** Alle auf dieser Seite, also in Kleingermanien, befindlichen deutschen Grenz- v. Chr. völker erhielten nun, besonders als nach Cäsar's Ermordung (44 v. Chr.) die römische Republik durch Augustus in eine Monarchie umgewandelt worden war, mit neu angelegten römischen Städten und Festungen auch römisches Recht und Gerichtswesen samt andern römischen Einrichtungen und erlitten so in Sprache, Sitte und Verfassung allmählich eine völlige Veränderung. Die Deutschen in Großgermanien aber konnten nur mit Mühe an der Ueberschreitung des Rheins gehindert werden, so daß die Bewachung dieser Grenze stets die angestrengteste Thätigkeit der tapfersten Legionen erheischte, die in Mainz, Köln und Vetera (Xanten) ihre Hauptstandlager hatten.

Als Kaiser Augustus durch seine Stiefföhne Tiberius und Drusus die Alpenvölker, welche beständig in Italien, Helvetien und Gallien einfielen, unterworfen, wenn auch nicht eigentlich besiegt hatte, so rückte er die italische Nordgrenze bis an die Donau vor, so daß das rechte Donauufer seit 15 v. Chr. ebenfalls römische Provinz wurde, deren Haupttheile Rätien, Bindelicien und Noricum waren, die übrigens ebenfalls stets einer strengen Ueberwachung bedurften.

Das ganze linke Rheinufer wurde in vier Provinzen, und in eben so viele das rechte Donauufer eingetheilt, und aus den festen Standlagern, welche die Römer an beiden Grenzen hatten, um die Besiegten im Zaume zu halten, entstanden in der Folge wichtige Städte, deren heutige Namen zum Theil noch an ihren römischen Ursprung erinnern, wie z. B. am linken Rhein: Windisch an der Aar, Vindonissa; Avenche, Aventicum; Augst bei Basel, Augusta Rauracorum; (Rhein-)Zabern, Tabernae; Worms, Borbetomagus; Mainz, Moguntiacum; Coblenz, Confluentes; Bonn, Bonna; Köln, Colonia Agrippina; Xanten, Castra vetera; Jülich, Juliacum; Aachen, Aquae; Trier, Augusta Trevirorum; Soissons, Augusta Suessionum;

Cambray (Kammerich), Cameracum u. s. w.; — am rechten Donauufer: Regenz (am Bodensee), Brigantium; Rempten, Campodunum; Regensburg, Regina Castra; Augsburg, Augusta Vindelicorum; Passau, Passavia; Salzburg, Juvavia; Linz, Lentia; Wien, Vindobona u. s. w.

Kap. 6. Versuche zur Unterjochung Deutschlands durch die Römer.

Histor. Atlas. Tab. VII.

33. Von nun an war es ein natürliches Bestreben der Römer, das Innere von Deutschland selbst, dessen Völker sie am Rhein und an der Donau mit so angestrengter Mühe bewachen mußten, zu erobern. Nachdem daher Augustus, der selbst einige Zeit in Gallien sich aufgehalten und neue Colonien gegründet hatte, wieder nach Rom zurückgekehrt war, überließ er die Leitung der Angelegenheiten in Gallien und am Rhein seinem tapfern und geliebten Stiefsohne Drusus. Dieser suchte vor allem die Gallier, denen die römischen Einrichtungen noch ungewohnt waren, durch ein kluges Benehmen zu begütigen und gewann sie besonders dadurch, daß er die Einweihung des großen Denkmals, welches 60 gallische Völkerschaften der Stadt Rom und dem Augustus zu Ehren bei Lugdunum (i. Rhon) errichteten, persönlich übernahm und vornehme Gallier dabei zu Priestern bestellte. (Dieses von ihm gestiftete Fest wurde von da an alle Jahre gefeiert.) Als er sich so der Ruhe der Gallier versichert hatte, begann er seine klug bemessenen Unternehmungen gegen die Germanen, und zeigte zwischen den Jahren 12-9 v. Chr. bis 9 v. Chr. in vier Feldzügen, die er in das Innere von Germanien machte, den Römern den Weg zur Unterjochung Deutschlands.

Im ersten Feldzuge verheerte er die Gauen der Usipeter, Tencterer, Mattiaker und Sigambrer, zog sich aber, als sich die Brukterer und Chauken mit ihnen verbanden, zurück und machte einen Versuch zur See. Er hatte zur Verbindung des Rheins mit der Zuydersee den noch heute sogenannten Drususkanal (Drusiana fossa) bauen lassen und fuhr durch denselben mit einer auf dem Rhein gebauten Flotte in die Nordsee bis an die Mündung der Ems, besiegte dort die Brukterer und schloß mit den an der Küste von der Ems bis zur Elbe wohnenden Chauken ein Bündniß.

Im zweiten Feldzuge gieng Drusus bei Castra Vetera (dem nachmaligen Xanten) über den Rhein und drang, nach Unterwerfung der Usipeter, bis an die Weser vor, von deren Ueberschreitung ihn die Nähe des Winters und Mangel an Lebensmitteln abhielt. Beim Rückzug erlitt er in einem Gebirgspasse einen Ueberfall von den oben genannten sechs Völkern und gerieth mit seinem Heere in die größte Gefahr. Aber die Unvorsichtigkeit der heute gierigen Deutschen und die Kriegszucht und Tapferkeit seiner Legionen verschaffte ihm einen glänzenden Sieg über dieselben. Hierauf legte er unweit der Lippe die feste Burg Aliso an, welche der erste feste Punkt der Römer in Großgermanien war. Für diese Thaten gewährte ihm Augustus die Ehre des kleinen Triumphs.

Im dritten Feldzuge besiegte er die Ratten und Sigambrer, und um das Eroberte zu behaupten, ließ er einen limes d. i. eine Befestigungslinie ziehen, die von Dünstede an über Neuwied, Homburg, Buzbach bis an die Ohm lief, und sicherte den Rhein durch fünfzig Castelle, unter denen Mainz den Mittelpunkt seiner Unternehmungen bildete, so wie auch durch

Befestigung der Höhen des Taunus. Unter diesen Castellen befand sich das noch jetzt so geheißene „Castel“, welches Mainz gegenüberliegt, desgleichen das noch gut erhaltene Castel von Rüdesheim und das Castel Gesonia gegenüber von Bonn.

Im vierten Feldzuge durchzog Drusus verheerend das Gebiet der Ratten, Sueben und Cherusker und rückte bis an die Elbe vor. Dort aber soll er durch die unglückweissagende Warnung einer germanischen Wale oder Seherin vom weitem Vordringen abgeschreckt worden sein. „Wohin, Unerfättlicher?“ habe sie ihm vom jenseitigen Ufer zugerufen. „Nicht alles zu sehen, ist dir vom Schicksal beschieden! Kehre um! denn schon bist du am Ziel deiner Thaten und Tage!“ Nach Errichtung eines Siegeszeichens an der Elbe beschleunigte Drusus mit dem Heere den Rückweg nach dem Rhein, den zugleich der nahende Winter gebot. Raum war er über die sächsische Saale gegangen, so stürzte er mit seinem Roß und starb an dem dadurch erhaltenen Schenkelbruch dreißig Tage nachher im nahen Sommerlager in den Armen seines Bruders Tiberius, der auf die Nachricht von dem Unfall des Drusus von Rom herbeigeeilt war. Sein Leichnam wurde nach Rom gebracht und auf dem Marsfelde verbrannt, die Asche aber im Mausoleum des Augustus beigesetzt.

In Mainz errichteten die römischen Legionen diesem von seinem Vater und Volke tief betrauernten Helden ein Ehren Denkmal, das man dort heute noch in dem sogenannten Eichelstein (vom franz. aigle lat. aquila als dem röm. Feldzeichen so benannt) zu erkennen glaubt. Seinem auf den Rhein und dessen Festungen gegründeten Kriegsplane verdankten seine Nachfolger die Erfolge ihrer Angriffe auf Deutschland.

34. An des Drusus Stelle erhielt dessen Bruder Tiberius den Oberbefehl am Rhein, ein zwar gleichfalls tapferer Feldherr, der aber durch seine trotzige, Menschen verachtende Haltung und sein finstres, verschlossenes Wesen jedermann abscheute. Er brachte die Sigambrier und andere Völker des rechten Rheinufers durch Grausamkeit und List zur Unterwerfung, wurde aber von seinem Vater bald abberufen. Nach ihm drang der römische Feldherr Domitius Ahenobarbus sogar über die Elbe bis an die Havelmündung vor und schloß Bündnisse mit überelbischen Völkern. Im Jahre 4 nach Chr. erschien wieder Tiberius, als nunmehriger Adoptivsohn August's und außerordentlicher Oberbefehlshaber am Rhein, unternahm von der batabischen Insel aus einen großen Heereszug zu Wasser und zu Land bis an die untere Elbe hin, und vollendete durch einen Sieg über die Langoarden, Semnonen und Hermunduren die Eroberung von Nordwest-
deutschland, 4
worin eine förmliche römische Statthaltertschaft zwischen n. Weser und Rhein eingerichtet wurde.

35. Weil nun die oberdeutschen Sueben an der südlichen Grenze sich der Uebermacht der Römer bloßgestellt sahen, so entstand unter den suebischen Grenzvölkern am Mittel- und Oberrhein, welche oben (§. 7) mit dem Namen Markomannen aufgeführt wurden, ein Gefühl der Unsicherheit, das Marbod, ein tapferer und kluger Edeling, benutzte, um das Volk aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Römer wegzuführen und anderwärts ein Reich zu gründen. Er hatte in seiner Jugend, wie viele andere vornehme junge Germanen, eine Zeit lang in Rom gelebt, um sich römische Bildung und da-

durch Ehre und Gunst zu erwerben. Dort von Augustus bevorzugt, hatte er die römische Kriegskunst gelernt, aber auch ihre Regierungskunst nur zu gut begriffen. Es war zwischen 4 und 6 n. Chr., als er die Markomannen aus der Nähe des Rheins hinweg nach Böhmen (Boiohemium) führte und die Bojer, die bisherigen Einwohner dieses Landes, vertrieb. Nachdem er sich auch noch andere Völker am Main und an der Saale unterworfen und seine Herrschaft bis zur Oder und Weichsel ausgedehnt hatte, richtete er in jenem rings durch Gebirge trefflich geschützten Lande, durch ein nach römischer Art gebildetes Heer von 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd, ein so starkes Reich ein, daß Rom besorgt wurde und gegen diesen ihm so gefährlichen Nachbar den Krieg beschloß. Schon war der rheinische Statthalter Sentius Saturninus von Westen her und Tiberius von Carnuntum (an der Donau) aus gegen ihn im Anzug, als ein schwerer Aufstand der Pannonier und Dalmatier Tiberius mit seinen Legionen dorthin rief, welcher nun froh sein mußte, daß Marbod den ihm angebotenen Frieden annahm.

Kap. 7. Deutschlands Befreiung vom Römerjoch.

Histor. Atlas, Tab. VII.

36. Die Ruhe, mit welcher die Deutschen am Niederrhein und an der Weser sich die schonende Behandlung des römischen Statthalters Sentius Saturninus gefallen ließen, sowie die Neigung vieler Deutschen zum römischen Kriegsdienste schien den Römern den Besitz Deutschlands zu verbürgen. Denn nicht bloß bei den Friesen und Chauken, deren Hilfe Drusus so nützlich war, sondern sogar bei den Cheruskern am Harz stellten sich viele Jünglinge und Männer unter die römischen Adler und wußten, wenn sie mit Beute beladen oder mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt oder gar mit römischen Würden und Ehrenzeichen bekleidet heimkehrten, in argloser und treuherziger Anerkennung fremder Verdienste nicht genug die römische Herrlichkeit zu rühmen. Und hätten die Deutschen von Seiten der Römer stets nur freundliche und freigebige Behandlung erfahren, so würden sie sich allmählich, ohne es zu fühlen, dem Joch gefügt und am Ende Sitte, Sprache und Volkseigenthümlichkeit eben so eingebüßt haben als ihre schwächeren Nachbarn, die Gallier.

Da fügte es sich, daß ein neuer Statthalter, Quintilius Varus, kam, der zwar weder böse noch hartherzig war, aber, weil er es auf seinem vorigen neunjährigen Statthalterposten in Syrien nur mit sklavisch Gesinnten zu thun gehabt hatte, bei der Geltendmachung seines Ansehens und bei der Befriedigung seiner Habsucht wenig Umstände zu machen gewohnt war. Als derselbe daher schwere Abgaben forderte, an die Stelle der altheimischen Schiedsgerichte und der freien Gauverfassung die verwickelte römische Rechtspflege einführte, die prozeßführenden Parteien vor römischen Richtern durch römische Sachwalter in römischer Sprache vertreten ließ, und über freie deutsche Männer die Strafe der Ruten und des Beils verhängte: da fühlte das Volk seine Schmach, und am tiefsten Segimer's Sohn, Armin, ein Fürst der Cherusker, der sich früher, gleich Marbod, im römischen

Kriegsdienste das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde erworben, dabei aber auch die Unterdrückungskünste der Römer hassen gelernt hatte.

Erbittert über die Herrschaft fremden Rechts und fremder Sitte, schloß Armin mit andern heruskischen Fürsten, sowie mit den Fürsten der Marßen, Bructerer und Ratten einen geheimen Bund gegen die Unterdrücker, und, eben so rasch zur That als erfinderisch im Rath, entwarf er einen auf das thörichte Selbstvertrauen und die Sorglosigkeit des Varus berechneten Aufstands- und Ueberfallsplan, den er mit der Verschlagenheit eines halbcivilisirten Naturmenschen ausführte.

37. Auf den Rath der Verschwornen vertauschte Varus seinen Aufenthalt am Rhein mit einem Standquartier an der Weser, damit er dort die römische Herrschaft befestige, und zum Schein erbat sich viele heruskische Orte und Gemeinden römische Gerichte und römische Besatzungen: dies thaten sie in der Absicht, um die römische Militärmacht zu theilen, die ohnedies durch Varus in einen vernachlässigten Zustand gerathen war. Vergebens warnte Armin's Oheim Segest, ein großer Römerfreund, welchem Armin seine Tochter entführt und wider dessen Willen geheiratet hatte, bei einem Gastmahle den Statthalter vor der Gefahr: Varus glaubte ihm nicht, weil ihm dessen Haß gegen seinen Eidam bekannt war, und so schien ihm, wie Tacitus sagt, „eine höhere Macht den Sinn verblendet zu haben, damit Germanien frei erstehe.“

Hierauf lockte Armin durch die Nachricht von dem Aufstande eines entfernten Stammes den Varus noch tiefer in das von Wald und Sumpf bedeckte Land, wo ein furchtbarer Regenturm und dann der plötzliche und unvermuthete Ueberfall der Deutschen den Römern den Zug erschwerte. Nun giengen dem Varus die Augen auf, und als er unter schweren Kämpfen einen freien Platz zur nothdürftigen Nachrast erreicht hatte, ließ er einen großen Theil des Gepäcks verbrennen und versuchte es am andern Morgen, durch eine Wendung westwärts, das feste Aliso zu erreichen, wovon ihn jedoch noch die späterhin mit dem Namen Osning bezeichnete Bergkette mit der an ihrem Südwestabhang befindlichen sumpfigen Ebene trennte. Kaum hatten die sich eng aneinander schließenden Legionen den teutoburger Wald betreten, so wurden sie wieder angefallen, bis abermals freies Feld den ermüdeten Römern einige Ruhe im halb befestigten Lager gestattete; aber kaum hatte der dritte Morgen sie wieder dem Walde zugeführt, als unter Sturm und Regen, der den Römern die Bogensehnen erweichte, die Angriffe der Deutschen sich erneuerten. Mit Mühe erreichten die Römer den Südwestabhang des Waldes, wo die Ebene beginnt. Hier an dem Passe, der am Teut und Falkenberg vorbeiführt (in der Richtung zur Lippe auf die Senne), zwischen Wald und Sümpfen, kam es mit der Hauptmacht der dort versammelten Deutschen zum letzten Kampf. Die Legionen wichen, ihre Reihen geriethen in Unordnung, ihre Adler wurden genommen. Da, als der schon verwundete Varus alles verloren sah, stürzte er sich, um diese Schmach nicht zu überleben, selbst in sein Schwert; die noch Uebrigen erlagen dem Schwerte der Germanen und nur wenige erreichten Aliso. Dies war die Freiheits- 9
 Schlacht auf dem Winiafeld oder die Schlacht im teutoburger Walde, n. Cyr.
 welche nicht nur die Römer drei ihrer besten Legionen kostete, sondern auch

die fernere Behauptung einer römischen Statthalterschaft in Deutschland unmöglich machte.

Unmittelbar nach der Schlacht befriedigten die Deutschen an den Gefangenen ihren Zorn dadurch, daß sie viele der römischen Hauptleute an den Altären ihrer Götter schlachteten, die Sachwalter aus Rache unter grausamen Martern tödteten, alle andern aber zu Leibeigenen machten, und mancher ehemalige Ritter oder Senator mußte als Hausknecht oder Viehhüter eines deutschen Bauern sein übriges Leben vertrauern. Den abgehauenen Kopf des Varus aber schickte Armin mit der Siegesnachricht an Marsbad zum stillen Vorwurf über die theilnahmslose Unthätigkeit, mit der er dem gemeinsamen Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes zugehört hatte. Hierauf vollendeten sie durch Zerstörung aller in Deutschland befindlichen Festungen die Befreiung des Vaterlandes von den Denkmälen römischer Knechtschaft.

In Rom aber war die größte Bestürzung: man sah im Geiste schon das linke Rheinufer, selbst Belgien und Gallien verloren, und Kaiser Augustus, der bei dieser Nachricht vor Schmerz sein Gewand zerriß und ausrief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ that den Göttern Gelübde für die Rettung des Reichs und entfernte aus Vorsicht alle im römischen Solde stehenden Deutschen aus Italien auf die Inseln. Aber die Deutschen dachten an keine Eroberungen, sondern lehrten ruhig wieder an ihren Herd zurück.

38. Im fünften Jahre nach der teutoburger Schlacht starb Kaiser Augustus, und Tiberius folgte ihm auf dem Throne. Da machten die römischen Legionen am linken Niederrhein einen Versuch, den Neffen des gefürchteten Tiberius, den beim Heere allgemein geliebten Sohn des Drusus, Germanicus, der den Oberbefehl am Rhein hatte, zum Kaiser zu machen. Der pflichtgetreue junge Feldherr konnte die Ungefügigen nur dadurch von ihrem Vorhaben abbringen, daß er das Schwert zog und sich zu entleiden drohte, wenn sie nicht von ihrem Willen abständen. Um die unruhigen Legionen zu beschäftigen, beschloß er, sie über den Rhein gegen die Deutschen zu führen, welche gerade uneinig waren, indem die Anhänger Armin's und die Anhänger Segest's stets einander befeindeten. So machte Germanicus ebenfalls mehrere
 14-17 Eroberungszüge in Deutschland, durch welche er, wie sein Vater, sich gleichen
 n. Chr. Ruhm erwarb; aber auch Armin und seinen Bundesgenossen gleiche Gelegenheit gab, die deutsche Freiheit zu behaupten.

Im ersten Feldzug überfiel er von Vetera aus die Marser und machte sie nieder, als sie eben nach einem Volksfeste sich dem Schlaf überlassen hatten. Auf dem Rückzug wurde er von den benachbarten Bructerern und einigen andern Völkerschaften in einem Engpaß überrascht, doch schlug er ihren Angriff zurück, nachdem er ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet hatte.

Im zweiten Feldzug verwüstete er das Land der Ratten, verbrannte deren Hauptstadt Mattium und zog dann in's Cheruskische, wohin ihn Segest zu Hilfe rief. Denn dieser, der unterdessen seine Tochter Thusnelda Armin entrißen hatte, war eben in seiner Burg von seinem Eidam belagert. Germanicus entsetzte den Belagerten, der sich mit seiner Tochter und vielen seiner Verwandten und Anhänger den Römern ergab und nach Vetera gebracht wurde, um dort unter römischer Aufsicht zu leben. Hier gebar Armin's Gattin ihren Sohn Thumelicus, der nachher zu Ravenna in Italien erzogen wurde. Doch ist weder von seinem Schicksale, noch

von dem seiner Mutter, welche Germanicus bei seinem Triumph aufführen wollte, eine weitere Kunde auf uns gekommen.

Auf die Nachricht von Segeſt's Uebertritt und Thuknelba's Gefangenſchaft durchſtog Armin verzweifelt alle Gane der Cheruſker und der benachbarten Völker und rief ſie zur Rache gegen den Landesverrätther und gegen die Römer auf, die ſich nicht geſchämt hätten, Krieg gegen ein ſchwaches Weib zu führen. So gelang es ihm wieder, die getheilten Parteien zu einer großen Vereinigung zu bringen, und ſelbſt ſein Oheim Inguiomar vergaß ſeine biſherige Eiferſucht auf den Ruhm ſeines Neffen und ſtand zur gemeinſamen Sache.

Dieſer Gefahr zuzukommen, ſchickte Germanicus einen Theil ſeines Heeres unter Cäcina zu Land nach der Mündung der Ems; er ſelbſt fuhr mit einer Flotte durch den Drufuskanal, die Zuyderſee und die Nordſee in eben dieſen Fluß und verwüſtete mit dem vereinigten Heere die ganze Gegend zwiſchen Ems und Lippe, drang dann bis in den teutoburger Wald vor und gelangte auf die varianiſche Wahlſtatt, wo er den Gebeinen der vor ſechs Jahren dort gefallenem römischen Legionen durch ein Begräbniß die letzte Ehre erweiſen und bei dieſer Todtenfeier ſein Heer ſich zur Rache begeiſtern ließ.

Mit Entſetzen ſah das römische Heer bei ſeiner Ankunft auf dieſer Todtenstätte die geſchlechten Gebeine der Erſchlagenen theils einzeln, theils in Haufen liegen, je nachdem ſie einzeln oder in Scharen geſchoten hatten, dazwiſchen zerbrochene Waffen, Pferdegerippe, an Bäumen angenagelte Schädel, an den Altären Ueberbleiſel der Geopferten. Einige, welche damals aus der Schlacht entkommen und jezt zugegen waren, zeigten die Orte, wo die Legaten gefallen, wo die Adler genommen, wo Varus verwundet, wo die Gefangenen geſchlochtet worden waren. Trauer ergriff das ganze Heer, und Germanicus ließ zur Beſtattung aller Gebeine ein großes Grab machen und legte nachher ſelbſt den erſten Raſen auf den Erdbügel, der es bedeckte.

Er glaubte nun ſein Heer zu beſto ſicherem Siege führen zu können; aber die Deuſchen unter Armin's Führung wichen in die Wälder und machten von da aus einen Angriff auf die Römer. Raum konnte ſich Germanicus deſſelben erwehren und mußte ſich zum Rückzug aus Deutschland entſchließen. Während Cäcina ſeine Cohorten auf dem Landwege über die ſogenannten Pontes longi, d. i. über den langen Brückendamm (den einſt ein Legat des Drufus durch die Moorgründe an der Nordſeite der Lippe bis in die Gegend des heutigen Weſel hin gelegt hatte) zurückführte und bei einem zweimaligen Ueberfall Armin's mit genauer Noth dem Schickſale des Varus entging, hatte Germanicus mit der Flotte gegen ungewöhnlich hohe Flut zu kämpfen und erreichte in ziemlich zerrüttetem Zuſtand das römische Standlager.

39. Da der Ausgang dieſes Feldzugs nicht ſehr glänzend war, und Germanicus, auf deſſen Gunſt beim Heere Tiberius eiferſüchtig war, ſeiner baldigen Abberufung entgegen ſah, ſo ſuchte er durch einen Hauptfeldzug ſeinen Ruhm zu ſichern, und baute mit Hilfe der Bataver eine Flotte von tauſend Fahrzeugen, um hauptſächlich von der Seeſeite her in Germanien einzudringen.

In dem nun folgenden dritten Feldzuge landete er bei Amiſia (Emden) am linken Ufer der Emsmündung, rückte dann ſüdböſtlich und erreichte die Weſer, an deren rechtem Ufer Armin mit den Cheruſkern ihn erwartete.

Hier hielt Armin mit ſeinem, auf dem andern Ufer im römischen Heere befindlichen, ganz verrötherten Bruder Flavius, der im Dienſte der Römer viele Ehrenbelohnungen erhalten, aber ein Aug verloren hatte, eine Unterredung. In dieſer wollte Flavius

durch Aufzählung aller möglichen Vortheile seinen Bruder für die Sache der Römer, dieser jenen durch Hinweisung auf die uralte Freiheit, auf die heimischen Götter und auf den Schmerz der Mutter für die Sache des Vaterlandes gewinnen. Dabei erhitzen sich beide Brüder so sehr, daß Flavius schon Pferde und Waffen forderte, und es zwischen ihnen zum Zweikampfe gekommen wäre, wenn nicht ein römischer Befehlshaber den Flavius vom Uebergange über den Fluß abgehalten hätte.

Als Germanicus die Weser überschritt, zogen sich die Deutschen zurück und boten den Römern auf dem **Idistaviso**feld (Elsenwiese?) in der Gegend von Preussisch-Minden eine Schlacht an, in der sie durch ihr vorzeitiges Angreifen eine schwere Niederlage erlitten. (16 n. Chr.)

Die Cherusker hatten die Anhöhen des sogenannten Herculswaldes besetzt, um zur geeigneten Zeit hervorzubrechen und dem Siege den Ausschlag zu geben. Als das Römerheer zum Angriff auf der Ebene schritt, brachen einzelne Cherusker in ihrer Kampfbegier zu früh aus jenem Waldversteck hervor und ließen dadurch den Germanicus ihren Schlachtplan errathen. Daher sandte dieser sogleich einen Theil seiner Reiterei den Cheruskern in den Rücken, während er vorzüglich durch sein Fußvolk die Germanen aus der Ebene nach jenem Walde zurückdrängte. Von der römischen Reiterei verfolgt, trafen die Cherusker mit den aus der Ebene Zurückweichenden zusammen; dadurch geriethen die Deutschen in Unordnung, Armin konnte der Flucht nicht Einhalt thun und entkam selbst mit genauer Noth nur durch die Schnelligkeit seines Rosses.

Noch war der Muth und die Kraft der Deutschen nicht gebrochen; erbittert durch den Anblick der römischen Siegeszeichen, erhob sich alles Volk: Hoch und Nieder, Alt und Jung, selbst Greise, griffen zu den Waffen, um den heimatlichen Boden bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Es kam noch einmal zu einer Schlacht, am Steinhuder See, in welcher die Deutschen verzweifelt fochten; Armin selbst war verwundet, und nur die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Obgleich sich die Römer den Sieg zuschrieben, so meldet doch der römische Bericht von einer Flucht oder einem Rückzuge der Deutschen nichts; dagegen gab Germanicus seinen beabsichtigten Zug an die Elbe auf und trat den Rückzug nach dem Rhein an, auf welchem seine mit großer Beute beladene Flotte theils untergieng, theils an entlegene Küsten und Inseln verschlagen wurde. Um diesen Unfall vergessen zu machen, verwüstete er nach seiner Rückkehr an den Rhein das Gebiet der Ratten und Marser und hoffte, im folgenden Jahre die stolzen Cherusker zu demüthigen, als ihn plötzlich der Kaiser vom Oberbefehl abrief mit dem Befehl, man habe genug gethan und gelitten, mit Klugheit richte man mehr aus als mit Gewalt, man solle die Deutschen lieber ihrer eigenen Zwietracht überlassen.

In Rom wurde Germanicus zwar ein Triumph zuerkannt, den er im Anfange des Jahres 17 n. Chr. feierte; weil sich aber bei demselben die Liebe der Römer zu dem jungen Helden allzu deutlich aussprach, so übertrug ihm Tiberius, um ihn so weit als möglich zu entfernen, den Oberbefehl im Orient. Dort wirkte ihm der Statthalter von Syrien, Calpurnius Piso, geküßt auf geheime Weisungen des Kaisers, auf alle mögliche Weise entgegen, und obgleich Germanicus den ungehorhamen Statthalter mit Entfernung bestrafte, so war es doch zu spät: denn kurz darauf erlag Germanicus den Wirkungen des Giftes, das wahrscheinlich jener ihm beigebracht hatte (19 n. Chr.). Sein Tod erfüllte das ganze römische Reich mit Trauer, zumal fortan der grausame Despotensinn des Tiberius noch offener hervortrat.

40. Nach des Germanicus Abberufung regte sich sogleich die nachmals zu einem Erbübel gewordene Uneinigkeit der Deutschen in einem Bruderkriege. Denn Marbod, der die ganze Zeit her der deutschen Sache einge-

hüchlich abgewandt und nur darauf bedacht war, andern germanischen Völkern seine Herrschaft aufzudrängen, hatte auch die Langobarden und Semnonen schwer bedrängt, so daß diese sich um Hilfe an Armin wandten. Dieser zog an der Spitze mehrerer Völkerschaften gegen Marbod, diesen „Trabanten des Kaisers“, wie er ihn nannte. Bald kam es zwischen beiden zu einer Schlacht, die jedoch unentschieden blieb, weil auf beiden Seiten der rechte Flügel geschlagen wurde. Als aber Armin die Schlacht erneuern wollte, zog sich Marbod zurück, und weil ihn viele der Seinen verließen, kehrte er nach Böhmen zurück und suchte bei Tiberius um Hilfe nach. Dieser stiftete durch seinen Sohn Drusus heimlich einen früher von Marbod vertriebenen gothischen Fürsten Namens Catualda auf, daß er in Marbod's Reich einfiel, sich im Einverständnisse mit mehreren Großen der Hauptstadt und der königlichen Schätze bemächtigte und so den von allen verlassenen Marbod nöthigte, über die Donau nach Italien zu fliehen, wo er zu Ravenna zwanzig Jahre lang von römischem Gnadenbrot lebte und in trauriger Knechtschaft endete, weil er (wie Tacitus sagt) zu viel Liebe zum Leben besaß. Das gleiche Schicksal traf bald auch seinen feindlichen Nachfolger Catualda, der durch die Macht der Hermunduren vertrieben wurde und ebenfalls zu den Römern floh, die ihn nach Gallien schickten.

Nachdem Armin Deutschland von äußern und innern Feinden befreit hatte, wurde er ungefähr im 37. Jahre seines Lebens und im 12. seines Krieges durch einen neidischen Verwandten ermordet. Noch lange Zeit hindurch bekämpften die deutschen Stämme einander selbst in traurigem Zwist. Armin's 21
aber gedachte sein Volk lange in seinen Heldenliedern, und von einer dankbaren Nachwelt wird er noch heute als der Befreier Deutschlands und als der Erhalter deutscher Sprache, Sitte und Art gepriesen. n. Chr.

Kap. 8. Die Grenztriege zwischen den Römern und Westdeutschen.

Histor. Atlas, Tab. VII.

41. Von nun an beschränkten sich die Römer auf die Vertheidigung ihrer Rhein- und Donaugrenzen, zumal Tiberius absichtlich keine wichtigen Feldherren mehr dahin sandte, wodurch die Kriegszucht in den dortigen römischen Heeren erschlaffte. So kam es, daß im Jahre 28 n. Chr. zuerst die Friesen, welche bisher den Römern gehorcht hatten, aufstanden und sich ihre Freiheit errangen.

Im Jahre 50 n. Chr. kamen friesische Gesandte sogar nach Rom, um sich einen Theil des Landstrichs zu erbitten. Als man sie im Theater nicht auf den vornehmsten Platz wies, setzten sie sich ungeheßen auf denselben und erklärten, daß den Germanen, als dem tapfersten und treuesten Volke unter der Sonne, der Vorrang gebühre.

Die Grenzfehden, die unter den beiden folgenden Kaisern (Caligula und Claudius) am Rhein Statt hatten, waren unbedeutend, und jenseits der Donau, in den Gegenden, wo einst Marbod geherrscht hatte, erleichterte nur die Uneinigkeit der Deutschen den Römern die Grenzhat. Unter Kaiser Nero's Regierung versuchten es viele deutsche Völker, an der Ostseite des Rheins, oberhalb des Drususgrabens, sich festzusetzen, während sich im Innern Deutschlands die Hermunduren und Ratten, welche nunmehr die

mächtigsten deutschen Völker waren, um den Besitz seines salzreichen Flusses (der fränkischen Saale) stritten.

42. Einige Zeit nachher, als August's Geschlecht ausgestorben und Rom schon ein Wahlreich geworden war, und eben Otho und Galba, dann Vitellius und Vespasianus sich um den Kaiserthron stritten, verursachte
 69 **der Aufstand der Bataver**, eines von den Ratten abstammenden Volkes (s. §. 7), eine gewaltige, weitgreifende Bewegung am Rhein. Der Leiter dieses Aufstandes war **Claudius Civilis**, aus einem altköniglichen Geschlechte, den die Römer an Geist und Gewandtheit mit dem Hannibal verglichen, zumal er wie dieser nur noch Ein Auge hatte. Er war seiner Freiheitsgesinnungen wegen vom niederheinischen Statthalter gefangen nach Rom geschickt, dort aber nach Nero's Sturz von Galba wieder freigegeben worden. Heimgekehrt fand er seinen Bruder getödtet, daher er in der Erbitterung sich an die Spitze seiner Landsleute stellte, die eben für die Truppen des neuen Imperators Vitellius gepreßt werden sollten. Nach einigen Siegen über die römischen Heere und Besatzungen suchte er auch Gallien zum Aufstand zu bringen und zog Verstärkungen aus Deutschland, besonders Bructerer und Ratten, an sich.

So lange in Rom der Thronstreit zwischen Vitellius und Vespasian dauerte, gab Civilis vor, für den letztern zu kämpfen; als aber Vespasian den Thron gewann, erklärte er sich unumwunden für völlige Freiheit vom römischen Joch, und auch die Gallier erhoben sich nun unter einem gewissen Julius Sabinus, tödteten die römischen Befehlshaber am Rhein, ließen deren Legionen zu Mainz und Köln dem „göttlichen Reiche“ Treue schwören und halfen Civilis das lange belagerte Vetera erobern, das nach der Plünderung verbrannt wurde. Nun war der ganze Rhein frei, mit Ausnahme von Mainz und Windonissa (Windisch in der Schweiz), und Köln sollte die neue Bundesstadt werden. Die Anmuthung des Sabinus aber, daß sich die Bataver dem gallischen Reiche einverleiben lassen sollten, wies Civilis mit Entschiedenheit zurück, weil er Batavien als ein wesentliches Glied Deutschlands betrachtete.

Bei allen seinen Unternehmungen setzte Civilis das größte Vertrauen in die Rathschläge der Seherin **Velleda**, die im Bructererlande in einem einsamen Thurne an der Spitze wohnte. Sie trug durch ihre Aussprüche und Siegesweisagungen viel zur gemeinsamen Vereinigung der niederheinischen Stämme in diesem Freiheitskriege bei.

Als aber bald darauf Sabinus, der sich sogar zum Kaiser ausrufen ließ, von den Sequanern geschlagen wurde, erkaltete unter den Galliern der Freiheitseifer, zumal Kaiser Vespasian große Rüstungen machte, den gefährlichen Aufstand zu dämpfen. Gegenseitige Eifersucht der Stämme hinderte an nachdrücklicher Fortsetzung des Kriegs, und als der römische Feldherr Cerealis mit den römischen Legionen über die Alpen an den Rhein kam und die Trevirer bei Bingen schlug, kehrten fast alle Gallier wieder in den alten Gehorsam zurück.

Noch widerstand aber Civilis mit den Batavern und andern germanischen und gallischen Völkerschaften aufs kräftigste; als er jedoch bei Trier eine Hauptschlacht, in welcher er fast schon den Sieg in Händen hatte, durch die unzeitige Plünderungslust der Gallier und Bataver verlor, war er ge-

nöthigt, sich nach Vetera und, nach einem neuen Verluste, auf die batavische Insel zurückzuziehen (70 n. Chr.). Cerealis eroberte den obern Theil der Insel und bot beim Eintritt der schlimmen Jahreszeit Civilis den Frieden an, den dieser, weil viele unter den Batavern des Krieges müde waren und die Hoffnung auf endliches Gelingen aufgaben, gegen das Zugeständniß tributfreier Bundesgenossenschaft annahm.

Claudius Civilis lebt noch unter dem Namen Claas im Munde des Volks, und spätere batavische Geschichtschreiber führen auf ihn die niederländische Freiheit zurück. Von seinem Ende schweigt die Geschichte.

43. Obgleich auf diese Weise der batavische Freiheitskrieg mißlang, so hatte er doch von nun an ein festeres Zusammenhalten der germanischen Stämme zur Folge. Die folgenden römischen Imperatoren versuchten nur selten, und zwar mit Schimpf, das Kriegsglück gegen die Deutschen, wie denn Kaiser Domitian sogar erdichtete Triumphe über die Ratten feierte und dabei deutsch gekleidete und blond gefärbte Sklaven als gefangene Germanen aufführte.

Als er auch die Markomannen und Quaden angriff, wurde er von ihnen geschlagen. Unter ihm aber vollendete S. Jul. Agricola die von Jul. Cäsar angebahnte, vom Kaiser Claudius begonnene und unter Nero und Vespasian fortgesetzte Eroberung Britanniens, welches nun samt dem südlichen Kaledonien (Südskottland) eine dauernde Besetzung der Römer wurde.

85

n. Chr.

Unter dem Kaiser Trajan, diesem würdigsten unter Cäsar's Erben, wurden nicht nur die Ratten wirklich gedemüthigt, sondern auch die Gegenden zwischen der Donauquelle und dem Oberrhein, welche herrenlos waren, weil sich dort die Deutschen vor den römischen Festungen in das Innere ihres Landes zurückgezogen hatten, zum römischen Reiche geschlagen, und daselbst (namentlich auf beiden Seiten des Oben- und Schwarzwaldes) agri decumates (Grenzer-Colonien) eingerichtet, d. i. der Kaiser vertheilte einen Theil dieser Grenzlandschaften an gallische und germanische Ansiedler als eine Art Soldatenlehen gegen die Verpflichtung der Grenzthut; ob auch gegen Abgabe eines jährlichen Zehnten, ist ungewiß. Diese ganze Eroberung schützten die Römer gegen die Einfälle der übrigen Germanen durch mehrere Befestigungslinien, den *limes romanus* oder sogenannten Pfahlgraben oder die Pfahlheide, bestehend aus Thürmen und Burgen, die durch einen Wall verbunden waren.

Die Hauptlinie dieses römischen Grenzwalles, der jenes Zehntland und die durch dasselbe über die Berge laufenden römischen Militärstraßen sicherte, schloß sich an diejenige Befestigungslinie an, welche seit Drusus bis zur Zeit Domitians von Wesel an, an der Lippe hin, über Neuwied und Ems, vor dem Taunus vorbei nach dem Vogelsberg zu, über die Wasserscheide des Speßarts bis an den Main lief. Von Alsfaffenburg an gieng sie dann weiter über den Main in gerader Linie über die Fart und über den Roher nach Oehringen, von da über Lorch, Omlund und Ellwangen in der Richtung nach Regensburg, während eine zweite Linie ebenfalls von Alsfaffenburg aus, über den Main und über den Redar bis Heidelbergliegt. Noch sind da und dort von diesem Wall Erdaufwürfe, Gräben und Grundmauern runder Thürme übrig. In dem Zehntlande selbst bezeugen Reste von Wädern, Tempeln, Begräbnißplätzen und Heerstraßen das ehemalige Dasein römischer Cultur. Jene Grenze behaupteten die Römer bis ins dritte Jahrhundert. — Trajan war es auch, der im Jahre 102 n. Chr. über die untere Donau eine steinerne Brücke baute und Dacien (d. i. die heutige Moldau, Walachei, Siebenbürgen, östliches Ungarn) zur römischen Provinz machte, der einzigen, welche Rom im Norden der Donau hatte.

Von Trajan's Sieg über die Dacier zeugt noch heute die Trajanssäule in Rom, an welcher seine dacischen Kriegsthaten im Relief dargestellt sind.

Kap. 9. Die Angriffe deutscher Völkervereine auf das römische Reich.

Histor. Atlas, Tab. VII.

44. Während des 54jährigen Friedens, den das römische Reich in Europa, Asien und Afrika unter Hadrian und Antoninus Pius genoß, war es auch an den deutschen Grenzen ruhig; denn die jährlichen Geschenke, welche Hadrian den barbarischen Grenzvölkern, folglich auch den Deutschen bewilligte, verbunden mit der Achtung, welche die unermüdete Regentensorgfalt jener bessern Kaiser dem römischen Namen zu verschaffen wußte, hielten die Deutschen von namhaften Angriffen ab, zumal sie nach alter schlimmer Gewohnheit unter einander öfters uneinig waren.

Aber im zweiten Jahre der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus (Philosophus) wurde die römische Welt durch heftige Stürme aus dem Schlummer geweckt, und die Merkmale des Verderbens, das unter dem schimmernden Glanze äußerer Größe und Herrlichkeit verborgen lag, traten immer mehr zu Tage. Während im Morgenlande die Parther sich erhoben, überschritten die Deutschen, welche ihrer Kampfbegier und Beuteluft nicht länger mehr Einhalt thun wollten, im Westen und Südwesten theils den (§. 43 bezeichneten) römischen Grenzwall, theils selbst den Rhein, über den sie mit Mühe wieder zurückgetrieben wurden; im Süden aber, von der Illyrischen Grenze an bis nach Gallien hin, stürmten sie über die Donau, wo nicht bloß einzelne Völker, sondern eine große Völkervereinigung, an deren Spitze die Markomannen mit ihrem Könige Markomar standen, durch den markomannischen Krieg 166—180 dem römischen Reich den Umsturz drohte.

Der Krieg begann mit einem Einfall in Pannonien; aber erst nach Beendigung des parthischen Krieges konnten die Römer dem Feinde an den julischen Alpen kräftig entgegenzutreten, worauf die Deutschen einen Frieden machten und Marc Aurel mit seinem Sohne Commodus einen Triumph feierte. Weil aber die römischen Heere zu früh über die Alpen zurückkehrten, brachen die verbündeten Deutschen abermals los und verheerten die Länder zwischen der Donau und den Alpen so fürchtbar, daß man in Italien, wo noch dazu die Pest herrschte, schon den Untergang des Reichs voraussah.

Im Gefühle kläglicher Ohnmacht suchte man das Vordringen der Deutschen dadurch abzuhalten, daß man auf den Rath eines ägyptischen Wahrsagers zwei Löwen über die Donau trieb, um durch deren Anblick die Deutschen zu schrecken. Diese schlugen die Löwen, welche sie für Hunde hielten, mit Prügeln todt, und in einer gleich darauf folgenden Schlacht tödteten sie 20,000 Römer.

Nur mit der äußersten Anstrengung, wobei der Kaiser sogar seine Kleindien und Kunstschätze veräußerte, um Heere zu werben und die niederdeutschen Völker gegen die Markomannen zu erkaufen, gelang es ihm endlich, die schon bis Aquileja vorgebrungenen Deutschen wieder zurück und über die Donau zu drängen, wo auf dem gefrorenen Strom eine blutige Schlacht geliefert ward. Nach der Vertreibung der Markomannen überfiel der Kaiser die Quaden in ihrem eigenen Lande jenseits der Donau, und zwang sie durch einen vollkommenen Sieg, ernstlich um Frieden zu bitten, den der Kaiser nachher durch einen Triumph feierte.

Diesen Sieg erhielt Marc Aurel auf folgende wunderbare Weise. Er stand mit

seinem Heere diesseits des Gran's in einer wasserlosen Gegend vom Feinde eingeschlossen und war mit den Seinigen am Verlichmachen. Da erfrischte plötzlich, nach christlichen Berichten auf das Gebet der meist aus Christen bestehenden zwölften Legion (nach römischen Berichten auf das Gebet des Kaisers) ein Gewitterregen die Ershöpsiten und stärkte ihren Muth so, daß der Feind ihnen nicht widerstehen konnte. Daher der Name legio fulminatrix, und auf der Denksäule, welche Marc Aurel wegen seiner Siege im Markomannenkriege zum Rom errichten ließ, ist unter den darauf angebrachten Abbildungen gewonnener Schlachten das Bild des regnenden Jupiters (Jupiter Pluvius) noch zu erkennen.

Zwar erneuerten die Quaden und Markomannen ihre Einbrüche, aber Marc Aurel setzte ihnen die Verstärkung und Ergänzung der von Hadrian begonnenen, längs der Donau fortlaufenden Festungskette entgegen, und hätte, wenn er länger gelebt (er starb zu Vindobona 180 n. Chr.), den Krieg wenigstens ehrenhafter beendet als sein unwürdiger Sohn und Nachfolger Commodus, der von jenen Donauvölkern einen schimpflichen Frieden erkaufte.

45. Durch solche Erfolge ermuntert, traten die Deutschen immer häufiger in größere Bündnisse zusammen, theils zum Schutze ihrer Freiheit, theils zum Zwecke größerer Unternehmungen. Daher erschienen seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts die einzelnen Theile des vielfach verzweigten germanischen Stammes in größere, mit neuen Namen bezeichnete Massen vereinigt, unter welchen nach und nach vier große und mächtige Völkerbündnisse mit den Namen Alemannen, Franken, Sachsen und Gothen hervortraten.

1. Die Vereinigung der Alemannen, (d. i. alle Männer). Sie wohnten anfangs hinter dem römischen Grenzwall, überschritten diesen aber bald und drangen in das römische Feindland ein. Dem Kaiser Probus gelang es, sie wieder über den Redar und die Alb zurückzudrängen. Bald aber eroberten sie sich bleibende Sitze innerhalb des Grenzwalls, wo sie ihre zweite Heimat nahmen. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts erstreckte sich Alemannien im Süden bis zu den Alpen, im Westen bis zum Jura und den Vogesen, im Norden bis zur Bahn und im Osten bis zum Lech. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts gesellten sich zu ihnen die juthungischen Sueben (Schwaben) und wuchsen mit ihnen so vollständig zu einem Volk zusammen, daß von da an der Name Alemannen mit dem Namen Schwaben gleichbedeutend wurde.

2. Die Vereinigung der Franken. Das Stammvolk derselben sind die Sigambrier, die ursprünglich an der Ruhr gewohnt, dann östlich davon in den Waldhöhen gelebt hatten, alsdann wieder an das Ufer des Rheins bis an die Mosel (Sala, Sale) gezogen waren, von der sie den Namen Salier bekamen, worauf sie in Verbindung mit andern Völkerschaften unter dem neuen Namen Franken d. h. Freie austraten. Diese Franken wohnten abwärts von den Alemannen in langer Reihe an den Ufern des Niederrheins von der Lippe an bis zu der Rheinmündung und machten sich den Römern zu Land und zur See fürchtbar. Unter Kaiser Maximianus besetzten diese Niederfranken die ganze batavische Insel und das Land über der Schelde; Kaiser Constantinus aber, der das abgefallene Britannien überwältigte, trieb sie wieder zurück und versetzte einen Theil ins gallische Gebiet.

Ein halbes Jahrhundert nachher, von den Sachsen vorwärts gedrängt, besetzten sie wieder Batavia (die Betuwe) und das ganze belgische Gallien.

Im fünften Jahrhundert verbreiteten sich die amphivariischen Franken um Köln den Rhein aufwärts und setzten sich auf beiden Seiten des Rheins fest, von den Ardennen abwärts auf dem östlichen Ufer bis über die Ruhr, und auf dem westlichen bis zur Maas, und diese Rheinfranken erhielten von den Römern den Namen Riparii oder Riparii (Ripuarier, Uferfranken).

3. Die Vereinigung der Sachsen (so benannt nach ihrem kurzen Schwert saks).

Unter diesem Namen erschienen im dritten Jahrhundert, im Rücken der Franken, die stets in ihrem Lande gebliebenen Cherusker, Angrivarier und ein großer Theil der Chauken nebst noch einigen kleinern Völkern und richteten zu Wasser und zu Land große Verheerungen im römischen Gebiete an. Das Hauptvolk dieser Völkervereinigung waren die Cherusker am Harz, die schon im Alterthum an Macht und Ansehen hoch standen.

Zu diesen Sachsen kamen nachher noch die Nordalbingen, d. i. die überelbischen Sachsen von der Elbe bis in die Eidergegenden und in der Osthälfte der dänischen Halbinsel, und diese Sachsen machten sich besonders durch Seeräuberien den Römern fürchtbar. Als die Sachsen sich mehr westwärts ausbreiteten, erschienen auch Sachsen als Bewohner der gallischen West- und Nordküste, von welcher letzteren aus sie Eroberungszüge ins Innere Galliens unternahmen.

4. Die Vereinigung der gothischen Völker. Als die Gothen (§. 10) in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ihre Stammesitze an der Weichsel und in der sarmatischen Tiefebene verlassen und die römische Provinz Dacien erobert hatten, breiteten sie ihre Herrschaft allmählich bis zum Unterlauf der Donau und zum schwarzen Meere aus, in welchen Gegenden ihr Name im Anfange des 3. Jahrhunderts gleichzeitig mit dem Namen Alamannen im Westen erscheint. Von dieser Stellung aus machten sie fürchtbare Einfälle in das römische Gebiet, eroberten die Länder, welche früher die Geten und Scythen inne hatten (daher sie mit diesen oft schon verwechselt wurden) und zwangen manchen römischen Kaiser zum Tribut.

Nicht lange darauf erhoben sie jene verheerenden Stürme, welche alle germanischen Stämme in den letzten Zeiten des Heidenthums, „durch den kriegerischen Geist ihrer Götterlehre angefeuert, gegen ihre Umgebungen losgelassen haben.“ Nach ihrem glücklichen Kampfe gegen Kaiser Decius, der 251 in den Sümpfen der Donau den Tod fand, machten sie mit andern deutschen Völkern (Herulern, Rugiern, Vandalen u. a.), so wie auch mit sarmatischen Horden verwüstende Züge zu Land und zu Wasser, setzten über das schwarze Meer, eroberten Trapezunt, zogen gegen Byzanz, plünderten Kleinasien, verheerten ganz Griechenland, wurden aber von Kaiser Claudius durch seinen Sieg bei Naissus in Obermösien 269 zum Rückzug gezwungen und von dessen Nachfolger Aurelian über die Donau zurückgeworfen. Doch mußte er ihnen die Provinz Dacien überlassen.

So lange sie über dem Pontus von dem Don an bis an die Donaumündung und von da bis in die südlichen Gegenden der Karpathen (bis gegen Mähren und Schlesien herauf) wohnten, hießen die in den sandigen Steppen des Ostlandes wohnenden Gothen Greutungen oder Ostrogothen (Ostgothen), die in den waldbreichen Westgegenden wohnenden Terwinger oder Wisigothen (Westgothen). Der Dnieper war die Grenze zwischen diesen beiden Hauptstämmen, denen später, als sie diese Gegenden verließen, bloß der Name Ostgothen und Westgothen blieb.

Unter diesen deutschen Völkerstämmen waren die Gothen die für Bildung empfänglichsten, und darum fand auch das Christenthum bei ihnen so frühen Eingang. Schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts wurde es ihnen durch christliche Kriegsgefangene aus Kleinasien gebracht. (S. §. 47). Uebrigens war das Christenthum noch früher durch den römischen Weltverkehr und insbesondere durch die Züge der römischen Legionen über die Alpen an den Rhein und an die Donau gebracht worden, so daß sich schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in den Rheinlanden die Anfänge christlicher, aus römischen, gallischen und deutschen Gliedern bestehender Gemeinden vorfanden, und auch in den Donauländern gegen das Ende des dritten Jahrhunderts die Anfänge von Bischofsitzen nachzuweisen sind.

Kap. 10. Die Völkerwanderung.

46. Unterdeffen waren die sittlichen Stützen des römischen Staates längst gebrochen; das Heidenthum, obgleich durch viele blutige Verfolgungen gegen

das aufstrebende Christenthum kämpfend, fühlte immer mehr seine Ohnmacht und legte täglich offener das innere Verderben des Römerreichs bloß, das sich schon daraus erkennen läßt, daß von 36 Imperatoren, welche zwischen den Jahren 180—300, also in 120 Jahren herrschten, 27 ermordet wurden, nur 6 eines natürlichen Todes starben und 3 im Kriege fielen. Die Schwäche, welche das einst weltgebietende Rom seit dem zweiten Jahrhundert in der Abwehr der Einfälle jener wilden Völker an den Tag legte, nahm mehr und mehr zu.

Zwar schien das römische Reich dadurch wieder empor zu kommen, daß **Constantin der Große** nach dem Siege über seinen Gegner **Maxentius** an- 312
fieng, die christliche Religion zur herrschenden zu machen, und daß er, zur leichtern Einführung des Christenthums und einer neuen Hof- und Reichsverfassung die Residenz der römischen Kaiser von Rom hinweg nach Byzanz verlegte, welches (anfangs Neu-Rom, später Constantinopel genannt) zugleich zu einem mächtigen Trutz- und Schutzwall gegen den bedrohlichen Ansturm der größten Reichsfeinde, der Gothen und Neuperser, dienen sollte. Dennoch half dies alles nicht auf die Dauer; denn immer heftiger wurden die Stöße, welche das alte Reich im Westen und Osten trafen.

Unter seinem Sohn und Nachfolger **Constantinus** gieng Gallien beinahe an die Deutschen verloren, und mit Mühe stellte sein Neffe **Julian** durch einen Sieg über die Alemannen (bei Straßburg) und über die 357
Franken (bei Lüttich) die Rheingrenze wieder her. Vergebens suchte **Julian**, als er Kaiser wurde, durch Wiedereinführung des heidnischen 361
Cultus (weshalb er den Namen **Apostata**, der Abtrünnige bekam) dem Reiche einen neuen Aufschwung zu geben. Nach **Julian's** Fall im Kampfe gegen die Neuperser führte sein Nachfolger **Jovian** das Christenthum wieder ein. Sein Nachfolger **Valentinian I.**, der die Rheingrenze gegen die Alemannen, Burgunden und Franken, die Nordküste Galliens gegen die Sachsen, Italien gegen die Quaden und Jazigen zu vertheidigen hatte, verhielt sich im Abendlande gleichgiltig gegen das Christenthum, während sein Bruder und Mitregent **Valens** im Osten dasselbe zwar vorherrschend begünstigte, aber in der arianischen Form, indem er theils aus Unwissenheit, theils aus Habgucht die Anhänger der allgemeinen (rechtgläubigen) Kirche mit töpferischer Unduldsamkeit verfolgte und dadurch die innere Verwirrung steigerte, bei welcher das Reich den äußern Feinden um so weniger widerstehen konnte.

47. Seit **Constantin dem Großen** waren nämlich die **Gothen** durch einen Heervertrag befriedigt und dadurch zu einer Art Vormauer gegen den An- drang der Sarmaten gemacht worden. Insbesondere war die Größe und Tapferkeit des ostgothischen Stammes und seiner Könige aus dem Amaler-Geschlechte so bedeutend, daß sich der Ostgothenkönig **Ermanarich** oder **Hermanrich** die meisten gothischen Stämme und viele fremde unterwarf. Die Westgothen unter ihrem König **Athanarich** (aus dem Königsge- schlechte der Vallen) wohnten hart an den Grenzen der römischen Donauländer.

Schon unter **Constantin dem Großen** hatte das Christenthum unter den Gothen solche Fortschritte gemacht, daß auf der von demselben gehaltenen Kirchenversammlung von **Nicaea** ein gothischer Bischof, Namens **Theophilus**, das nicänische Glaubensbekenntniß mit unterschrieb und gothische Geistliche

sich von dem berühmten Kirchenlehrer Hieronymus Aufschlüsse über Stellen der heiligen Schrift erbaten. Bald aber fand unter ihnen auch der Arianismus Eingang, und zwar durch den Vorgang des gothijchen Bischofs Ulfila, der durch seine Uebersetzung der Evangelien in die gothijche Sprache ein Werkzeug der Förderung des Christenthums unter den Gothen wurde.

Ulfila (Wulfila, Wulfkin), Abkömmling einer aus Cappadocien stammenden kriegsgefangenen Familie in Dacien, wurde von Constantin d. Gr. 348 zum Bischof und Nachfolger des oben erwähnten Theophilus ernannt. Von heidnischen Landsleuten verfolgt, flüchtete er sich mit seiner Gemeinde auf das rechte Donauufer und fand dort bei Kaiser Constantius Aufnahme. Im Jahr 360 unterschrieb er auf einer Kirchenversammlung zu Constantinopel das arianische Bekenntniß, worauf auch ein Theil der Gothen sich für dasselbe entschied. Als im J. 376 ein Theil der Westgothen unter Fridigern, vor den Hunnen weichend, im griechischen Reich aufgenommen wurde, befand auch er sich unter ihnen. Er erwarb sich große Verdienste, sowohl um die Ausbreitung des Christenthums, als auch um die Literatur durch Ausbildung der deutlichen Buchstabenschrift, und starb 388 zu Constantinopel bei einer Kirchenversammlung, von den Seinigen wie von Fremden, ja selbst von dem Kaiser als ein „zweiter Moses“ geehrt. — Die in der Bibliothek zu Uspala unter dem Namen des codex argenteus, der silbernen Handschrift, befindliche alte gothijche Evangelienübersetzung ist wahrscheinlich die — nur später nach Sprache und Text umgearbeitete wulfilanische Uebersetzung. (Eine Probe daraus s. u.).

Eine Zeit lang bestanden unter den übrigens größtentheils noch heidnischen Gothen beide christliche Bekenntnisse neben einander, bis Kaiser Valens nach einem Rachezug gegen die Westgothen, welche einem seiner Feldherrn (Procopius) zu einer Empörung Beistand geleistet hatten, der arianischen Lehre dadurch das Uebergewicht unter den Gothen verschaffte, daß er eine Partei der Westgothen, die unter dem Herzog Fridigern gegen den noch heidnischen König Athanarich aufkam, unterstützte und den Arianismus unter ihnen verbreiten ließ.

375 Damals veranlaßte der Einbruch der Hunnen, eines mittelasiatischen Nomadenvolkes, die **Völkerverwanderung**, jenes weltgerichtliche Ereigniß, das mit den Stößen eines lang fortbrausenden Sturmwindes den Fall des römischen Staatsbaues herbeiführen sollte, dessen scheinbarer Felsgrund zu Sand verwittet war.

Das bis dahin ungenannte Volk der Hunnen ist nach Umed. Thierry finnisch-mongolischen, nach Rückert tatarischen Ursprungs; nach Zeuß gehört es dem großen Nomadengeschlechte der Türken an, obwohl als ein minder edler Zweig, der von den nordwestlichen Gebirgen Hochasiens in die scythischen Steppenländer am kaspischen und schwarzen Meere hervorchah und, alles vor sich niederwerfend, „die Bahn öffnete durch die weiten Striche, über welche sich seitdem die Völker dieses Stammes ausgoßen.“ Nehmlich den heutigen Kalmücken, hatten sie untersehten Körperbau, dicken Kopf, breite Schultern, häßliches, braungelbes Gesicht mit tiefliegenden, blitzenden Augen, vorstehenden Backenknochen, tiefen Narben an Kinn und Wangen, welche von Einschnitten herrührten, die sie sich in der Kindheit machten, um den Bartwuchs zu unterdrücken. Sie waren mit Kitlein aus Linnen oder Wausfellen, Hosen von Bockshäuten und Zottelmützen bekleidet. Von Jugend auf an Ertragung von Kälte und Hitze, Hunger und Durst gewöhnt, lebten sie von Wurzeln und rohem Fleische, das sie ohne Feuer zubereiteten, indem sie es unter ihre Sättel legten und mürbe ritten. Beständig zu Pferd oder auf Karren weiter ziehend, wußten sie nichts von Ackerbau und festen Sizen und den daraus entstehenden Gesezen und Sitten. Ohne Religion, ohne Treue gegen andere, ohne einen Begriff von Recht und Unrecht, waren sie nur thierischen Begierden hingegeben, jähzornig, veränderlich, wankelmüthig, raubhüchtig. Mit furchtbarem Geheul und blitzschnell den Feind angreifend, schossen sie zuerst aus der Ferne ihre Pfeile auf ihn ab, griffen dann

in der Nähe zum Säbel, und wenn der Feind ihren Hieben auswich, warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Eben so rasch zogen sie sich wieder zurück, um immer durch neuen Angriff den Feind zu ermüden.

So wild und schrecklich von Sitten und Aussehen, daß der gleichzeitige römische Schriftsteller Ammian sie zweibeinige Bestien nennt, drängten diese Barbaren zuerst auf die am Don wohnenden Alanen (ein scythisches, dem persisch-medischen Stamme verwandtes Volk, dessen Heimat am nördlichen Abhang des Kaukasus ist, und von welchem einzelne Stämme schon früher nach Westen gezogen waren und unter den Völkern des Markomannenkriegs gegen die Römer gekämpft hatten). In Verbindung mit ihnen warfen sie sich sodann auf die Ostgothen, deren 110 Jahre alter König Ermanarich, der gerade an einer Wunde darniederlag, vor Schrecken darüber sich durch Aufreißung des Verbandes selbst den Tod gab, um die Schmach der Unterjochung nicht zu erleben.

Nachdem auch sein Nachfolger Withimir nach tapferem Widerstande gefallen war und ein Theil der Ostgothen sich zerstreut hatte, wälzte sich die Hauptmasse der Ostgothen über den Dniepr auf die Westgothen, die unter Athanarich vergebens zu widerstehen versuchten. Auch sie mußten weichen; der nördliche, noch heidnisch gebliebene Theil zog sich unter Athanarich in die Karpathen zurück; der südliche, dem Christenthum mehr zugeneigte Theil der Westgothen wich unter dem Herzog Fridigern über die Donau und erhielt vom Kaiser Valens (der gerade in Asien gegen die Perser rüstete) gegen das Versprechen des Heeresdienstes und der Annahme des arianisch-christlichen Bekenntnisses Aufnahme in Thracien, wo ihnen die nöthigen Lebensmittel gegen mäßige Bezahlung verabreicht werden sollten. Beim Uebergang über die Donau wurden alle genau verzeichnet und ihre 200,000 Streiter aufgefordert, die Waffen vorher abzulegen; aber sie bestachen die habgierigen römischen Aufseher und behielten größtentheils ihre Waffen.

48. Weil sie aber von den römischen Statthaltern treulos behandelt wurden, indem man ihnen schlechte Nahrung (sogar Hundefleisch) gegen theure Bezahlung, ja oft gegen Hergabe ihrer Söhne und Töchter verabreichte, so drohten sie mit den Waffen; und als man sie, um sie besser im Zaum halten zu können, über das ganze Land vertheilte und dabei die Donaugrenze entblökte, so zog sich auch ein Theil der Ostgothen herüber und mehrte die Furcht der Statthalter. Daher nahmen diese zur List ihre Zuflucht und gedachten sich der gothischen Anführer Fridigern und Alabio zu bemächtigen, in der Hoffnung, das Volk dann desto leichter unterdrücken zu können. Von dem Statthalter Lupicinus zu einem Gastmahl nach Marciampol geladen, trüben sie mit einem großen Gefolge, von dem aber der größte Theil vor dem Thore der Stadt bleiben mußte, indeß die beiden Herzoge mit einem kleinen Gefolge in die Stadt einritten und beim Statthalter abstiegen. Während des Mahles entspann sich vor den Thoren zwischen Gothen und Römern ein Gefecht. Als Lupicinus hörte, daß die Gothen aus Besorgniß um ihre Führer in die Stadt bringen wollten, ließ er das mit den Herzogen bei ihm abgenommene kleine Gefolge tödten. Durch den dabei entstandenen Lärm aufmerksam gemacht, sprangen die Herzoge vom Mahle auf und stürzten mit gezogenen Schwertern unaufgehalten durch die Menge der Römer hinab, zwangen sich auf ihre Pferde und jagten zur Stadt hinaus, wo sie mit

Freudengeschrei von den Ihrigen empfangen wurden, und nun der Racheruf durchs Land erscholl. Sogleich erhoben sich alle Westgothen, besiegten den Statthalter, verwüsteten und plünderten ganz Mösien und Thracien und brachten dem aus dem Orient herbeigeeilten Kaiser Valens in der **Entscheidungschlacht bei Adrianopel** eine Niederlage bei. Er selbst fand auf der Flucht den Tod.

Als nämlich die römische Reiterei vor der gothischen und alanischen Flucht und das verlassene Fußvolk umringt wurde, wollte der Kaiser den Seinigen helfen und gerieth bei der schon eingebrochenen Dunkelheit mitten in das Getümmel; eben als ihn einige der Seinen herauszuhauen wollten, traf ihn ein Pfeil. Verwundet wurde er in eine Feldhütte getragen, diese aber bald vom Feinde umringt und samt dem Kaiser und seinem Gefolge verbrannt. Schon war vom Westen her sein Mitregent Gratian (älterer Sohn Valentinian's I.) im Anzuge, um dem bedrängten Osten zu Hilfe zu kommen; aber erschreckt durch die Kunde von jener Niederlage, kehrte er wieder um, um wenigstens den Westen zu schützen.

Hierauf zogen die Westgothen unaufhaltsam vor Constantinopel: sie konnten es zwar nicht erobern, blieben aber Herren in dem Lande, das sie als ihre Eroberung ansahen und bis zu den julischen Alpen durchstreiften. In solcher Noth ernannte Kaiser Gratian einen seiner Feldherren, den tapfern Spanier **Theodosius**, zum Mitregenten und übertrug ihm die Verwaltung des Orients. Dieser verfuhr mit der größten Vorsicht und Klugheit, konnte aber weder im Feld noch durch Unterhandlungen etwas ausrichten, so lange Fridigern lebte, dem die Gothen und Alanen unbedingt gehorchten. Erst nach dessen Tode wurde es ihm leicht, die Gothen durch Gothen zu besiegen. Als aber auch König Athanarich mit den ihm gehorsamen Stämmen aus seinen bisherigen Gebirgsitzen über die Donau herüberkam und die getheilten Gothen wieder einigte, so schien der Kampf wieder von vorn zu beginnen.

Zum Glück erkannte der alte Gothenkönig, daß fortgesetzter Kampf nicht zum ruhigen Genuße des Landes führen würde, und ließ sich zu Friedensunterhandlungen herbei. Während derselben wurde er in Constantinopel krank und starb. Weil ihn der kluge Kaiser mit den höchsten Ehren bestatteten ließ, so blieben die meisten der gothischen Edlen beim Kaiser, der sie reichlich beschenkte und in seine Dienste nahm. Dadurch gelockt, beeilten sich auch die übrigen Führer der Gothen, mit ihm Frieden zu machen, in welchem er sämtliche Westgothen zu „Verbündeten“ annahm und ihnen Wohnsitze in Dacien, Mösien und Thracien anwies mit dem Zugeständnisse, keine Abgaben zahlen und unter ihren eigenen Gesetzen und Häuptern leben zu dürfen, aber auch mit der Verpflichtung, die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen und ein beständiges Heer von 40,000 Mann, jedoch gegen Zahlung, für den römischen Kriegsdienst zu stellen.

Von nun an gehörten gothische (im Westen bereits auch fränkische) Fürsten zu den Großen des römischen Reichs, und unter dem Namen Bundesgenossen fiengen die deutschen Barbaren an, die Römer zu beherrschen. Die Ostgothen hatten abziehen müssen und blieben in den Sizen an der Donau abhängig von den Hunnen.

49. Nachdem Theodosius der Große theils durch das strengste Verbot des heidnischen Cultus, theils durch die entschiedenste Zurückweisung der arianischen Lehre (auf dem zweiten ökumenischen Concil 381) den Sieg der all-

gemeinen christlichen Kirche vervollständigt und somit durch Beendigung der religiösen Parteikämpfe dem Reiche den innern Frieden verschafft hatte, so stellte er auch im Westen des Reichs die dort durch Thron-Usurpatoren gestörte Ruhe wieder her. Vorzüglich durch gothische Kraft errang er über den Empörer Maximus, gegen welchen Gratian auf der Flucht das Leben verloren hatte, den Sieg in der Schlacht an der Save (388) und erkannte Gratians Bruder, Valentinian II., als Kaiser des Abendlandes an. Als dieser von dem Franken Arbogast, seinem Reiterführer, ermordet wurde, besiegte Theodosius auch diesen in der Schlacht bei Aquileja (394) und erhielt dadurch die Alleinherrschaft über das ganze wiederbereinigte römische Reich.

Doch schon 4 Monate darauf starb er, nachdem er in seinem letzten Willen die Theilung des Reichs in das morgenländische und abendländische angeordnet, und jenes, das oströmische, seinem 18jährigen Sohne Arcadius, dieses, das weströmische, seinem 11jährigen Sohne Honorius gegeben hatte. Obwohl er dadurch eine eigentliche Trennung des Reichs nicht beabsichtigte, so legte er doch den Grund dazu, und die Folge war, daß sich einerseits der byzantinische Hof durch stärkere Ausprägung des orientalischen Wesens und durch Erhebung der griechischen Sprache zur amtlichen dem westeuropäischen Wesen gänzlich entfremdete, anderseits das abendländische Römerthum seinen früheren Untergang fand.

Wegen der Jugend und Schwäche der beiden Regenten hatte im oströmischen Reiche für Arcadius der Gallier Rufinus, im weströmischen Reiche für Honorius der kräftige und kluge Bandalie Stilicho die Reichsverwaltung. Weil Stilicho behauptete, von Theodosius zum Hauptbormund eingesetzt worden zu sein, öffnete Rufinus aus Tücke den Westgothen die Pässe nach Griechenland, so daß diese, unter ihrem kühnen, aus dem edlen Geschlechte der Vandalen entsprossenen König Alarich, Thessalien und Macedonien zerstörend und plündernd durchzogen. Als Stilicho sie bekämpfen wollte, wurde er von Rufinus aus Eifersucht daran gehindert und bekam nach des Letzteren Ermordung an dem Stellvertreter desselben, dem Eunuchen Eutropius, einen noch schlimmern Feind. Denn als Alarich mit den Westgothen fortzöhr, auch Mittelgriechenland und den Peloponnes mit Feuer und Schwert zu verwüsten, dann aber, von Stilicho zurückgedrängt, sich nach Aegypten zurückzog, so machte Eutropius den Alarich zum Statthalter von Aegypten und reizte ihn sogar zu einem Einfall in Italien. Doch der tapfere Stilicho schlug denselben in Ligurien bei Pollentia und nach einem erneuten Versuche bei Verona zurück (404). Dadurch, sowie da er auch im Jahre 406 Radagais, der von Norden her mit einem ungeheuren Schwarm deutscher, besonders ostgothischer Völker in Italien eingefallen war, bei Assula (heut Fiesole, im Florentinischen) schlug, rettete er für damals Italien vom Untergang.

Dagegen konnte Stilicho nicht verhindern, daß nun die Trümmer dieses vernichteten Völkersturms, darunter vorzüglich Vandalen, Sueben und Alanen, in Gallien eindringen und die obern Rheinländer zu einer neuen Stellung veranlassen. Es wurden nämlich daselbst die Alemannen und Burgunden mit in die Bewegung gerissen, indem jene auch in Elsaß Fuß festsetzten (§. 45, 1.), diese aber bis Mainz vorrückten und auf beiden Seiten

den Grund zu dem nachher so mächtigen **Reich der Burgunden** (mit der Hauptstadt Worms) legten, das sich in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts bis hinab zum Mittelmeere und bis an die Cevennen und Vogesen ausdehnte.

Nachdem die Vandalen, Sueven und Alanen drei Jahre lang in Gallien verwüstend umhergezogen waren, brachen sie über die Pyrenäen in Spanien ein, wo sie sich nach heftigen Kämpfen in die westlichen und südlichen Theile des Landes durch das Loos theilten.

Dabei nahmen die Vandalen (welche ursprünglich am Nordabhange des Riesengebirges gewohnt und sich im Laufe der Zeit nach Dacien und von da nach Pannonien gezogen hatten), ihre Siege in Galicien und in Bätica, und noch heute führt die spanische Provinz Andalusien den Namen von ihnen; die Sueven (die in der Urzeit als Semnonen ihr Stammland an der Elster, Reize und Spree gehabt hatten, §. 8) ließen sich gleichfalls in Galicien nieder; die Alanen bekamen in Lusitanien ihre Sitze.

50. Stilicho suchte durch große Versprechungen Marich in den weströmischen Dienst zu ziehen, um mit seiner Hilfe die Gefahr abzuwehren, und schon rückte Marich in Noricum ein, als Kaiser Honorius den Stilicho, auf die Anklage seiner Räder am Hofe, daß er für seinen Sohn nach dem Throne strebe, ermorden ließ und sich so des einzigen Mannes beraubte, der das bedrohte Reich noch hätte retten können.

Stilicho's Gegner am Hofe waren der Senator Olympius und der Feldherr Sarus. Da sie es nicht wagten, den gefürchteten Mann offen anzugreifen, so stifteten sie einen Theil seines Heeres in Pavia zum Aufstand gegen ihn an, wobei die meisten seiner Getreuen ermordet wurden. Erbittert darüber forderte der andere, in Bononia (Bologna) stehende Heerestheil Stilicho auf, sie gegen den Kaiser zu führen. Er aber wollte einen Bürgerkrieg vermeiden, und als deshalb ein Hauptmann Stilicho's Belt angriff, flüchtete er sich nach Ravenna an die Stufen eines Altars. Man wußte ihn aus seiner Zufluchtsstätte hervorzulocken und legte ihm einen kaiserlichen Befehl vor, nach welchem er sogleich getödtet wurde (408). Er starb mit Würde und Muth. Auch sein Sohn wurde dem Ayl entrißen und getödtet.

Da man auch die noch übrigen Freunde Stilicho's und selbst die Weiber und Kinder derselben, welche Stilicho zu ihrer Sicherheit in den Festungen untergebracht hatte, an Einem Tage tödten und ihr Vermögen einziehen ließ, so begaben sich 30,000 verfolgte Bundesgenossen Stilicho's zu Marich, der, durch sie verstärkt, sogleich an die Grenze heranrückte und auf die Weigerung 409 des Senats, ihm die versprochenen Hilfgelder zu geben, mit den **Westgothen** in Italien einfiel. Ohne sich von Honorius, welcher in Ravenna verweilte, aufhalten zu lassen, zog er sogleich vor die Stadt Rom, die, obgleich sie über eine Million Einwohner zählte, in ihrer Angst lieber unterhandelte und sich um einen ungeheuren Preis die Gnade des Siegers erkaufte.

Als die römische Gesandtschaft anfangs Marich dadurch zurückschrecken zu können glaubte, daß sie mit der Menge ihrer Kriegsmannschaft prahlte, soll Marich lachend gesagt haben: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ Und als sie seine Bedingungen zu hoch fanden und fragten, was er ihnen denn übrig lassen wolle, antwortete er: „das Leben!“ Endlich kam man überein, daß die Stadt 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pf. Silbers, 4000 Seidenkleider, 3000 rothe Saffianelle, 3000 Stück feinen Purpur und 3000 Pf. Pfeffer geben, überdies alle Barbarenslaven frei lassen sollte. Da so viel Gold nicht aufzutreiben war, mußte man viele goldene und silberne Bildsäulen, darunter die der Virtus (Mannhaftigkeit) einschmelzen.

Nachdem ein Theil dieser Schätzung sogleich geleistet und für den Rest

Geißel gestellt waren, zog Alarich nach Strurien ab. Weil aber der Kaiser diesen Vertrag nicht bestätigte, zog Alarich abermals vor die zitternde Stadt, nöthigte sie zur Uebergabe und ließ durch den füsigen Senat den Stadtpräfekten Attalus zum Kaiser einsetzen und sich zum Oberfeldherrn ernennen. Weil aber Attalus mehrere seiner Maßregeln hintertrieb, setzte er ihn wieder ab und erschien zum dritten Mal vor den Thoren der Stadt. Nach kurzer, ruhmloser Vertheidigung wurde in einem nächtlichen Sturm **Rom von Alarich** 410 **erobert**, und die ehemalige Weltherrscherin, die sich rühmte, seit 800 Jahren keinen Feind in ihren Mauern gesehen zu haben, hatte es nur dem durch das Christenthum bereits gemilderten Sinne der Gothen zu danken, daß diese sie nicht so unbarmherzig behandelten, wie sie gegen ihre Feinde zu verfahren gewohnt waren. Die Stadt wurde mit Feuer gänzlich verschont, und selbst die dreitägige Plünderung löste sich in eine feierliche Prozession auf, in der die Gothen die Kirchengefäße, die sie in der Wohnung einer Wittve, wohin sie vor den Römern geflüchtet worden waren, gefunden hatten, auf Alarich's Geheiß in die Kirche des h. Petrus zurücktrugen.

Hierauf wandte sich Alarich, mit Beute beladen, nach Unteritalien und gedachte von dort aus Sicilien und Afrika zu erobern, weil er wohl einsah, daß er sich ohne den Besitz dieser Länder in Italien nicht würde halten können. Aber mitten unter den Zurüstungen ereilte den Gothenhelden bei Coniugia (jetzt Cosenza) der Tod und seine Gothen gaben ihm das Flußbett des Busento zum Grab. — Alarich hauptsächlich war es, der sowohl in Griechenland, als auch in Italien durch die Zerstörung von Tempeln und Götterbildern die Reste des Heidenthums vollends vernichtet hat.

Von den Gothen auf den Schild erhoben, trat nun Ataulf (Adolf), Alarich's junger und tapferer Verwandter, als König an die Spitze des Volks. Den Plan Alarich's aufgebend, kehrte er nach Rom zurück und knüpfte Unterhandlungen mit dem Kaiser Honorius an. Da aber diese nicht zum Abschluß kamen, wandte er sich nach Gallien und gründete dort um das Jahr 412 **das westgothische Reich**, das sein Nachfolger Wallia mit Bewilligung der Römer vollends befestigte, worauf nach dessen Tode (419) der folgende gothische König Theodorich II. es selbst über die Pyrenäen hinüber ausdehnte.

Ataulf hatte nämlich die Schwester des Kaisers Honorius, Placidia, welche bei der zweiten Einnahme Roms in gothische Gefangenschaft gerathen war, zur Gattin verlangt. Er eröffnete Unterhandlungen mit Honorius, konnte aber seine Einwilligung nicht erhalten. Daraus zog er nach Gallien und wandte sich dort gegen den schon genannten Sarus, der (eigentlich von Geburt ein Gothe, aber ein Todfeind des Völkergeschlechts) inzwischen von Honorius abgefallen und zu einem in Mainz sich erhebenden Gegenkaiser Jovinus übergegangen war. Ataulf besiegte ihn und ließ ihn grausam umbringen. Hierauf schlug er auch Jovinus und fandte den Kopf desselben Honorius zu. Zwar begannen jetzt die Unterhandlungen wegen Placidia wieder; da sich aber Ataulf aufs neue hingehalten und ohne Unterstützung gelassen sah, so erklürnte er Narbonne, Tolosa und Burdigala. In Narbonne vermählte er sich wider Willen des Kaisers mit Placidia. Als aber Honorius Feldherr Constantius, darüber aufgebracht, daß man ihm die früher ihm versprochene Placidia vorenthalten hatte, gegen Narbonne vorrückte, zog Ataulf 414 über die Pyrenäen nach Spanien, eroberte Barcelona und war eben im Begriff, Catalonien zu erobern, als er in Barcelona von einem treulosen Diener, einem ehemaligen Gefährten des getödteten Sarus, im Pferdestalle meuchlings ermordet wurde. Sterbend befahl Ataulf seinem Bruder, den er für seinen Nachfolger hielt, Placidia dem Honorius zurückzuschicken und Frieden mit den Römern zu halten. Zwar bemächtigte sich Siegerich, der Bruder des

Sarus, der Königswürde und ließ, um sie zu behaupten, Ataulf's und Placidia's Kinder tödten, wurde aber schon nach sieben Tagen von den Gothen erschlagen, und darauf der tapfere Wallia gewählt. Dieser gewann durch die Herausgabe Placidia's die Gunst des Honorius, der ihm dafür, daß er ihm Spanien wieder unterwarf, den südwestlichen Theil Galliens oder das sogenannte Aquitania secunda einräumte, das den Namen Septimania oder Gothia erhielt, worin Tolosa (Toulouse) die Hauptstadt wurde. Hier an den Ufern der Garonne lernten die Westgothen Ackerbau, Gewerbe und Künste treiben und übertrafen in der Folge ihre römischen Lehrmeister an Bildung. Nach Wallia's Tod 419 dehnten dessen Nachfolger, von Theodorich II. an, das westgothische Reich über die Pyrenäen bis Lusitanien aus und in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts erreichte es unter Eurich (dem Bruder und Nachfolger Theodorich's II.) seinen höchsten Glanz (466—484), indem er es in Gallien bis an die Loire und Rhone über die südliche Provence und über einen großen Theil Spaniens (mit Ausnahme des im Nordwesten noch bestehenden Suebenreiches) ausdehnte.

51. Am römischen Hofe erhob Honorius seinen Oberfeldherrn Constantius, den nunmehrigen Gatten der zurückgegebenen Placidia, zum Mitregenten, behandelte ihn aber mit solcher Schelmsucht, daß derselbe bald vor Verdruß starb und die zum zweitenmal verwitwete Placidia vor der Laune ihres Bruders sich mit ihren beiden Kindern nach Constantinopel flüchtete, wo sie freundlich aufgenommen wurde.

Nach dem Tode des Honorius (423) gieng das weströmische Reich mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen. Anfangs warf sich sein Geheimschreiber zum Kaiser auf, wurde aber mit Hilfe des oströmischen Hofes durch Waffengewalt gestürzt, worauf Placidia's Sohn, der 6jährige Valentinian III. auf den Thron berufen wurde, für den seine Mutter die vormundtschaftliche Regierung führte. Da Valentinian durch weiche Erziehung auch nach erlangter Mündigkeit zur Selbstregierung unfähig war, so behielt Placidia die Regentschaft 25 Jahre hindurch bis zu ihrem Tode.

Während dieser Zeit herrschte sowohl in den äußern Provinzen als auch in Italien große Verwirrung. Am Rheinufer hatten sich abwärts bis zum Meere hin die Franken, aufwärts die Alemannen bis an die Vogesen, vom Mittelrhein die Burgunden unter König Gundikar bis an den Jura hin ausgedehnt.

Zum Unglück für das Reich bestand unter den beiden tüchtigsten Staatsmännern, auf die sich der weströmische Hof verließ, zwischen dem Oberfeldherrn Aëtius (dem Sohne eines erschlagenen Gothenführers) und Bonifacius, dem Statthalter der Provinz Afrika, eine verderbliche Eifersucht. Als Bonifacius von Aëtius bei der Regentin Placidia verleumdet und von seiner Statthalterschaft abberufen wurde, gehorchte er nicht und erklärte dadurch seinen Abfall. Weil er sich aber auf die Einwohner seiner Provinz nicht verlassen konnte, rief er, um sich zu halten, die kräftigen **Vandalen** aus 429 Spanien nach Afrika herüber. Diese, ohnehin durch die Ausbreitung der Westgothen in Spanien nach dem Süden gedrängt, kamen unter ihrem Könige Geiserich und traten sogleich verheerend auf, zerstörten in ihrer Wildheit Städte und Dörfer, tödteten in ihrem arianischen Fanatismus die katholischen Einwohner, zertrümmerten Kirchen und Paläste und verübten die unmenschlichsten Grausamkeiten.

Zu spät bereute Bonifacius seine Uebereilung und bot alles auf, sich wieder mit Placidia zu versöhnen, wobei ihn selbst der heil. Augustinus (Bischof von Hippo) unterstützte. Es gelang, und nun wollte er die Van-

balen zur Rückkehr nach Spanien vermögen; sie aber blieben und zwangen Bonifacius nach mehrfachen Niederlagen aus Afrika nach Italien zu fliehen, wo er einige Zeit darauf in einem zwischen ihm und Aëtius ausbrechenden Kriege das Leben verlor. Unterstützt von den Mauretanern, bemächtigten sich die Vandalen nach und nach des ganzen Landes und errichteten durch die Eroberung Karthagos im Jahre 439 das **vandalische Reich**, das Geiseric von dieser Hauptstadt aus beherrschte. Aëtius, der nunmehr allein im Reiche waltete, mußte in einem Vertrag den Vandalen die Provinz Afrika förmlich abtreten, um nur die beiden Mauretanien und Numidien als Provinzen dem Reiche zu erhalten.

52. Schon im Anfange desselben (fünften) Jahrhunderts wurden die nordgallischen Gewässer durch die Räubereien der östlichen Sachsen oder der Nordalbinger unsicher gemacht und besonders die Küsten Britanniens schwer heimgesucht, welches bereits von den Römern aufgegeben und den innern Kämpfen seiner eigenen Bewohner überlassen war. Der südliche, von den Briten bewohnte Theil hatte besonders viel von den beständigen Einfällen der kriegerischen Picten und Scoten zu leiden, die das kaledonische Hochland bewohnten und auch den Römern viel zu schaffen gemacht hatten. Um sich gegen sie zu schützen, rief der britische König Vortigern die Sachsen auf der deutschen Nordküste um Beistand an.

Da landeten, wie die Sage meldet, **Angeln, Sachsen und Jüten** unter 449 ihren Führern Hengist und Horsa am östlichen Gestade Britanniens, schlugen die Picten und Scoten nach Kaledonien zurück und machten sich, von stets neuankommenden Abenteuererhaufen aus der cimbrischen Heimat verstärkt, allmählich selbst zu Herren des Landes. Ein Theil der Briten zog sich vor den Angelsachsen in die Gebirge von Wales und Cornwallis zurück und blieb unabhängig; ein anderer flüchtete sich nach Nordgallien und setzte sich in Armorika fest, das von da an den Namen Bretagne (Kleinbritannien) bekam. In dem südöstlichen Flachlande Britanniens aber stifteten die Eroberer im Laufe von 130 Jahren die sieben angelsächsischen Königreiche: Kent, Suffex, Wessex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia.

So entstand aus der Vereinigung der im Lande gebliebenen keltischen Ureinwohner mit diesen germanischen Ostseeböckern (unter welchen die Angeln überwiegen) der mächtigste Stamm der Insel, der seine Herrschaft nach und nach über das ganze Eiland und „durch seine angestammte Vertrautheit mit dem Meere“ sich in der Folgezeit bis in die fernsten Enden der Erde welt-
 fersichend verbreitet hat.

Kap. 11. Das Hunnenreich.

53. Auch das oströmische oder griechische Reich befand sich bis zu Arcadius Tode und noch anfangs unter seinem erst fünfjährigen Sohne Theodosius II. durch äußere Feinde und innere Mißstände in einem trau-
 rigen Zustande, bis sein Feldherr Anthemius, ein als Staatsmann und Christ ausgezeichnete Mann, die Regentschaft übernahm und vor allem die nördliche Reichsgrenze gegen die Einfälle der Hunnen durch eine Donauflotte
 verteidigte.

Als sodann die Schwester des Kaisers, die talentvolle **Pulcheria**, mündig geworden war, übernahm sie die Vormundschaft und führte für ihren auch nach dem Eintritt seiner Mündigkeit stets schwach bleibenden Bruder die Regierung. Sie lenkte mit Kraft und Weisheit die Geschicke des Reichs und hatte dabei den Takt, ihrem Bruder den Ruhm der Regierung zu überlassen, deren Seele sie allein war. Unter ihrer starken und milden Verwaltung kam es nie zu einem Aufstand. So stand sie 40 Jahre hindurch ihrem Bruder stützend zur Seite, bis sie zuletzt durch Hofränke sein Vertrauen verlor und sich, so lange er noch lebte, vom Hofe zurückzog.

Nach Pulcheria's Rücktritt gerieth das Reich, dem es überhaupt an den wahren volksthümlichen und sittlichen Grundlagen fehlte, in Unordnung. Im Innern ließ die Frömmerei, Ränkesucht und Prachtliebe des Hofes und der auf den Provinzen lastende Beamten- und Steuerdruck keine Völkermohlfahrt aufkommen, und von Außen hatte das Reich besonders von den Einfällen der Hunnen schwer zu leiden.

Nachdem diese, seit ihrem ersten Erscheinen gegen 50 Jahre lang in den Sarmaten-Ebenen zwischen der Wolga und Niederdonau nomadisch gelebt und öfters verheerend die benachbarten Völker überfallen, auch manchmal den **444** Römern Heeresdienste geleistet hatten, warf sich der Hunnenkönig **Attila** (in den Sagen, besonders im Nibelungenliede, **Ezel** genannt) durch Ermordung seines Bruders **Bleda** zum Oberhaupt aller Hunnenstämme auf und machte sich auch viele deutsche (Ostgothen, Langobarden und Gepiden), slavische und scythische Völkerstämme dienstbar. So beherrschte er als ein König der Könige ein Reich, das von der Wolga bis ins Innere von Deutschland (Thüringen) reichte. Als Nachbar des oströmischen Reiches, von dem er zuletzt, nach Eroberung des südlichen Donaufers (445), nur durch das Hämusgebirge geschieden war, erzwang er sich von dem schwachen Theodosius II. durch Kriegsdrohungen und Einfälle, was er wollte, und sein furchtbarer Plünderungszug durch die oströmischen Provinzen bis nach Griechenland machte selbst Constantinopel erzittern. Er schien zu einer Zuchtruthe für alle Völker geboren zu sein, wie er sich denn selbst **Godegisel**, d. i. Gottes-Geißel, nannte.

Der Kaiser mußte sich damals den Frieden durch Abtretung eines 15 Tagereisen großen Gebietes an der Donau, durch Erhöhung des jährlichen Tributs von 700 Pfd. Goldes bis auf 2100 Pfd. und noch durch eine Kriegsentschädigung von 6000 Pfund erkaufen. Byzantinischer Stolz nannte zwar diesen Tribut „Gold“ und den Hunnenkönig „Feldherrn des Reichs“, aber Attila spottete darüber, indem er sagte: „Des Kaisers Reichsfeldherren sind Sklaven, aber Attila's Feldherren sind Kaiser!“ — Attila war von gedrungenener Gestalt und mongolischem Gesichtsausdruck, hatte aber viel Verstand und zeigte in seiner ganzen Haltung den geborenen Herrscher. Im Kriege schrecklich gegen Feinde, war er gnädig gegen Hülfsflehende und gütig gegen Schützlinge. Den unterworfenen Völkern ließ er Sprache, Sitten und Geseze; doch mußten sie Heeresfolge leisten und Tribut zahlen. Im Krieg führte er selber an, im Frieden sah er selbst oft zu Gericht und hielt streng auf unparteiisches Recht. Er liebte die Pracht in seiner Umgebung, lebte aber selbst sehr einfach. Sein Palast in einem von Pfahlpfählen umgebenen Orie an der Theiß war zwar nur von Holz, aber mit orientalischem Luxus ausgestattet. An seinem Hofe wurde außer der hunnischen auch die gothische Sprache gesprochen, und stets wimmelte es dort von fürstlichen Vasallen, fremden Gesandten, vornehmen Geiseln und andern Fremden, selbst Künstlern aus Griechenland und Italien. Die fernsten Völker, selbst die Neuperfer und Chinesen, suchten seine Freundschaft.

Bisher hatte ihn Aëtius durch freundliche Unterhandlung dahin zu bringen gewußt, daß er seine Einfälle mehr gegen das ost-, als gegen das weströmische Reich richtete. Allein dem schlauen Vandalenkönig Geiserich gelang es, den gefürchteten Attila zu einem Angriff auf den europäischen Westen zu bestimmen, indem Geiserich dadurch einen Angriff der gegen ihn verbündeten Weströmer und Westgothen auf sein neu gestiftetes Reich abzuwenden hoffte.

Attila forderte von Kaiser Valentinian III. dessen Schwester Honoria zur Gemahlin und einen Theil des römischen Reichs zur Wittgift, und da man ihm diese Forderung verweigerte, brach er 451 mit 700,000 auserlesenen Streikern aus allen ihm unterworfenen hunnischen und germanischen Völkern von Pannonien (Ungarn) auf, durchzog, alles vor sich niederwerfend, Noricum, Babelicien und Alemannien und gelangte an den Rhein. Hier warfen sich ihm die Burgunden unter Gundobad (dem König Günther der Nibelungen) kühn entgegen; aber er besiegte sie im Wormsgau und rottete treulos ihr ganzes Königsengeschlecht aus. Nachdem er am Ober- und Mittelrhein viele Städte (darunter Augusta Rauracorum, Trier, Metz u.), verwüstet hatte, ging er über den Niederrhein, wo sich ihm ein Theil der dort wohnenden ripuarischen Franken (Rheinfranken) angeschlossen, und rückte darauf in das Innere von Gallien.

54. Aber der römische Feldherr Aëtius hatte in seiner Voraussicht bereits alle deutschen Völker des römischen Westreichs, welche wenigstens dem Namen nach noch die Hoheit der römischen Imperatoren anerkannten, also die Westgothen unter ihrem König Theodorich, die Alanen unter ihrem Herzog Sanguin, einen Theil der Burgunden, der ripuarischen Franken, der Niederfranken unter Merowig, und einen Theil der Sachsen, zu dem Zweck gemeinsamer Vertheidigung vereinigt. Er rückte gegen Attila an, der den Genabum (Orleans) erstickt hatte und auf die Nachricht vom Anzuge der Verbündeten rasch die Seine und Marne überschritt und seine Stellung auf einer weiten Ebene bei Catalaunum (dem heutigen Chalons an der Marne) nahm.

Auf den catalaunischen Feldern wurde die große Hunnenschlacht 451 geschlagen, in welcher Attila eine Niederlage erlitt, und die Sache der Bildung über hunnische Barbarei den Sieg davontrug.

Auf der Seite der Verbündeten führte König Theodorich den rechten Flügel, Aëtius den linken, den Alanen Sanguin stellte man in die Mitte, um sich seiner Kräfte zu versichern. Bei den Hunnen befehligte den einen Flügel der Gepiden Theodorich, den andern die drei ostgothischen Königsbrüder Theudomir, Widimir und Walamir, die Mitte Attila, und alle seine Führer harhten stumm und ängstlich auf seine Befehle. Hierauf ermahnte Attila die Seinen, sich vorzüglich auf die Westgothen zu werfen, in denen die Kraft des Feindes liege, und schloß mit den Worten: „Rüht ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht! richtet eure Augen auf mich! ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!“ — Und nun begann die furchtbarste Schlacht, deren die Geschichte gedenkt. Der Hauptkampf entbrannte um einen Hügel, den beide Theile zu gewinnen suchten. Schon hatte Attila das römische Mittelreffen durchbrochen und die Römer zur Flucht gezwungen; schon war auch Theodorich, nachdem er die Seinen angefeuert hatte, im Getümmel gefallen, als eben dieser Fall ihres Feldenkönigs die Westgothen zur Wuth entflammte, so daß sie unter der Führung seines jungen Sohnes Thorismund die Hunnen zurückdrängten und Attila genöthigt war, sich in seine Wagenburg zurückzuziehen und Vorsichtsmaßregeln gegen einen nächtlichen Angriff zu treffen. Er ließ sogar aus Sätteln und hölzernen Schilden einen

aber schon nach 18 Monaten, in Folge der Ansprüche des griechischen Hofes, von dem Befehlshaber der Kriegsmacht, dem Sueben Ricimer (Richmar), zur Entfugung gezwungen wurde. Dieser übte eine so große, fast dictatorische Gewalt über den Thron und Senat aus, daß er viermal nach einander den Thron nach Gefallen vergab.

Ricimer stammte aus der Königsfamilie der Sueben in Spanien, war von mütterlicher Seite der Enkel des westgotischen Königs Wallia und verschwägert mit dem Burgundenkönig Gundioch, dem Vater Gundobald's. Gleichwie Ricimer, waren schon seit langer Zeit viele aus den deutschen Provinzen des Reichs wegen ihrer Kriegstüchtigkeit zu den höhern Kriegsstellen und durch das ihnen verliehene Patriciat selbst in den Senat gelangt. So trat an die Seite der alten römischen Aristokratie ein germanischer Kriegsadel, dessen fremdbartige Bewaffnung und Kleidung sogar bei Hofe zur Mode wurde, so daß schon Honorius ein Verbot für die Römer erließ, in der Stadt gotthische Kleidung nachzuahmen, ohne jedoch den Lauf der Zeiten dadurch aufhalten zu können. Denn nachdem es einmal dahin gekommen war, daß fast das ganze Heer aus germanischen Kriegern bestand, so überstrahlte der neue kriegerische Adel die römischen Geschlechter in den Augen des Volks so weit, daß der deutsche Schapel in höhern Ehren stand als die römische Rüstung, wie denn auch in jenen unruhigen Zeiten kriegerische Verdienste mehr Glanz verliehen, als bürgerliche Aemter. So ist es begreiflich, daß Ricimer, der unter Aëtius eine tüchtige Kriegsschule durchgemacht und in mehreren Kriegen hohe Auszeichnung erlangt hatte, an der Spitze des ihm stammverwandten Heeres und von einem gleichgesinnten kriegerischen Adel umgeben, in Zeiten der Verwirrung die Macht der Entscheidung in Händen hielt und eine Stufe des Einflusses erreichte, der über den des Senats und selbst des Kaisers noch hinausgieng, aber auch seine eigene Befähigung häufig überstieg.

Nach Ricimer's Tode (472) brachen neue Thronstreitigkeiten aus. Der vom oströmischen Hof ernannte und durch Hilfstruppen unterstützte Patricius Cornelius Nepos mußte schon nach einem Jahre dem Drestes (einem ehemaligen Geheimschreiber des Attila und nunmehrigen Befehlshaber des Heeres, dessen Gunst er zu gewinnen gewußt hatte) weichen und nach Dalmatien fliehen, wo er zu Salona residierte.

Drestes nahm übrigens den Purpur nicht selbst, sondern bewog das Heer, seinen Sohn damit zu bekleiden, den 15jährigen Romulus Augustus, den die Griechen Momyllus, die Römer Augustulus nannten. Zur Belohnung für die dabei geleisteten Dienste verlangte das deutsche Söldnerheer den dritten Theil der Ländereien in Italien. Da Drestes sich nicht dazu verstehen wollte, so empörte sich das Heer und erwählte 476 Odoaker, Anführer der deutschen Hilfstruppen, arianischen Glaubens, zum Anführer. Verstärkt durch einen Zugzug von Herulern, Rugiern, Scyren u. a. belagerte er Drestes in Ticinum (Pavia) und ließ ihn nach der Eroberung der Stadt hinrichten. Den Sohn desselben, den erwähnten Romulus Augustulus, setzte er aus Mitleid mit seiner Jugend ab und versetzte ihn auf ein campanisches Landgut. Hierauf regierte Odoaker anfangs im Namen des noch zu Salona residierenden Julius Nepos, nach dem Tode desselben aber (480) allein und unabhängig, ohne einen andern Imperator zu ernennen, und gebot als deutscher Heerkönig über Italien und über die Südbonauländer. Der byzantinische Kaiser Zeno aber sah nun das kaiserlose Italien als zum oströmischen Reich gehörig an und verlieh Odoaker, als seinem Statthalter, die Würde und den Titel eines Patricius der Römer.

So ruhmlos endigte die Herrschaft des einst weltberühmten Rom im 1229sten Jahre nach seiner Erbauung, und fortan waren es Germanen,

die auf den Trümmern der römischen Welt eine neue, auf Germanenthum und Christenthum gegründete Welt zu bauen unternahmen.

Bei der Gründung Roms hatte Romulus nach der Sage zwölf Geier über seinem Haupte hinschweben sehen, welche von den Römern auf zwölf Jahrhunderte der Macht gedeutet worden waren; deshalb sang der Dichter Claudianus (im Anfang des 5. Jahrh. n. Chr.): „der zwölfte Geier hat den Flug vollendet, o Rom, bedenke dein Geschick!“

Odoaker hielt sich in der Herrschaft dadurch, daß er ein Drittheil des Landes seinen deutschen Kriegern anstatt des Soldes überließ, die alten römischen Einrichtungen und Gesetze, auch die Hofordnung in Ravenna beibehielt und die rechtgläubige Kirche unangetastet ließ. Durch solche verständige Mäßigung gewährte er dem erschöpften Lande die langentbehrte wohlthätige Ruhe.

57. Nach einer zwölfjährigen, ziemlich milden Regierung aber mußte Odoaker einem Mächtigeren weichen. In Pannonien nämlich waren seit dem Untergange der Hunnen die Ostgothen unter ihren Amalerfürsten gesessen und hatten einerseits mit den Gepiden und andern deutschen und slavischen Nachbarn in häufigen Kriegen gelebt, andererseits die schwachen Byzantiner durch beständige Einfälle und Tributerpressungen heimgesucht. Als ihnen ein neuer Kaiser, Leo I., den Tribut verweigerte, erzwang sich der Ostgothenfürst Theodemir durch einen Einfall in Syrien einen noch höheren Tribut, mußte aber beim Friedensschluß seinen siebenjährigen Sohn Theodorich als Geisel nach Constantinopel schicken, wo derselbe bis in sein 18. Jahr am Hofe mit der ehrenvollsten Rücksicht behandelt und bei einer sorgfältigen Erziehung mit einer hohen Achtung vor der griechischen Bildung und Wissenschaft erfüllt wurde.

Heimgekehrt an das Hoflager seines Vaters errang der thatkräftige feurige Jüngling durch mehrere Siege über räuberische Slaven die Bewunderung und Liebe aller Ostgothen in dem Grade, daß sie ihn auf den Vorschlag seines sterbenden Vaters 475 als König annahmen. Weil Leo's Nachfolger, der Kaiser Zeno, vor den Gothen unter solcher Führung noch größere Befürchtungen hegte, so suchte er den ehemaligen kaiserlichen Pflegling durch Geschenke und Ehrenverleihungen, sowie dessen Volk durch Einräumung eines Theiles von Mösien zu bestimmen, sich feindlicher Angriffe auf das byzantinische Gebiet zu enthalten. Theodorich zeigte den besten Willen, aber die noch nicht an Ackerbau und friedlichen Erwerb gewöhnten Ostgothen ließen sich nicht abhalten, sondern fielen nach wie vor bald da, bald dort ein. Daher ließ Kaiser Zeno, theils um sich die ihm so lästigen Nachbarn vom Halse zu schaffen, theils um den unabhängig schaltenden Odoaker zu demüthigen, dem Theodorich den Vorschlag machen, sich in Italien niederzulassen. Diesen Rath befolgend, brach Theodorich mit dem gesamten Ostgothenvolke von Mösien und Pannonien nach Italien auf, um sich dort 487 eine neue Heimat und Herrschaft zu gründen.

Nachdem er auf einem langen Wanderzuge die Gepiden an der Donau und die Rugier in den julischen Alpen besiegt hatte, schlug er Odoaker zuerst bei Aquileja, dann bei Verona (daher sein Name „Dietrich von Bern“ in Sagen und Liedern), zuletzt an der Adda, und schloß ihn in Ravenna ein, das stark befestigt und durch das Meer geschützt war. Hier-

auf nahm er ganz Italien in Besitz, brachte auch Odoaker, der sich drei Jahre lang tapfer vertheidigt und vergebens auf burgundische Hilfe gewartet hatte, zur Unterwerfung und vollendete mit der durch einen Vertrag gewonnenen Einnahme der wichtigen Stadt Ravenna die **Gründung des ostgothischen Reichs** im Jahre 493, welches Italien und Sicilien, Illyrien und Dalmatien, das Alpenland von Rätien und Noricum und einen Theil von Pannonien (in der Folge auch die Provence) umfaßte, ein Gebiet, das er in der Doppelteigenschaft als römischer Patricius und deutscher Heerkönig mit großer Weisheit beherrschte.

Odoaker hatte sich bei der Uebergabe Ravenna's die Erhaltung seines Lebens bedungen; er wurde aber, angeblich wegen eines Versuchs zu seiner Wiedererhebung, bei einem Gastmahl ermordet.

Theodorich vertheilte den dritten Theil des Landes unter seine Gothen und sicherte seine Grenzen durch Aufstellung einer starken Grenzhut und durch Bündnisse mit den Nachbarvölkern. In Italien selbst behielt er die römische Verfassung und für die Römer auch die römischen Gesetze bei und behandelte die Römer und Gothen mit gleicher Gerechtigkeit und kluger Berücksichtigung ihrer verschiedenen Volkseigentümlichkeiten und Glaubensrichtungen; im übrigen aber suchte er beide getrennt zu halten, die Gothen durch beständige Waffenübungen in 14 eigenen Lagerbezirken, die Römer durch Beschränkung auf bürgerliche Gewerbe. Er belebte Ackerbau, Handel und Gewerbe, achtete Kenntnisse und Gelehrsamkeit (obwohl er selbst nicht schreiben konnte), und verschaffte so als ein weiser Regent dem unglücklichen Lande die lange vermehrte Wohlthat der Ruhe. Die gebildetsten Römer waren seine Räthe, unter diesen Cassiodorus sein erster Rath und nachheriger Geschichtschreiber.

Den Römern gegenüber war Theodorich unbeschränkter Selbstherrscher, den Gothen gegenüber beschränkter Wahlfürst und Heerkönig. Die gesamte Landesvertheidigung vertraute er nur seinen Gothen an. Während er Italien und die Abendländer durch ein 100,000 M. starkes Landheer schirmte, deckte er die Küsten durch eine Seemacht von 1000 Schnellseglern. Außer dem Ackerbau und den Gewerben, wofür die Gothen keine Steuern hatten, überließ er den Römern auch den Handel, daher auch nur die Römer Steuern und Zölle zu entrichten hatten. Die Hofeinrichtung mit Titeln und Aemtern beließ er, um die Eitelkeit der Römer zu schonen; er selbst lebte ohne Prunk. Bei der Wahl der Beamten, wozu er meist Römer nahm, weil es seinen Gothen an Bildung gebrach, sah er nur auf Tüchtigkeit. Seine Liebe zur Bildung bewies er auch dadurch, daß er für Erhaltung und Herstellung von Kirchen, Palästen und Monumenten des Alterthums möglichste Sorge trug.

Zu den germanischen Fürsten des Auslandes stand er im besten Vernehmen: er hatte vier deutsche Könige zu Schwiegersöhnen und wurde mit allgemeiner Ehrfurcht von seinem ganzen Zeitalter als ein wahrer Völkerhirte betrachtet, von dessen edler Gesinnung die Briefe und Aussprüche Zeugniß geben, die man noch von ihm hat. Sein großer Plan aber, alle christlich-deutschen Völker in einen Bund des Friedens zu vereinigen, scheiterte an der Eroberungssucht des Frankenkönigs Chlodwig, gegen den er sogar die Rechte seines unmündigen Enkels, des Westgothenkönigs Amalrich, mit den Waffen schütten mußte. (S. §. 63.) — Sein väterliches Verhältniß zu den germanischen Fürsten erbellt aus folgender Stelle in einem seiner Briefe: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; Ihr seid junge Helden, mir geziemt es, Euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich. Es ist mir nicht gleichgültig, daß Ihr Euch von Leidenschaften beherrschen laßt: denn Reid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Ädern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen.“

In seinem Verhältniß zu dem byzantinischen Hofe beobachtete Theodorich anfangs die erwartete Rücksicht, indem er die Oberhoheit desselben anerkannte und in einem Schreiben an den Kaiser Anastasius sich sogar

so ausdrückte: „Unser Königthum ist nur eine Nachahmung des Deinigen, welches eigentlich allein das Reich ist; unser Ruhm ist es, Dir zu folgen, Du bist der Ruhm des Reichs und der Beschützer der Welt.“ Allein die Verschiedenheit der Politik und des Glaubens ließ es zu keinem dauernden Einverständniß kommen, und seit Theodorich sich in dem Gatten seiner Tochter, dem Gothen Eutharich, einen Nachfolger erkor, ohne den byzantinischen Hof darum zu befragen, stieg die Abneigung des Kaisers Justin I. gegen die arianische Ostgothenherrschaft so, daß derselbe ein Edict gegen die Arianer in seinem Reiche erließ, in Folge dessen sich eine Verfolgung gegen dieselben erhob, welche auch die Unterthanen Theodorich's zur Nachahmung reizte. Um den Kaiser zur Rücknahme des Edicts zu bewegen, ordnete er eine Gesandtschaft, an deren Spitze der römische Bischof Johannes stand, nach Constantinopel ab. Weil seine Verwendung abgewiesen, der genannte Bischof aber vom griechischen Hofe mit den größten Ehren überhäuft wurde, so faßte Theodorich Mißtrauen gegen den Bischof und ließ ihn nach seiner Rückkehr aus Verdacht der Verrätherei gefangen setzen. Mit diesem Schritt verlor Theodorich den Boden der Besonnenheit, und die frühere Bewunderung der Römer gegen den großen König verwandelte sich in Haß, der ihn seinerseits zu argwöhnischer Härte trieb. Auf erwiesene Anzeige von einem verrätherischen Einverständniß römischer Großen mit dem byzantinischen Hofe, ließ er die angesehensten Senatoren verhaften und foltern, und sogar aus falschem Argwohn den tugendhaften und gelehrten Boëthius und dessen eben so schuldlosen Schwiegervater, den greisen Symmachus, hingerichten.

Ein Jahr darauf erwachte Theodorich's Gewissen plötzlich, so daß er, vom Schmerz der Reue ergriffen, erkrankte und drei Tage darauf starb (526), nachdem er seinen unmündigen Enkel Athalarich (dessen Vater Eutharich gestorben war) als Nachfolger bezeichnet und seiner Tochter Amalasuntha (Amalaswinth) die Reichsverwesung übertragen hatte.

58. Nach der 33jährigen Regierung Theodorich's des Großen erhielt sich das ostgothische Reich unter seiner edlen und hochbegabten Tochter Amalasuntha, die als Vormünderin ihres damals zehnjährigen Sohnes Athalarich regierte, noch eine Zeit lang in Ansehen. Weil sie aber römische Sitte und Bildung vorwiegend begünstigte und den griechischen Schiffen die sicilischen Häfen öffnete, wurden die Gothen, besonders nach Athalarich's frühem Tode, schwierig. Um sich zu halten, gab sie ihre Hand ihrem Verwandten Theodat und erhob ihn zum Mitregenten. Dieser aber suchte sie zu verdrängen, und als sie am byzantinischen Hofe eine Stütze suchte, ließ er sie im Bade erdrosseln (535). Diese Unthat gab dem damaligen Kaiser Justinian den Vorwand zum Krieg gegen die Ostgothen. Die Führung desselben übergab er seinem großen Feldherrn Belisar, der auf sein Geheiß schon ein Jahr zuvor das vandalische Reich in Afrika zerstört hatte.

534

Nach Geiserich's Tode (477) nämlich war die Macht der Vandalen in Abnahme gerathen. Unter seinem Sohne, dem grausamen Hunerich, und dessen beiden Nachfolgern waren die Vandalen durch Schwelgerei und Ueppigkeit kraftlos geworden und hatten den Haß der alten Einwohner durch blutige Verfolgungen erregt. Als der milde Hilderich der Verfolgung Einhalt that, stieß ihn sein Vetter Gelimer vom Throne und setzte die Verfolgung fort. Aus diesem Grunde übertrug Justinian dem Belisar den Krieg gegen die Vandalen. Belisar landete mit 15000 Mann in Afrika,

schlug Belimer und nahm Carthago ein, das ihm freiwillig den Hafen und die Thore öffnete. Da Belimer inzwischen ein Heer gesammelt hatte, zog Belisar gegen ihn und schlug ihn abermals. Doch behauptete sich Belimer auf einem numidischen Bergschloße noch eine Zeit lang. Aufgefordert sich zu ergeben, that er es nicht, bat aber um drei Dinge: um ein Stück Brod, einen Schwamm und eine Harfe — das Brod, um seinen Hunger zu stillen, den Schwamm, um seine von Thränen kranken Augen zu befeuchten; die Harfe, um seinen und seines Volkes Untergang zu beklagen. Die Bitte ward ihm gewährt. Zuletzt mußte er sich ergeben, und als er vor Belisar geführt wurde, brach er vor Verzweiflung in ein Gelächter aus. — Nachdem Belisar den Arianismus abgeschafft, griechische Verwaltung eingeführt und das Vandalenreich in ein griechisches Exarchat umgewandelt hatte, kehrte er mit den vandalschen Schätzen nach Constantinopel zurück, wo ihm der Kaiser den kleinen Triumph gewährte. Bei diesem wurde Belimer in silbernen Ketten mit aufgeführt, erfuhr aber nachher eine milde Behandlung.

So endete das gefürchtete Vandalenreich nach 95jährigem Bestande und mit ihm ein einst kräftiges, mit guten Anlagen begabtes germanisches Stammvolk. Afrika ward wieder oströmische Provinz (534).

Den Krieg gegen die Gothen eröffnete hierauf Belisar mit der Eroberung Siciliens, und als er in Unteritalien landete und Neapel einnahm, tödteten die Gothen im Zorn den unfähigen Theodat und gaben sich den tapferen Vitiges zum König. Dessenungeachtet zog Belisar in Rom ein und vertheidigte es gegen Vitiges mit großer Tapferkeit und Umsicht. Als aber der mißtrauische Justinian den Eunuchen Narses als zweiten Feldherrn mit einem neuen Heere nach Italien sandte, und dieser, anstatt Belisar zu unterstützen, seinen besonderen Weg gieng und Eroberungen in Oberitalien machte, geschah es, daß bei diesem Mangel an Zusammenwirken das von Narses eroberte Mailand wieder an Vitiges und an die mit ihm verbundenen Burgunden verloren gieng und schrecklich verwüestet wurde. Da rief Justinian Narses zurück und überließ Belisar wieder den alleinigen Oberbefehl.

Inzwischen hatte Vitiges die Neuperfer zu einem Angriff auf das oströmische Reich angestiftet und dann durch unmittelbare Unterhandlung mit Justinian einen günstigen Vertrag für sich erwirkt, und eben als Belisar Ravenna belagerte, erhielt dieser den Befehl vom Kaiser, Vitiges das nördliche Po-Land gegen die Verzichtleistung auf das übrige Italien zu belassen. Allein Belisar, der seinem Ziele so nahe war, verheimlichte den Befehl und bedrängte Ravenna so, daß die Gothen, um ihre Herrschaft zu retten, ihm die Krone Italiens anboten. Belisar stellte sich, als wolle er darauf eingehen, und öffnete sich durch diese scheinbare Untreue gegen den Kaiser die Thore der fast unbezwinglichen Stadt.

„Als ich, erzählte Belisar's Geheimschreiber Procopius, das römische Heer in die Stadt eintreiben sah, dachte ich lebhaft bei mir, daß nicht Kraft, nicht Menschenmenge über die Begebenheiten entscheide, sondern ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl, Kraft und Leibesgröße ihren Ueberwindern weit überlegen: darum spien ihnen ihre eigenen Weiber in's Gesicht, um anzuzeigen, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten.“

Belisar nahm hierauf Vitiges gefangen und würde schon jetzt dem Gothenreich ein Ende gemacht haben, wenn er nicht mitten in seinem Siegeslaufe von dem auf seinen Ruhm eifersüchtigen Kaiser abberufen worden wäre. Er kehrte mit dem gefangenen Vitiges nach Byzanz zurück und legte (540) den Schatz Theodorich's des Großen seinem kaiserlichen Gebieter zu Füßen.

Der Druck byzantinischer Statthalter, welche Justinian über Italien setzte, erbitterte die Gothen so, daß sie sich im alten Nationalgefühl wieder erhoben und unter dem tapfern Totilas noch einmal fast ganz Italien eroberten (546). Da sandte der Kaiser Belisar zum zweitenmal, der, weil ihn sein Herr ohne Unterstützung ließ, diesmal wenig ausgerüstete und daher bald um seine Abberufung bat. Er erhielt sie und Rom fiel wieder in Totilas' Hände. Hierauf sandte der Kaiser Marses, der mit einem Heere deutscher, besonders langobardischer Söldner in Oberitalien einfiel und auf Rom losrückte. In Strurien kam es zur Entscheidungsschlacht bei Taginà, in der Nähe des alten Sentinum, aus welcher Totilas nach einem schweren Kampfe tödtlich verwundet unter dem Schirm der Nacht in's Gebirg entkam, wo er in den Armen einiger Getreuen starb, die ihn dann in Capua bestatteten.

Noch einmal richteten sich die Gothen unter Tejas auf; aber auch er fiel im letzten Verzweiflungskampfe am Vesuv, und die Seinen erhielten freien Abzug.

Tejas tritt mit solcher Anstrengung, daß er allein fast mehrere Stunden lang die Wurfspere, die ihm sein Waffendienter reichte, abschleuderte und die feindlichen aufstieg, bis er endlich, als er eben seinen Schild, in welchem zwölf Wurfspere haften, wechseln wollte, von einem feindlichen Geschöß in die Brust getroffen, todt niederstürzte. Dessen ungeachtet setzten die Seinen, um ihn zu rächen, an diesem und am folgenden Tage den Kampf noch fort, und erst als die Tapfersten gefallen waren, sandten die Uebriggebliebenen Friedensboten an Marses und ließen ihm sagen: Gott streite wider das Volk der Gothen; doch wollten sie eher sterben, als sich gefangen geben; wenn man ihnen aber freien Abzug gewähren und ihnen gestatten wolle, unter oströmischer Hoheit nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, so wollten sie die Waffen niederlegen. Marses, ihre Tapferkeit ehrend, sagte ihnen Gewährung zu. Von den bereits gefangenen Gothen aber schickte er die Männer nach Constantinopel, die Weiber und Kinder in die Sklaverei.

Zwar riefen die noch am Po befindlichen Gothen zwei alemannische Fürsten, Leutharis und Bucellin, zu Hilfe und diese brachen mit 70,000 beutegierigen Abenteurern verheerend in Italien ein; aber Marses vernichtete sie in der Gegend von Capua und nöthigte auch den letzten Rest der Gothen zur Unterwerfung oder zur Flucht in die rätischen und norischen Alpen, also daß das Ostgothenreich untergieng und der so edle und kräftige Ost- 555
gothenstamm unter anderen Völkern verschwand. Italien wurde oströmische Provinz, Ravenna der Sitz des italischen Exarchats und Marses der erste Exarch. Byzantinische Mißverwaltung aber ließ das Land nicht mehr zu dem Flor kommen, den es früher unter gothischer Herrschaft genossen hatte.

59. Nachdem Marses vierzehn Jahre lang als Statthalter des oströmischen Kaisers die Provinz Italien verwaltet hatte, wurde auch ihm, gleich Belisar, mit Umdank gelohnt; in Folge eines Zwistes mit der damals am byzantinischen Hofe allmächtigen Sophia, Gemahlin Justins II., wurde er mit Hohn abberufen. (Die Kaiserin nämlich soll ihm, mit Anspielung auf seinen Eunuchenstand, einen Spinnrocken mit Spindeln zugesandt haben, mit der Weisung zurückzukehren, um mit ihren Frauen zu spinnen. Darauf habe er ihr sagen lassen, er wolle ihr ein Gespinnst fertigen, das sie nimmermehr werde entwirren können.) Aus Rache habe er dann den König der Langobarden, die in Pannonien saßen, eingeladen, sich Italiens zu bemächtigen, nach welchem Lande sie schon seit ihrer Theilnahme am Gothenkriege lästerliche Blicke geworfen hatten. So erhob sich der letzte Sturm der Völker-

wanderung, dessen Ausgang aber Narfes nicht erlebte: er starb neunzig Jahre alt.

Die zum Sachsenbund gehörigen Langobarden hatten während der Völkerwanderung ihre Sitze am linken Elbufer (im heutigen nördlichen Hannover) verlassen und waren nach Pannonien (Mähren) gezogen, wo sie das arianische Christentum angenommen hatten. Unter ihrem König Alboin, Audoins Sohn, warfen sie sich auf die Gepiden, welche im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen wohnten, und vernichteten sie vollständig (556). Den König Runimund erschlug Alboin selbst in der Schlacht und ließ sich den Schädel desselben zum Trinkgefäß machen. Hierauf überließen die Langobarden ihre bisherigen Sitze in Pannonien den Avarn (§. 79), welche ihnen geholfen hatten, und folgten der Einladung des Narfes.

Weit und breit gerühmt und gefürchtet wegen der Besiegung der Gepiden und begünstigt durch die innern Nothstände des byzantinischen Reichs, zog 568 Alboin über die julischen Alpen mit dem ganzen Volke der Langobarden, an die sich auch slavische und sächsische Haufen angeschlossen, und rückte in Oberitalien ein, wo er Brescia, Mantua, Verona und andere Städte ohne Mühe, Mailand durch Sturm, Pavia nach dreijähriger Belagerung durch Hunger einnahm und das langobardische Reich in Oberitalien stiftete, das sich unter seinem Nachfolger auch über Unteritalien erstreckte. Mittelitalien aber, mit dem Exarchat Ravenna (das Bologna, die Romagna, Urbino, die Mark Ancona und das Herzogthum Rom umfaßte), blieb in der Gewalt des byzantinischen Hofes.

60. Nachdem Alboin das von ihm eroberte Oberitalien, welches fortan den Namen Lombardei erhielt, in kleine Herzogthümer (Ducate) getheilt und sie den Tapfersten seines Gefolges zu Lehen gegeben hatte, wollte er seine Eroberungen weiter ausdehnen. Aber auf Anstiften seiner Gemahlin Rosimund, der Tochter des von ihm erschlagenen Gepidenkönigs Runimund, die der weltgesinnte Mann dadurch, daß er sie bei einem Siegesmahle zu 573 Verona aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken zwang, zur Blutrache gereizt hatte, wurde König Alboin ermordet.

Sie wollte zwar mit dem Genossen ihrer That, dem Schildträger Helmichis, dem sie deshalb ihre Hand versprochen hatte, die Herrschaft behaupten; die Lombarden ertrugen sie aber nicht, und beide flohen nach Ravenna, wohin sie Alboins Schatz mitnahmen. Begierig nach demselben, trug sich der Exarch Longinus Rosimund zum Gatten an. Voll Ehrgeiz, wieder zu einer Herrschaft zu gelangen, reichte sie Helmichis Gift, und als er davon den Tod spürte, zwang er sie mit gezücktem Schwerte, den Rest zu trinken, so daß beide ihren verdienten Sündenlohn empfingen.

Da auch Alboin's Nachfolger, Kleph, der Gründer des Herzogthums Benevent, ermordet wurde, lebten die Langobarden zehn Jahre lang ohne König, bloß unter Herzogen, deren es dreißig gab. Als aber in Folge dessen große Unordnungen einrissen und die Ostfranken das Reich bedrohten, stellten diese Herzoge selbst die Einheit dadurch wieder her, daß sie im Jahre 584 Autharis, Kleph's Sohn, zu ihrem Könige wählten. Dieser nahm die Tochter Garibald's I., des Herzogs der zwischen der Donau und den Alpen wohnenden Bajuwaren oder Bayern, Namens Theodelinde, zur Gemahlin. Er wies nicht nur die Einfälle der Franken mit Erfolg zurück, sondern bedrängte auch den griechischen Exarchen, dessen Gebiet damals, als „letztes Aynl der Römer“, den Namen Romagna erhielt.

Die Bayern sind echt germanischen Stammes, Nachkommen der ehemals in dem Quell-Land der Elbe, in Baja oder Beheim, dem alten Bojohemum angesiedelten Markomannen, denen Gotthen beigemischt waren. Sie erschienen in der Folge unter dem

Bereinsnamen der Thüringer, ließen sich nach ihrem Zug über die Donau in dem vom Reich abwärts liegendem Lande an der Ostseite der Schwaben nieder und traten seit 508 mit dem neuen Einzelnamen Bojoarii oder Bajuvarii auf. Die über sie herrschenden Fürsten waren aus dem Geschlechte der Agilolfinger. (S. unten §. 65.) — Bei der Werbung um Theodelindens Hand war Autharis selbst verkleidet an der Spitze der Gesandtschaft, und als ihm auf seinen Wunsch Theodelinde selbst den Willkommbecher reichte, drückte er beim Zurückgeben desselben mit dem Finger die Hand der Braut, ohne sich zu erkennen zu kennen. Auf der Rückkehr, an der Grenze seines Landes, bis wohin ihm die Bayern das Ehrengelände gegeben hatten, schwang er seine Streitaxt und warf sie in einen fernen Baum mit solcher Kraft, daß sie tief darin stecken blieb, wobei er die Worte sagte: „Solche Hiebe thut nur Autharis, der Lombardenkönig!“ Die Vermählung wurde nachher in Verona gefeiert.

Autharis starb schon 590 in der Blüthe der Jahre, und das Reich wäre wieder der vorigen Unordnung anheimgefallen, wenn nicht Theodelinde wegen ihrer Schönheit, Bildung und Frömmigkeit die Gunst der Lombarden in so hohem Grade besessen hätte, daß sie demjenigen zu gehorchen versprochen, dem sie unter ihnen ihre Hand geben würde. Sie wählte Herzog Agilulf von Turin, der, nach seiner Krönung zu Mailand, den Krieg gegen das Exarchat fortsetzte. Seine Versuche, Rom zu unterwerfen, scheiterten an der Klugheit des Papstes Gregor I., welcher auf die katholische Theodelinde einen solchen Einfluß hatte, daß sie nicht nachließ, bis sie ihren Gemahl vom Arianismus zum Katholicismus bekehrte, ein Vorgang, welchem bald viele Langobarden folgten.

Nach ihrer zweiten Vermählung ließ Theodelinde zu Monza eine dem Kaiser Johannes geweihte und reich ausgestattete Basilica bauen, in deren Schatz sie eine goldene Krone mit der Umschrift niederlegte: „Agilulf, von Gottes Gnaden König von ganz Italien“ etc. (Die Formel „von Gottes Gnaden“ tritt hiebei zum ersten Mal in der Geschichte auf). Es war dies die berühmte eiserne Krone, mit welcher die nachfolgenden lombardischen Könige gekrönt wurden. Eisen hieß diese goldne Krone, weil sie innen durch einen eisernen Ring zusammengehalten war, der aus einer Reliquie, einem angeblich bei der Kreuzigung Christi gebrauchten Nagel, verfertigt war.

Agilulf's Nachfolger, unter denen Grimoald den katholischen Glauben zur Staatsreligion erhob und Rotharis das Gesetzbuch der Langobarden sammelte, versuchten mit abwechselndem Erfolge, das Exarchat und Rom an ihr Reich zu bringen. Uebrigens bewahrte das langobardische Reich länger als 200 Jahre seine Selbstständigkeit (bis 774).

Zweiter Zeitraum.

Von der Gründung des fränkischen Reiches bis zur Theilung desselben.

486—843.

Kap. 13. Die Gründung des fränkischen Reiches.

Hist. Atlas, Tab. VIII.

61. Unterdessen war auch Gallien für die römische Herrschaft verloren gegangen. Der südliche Theil dieses Landes befand sich längst in den Händen der Westgothen, welche unter ihrem König Eurich durch die Eroberung von Marseille ihr Reich von der Loire bis zum Mittelmeer und von der Rhone bis zu den Pyrenäen erweitert hatten. Ebenso hatten auch die Burgunden und Franken ihre Grenzen in Gallien weiter ausgedehnt und sich von Rom unabhängig gemacht, bis zuletzt den Römern in Gallien nur noch die Umgebung von Augusta Suessionum (Soissons) geblieben war. Und auch dieser letzte Rest der gallo-römischen Herrschaft hatte kurz vor dem Einbrüche der Ostgothen in Italien durch einen andern germanischen Eroberer sein Ende genommen.

Es hatten sich nämlich einige Zeit zuvor die salischen Franken (d. i. die Franken aus dem Sal- oder Pfälzgau und aus der Meruwe oder dem Meer-gau, §. 45) unter Faramund, seinem älteren Sohne Merobäus und dessen Sohne Childebert I. über das nachmalige Südbraabant und Rüttich längs der Maas und Sambre bis zur Somme verbreitet. Dieser Childebert stand in gutem Vernehmen mit dem gallo-römischen Statthalter Aegidius. Sein Sohn und Nachfolger war Chlodwig (Clodovechus, französisch Chlovis, deutsch Ludwig).

Dieser war erst 15 Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte. In dem festen, thatenmuthigen Jüngling war eine Mischung von wilder Barbarenkraft mit listiger Verstellungskunst, die ihn ebenso geschickt machte, seine rohen Kriegsmänner mit der Streitart zu bändigen, als Zwietracht unter seinen Nebenbuhlern zu stiften, um aus ihrem Verderben Vortheil zu ziehen.

Eingig auf Erweiterung seines Reichs bedacht, verband er sich in seinem

20. Jahre mit zwei andern fränkischen Fürsten, um zunächst die römische Nachbarschaft zu brechen. Nach deutschem Brauch forderte er den römischen Statthalter Syagrius in Gallien (Megibius' Sohn), der seinen Sitz zu Paris hatte und seit dem Falle Westroms unabhängig war, auf, Ort und Tag des Entscheidungslampfes zu bestimmen. Nachdem dieser darauf eingegangen, brachte ihm Chlodwig bei Soissons eine völlige Niederlage bei. Syagrius floh zu dem westgotischen König Marich II., ward aber von demselben aus Furcht ausgeliefert und von Chlodwig enthauptet.

Darauf war es ihm ein Leichtes, rasch das ganze Land bis an die mittlere und untere Loire einzunehmen. So gründete Chlodwig das fränkische Reich, dessen Erweiterung das Ziel seines ganzen übrigen Lebens war.

62. Doch erschien Chlodwig die neue Besitzung sehr unsicher, weil sie rings von den Westgothen, Burgunden, Alemannen und Armorikern umschlossen war. Daher trat ihm der Gedanke an weitere Ausdehnung seiner Eroberung nahe. Zu diesem Zwecke vermählte er sich mit Klotilde, der Nichte des zu Lyon herrschenden burgundischen Königs Gundobald, die, weil dieser ihrem Vater, dem zu Genf herrschenden Burgundenkönige Chilperich, Reich und Leben genommen hatte, ihrem Gatten die vermeintliche Pflicht der Blutrache und dadurch seiner Eroberungssucht neue Nahrung zubrachte, obwohl sie zugleich alles aufbot, ihren noch heidnischen Gatten zum Christenthum zu bekehren.

Das Reich der Burgunden umfaßte seit 465 den ganzen Südosten Galliens und fiel nach König Gunduch's Tod 470 durch Erbtheilung an seine vier Söhne, von denen Gundobald in Lyon, Godegisel in Vifanz (Besancon), Chilperich in Genf und Godemar in Vienne regierte. Ihre Uneinigkeit führte zu einem Bruderkriege, in welchem Gundobald die beiden letztern gefangen nahm; Godemar tödtete sich selbst, und Chilperich wurde samt seinen zwei Söhnen enthauptet, seine Gemahlin in der Rhone ertränkt und seine Tochter Klotilde mit ihres Vaters Schätzen von Gundobald nach Lyon gebracht. Nur die Furcht vor Chlodwig bewog ihn, sie und jene Schätze demselben zu überlassen. Das Gebiet von Genf überließ er seinem Bruder Godegisel.

Klotilde folgte mit Freuden den Brautwerbern, weil sie hoffte, an ihrem Oheim durch Chlodwig Blutrache nehmen und den bis dahin noch heidnischen Frankenkönig zur Annahme des Christenthums bewegen zu können, dem sie nach dem katholischen Bekenntnisse zugethan war, während ihr Oheim Arianer war. Wie es aber um Klotildens Christenthum stand, erkennt man daraus, daß sie gleich auf dem Weg nach ihrer neuen Heimat ihre fränkischen Begleiter bat, sie durch Niederbrennung der burgundischen Orte, durch die sie kam, an ihrem tyrannischen Oheim zu rächen, und daß sie, als dies geschah, mit Dank gegen Gott auf die brennende Landschaft zurücksah. — Lange waren ihre Versuche, den wilden Chlodwig zu bekehren, vergeblich, zumal er den Tod des ersten Sohnes, den sie ihm gebar, der Tausche desselben zuschrieb, die er auf Klotildens Bitten zugelassen hatte. Dennoch ließ er nachher auch seinen zweiten Sohn taufen und gab sich sogar zum ersten Unterricht im Christenthum her, den ihm ein vom Metropolitzen Remigius in Rheims zum Bischof geweihter Priester erteilte. Zum Uebertreite selbst aber konnte er sich noch nicht entschließen.

Ob Chlodwig einen Angriff auf Burgund, wozu ihn Klotilde beständig antrieb, unternehmen konnte, mußte er dem ripuarischen Frankenkönige Sigbert in Köln gegen die Alemannen zu Hilfe ziehen, welche, seitdem sie die verlassenene Rheinsitze der Burgunden besetzt hatten, sich immer weiter rheinabwärts in das Gebiet der Rheinfranken eindrängten und auch für Chlodwig gefährliche Nachbarn wurden. Bald kam es zur Schlacht, deren Vertiklichkeit sich nicht genau bestimmen läßt. Spätere Quellen verlegen sie nach Tolbiacum (Zülpich). In derselben trug Chlodwig einen entscheidenden Sieg über die Ale-

mannen davon, nachdem er im Gedränge des heißen Kampfes gelobt hatte, Christ zu werden.

Nach dem Beginn der Schlacht neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen: da rief Chlodwig zum Gott seiner Gemahlin: „Hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen, denn meine Götter verlassen mich: wenn du mir in dieser Noth beistehst, will ich an dich glauben!“ Der Kampf erneuerte sich: der Alemannenherzog fiel, sein Volk floh, und Chlodwig zog als Sieger durch die schönen alemannischen Gauen am Mittelsrhein und Main, welche nun Landeigenthum des fränkischen Königs wurden und nach der Flucht der meisten alemannischen Einwohner sich mit neuen Ansiedlern füllten, die den Namen Oberfranken führten.

Nach beendigtem Feldzuge eilte Klotilde in Begleitung des h. Remigius dem siegreichen Gemahl bis in die Champagne entgegen, um ihn an die Erfüllung seines Gelübdes zu erinnern. Erfreut grüßte Chlodwig seine Gemahlin mit den Worten: „Chlodwig hat die Alemannen und du hast Chlodwig überwunden!“ Klotilde entgegnete: „Dem Herrn der Heerscharen gebührt die Ehre des zweifachen Sieges!“

Vor Chlodwig sein Gelübde löste, ersuchte er klüglich erst die Gesinnung seiner Franken, und als sie in einer Versammlung erklärten, daß sie ihre sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gotte folgen wollten, welchen Remigius predige, und welcher den Franken so wunderbar den Sieg verliehen habe, so zog Chlodwig noch in demselben Jahre (496) am Weihnachtsfeste mit dreitausend seiner Edlen, alle mit weißen Kleidern angethan, durch die festlich geschmückten Straßen von Rheims in die Kathedrale und empfing mit seinem Gefolge von dem Bischof Remigius auf das athanasianische Bekenntniß die heilige Taufe.

Beim Eintreten in die hell erleuchtete, von Weihrauch duftende Kirche, fragte er den ihn führenden Bischof ganz treuherzig: „Mein Vater, ist dies das Reich, welches Ihr mir versprochen habt?“ — „Nein!“ antwortete Remigius, „sondern nur der Weg, der in dasselbe führt!“ (Einen ähnlich lebhaften Eindruck auf seine noch sinnlich kindische Vorstellung hatte die Leidensgeschichte Jesu gemacht, bei deren Anhörung er, von kriegertischem Feuer ergriffen, ausrief: „Wär' ich doch mit meinen Franken dabei gewesen, so wäre solche Schmach nicht ungerächt gelieben!“) Als darauf das Taufbeden mit Wasser gefüllt und der Balsam ausgegossen wurde und die wohlriechenden Wachskerzen flammten, so daß die Franken „Luft des Paradieses“ zu athmen vermeinten, sprach der Bischof zu dem herantretenden Könige: „Beuge nun, stolzer Sigambrer, demüthig Deinen Nacken! Bete an, was Du sonst verbrannt, und verbrenne, was Du sonst angebetet hast!“ Darauf legte der König das Bekenntniß des Glaubens an den dreieinigen Gott ab, ward getauft, mit dem heiligen Oele gesalbt und dem Zeichen des Kreuzes segnet. Auch eine seiner Schwestern, Audofleda, die noch eine Heidin war und in der Folge Theodorich d. Gr. heiratete, wurde mitgetauft.

Weil an den andern germanischen Königen der Arianismus seine Hauptstütze hatte und selbst der griechische Kaiser Anastasius damals von der arianischen Häresie befangen war, Chlodwig also dazumal der einzige rechtläubige König in der Christenheit war, so erhielt er den Beinamen „der Allerchristlichste“, den nachher alle Nachfolger Chlodwig's auf fränkischem Throne trugen.

Obgleich das Christenthum auf sein wildes Gemüth keinen mildernden Einfluß gewann, so war doch sein Eintritt in die altrechtläubige Kirche für die allmähliche Bekehrung der Franken und ihre künftige Herrschaft in Gallien von den wichtigsten Folgen, wie denn gleich nach seiner Taufe alle gallischen Bischöfe und durch sie deren Untergebene größeres Vertrauen zu ihm faßten und bald auch die freien Städte Armorica's ihn als ihren Oberherrn anerkannten.

63. Nachdem er sich die Alemannen (von der Lahn bis an den Neckar)

unterworfen hatte, wandte er sich gegen die Verwandten Clotildens und besiegte die Burgunden bei Dijon, konnte sie jedoch nur auf kurze Zeit 501 zur Zinspflicht bringen. Ihr König Gundobald machte sich noch bei Chlodwig's Lebzeiten wieder unabhängig und zum Alleinherrn des ganzen burgundischen Reiches, um das er sich durch ein eigenes Gesetzbuch verdient machte. Da derselbe auf den Schutz des Ostgothenkönigs rechnen konnte, so wagte es Chlodwig nicht weiter, ihn anzugreifen, und so erhielt sich Gundobald bis an seinen Tod (516) frei von fränkischer Herrschaft.

Hierauf rüstete sich Chlodwig gegen die Westgothen, die den Burgunden beigestanden hatten. Zwar brachte der Ostgothenkönig Theodorich, der Schwiegervater des westgothischen Königs Alarich II., zwischen beiden Theilen einen Vergleich zu Stande; allein die häufigen Klagen der katholischen Einwohner Südgalliens, welche viel von der arianischen Gothenherrschaft zu leiden hatten, waren Chlodwig ein willkommenener Anlaß zum Bruch. Er begann den Krieg, schlug die Westgothen bei Vouglé (unweit Poi- 507 tiers), eroberte ihr Land bis an die Garonne und hatte sie ganz über die Pyrenäen gedrängt, wenn nicht Theodorich von Italien her bewaffnet dazwischen getreten wäre (508).

Theodorich behielt für seinen Enkel Amalari, dessen Vater Alarich II., Eurich's Sohn, in jener Schlacht gegen Chlodwig gefallen war, den noch übrigen Theil des Westgothenreichs. Die Provence, d. h. den südlichen Theil der alten römischen Provincia, nahm er für sich selbst in Besitz. Da Toulouse in Chlodwigs Hände gefallen war, so wurde Narbonne die Hauptstadt des verkleinerten Westgothenreichs.

Hierauf ließ sich Chlodwig vom byzantinischen Hofe das Patriciat über Gallien verleihen, um desto eher von den römischen Einwohnern Galliens anerkannt zu werden.

In der Basilica von Tours, umgeben von Priestern und Kriegern, belleidete sich der „langhaarige“ Frankenkönig (denn nur die Könige der Franken hatten in ihrem Volke das Ehrenvorrecht, lange Haare zu tragen) mit der purpurnen Toga, die ihm vom oströmischen Kaiser übersandt war, und dem Diadem und setzte sich selbst die Krone auf's Haupt. So geschmückt trat er aus der Kirche unter das raunende Volk, bestieg ein Prunkroß und warf Goldmünzen unter die jauchzende Menge. Denn von nun an erschien er seinen gallorömischen Unterthanen als ihr rechtmäßiger, weil vom Kaiser befehnter Herr, und auch seinen Franken, ungeachtet der veränderten Tracht, im Richte höherer Weihe.

Er regierte von Paris aus ein Reich, das im Süden von der Garonne und den Cevennen, im Norden von der Bretagne und im Osten von der Raas und dem Rhetar begrenzt wurde.

Um endlich auch die anderen Frankenstämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen, räumte er die noch übrigen mit ihm verwandten fränkischen Fürsten durch hinterlistige Gewaltthat aus dem Wege, ja zwei unter ihnen erschlug er mit eigener Hand und vollendete auf diese Weise die Gründung des Frankenreichs.

Den Sohn des ripuarischen Königs Sigbert von Köln, Namens Chloberich, stiftete er an, diesen seinen alten Vater zu ermorden. Als die That geschehen war, und Chloberich zu desto größerer Sicherung seiner Herrschaft Chlodwig einlub, sich nach Wesien von seinen Schätzen zu nehmen, ließ ihm Chlodwig sagen, er solle sie behalten und sie bloß seinem Gesandten zeigen. Dies that Chloberich selbst. Wie er sich aber beim Oeffnen einer mit Gold gefüllten Truhe bückte, erschlug ihn einer der dazu beauftragten Gesandten mit der Streitart. Sogleich eilte Chlodwig herbei und brachte durch die Beiseuerung seiner Unschuld an dem Doppelmord die ripuarischen Franken dahin, daß sie ihn als ihren Herrn anerkannten. — Den merowingischen König Ragnachar in Cambrai bekriegte er unter nichtigem Vorwand und ließ ihn nebst seinem Bru-

der Richar gefesselt vor sich führen. Mit dem erheuchelten Vorwurf: „Wie magst Du Deinen Stand so schänden und diese Fesseln dulden?“ schlug er ihn eigenhändig mit der Streitaxt nieder; darauf, zu dessen Bruder gewendet, that er ihm mit den Worten: „Hättest Du Deinem Bruder besser geholfen, so wäre er sicher nicht gebunden worden!“ den gleichen Tod an.

Nachdem er auf ähnliche Weise seine ganze Sippschaft ausgerottet hatte, stellte er sich betrübt, daß er keine Verwandten mehr habe, in der Absicht, dadurch noch etwa einen oder den andern Vetter aus der Verborgenheit hervorzulocken und ihn dann eben so grausam zu vertilgen.

Doch sollte er nicht lange die Frucht seines Frevels, die unumschränkte Alleinherrschaft, genießen: denn kurz darauf, in seinem 45ten Lebensjahre, 511 starb Chlodwig, nachdem er sein mit so viel Blut und Unrecht aufgebautes Reich unter seine vier Söhne getheilt hatte.

64. So hatten denn im Strome der Völkerwanderung viele germanische Völkerstämme im Süden und Westen Europa's neue Sitze gefunden (Britannien gehörte den Angelsachsen, in Gallien saßen Franken, Burgunder, in Spanien Westgothen und Sueben, in Nordafrika Vandalen, in Italien Ostgothen und später Langobarden). In die von den Deutschen ausgehenden Ostländer waren unterdes die **Slaven** (§. 6) gezogen.

Diese hatten sich zunächst in den Ländern, wo einst die Ost- und Westgothen (45) gewohnt hatten, an der Donau und dem schwarzen Meere, weßlich als Slawen an, östlich als Anten ausgebreitet, von wo aus sie dann, neben den schon genannten Bulgaren (55), das oströmische Reich seit Justinian durch unaufhörliche Einfälle bedrohten. In der letzten Hälfte des 6. und zu Anfang des 7. Jahrhunderts entstanden sodann im ganzen wendischen oder slavischen Stamme weitreichende Bewegungen, und er verbreitete sich von den Quellen der Wolga, den Flächen des Dniepers und den Donaumündungen bis zum Südrande der Ostsee und zur Elbemündung. Slavische Völker überschritten sogar die Elbe in ihrem oberen Laufe, Slaven rückten gegen Griechenland und den Peloponnes vor, Slaven setzten sich am Südrhange der Alpen fest bis zum adriatischen Meere und an den Nordabhängen der thracischen Gebirge herab zur Donau bis zu ihrer Mündung. Nun erst traten die einzelnen slavischen Völkerstämme unter ihren besondern Namen auf. Unter diesen haben die in das östliche Deutschland eingedrungenen Stämme der Mähren, Krainer, Czechen (in Böhmen), Sorben, Lausitzer, Heveller, Ucker, Abodriten, Pommern u. a. in der Folgezeit deutsche Sprache, Sitten und Bildung angenommen.

65. In ihren alten deutschen Wohnsitzen dagegen sind folgende germanische Völker und Völkervereine (45) geblieben.

1. die **Alemannen**, welche um diese Zeit im Norden bis an die ostfränkische Grenze über die Murg, Enz, den Neckar bis an die obere Altmühl, im Osten bis an den Lech, und jenseits der Donau bis an die Werni, im Süden bis an die Alpen in der Schweiz, im Westen von den Alpen über den Jura zu den südöstlichen Vogesen, im Nordwesten an die Vogesen reichten;

2. die **Ostfranken** an den Ufern des Rheins;

3. die **Sachsen**, die als Ostfalen, Engern, Westfalen, Dithmarsen, Alt-sachsen (nachmalige Holsteiner), Angeln zc. von den Sizen der Franken und Friesen an bis zur Elbe und Nordsee reichten;

4. die **Friesen**, deren Grundstamm hinter den Franken und Sachsen auf dem äußersten Rande des Landes unverändert zwischen der Wesel und der Ems wohnte und sich nach dem Abzuge der Römer ungehindert über den westlichen Theil der batabischen Insel und über die wasserreichen Gebiete der

südlicheren Rheinmündungen, zum Theil auch an den Ufern der Maas (unterhalb ihrer Vereinigung mit der Waal) ausbreitete.

Zu diesen Westfriesen war nachher noch unter dem Namen Ostfriesen der von der Ems bis zur Wesermündung wohnende Theil der Chanten gekommen, welcher sich von der Verbindung mit den Sachsen frei erhalten hatte. (Den Namen Nordfriesen bekam später ein von der Eider bis nach Londern hin wohnender Rest der Altsachsen.)

5. die Thüringer, eine Völkervereinigung, welche seit ihrem ersten Vorkommen im 5. Jahrhundert nicht bloß über die alten, einst so mächtigen Hermunduren von der Werra bis zur Elbe, sondern nach der Zertrümmerung des Hunnenreichs sich auch südöstlich bis zur Donau ausdehnte, wo früher die Mariker und Markomannen genannt wurden.

Ihr erster König war Basinus, dessen Gemahlin ihn verließ und den Frankenkönig Childerich heiratete und so die Mutter Chlodwig's wurde. Sein Sohn und Nachfolger Irmenfried verbündete sich, um sich gegen Chlodwig zu halten, mit dem Ostgothenkönig Theodorich und nahm dessen Nichte zur Gemahlin.

6. die Bojoarier oder Bajuwaren, d. i. Bayern, in dem Lande zwischen dem Lech und der Enns und zwischen der Donau und den Alpen.

Ueber den Ursprung dieses echt deutschen Stammes und seines Namens siehe oben 60. Der dort erwähnte, seit dem Jahre 554 in den Vordergrund der Geschichte tretende Herzog der Bayern, Garibald I., herrschte noch unabhängig; doch gerieth er, wegen seines Bündnisses mit den Lombarden, mit dem Frankenkönige Childebert II. in Krieg, in welchem er unterlag und ins Lombardische flüchten mußte. Sein Ausgang ist dunkel; sein Nachfolger Thassilo I. mußte 596 die fränkische Oberhoheit anerkennen, von der sich aber die Bayern öfters wieder losmachten.

Alle diese hier aufgeführten, in Deutschland zurüdgebliebenen germanischen Völkerstämme haben ihre ursprüngliche Volkseigenthümlichkeit und Sprache unvermischt behalten, während aus der Vermischung der ausgewanderten deutschen Völkerstämme mit den besiegten Völkern römischer Bildung in Italien, Spanien, Gallien und Portugal in der Folge die sogenannten romanischen Völker entstanden, deren verschiedene Sprachen in einem Gemenge von einheimischen, römischen und germanischen Elementen bestehen.

Kap. 14. Innere Zustände der germanischen Völker während und nach der Völkerwanderung.

66a. Zustand der deutschen Sprache. Die Stammesunterschiede der in Deutschland (und Scandinavien) gebliebenen germanischen Stämme prägten sich auch in ihrer Sprache aus, in der sich frühe ein Gegensatz äußerte, den man mit dem Namen Oberdeutsch und Niederdeutsch bezeichnete. Die oberdeutsche Sprache ist voller und härter, die niederdeutsche breiter und weicher. Die ungefähre Grenze zwischen beiden mag beim Abschluß der Völkerwanderung von der Mündung der Roder und Sieg östlich nach dem Harze hingelaufen sein. In der Mitte zwischen beiden hörte man als gemischte Sprachübergänge die hessische und die thüringische Mundart. Das äußerste Ende des Oberdeutschen ist südlich die alemannische Mundart an den oberrheinischen Bergen und die bayrische an den Salzburger Alpen; das andere Ende des Niederdeutschen ist nördlich die Mundart der Friesen an der Ems und der Sachsen an der Weser und an den Elbemündungen. — Ueber Deutschland hinaus fällt einerseits das Skandinavische und Angelsächsische, anderseits das Gotthische, welches letztere sich dem niederdeutschen Sprachstamme anschließt, während das Lombardische und Burgundische dem oberdeutschen Stamme angehört. — Die Sprache der niederdeutschen Franken folgte in den Vocalen und Zungenlauten der niederdeutschen, in den Rehlauten der oberdeutschen Mundart, ja war in dieser Beziehung rauer, als diese. — Von einer Literatur kann in dieser Periode noch keine Rede sein. (S. 90.)

66b. **Die bürgerliche Verfassung.** Die in Deutschland gebliebenen Germanen lebten bei ihren wesentlich sich gleich gebliebenen, einfachen, freien Einrichtungen meist unter Herzogen; nur die Thüringer standen unter Königen; die Sachsen aber und die Friesen hatten ihre altgermanische Gauverfassung unter Grafen und auch das Heldenethum beibehalten.

Bei den germanischen Völkern in den eroberten Ländern kamen zu dem alten germanischen Grundwesen noch zwei neue Bestandtheile hinzu: das Römische, welches dem aus den kriegerischen Herzogen hervorgegangenen Königthume mehr Gewalt verlieh, und die alten Gesetze und Rechte theils änderte, theils erweiterte; sodann das Christliche, das die Sitte und Gesinnung umwandelte und auch auf die Gesetze Einfluß hatte. Die Thronfolge ordnete sich durch das Herkommen in der Art, daß immer der nächste Verwandte gewählt, die germanischen Reiche also erbliche Wahlreiche waren.

67. **Die Rechtspflege.** Während die germanischen Völker in Deutschland in Bezug auf Rechtspflege und Gesetzgebung noch aus dem Herkommen ihre Entscheidungen schöpften, entstanden bei den Völkern, welche neue Reiche stifteten, allmählich geschriebene Gesetzgebungen, von denen die der Westgothen (aus dem 5. Jahrhundert), die der salischen (lex salica) und ripuarischen Franken, die der Thüringer, der Alemannen, der Bajuwaren, der Burgunden, der Ostgothen, der Angelsachsen und der Langobarden, so wie die später hinzugekommenen der Thüringer, Sachsen und Friesen noch vorhanden sind. Sie sind alle, mit Ausnahme der angelsächsischen, in lateinischer Sprache geschrieben.

Das salische Gesetz beginnt nach einer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert mit den Worten: „Ehre sei der berühmten Nation der Franken, gegründet durch den Willen Gottes, tapfer im Krieg, treu im Frieden und Vertrag, weise im Rath, edel von Gestalt, kühn, geschickt und stark im Kampf, zum katholischen Glauben bekehrt und rein von Kezerei. Es lebe Christus, welcher die Franken liebt! Er bewahre ihr Reich, er erfülle ihre Häupter mit dem Lichte seiner Gnade, er beschütze ihr Heer und zeige ihnen seine Wunder u. c. Denn sie sind die Nation, welche das harte Joch der Römer muthig und gewaltig vom Halse schüttelte“ u. c. Dann folgen die Gesetze in etwa 400 Bestimmungen, wodurch das Wergeld für die verschiedenen Vergehen und Verbrechen festgesetzt wird. Die an Franken verübten Verbrechen wurden doppelt so streng bestraft als die an Römern verübten, so daß z. B. der Mord eines Römers mit 100, der eines Franken aber mit 200 Solidi bestraft wurde.

Nach deutschem Rechte stand fortwährend noch (23) auf jedes Vergehen und Verbrechen Geldbuße (Wergeld), und nur auf das Verbrechen der Freigebit und Landesverrätherie der Tod. Auch die Blutrache, so wie die Folter, gehörten deutschem Rechte an; im übrigen kamen Leibes-, Lebens- und Freiheitsstrafen aus dem römischen Rechte hinzu. Bei mangelndem Beweise wurde in peinlichen Sachen auf den Eid erkannt, den man oft durch sogenannte Eideshelfer zu verstärken pflegte; in schwerverwickelten Fällen ließ man die Entscheidung auf ein Gottesurtheil oder Ordeal ankommen, z. B. auf den Zweikampf, die Feuerprobe (wobei man ein glühendes Eisen mit der bloßen Hand anfassen oder mit den bloßen Füßen betreten mußte), die Wasserprobe (wobei man aus siedendem Wasser einen Kieselstein u. c. mit entblößtem Arme herausholen mußte, oder ins kalte Wasser untergetaucht wurde), die Kreuzprobe (wobei man lange Zeit unbeweglich mit aufgehobenen Händen an einem Kreuze stehen mußte) u. s. w.

68. **Das Lehnswesen.** Die gemeinsame Eroberung fremder Länder durch deutsche Völker brachte namentlich in den Reichen der Franken, Ostgothen und Langobarden das Feudal- oder Lehnswesen zur Ausbildung.

War nämlich ein Land erobert, so behielt davon gewöhnlich der erobernde König für sich einen Theil, samt den Privatgütern und Rechten, die sonst dem römischen Kaiser in diesem Lande zugestanden hatten; einen Theil gab er seinen Edlen, den dritten Theil, der meist aus Städten bestand, durften die Besiegten gegen Zinsabgabe behalten.

Der Theil der Edlen wurde unter diesen selbst durchs Loos vertheilt, und was jeder bekam, war sein Allod (Loos, Antheil) als freies erbliches Eigenthum; doch mußte er dafür bei allgemeinen Kriegsaufgeboten dem Heerbanne folgen. Einen Theil ihres Allods gaben die Edlen wieder an die Männer ihres Gefolges ab, wodurch diese auch ein freies Erbgut bekamen. Der Antheil der letztern war nach Größe, Anlage und Werth verschieden, und begründete gleich in den ersten Zeiten eine große Un-

gleichheit unter den Siegern, wenn einzelne durch Thätigkeit und Einsicht den Ertrag ihres Besitztums mehrten.

Weil nun die Edlen durch ihren freien Grundbesitz weniger abhängig vom Könige wurden, so suchte dieser sie dadurch wieder an sich zu fesseln, daß er ihnen von seinem Eigenthum einen Theil zu zeitweisem oder auch lebenslanglichem Genusse als eine Art Besoldung überließ. Ein solcher Theil hieß *beneficium*, später *feod* oder Lehnsgut (*landum*, bewegliches, d. i. auf Widerruf verliehenes Gut): der es gab, hieß Lehnsherr; der es empfing, Lehnsmann oder Vasall. Dafür mußte dieser seinen Lehnsherrn mit Leib und Leben, Ehre und Gut verteidigen, und ihm sowohl in jedem Kriege, als auch zu Hofe dienen, gehörte daher zu den Getreuen oder Reuten (Reuten oder Dienstmännern) seines Herrn. Ließ sich der Vasall Pflichtver säumnis oder gar Treulosigkeit (Felonie) zu Schulden kommen, so konnte der Lehnsherr das Lehen wieder einziehen. Ein ähnliches Verhältnis bildete sich zwischen diesen königlichen Vasallen und deren Gefolge. Dies war die Grundlage des Feudalismus, das erst im Laufe der nächsten Jahrhunderte zur weitem Ausbildung gelangte. Denn bald ergab es sich, daß sich durch dieses Lehnsverhältnis einerseits des Königs Macht und Würde erhöhte, anderseits die Vasallen dadurch zu einem höhern Ansehen und zu größerem Wohlstande stiegen, als die andern Freien durch ihr bloßes Allod besaßen. Die bedeutenden Vortheile, die ein Vasall bei Hofe hatte, bewogen daher manchen Freien, sein Allod oder freies Eigenthum dem Könige freiwillig zurückzugeben, um es als Feod oder Lehnsgut (*feudum oblatum*) von ihm zurückzunehmen.

Das Gleiche thaten späterhin andere Freie, entweder aus Ueberdruß am häufigen Heerbann, den sie von ihrem freien Gute bestreiten mußten, oder aus Armut und Noth, wenn sie, besonders in unruhigen Zeiten, ihr Allod nicht im gehörigen Stand zu erhalten oder nicht zu schützen wußten.

Man konnte auch Vasall eines andern Vasallen, weltlichen oder geistlichen Standes, werden, und hieß dann Astervasall. Daß man auch der Lehnsmann eines geistlichen Lehnsherrn sein, oder, wie man zu sagen pflegte, bei der Kirche zu Lehen gehen konnte, kam so: es waren nämlich diejenigen Landleigenthümer, welche eine geistliche Würde bekleideten, von Seiten ihrer weltlichen Herrschaftsrechte zu dem Könige in dasselbe Verhältnis getreten, wie die andern Vasallen, und mußten zu Hof und durch ihre Bögte auch im Heere dienen; ja allmählich kamen alle Bisthümer und Äbteien an Familien des Gefolgabels, in den auch viele der vornehmeren römischen Geschlechter übergetreten waren. Wer nun bei einem Bischofe oder Äbte zu Lehen gieng, der war Vasall der Kirche, aber in Bezug auf den Lehnsherrn des Bischofs oder Äbts war er Astervasall.

Manche Freie aber, die einen großen Grundbesitz hatten, verschmähten es, Vasallen zu werden, und bildeten den Stand der Freiherren. Ueber diesen hatten die großen Vasallen, d. i. diejenigen reichen Freien, die außer ihrem freien Grundbesitze noch Lehnsgüter vom Könige hatten, als hoher Adel ihre Stellung. Nach den Freiherren erst kamen, der Stellung nach, die kleinen Vasallen, d. i. diejenigen Freien, die außer ihrem Allod Lehnsgüter von dem hohen Adel oder von der hohen Geistlichkeit hatten, als niederer Adel.

Während bei den Franken, Ostgothen und Lombarden das Lehnswesen aberwiegend war, erhielten sich die Sachsen, Friesen und Alemannen am längsten bei ihrer alten freien Gemeindeverfassung.

Das Lehnswesen in seinem ursprünglichen Bestande wurde übrigens durch die aufopfernde Treue bereichert, die zwischen dem Oberherrn und seinen Dienstmännern bestand, eine Treue, durch welche in jener Zeit die überströmende Lebenskraft und das leicht übergreifende Freiheitsgefühl der Deutschen sich freiwillig beschränkte.

Das Lehnswesen hielt sich so lange in seiner Bedeutung, als die Kriegsverfassung bestand, auf der es beruhete. Mit der Einführung der stehenden Heere stieg es an, sich aufzulösen, um nach und nach freieren Einrichtungen Platz zu machen.

69. Die Ständeeinrichtung. Auch das Ständewesen, das sich bei den kaiserlichen Völkerschaften in seiner alten Einrichtung forterhielt, bekam insbesondere durch die Franken eine neue Gestalt. Zu dem uralten, zahlreichsten Stande der freien Bauern kamen in den neugebildeten Reichen zwei neue Stände hinzu: der Stand der Geistlichkeit und der Stand der Bürger in den altromischen Städten. So lange aber in den Volksversammlungen nur der einzelne Freie, welches Standes er sein mochte, vertreten wurde, und in rein bürgerlichen Angelegenheiten jeder

Freie ohne Ausnahme unter der Gerichtsbarkeit der Grafen und Herzoge stand, hatten jene beiden neuen Stände, als solche, noch keinen Einfluß auf die Verfassung des Reichs. — Die römischen Colonen oder Landbauern wurden in den eroberten Ländern dem Stand der Hörigen beigezählt und hatten den Nachtheil, daß sie, die vorher unter dem Schutze des Staates und der Geseze gestanden hatten, nunmehr aus Staatschützlingen Unterthanen ihrer neuen Eigenthümer wurden, und zur gewöhnlichen Kopfsteuer noch indirecte Steuern zahlen mußten. Die vorgefundenen römischen Sklaven traten dagegen in den Stand der Hörigen ein. Die römischen Edlen behielten theils ihr Besitzthum, theils, wenn sie es verloren, traten sie in den Dienst der Kirche oder in das Gefolge des Eroberers und mußten sich ihm durch ihre höhere Bildung unentbehrlich zu machen. — Was die eroberten Städte betrifft, so verloren sie ihr Gemeindevermögen.

70. Das Christenthum. Das Evangelium, das bereits wie eine leuchtende und wärmende Sonne die kalte Nacht des Heidenthums in den meisten Ländern des römischen Reichs besiegt hatte, stand auch mitten im Sturme der Völkerwanderung wie ein milder Friedensbogen über den empörten Wogen wilder Leidenschaften, indem es mit der allbezwingenden Macht seiner heiligen Liebe die rohen Gemüther besänftigte und allmählich die kriegerischen Waffen in friedliche Pflugscharen verwandelte. Zugleich sollte es, weil es in dem stillosch entkräfteten Römerstaate nicht genug Lebenskraft mehr fand, in der kräftigen, unverbildeten Natur der germanischen Völkerstämme einen empfänglichen Boden zu besserem Gedeihen finden: das deutsche Volk sollte vorzugsweise der Träger christlicher Bildung werden.

Wie das Christenthum, obwohl nach dem arianischen Bekenntnisse, schon vor dem Beginne der Völkerwanderung zu den Gothen kam, ist schon oben (47) erwähnt worden. Nach den Gothen nahmen es die Vandalen und Sueven gleichfalls nach dem arianischen Bekenntnisse an; und obwohl die Kirchen am Rhein und an der Donau durch den Einbruch der Hunnen vieles zu leiden hatten, so giengen sie doch nicht unter, sondern breiteten sich auch in dieser Bedrängniß immer mehr aus.

An der Donau geschah dies im 5. Jahrhundert besonders durch den nachhaltigen Einfluß des h. Severinus, welcher um das Jahr 451 von Osten her als armer Pilger in die Provinz Noricum kam. Damals war diese Provinz durch zahlreiche Durchzüge wilder Horden schrecklich verwüestet: Dörfer und Höfe waren verbrannt, die Ernte vernichtet, das Vieh geraubt und die Landbewohner in die wenigen besetzten Städte geflohen, welche sich kaum in besserer Lage befanden, weil die römische Besatzung und Obrigkeit sich meistens nach Italien zurückgezogen hatte. Da trat in einigen Städten an der Donau (Asturia, Comagene, Fabiana, Passavia) Severinus mit der Predigt des Evangeliums auf, schilderte die Einfälle der Barbaren als Strafgerichte Gottes über die entartete Christenheit und ermahnte zur Buße und Barmherzigkeit mit solchem Ernst, daß sich allmählich die Bessergefinnten um ihn sammelten und es ihm mit ihrer Hilfe gelang, nicht nur für die vielen Nothleidenden zu sorgen, sondern auch zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und zum Schutze nach Außen eine neue Obrigkeit einzusetzen und auf diese Weise die Provinz, obgleich sie von alemannischen, suevischen und römischen Völkern fast ganz umgeben war, noch 30 Jahre, d. h. so lange er lebte, dem römischen Reiche zu erhalten. Denn auch bei diesen Völkern fand er durch sein heiliges Leben in so hoher Verehrung, daß sie sich seiner bald als eines Vermittlers und Friedensstifters, bald als eines Rathgebers und Lehrers bedienten und nicht leicht gegen seinen Rath etwas zu unternehmen wagten. Dabei blieb er stets seiner armen, strengen Lebensweise treu, begnügte sich mit der geringen Kost und zog sich aus den Städten wieder in seine einsame Klausur zurück, obwohl er auch hier von vielen Leidenden um Trost und Hilfe von nah und fern aufgesucht wurde. Auch sammelte er heißbegierige Schüler um sich, mit welchen er nach und nach mehrere Klöster gründete, woraus später ohne Zweifel das Bisthum Passau hervorgieng. Bei seinem Tode im Jahre 482 war die Anhänglichkeit des Volkes so groß, daß man ihn nicht begrub, sondern in der Kirche beisezte. Als später die römische Bevölkerung durch den Andrang der Barbaren genöthigt wurde, nach Italien auszuwandern, führte sie die Leiche mit, welche dann eine Zeit lang in der Kirche zu Felstre ausgestellt, endlich aber in Lucullanum begraben wurde, wo zu seinem Andenken eine Kirche und ein Kloster entstand.

Es ist auffallend, daß alle Stämme, die dem Arianismus huldigten, zu Grunde giengen. Zwar waren die Burgunden, Westgothen und Lombarden anfänglich auch Arianer, wandten sich aber allmählich zum Glauben der allgemeinen Kirche, den

die Franken von Anfang an bekannnten, und wodurch sie sich eine so einflußreiche Stellung in der abendländischen Kirche verschafften.

Weil die heidnischen Angelsachsen bei der Eroberung Englands das Christenthum, das sie bereits dort voranden, wieder ausgerottet hatten, so sandte der weise Papst Gregor der Große zu Ende des 6. Jahrhunderts Missionäre oder Glaubensboten nach England, welche die Einwohner wieder samt den Angelsachsen für das Christenthum gewannen, das nun zunächst auch in Schottland und Irland weiten Eingang fand.

Von diesem britischen Inselreiche giengen in dem folgenden Zeitraume die treuen Bekenner aus, welche das Evangelium auch andern Ländern und besonders Deutschland brachten. (S. 87.)

71. Die Kirchenverfassung. Wie schon in der frühesten Zeit unter den Vorstehern jeder christlichen Gemeinde Eimer war, um den sich die übrigen Glieder (sowohl der zum Klerus, als die zu den Laien gehörten) wie um einen Mittelpunkt angeschlossen, der als Episcopus (Bischof) die übrigen Kleriker oder Geistlichen seiner Gemeinde überwachte: so ragten bald die Bischöfe derjenigen Gemeinden, welche in den wichtigsten Städten des römischen Reiches, und zwar besonders von Aposteln selbst gestiftet oder auch nur geordnet worden waren, über die Bischöfe der übrigen Gemeinden hervor, und waren in ihrem Sprengel die Leiter der Synoden oder Kirchenversammlungen, in welchen die Angelegenheiten der Kirche besprochen und Kirchengesetze gegeben wurden. Als solche angesehenen Bischöfe erschienen sehr frühe namentlich die von Jerusalem, Antiochia, Rom, Ephesus, Korinth, Alexandria.

Unter diesen größern Gemeinden erhielt die Gemeinde zu Rom und der dortige Bischof das größte Ansehen, und zwar darum, weil damals Rom noch die Hauptstadt des ganzen Römerreichs und die dortige Gemeinde die einzige im Abendlande war, die ein Apostel geordnet hatte; weil folglich ihre Verbindungen mit den übrigen Gemeinden des Reichs die einflußreichsten waren, und weil sie dadurch, daß sie eben wegen dieses Verkehrs so leicht von allen Seiten her beobachtet werden konnte, die allgemeine christliche Lehre am treuesten bewahrte.

So kam es, daß schon frühe unter den Völkern des Abendlandes ein geistiger Zug nach Rom hin zu spüren war, der die Gemüther verband, und insbesondere die mit Rom verbundenen Geistlichen anderer Gemeinden in einen körperlichlichen Zusammenhang brachte, ohne daß jedoch die andern Bischöfe zu dem Bischof von Rom in dem Verhältnisse der Unterwerfung gestanden hätten.

Die angegebenen Umstände saß der römische Klerus als eine höhere Fügung an, in der sich ihm bald die vollste Rechtsanweisung darstellte; die römische Kirche behauptete fortan, auf den sogenannten Primat des Apostels Petrus sich stützend, einen Vorrang vor den übrigen Kirchen, und der römische Bischof erließ seine Entscheidungen nun nicht mehr als Erster unter Gleichen in der Form von Gutachten, sondern als Bischof der Bischöfe in der Form von Befehlen.

Was der römische Klerus für abweichend von der christlichen Lehre und christlichen Ordnung erklärte, wurde von ihm verworfen und ausgeschlossen, und aus seinen Anordnungen entwickelte sich allmählich jener festgegliederte Bau der römisch-katholischen Kirche, der allerdings im Stande war, in den folgenden Jahrhunderten den Bestand einer christlichen Kirche überhaupt zu sichern.

Dieses Ansehen des römischen Bischofs und Klerus begründete sich hauptsächlich bei folgender Gelegenheit noch mehr. Als die Lehre des kirchendältesten Arius von Alexandria, welcher die Gleichheit des Wesens Christi mit Gott leugnete, heftige Streitigkeiten verursachte, berief zu deren Beilegung der Kaiser Constantin die Kirchenversammlung zu Nicäa (325), welche größtentheils aus griechischen Bischöfen, mit abschließlicher Bernachlässigung der lateinischen, bestand. Zwar wurde von dieser Synode bei der erneuerten Feststellung des Glaubensbekenntnisses der Arianismus verworfen, die Verwerfung aber nicht entschieden geltend gemacht, so daß der Arianismus fortfuhr, seine Widerprühe zu erheben. Deshalb wurde eine neue allgemeine Kirchenversammlung zu Sardica (344) ausgeschrieben, auf der die griechischen Bischöfe nicht erschienen. Dagegen erkannten auf diesem Concilium die allein versammelten lateinischen Bischöfe den Primat des römischen Bischofs an, indem sie ihm die Oberaufsicht und obergerichtliche Gewalt einräumten.

Erst als der Kaiser Theodosius die zweite allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel 381 zu Stande brachte, waren es vorzüglich die römisch-

katholischen Bischöfe, welche durch ihre Stimmen die Schriftlehre gegen den Arianismus so kräftig schützten, daß das nicäische Glaubensbekenntniß nun auch für den Orient entschieden angenommen, der Arianismus also völlig unterdrückt wurde und mit dem Ende des 4. Jahrhunderts aus der Kirche verschwand. (Daß sich derselbe desto mehr unter den germanischen Völkern ausbreitete, daß aber die arianischen Reiche der Ostgothen, der Westgothen, der Vandalen alle ihren Untergang fanden, ist in §. 50 schon angedeutet worden.)

Da die Synode von Constantinopel zugleich dem Bischöfe oder Patriarchen dieser (von Constantin zum Hauptstze des Reiches erhobenen) Stadt den nächsten Rang nach dem römischen Bischöfe anwies, so bekam letzterer an jenem einen gefährlichen Nebenbuhler. Denn als nach dem Sturze des ostgothischen Reiches Italien dem byzantinischen Reiche einverleibt wurde, so hätte der römische Bischof sich vielleicht doch am Ende dem Bischöfe zu Constantinopel unterordnen müssen, wenn nicht der Einbruch der Langobarden den Einfluß des byzantinischen Hofes wieder gebrochen hätte, zumal diese Arianer bald zur römisch-katholischen Kirche übergingen.

Dies, so wie daß in den ersten Jahrhunderten mehrere durch persönliche Vorzüge höchst ausgezeichnete Bischöfe in der Leitung der römischen Kirche einander folgten; ferner daß Chlodwig mit den Franken das Bekenntniß der römisch-katholischen Kirche annahm, und daß auch die angelsächsische Kirche in das engste Verhältniß mit ihr trat, alle diese Umstände verschafften im Abendlande dem römischen Bischöfe (Gregor I. dem Großen, der seit 607 den Titel Papst — von *Ildeuas*, Papa, Vater — den vorher jeder Bischof geführt hatte, sich ausschließlich zueignete) vollends jenes große Ansehen, das sich in dem folgenden Zeitraume durch die Begünstigung der fränkischen Könige noch mehr befestigte. Die Befestigung hatte die wichtige Bestimmung, in den Zeiten der rohesten Gewalt Fürsten und Völker an christliche Sitte und Ordnung zu gewöhnen; aber es lag auch ein Abweg nahe, dessen allmähliche Betretung späterhin zu andern großen Gefahren führte.

Kap. 15. Die Merowinger und die fränkischen Hausmeier.

Histor. Atlas, Tab. VII und IX.

72. Unter allen deutschen Stämmen war ohne Zweifel der Stamm der Franken der gewandteste und unternehmendste. Durch seine Stellung zwischen den andern deutschen Stämmen konnte er die Getrennten um so leichter einzeln überwältigen und so allmählich über alle die Uebermacht gewinnen. Diese Uebermacht der Franken wurde zugleich durch ihren Anschluß an die katholische Kirche bedeutend verstärkt, während die ihnen gegenüber stehenden andern Stämme entweder noch dem Heidenthum oder dem Arianismus angehörten, also nicht bloß in örtlicher, sondern auch in der höchsten geistigen Beziehung unter einander getrennt und getheilt waren. So war es also schon den Nachkommen Chlodwigs nicht schwer, das von ihm gestiftete Reich weiter auszudehnen und viele der andern deutschen Stämme auf dem Weg der Eroberung zu vereinigen.

Nach Chlodwigs Tode bekam durch die von ihm angeordnete Theilung des fränkischen Reiches sein ältester Sohn Dietrich (Theodorich) das rheinländische Ostfranken mit der Hauptstadt Metz, das späterhin den Namen **Austrasien** (im weitern Sinn) bekam; seine drei jüngern Söhne theilten sich in die Herrschaft von **Neustrien** (im weitern Sinn) oder Westfranken mit den Hauptstädten Orleans, Paris und Soissons. Nichtsdestoweniger blieben alle vier Reichstheile durch die Volksversammlung und durch die Gesetze unter sich verbunden.

Austrasien im weiteren Sinne umfaßte 1. die alten salischen Erbsitze, 2. das ripuarische Frankenland, 3. die den Alemannen abgenommenen Länder am Rhein, Main und Redar, 4. einen Theil der angrenzenden Champagne. Die drei Theile Neu-

frienſs ſind: 1. ein Landgebiet an der Loire mit Orleans, das Chlodomir beſaß; 2. die Isle de France und die Normandie unter dem Namen Neufſtrien im engerm Sinne, mit Paris, wo Childobert regierte; 3. die Picardie mit einem Theile der Champagne nebst Soissons, das der Regierungssitz Chlothars I. war.

Die Neufſtrier überfielen unter den drei jüngern Königsbrüdern, welche von ihrer Mutter Klotilde unabläſſig gegen ihre burgundiſchen Verwandten angetrieben wurden, Burgund, wo nach Gundobald's Tode (516) deſſen Sohn Sigismund des Oſtgothenkönigs Theodorich Tochter geheiratet hatte. Dieſe gebor ihm einen Sohn Sigerich, ſtarb aber nach einiger Zeit, worauf König Sigismund eine ihrer Hofſrauen heiratete. Als dieſe im Schmutz ihrer ehemaligen Herrin einhergieng und von dem jungen Sigerich verſpottet wurde, ſaßte ſie einen Groll gegen ihn und brachte den König dahin, dieſen ſeinen Sohn erdroffeln zu laſſen. Dadurch brachte er die Oſtgothen gegen ſich auf, welche biſher ſeine Stütze gegen die Franken geweſen waren, ſo daß ſie ihn bei einem Angriff der drei neufſtriſchen Könige im Stich ließen: er wurde beſiegt, geſangen und zu Orleans auf Chlodomir's Befehl mit ſeiner Gemahlin in einen Brunnen geſtürzt. Zwar ſtellte ſich nun ſein Bruder Gundomar, der zu Vienne regierte, an die Spitze der Burgunden und ſchlug die Franken bei Vienne, wobei Chlodomir fiel. Hierauf hatte Gundomar eine Zeit lang Ruhe. Als er aber von den beiden übrigen Brüdern aufs neue angegriffen wurde, verlor er Schlacht und Leben, worauf Burgund 534 dem fränkischen Reiche einverleibt wurde, aber ſeine Rechte und Freiheiten behielt.

Die Auſtraſier überfielen anderſeits das Reich der Thüringer, wo ſich Irmenfried, der mit einer Nichte Theodorich's des Großen aus dem Amalergeſchlecht verheiratet war (S. 68), durch Ermordung ſeiner beiden Brüder mit fränkischer Hilfe zum Alleinherrn gemacht hatte, und nahmen dabei die Sachſen zu Hilfe. Zu dieſem Einfall hatte ſich im Jahr 527 Theodorich (von Meiſ) mit ſeinem Bruder Chlothar (von Soissons) verbunden, und während letzterer vom Niederrhein her einen Theil der Thüringer an der Raab ſchlug, drang Theodorich von Norden her durch den Thüringer Wald ein und ſchlug Irmenfried an der Unſtrut. Nachdem darauf die letzte Burgweſte der Thüringer, Burgſcheidungen an der Unſtrut, von den Franken erobert war, ergab ſich Irmenfried dem Theodorich, der ihn nach Zülſpich lockte, wo er, im Geſpräch mit Theodorich begriffen, von einem wahrſcheinlich dazu beſtellten Franken meuchlings die Mauer hinabgeſtürzt wurde. Darauf vereinigten die Auſtraſier den ſüdlichen Theil Thüringens mit dem Frankenreiche, während die Sachſen den nördlichen Theil (zwiſchen der Elbe, Saale und Bode) an ſich nahmen. Als darauf die Oſtgothen den Franken, um ihren Beiſtand gegen die Byzantiner zu gewinnen, die Provence überließen, das ſüdliche Alemannien und Bayern ſich den Franken unterwarf, ſo erſtredte ſich das fränkische Reich ſeit 558 vom atlantiſchen Meer und den Pyrenäen bis zum Mittelmeere, von der Unſtrut bis zum Fuße der Alpen. Die Vereinigung aller dieſer deutſchen Länder mit dem fränkischen Reiche bahnte in der Folge dem Chriſtenthum den Weg.

73. Aber auf dem Geſchlechte Chlodwigs, der ſelbſt durch Liſt und Mord ſeine Macht gegründet, ruhte, weil es durch ähnliche Greuel dieſe

Nacht erweiterte, der Fluch des Verderbens. Nach dem Tode der beiden ältesten Söhne Chlodwigs brachten die beiden jüngsten das Erbe jener durch Verwandtenmord an sich. Chlodwigs jüngster Sohn Chlothar I., der alle seine Brüder überlebte und seit 588 das ganze Frankenreich beherrscht hatte, hinterließ gleichfalls vier Söhne, die sich in das Reich theilten, aber so entartet waren, daß sich in ihren Familien Frevel auf Frevel häuften und überhaupt eine lange Reihe von Jahren hindurch das fränkische Reich unter diesen Merowingern durch Haß und Zwist, Bruder- und Verwandtenmord, Bruder- und Bürgerkriege das traurigste Bild menschlicher Verworfenheit darbietet.

Die Hauptanführerinnen aller dieser Greuel waren zwei sich tödtlich hassende Königsweiber. König Sigbert von Austraßen und König Chilperich von Neustrien hatten nämlich zu Gattinnen zwei Schwestern, Töchter eines westgothischen Königs. Chilperich, ein gelehrter Herr, dabei aber ein launischer, grausamer Despot, hatte neben seiner Gemahlin Galswinth eine Frankin, Namens Fredegund, zum Liebweib. Eines Morgens fand man die Königin ermordet im Bette, und da Chilperich bald darauf Fredegund zur Gemahlin und Königin erhob, so gab man ihr den Tod ihrer Vorgängerin Schuld, deren Schwester Brunhild, Sigberts Gemahlin, fortan einen tödtlichen Haß auf Fredegund warf. Eine Zeit lang hielt ein Stühnevergleich die Schwerter noch in die Scheide. Als aber Chilperich in Sigberts Abwesenheit (er war auf einem Zug gegen die Avarn begriffen) dessen Gebiet schmälerte, begann Sigbert nach seiner Rückkehr einen Krieg gegen seinen Bruder, besiegte ihn und ließ sich von den neustriischen Großen (575) huldigen. Aber noch während der Krönungsfeierlichkeiten ließ ihn Fredegund meuchlings tödten, verfolgte dessen Witwe Brunhild mit unversöhnlichem Haß und tödtete viele, die sich derselben annahmen.

Einige Zeit nachher ward auch Chilperich, als er von einer Jagd zurückkehrte, ermordet, wahrscheinlich auf Anstiften Fredegunds, der seine Vorwürfe über ihre Lebensweise lästig waren. Von da an führte das herrschsüchtige Weib als Vormünderin ihres vier Monate alten Sohnes Chlotars II. die unbeschränkte Regierung in Neustrien. Beide Königswitwen giengen nun mit der ganzen Kraft eines von der Herrschergewalt unterstützten Hasses darauf aus, einander zu verderben. Zweimal sandte Fredegund je zwei Mörder (noch dazu Geistliche) mit Gift und Dolch gegen Brunhild und deren Sohn Childebert aus, beidemal aber wurde der Anschlag vereitelt. Eben so trachtete sie dem König Guntram von Burgund nach dem Leben, wiewohl auch vergeblich. Nicht minder wüthete sie in ihrem eigenen Reiche und Hause wie eine Furie, ließ alle, die ihr im Wege standen, martern, blenden und hinrichten, ja wollte sogar ihre eigene Stieftochter Rigunthi, mit der sie in beständigem Streite lebte, dadurch tödten, daß sie ihr den Deckel einer Truhe, aus der sie ihr etwas herauszunehmen befohl, auf den Kopf fallen ließ; nur zu Hilfe eilendes Gefinde vereitelte das volle Gelingen der bösen That.

Unterdessen führte Brunhild in Austraßen die Zügel der Regierung mit männlichem Sinn, und als der mildere Guntram von Burgund starb, gelang es ihr, Burgund an Austraßen zu bringen. Der Tod ihres 25jährigen Sohnes Childebert aber, der zwei Söhne hinterließ, führte 596 eine Theilung seines Reiches herbei, indem der ältere Sohn Theodobert II. Austraßen, wo Brunhild, als seine Großmutter, die Regierung führte, und der jüngere Sohn Theodorich II. Orleans und Burgund erhielt. Davon nahm Fredegund Veranlassung zum Kriege gegen Brunhild. Zwar siegte Fredegunds Heer, sie selbst aber starb schon im folgenden Jahre 597, ohne für ihre Frevelthaten gebüßt zu haben.

Inzwischen hatte Brunhild den Haß der austrasischen Großen sich zugezogen, so daß sie sich genöthigt sah, ihre Zuflucht zu ihrem Enkel Theodorich II. in Burgund zu nehmen, den sie dann sogleich gegen seinen Bruder Theodobert II. antrieb, um ihre Rache an den Austrasiern zu kühlen. In dem zwischen beiden Brüdern ausbrechenden Kriege wurde Theodobert geschlagen, gefangen und samt seinen zwei Söhnen auf Betried seiner Großmutter getödtet (612).

Schon dachte Brunhild darauf, auch Fredegunds Geschlecht auszurotten, als ihr Enkel Theodorich II. starb und nun die 80jährige Brunhild mit dessen vier unmün-

digen Söhnen, ihren Urenkeln, allein dastand, entschlossen, abermals die Jügel vormundschaftlicher Regierung zu ergreifen. Allein die fränkischen Großen, einer solchen Regierung überdrüssig, trugen dem König Chlotar II. von Neustrien die Herrschaft an. Dieser zog mit Unterstützung austrasischer und burgundischer Großen aus und siegte in einer großen Schlacht (613). Brunhild wollte entfliehen, wurde aber gefangen und sah sich der ganzen Rache des Sohnes der Fredegund preisgegeben. Zwei ihrer Urenkel wurden durch Chlotar's eigene Hand getödtet, der dritte, weil er ihn aus der Taufe gehoben, verschont; der vierte entfloß, und über seine weiteren Schicksale ist nichts bekannt.

Nachdem in einer Versammlung der Franken über Brunhild das Todesurtheil gesprochen war, ließ Chlotar II. die greise Königin drei Tage lang foltern, dann auf einem Kamel zur Schau im Lager herumführen und sie zuletzt mit Einem Arm und Einem Bein an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen und den Leichnam verbrennen. — (Obgleich sie 10 Könige und Königsproffen ihrem Haffe geopfert hatte, so war sie doch nicht so verrückt, als Fredegund, und manche Geschichtschreiber vermuthen, daß man Brunhilds Unthaten übertrieben habe, um die un menschliche Behandlung, die sie von Chlotar II. erfuhr, zu rechtfertigen). Unter diesem Urenkel Chlodwigs erfolgte die zweite Wiedervereinigung des gesamten Frankenreichs (613) und eine fünfzehnjährige Friedensruhe.

Das Ergebniß dieses wilden Kampfes der merowingischen Könige war die Ausscheidung eines westfränkischen (Neustrien) und eines ostfränkischen Reiches (Austrasien): von jenem machten die salischen, von diesem die ripuarischen Frankenkämme den Grundstock aus. So lange die Salier sich von der Vermischung mit den Gallordmern fern hielten, waren sie kräftiger als die Austrasier. Als aber die Salier anfiengen, Gallordmer in ihre Heere und in die königlichen Aemter aufzunehmen, und so das enterbende römische Wesen in die Sprache, Sitte und Gesetzgebung der salischen Franken eindrang, erschienen die daraus hervorgegangenen Neustrier durch sittliche Entartung schwächer als ihre austrasischen Stammgenossen, die zugleich fortwährend durch germanischen Zufluß sich erneuerten und kräftig erhielten. Während in Neustrien Sitte und Sprache ins romanische Element überging, blieb in Austrasien das germanische vorherrschend. Das südwestliche Frankreich (von der Loire an) war mit Germanischem wenig gemischt, während im romanischen Südosten das Burgundische vorherrschend war.

74. Chlothar's II. Nachkommen waren träge, weiche Menschen, ohne alle sittliche und leibliche Kraft, und so konnten die Großen des Reichs, wie sie es schon bisher gethan, immer mehr Vorrechte an sich reißen. Die große Schwäche der fränkischen Könige, die sich in allen diesen Verwicklungen offenbarte, gab daher auch Veranlassung zur Erhebung der Macht des königlichen Hausmeiers (Major domus), d. h. desjenigen Beamten, welchem die Verwaltung der königlichen Privatgüter (Krongüter, Domänen) und die Sorge für das königliche Dienstgefolge übergeben war, und der ursprünglich mit der Regierung des Landes nichts zu thun hatte, aber allmählich dabei zu Rathe gezogen, ja selbst zuweilen über das Heer gesetzt, am Ende mit der obersten Leitung der Regierung selbst betraut wurde.

Bei der Eroberung von Gallien waren die fränkischen Könige in alle Rechte der römischen Kaiser eingetreten, und besonders die großen Staatsgüter, wie die eben so werthvollen kaiserlichen Privatbesitzungen fielen ihnen zu. Dieser weit verzweigte unerweßliche Grundbesitz, welcher noch durch häufige Consecrationen, durch Heimsfälle, durch die Stammgüter vertriebener einheimischer Fürstenfamilien und durch Eroberungen beständig vermehrt wurde, wurde nun als Domäne der Verwaltung eines Major domus anvertraut und verschaffte ihm bald einen um so größern Einfluß am Hofe und im

Staate, als es in seiner Hand lag, solche königliche Güter an diejenigen Personen gegen Verpflichtung zum Kriegsdienst zu Lehen zu geben, welche ihm anhiengen, wie es in den Kriegzeiten immer häufiger geschah. Dieser Lehenverband verbreitete sich daher bald nicht nur im Frankenlande, sondern auch im größten Theile von Deutschland; und zwar trat ein Lehenmann nicht nur für seine Person in denselben ein, sondern zugleich für die ihm auf ähnliche Weise zum Dienst verpflichteten waffenfähige Mannschaft; und je zahlreicher diese war, desto größer war sein Antheil bei einer neuen Theilung von Lehen. Endlich kam es so weit, daß nicht nur alle königlichen Beamten, welche meistens durch Anweisung auf Güter oder deren Ertrag besoldet waren, sondern auch die Inhaber von Kirchengütern, welche von königlichen Schenkungen herrührten oder selbst nur unter königlichem Schutze standen, als solche Lehenleute angesehen wurden. — Dadurch wurde der Majordomus, welcher nicht nur als 1. oberster Verwalter der Einkünfte auch die Verfügung über die Lehen in der Hand hatte, sondern auch als Befehlshaber über die Lehenleute (Vasallen) zugleich eine oberrichterliche Stellung über dieselben einnahm, ohne Vergleich der mächtigste Mann im Reiche, so lange er nur die Lehenleute auf seiner Seite hatte, und erhielt endlich, nachdem schon 615 in einer großen Versammlung der Vasallen seine Würde für lebenslänglich erklärt war, durch Pippin von Heristal ein vollständiges Uebergewicht.

Schon unter Chlothar II. findet sich an jedem der drei fränkischen Höfe (dem austrassischen zu Metz, dem neustrischen zu Soissons und dem burgundischen zu Orleans) ein Hausmeier, und unter seinem ältesten Sohne Dagobert I., der eine Zeitlang das ganze Reich allein regierte, war Pippin von Landen auch alleiniger Majordomus, doch nur auf kurze Zeit, weil das Reich nach Dagoberts Tode 638 sich bald wieder theilte.

Schon Pippin's Sohn und Nachfolger Grimoald strebte für seinen Sohn Chilodebert nach dem Thron; da ihm aber die fränkischen Großen aus Ehrfurcht vor dem alten Königsgeeschlechte entgegen waren, so mußten beide, Vater und Sohn, diesen Versuch mit dem Leben büßen.

Grimoald's Tochter Begga, die alleinige Erbin der pippinischen Güter, vermählte sich mit Ansegisel, dem Sohne des Erzbischofs Arnulf von Metz. Dieser Ehe, in der sich germanisches Blut mit romanischem mischte, entsproßte Pippin's tapferer und kluger Enkel Pippin von Heristal (so benannt nach seinem Stammschloß an der Maas im Lüttichischen), der als Majordomus von Austrasien durch seinen über den neustrischen Majordomus 687 erfochtenen Sieg bei Testri (unweit St. Quentin an der Somme) auch das Majorat von Neustrien und Burgund an sich brachte und sich Herzog und Fürst der Franken nannte. Ja er machte diese Würde, die er unter vier einander folgenden Königen bekleidete, in seiner Familie erblich, und übte so im ganzen Frankenreich die Königsgewalt aus, während die Merowinger nur den Königsnamen führten.

Mit großer Kraft und gerechter Strenge stellte er die gesunkene Ordnung im Reiche her, führte die Märzfelder ein (89) und unterstützte die angelsächsischen Glaubensboten (87), welche das Christenthum unter den heidnischen Germanenstämmen des östlichen Frankenreichs verbreiteten.

75. In der gleichen Würde und Macht behauptete sich, wiewohl unter vielen Kämpfen gegen seine herrschsüchtige Stiefmutter Plectrude (aus Bayern), 714 Karl Martell, Pippin's natürlicher Sohn, indem er durch den Sieg bei Soissons (719) alle seine Gegner demüthigte, die beständig einfallenden Friesen und Sachsen zurückschlug und die Politik seines Vaters in Befestigung der heidnischen Deutschen fortsetzte. Seinen Ruhm aber erhöhte er für

immer dadurch, daß er die Christenheit in Europa aus der Gefahr des Unterganges befreite, mit dem sie durch die Araber oder Mauren bedroht war, welche wenige Jahre zuvor Spanien erobert und dort auf den Trümmern des Westgothenreichs eine Herrschaft gegründet hatten.

Es hatte nämlich die Macht des Islams, jener Zeit 622 im Volke der Araber aufgetretenen falschen Lehre Muhammeds, von Osten nach Westen dringend, bereits die, nach dem Sturze des Vandalenreichs wieder byzantinisch gewordenen Länder Nordafrikas erfüllt. Unter Moawijah, dem ersten Chalifen der zu Damaskus herrschenden Omajyaden Dynastie, hatte Alba, sein kühner Feldherr, die arabischen Herrschaft bis zum atlantischen Ocean ausgedehnt und von 672 an mehrfache, obwohl vergebliche Versuche gemacht, in Spanien einzudringen. Ein Verrath brachte die Araber endlich zum Ziele.

Das Westgothenreich in Spanien hatte um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Südküste an die Byzantiner verloren; dafür eroberte König Suintila 585 das Suevenreich und entriß auch den Byzantinern wieder einen Theil des Verlorenen. Im J. 587 nahm Recared mit den Westgothen die katholische Religion an, wodurch eine größere Annäherung der Landeseingebornen an die Westgothen zu Stande kam, die durch ein gemeinsames Gesezbuch gefördert wurde. Nach der völligen Vertreibung der Byzantiner (624) suchten die Könige sich mehr zu befestigen. Allein das Reich war durch die Unbestimmtheit der Thronfolge, durch das Uebergewicht und die todtbte Orthodoxie des Klerus, durch die Eifersucht der weltlichen und geistlichen Großen und durch die aus allen diesen Uebeln hervorgegangenen steten Thronumwälzungen und Bürgerkriege längst in innerer Auflösung begriffen.

Vergeblich suchte der vorletzte König Witiza durch ernste Reformversuche zu helfen: er wurde vom Adel und der Geistlichkeit verjagt und der Thron 710 dem schwieg-samen Roderich überlassen. Gegen diesen bildete sich durch die beiden Söhne des gestürzten Königs eine Verschwörung, an der auch der von Roderich schwer beleidigte Graf Julian, der bis dahin treue und heldenmüthige Verteidiger der den Westgothen gehörigen afrikanischen Festung Ceuta, theilnahm: er übergab diesen Schlüssel Spaniens dem arabischen Statthalter von Afrika, Musa, und machte dadurch die Araber zu Herren der Meerenge. Diese landeten unter Musas Feldherrn Tarif am Vorgebirg Calpe (das von ihm den Namen Dschebel al Tarif, Berg des Tarif, bekam, woraus der Name Gibraltar entstand), schlugen in einer sieben-tägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera den König Roderich, welcher selbst fiel, und machten durch die Einnahme der Hauptstadt Toledo dem westgothischen Reiche ein Ende. Eine Menge Gothen wurden in die Sklaverei nach Afrika geschleppt; der Rest derselben flüchtete in die Gebirge von Galicien, Asturien und Biscaya.

711

Aber selbst die Pyrenäen schienen den siegenden Arabern keine Grenze setzen zu können: schon waren sie durch die baskischen Pässe in Aquitanien eingefallen und nach der Besiegung des aquitanischen Herzogs ins Herz von Frankreich bis an die Loire vorgedrungen, um alles dem Islam zu unterwerfen: da stellte sich ihnen die fränkische Macht entgegen, und an der Spitze seiner hochstämmigen Austrasier, sowie der Thüringer, Alemannen und Bayern schlug Karl Martell die Araber zwischen Tours und Poitiers in einer sieben-tägigen Schlacht. Zwar fielen sie zwei Jahre darauf bei Gelegenheit eines Aufstandes der Burgunden wieder in Frankreich ein, wurden aber von Karl Martell durch einen Sieg bei Narbonne abermals zurückgetrieben, und behielten nur noch das Gebiet zwischen den Pyrenäen und dem Fluße Aude.

732

Im Jahre 756 bildete sich in Spanien durch den Omajyaden sprößling Abderrahman, der sich allein aus dem völligen Untergange seines Geschlechtes in Damaskus 750 gerettet und hieher geflüchtet hatte, das maurische Emirat Cordova, gegen welches die spanischen und französischen Christen viele Jahrhunderte lang in schweren Kämpfen lagen, bis es nach und nach den in der Halbinsel wieder neu sich gründenden christlichen Reichen wich und der letzte Rest desselben erst im Jahre 1492 vollständig vernichtet wurde.

Nachdem Karl Martell die vier letzten Jahre seines Lebens, nach dem Tode Theodorich's IV., den Thron unbesezt gelassen und 734 noch Friesland völlig unterworfen hatte, theilte er seine Macht unter seine beiden Söhne, Karlmann und Pippin, von welchen jener Austrasien, dieser Neustrien bekam. Da aber ihr Stiefbruder Grippio (aus einer zweiten Ehe mit der bayerischen Prinzessin Sonnichild) ebenfalls Ansprüche auf einen Theil des väterlichen Erbes machte und die auf der rechten Seite des Rheins liegenden deutschen Länder (insbesondere Bayern nach Herzog Odilo's Tode 748) vom Frankenreich losreißen wollte, erhoben jene beiden Brüder wieder einen Merowinger, Childerich III., auf den Thron und unterwarfen die empörten Völker. Karlmann aber, der Kriege müde, zog sich in ein Kloster unweit Rom (das nachmals so berühmte Benedictinerkloster Monte-Cassino) zurück und überließ die Reichsverwaltung seinem thatkräftigen Bruder Pippin, welcher den Beinamen der Kleine oder Kurze führte und der Stifter einer neuen Dynastie zu werden bestimmt war. Er regierte von 752—768.

Kap. 16. Die Karolinger im Frankenreich.

Histor. Atlas, Tab. IX.

76. Das merowingische Königshaus war in seinen letzten Gliedern so schwach und kraftlos geworden, daß dem fränkischen Könige (nach Einhard's Bemerkungen) nichts übrig geblieben war, als daß er, zufrieden mit dem nutzlosen Königsnamen, sich mit seinem langen Haupthaar und ungeschornen Barte (dem Ehrenzeichen der fränkischen Könige) bei Audienzen auf den Thron setzte, um die Herrscherfigur zu spielen, während das pippinische Geschlecht an der Spitze des fränkischen Adels mit unumschränkter Königsgewalt gebot. Daher war es Pippin dem Kleinen nach Befiegung der Sachsen, Bayern und Alemannen ein Leichtes, seinem Hause auch den königlichen Namen zu verschaffen. Den Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk benützend, ließ er durch den Abt Fullrad von St. Denys bei dem Papste Zacharias anfragen, ob der, welcher als König sorglos daheim sitze, oder der, welcher die Last der Regierung trage, König heißen solle. Auf die Antwort des Papstes, daß nur, wer den Staat lenke, diesen Namen verdiene, berief Pippin eine Reichsversammlung nach Soissons, in welcher der letzte Merowinger, der schwache Childerich III., des Thrones entsezt, dagegen einstimmig Pippin der Kleine zum König der Franken gewählt, nach alter Sitte auf den Schild gehoben und in der Versammlung herumgetragen wurde. Im Namen und im Auftrag des Papstes vollzog der h. Bonifacius (s. unten §. 87), im Beisein der fränkischen Bischöfe, die Salbung, und Pippin nannte sich von da an „König von Gottes Gnaden“. Childerich wurde nebst seinem Sohne Theodorich in ein Kloster geschickt.

Diese Bereitwilligkeit des römischen Stuhls kam von der bedrängten Stellung her, in welcher derselbe sich zwischen dem oströmischen Exarchen von Ravenna und den lombardischen Königen befand. Denn Rom (das sich aus Veranlassung des Bilderstreites unter Gregor II. dem oströmischen Reiche entzogen hatte) mußte sich, um sich gegen den Exarchen zu halten, bald an die Lombarden anschließen, bald, um nicht von diesen unterdrückt zu werden, wieder die Freundschaft des Exarchen suchen.

Rom mit seiner Umgebung stand damals noch unter einem Dux (Herzog), der dem griechischen Exarchen von Ravenna untergeordnet war und vom römischen Bischofe aus dem Reichengute unterhalten werden mußte, weshalb bei den Römern der römische Bischof mehr galt als der Exarch. Aus diesem Grunde gab ihnen dieser letztere seine Obergewalt nur um so härter zu fühlen, besonders seit sich aus Veranlassung des von Kaiser Leo dem Maurier entzündeten Bilderstreites Rom unter dem Papst Gregor II. dem byzantinischen Einflusse entzog und keinen Dux mehr zuließ. Anderseits suchten die Lombardenkönige ihre Macht auf Kosten des Exarchats sowohl als auf Kosten der römischen Republik zu erweitern und griffen zuweilen selbst Rom an.

Die Frankenbeherrscher aus Pippin's Geschlechte, das schon bisher das Christenthum so thätig befördert hatte, besaßen allein die Kraft, die Kirche gehörig zu unterstützen: daher reiste der folgende Papst Stephan II. selbst nach Frankreich, um Pippin's Beistand gegen den erobersüchtigen Lombardenkönig Aistulf, der eben das Exarchat besetzt hatte und Rom bedrängte, zu gewinnen, und ertheilte in dieser Absicht Pippin noch einmal die Königsweihe, wobei er ihm und seiner Dynastie die Würde des römischen Patriarchats verlieh.

Daher zog ihm Pippin zweimal zu Hilfe, entriß den Lombarden den von ihnen eroberten Theil des Exarchats und gab ihn dem h. Petrus, d. h. dem römischen Stuhle als Lehen. Dies nennt man die pippinische Schenkung, in der jedoch die Stadt Rom noch nicht begriffen war. Diese blieb Republik. Auf diese Weise wurde der römische Bischof zugleich weltlicher Fürst und dadurch der Grund zum nachmaligen Kirchenstaate 755 gelegt, der über 1100 Jahre, nämlich bis zum 20. September 1870 bestanden hat. (Den lombardischen Königen gehörten in Italien noch die Herzogthümer Venedig, Benevent und Spoleto).

Nachdem Pippin die fränkische Macht vergrößert, namentlich die Araber vollends aus ihrem letzten Besitztum in Gallien vertrieben, das stets widerstrebende Aquitanien dem Reiche einverleibt, die Westfriesen abhängig gemacht und Herzog Thassilo II. von Bayern zur Wiederanerkennung der fränkischen Herrschaft gebracht hatte, theilte er vor seinem Tode das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann, nicht in ein westliches und 768 östliches, sondern um dem alten Nationalhaß der beiden Stämme keine Nahrung zu geben, in ein nördliches und südliches Reich.

Karl, der ältere Sohn, damals 26 Jahre alt, erhielt den nördlichen Reichstheil (darin die Städte Rouen, Lüttich, Aachen, Mainz zc.) nebst Thüringen und Bayern, während der jüngere, Karlmann, den südlichen Reichstheil (darin die Städte Paris, Soissons, Metz, Verdun zc.) nebst Septimanie, Burgund, Elßaß und Alemannien bekam. Aquitanien sollte gemeinschaftlicher Besitz sein. Als sich der dortige Herzog Hunold empörte, wurde er von Karl mit rascher und tapferer Hand wieder unterworfen, und in Aquitanien kein neuer Herzog eingesetzt.

77. Bald darauf, im dritten Jahre der Theilung, starb Karlmann, und weil die Reuffrier nicht Karlmann's beiden Söhnen, welche noch Kinder waren, sondern lieber dem kräftigen Karl gehorchen wollten, so wurde auf Betrieb des Abts Fullrad durch einmüthigen Beschluß der Reichsstände 771 Karl der Große zum Alleinherrn der Franken erhoben.

Karl wurde nach den meisten Angaben den 2. April 742 (wahrscheinlich in einem Orte an der Oise) geboren. Spätere Angaben bezeichnen Paris, Aachen, Ingelheim,

Worms u. a. als Geburtsort desselben, wie denn überhaupt seine Jugendzeit in das Gewand der Sage gehüllt ist. Gewiß ist, daß seine Mutter Bertrada (oder Bertha), die er bis an ihren Tod in Ehren hielt, ihn sehr an häusliche Tugend gewöhnte, während ihn sein Vater in allen Waffenkünsten erziehen und frühe in den Geschäften des Kriegs und der Regierung sich üben ließ. Seine Gestalt schon verrieth den geborenen Herrscher. Seine Leibesgröße betrug 7 seiner Fußlängen, nach dem Maße einer Eisenlanze, die sich noch erhalten hat und die Größe Karl's zeigen soll. Er hatte eine gewölbte Stirn, große, lebhaft Augen, eine etwas große, gebogene Nase, schönes Haupthaar, freundliche, heitere Gesichtszüge, eine helle, angenehme Stimme, starken, etwas kurzen Nacken, etwas vortretenden Unterleib bei vollkommenem Ebenmaß der übrigen Glieder, festen Gang und durchaus männliche, königliche Haltung voll Würde und Hoheit. Jagd, Krieg und Leibesübungen (Fechten, Reiten, Schwimmen), kalte (späterhin auch warme) Bäder (besonders zu Aachen), verbunden mit Mäßigkeit in allen Genüssen machten und erhielten ihn körperlich stark und gesund. Trunkenheit verabscheute er an jedermann, um wie viel mehr an sich selbst und den Seinen! Gastereien fanden selten statt, nur an Festtagen. Während des Mahls hörte er gern Saitenspiel und Gelang, oder einen Vorleser von Geschichten und Thaten der Alten. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagessen einige Stunden zu ruhen, daher war sein Nachtschlaf oft unterbrochen. Seine Kleidung war die vaterländisch fränkische Tracht, wenig von der des Volkes verschieden; er lächelte über den Puz der Hofsinge. Nur bei Festlichkeiten, oder wenn ihm Gelandte fremder Völker vorgestellt wurden, erschien er in kostbarer Kleidung. Er war ein Feind aller Kleiderpracht, und ausländische Kleidung verschmähte er und wollte sie nie tragen, außer daß er einmal zu Rom auf Witten des Papstes die lange Tunica und den weiten Mantel anlegte und die Schuße nach römischer Weise trug. Er sprach viel und gern und wußte sich über alles höchst klar und fertig auszudrücken. Auch das Schreiben versuchte er und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, um in müßigen Stunden seine Hand zu üben; aber zum Schönschreiben in der damals verziereten Schrift brachte er es nicht. Die Kirche besuchte er unbedroffen Morgens und Abends, oft auch, wenn er gesund war, in nächtlichen Stunden. In der Pflege der Armen und ihrer Unterstützung bewies er vielen Eifer. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen auch über das Meer nach dem Morgenlande, wo er irgend von nothleidenden Christen hörte.

In seinen häuslichen Verhältnissen war er ein ehrfurchtsvoller Sohn gegen seine Mutter, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester, ein sorgfältiger Vater seiner Söhne und Töchter aus mehreren Ehen. Seine erste Ehe mit einer Frankin löste er auf Betrieb seiner Mutter und vermählte sich, jedoch wider den Rath des Papstes Stephan, mit Hermingard, einer Tochter des Lombardenkönigs Desiderius, schickte sie aber nach einem Jahre ihrem Vater zurück, weil sie unfruchtbar war, und heiratete die schwäbische Herzogstochter Hildegard, die ihm drei Söhne, Karl, Pippin und Ludwig, und zwei Töchter, Bertha und Gisla, gebar. Aus späteren Verbindungen hatte er noch mehrere Töchter.

In Karl dem Großen erreichte Pippin's Geschlecht die höchste Blüte. Begabt mit ungewöhnlicher geistiger und leiblicher Kraft, rastloser Thätigkeit, besonnenem Ernst, umsichtigem Blick und festem, durch Milde und Frömmigkeit gemäßigten Willen, war er voll des eifrigsten Strebens, sein Volk zu einer höheren Stufe der Bildung und Wohlfahrt emporzuheben. Er war berufen, als christlicher Kriegsheld und Gesetzgeber seinem ganzen Zeitalter jene Richtung zu geben, die auf weit hinaus die Geschichte Westeuropas bestimmt, die Kirche befestigt und gesichert, die Entwicklung des deutschen Volks zur Einheit gefördert, den wissenschaftlichen Forschungstrieb angeregt und seine ganze Zeit aus ihrer dumpfigen Erstarrung herausgehoben hat.

Um vor allem sein Reich von den häufigen und grausamen Raubanzügen der noch heidnischen Sachsen (Westfalen, Engern, Ostfalen und Nordalbingen) zu befreien, beschloß Karl auf einem Reichstage zu Worms im Jahre 772 den Krieg gegen die Sachsen, der die Natur eines Religionskrieges an

sich trug, weil einerseits die Sachsen noch in der Kraft des stärksten germanischen Heidenthums lebten und sowohl für die Unabhängigkeit ihres Landes und Heerdes als auch für die angefochtene Herrschaft ihrer Götter stritten, andererseits das Evangelium war, sie nicht bloß zu unterwerfen, sondern ihnen auch das Evangelium zu geben, wöthigenfalls aufzuzwingen.

Auf dem ersten Zuge gegen sie eroberte Karl die Eresburg (bei dem heutigen Stadtberge an der Diemel), vernichtete die Irmensul, einen gewaltigen, hoch heilig verehrten Baum (15) und schloß mit ihnen gegen Ablieferung von 12 Geiseln einen Frieden an der Weser, worauf er in ihrem Lande Besatzungen zurückließ und durch christliche Missionare anfieng, Kirchen zu gründen.

Unterdessen hatte der Lombardenkönig Desiderius aus Haß gegen Karl, weil dieser seine Tochter verstoßen hatte, nicht nur die entflohene Witwe Karlmanns, Gerberga, aufgenommen, sondern auch zur Unterstützung der Ansprüche ihrer Söhne an den fränkischen Thron den mit Karl befreundeten Papst Hadrian I. aufgefordert, sie zu salben, und ihn, weil er sich dessen weigerte, mit Waffen angegriffen. Durch den Hilferuf des Papstes und durch die Gefährdung seiner Alleinherrschaft bestimmt, trat daher Karl seinen ersten Zug gegen die Lombarden an, überstieg den Mont Cenis und rückte gegen deren Hauptstadt Pavia an. Als Desiderius von dem höchsten Thurme aus den König Karl an der Spitze seines Heeres hoch zu Roß, im Eisengewand und schimmernden Helmschmucke, die Lanze in der Hand, heranziehen sah, erschrad er über den mächtigen Helden und soll zu seiner Umgebung gesagt haben: „Kommt, laßt uns hinabsteigen und uns in die Erde verbergen!“ Doch wehrte er sich noch tapfer; denn Karl eroberte Pavia erst nach einer halbjährigen Belagerung 774 und zwar nur durch Hunger. Er entsetzte den Desiderius seines Reichs und verwies ihn in das Kloster Corbie (an der Somme). Während das fränkische Heer Pavia belagerte, reiste Karl zum Osterfest nach Rom, wurde als Befreier Italiens und römischer Patriarch mit großer Auszeichnung empfangen und bestätigte dem Papste die pipinische Schenkung. In Mailand setzte er sich die lombardische Krone selbst auf das Haupt, vereinigte das lombardische Reich, jedoch unter Belassung seiner Verfassung, mit dem fränkischen und nannte sich von nun an König der Franken und Lombarden.

In der Vorhalle zu St. Peter empfing der Papst, umgeben von gesamter Geistlichkeit, den König mit Ruß und Umarmung, und führte „den geliebten Sohn der Kirche Gottes“ in das geschmückte Heiligtum, während der priesterliche Chor das Benedictus sang. Nach dieser Handlung stiegen Papst und König hinunter zum Grabe des heil. Petrus und gelobten sich über den Beieinen des „Apostelfürsten“ gegenseitige feste Freundschaft zwischen Thron und Altar.

In Karl's Abwesenheit hatten indessen die freisittliebenden Sachsen einen Aufstand gemacht und die Eresburg zerstört; aber Karl stellte sie wieder her, 775 eroberte die Feste Siegburg (am Zusammenstoß der Ruhr und Lenne), drang in der Nähe der Höfster über die Weser bis an die Oder und brachte die Ost- und Westfalen zur Unterwerfung.

Ein Aufstand, den der lombardische Herzog von Friaul in Verbindung mit denen von Spoleto und Benevent zu Gunsten des nach Constantinopel geflohenen Sohnes des entthronten Desiderius, Namens Adelgis, machte, führte König Karl wieder in die Lombarden. Nach unterdrückter Em- 776

pörung schaffte er die Herzogswürde, mit Ausnahme der von Spoleto, ab und führte die fränkische Verfassung ein. Noch einmal suchte Adelgis emporzukommen; aber er fiel im Kampfe und mit ihm die letzte Hoffnung der Lombarden. Hierauf mußte Karl zum drittenmal gegen die Sachsen an die Weser ziehen, wo er die bedrohte Siegburg rettete und durch Anlegung neuer Zwingburgen die Sachsen zur Unterwerfung brachte, der jedoch ihr tapferer Anführer Widukind durch die Flucht nach Dänemark entging.

777 Nun erachtete Karl die Sachsen für so bezwungen, daß er sogar ihrem Lande einen Reichstag zu Paderborn hielt, auf welchem sich eine große Anzahl derselben zur Huldigung und zur Taufe einstellte. Auf diesem Reichstage erschienen auch Gesandte eines abgesetzten maurischen Statthalters von Saragossa in Spanien, um Karl's Hilfe gegen den Chalifen von Cordoba, Abderahman I., zu erbitten. Karl gewährte sie und unter-
778 nahm den Zug gegen die Araber oder Mauren in Spanien als gegen Feinde des christlichen Namens. Nach Ueberschreitung der Pyrenäen (auf zwei Wegen: durch Septimanie und durch die Gascogne) besiegte er ein maurisches Heer, zerstörte Pampeluna und erstürmte Saragossa, wo er den maurischen Statthalter wieder einsetzte, ihn aber zu seinem Vasallen machte, und nahm dann das Land bis zum Ebro ein, das er später als spanische Mark zum Frankenreiche schlug. Die muhammedanischen Einwohner ließ er zwar bei ihrem Glauben; doch als sie sich mehrmals treulos erwiesen, vertrieb er sie.

Ein neuer mächtiger Aufstand der Sachsen, den der aus Dänemark zurückgekehrte Herzog Widukind leitete, rief ihn aus Spanien zurück. Glücklicherweise hatte der König auf dem Rückweg mit dem Hauptheere die Pyrenäen zurückgelegt, als seine Nachhut unter dem tapferen Ruotland (Roland), dem Markgrafen der Bretagne, durch einen Ueberfall der Vasken in den Gebirgsthälern von Roncesvalles vernichtet wurde, so daß neue Anstrengungen gemacht werden mußten, um den Besitz der spanischen Mark fester zu begründen, die er erst 785 als unterworfen betrachten konnte.

Dies geschah besonders durch seinen Sohn Ludwig, den er zum König von Aquitanien gemacht hatte. Als der maurische Chalif einen Einfall in die spanische Mark machte und sogar über die Pyrenäen bis tief in Languedoc einbrang, wurde er von dem Grafen von Toulouse wieder zurückgetrieben. Darauf erschien Ludwig selbst in Spanien, unterwarf Barcelona und übergab das Land christlichen Gothen zur Ansiedlung (801). Dadurch, so wie durch die Verbindung der Balearen mit Barcelona bekam das in Spanien allmählich wieder vordringende Christenthum einen Anhalt. Erst im Jahre 812 gelang es dem König Ludwig, mit dem Chalifen (Emir) Hakem I. den langen Kampf durch einen Frieden zu beenden.

Indes waren die Sachsen von dem aus Dänemark zurückgekehrten Herzog Widukind zu einer großen Waffenvereinigung gebracht worden und nach Zerstörung aller festen Plätze und christlichen Kirchen in Thüringen und Hessen schon bis Deuz (bei Köln) und von da bis Coblenz vorgeedrungen, ja sie hatten ihre Verheerungen auf das linke Rheinufer ausgedehnt: da erschien Karl mit den Ostfranken und Alemannen in den Gauen der Westfalen, schlug sie und die Ostfalen samt den Engern in mehreren Schlachten, drang 780 bis an die Elbe vor und baute dort Festungen, um die Unterworfenen im Zaume zu halten.

Weil die Sachsen zwei Jahre lang ruhig blieben, wagte es Karl, sie auf einem Kriegszuge gegen die Slaven (Sorben), die ihnen beigestanden hatten,

zum Heerbann aufzufordern. Sie erhoben sich aber auf Widukind's Rath zu einem Aufstand und machten die gegen sie ausziehenden Franken beim Berge Suintal (jetzt Süntel am rechten Ufer der Weser zwischen Rinteln und Minden) nieder.

Als die zur Ausführung des Zugs gegen die Slaven beauftragten königlichen Sendboten Seilo und Adalgis in das sächsische Gebiet kamen, hörten sie, daß die Sachsen sich auf Widukind's Rath gegen die Franken gerüftet hätten. Sie gaben daher den Zug gegen die Slaven auf und rückten mit den Ostfranken in Sachsen ein. Unterwegs, auf sächsischem Boden, stieß ein Verwandter des Königs, Graf Theodorich, mit den ripuarischen Franken zu ihnen. Als sie an den Berg Suintal kamen, an dessen Nordseite die Sachsen gelagert waren, schlug Theodorich sein Lager diesseits des Berges auf; Seilo und Adalgis aber setzten, um den Berg leichter umgehen zu können, über die Weser und lagerten sich am Ufer des Flusses. Hier faßten sie den Entschluß, die Sachsen ohne Theodorich's Beihilfe anzugreifen, weil sie besürchteten, die Ehre des Sieges möchte ihm allein zufallen, wenn er mit ihnen vereinigt wäre. Ihr Angriff geschah daher mit solcher Hast und Unvorsichtigkeit, daß die kampfbereiten Sachsen sie umringten und fast alle bis auf den letzten Mann niederhießen, so daß auch beide Führer mit mehr als zwanzig der vornehmsten Franken fielen.

Erbittert über die Treulosigkeit der Sachsen rückte Karl selbst mit einem Heere gegen sie an, zwang sie, ihm alle, die auf Widukind's Rath den Aufstand betrieben hatten, auszuliefern, und ließ zu Verden an der Aller 4500 Gefangene an Einem Tage enthaupten, ein Verfahren, dessen Härte sich nicht rechtfertigen läßt, aber in der Roheit des Zeitalters ihre Erklärung findet.

Dadurch auf's Höchste erbittert, erregten die Sachsen i. J. 783 unter Widukind und Abbio einen allgemeinen Aufstand und lieferten Karl die blutige, aber unentschiedene Schlacht bei Chiotmelle (i. Detmold). Erst in einer zweiten, noch blutigeren Schlacht am Flusse Hase (im Osnabrückischen) gelang es Karl, ihre Macht völlig zu brechen: denn als er noch einige Verheerungszüge gemacht hatte, baten sie in gänzlicher Erschöpfung um Frieden. Sie gelobten ernstliche Unterwerfung und ließen sich von nun an die fränkischen und christlichen Einrichtungen mehr gefallen, so daß sich nun auch sogar der Sachsenherzog Widukind mit seiner Gemahlin Geba u. a. Edlen 785 der Taufe unterzog, da er erkannt hatte, daß der alte Glaube mit der alten Freiheit sich nicht mehr behaupten ließ. Die Taufhandlung gieng auf des Königs Hofgut zu Attiniacum (jetzt Attigny an der Aisne zwischen Rheims und Sedan) vor sich, und Karl vertrat selbst Pathenstelle. Viele tausend Edle und Gemeinfreie huldigten gleichfalls den fränkischen Gesetzen und den Ordnungen der christlichen Kirche.

79. Unterdessen hatten die Agilolfinger in Bayern, welche das Joch der Franken nur gezwungen trugen (s. §. 60), verschiedene mißglückte Versuche gemacht, wieder selbständig zu werden. Zweimal schon hatte Herzog Thassilo II. deßhalb von Karl, der 787 selbst mit einem Heere gegen ihn ausgezogen war, Verzeihung erhalten und den Eid der Treue erneuert. Dennoch wagte er noch einen Versuch, sich von den Franken unabhängig zu machen, und rief seine heidnischen Nachbarn, die jenseits der Enns wohnenden Avarn, zu Hülfe.

Die Avarn waren ein wildes, mit den Türken stammverwandtes Volk, das um die Mitte des 6. Jahrhunderts über den Kaukasus gekommen war, eine Zeit lang an der unteren Donau den byzantinischen Kaisern Heeresdienste geleistet und nach dem Untergang der Gepiden und dem Abzug der Langobarden deren Wohnsitze in Pannonien

(§. 59) (dem heutigen Ungarn) in Besitz genommen hatte. Von dort aus machten die Avaren fortwährend verheerende Raubeinfälle ins oströmische Reich und anderseits bis an das adriatische Meer hin. Ihr Land zwischen der Enns und Save war an den schwächeren Stellen durch Pfahlgräben geschützt: in diesen kreisförmigen Umpfahlungen oder Ringen, deren es neun enthielt, waren die unermesslichen Schätze angehäuft, die sie seit langer Zeit erbeutet hatten.

Nachdem die Herbeigerufenen von den Bayern und Franken zurückgetrieben worden waren, wurde auf dem Reichstage zu Ingelheim 788 Thassilo II. von Bayern zum Tode verurtheilt, von Karl jedoch begnadigt, aber in ein Kloster geschickt und die Herzogswürde in Bayern abgeschafft. Doch durfte das Volk seine herkömmlichen Rechte und Gesetze behalten. Mit Thassilo II. hörte die 234jährige Herrschaft der Agilolfinger in Bayern auf.

„Ohne Bayerns Besitz wäre Oberitalien schwerlich in Ruhe erhalten und behauptet worden: es stand sogar zu besorgen, daß Bayern und Slaven, vereinigt, die Frankenherrschaft in Alemannien, in Thüringen und weiterhin erschüttern könnten.“ Durch die Vereinigung Bayerns mit dem Karolinger-Reiche wurde der Böhmerwald links und die ganze Alpenkette rechts ein gewaltiger Stützpfiler des Reiches.

789 Gleich im darauffolgenden Jahre nahmen Karl's Kriege gegen die Slaven ihren Anfang. Weil nämlich die Wilzen (in der heutigen Mark Brandenburg) es stets mit den Dänen hielten, verband sich Karl mit den Abodriten (im heutigen Mecklenburgischen) und brachte die Wilzen durch einen Ueberfall zur Unterwerfung.

Nach dem ersten Eindringen der Slaven in das durch die Völkerwanderung Herrenlos gewordene östliche und nordöstliche Deutschland lebten sie mit den Deutschen an den Grenzen noch in friedlichem Verkehr, wiewohl sie durch ihre Roheit weit unter den Germanen standen. Die Erweiterung des fränkischen Reiches nach dem Osten hin führte zum ersten Zusammenstoß dieser beiden im Charakter verschiedenen Nationen. Am frühesten wurden die Wenden unterworfen; gegen das Ende des 6. Jahrhunderts wurde die Saale zur Grenzscheide zwischen den Franken und Sorben gemacht. Darauf ward ein Theil der Slaven von den Avaren abhängig und, auf diese gestützt, machten sie Einfälle in Bayern. Als die Slaven in Böhmen und Mähren unter König Samo den gegen sie ziehenden Frankenkönig Dagobert 680 schlugen und Einfälle in Franken machten, setzte dieser zu ihrer Bezwingung einen Herzog in Thüringen ein. Nach Samo's Tod herrschte ein Jahrhundert lang Ruhe an den Grenzen. Als darauf die Deutschen die Wohlthat des Christenthums erhielten, wurde der Bildungsabstand zwischen den Slaven und Deutschen noch auffallender und das Uebergewicht der letztern über jene trat besonders bei der Erhebung Pippin's zum Frankenkönig merklicher hervor. Unter Karl dem Großen begann sodann zwischen diesen beiden Nationen jener große Kampf, welcher Jahrhunderte hindurch mit der größten Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde und an den östlichen und nord-östlichen Grenzen eine strenge Wehrverfassung nöthig machte. So entstand die wendische Mark in den Südoß-Alpen, die thüringische Mark gegen die Sorben (der limes sorabicus) mit den Hauptfestungen Merseburg und Erfurt, die mitteldeutsche Mark mit Magdeburg, endlich die transalbingische oder sächsische Mark mit der Hauptfeste Bardewick; in der letzteren ruhen die Reime des späteren brandenburg-preussischen Staats. Alle diese Marken wurden besonderen Markgrafen zur Vertheidigung anvertraut.

791 Noch während dieser slavischen Kriege machte Karl in eigener Person einen Zug gegen die Avaren, um sie für ihre beständigen räuberischen Einfälle zu züchtigen und den Handelsweg nach dem Osten zu öffnen. Die Avaren waren von Körper groß und stark, kriegerisch und gewandt, dagegen von Gemüth wild und gefühllos, hatten gepanzerte Reiter und Rosse und verstanden sich auf Brückenbau und Befestigungskunst, die sie den Byzantinern abgesehen hatten. Der durch Beute und Handel bei ihnen sich häufende Reichthum hatte das ehemals einfache Jägervolk in prunkliebende, üp-

pige Praffer verwandelt, und da sie für Wissenschaft und Kunst keinen Sinn hatten, so waren sie mehr nur ihren thierischen Neigungen hingegeben und in keiner Weise des schönen Landes werth, das sie bewohnten. Karl eröffnete in eigener Person den ersten der sieben Feldzüge, die er gegen sie unternahm, und trieb sie hinter den Wienerwald zurück. Alsdann übertrug er die Fortsetzung des Krieges seinem Sohne Pippin, der den größten und festesten Ring (Lagerverhau) der Avarn zwischen der Donau und Theiß samt den darin angehäuften byzantinischen Beuteschätzen eroberte und den Krieg mit der gänzlichen Vernichtung dieses Volkes beendigte. 799 Karl schlug ihr Land von der Enns bis an die Raab als östliche Mark zum fränkischen Reiche, die als der Grundstock des späteren österreichischen Staates anzusehen ist. Das verheerte und entvölkerte Land überließ Karl deutschen, besonders bayerischen Ansiedlern. Das Volk der Avarn verschwand später unter den Ungarn.

Bei dieser Gelegenheit ließ Karl, um die Donau mit dem Main und dadurch die Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden, im Jahre 798 einen Kanal zwischen der Altmühl und Rednitz graben, mußte aber, theils wegen der technischen Unkunde der Arbeiter, theils wegen ausgebrochener Unruhen in Sachsen, die angefangene Unternehmung liegen lassen, die dann über tausend Jahre nachher wieder aufzunehmen und ins Werk zu setzen dem Könige Ludwig I. von Bayern vorbehalten war.

Als während des Avarenkriegs die Sachsen in offener Empörung den Heerbann verweigerten, der ihnen durch das capitulare Patharbrunnense (v. Baderborn) auferlegt war, verpflanzte Karl 10000 Sachsen in die Main- und Neckargegenden, während er Frankencolonien in's Sachsenland verlegte. Nachdem Karl 796—797 nochmals das Land bis in die äußerste Spitze des Landes Hadeln durchzogen hatte, konnte er zu Aachen in dem capitulare Saxonicum (797) ein neues Gesetz für Sachsen erlassen, welches den vollständigen Heerbann für die ganze Bevölkerung festsetzte, die Gewalt der Volksversammlung aufhob und die fränkische Verfassungsform einführte. Von da ab machte auch das Christenthum bedeutende Fortschritte, und das Land erhielt mit der Errichtung von acht Bisthümern feste kirchliche Einrichtungen.

Die Annahme, daß der Krieg durch einen allgemeinen Frieden zu Selz (803) beendet sein sollte, unterliegt gegründeten Bedenken. — Bald blühten Klöster und Schulen empor. Aus einer sächsischen Klosterschule (vielleicht Corvey S. 95) ist zuverlässig der Westfale hervorgegangen, der seinem neubekehrten Volke das deutsche Evangelium, den Heliand, gab, (S. 96).

Nachdem Karl darauf noch die unabhängigen Ostfriesen unterworfen, deren Freiheitsrechte er indes nicht schmälerte (auch von der Verpflichtung des Heerbanns entband er sie), wandte er sich zuletzt gegen die Dänen, welche schon früher einmal wegen des Vordrucks, den sie den Sachsen geleistet, von ihm zurückgetrieben worden waren. Jetzt als sie mit 200 Schiffen an der friesischen Küste landeten, und sogar Aachen zu überfallen drohten, unternahm er einen besonderen Zug gegen sie und machte nach einem dreijährigen Widerstande derselben die Eider zur Grenze zwischen den Franken und Dänen. 810

Ueberhaupt machten die Normannen, zu denen die seeräuberischen Dänen gehörten, stets eine strenge Bewachung der nördlichen Küstenländer des fränkischen Reiches nöthig. Schon mehrere Jahrzehnte vor Karl dem Großen hatten diese Normannen auf ihren Seeräufen die Küsten von Frankreich und Friesland öfters geplündert. Als viele durch Karl vertriebene Sachsen zu ihnen flohen, wurden sie nur noch mehr gereizt, und nur Karl's überaus gefürchtetes Ansehen konnte sie zurückhalten (§. 91).

80. In diesem weiten Frankenreiche gebot Karl mit unbeschränkter Gewalt, nachdem er zur Bewahrung der Einheit seines Reichs überall die Macht der Herzoge abgeschafft hatte. Was sich noch in den einzelnen, seiner Herrschaft unterworfenen Völkerstämmen aus ihrem frühern Zustande der Unabhängigkeit erhalten hatte, wurde von ihm dadurch aufgehoben, daß die früher meist vom Volke geübte öffentliche Gewalt auf des Königs Leute oder Getreuen (Ministerialen) übergieng, welche, über größere oder kleinere Landestheile gesetzt, als seine Stellvertreter unabhängig vom Volke im Namen des Königs das Volk regierten und in diesen ihren Bezirken die gesamte Civil- und Militärgewalt in Händen hatten. Das ganze Reich war nämlich in Gaue eingetheilt und über jeden ein vom König gewählter Graf gesetzt, der in seinem Gau die Gerichtsbarkheit hatte, die Steuern erhob, Ruhe und Ordnung erhielt und auf Befehl des Königs den Heerbann anführte. Damit aber keiner der Grafen seine Macht mißbrauche, ordnete Karl die sogenannten Sendgrafen (*missi regii* oder *dominici*) an, d. i. königliche Commissarien, von denen je zwei (ein weltlicher und ein geistlicher) in dem ihnen zugewiesenen Sprengel jährlich das Benehmen der Graugrafen und der Unterbeamten derselben, sowie die Beschwerden der Gemeinden untersuchen, den Heerbann beaufsichtigen, die Verwaltung der Kron Güter und den kirchlichen Zustand prüfen, und über alles dieses an den Kaiser Bericht erstatten mußten. Den Mark- oder Grenzgrafen waren mehrere Gaue untergeordnet und wegen der Schwierigkeit, sich in ihren Marken Gehorsam zu verschaffen, eine größere Gewalt eingeräumt.

Der König war demnach der Mittelpunkt der Regierungsgewalt, und an seine Person waren alle Beamte gebunden. Jährlich hielt er bei Abhaltung der Maifelder einen Reichstag, auf welchem alle seine weltlichen und geistlichen Vasallen, alle Abgeordneten der zinspflichtigen Völker und alle Bericht erstattenden Staatsbeamten erschienen, um über öffentliche Angelegenheiten zu verhandeln und sie in besondern, vom Könige bestätigten Capitularien (Gesetzen) zur Entscheidung zu bringen, wovon noch 79 vorhanden sind. Diese Reichsverordnungen oder Capitularien waren in lateinischer Sprache abgefaßt.

Den Reichstag eröffnete der König entweder in Person oder durch einen Stellvertreter (bei günstiger Witterung unter freiem Himmel, bei ungünstiger in seinem Palatium), und legte die zu beratenden Gegenstände vor. Die Reichsversammlung zerfiel in zwei Curien, eine geistliche und eine weltliche, welche je nach der Natur des Gegenstandes entweder gemeinsam oder abgesondert verhandelten. Alles, worin beide Curien sich zu einem gemeinsamen Beschlusse vereinigten, wurde dem Könige zur Bestätigung vorgelegt; das bestätigte Capitulare wurde dann von allen Anwesenden unterschrieben und nachher von den Beamten zum Vollzug gebracht. So bildete sich der Grundsatz, daß nur ein aus der Wechselwirkung der Krone und der Stände hervorgegangenes Gesetz verbindlich sei. Die Reichsversammlung fand zweimal im Jahre statt, im Frühling und im Herbst, obwohl jene die wichtigere blieb. Bei wichtigen Fragen war Kaiser Karl bei der Beratung selbst gegenwärtig; außerdem aber begrüßte er während derselben die Angetommenen und nahm die Geschenke in Empfang, welche ihm gebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit ließen aus allen Theilen des Reichs über die Zustände und Bedürfnisse der Provinzen Berichte ein, welche seine Beamten während des Jahres zu sammeln beauftragt waren; denn er wollte von allem genau unterrichtet sein. Seinen Unterthanen gute Rechtspflege zu verschaffen, war seine besondere Fürsorge. Zu diesem Zweck setzte er in jeder Provinz einen Gerichtshof ein, welcher sich dreimal im Jahre versammeln mußte, und ließ in den Städten durch seine Grafen Schöffen wählen, welche

in geringern Rechtsfällen zu urtheilen hatten. Selbst die Beamten seines Palastes waren angewiesen, Klagen anzunehmen, welche er dann oft selbst untersuchte und entschied. Weil aber von dieser Standschaft oder Vertretung die Gemeinfreien fast ganz ausgeschlossen waren, so bildete sich ein Uebergewicht der Aristokratie, das die Grundlage des Reichsstaates vollendete, der auf Jahrhunderte hinaus die alles tragende Form des europäischen Völklerlebens wurde.

81. Die Macht, mit der Karl's großer Geist über den größten Theil des alten Römerreichs im Abendlande waltete, der Ruhm, der ihm als größtem Kriegs- und Glaubenshelden überall vorangiang, und der Schutz, welchen die Kirche bei ihm fand, hatte ihm schon längst eine eigenthümliche Stellung zur Landeskirche gegeben, deren Leitung er insbesondere durch Befestigung der in den früheren Zeiten vom h. Boifacius (§. 87) eingeführten kirchlichen Ordnung ausübte, so jedoch, daß er die in sein Regierungssystem aufgenommene Hierarchie niemals zur Unterdrückung der nationalen Entwicklung mißbrauchen ließ. Diese seine kirchenherrliche Stellung sollte zu einer noch höheren Bedeutung durch ein Ereigniß gelangen, das zugleich auch die Bedeutung des römischen Stuhls erhöhte. Die kräftige Hilfe nämlich, welche auch Hadrian's Nachfolger, Papst Leo III., bei Karl gegen die rohen Mißhandlungen einer sich gegen ihn empörenden römischen Partei gefunden hatte, bewog ihn, auf den König Karl, anstatt des bloßen Patriciats, die alte weströmische Imperatorwürde zu übertragen und so das weströmische Reich, jedoch in christlicher Art und Form, zu erneuern, und dadurch alle Völker katholischen Glaubens zu Einem christlichen Körper zu vereinigen, von dem der Kaiser das weltliche, der Papst das geistliche Oberhaupt sein sollte.

Es war zu Rom am Weihnachtsfeste, als der Papst, während Karl im 800 Festgewand eines römischen Patricius in der Kirche des h. Petrus am Altar zum Gebet niederkniete, vor ihn trat und ihm eine goldene Krone auf das Haupt setzte, worauf das versammelte Volk in den Jubelruf ausbrach: Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen, friedfertigen Kaiser der Römer, Leben und Sieg! Nach dreimaliger Wiederholung dieser Worte, berührte Leo mit der einen Hand den Mund, mit der andern die Hand des Gekrönten, salbte ihn zum Kaiser und verbeugte sich gegen ihn.

Mit dieser Handlung wurde das alte weströmische Imperium, zwar nicht dem Grenzumfang, wohl aber der Ehrenbedeutung nach, auf Karl und seine Dynastie übertragen, und so das abendländische Kaiserthum in der Person eines austrasischen Franken erneuert. Denn in den Augen der Völker, selbst in den Augen der Barbaren, warf dieser, in ihrer Erinnerung ehrwürdige, Titel einen neuen Glanz auf den Inhaber desselben, und alle fühlten bald, daß dadurch im Grunde der neue römische Kaiser zum obersten Schirmherrn der Kirche und zum Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa erhoben wurde.

Die Kirche selbst aber fand von nun an in der kaiserlichen Macht gegen die sie ringsum oft hart bedrängenden römischen Adelsparteien kräftigen Schutz und konnte auch ihrerseits die Entwicklung der Ordnung unter den Völkern leichter fördern. Von jener durch Leo geschehenen Uebertragung der römischen Imperatorwürde aber leiteten die folgenden Päpste das Recht her, den jedesmaligen Kaiser durch Krönung zu bestätigen, während anderseits die Kaiser das Recht in Anspruch nahmen,

daß ohne ihre Zustimmung und Bestätigung kein Papst eingesetzt werde.

Mit der Kaiserwürde verband fortan das ganze Mittelalter den Gedanken einer von Gott verliehenen Weltherrschaft, wiewohl es keinem Kaiser glückte, sie durchzuführen. Nicht undeutlich lag in den Anordnungen Karl's auch das Bestreben, die Idee eines christlichen Staates zu verwirklichen. Daher ordnete er den weltlichen Sendgrafen auch geistliche Sendboten zu, die mit jenen den kirchlichen Zustand der Gauen zu untersuchen hatten und als die „Seele der karolingischen Verfassung“ zu betrachten sind, da sie „allem Unrecht steuern, Kirchen, Armen, Witwen und Waisen, kurz dem ganzen Volke nach Gottes Ordnung und in Gottesfurcht“ ohne Ansehen der Person Recht verschaffen und alles das, was sie nicht selbst ausführen konnten, an den Kaiser als den Quell der Ordnung bringen sollten: daher dieser um so mehr als das schirmende Haupt der Kirche erschien. Auch erwarteten alle Synoden (denen er stets bloß beratende Stimme einräumte) nur von ihm die Bestätigung der kirchlichen Beschlüsse und die Verrichtung des kirchlichen Lebens. Aus diesem Grunde ließ sich Karl auch die Beaufsichtigung der Geistlichen anlegen sein, indem er strenge Gesetze gegen die unter den Mönchen eingerissenen Unsitten (namentlich gegen Wirtshausbesuch, Jagdlust &c.) gab, und für die gründlichere Bildung derselben, sowie für Verbesserung des Gottesdienstes durch Gesang und deutsche Predigt sorgte. So ließ er deutsche Auszüge aus Predigten der Kirchenväter und Uebersetzungen von Theilen der heil. Schrift fertigen und zur Hebung des Kirchengesangs unter den Franken Orgeln aus Italien und zwei Gesanglehrer kommen, durch welche er zu Mek und Soissons Singschulen für den Kirchengesang errichtete. Ernsthafte Sorgfalt verwandte er auf das religiöse Leben der Gemeinden, wobei er vorzüglich auf die Ausrottung heidnischer Vorurtheile und abergläubischer Gebräuche sein Augenmerk richtete.

82. Gleich groß war Karl's Sorge für nationale Bildung durch Pflege der Wissenschaften und deren Begründung in Schulen. Er umgab sich mit den tüchtigsten Gelehrten des In- und Auslandes, von welchen er sich selbst vielseitig belehren und berathen, und durch welche er wesentliche Verbesserungen in Kirchen und Schulen vornehmen ließ. Unter diesen Männern ragte der Angelsachse Alcuin (geb. um 735 zu York), Abt von Tours, als sein vertrauester Freund und Berather hervor. Das Meiste von dem, was Karl für die Ausbildung der Wissenschaft und für Verbesserung des geistlichen Standes that, hatte in Alcuin's weitschauendem Geiste und edlem Herzen seinen Ursprung. Durch ihn besonders ließ Karl die vorhandenen Schulen verbessern und neue anlegen, um auch auf diesem Wege die gesunkene Zucht des Volkes zu heben und nützliche Kenntnisse zu verbreiten. (§. 90.)

In Westfranken standen unter Alcuin's Leitung die Schulen von Paris, Soissons, Tours, Lyon und Orleans; im südlichen Deutschland waren es die Schulen von St. Gallen, Reichenau und Hirsau, im nördlichen Deutschland die Schulen von Trier, Paderborn, Osnabrück, Corbie (Neucorvey an der Weser) und Fulda, welche auf lange hinaus eine weit verbreitete, wohlthätige Wirksamkeit äußerten. Selbst an seinem Hofe legte er für die Söhne seiner Ministerialen (Beamten und Hofdiener) eine Schule an, die schola palatina, in der auch eine Anzahl Mönche zu Lehrern gebildet wurde. In dem Gelehrtenverein, den Karl an seinem Hofe stiftete, zeichneten sich noch aus: sein gelehrter, staatsmännisch gebildeter, in Gesandtschaftsdiensten erfahrener Schwiegersohn Angilbert; sein talentvoller Geheimschreiber (Erzlapellan) und kunstgeschickter Aufseher der königlichen Bauten Einhard, welcher Karl's Leben beschrieb; der sprachgelehrte Peter von Pisa und der lombardische Geschichtschreiber Paul Diaconus (eigentlich P. Warnefried), von dem sich Karl in der griechischen Sprache unterrichten ließ. Karl selbst lernte auch fertig Latein sprechen und las fleißig in den Schriften der Kirchenväter. Eine große Sorgfalt verwandte er ferner auf die Ausbildung der deutschen Sprache: er selbst gab den Kindern und Monachen deutsche Namen, ließ eine Grammatik anlegen und eine Samml-

lung alter Helden- und Sagenlieder veranstalten, die aber verloren gegangen ist. Ueberhaupt lag ihm die Erhaltung deutscher Art und Sitte sehr am Herzen.

Ueber dieser tiefgehenden Sorge für das Wohl des Staates und der Kirche versäumte Karl nicht, auch für die äußere Wohlfahrt seiner Völker zu sorgen. So erleichterte und belebte er den Handelsverkehr durch Einführung gleichen Maßes und Gewichts, durch Gründung von Handelsplätzen, Erbauung von Brücken und Rändern; den Ackerbau und die Landwirtschaft hob er durch Einrichtung von Musterwirtschaften auf den Meiereien seiner 128 Königshöfe oder Pfalzen, welche mit den Lehngütern den 15. Theil des Landes umfaßten, und aus welchen er seine Einkünfte bezog; die Kunst endlich förderte er durch Aufführung von Kirchen, Palästen und Landhäusern. Auch in Aachen, seinem gewöhnlichen Regierungssitze, ließ er einen schönen Palast und eine Hauptkirche bauen; desgleichen einen Palast zu Angelsheim und einen zu Rymwegen; ferner einen Leuchthurm zu Boulogne, eine hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, eine Badeanstalt in Aachen mit einem Wasserbehälter, in welchem über 100 Personen (er mit seinen Söhnen, Freunden und andern Großen) herumschwimmen konnten.

In allen diesen Beziehungen bewies sich Karl als ein weiser und mächtiger Geist, der auf seine Zeit einen umgestaltenden Einfluß übte, so daß er als Mensch und Christ, als Feldherr und Regent hoch über seiner Zeit stand. Und wie ihn bei seinem Leben alle ausländischen Fürsten ehrten und scheuten, namentlich der byzantinische Kaiser ihn fürchtete, der angelsächsische König Egbert seine Hilfe suchte, und selbst entfernte Fürsten von Spanien, von Fes, der Großkan der Hunnen, besonders aber mehrmals der große Chalif von Bagdad, Harun-al-Raschid, durch Gesandte und Geschenke ihn ehrten, so erfrischten und hoben sich noch spätere Zeiten und Herrscher in bewundernder Erinnerung an seine Größe.

Die Verbindung mit den Chalifen unterhielt Karl besonders deshalb, um dadurch seinen Unterthanen zu ihrem Handel nach dem Morgenlande Schutz und Vorschub zu verschaffen. Unter den Geschenken, die der Chalife dem Könige sandte, befand sich ein Elefant von außergewöhnlicher Größe mit Namen Abulabaz (der Verwüster) und eine künstliche Uhr, welche die Stunden dadurch anzeigte, daß auf ein metallenes Beden so viele goldene Kugeln herabfielen, als es Stunden waren; zu gleicher Zeit traten oben an dem Werke aus Fensteröffnungen so viele Reiterfiguren heraus, als die Zeit Stunden angab. König Karl schenkte dem Chalifen dagegen große Jagdhunde, die zum Fang auf wilde Thiere abgerichtet waren, und kostbare friesische Mäntel von den feinsten Fellen.

83. Karl der Große hat zwar den Gedanken der Einheit aller deutschen Völker zu Einem Reiche und Einem Glauben durch Förderung des Christenthums und der Wissenschaft verfolgt; aber der Gedanke einer Universalmonarchie lag ihm ferne, was daraus zu erkennen ist, daß er den von ihm beherrschten Völkern ihre besondern Geseze und Gewohnheiten, so weit sie sich mit einer christlichen Staatsverfassung vertrugen, beließ und acht Jahre vor seinem Tode den Entschluß faßte, sein Reich unter seine drei Söhne zu theilen, mit der Bedingung, daß sie sich gegenseitig unterstützen und unter der obersten Leitung dessen, dem er die Kaiserkrone zubachte, ihre Völker in Eintracht regieren sollten. Allein seine beiden tüchtigsten Söhne, Karl und Pippin, starben in den Jahren 810 und 811 nach einander, und nur Ludwig, bisher König von Aquitanien, der an Geisteskraft schwächere, blieb am Leben. Als daher Karl sein Ende herannahen fühlte, machte er seinen

Enkel Bernhard, Pippin's Sohn, zum König von Italien; die Regierung über die übrigen Länder seines Reichs übertrug er seinem Sohne Ludwig, den er nach einer feierlichen Ermahnung über seine Pflichten in der Liebfrauenkirche zu Aachen mit eigenen Händen die Krone vom Altar nehmen und sich selbst auf's Haupt setzen hieß. Noch setzte der alte Kaiser seine gewohnte Regierungsthätigkeit fort, aber schon nach sechs Monaten erkrankte er an einem Fieberanfall, und am Morgen des achten Tages darauf, den 28. Jan. 814, starb Karl der Große nach empfangenem Abendmahl, indem er beim Nahen des Todes mit gekalteten Händen und leiser Stimme die Worte sang: Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!

Schon in den vier letzten Jahren vor seinem Tode ward er oft von Fiebern befallen. Bei dem letzten Anfall (d. 20. Jan.) suchte er sich durch Fasten zu helfen, allein seine Kräfte waren schon zu sehr geschwächt. Er war bei seinem Tode 72 Jahre alt. Sein einbalsamirter Leichnam wurde im kaiserlichen Ornat und in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle sitzend in der Gruft der obengenannten, von ihm erbauten Liebfrauen-Kirche zu Aachen beigesetzt. Auf die Kniee legte man ihm ein goldenes Evangelienbuch, auf das Haupt ein Stück des h. Kreuzes, um die Hüfte eine goldene Pilgertasche; zu seinen Füßen stellte man das goldene Scepter und den goldenen Schild, den Papst Leo geweiht hatte. Darauf wurde die Gruft mit Spezereien gefüllt, ihr Eingang zugemauert und versiegelt. Auf den über dem Eingang befindlichen Schwißbogen wurde sein Bild mit der Inschrift gesetzt: „In dieser Gruft ruhet der Leib Karls, des großen, rechtgläubigen Kaisers, der das Frankenreich ruhmvoll erweitert und 47 Jahre lang regiert hat.“ Die Gruft blieb geschlossen, bis im Jahre 1001 Kaiser Otto III. sie öffnen ließ, um sich an dem Anblick des großen Todten zu begeistern. Sie wurde dann wieder geschlossen und blieb es bis 1165, in welchem Jahre Friedrich Barbarossa die zusammengefallenen Gebeine in einen Sarg sammeln und in eine prächtigere Grabstätte legen ließ. Karl wurde von Papst Paschalis III. unter die Heiligen versetzt.

84. Die hochgestiegene Macht des Frankenreichs hatte ihren Halt und Bestand in der genialen Persönlichkeit Karls des Großen gehabt. Er war das Band der Einheit. Von seinem umfassenden Geiste, von seiner durchgreifenden Willenskraft gieng die Leitung des Ganzen aus. Als diese Centralkraft mit seinem Tode wegfiel und keine gleiche an ihre Stelle trat, mußte sich allmählich die feste einheitliche Geschlossenheit der Theile lockern. Unter Karl's Sohn begann die Lösung der Theile, und die Würde des Kaisertums beschränkte sich allmählich auf Deutschland.

814-40 Obgleich Ludwig der Fromme, der gleich nach seines Vaters Tode (814), 36 Jahre alt, die Regierung antrat, nicht ohne Bildung, gelehrte Kenntnisse und Übung im Krieg war, so besaß er doch nicht die Geisteskraft, das weite Reich seines Vaters zusammenzuhalten. Weich und nachgiebig von Gemüth (le débonnaire nennen ihn die franz. Geschichtschreiber), ohne Selbstbeherrschung und Berücksichtigung des Gemeinwohls, gab er sich zu viel dem lenkenden Einfluß anderer, vorzüglich der Geistlichen hin, überließ seinen Räten die Regierung und beschästigte sich lieber mit geistlichen Übungen. Daher gelang es ihm nie, seine Großen in Schranken zu halten. Die unbeschränkte Freigebigkeit, mit der er sie zufrieden zu stellen suchte, die schwache Gutmüthigkeit, womit er die Befreiung vom Heerbann und die Erbllichkeit der Lehnsgüter gewährte, und die Nachlässigkeit, mit welcher er die Anstalten zur Vertheidigung der Reichsgrenzen versallen ließ, endlich die Willkür, mit der er oft seine persönlichen Wünsche durchzusetzen und seine Gegner als Feinde Gottes zu vernichten strebte, brachten viele Störungen in dem von seinem Vater auf-

gestellten Regierungssystem hervor. Diese Schwächen benützte besonders der Klerus und wußte einen großen Theil der Regierungsgewalt und Kronrechte an sich zu bringen. Auch der Papst Stephan IV. brachte den Kaiser leicht dahin, seine eigenhändige Krönung als ungiltig zu betrachten und sich von ihm zu Rheims noch einmal krönen und salben zu lassen.

Unzufrieden mit dieser Hingebung an die Geistlichkeit, drängten die weltlichen Großen, die sich dadurch in ihrer Stellung gefährdet sahen, den Kaiser schon im vierten Jahre seiner Regierung zu einer vorzeitigen Theilung des Reichs unter seine drei Söhne Lothar, Pippin und Ludwig. Diese Theilung ließen jedoch die geistlichen Großen nur unter der Bedingung zu, daß die Einheit des Reiches aufrecht bleibe und die Einheit der Kirche nicht gefährdet werde.

Dieser Anordnung gemäß sollte der jüngste Sohn, Ludwig, Bayern und die südlich und östlich daran grenzenden Länder Deutschlands, Pippin Alemannien, Aquitanien und die übrigen Länder im Süden der Loire und im Westen der Rhone, Lothar das übrige Frankreich und die Kaiserwürde samt der Mitregentschaft, sowie die Oberherrschaft über seine Brüder und über des Kaisers Reffen, den König Bernhard von Italien, erhalten.

Als König Bernhard von Italien sich dieser Anordnung, durch die er sich in seiner Stellung bedroht sah, widersetzte, stellte ihn Kaiser Ludwig vor das Gericht seiner Großen, die ihn zum Tode verurtheilten, worauf der Kaiser ihm zwar das Leben schenkte, aber ihn blinden ließ, worauf der Unglückliche nach wenigen Tagen starb. Dies brachte den Kaiser zur Reue, in der er sogar dem Thron entsagen und sich in ein Kloster zurückziehen wollte. Seine Freunde aber hielten ihn davon ab und vermochten ihn zu einer zweiten Ehe mit Jutta (Judith), der schönen, aber ehrgeizigen Tochter des Grafen Welf von Bayern, die ihn fortan gänzlich beherrschte. Als sie ihm einen Sohn gebar, den nachmals sogenannten Karl den Kahlen, mußte der Kaiser zu Gunsten desselben die Reichstheilung ändern und Karl Alemannien, Aitien und einen Theil von Burgund übertragen. Dadurch gerieth Ludwig mit seinen Söhnen erster Ehe in Zwist: Pippin zog mit einem Heere nach Orleans und nöthigte die Kaiserin, sich nach Poitiers in ein Kloster zu flüchten. Lothar hielt sogar seinen Vater eine Zeit lang wie einen Gefangenen und suchte ihn zum Rücktritt in ein Kloster zu bewegen, wozu der Kaiser nur scheinbar sich geneigt zeigte. Erst als der ostfränkische und sächsische Adel auf des alten Kaisers Seite trat und sein Sohn Ludwig von Bayern das Verfahren Lothar's mißbilligte, kam eine Sühne zu Stande, wonach Lothar auf Italien beschränkt und der Mitregentschaft verlustig erklärt wurde.

85. Nicht lange nachher brach der Streit zwischen Vater und Söhnen aufs neue aus, und als der alte Kaiser seinem Sohne Pippin Aquitanien nahm und es seinem Lieblingssohne Karl zutheilte, erhoben die drei älteren Söhne die Waffen gegen ihren Vater, und zwar im Einverständniß mit den geistlichen Großen des Reichs, welche durch diese Theilung der fränkischen Macht die Einheit der Kirche für gefährdet hielten und darum schon lange die gegen ihren Vater und Oberherrn sich empörenden Söhne unterstützt hatten. Sie riefen den Papst Gregor IV. unter dem Vorwande herbei, er allein könne die Söhne mit dem Vater ausöhnen. Dieser kam zuerst in's Lager der Söhne und begab sich nach einiger Zeit in das gegenüberstehende Lager des Vaters, fand denselben zum Frieden geneigt und verließ ihn nach

einigen Tagen mit dem Auftrag, auch die Söhne zur Versöhnung zu bewegen. Inzwischen aber hatten die Söhne durch geheime Versprechungen und der Papst durch seine beredten Vorstellungen die Anhänger des alten Kaisers zum Abfall von demselben zu bestimmen gewußt, so daß der durch Verrath ver-
 833 lassene Vater auf dem Lügenfelde bei Colmar sich seinen Söhnen ergeben, auf einer Reichsversammlung die frühere Reichstheilung bestätigen, ja sich auf Betrieb Lothars zur Kirchenbuße und Thronentsagung verpflichten und sich von Lothar verhaften lassen mußte.

Seine Freunde verließen nämlich in einer Nacht das Lager des Kaisers und gingen zu seinen Söhnen über, so daß von diesem Verrath das Feld bei Colmar in Oberelsaß, wo damals sich die Heere gegenüber standen, für alle Zeit den Namen Lügenfeld erhielt. Als der Kaiser am folgenden Morgen sich betrogen sah, rieth er selbst den wenigen, die ihm noch treu geblieben waren, gleichfalls überzugehen; denn um feinetwillen solle keiner Leib und Leben verlieren. Hierauf ließ er seine Söhne um einen stillen Zufluchtsort für sich, seine Gemahlin und seinen Sohn Karl bitten.

Mit ansehnenden Ehrenbezeugungen empfingen die herannahenden Söhne den greisen Vater, der sie zärtlich küßte, nahmen aber sogleich dem Heere desselben den Huldigungs-eid ab. Darauf ließ Lothar auf der Reichsversammlung zu Compiègne (zu der sich übrigens Pippin und Ludwig nicht einfanden) die frühere Reichstheilung bestätigen und brachte den Vater in das Kloster St. Medardus zu Soissons, die Stiefmutter in ein italienisches Kloster und den Stiefbruder in das Kloster Prüm in den Ardennen. Lothar gieng so weit, daß er seinen Vater, den er nicht zum Eintritt in den Mönchsstand bringen konnte, wenigstens dahin brachte, sich der Kirchenbuße zu unterwerfen, indem der alte Vater in Gegenwart des Sohnes vor versammeltem Klerus und Volk, auf einem Sack vor dem Altar knieend, ein Sündenbekenntniß (worin er sich des Meineids, Mords, Kirchenraubs, der Gotteslästerung beschuldigen mußte) ablas und dann sein Fürstentum mit dem härenen Büßergewand verkaufte. Darauf nahm ihn Lothar mit nach Aachen und hielt ihn dort in strenger Haft.

Dieses lieblose Verfahren empörte alle Welt, insbesondere die Deutschen, die aus ihrem frühern Stammesleben eine andere Anschauung von der Rechtmäßigkeit des angeborenen Fürsten bewahrt hatten. Daher trat der jüngere, Ludwig, mit seinen Deutschen dem Uebermuthe Lothar's entgegen, befreite in Verbindung mit Pippin den Vater und führte ihn auf den Thron zurück. Lothar widerstand zwar noch, mußte sich aber unterwerfen und, fußfällig um Verzeihung bittend, versprechen, Italien nicht mehr zu verlassen. Unbelehrt durch das Unglück, ließ der alte schwache Kaiser durch seine ränkevolle Gemahlin Jutta sich zu einer abermaligen Theilung bewegen, wonach Ludwig nichts als Bayern behalten, die Söhne des 838 gestorbenen Pippin ganz übergeben werden, Lothar und Karl in das Uebrige sich theilen sollten. Durch diese offenbare Zurücksetzung gekränkt, zog Ludwig, der Sohn, unterstützt von den Sachsen und Thüringern, aus, um die ihm abgesprochenen Länder wieder einzunehmen. Als aber der alte, bereits sich krank fühlende Vater ihm an der Spitze eines Heeres entgegenrückte, wich Ludwig, aus Scheu vor einem Kampf mit dem Vater, wieder nach Bayern zurück. Eben hatte das kaiserliche Heer auf der Rückkehr den Rhein erreicht, als Ludwig der Fromme krank wurde und auf einer Rheininsel bei Angulheim den 20. Juni 840 in einem Zelte, das man in der Eile aufgeschlagen hatte, im 64. Jahr seines Lebens und im 27. seiner Regierung starb.

86. Trotzend auf die Unterstützung der Geißlichkeit, suchte Lothar nicht nur sich in der Kaisergewalt zu behaupten, sondern auch, seinem Schwure zuwider, den Brüdern ihre Reichstheile zu schmälern, ja das ganze Reich an

sich zu reißen. Daher schloßen Ludwig und Karl ein Schutz- und Trutzbündniß, vereinigten ihre Heere bei Toul, drängten Lothar über die Loire und errangen über ihn 841 bei Fontanetum, dem heutigen Fontenaille im Burgundischen, einen Sieg.

Da sie aber versäumten, denselben zu benutzen, entkam Lothar nach Aachen und machte, noch nicht gedemüthigt, neue Versuche, durch eine Verbindung mit den Sachsen und einem Theile der Aquitanier die Oberhand zu bekommen. Da vereinigten sich die beiden Brüder abermals durch einen gegenseitigen Eidschwur, welchen beide Heere, ein jedes in seiner Mundart (s. u.) nachschwuren. Bei ihrer Annäherung ergriff Lothar die Flucht und sah sich endlich nach erneuerten Unterhandlungen gezwungen in Gegenwart sämtlicher Großen des Reichs mit seinen beiden Brüdern im August des Jahres 843 den Theilungsvertrag von Verdun einzugehen. Diesem gemäß erhielt Lothar die Kaiserwürde und die Herrschaft über das fränkische Italien (d. i. Oberitalien mit Inbegriff von Luccien, dem ehemaligen Exarchat, der Pentapolis und dem Gebiet von Rom und Spoleto), ferner den langen Länderstrich von der Nordsee an aufwärts zwischen der Schelde, der Maas und dem Rhein, und von der Saonemündung an abwärts am rechten Rhoneufer bis zum Mittelmeere. Der nördliche Theil dieser Länderstrecke, genannt Lotharingen (Lothringen), war von Deutschen, der südliche von Romanen bewohnt.

Karl der Kahle bekam die Herrschaft über Westfranken (*Francia occidentalis*, auch Karolingen, späterhin Frankreich genannt), mit den Landschaften Neustrien, Burgund, Languedoc, Aquitanien, Gasconne nebst der spanischen Mark und einem Theile von Friesland.

Ludwig der Deutsche erhielt die Herrschaft über Ostfranken (*Francia orientalis* s. *teutonica*), d. i. über alle deutschfränkischen Länder bis an den Rhein nebst Speyer, Worms und Mainz am linken Rheinufer (*propter rini copiam*). Sein Antheil enthielt also den Kern der germanischen Stämme.

Diese Theilung war der erste entscheidende Schritt zur Scheidung der beiden sich entgegengesetzten Stammnaturen, der west- und der ostfränkischen, oder der wälschen und deutschen, einer Scheidung, welche 45 Jahre später (nach Abgang des directen deutsch-karolingischen Mannstamms) in die völlige Aussonderung Deutschlands aus dem Frankenreiche übergieng und es jenem möglich machte, als unabhängiges Reich zu seinem Heil und Ruhm seinen eigenen Entwicklungsgang zu gehen.

Als älteste Zeugnisse der zwischen Westfranken (Neustrien) und Ostfranken (Austrasien) auch sprachlich bereits eingetretenen Scheidung und zugleich als merkwürdige Sprachdenkmale altromanischer und altdeutscher Zunge mögen hier die Eidswüre einen Platz finden, welche im Vertrag zu Straßburg (842) Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche einander schwuren. Karl der Kahle leistete den Eid in altdeutscher Sprache, weil die ostfränkische Ritterschaft Ludwigs bereits das (Alt-) Französische oder Romanische nicht mehr verstand, während Ludwig der Deutsche, um der westfränkischen Ritterschaft verständlich zu werden, sich der französischen Sprache bediente.

Karl der Kahle schwur:

In godes minna ind in des christiānes folhes ind unser bēdherō gehaltneissi, fon desemo dage framordes, so fram so mir got gewiczi indi maht furgibit, so hal-diū tēsan minan broodher scal, in thiū thaz er nūg so sama duo, indi mit Lūdheren in nohheiniu thing ne gegangan the minan willon, imo ce scaden werdhēn.

(D. h. In Gottes Liebe und in des Christlichen Volkes und unser beider Wohlfahrt, von diesem Tage vorwärts, so weit als mir Gott Weisheit und Macht gibt, so helfe ich diesem meinem Bruder, so wie man mit Recht seinem Bruder soll, in dem daß er mir so gleich thue, und mit Luther (Luther) werde ich keinen Vergleich eingehen, der nach meinem Willen diesem meinem Bruder Karl zum Schaden gereiche).

Ludwig der Deutsche schwur denselben Eid im damaligen Romanischen (Alt-Französischen): Pro deo amur et pro christian populo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Carlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o qued il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Kap. 17. Innere Zustände Deutschlands im karolingischen Zeitalter.

87. Das Christenthum hatte sich allmählich in allen deutschen Stämmen ausgebreitet und angefangen, seinen bildenden Einfluß auf Sitte und Charakter derselben zu üben. Natürlich faßte das Evangelium nur bei dem kleineren Theile tiefe Wurzeln; die Meisten nahmen das Christenthum bloß äußerlich auf, vollends, wenn es ihnen, wie den Sachsen, durch das Schwert gebracht wurde. Innerlich wurde es durch Kirchen, Klöster und Klosterschulen gefördert. Besonders waren in der Finsterniß damaliger Zeiten die Klöster die hauptsächlichsten Träger des Lichts in Gessittung und Bildung: sie leuchteten die Wälder, trockneten die Sümpfe, machten das Land urbar; sie gewährten den Unwissenden Unterricht, den Verfolgten Schutz, den Armen und Kranken Unterhalt und Pflege, und überlieferten die Reste des wissenschaftlichen Alterthums.

Von Irland herüber, wo, wie in England, die Kirche von einem frischeren Geiste des Christenthums erfüllt war als im Frankenreich, waren schon seit dem Jahre 590 n. Chr. verschiedene Christliche Sendboten nach Deutschland gekommen, um daselbst den Samen des Evangeliums auszustreuen. So hatte Columban mit zwölf Gehilfen von 590—615 in den Vogesen, in der Schweiz (bei Zürich und Regenz) und in den penninischen Alpen gewirkt, und sein Gefährte Gallus (590—640) in der Schweiz das Kloster St. Gallen gestiftet, das nachher durch Bildung der Jugend und durch Bildung von Lehrern für die bessere Gessittung Süddeutschlands so wichtig wurde; Rikta hatte zwischen 650 und 689 in der Gegend von Würzburg, Emmeram von 651 bis 654 in Bayern das Evangelium verkündigt.

Gegen das Ende des 7. Jahrhunderts brachte es der Angelsächse Willibrord mit elf Gehilfen (darunter Adalbert und Winfried) aus England herüber zu den Friesen, nach Dänemark und nach dem nordwestlichen Deutschland, während sein Gehilfe Suibbert als Bischof in Westfalen wirkte.

Zu Anfang des 8. Jahrhunderts drang der eben genannte Angelsächse Winfried (geb. zu Myrton in Wexser 680 oder 683), dem nachher Gregor II. den Namen Bonifatius beilegte, mit der Predigt vom Kreuz in die Wälder des innern Deutschlands und vertrieb (von einer Anzahl glaubensfester Männer und Frauen unterstützt), unter steter Gefahr für sein eigenes Leben, namentlich bei den Hessen (durch Fällung der Eiche zu Geismar), die Finsterniß des heidnischen Aberglaubens. In Thüringen jedoch, so wie in Bayern und Franken, hatte er nicht die Aufgabe der ersten Verkündigung des Evangeliums, sondern nur die der Neubelebung vorhandener Reste und besonders der Einrichtung kirchlicher Formen, welche gegen einen weiten Verfall Schutz gewähren konnten. Vom Papst Gregor II. zum Erzbischof von Germanien ernannt, errichtete er Bisthümer und Lehrschulen, wie z. B. für Bayern die Bisthümer Regensburg, Freising, Salzburg, Passau; für Thüringen und Franken: Erfurt, Würzburg, Eichstädt und die Lehrschule Ohrdruf; für Hessen das Kloster zu Würzburg (bei Fricklar) und das berühmte Kloster Fulda, diese wichtige Pflanzstätte eines christlich sittlichen Geistes in Deutschland, über die er seinen Lieblingsschüler Sturm, einen Bayern, zum Abt setzte. — Desgleichen gab er mit Karlmann's Unterstützung den alemannischen Bisthümern Worms, Speyer, Mainz, Straßburg, Chur, Augsburg, eine geordnetere Einrichtung und verband mit dem Erzbisthum Mainz, das ihm Karlmann verließ, eine beaufsichtigende Stellung, die sich nachher über viele andere Bisthümer erstreckte, so daß Mainz in der

folge als das erste Bisthum Germaniens galt, das mehr als einmal Deutschlands Selbständigkeit rettete. Mit Bonifacius und seinem obengenannten Schüler Sturm beginnt die deutsche Kirche. — Am späten Abend seines Lebens, da er als Erzbischof von Mainz seine Tage in Ruhe hätte beschließen können, trieb die christliche Liebe den mehr als 70jährigen Greis wieder zum eigentlichen Missionswerk. Er legte sein Erzbisthum in die Hände seines Schülers Lullus nieder und widmete sich wieder der Bekehrung der Friesen, unter denen er in seinen jüngeren Jahren mit Willibrord gearbeitet hatte. Als er einst eine Anzahl derselben zur Taufe bestellte hatte, wurde er von einem wilden Haufen heidnischer Friesen, welche Schätze bei ihm vermuteten, in der Gegend von Doccum in Westfriesland überfallen: seine geistlichen Begleiter wollten ihn verteidigen, er verbot ihnen aber das Schwert zu ziehen, und starb mit ihnen den Märtyrertod (755), indem er sich mit dem über sein Haupt gehaltenen Evangelienbuche ihren Streichen darbot.

Bonifacius hat in der Geschichte den Namen „Apostel der Deutschen“, nicht als hätte Deutschland zuerst durch ihn allein das Evangelium bekommen, das, wie oben erwähnt, schon vor ihm da und dort verkündet worden war, sondern weil er eine so umfassende und unermüdlige Thätigkeit für kirchliche Einrichtungen bewiesen hat. An dem Ehrennamen „Apostel“ darf man sich nicht stoßen: denn ihn und diejenigen Männer, denen sonst noch das Mittelalter den Namen „Apostel“ beilegt, dadurch in ihrem innersten christlichen Wesen den Jüngern Jesu gleichzustellen, wird keinem Verständigen beikommen; sondern man wollte mit dieser Benennung, die man denen gab, welche in einem heidnischen Lande das Christenthum zu verbreiten suchten, nur die missionirende Thätigkeit solcher Männer bezeichnen. Er hat allen Kirchen, die er in Deutschland theils gründete, theils ordnete, die Einrichtung der angelsächsischen Kirche gegeben, welche durch Gregors des Großen Geist eine treue Tochter der altrömischen Kirche war; ebenso hat er die Kirchen im übrigen Frankenreich durch verbesserte Zucht aus ihrem argen Verfall gehoben. Dabei hat er allerdings (einer Verpflichtung gemäß, die er bei seinem dreimaligen Besuche in Rom übernahm) alle Bisthümer des fränkischen Reiches, die von ihm entweder gestiftet oder in Ordnung gebracht worden waren, in die engste Verbindung mit dem römischen Stuhle gebracht (der übrigens damals noch nicht Inhaber der Gesamtgewalt der Kirche war).

Dadurch wurde verhütet, daß in jenen rauhen kriegerischen Zeiten die Kirche des Abendlandes sich in eine Menge unverbundener und darum ohnmächtiger, allen heidnischen Einflüssen ausgelehter, allmählich vom christlichen Glaubensgrunde völlig abweichender kleiner Gemeinden und Secten auflöste. Ohne jene Verbindung hätte sich späterhin Deutschland nicht kirchlich und politisch von Frankreich ausscheiden, folglich keine selbständige Einheit gewinnen können. — Hätte Bonifacius, wie manche Reuere ihm zumuthen, den Gedanken fassen können, eine eigene, von Rom unabhängige „deutsche Bibel“, nicht Papstkirche“ zu stiften, so lagen dazu in dem damaligen Deutschland, ungeachtet der schon vor dem Auftreten des Bonifacius gestifteten Klöster und Bisthümer, nicht ausreichend kräftige Elemente und Materialien vor, um sich der geistigen Macht, welche Rom bereits über die Gemüther der Bewohner des fränkischen Reiches hatte, zu entziehen und einen eigenen, mit der nöthigen geistlichen Autorität ausgerüsteten Mittel- und Anziehungspunkt abgeben zu können. Belam er doch selbst für seine Person nur durch Rom die Autorität, welche sein Wirken überhaupt bedingte.

Durch den Krieg gegen die Sachsen fand das Christenthum wieder ein weiteres Feld: denn Carl's Heere waren überallhin von Missionären begleitet, und die von ihm in den sächsischen Gauen gestifteten acht Bisthümer (Osnabrück, Minden, Bremen, Paderborn, Münster, Verden, Hildesheim und Halberstadt) waren eben so viele Hauptbefestigungspunkte der christlichen Lehre in diesem Volke, das freilich nur schwer und langsam seine heidnischen Sitten und Gebräuche aufgab. Dabei wurde die durch Bonifacius bei den Franken eingeführte hierarchische Ordnung von Carl dem Großen befestigt und einerseits durch die Einführung von Metropolen, anderseits durch die Annahme des canonischen Rechts und der dionysischen Decretalen (Gesetze und Beschlässe der römischen Bischöfe) die Einfügung der fränkischen Kirche in die allgemeine abendländische vollendet.

88. Die Kirche und der Staat. Als der römische Stuhl nach seiner Trennung von Constantinopel (unter Gregor II., der 726 von dem widerstrebenden griechischen Kaiser Leo abfiel) noch der weltlichen Macht zu seiner Sicherstellung bedurfte, lehnte er

sich (wie unter Karl Martell, Pippin und Karl dem Großen), Schutz und Schirm suchend, an dieselbe an, und die weltliche Macht gewährte ihm nicht nur Schutz, sondern auch Erweiterung seiner Gerechtsame, weil auch sie ihrerseits von ihm innere Sicherheit und Festigkeit erhielt. Und so stellte sich für die beiden höchsten Häupter der Christenheit die hohe Aufgabe, mit den einem jeden von Gott in die Hand gegebenen Mitteln die christlichen Völker, unbeschadet ihrer eigenthümlichen nationalen Entwicklung, zu einem durch die heiligen Bande des Glaubens und des Rechts in Frieden verschlungenen freien Vereine zu erheben.

Bei dieser Bestimmung war jedem Theile schon durch seine innere Bedeutung und Stellung der Kreis angewiesen, innerhalb dessen er sich selbständig bewegen konnte. Wo aber die Linie, welche diese Selbständigkeit begrenzte, verkannt wurde, da trat an die Stelle der Einigkeit der beiden höchsten Gewalten ein entzweiender Gegensatz, der, je größer die Beeinträchtigung war, ein desto störenderes Uebergewicht auf der andern Seite hervorrief.

Das Verhältniß, in welchem beide sich ergänzenden Gewalten zur Zeit Kaiser Karl's standen, fieng, als diese große Persönlichkeit nicht mehr war, im Laufe der Zeit an, sich zu ändern. Dadurch daß der päpstliche Stuhl die Absetzung Ludwig's des Frommen durch seine Söhne so eifrig betrieb, erkannt wurde, daß die erste Störung. Nur Ludwig's des Deutschen fester Widerstand gegen diesen Uebergriß der geistlichen Macht hielt für's erste die Selbständigkeit der weltlichen Herrschaft aufrecht.

89. Bürgerliche Verfassung. Unter dem Heer- und Gerichtsbanne des fränkischen Königs standen 1) die Lehnleute desselben, 2) die besiegten römischen Provinzialen, 3) die unterworfenen deutschen Stämme. — Zum Heerbanne war jeder Freie, welcher vier Mansi (d. h. Mannwerthe oder Hufen) Feldes besaß, verpflichtet und hatte dabei für Bewaffnung und für Mundvorrath auf drei Monate zu sorgen; Mindervermögende mußten in Gemeinschaft einen Mann ausrüsten. Da der häufige Ruf zum Heerbanne für die Gemeinfreien sehr lästig wurde, so traten viele derselben ihr Freigut an einen der größeren Vasallen ab, um es von ihm als Lehen zurückzunehmen und jeden unverschuldeten Schaden am Gute vergütet zu erhalten. Auf diese Weise nahm (vorzüglich in Südfrankreich und Italien) die Zahl der Gemeinfreien sehr ab.

Es befanden sich auch noch hier und da freie Gemeinden unter königlicher Herrschaft, und über dieselben stand anfangs dem fränkischen Könige nur ein sehr beschränktes Recht zu, indem er sie nicht besteuern, sie nicht willkürlich zum Kriegsdienste aufbieten und keine Strafgewalt über sie üben konnte. Sie gaben nur Ehrengelder und freiwilligen Zug bei allgemeinen Vertheidigungskriegen. Pippin von Heristal und Karl Martell unterwarfen aber auch diese freien Gemeinden einem strengern Heer- und Gerichtsbanne, so daß Pippin der Kleine zu den Märzfeldern nach Belieben jeden Theil des Volkes aufbieten konnte.

Märzfeld oder Märzlager, Campus Martius (oder wie es seit Pippin d. Kl. hieß, Maifeld oder Mailager, Campus Madius), nannte man die Heermusterung oder Waffenschau, die jährlich im Frühlinge der König über seine ritterlichen Dienstknechte, über die kriegspflichtigen römischen Provinzialen und deutschen Stämme, und über die freien Gemeinden aus allen Landestheilen hielt, worauf dann gewöhnlich ein Feldzug erfolgte.

Da der König nur hier, bei den März- oder Maifeldern, zugleich alle weltlichen Großen beisammen hatte, so entstand, falls er auch noch die Geistlichkeit dazu entbot, oft eine Reichsversammlung sämtlicher Großen daraus; sie war aber nicht nothwendig damit verbunden, und ihre Beschlüsse waren etwas von der Heerschau Verschiedenes.

Durch Karl den Großen erhielt die ganze Verfassung des Reiches wesentliche Verbesserungen, die er in seinen sogenannten Kapitularien festsetzte, von denen oben (§. 80) die Rede war. Unter den Ministerialen (d. h. Hof- und Reichsbeamten), die sich unter ihm zu einem eigenen Stand erhoben, vertrat der Erzkapellän in geistlichen, der Pfalzgraf in weltlichen Sachen den König. Die Kirchenversammlungen wurden von den Maifeldern und den Reichstagen getrennt; doch verschaffte sich die höhere Geistlichkeit bereits auf den Reichstagen großen Einfluß.

Ueberhaupt trat mit der weiteren Ausbildung des Lehenwesens der Unterschied

der Stände scharfer hervor: die großen Vasallen, die Freiherren, die niedern Vasallen, die freien Bauern, die Geistlichen, die Bürger in den Städten bildeten allmählich eben so viele gesonderte Stände mit eigenthümlichem Leben, so daß später die Volksvertretung nicht mehr aus den Einzelnen bestand, sondern eine Volksvertretung nach Ständen sich ausbildete.

90. Die Bildung schritt langsam vorwärts; doch erhielt sich dabei manches Gute und Naturgemäße.

Die Waffenkunst stand oben an; der Freie achtete bloß die Ausbildung des tapfern Arms zu Kampf und Krieg. — Ackerbau und Viehzucht, früher bloß den Knechten überlassen, hoben sich durch Karl's des Großen Vorgang, der seine Meierhöfe sorgfältig bewirtschaften ließ, in schon merklichem Grade.

Die Wissenschaft war noch dürftig und bestand meist im Bücherabschreiben und in Abfassung von Chroniken. Ihre Pflege war in den Händen der Geistlichkeit, und schon frühe übernahm der Benedictinerorden (gestiftet von Benedict von Nursia 515) den größten Antheil an dem Betriebe der Wissenschaften; denn dieser Orden machte seinen Gliedern, außer den Religionsübungen, auch Handarbeiten, besonders aber das Studium der Wissenschaften und die Unterweisung der Jugend in denselben zur Pflicht.

Daß die wissenschaftliche Bildung durch Karl den Großen eine höhere Anregung bekam, ist §. 81 näher angegeben worden. In den von ihm gegründeten höhern Schulen wurde besonders Grammatik, Rhetorik, Dialectik und Mathematik getrieben. Die Gelehrtenschule zu Tours, die Karl durch Alcuin gründete, gab zur Errichtung ähnlicher Anstalten bei den Franken und Sachsen das Beispiel und Vorbild. Unter solchen Klosterschulen zeichneten sich in der Folge Fulda, Hirsau, St. Gallen, Reichenau, Corbie (Neu-Corvey a. d. Weiser), Weisenburg und Prüm aus.

In dieser Periode, dem 9. Jahrhundert, wirkte noch der schon oben erwähnte Einhard, der außer dem Leben Karl's des Großen auch Jahrbücher (Annales) geschrieben hat, die, weil er noch am Hofe Ludwig's des Frommen lebte, bis 829 reichen, in welchem Jahre er sich in die Einsamkeit nach Seligenstadt zurückzog, wo er begraben liegt. — Ferner ist hier Rabanus Maurus, ein Schüler Alcuin's, zu erwähnen, der 822 Abt von Fulda war, 847 von Ludwig dem Deutschen zum Erzbischof von Mainz befördert wurde, und durch seine philosophischen und theologischen Schriften, desgleichen durch seine klassische Bildung, als „Vater der Schulen“ und als Pfleger der deutschen Sprache im ganzen fränkischen Reiche berühmt war. Die Fortbildung der deutschen Sprache (s. o. §. 66a) machte in dieser Periode große Fortschritte. In der Sprachbildung unterscheidet man die gothische, althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Sprache. Die gothische Zeit reicht bis zum 6. Jahrhundert; die althochdeutsche umfaßt das sechste bis elfte Jahrhundert, in welchem Zeitraum die Franken in Oberdeutschland herrschten, ihre Sprache aber noch keine Herrschaft übte, sondern noch jedes ihnen untergebene Volk in seiner eigenthümlichen Mundart „zu singen und zu sagen“ (erzählen) pflegte. Die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum Roms gewährte zwar dem Latein der Kirche Zugang und Einfluß; dennoch gab der Deutsche sein Volksthum nicht daran, er behielt vielmehr, besonders seit der Theilung des Frankenreichs durch die Abtheilung der romanischen Hälfte, seine nationale Eigenthümlichkeit. Das aus der gothischen Bibelübersetzung des Vulgata (S. 42) entnommene Vaterunser (Matth. 6, 9—13) wird hinreichen, einen Begriff von der damaligen Beschaffenheit der Sprache der Deutschen zu geben. Es lautet:

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein; quimai thi-
Vater unser du in (den) Himmel geweiht werde Name dein; (es) komme (die)
dinassus theins vairthai vilja theins, sve in himina jah ana
Herrschaft dein, (es) werde (der) Wille dein, sowie in (dem) Himmel, auch auf
airthai, hlaf unsarana thana sinteinan gif uns himma daga, jah alet
Erden, brot unseres dieß fortwährende gib uns diesen Tag und erlaß
uns thatei skulans sijaima snasve jah veis aletam thaim skulam unsaraim,
uns das Schuldige wir seien, so wie auch wir erlassen diesen Schuldigen unseren
ja ni briggais uns in fraistubujai, ak lause uns af thammia ubilin,
und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab diesem Uebel,

unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vultus in aivins.
denn dein ist (das) Herrscherhaus und (die) Macht und (der) Glanz in Ewigkeit.
Amen.

Die metrische Form der ältesten deutschen Dichtung war die Alliteration oder der Stabreim, d. i. der Gleichlaut von Anfangsbuchstaben, mit dem mehrere starkgewichtige Worte anheben. Das älteste Denkmal christlicher Dichtung in althochdeutscher Sprache ist das Wessobrunner Gebet (um das J. 800), dessen Anfang in alliterirender Form aus einer Schöpfungsgeschichte entnommen zu sein scheint. Ein wichtiges Denkmal alliterirender Dichtung ist das nur als Fragment vorhandene erhabene Gedicht Muspilli (der Weltbrand oder Weltuntergang). Ganz volksthümlich, im schlichten Ton echter Volksdichtung, dabei in regelrechter Form der Alliteration ist die altfriesische Evangelienharmonie mit dem Titel Heliand, das einzige Denkmal altfriesischer Sprache, in welcher im Auftrag Ludwig's des Frommen ein ungenannter Dichter das Leben Jesu nach den vier Evangelien beschrieb. (S. Seit. 83). In diesem christlichen Epos (aus den dreißiger Jahren des 9. Jahrhunderts) tritt Christus in deutschem, ja sächsischen Gewande, und zwar in der höchsten Glorie, die der Deutsche kannte, als gewaltiger Völkerfürst auf, der, umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Scharen daher zieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszuthellen. Es ist dieses Gedicht „das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum, eine Schilderung voll Wärme und Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit“. — Die nachfolgende Probe ist einem längeren Abschnitt, in welchem Heliand die Zerstörung des Tempels prophezeit, entnommen:

Geng imu tho the godes sunu
(Es) erging sich da der Gottes Sohn
endi is jungaron mit immu,
und seine Jünger mit ihm,

Waldand san themu Wihe
(der) Waltende von dem Tempel
all so is Willio geng
ganz so wie sein Wille (war) gieng er

jag imu uppen thene berg gisteg,
Auch (sich) auf den Berg stieg er,
barn drothines
(der) geborne (des) Herrn

Sat imu thar mit is gesidun
setzte sich dort mit seinen Gesellen,
endi im sagda filu
und ihnen sagte viele

waroro wordo.

wahre Worte.

Neben der Alliteration kam, jedoch erst in der Mitte des 9. Jahrhunderts, der Reim auf und drängte allmählich jene erstere Form zurück. Das früheste Denkmal der Reimpoesie ist das gereimte Evangelienbuch Otfrids, eines Schulvorstehers im Benediktinerkloster Weissenburg im Speiergau, der ein Schüler des Rabanus in Fulda gewesen war. Er beschrieb darin das Leben Christi und widmete es im J. 868 dem König Ludwig dem Deutschen. Geht dem Werke auch die Volksthümlichkeit ab, so ist es doch durch Inhalt, Umfang, Befinnung, Gelehrsamkeit, Mundart und Feststellung des Reimgebrauchs von großer Wichtigkeit. Zur Vergleichung der althochdeutschen Mundart mit der altniederdeutschen des Heliand möge aus Otfrids Krist der Anfang der Rede des Herrn auf dem Oelberg stehen:

Giang tho druhtin thanana,
mit imo sine thegana,
ougton sie imo innan thes
gizimbri thes huses.

Es gieng hinauf (der) Herr von bannen,
mit ihm auch seine Diener (Jünger),
zeigten sie ihm indeßen,
(den) Bau des Hauses.

Quad er: Giwisso ih sagen in,
thie steina werdend noh zi thin,
thaz sie sint so unthrahse
hiar liggent al zi sate.

Sprach er: Gewißlich ich sage Euch,
diese Steine werden noch zu dem (kommen),
daß sie sind so unwert
(und) hier liegen all zur Saat (d. h. wie
gesäete).

Die übrige Kunst war noch in der Wiege; nur die Baukunst, als neubauische und neugriechische, fieng an, sich durch Kirchenbauten eigenthümlich zu entwickeln; die Baukünstler waren Klostergeistliche. Einhard's Verdienst um die Schloß- und Kirchenbauten unter Karl dem Großen ist schon oben angebeutet worden.

Dritter Zeitraum.

Von der Aufrichtung des deutschen Reichs bis zum Herabsteigen des Kaiserthums von seiner Mächtthöhe.

843—1137.

Kap. 18. Die Karolinger in Deutschland.

Hist. Atlas, Tab. IX.

91. Die Reihe der eigentlichen deutschen Könige eröffnet König Ludwig der Deutsche, der fähigste und tüchtigste unter den Söhnen Ludwigs des 843-76 Frommen, ein Mann von hohem Wuchs, edler Gesichtsbildung, blizenden Augen, heiterem Gemüth, großer Milde ohne Schwäche, dabei von wissenschaftlichem Sinn. Er hatte seinen Sitz zu Regensburg unter den Bayern, die ihn seit 825 als Regenten besaßen und liebten.

Er nannte sich anfangs in vielen noch jetzt vorhandenen Urkunden „König der Bayern“, obgleich er das nachmalige Deutschland besaß. Erst später und nur im Kanzleiskil bezeichnete er sich als König in Ostfranken. Die nachfolgenden Deutschkarolinger unterließen dann auch die Bezeichnung „König in Bayern“, hielten sich aber doch vorzüglich in Bayern, und zwar in Regensburg, auf.

Da sein Vater die Vertheidigung der Ostgrenzen sehr vernachlässigt hatte, so fiel ihm in den beständigen Kämpfen mit den eindringenden Slaven (den Abodriten und Sorben, den Mähren und Böhmen) und in der Abwehr gegen die Raubeinfälle der Normannen eine schwere Aufgabe zu. Er konnte die Ruhe des Reiches nur dadurch einigermaßen sichern, daß er zur Vertheidigung der Grenzen die Herzogsmacht wieder aufkommen ließ. So gab es bereits Markgrafen in Thüringen, in Oesterreich, in Kärnthén.

Nach dem Tode Karls des Großen waren die Normannen (§. 79) in großen und häufigen Scharen wieder gekommen, um die fränkischen Küstenländer durch ihre Zerstörungen heimzusuchen, indem sie in die Mündungen der Flüsse einkliefen, um die daran gelegenen Städte (wie Paris, Orleans, Toulouse, Köln, Bonn u.) zu plündern. So setzte sich ein normännischer Seeheld 845 sogar in Paris fest, und konnte nur durch 7000 Pfund Goldes zum Abzug gebracht werden; im Jahre 846 raubten sie die Stadt Hamburg, die Ludwig der Fromme erst gegründet hatte, gänzlich aus und zerstörten sie. Ihre Raubzüge mehrten sich, als in Norwegen König Harald Schönhaar (863) alle dortigen Hellen oder Wölkerschaften sich unterwarf, und viele aus angeborener Freiheitsliebe sich seiner Herrschaft dadurch entzogen, daß sie sich diesem wilden Seeleben ergaben. Seit dem Jahre 876 plünderte der kühne Rolf oder Rollo die friesischen

und westfränkischen Küsten so häufig, daß ihn Karl der Einfältige, um sich seiner zu erwehren, mit der nach ihnen benannten Normandie und Bretagne belehnen mußte (912), worauf derselbe unter dem Namen Robert I. mit seinen Normannen das Christenthum annahm und die Raubzüge einstellte. Andere Normannen wagten sich sogar nach England und gründeten dort eine Herrschaft, die freilich von Alfred dem Großen gestürzt (891), aber nachher unter Wilhelm dem Eroberer wieder aufgerichtet wurde, der durch die Schlacht bei Hastings (1066) dem Reich der Angelsachsen ein Ende machte. Normannen legten auch in Rußland unter dem Waräger Kurik von Norwegen aus den Grund zum russischen Reiche (862), dessen Hauptstadt Kiew am Dnieper wurde. Ueber das Normannenreich in Unteritalien s. §. 101. So haben die Normannen, den Germanen der Völkerwanderung vergleichbar, eine Reihe von Staatengründungen veranlaßt, die wie die Reiche der Ostgothen in Italien, der Westgothen in Spanien, der Vandalen in Afrika, der Angeln und Sachsen in Britannien, sämtlich auf germanischer Grundlage ruhten.

Auch Ludwig der Deutsche mußte von seinen Söhnen Widerstand erleben. Sein ältester Sohn Karlmann empörte sich gegen ihn und bemächtigte sich Kärnthens und des Ostgrenzlandes. Nach eingetretener Sühne durfte er es behalten, jedoch unter der Oberhoheit seines Vaters. Darüber eifersüchtig erhoben sich die beiden jüngeren Söhne, Ludwig und Karl, gegen ihren Vater und waren nur durch eine Länderteilung zufrieden zu stellen.

Unterdeß hatte Kaiser Lothar I. 855 die Regierung seines Reichtheils niedergelegt und sich in das Kloster Prüm (in den Ardennen) zurückgezogen, wo er bald starb. Seine drei Söhne hatten sich in der Art in das väterliche Erbe getheilt, daß der ältere, Ludwig II., die Kaiserwürde und Italien, der mittlere, Lothar II., den nördlichen Reichtheil von der Nordsee bis zur Einmündung der Saone in die Rhone unter dem fortan gebräuchlichen Namen Lotharingen, der jüngste, Karl, den südlichen Reichtheil (nämlich Lyon, Dauphiné, Provence, Genf, Savoyen) erhielt. Als der letztere starb, theilten sich die beiden ältern Brüder in sein Erbe, und als auch Lothar II. (869) kinderlos starb, fiel, dem Rechte nach, Lotharingen an die Oheime Karl den Kahlen und Ludwig den Deutschen. Karl der Kahle wollte dieses ganze Land an sich reißen, aber Ludwig der Deutsche zwang ihn, den Vertrag von Meerssen (an der Maas bei Maastricht, 870) abzuschließen und denjenigen Theil von Lotharingen, der die Städte Basel, Straßburg, Metz, Trier, Köln, Aachen und Utrecht enthielt, ihm abzutreten, so daß also dieser Theil von da an zu Deutschland gehörte und der Rhein wieder seinem ganzen Laufe nach ein deutscher Strom wurde. In der Erwerbung der Kaiserwürde aber, die ihm nach dem, fünf Jahre darauf erfolgten, Tode Ludwigs II. gebührt hätte, kam ihm Karl der Kahle dadurch zuvor, daß dieser wider sein gegebenes Wort mit einem Heere rasch nach Rom zog und sich 875 vom Papst Johann VIII. krönen ließ. Dafür wollte ihn der bereits hochbetagte König Ludwig züchtigen, starb aber während der Rüstung 876 zu Frankfurt am Main und wurde im Kloster Lorch begraben. Rasch wollte Karl der Kahle den Söhnen des Verstorbenen die links vom Rhein gelegenen deutschen Landschaften entreißen. Aber einer derselben, Ludwig, überfiel ihn bei Andernach 876 und schlug ihn.

92. Nach Ludwigs des Deutschen Tode theilten sich seine drei Söhne in das Reich: Karlmann erhielt Bayern, Kärnthen, Böhmen, Mähren; Ludwig, gewöhnlich der Jüngere genannt, erhielt Franken, Sachsen, Thüringen und Karl (der Dicke) Alemannien und Rätien.

Karlmann zog 877 über die Alpen, um seinem Oheim Karl dem Kahlen die widerrechtlich angemessene Krone von Italien zu entreißen. Karl der Kahle wich ihm aus und starb in einer Bauernhütte zu Briançon in Savoyen. Als Karlmann hierauf nach Rom ziehen wollte, wurde er durch Krankheit genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren, wo er seine Länder seinem Bruder „Ludwig dem Sachsen“ übergab und 880 zu Aistötting starb. Als zwei Jahre nachher auch Ludwig starb, so beerbte Karl III., genannt der Dicke, 882 alle seine Brüder und erhielt das ganze deutsche Reich nebst Italien. Da er nach dem Tode des französischen Königs Karlmann (884) (eines Sohnes Ludwigs des Stammers), an der Stelle seines erst fünfjährigen Bruders, Karls des Einfältigen (des einzigen noch übrigen Enkels Karls des Kahlen), auch die französische Krone erhielt, so befanden sich noch einmal die drei Theile des ehemaligen fränkischen Reiches unter der Herrschaft eines Einzigen, mit Ausnahme von Burgund, daß sich unterdessen unabhängig gemacht und in Neu- und Hochburgund getheilt hatte.

In Ober-Italien (d. i. in der Lombardei) hatten sich seit Kaiser Lothars I. Tode die Verhältnisse so gestaltet: Karl der Kahle, der nach Lothars II. Tode Kaiser geworden war, hatte seinen Schwager, den Grafen Bojo von Vienne, als Statthalter in Oberitalien eingesetzt; dieser aber wurde bald von der deutsch-karolingischen Partei der italienischen Großen vertrieben, worauf er 877 die Statthaltertschaft der Provence in den ehemaligen burgundischen Gegenden des Rhonethals mit der Hauptstadt Arles erhielt. Nach dem Tode Ludwigs des Stammers 879 machte sich Bojo unabhängig und stiftete in den ehemaligen burgundischen Gegenden des Rhonethals das neuburgundische Königreich Arelat (so benannt von der Residenz Arles), wozu, außer der nachmaligen Dauphiné, die Bisthümer Lyon, Arles, Aiz, Avignon, Valence, Toulon, Marseille, Macon, Besançon u. a. gehörten.

Aus dem noch übrigen Theile des alzburgundischen Reiches, auf beiden Seiten des Jura bis an die Alpen, stiftete etwas später, unter dem Kaiser Arnulf, ein Urenkel Ludwigs des Frommen, Rudolf I., 887 das Königreich Hochburgund (auch Nordburgund genannt), wozu die Grafschaft Burgund (die später sogenannte Franchcomté), ferner das nachmalige Savoyen (d. i. das Land zwischen dem Jura und den penninischen Alpen), das heutige Wallis, das Waadtland und die übrige Schweiz bis an die Reuß gehörte. Er wurde vom deutschen Könige in der Königswürde bestätigt und vererbte das Reich auf seinen Sohn Rudolf II., welcher 933 auch das Königreich Arelat an sich brachte. (Das westlich von der Saone gelegene Herzogthum Bourgogne blieb französische Provinz.)

Karl der Dicke war nicht Karl der Große: seine Kraft reichte nicht aus, den Verwirrungen zu begegnen, welche in Italien die Anmaßungen des Herzogs von Spoleto und die Angriffe der Araber auf Rom, in Deutschland aber die kühnen Raubanfälle der Normannen hervorbrachten. Die letzteren hatten bereits die Gegenden von Köln, Trier und Coblenz verwüstet, als endlich Karl der Dicke mit dem Heerbann herantam und sie an der Maas einschloß. Anstatt sie aber anzugreifen und zu vernichten, schloß er einen schimpflichen Vergleich; indem er ihnen einen Theil von Westfriesland überließ und 2000 Pf. Goldes zahlte. Dessenungeachtet fielen dieselben Normannen im folgenden Jahre in die ost- und westfränkischen Gaue ein, drangen mit 700 Schiffen bis Paris vor und belagerten es. Tapfer widerstand ihnen Graf Odo von Paris (od'r Francien) ein ganzes Jahr lang, bis endlich Karl der Dicke zum Entsatze kam. Aber auch diesmal kaufte ihnen der Kaiser den Frieden ab und gab ihnen sogar bis zur Zahlung des Lösegeldes von 7000 Pf. Silbers das Land an der obern Seine und ganz Bur-

gund preis, wo bald von allen Enden die Flammen ausgeplündeter Burgen, Klöster und Dörfer emporstiegen.

Dieses schwache Benehmen des Kaisers empörte besonders die Deutschen: die Fürsten der Ostfranken, Sachsen und Thüringer, ja selbst die Alemannen (Schwaben), Karls angeerbte Unterthanen, traten in Tribur (einem königlichen Hofgute im hessischen Fürstenthum Starkenburg) zusammen und sprachen 887 die Absetzung Karl des Dicken aus. Mit Mühe konnte der unglückliche Mann einige Güter in Schwaben zum nothdürftigen Unterhalt erhalten. Doch schon zwei Monate nach seiner Absetzung starb er, und mit ihm erlosch der echte Stamm der Karolinger in Deutschland.

887 93. Zu seinem Nachfolger in Deutschland wurde von den Fürsten Arnulf, Herzog von Kärnten, Karlmanns von Bayern natürlicher Sohn, erklärt und damit die durch den Vertrag von Verdun begründete naturgemäße Scheidung der zwei ohnehin nur lose verbundenen Theile des altfränkischen Gesamtreiches in zwei politisch gesonderte Reiche vollendet, und der Grund zur deutsch-nationalen Einheit gelegt. Arnulf hatte sich durch mehrfache Siege über die Slaven, besonders über den unruhigen Mährenfürsten Swatopluk (auch Zwentibos), der vom Böhmerwald an bis zu den Karpathen ein mächtiges Reich gestiftet hatte, berühmt gemacht, und dieser seiner Tapferkeit verdankte er seine Wahl; selbst der deutsche Klerus unter dem Vorgang des erzbischöflichen Stuhls von Mainz billigte sie nachträglich in der Ueberzeugung, daß nur ein kräftiger König das Wohl der deutschen Kirche stützen könne. Doch mußte er den Großen übermäßige Rechte einräumen. Sein Ansehen war übrigens so groß, daß der neue, von den Feinden der Karolinger in Frankreich gewählte König Odo von Francien, um sich dort in seiner angemessenen Stellung zu erhalten, nach Worms kam und den Karolinger Arnulf um seine Anerkennung bat, und anderseits Swatopluk (jedoch nur gegen die Belehnung mit Böhmen) Ruhe gelobte. So im Rücken gedeckt, wandte sich Arnulf gegen den Niederrhein und demüthigte 891 die noch nie besiegten Normannen an der Dyle (in der Nähe von Löwen) durch eine furchtbare Niederlage. Sie kamen zwar im nächsten Jahre wieder und brangen am Rhein bis Bonn vor, zogen aber bei Arnulfs raschem Anzug eilig wieder ab und ließen sich unter seiner wachsamten Regierung nicht wieder blicken.

Da der Mährenfürst nicht aufhörte zu togen, so verheerte Arnulf mit Hilfe der Magyaren (spr. Madjaren) sein Land, erhielt aber doch erst mit dem Tode des gefürchteten Swatopluk (894) Ruhe vor den Mähren, welche fortan mit den Magyaren zu kämpfen hatten, an welchen aber auch Deutschland späterhin eine furchtbare Geißel bekommen sollte.

Die Magyaren sind finnischen Ursprungs, stammverwandt mit den Avarn, vielleicht auch mit den Hunnen. Vom Uralgebirge waren sie in die Gegenden zwischen Don und Wolga gezogen und von da unter ihrem Fürsten Arpad nach der mittleren Donau vorgezogen. (Sie wurden von den Slaven Ugri, von lateinischen Schriftstellern Hunnigari genannt, woraus alsdann der Name Ungarn entstand.) In diesem pannonischen Gebiete saßen die Magyaren bereits, als sich Arnulf ihrer Hilfe gegen die Mähren bediente und ihnen deshalb die Karpathen öffnete. Nach der Besiegung der Mähren nahmen sie deren Land von Gran bis an die Morawa ein und brachten seitdem als die geübtesten Reiter und Pfeilschützen durch fast alljährliche Raub- und Verheerungszüge unsägliches Verderben über alle ihre nahen und entfernten Nachbarn.

Weil in Italien der Herzog Guido von Spoleto sich das Königthum anmaßen wollte, machte Arnulf seinen ersten Zug über die Alpen, erreichte aber bei der Abneigung der Italiener gegen Fremdherrschaft seinen Zweck nicht. Erst nach Guido's Tode, als sich dessen Sohn Lambert vom Papste die Krönung erzwingen wollte, gelang es dem König Arnulf, auf einer zweiten italienischen Heerfahrt Rom zu befreien und selbst vom Papste zum römischen König gekrönt zu werden (896). Die lombardische Krone zu bekommen, gelang ihm aber nicht. Als er von Rom aus zu Gunsten des Markgrafen Berengar von Friaul einen Streifzug gegen Spoleto unternahm, soll er von Guido's Witwe Gift bekommen haben, so daß er genöthigt war, die Italiener wieder ihren alten Parteiwirren zu überlassen und nach Deutschland zurückzukehren, wo er nach dreijährigem Siedeln 899 zu Regensburg starb.

Unter ihm trat die Herzogsmacht fast überall wieder hervor, und bereits fanden sich wieder Herzoge bei den Sachsen (wozu die Thüringer gehörten, die späterhin ihren eigenen Landgrafen erhielten), bei den Rheinfranken, bei den Schwaben, Bayern, Lothringern (d. i. den Franken am linken Mittel- und Niederrhein) und in Kärnthen.

94. Damit das Reich nicht in Parteien zerfallen möchte, und um den karolingischen Stamm zu erhalten, wählten die zu Forchheim versammelten deutschen Fürsten Arnulf's sechsjährigen Sohn, **Ludwig das Kind**, zum **900!** König und überließen die vormundschaftliche Regierung dem Erzbischof Hatto von Mainz. Diese Lage des Reichs benutzten die Großen, insbesondere die geistlichen Fürsten, zur Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten der Königsrechte. Hatto waltete unbeschränkt in Franken und Süddeutschland; von seiner Ungerechtigkeit und Willkür zeugt der Untergang des einst mächtigen habenbergischen Grafenhauses.

Ganz Franken wurde damals acht Jahre lang durch die habengerger Fehde zerrüttet, d. i. durch den blutigen Streit zwischen dem Grafen Adalbert von Babenberg und dem Bischof Rudolf von Würzburg, dem Bruder des Grafen Konrad von Franken. Da beide nicht Ruhe geben wollten, so wurde Adalbert vor einen Reichstag geladen und, weil er nicht erschien, in die Reichsacht erklärt. Um ihn in seine Gewalt zu bekommen, soll ihn Hatto unter dem Schein einer persönlichen Unterhandlung durch eine trügerische List aus dem vom Könige belagerten Schlosse Theresburg am Main in das königliche Lager gelockt haben, wo er enthauptet wurde.

Durch solche Beispiele gereizt, erlaubten sich auch minder Mächtige Gewaltthatigkeiten und gesetzwidrige Selbsthilfe, und so erreichte einerseits durch das überhandnehmende Faustrecht, anderseits durch die jetzt um so häufiger wiederkehrenden Einfälle der Magyaren, welche Kärnthen, Bayern, Sachsen, Thüringen und Schwaben durch Raub und Mord verheerten, die Unordnung und Verwirrung im Reiche den höchsten Grad. Im Jahre 909 stürmten die Magyaren sogar bis an den Rhein, so daß ihnen Deutschland gleichsam jenseitig zu sein schien; und da des Königs Jugend und Schwäche diesen Feind nur noch mehr zu reizen schien, so wandte man damals den salomonischen Spruch: „Wehe dem Lande, des König ein Kind ist!“ mit Recht auf Deutschland an. Zum Glück für das zerrüttete Land starb Ludwig im 18. Lebensjahre.

Mit dem Erlöschen des Mannesstammes der Deutsch-Karolinger löste sich das bisherige Vereinigungsband der deutschen Stämme, und Deutschland

schien bei dem mächtigen Aufstreben der Herzoge in Einzelstaaten zerfallen zu wollen. Der heissame Widerstand der Grafen und Bischöfe aber und die Furcht vor den Einfällen der Magyaren und Slaven nöthigte zur Wahl einer neuen Königsdynastie. Sonach trachtete jeder Volksstamm nach der Ehre, der Kaiserwürde einen Mann aus seiner Mitte zu geben. Es traten daher die Nationen nach Stämmen zusammen.

Aus einer im deutschen Charakter tief begründeten Scheu vor dem bestehenden Thronrecht wollte man die ererbte Krone einem der mit dem deutschkarolingischen Königshause verwandten Geschlechter zuwenden, deren es drei gab, nämlich das Geschlecht der Welfen in Bayern und Schwaben, das sächsishe Herzogsgelecht, und das Geschlecht des (aus dem rothenburgischen Hause stammenden) Herzogs Konrad von Franken.

Die Wahl fiel zuerst auf den Mächtigsten, den Herzog Otto den Erlauchten von Sachsen, der die Lande von der Weser bis zur Elbe, von der Eider bis zum Fichtelgebirg beherrschte und durch seine Gemahlin Hedwig, eine Enkelin Ludwig des Frommen, mit dem karolingischen Königshause verwandt war. Weil aber derselbe schon bejahrt war, nahm er in richtiger Ermägung, daß das von so vielen Gefahren bedrohte Reich der Führung eines männlich-kräftigen Königs bedurfte, die Würde nicht an, sondern schlug — im Einverständniß mit dem einflußreichen Erzbischof Hatto von Mainz — den Herzog Konrad von Franken vor, der in weiblicher Linie mit den Deutschkarolingern verwandt war und als tapferer, rechtschaffener und verständiger Mann Allgemeine Achtung genoß. So wurde auf einer Für-

911-19 stenversammlung zu Forchheim im Jahr 911 Konrad der Erste von Franken zum Könige gewählt. Seitdem blieb Deutschland in gewissem Sinne ein Wahlreich, das auf dem Grundsatz ruhte, daß man bei der Wahl eines Königs „dem Blute“ folgen müsse. Lothringen, das bei diesem Anlaß zu Frankreich übertrat, wo damals Karl der Einfältige regierte, wurde fortan ein beständiger Zankapfel zwischen den Deutschen und Franzosen.

Konrad verschaffte der Königswürde wieder Ansehen und stellte die Ordnung in Deutschland möglichst her, hatte aber dabei viele Kämpfe mit feindseligen Gegnern zu bestehen, namentlich mit dem Herzog Arnulf II. dem Bösen von Bayern, welcher mit Hilfe der zwei schwäbischen Kammerboten und der Magyaren ein eigenes süddeutsches Reich gründen wollte; dann mit Otto's Sohne, dem Herzog Heinrich von Sachsen, welcher des Königs Heer bei der Erzbürg schlug und den Sachsen auf ein Jahrhundert hinaus das Uebergewicht über die Franken gab.

Schwaben wurde damals von zwei sogenannten königlichen Kammerboten (*missi fiscales regis*) verwaltet, welche nach herzoglicher Macht strebten. Es waren dies die Grafen Berchtold und Erchanger, Schwäger des Königs. Da sie zur Erweiterung ihrer Macht sich mit Arnulf verbanden, auch den Bischof von Konstanz gefangen nahmen und zwei andere Bischöfe vergewaltigten, so ließ sie Konrad nach dem Ausspruch des Fürstengerichts enthaupten. Hierauf gaben sich die Schwaben einen Herzog (den Grafen Burkhard), und Konrad sah sich genöthigt, ihn zu bestätigen. Weil Herzog Arnulf von Bayern den Empörern beigestanden hatte, zog der Kaiser gegen ihn; Arnulf aber entfloß zu den Magyaren und reizte sie zu einem Einfall, bei welchem sie Schwaben, Elßaß und Lothringen plünderten.

In dem Gefühle, daß zur kräftigen Behauptung der Krone gegen die immer mehr ankämpfende Macht der Fürsten die geringe Macht seines Hauses nicht ausreiche, schlug der kinderlose Konrad auf seinem Sterbe-

ette, auf welches ihn eine im Kampfe gegen die Bayern erhaltene Wunde geworfen hatte, in großmüthiger Vergessenheit des alten Zwistes seinen mächtigen Gegner Heinrich von Sachsen zum Reichsnachfolger vor, und sein eigener Bruder Eberhard unterstützte mit Selbstverleugnung den Vorschlag in der Versammlung der Fürsten. Also gieng das Königthum vom Stamme der Franken auf den Stamm der Sachsen über.

Kap. 19. Die Kaiser aus dem sächsischen Stamme.

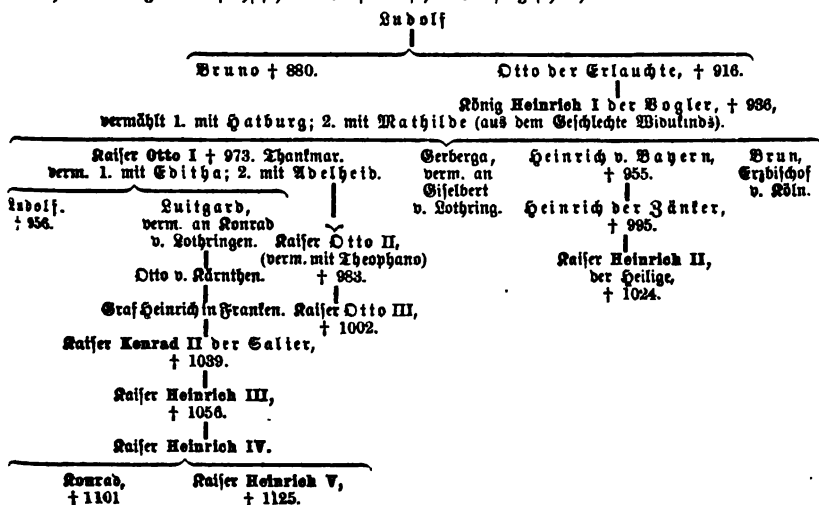
919—1024.

95. Von den zu Fritzlar versammelten fränkischen und sächsischen Fürsten erwählt und (einer Sage nach) bei der Beschäftigung am Vogelheerd von der Wahl benachrichtigt, daher mit dem Beinamen der Vogler oder Finkler (Auceps) benannt, eröffnet Heinrich der Erste im Jahre 919 die Reihe der Könige aus dem sächsischen Fürstengeschlecht der Ludolfinger.

Der aus einer vornehmen und reichen sächsischen Familie entsprossene Ludolf, Großvater Heinrichs I., war schon von Ludwig dem Deutschen zum Herzog von Sachsen ernannt. Er führte sein Geschlecht auf Widukind zurück, mit dessen Tochter einer seiner Vorfahren verheiratet gewesen war. Die ansehnlichen Stammgüter des Geschlechtes lagen in Westfalen und im Braunschweigischen. Ludolfs Söhne waren Bruno und Otto der Erlauchte (illustris). Nachdem Bruno in der blutigen Schlacht bei Espendorf (in der Nähe von Hamburg) i. J. 880 gegen die Normannen gefallen war, gieng die herzogliche Würde in Sachsen auf Otto den Erlauchten über.

In seinem Außern schon den hohen Gebieter verkündend, zeigte Heinrich sich zugleich als ein selbständiger, voraussichtiger und schaffender Geist, der das sinkende Reich wieder aufrichtete und die Größe Deutschlands anbahnte. Obgleich in seinem Leben und Wandel gottesfürchtig, schlug er doch die Salbung durch Priesterhand aus, um dadurch anzuzeigen, daß er sich der nach Uebermacht strebenden Geistlichkeit nicht überlassen, sondern die weltliche Macht frei von ihren Eingriffen erhalten wollte, was ihm auch gelang. Dadurch

*) Genealogie des sächsischen und fränkischen Kaisergeschlechtes.



sowohl, als durch den Grundsatz, die erledigten großen Lehen möglichst mit Verwandten zu besetzen, suchte er die Einheit des Reichs zu fördern und das Uebergewicht der weltlichen Macht über die geistliche anzubahnen.

Als seine nächste Aufgabe sah er an die Reichseinheit zu begründen und die ihr widerstrebenden herzoglichen Gewalten zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen. Er erreichte sein Ziel theils durch Strenge, wie bei dem Herzog Burkhard von Schwaben, theils durch herzugewinnende Vorstellungen, wie bei dem Herzog Arnulf II. von Bayern.

Arnulf, von geistlichen Chronisten „der Böse“ genannt, weil er den Bischöfen zu streng und eigenmächtig erschien, war der Sohn des tapfern Markgrafen Ruitpold, der 907 bei einem Einfall der Magyaren gefallen war. In dem Vergleiche, den er mit dem König Heinrich schloß, verzichtete er auf den Königtitel, den er sich gegeben hatte, und erhielt dafür die Landeshoheit in Bayern und das Recht, darin die Bischöfe zu ernennen und sie im Namen des Königs zu belehnen. Er blieb fortan dem sächsischen Königshause treu und half ihm die Böhmen bekämpfen.

Hierauf brachte König Heinrich im Jahre 924 das Herzogthum Lothringen, welches nach dem Absterben der deutschen Karolinger an die französischen sich angeschlossen hatte, wieder an das deutsche Reich. Auch den Herzog Giselaert von Lothringen, welcher sich durch die Verbindung mit Frankreich seine Unabhängigkeit lange Zeit zu wahren gewußt hatte, verknüpfte er durch die Vermählung mit seiner Tochter Gerberga eng mit seinem Hause (925). Seitdem blieb Lothringen über 800 Jahre mit dem deutschen Reich verbunden (bis 1738).

Noch hatte Heinrich die lothringische Angelegenheit nicht zum völligen Abschluß gebracht, als die Magyaren einen ihrer verheerenden Raubzüge in das Innere von Deutschland wiederholten, den sie diesmal sogar bis nach Sachsen ausdehnten (924); da die nur an den Kampf zu Fuß gewöhnten Sachsen dem ungarischen Reitervolk in offener Schlacht nicht Stand hielten, so warf sich Heinrich in seine feste Burg Werla (in der Nähe von Goslar am Fuß des Harzgebirges). Von hier aus gelang es ihm, bei einem Ausfall einen angesehenen Fürsten der Magyaren gefangen zu nehmen, die sich darauf bereit erklärten, gegen dessen Auslieferung und gegen Zahlung eines jährlichen Tributs einen neunjährigen Waffenstillstand mit ihm abzuschließen.

Die Zeit dieses Waffenstillstandes (der sich übrigens nur auf Sachsen und Thüringen bezog) benutzte er zur Ausführung großartiger Vertheidigungsanstalten. Denn um das Land gegen feindliche Verheerungen besser schützen zu können, legte er feste Plätze im Innern an, aus denen sich in späterer Zeit Städte mit bürgerlichen Einrichtungen erhoben. Und um den stürmischen Angriff der ungarischen Reiter Schwärme bestehen zu können, gewöhnte er die Sachsen an den Reiterdienst und verbesserte die deutsche Kriegsweise.

Unter den festen Plätzen, die er neu gründete, und die sich in der Folge zu Städten ausbildeten (daher auch sein von neueren Geschichtschreibern ihm ertheilter Beiname „der Städtegründer“), werden Quedlinburg und Goslar, auch Meissen, Wittenberg und Soest genannt; unter den Orten, die er mit Mauern umgab: Merseburg, Nordhausen, Gronau u. Je der neunte Mann vom Lande wurde zur Anlage und Vertheidigung dieser festen Plätze einberufen; die andern acht Theile der Bevölkerung mußten jährlich den dritten Theil ihres Fruchteinkommens zur Anlage von Vorräthen in jene Orte abliefern, damit die hinter den Mauern Schutz Suchen-

den zur Zeit der Noth davon leben könnten. Um im Felde den Anprall der anstürmenden Feinde besser auszuhalten zu können, lehrte er die Reiter in geschlossenen Reihen kämpfen.

Die neu eingeübte Kriegoordnung erprobte er zunächst im Kampf gegen die immer weiter über die Elbe gegen die Weser vordringenden Slaven. Er machte mehrere Feldzüge gegen sie und unterwarf sich die Dalemincier (im heutigen Meißnerlande), die Abodriten (im Mecklenburgischen), südöstlich von ihnen die Redarier, die Heveller an der Havel (durch die Eroberung von Brennaborg, dem nachmaligen Brandenburg) und andere forbiige Stämme. Zum Schutze der dortigen Grenzen entstanden später die Markgrafschaften Meissen und Nordachsen.

Die Heveller schlug Heinrich auf dem Eise der Havel vor ihrer Stadt Brennaborg, die er darauf eroberte (928); ebenso erstürmte er die Dalemincierstadt Jana, deren männliche Bevölkerung er erschlug. In ihrem Lande legte er den festen Ort Meissen an. Endlich unterdrückte er einen allgemeinen von den Redariern ausgegangenen Aufstand der wendischen Völkerschaften durch die blutige Schlacht bei Lenzen an der mittleren Elbe (929), in welcher 200,000 Wenden gefallen sein sollen.

Desgleichen machte er die Böhmen wieder zins- und lehnspflichtig. Der Ruhm seiner Herrschaft war bereits so groß, daß der angelsächsische König Athelstan dem König Heinrich, der ihn um eine seiner beiden Schwestern für seinen ältesten Sohn Otto bat, alle beide nach Köln zur Auswahl sandte. Otto's Wahl fiel auf Editha, welche dann seine Gemahlin wurde.

So stand Deutschland unter seinem kräftigen Könige in erneuerter Volkskraft da und konnte den bevorstehenden Entscheidungskampf mit den Magyaren aufnehmen. Vorher jedoch unterließ König Heinrich nicht, die Deutschen in einer Versammlung unter Hinweisung auf alles, was ihnen bisher mit Gottes Hilfe gelungen sei, zu ermahnen, auch gegen diesen allgemeinen Feind sich standhaft zu erheben. Bisher habe er, was ihren Kindern gehörte, hingeben müssen, um die Feinde zu bereichern; ob man denn auch Kirchen plündern und was zur Ehre Gottes bestimmt sei, hingeben solle, um einen schimpflichen Frieden von den Feinden Gottes zu erkaufen, oder ob sie, wie es Deutschen ziemt, fest vertrauen wollten, daß der sie erlösen werde, der in Wahrheit ihr Herr und Erlöser sei? — Da gelobte das Volk einmütig mit emporgehobenen Händen, zum Streit auszugehen.

Als nach abgelaufenem Waffenstillstande ungarische Gesandte von dem Könige den alten Tribut forderten und dieser ihnen denselben verweigerte, fielen die Magyaren in zwei großen Schwärmen ins Land und drangen verheerend über die Saale vor. Aber der eine Haufe wurde von den Sachsen und Thüringern niedergemacht, und den größern Heerhaufen schlug Heinrich selbst in der **Schlacht bei Merseburg** *) so rasch und völlig in die Flucht, daß die 933 Magyaren ihr ganzes Lager samt allen geraubten Menschen und Gütern zurückließen und größtentheils auf der Flucht gefangen oder niedergemacht wurden. Da fiel Heinrich mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und dankte Gott für diesen Sieg über einen so furchtbaren Feind der Christenheit. Von der Beute stiftete Heinrich das Kloster Quedlinburg aus, und den bisher entrichteten Tribut verwandte er auf Kirchen und Almosen.

*) Die Oertlichkeit des Schlachtfeldes ist nicht sicher nachweisbar. Die Quellen nennen den Ort *Mia e* (dem Anspruch-Nabe?).

Zum Andenken an diesen Sieg ließ er ein Gemälde der Schlacht im Speisesaal der Merseburger Pfalz anbringen. Noch heute wird das Andenken an diese Errettung in dem Dorfe Kenschberg, unweit Merseburg, jährlich durch eine Predigt und durch Vorlesung einer alten chronistischen Darstellung jener Schlacht gefeiert.

Ein Jahr nachher gab König Heinrich die deutsche Kraft auch den Dänen zu fühlen, die unter ihrem christenfeindlichen Könige Gorm die Slaven unterstützt und in Sachsen geplündert hatten. Er drang bis Jütland vor, stellte die von Karl dem Großen errichtete Markgrafschaft Schleswig wieder her und verpflanzte sächsische Colonisten dahin.

Heinrich war noch nicht 60 Jahre alt, als er auf seiner Harzpfalz zu Bötfeld, wo er sich an der Jagd erfreute, durch einen Schlaganfall an den Tod gemahnt wurde. Rasch berief er die Reichsfürsten nach Erfurt, um sich von ihnen die Nachfolge seines ältesten Sohnes zusichern zu lassen. Darauf eilte er nach seiner Pfalz Memleben an der Unstrut, wo er kurze Zeit nachher starb mit dem Ruhm herrlicher Thaten und gerechter Gesinnung. Er wurde zu Quedlinburg in der von ihm dort gegründeten Klosterkirche beigesetzt.

Der sächsische Chronist Widukind schließt die Lebensgeschichte dieses Königs mit den Worten: „Er war ein großmächtiger Herr, der größte der Könige Europa's, an jeglicher Tugend Leibes und der Seele keinem nachstehend; er hinterließ einen Sohn, noch größer, als er selbst, und diesem Sohne ein großes weites Reich, das er nicht von seinen Vätern geerbt, sondern durch eigene Kraft errungen und Gott allein zu danken hatte.“

Heinrich war ein kraftvoller, verständiger Herrscher, der durch die Gründung der deutschen Reichseinheit und die Niederwerfung der feindlichen Grenznachbarn (Slaven und Magjaren), welche er durch die Steigerung der deutschen Wehrkraft und die Anlage von festen Plätzen und Städten erreichte, ein deutsches Reich aufgerichtet hat. Fern von eitlem Glanz kam er nicht auf den Gedanken eine Weltherrschaft zu gründen, welche das Zeitbewußtsein an die Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone knüpfte, er hat vielmehr mit gesundem politischen Blick dadurch, daß er in den von den Slaven seit der Völkerwanderung überfluteten ursprünglich deutschen Gebieten jenseits der Elbe das Uebergewicht deutscher Herrschaft zur Geltung brachte, seinen Nachfolgern den einzig richtigen Weg vorgezeichnet, auf welchem naturgemäß eine Erweiterung Deutschlands zu erreichen stand. Dieselbe Politik, Deutschlands Gebiet nach Norden und Osten zu erweitern, haben in späterer Zeit nach Heinrichs Vorgang Kaiser Otto I., Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und der deutsche Ritterorden zum segensreichen Wohl des Vaterlandes befolgt, während viele der späteren Kaiser (vor allen die Salier und Staufer), die mit der römischen Kaisermürde den Gedanken einer von Gott verliehenen Weltherrschaft verbanden, der Verfolgung dieses idealen, politisch unerreichbaren Ziels ihre beste Kraft opferten, ohne zu ahnen, daß die Verbindung mit Italien unsägliches Weh und endlich die politische Zertrümmerung des deutschen Reichs herbeiführen sollte. Daß freilich durch diese andauernde Verbindung zwischen Italien und Deutschland die antike Cultur rascher nach Deutschland übergeleitet wurde, soll dabei nicht verkannt werden (s. S. 110).

96. Mit allgemeiner Zustimmung der fünf Hauptstämme der Deutschen und mit nie gesehener Pracht und Feierlichkeit wurde am 3. August des Jahres 936 Otto der Erste oder der Große, Heinrich's Sohn (damals 24 Jahre alt), zu Aachen gesalbt und gekrönt. Die drei geistlichen Reichsfürsten tritten

sich sogar um die Ehre des Salbens, die dann dem Erzbischof von Mainz (als dem jederzeitigen Primas Germaniens) zu Theil wurde; bei dem Krönungsmahle verrichteten die höchsten weltlichen Fürsten persönlich die Erzdämmer.

Das Amt des Erztuchses (dem die Anordnung der Tafel oblag) verwaltete Herzog Eberhard von Franken, das Amt des Erzmundschenken der Herzog Hermann von Schwaben, das Amt des Erzkämmerers der Herzog Gisibert von Lothringen, das Amt des Erzmarschalls (der für die Unterkunft des Rittergefolges zu sorgen hatte) der schon erwähnte Herzog Arnulf von Bayern.

Otto selbst wußte die von seinem Vater geerbte Würde mit Kraft und Glanz zu behaupten. Alles an ihm gab den gebornen Herrscher zu erkennen: hohe königliche Gestalt, rascher Gang, mächtige Brust, große strahlende Augen, rothe Wangen, langes blondes Haar; dabei zierten ihn innerlich große Eigenschaften, unter welchen hohe Kraft, Ehrfurcht gebietender Ernst, beharrlicher Wille und entschiedene Strenge, verbunden mit Gerechtigkeit und Großmuth, besonders hervortraten.

Er schien sich Karl den Großen zum Vorbild gewählt zu haben. War er oft hart in Bestrafung der Frebler, so vergab er doch dem Reuigen mehr als einmal. Denn wenn ihn nicht gerade der Zorn übermannte, so bestrebte er sich ernstlich der Gerechtigkeit, und sein offenes Gemüth kannte keine Arglist. Der Religion war er mit innerstem Eifer ergeben, ohne sich von der Geistlichkeit beherrschen zu lassen. Die Wissenschaft achtete er, ohne sie jedoch selbst zu betreiben, da er das Kriegsleben liebte. Stolz auf seine deutsche Abkunft sprach er nur deutsch, auch trug er stets vaterländische Kleidung.

Gleich im Anfang seiner Regierung erhob sich in offener Empörung sein älterer Halbbruder Thantmar (aus einer Ehe Heinrichs, welche von der Kirche getrennt war) im Bunde mit dem alten, unruhigen Eberhard von Franken. Gelang es auch dem letzteren, Otto's jüngeren Bruder Heinrich gefangen zu nehmen, so wurde dagegen Thantmar, nachdem er die Gressburg (S. 82), in die er sich geflüchtet, von Otto's Mannen erstürmt war, am Altar der Schloßkirche nach tapferer Gegenwehr erschlagen. Zwischen Eberhard und Otto vermittelte Heinrich den Frieden, der indes nicht von langer Dauer war. Weil nämlich Otto den raufstüchtigen Eberhard von Franken wegen eines Fehdeunfuges hart bestraft hatte, so verband sich dieser mit dem schon (§. 95) erwähnten unzuverlässigen Herzog Gisibert von Lothringen, um dem Bruder Otto's, Heinrich, die Krone zu verschaffen, auf welche dieser begründetere Ansprüche als sein Bruder zu haben vermeinte, weil er geboren war, als ihr Vater schon König war, während Otto seinem Vater geboren wurde, als dieser noch Herzog war. Schon begann die Empörung, in die sich auch der Erzbischof Friedrich von Mainz verwickeln ließ, gefährlich zu werden, als bei einem Rückzug der Verbündeten durch einen Ueberfall Eberhard erschlagen wurde, und Gisibert auf der Flucht im Rhein ertrank. Heinrich erbat und erhielt Verzeihung durch die warme Fürsprache seiner Mutter Mathilde, deren Lieblingssohn er war. Darauf verließ Otto — die Politik seines Vaters befolgend (nämlich die großen Lehen an Verwandte zu vergeben) — das Herzogthum Lothringen (944) seinem nachgelassenen Schwiegersohne, dem Grafen Konrad dem Rothem von Franconien, einem Enkel Kaiser Konrads I.; das Herzogthum Schwaben, nach dem Tode des Herzogs Hermann, der ohne männliche Leibeserben starb, seinem nächsten Sohne Rudolf, welcher Hermanns Tochter Ida zur Gemahlin hatte,

und das erledigte Herzogthum Bayern anfangs dem Bruder Arnulfs II., Namens Berchtold, aber nach dessen Tode (948) seinem eigenen Bruder Heinrich, der zwar eine nochmalige Verschwörung gegen ihn angezettelt, aber nach deren Entdeckung sich seinem königlichen Bruder im Dom zu Frankfurt a. M. reumüthig zu Füßen geworfen hatte und von nun an zeitlebens dessen treuester Anhänger blieb. Ja im Gefühl seiner Stärke vergab König Otto in der Folge (961) sogar sein eigenes Herzogthum Sachsen an seinen Freund Hermann Billung, der es gegen die Slaven so tapfer vertheidigt und insbesondere den Böhmenherzog Boleslav, der die Lehnspflicht verweigerte, wieder zur Unterwerfung gebracht hatte.

Im Jahr 947 zog Otto persönlich gegen den Dänenkönig Harald (Blauzahn, Gorms Sohn), welcher die Mark Schleswig verheert hatte, schlug ihn nach Jütland zurück und stellte die Mark wieder her. Im darauf folgenden Frieden (948) bekannte sich der Dänenkönig zum Vasallen des deutschen Reichs. (Haralds Bekehrung und Taufe erfolgte 962).

Um aber sowohl die Dänen, als auch die Slaven (Wenden), die sein Markgraf Gero mit nur allzu großer Grausamkeit bekämpfte, auch innerlich zum Christenthum zu bringen, errichtete Otto dort die Bisthümer Schleswig, Ripen und Arhuus, hier die Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Meißen, Zeitz, Merseburg, Prag, und stellte sie unter das ebenfalls neugegründete Erzbisthum Magdeburg. Denn wie Karl Martell und Karl der Große, so führte auch Otto auf seinen Eroberungszügen Missionare und deutsche Anbauer mit sich, um die Heiden nicht nur durch das Evangelium umzubilden, sondern auch an germanische Art und Sitte zu gewöhnen. — Auch die Polen mußten späterhin seine Hoheit anerkennen und das Christenthum zulassen. Posen wurde der Sitz des unter ihnen neu errichteten Bisthums.

* Selbst auf das zerrüttete westfränkische Reich übte Otto einen ordnenden Einfluß, indem er dem dort vom Herzog Hugo von Francien bedrängten und gefangenen König Ludwig IV., der als Gemahl der Witwe Giselberts sein Schwager war, durch einen Heereszug, auf dem er Rheims eroberte, Befreiung brachte, und so Frankreichs König die Erhaltung seiner Krone den Deutschen verdankte. Ebenso fand das burgundische Königthum gegen die dasselbe bedrängenden Vasallen an dem deutschen Otto eine erhaltende Stütze.

Ueberall erkannte man in diesem deutschen Könige Otto schon jetzt den ersten Fürsten des Abendlandes. Die Einheit des Reichs, die sein Vater begründet hatte, führte Otto's Geist und Kraft durch Stärkung der Königsgewalt der Vollendung zu, und es bedurfte nur noch einer Stufe, um die deutsche Nation und ihr Oberhaupt auf den Gipfel der Macht zu erheben und ganz Europa mit Ehrfurcht vor demselben zu erfüllen.

97. Bereits gebot Otto der Große mit gewaltiger Macht von den Alpen bis zum Belt, von dem Jura bis zur Weichsel, als ihn der Hilferuf einer italienischen Königs Wittve gegen ihren Bedränger Berengar II. von Ivrea nach Italien führte, das von nun an in engere Verbindung mit Deutschland treten sollte.

Italien war seit der Rückkehr des Kaisers Arnulf nach Deutschland (§. 93) in allen Parteiwirren zurückgefallen. Eine Partei stellte den Grafen Ludwig von Arela

(auch Neuburgund genannt) als König auf. Ihn vertrieb der Markgraf Berengar I. von Jurea und ließ sich vom Papste für eine ihm gegen die Sarazenen in Unteritalien geleistete Hilfe zum Kaiser krönen. Wider diesen Berengar wählte die Gegenpartei Rudolf II. von Hochburgund zum König von Italien. Als darauf Berengar I. durch einen seiner eigenen Diener ermordet wurde, wählte die Partei desselben den Grafen Hugo von Arelat, Verweser von Niederburgund, der dann, um sich in Italien zu halten, seinem Gegner Rudolf II. für den italienischen Thron Arelat oder 933
Neuburgund abtrat, so daß also Rudolf II. die beiden burgundischen Reiche unter seiner Herrschaft vereinigte. (92.)

Indes wurde König Hugo den Italienern verhaßt, so daß er sich zuletzt in ein Kloster zurückzog und Italien seinem Sohne und bisherigen Mitregenten Lothar überließ, den aber Berengar II. von Jurea (ein Enkel des ersten Berengar) aus der Herrschaft verdrängte.

Dieser Berengar II. hatte, wie man allgemein annahm, den italienischen König Lothar durch Gift aus dem Wege geräumt und sich in Rom krönen lassen. Um sich in dem angemessenen Königthum zu behaupten, wollte er die 19jährige schöne und geistvolle Wittve Lothars, Adelheid, eine Tochter König Rudolfs II. von Hochburgund, zur Ehe mit seinem häßlichen Sohne Adalbert zwingen; denn er hoffte, durch diese Verbindung die burgundische Partei für sich zu gewinnen. Allein Adelheid widerstrebte und wandte sich auf den Rath der Großen ihrer Partei an den deutschen König Otto um Beistand, indem sie ihm dafür ihre Hand mit der Krone Italiens antrug. Von Berengar gefangen genommen, wurde sie in eine Burg am Gardasee eingesperrt, entkam von dort und rettete sich in die feste Burg Canossa.

Otto, vier Jahre zuvor Wittwer geworden, zog ungesäumt über die Alpen, demüthigte Adelheids Bedränger und erhielt durch die Vermählung mit ihr 951
den Besitz des lombardischen Italiens.

98. Alle Welt freute sich dieser Verbindung des Kaisers mit der hochherzigen Fürstin, nur nicht sein Sohn, der Herzog Rudolf von Schwaben, der in seines Vaters zweiter Ehe eine Gefahr für sein Anrecht auf den deutschen Thron sah. Gleich nach dem Hochzeitsfeste zu Pavia verließ daher Rudolf, ohne sich von seinem Vater zu verabschieden, Italien und verband sich mit seinem Schwager Konrad von Lothringen zu einer offenen Empörung. Letzterer hatte Berengar durch das Versprechen, daß ihn der Kaiser gnädig behandeln werde, vollends zur Unterwerfung gebracht; weil aber der Kaiser demselben zu Magdeburg kein Gehör geben wollte, so fühlte sich Konrad gekränkt und machte mit Rudolf gemeinschaftliche Sache. Um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, beschied Otto Berengar nach Augsburg, verzieh ihm und gab ihm das Königreich Italien zum Lehen.

Allein die Verschwörung gegen Otto's Person und Macht hatte in Deutschland bereits einen solchen Umfang gewonnen, daß derselbe gegen Rudolf und Konrad die Waffen führen und sie nach einem schweren Kampfe zur Unterwerfung zwingen mußte. Er verzieh ihnen, sah sich aber genöthigt, ihnen zur 952
Strafe ihres Landesverrathes ihre Lehen zu nehmen. Lothringen verließ er an seinen eigenen Bruder, den trefflichen Erzbischof Brun von Köln, Schwaben an den Schwiegersohn seines Bruders Heinrich, Herzog Burkhard.

Diese Zeiten der gefährlichsten inneren Wirren hielten die Magyaren zu dem Einfall in Deutschland für günstig. Sie fielen in großen Heerschaaren aus Norden und Brennen in Bayern ein und belagerten Augsburg, wel-

ches der ebenso fromme wie tapfere Bischof Udalrich (Ulrich) standhaft verteidigte. Otto stellte sich ihnen am Lech an der Spitze der Bayern, Franken, Schwaben und Böhmen entgegen und brachte unter demselben Banner des Erzengels Michael, das schon bei Merseburg zum Siege geweht hatte, am 10. August in der **Schlacht auf dem Lechfelde** (unweit Augsburg) den Magyaren eine so entscheidende Niederlage bei, daß von ihrer großen Menge nur wenige entkamen. Da sie ihre Macht gebrochen sahen, hielten sie von nun an Frieden und gestatteten dem Christenthume Eingang.

Es war am Tage des heil. Laurentius, als sich das ganze Christenheer durch Gebet und Empfang des heil. Sacraments zur Hauptschlacht vorbereitete und alle auf Otto's Ermahnung schwuren, treu bis in den Tod zu einander zu halten. Darauf erhob Otto die heil. Lanze und stürmte zuerst gegen den Feind. Der Streit war hart und dauerte vom Morgen bis zum Abend. Die dichten Haufen der Feinde wurden endlich durchbrochen und unter dem wuchtigen Schwertschlag der Deutschen ergossen sich die Magyaren in allgemeine Flucht, auf der sie größtentheils gefangen und niedergemacht wurden. Aber auch das deutsche Heer verlor viele Tapfere und Edle. Unter ihnen fiel auch Konrad von Lothringen, der sich der wieder erhaltenen Verzeihung durch die angestrengteste Tapferkeit hatte werth machen wollen. In der Hitze der Schlacht wollte er sich die Halsberge küssen, da traf ihn ein feindlicher Pfeil in die Kehle und tötete ihn. Zehn Jahre nach seinem Tode wurde Lothringen in zwei Herzogthümer, Oberlothringen (an der Mosel) und Niederlothringen (an der Maas), getheilt (965).

Während dieser Kriegsunruhen in Deutschland hatte Berengar II. in Italien sich treulos empört und sogar Rom angegriffen, so daß der Papst Johann VII. den König Otto zu Hilfe rief. Otto sandte zuerst seinen Sohn Rudolf nach Italien, der zwei Siege über Berengars Heere erfocht und fast das ganze Königreich Italien eroberte, aber mitten in seinem Siegeslauf von einem Fieber weggerafft wurde (957). Berengar erhob sich abermals feindlich, und nun zog Otto, der wohl erkannte, wie wichtig und nöthig zur Behauptung eines vorwaltenden Ansehens in Europa die Herrschaft von Italien war, nochmals über die Alpen und feierte das Weihnachtsfest in Pavia.

Hierauf hielt er seinen Einzug in Rom, wo am 2. Februar des Jahres 962 **Otto zum römischen Kaiser** unter dem Zujuchzen des römischen Volkes vom Papste gekrönt wurde und als solcher sich von den Römern Treue schwören ließ. Von nun an blieb die römische Kaisermürde ununterbrochen bei dem deutschen Reiche, das späterhin den Namen „**heiliges römisches Reich deutscher Nation**“ bekam.

Das Ziel, das dadurch Kaiser Otto der Große allen seinen Nachfolgern steckte, war allerdings mehr ein ideales und kostete, ohnerachtet es nie erreicht wurde, bei seiner Erstrebung große Opfer an Blut und Kraft. Die verhängnißvollen Folgen, die sich unter den späteren Kaisern (namentlich unter Heinrich IV. und Friedrich II.) aus dieser Politik für Deutschland ergaben, sind schon oben erwähnt (S. 106), doch soll dabei anderseits der in der andauernden Verbindung Deutschlands und Italiens liegende Vortheil nicht verkannt werden, daß der deutsche Geist sich an den Resten der antiken Kultur, in deren Besitz Italien war, rascher entwickeln sollte; daß er in der Folge durch die Anschauung des ausgebildeten Bürgerthums der italienischen Städte nach bürgerlicher Freiheit streben lernte; und daß er durch die nähere Berührung mit der Metropole der Christenheit, woraus er seine kirchlichen Formen erhalten hatte, zum Gewinn für sein höheres geistiges Leben „zwischen Priestertum und Christenthum zu unterscheiden“ die Gelegenheit fand.

Kaum hatte Otto Rom verlassen, um gegen Berengar zu ziehen, als Papst Johann, der in dem Kaiser einen viel gefährlicheren Herrn erkannte, mit Berengars Sohne Adalbert eine Verbindung gegen den Kaiser einglieng, so

daß sich dieser genöthigt sah, nach Rom zurückzukehren, wo er diesen Papst wegen seiner offenbaren Unwürdigkeit durch ein Concilium deutscher und italienischer Bischöfe ab-, und einen andern (Leo VIII.) einsetzen ließ. Dabei mußte das römische Volk geloben, künftig keine Papstwahl ohne des Kaisers Bestätigung vorzunehmen. Dieses Bestätigungsrecht aber wurde dem Kaiser stets vom päpstlichen Stuhle bestritten.

Wiel nun die Römer, welche die Papstwahl von jeher als ein ihnen allein zustehendes Recht ansahen, nach Otto's Abzug den neuen Papst vertrieben und den vorigen wieder einsetzten, rückte Otto nach erhaltenem Zuzug aus Deutschland aufs neue vor Rom, erzwang die Uebergabe der Stadt und bestrafte die Schuldigen. Auch Berengar wurde endlich bezwungen und mit seiner Gemahlin ins Exil nach Deutschland (Bamberg) geschickt, worauf Otto die Ruhe in Oberitalien vollends durch Abschaffung der Herzogswürde daselbst wieder herstellte.

Zwar machte Berengars Sohn Udalbert noch einen Versuch, das väterliche Reich wieder einzunehmen, und auch die Römer vertrieben wieder einen von Otto eingesetzten neuen Papst; allein Otto stellte auf einem dritten Zuge nach Italien (966) durch ein schweres Gericht über die Widerspenstigen die Ordnung wieder her.

Nachdem der Kaiser seinem vierzehnjährigen Sohne Otto 967 in Rom die kaiserliche Krone hatte aufsetzen lassen, faßte er den Gedanken, auch Unteritalien seiner Lehensherrlichkeit zu unterwerfen. Er ließ daher für jenen seinen Sohn am griechischen Kaiserhofe um die Tochter des griechischen Kaisers Romanus II., Theophäno, werben, in der Hoffnung, die griechischen Befestigungen in Unteritalien als Mitgift für ihn zu erhalten. Da ihm aber der griechische Kaiser Nicephorus Phocas, ihr Stiefvater, aus Eifersucht auf den mächtigen Nebenbuhler eine abschlägige Antwort ertheilte und von Otto sogar die Herausgabe Roms und der mittellitalienischen Besitzungen verlangte, so bekriegte Otto die Griechen in Unteritalien. Als sich im zweiten Jahre darauf in Constantinopel eine Thronumwälzung ereignete, sagte der neue Kaiser Johannes Tzimisces im Friedensschlusse dem jungen Otto Theophäno's Hand zu, unter der Bedingung, daß die deutschen Heere Apulien und die andern Länder der Griechen in Italien räumten.

Nachdem Kaiser Otto die Vermählung seines Sohnes in Rom 972 gefeiert hatte, kehrte er endlich nach Deutschland zurück und empfing auf einem glänzenden Reichstage zu Quedlinburg die Huldigungen der mächtigsten Herrscher Europa's, der Könige von Ungarn und Dänemark, so wie der Herzöge von Böhmen und Polen. Mitten in diesem Glanz irdischer Herrlichkeit kam ihm eine ernste Mahnung an die Vergänglichkeit des Lebens: sein alter treuer Freund und Waffengefährte, Herzog Hermann Billung von Sachsen, starb während dieser Festlichkeiten, und gebeugt durch diesen Verlust fühlte auch er kurze Zeit darauf sein Ende herannahen, das ihn zu Memleben, wo auch sein Vater gestorben war, erreichte. Umgeben von mehreren Fürsten, nahm er das heil. Abendmahl und starb am 7. Mai 973 in einem Sessel eines sanften Todes, im 62. Jahr seines Lebens und im 38. seiner Regierung. Er hinterließ seinem Nachfolger das Reich in blühendem Zustande und sich selbst den Ruhm eines großmüthigen Schirmherrn des Rechts und eifrigen Beförderers der christlichen Religion. In ihm war das deutsche Kaiser-

thum zu seiner höchsten Erscheinung gekommen. Nach ihm trat die Idee der deutschen Oberherrlichkeit allmählich wieder in den Hintergrund.

973 99. Es folgte ihm in der Regierung des römisch-deutschen Reichs Otto der Zweite, sein kühner und hochstrebender, dabei in gelehrter Bildung erzogener Sohn. Er hatte von seiner frühen Erwählung her nur zu viel Selbstvertrauen, sonst hätte er, der erst achtzehnjährige, den Rath seiner staatsklugen Mutter Adelheid nicht in der Art zurückgestoßen, daß sie sich gekränkt nach Burgund zu ihrem Bruder zurückzog. Er handelte daher nicht immer mit der erforderlichen Umsicht, wiewohl er überall, wo er das Reich gefährdet sah, mit Kraft und Entschiedenheit auftrat. Als sich Heinrich II. (der Fäuler) von Bayern, aus Verdruß, daß das Herzogthum Schwaben an Ludolfs Sohn Otto und die Mark Oesterreich an den Babenberger Quilpold verliessen wurde, mit den Böhmen und Polen verband, ließ ihn der Kaiser verhaften, und als er seiner Haft entkam und einen Anhang warb, sprach er ihm das Herzogthum Bayern ab und gab es ebenfalls dem schwäbischen Otto.

Als die Dänen, ermutigt durch die Nachricht vom Tode seines Vaters, das Danewirk wiederherstellten, und eine feindliche Haltung annahmen, zog er gegen sie aus, eroberte das Danewirk, drang in Jütland vor und brachte Harald zur Unterwerfung. Als sodann König Lothar von Frankreich, dessen Bruder Karl bereits von Otto mit Niederlothringen belehnt war, plötzlich mit einem starken Heere in Lothringen einfiel und den Adler auf der Kaiserpfalz zu Nachen, der stets nach dem Lande zu gekehrt sein mußte, zu welchem Lothringen gehörte, gen Frankreich herumdrehen ließ, trieb Otto den König aus Lothringen zurück und rückte mit seinem Heere bis vor die Thore von Paris (978). Krankheiten und der einbrechende Winter erlaubten ihm keine lange Belagerung, daher er den Rückzug antrat. Lothar mußte im Friedensschlusse 980 auf Lothringen verzichten, sein Bruder Karl erhielt aber Niederlothringen als Lehen.

987 Die Annahme eines deutschen Lehens von Seite dieses französischen Karl verletzte das Nationalgefühl der Franzosen so, daß sie ihn nach Lothar's Tode nicht als König anerkannten, sondern den Thron an Hugo Capet gaben, der in Frankreich die neue Dynastie der Capetinger begründete.

Nachdem der junge Kaiser noch die abgefallenen Polen zum Gehorsam zurückgebracht, den Ungarn aber das Land unter der Enns abgenommen und so die Ostgrenze des Reichs gesichert hatte, wandte er sich über die Alpen nach Italien, um auch dort die ottonische Herrschaft zu befestigen und wo möglich zu erweitern.

In Italien waren unterdessen die alten Parteiwirren wieder eingerissen und besonders in Rom bedrängte ein Herzog Crescentius, das Haupt einer Adelsfaction, den päpstlichen Stuhl so, daß er den Papst Benedict VI. in der Engelsburg gefangen nahm und erdroffeln ließ und darauf ausgieng, die alte römische Republik wieder zu errichten. Otto II. drang daher 981 in Rom ein. Crescentius zog sich in ein Kloster zurück, wo er nach einigen Jahren starb. Darauf wollte Otto Apulien und Calabrien, welche Gebiete er als Brautsteuer seiner Gemahlin betrachtete, in Besitz nehmen, und hatte schon fast ganz Apulien erobert und in der Schlacht bei Rossano (nahe an der Meeresküste, südlich von Cotrone) die mit den Griechen verbündeten

fißlichen Araber besiegt, als er bald darauf von den Feinden überfallen wurde und eine vollständige Niederlage erlitt.

Sie fiel in Calabrien nahe an der Meeresküste vor. Otto selbst entfloß aus Meer und rettete sich auf einem Kasse schwimmend auf ein vorübergehendes Schiff, das jedoch ein griechisches war und ihn, als er erkannt wurde, mit nach Constaninopel nehmen wollte. Auf sein Versprechen eines bedeutenden Lösegeldes fuhr ihn der Schiffsherr nach Rossano in Calabrien, wo die Kaiserin Theophano, bereits durch abgeordnete Boten benachrichtigt, ihn erwartete und das Lösegeld bereit hatte. Als nun einige ihres Gefolges, um den Kaiser in Empfang zu nehmen, das Schiff, auf dem sich Otto befand, bestiegen hatten, sprang der Kaiser, um rascher an das Land zu schwimmen, in das Meer. Beim Hinauspringen wollte ihn einer der Griechen am Gewand zurückhalten, wurde aber von einem Ritter durchbohrt. Erschrocken wichen die Griechen auf die andere Seite des Schiffes, während des Kaisers Leute sich in ihr Fahrzeug warfen und sich an das Land retteten. Zwar wollte der Kaiser dem Schiffsherrn die versprochene Belohnung geben; dieser aber war mit den Griechen, auf das Lösegeld verzichtend, aus Furcht davon gesehlt.

Als er, nach Oberitalien zurückgekehrt, auf dem Reichstage zu Verona seinem dreijährigen Sohne das Recht der Nachfolge im deutschen Königthume verschafft hatte und eben im Begriff war, neue Rüstungen zu machen und bereits in Rom angekommen war, starb er an den Folgen körperlicher Anstrengung an einem Fieber im 28. Jahre seines Alters.

100. Da sein junger Sohn und Nachfolger Otto der Dritte (genannt 983 „das Wunderkind“, wegen der gelehrten Bildung, die er erhielt) erst drei Jahre alt war, so trat eine vormundschaftliche Regierung ein, die von seiner hochgebildeten Mutter Theophano und seiner Großmutter Adelheid mit dem Beirathe des Erzbischofes Willigis von Mainz verständig geführt wurde. Zwar machte der obengenannte Herzog Heinrich II. von Bayern (der Nefse Otto's des Großen) Anspruch auf die Reichsverwesung und brachte sogar, unterstützt von Böhmen und Polen, den jungen Otto (der in Lagen von den deutschen Fürsten zum König gekrönt worden war), in seine Gewalt, wurde aber von dem Herzog von Sachsen gezwungen, ihn wieder auszuliefern; dafür erhielt Heinrich das ihm vom zweiten Otto abgesprochene Bayern zurück und blieb von da an dem Kaiserhause treu.

Bei diesem Anlaß wurde Kärnthen von Bayern abgetrennt und als ein eigenes Herzogthum einem jüngern Heinrich aus dem badenberghischen Hause gegeben. Der Angriff, den der französische König Lothar auf Lothringen machte, wurde glücklich zurückgetrieben. Auch die Slaven hatten gleich anfangs einen furchtbaren Aufstand gemacht, dessen Verheerungen besonders Nordachsen betrafen. Sie wurden mit Mühe bekämpft, und zu ihrer gänzlichen Unterwerfung trug erst allmählich die friedliche Belehrung der Böhmen (unter deren Herzog Boleslav) und der Polen (unter dem Fürsten Miesko) bei. Nur die Abodriten und Wilzen im Norden blieben noch beim Heidenthum.

Mündig geworden, zog Otto III. über die Alpen, hemmte das Untwesen 996. des neuen Usurpators, des Patricius Johannes Crescentius, durch dessen Verbannung und wurde von Papst Gregor V. zum Kaiser gekrönt. Dieser, ein näher Verwandter des Kaisers, war der erste Deutsche, welcher den Stuhl Petri bestieg. Kaum war Otto nach Deutschland zurückgekehrt, um gegen die Slaven zu ziehen, so trat Crescentius in Rom wieder hervor, stellte einen Gegenpapst, Johann XVI., auf und verhaftete des Kaisers Anhänger. Daher unternahm Otto seine zweite Römerfahrt, auf der er Crescentius nach der Eroberung der Engelsburg, in die sich derselbe eingeschlossen hatte, enthaupten und zwölf seiner Anhänger ans Kreuz schlagen ließ. Darauf setzte

er Gregor V. wieder ein, und als derselbe im folgenden Jahre starb, erhob er seinen theuern Lehrer Gerbert von Reims, den größten Gelehrten und Naturkundigen jener Zeit, unter dem Namen Silvester II., auf den päpstlichen Stuhl.

Eine Zeit lang gerieth Otto III. durch den Umgang mit Afteten, insbesondere mit Klostergeistlichen in Apulien, namentlich mit einem alten, für heilig geachteten Einsiedler auf einen religiös-schwärmerischen Abweg, und im Jahre 1000 (bei dessen Eintritt viele den Weltuntergang erwartet hatten) machte Otto zur Buße eine Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe seines väterlichen Freundes, des Bischofs Adalbert von Prag, des Apostels der Preußen, der von diesem noch heidnischen Volke an der Ostsee erschlagen worden war, und stiftete das Erzbisthum Gnesen. Von da begab er sich nach Aachen, um sich zu dem Voratz großer Thaten an dem Anblick Karl des Großen zu begeistern. Er ließ sich dort die Gruft öffnen und fand darin den Leichnam desselben noch in der nämlichen sitzenden Stellung, die man ihm bei der Beisetzung gegeben hatte. Nachdem er das Kreuz, das man dem todten Kaiser umgehängt, abgenommen und sich angelegt hatte, ließ er die Gruft wieder zumauern. Otto III. hätte vielleicht, von seiner einseitigen Neigung zu griechischen und italienischen Sitten bewogen, auf seinem dritten Römerzug den Hauptsitz des Kaiserreichs nach Rom verlegt, wenn sich nicht die Römer gegen ihn empört und ihm den Aufenthalt in Rom verleidet hätten. Eben hatte er, zur Dämpfung des römischen Aufstandes und zur Herstellung des kaiserlichen Ansehens, neue Streikräfte aus Deutschland entboten und hielt sich in der Burg Paterno auf, als er an einem Fieber erkrankte und im 22. Jahre starb.

101. Weil mit Otto III. das sächsische Geschlecht älterer Linie erlosch, so stritten sich mehrere Bewerber um die Krone. Von der Geistlichkeit unterstützt, bekam sie der Sohn Heinrichs des Jänters von Bayern.

1002 Heinrich der Zweite, der Heilige, ein Sprößling der jüngern sächsischen Linie und Heinrichs I. Urentel, der jenen Beinamen wegen seiner Frömmigkeit erhielt. Seine Erwählung kam erst nach großen Anstrengungen zu Stande, weshalb er nachher mit seinen Vasallen viel zu kämpfen hatte; denn die geistlichen unter denselben trachteten immer mehr nach weltlichem Besitz, die weltlichen nach Erbllichkeit und steter Erweiterung ihrer Reichthümer, die auswärtigen Vasallen aber nach Unabhängigkeit. Doch zeigte es sich bald, daß er durch seinen scharfen politischen Verstand, durch seine beharrliche Ausdauer und seine willenskräftige Thätigkeit seinen Gegnern gewachsen war. Gleich im Anfang seiner Regierung suchte sich der Polenherzog Boleslav, mit dem Beinamen Chrobry, d. h. der Ruhmreiche, der alle Slavenstämme unter seiner Herrschaft vereinigen wollte, Böhmens zu bemächtigen, und der mit ihm verbündete Markgraf Heinrich von Oesterreich riß die bayrischen Marken mit in diese Bewegung. Zunächst wandte sich König Heinrich gegen den letzteren und zwang ihn, sich nach Böhme zu flüchten, verzog ihm aber nachher auf seine reumüthige Unterwerfung.

Nachdem er sodann die gegen die Polen errichteten Marken verstärkt hatte, zog er im Jahre 1004 nach Italien, um den Markgrafen Eberhard von Verona, der sich die lombardische Krone angemacht hatte, zu bestrafen.

sich Harduin bei seiner Ankunft zurückzog, empfing König Heinrich in Pavia die lombardische Krone. In der Nacht darauf aber machte ein Theil der Pavesen einen wüthenden Angriff auf den königlichen Palast, den jedoch des Königs Gefolge so lange aushielt, bis das vor der Stadt liegende Heer die Mauern erstürmte, den König befreite und die Stadt in Asche legte.

Darauf eilte er, ohne Rom zu berühren, nach Deutschland zurück, zog gegen Boleslav, drang bis Posen vor und zwang ihn in einem dort abgeschlossenen Frieden zur Verzichtleistung auf Böhmen und zur Anerkennung der Oberhoheit des Kaisers. Doch durfte er Schlesien und Mähren behalten, wodurch die Weiterausbreitung deutscher Herrschaft gegen Osten auf lange hinaus gehemmt wurde.

In der Folge fiel Boleslav wieder in die Marken ein, wurde aber dafür von Heinrich abermals zum Frieden gezwungen, in welchem er aufs neue den Lehensseid leistete; doch bekam er auch die Lausitz zu Theil. Die Böhmen aber, die den König so kräftig geschützt hatten, erkannten mehr und mehr, daß sie nur in der Verbindung mit Deutschland sich eine gewisse nationale Selbständigkeit erhalten könnten.

Nachdem Heinrich II. hierauf an der Nordwestgrenze des Reichs die Westfrisen und den Grafen von Flandern gedemüthigt hatte, führte er seinen längst gehegten Plan der Stiftung des Bisthums Bamberg im Jahre 1007 aus, wozu er sein und seiner Gemahlin (Kunigunde) Privatvermögen verwandelte: denn da sie keine Kinder hatten, wollten sie auf diese Weise „den Herrn Jesum zu ihrem Erben“ einsetzen. Seine Frömmigkeit war übrigens keine eigentlich asketische, sondern bestand vorzugsweise in einer, die kirchlichen Formen und Ordnungen erhaltenden, über die sittlich-religiöse Zucht der Geistlichen streng wachenden Sorgfalt. Obgleich er seine Macht lieber auf die geistlichen, als auf die weltlichen Fürsten stützte, und meist Bischöfe und Äbte zu Rathgebern nahm, so ließ er doch der Geistlichkeit keine Gewalt über sich, vielmehr lenkte er sie mit festem Willen, ja übte unbedingte Herrschaft über sie, oft mit einer Strenge, die bis zur Härte gieng.

Gegen die Verwendung des Vermögens seiner Gattin zur Stiftung des Bamberger Bisthums erhoben deren Brüder Einsprache; ja einer derselben, Heinrich von Luxemburg, den er zum Herzog von Bayern gemacht hatte, erhob Krieg wider ihn: daher entzog ihm der König das Herzogthum und gab es ihm erst acht Jahre nachher wieder.

Im zwölften Jahre seiner Regierung (1013) faßte König Heinrich II. den Entschluß zu einem zweiten Römerzug, um der kaiserlichen Partei in Italien die Oberhand zu verschaffen. Scheu wich Harduin von Ivrea wieder vor ihm zurück, so daß der König überall mit Ehrerbietung empfangen wurde und nach seinem feierlichen Einzug in Rom mit seiner Gemahlin Kunigunde vom Papst Benedict VIII. in der Peterskirche am 14. Februar 1014 die Krönung erhielt samt der Anerkennung des kaiserlichen Bestätigungsrechts in Bezug auf die Papstwahl. Bei dieser Gelegenheit gab der Papst dem Kaiser wegen seiner Ergebenheit gegen den römischen Stuhl den Reichsapfel als Sinnbild der von Christi Kreuz beherrschten Welt, hl deren Oberherrn der Kaiser berufen sei. Zwar suchte eine kleine Abelsaction in Rom einen Aufstand zu machen, aber des Kaisers deutsches Gefolge schlug ihn sogleich nieder, und da sich ganz Italien ruhig verhielt, kehrte Kaiser Heinrich wieder nach Deutschland zurück.

Zwei Jahre darauf schloß er zu Straßburg mit dem kinderlosen König Rudolf III. von Burgund, dem er gegen seine widerspenstigen Vasallen

half, einen Vertrag, vermöge dessen nach des Königs Tode der Kaiser über sämtliche burgundische Länder die Oberlehensherrschaft erhalten sollte. Die burgundischen Großen widersetzten sich zwar, mußten aber die kaiserlichen Waffen fühlen und die burgundischen Reichskleinodien in Heinrichs Hände sehen. Doch ließ er dem König Rudolf die Ausübung seiner Regierungsmacht noch auf dessen Lebenszeit.

Im Jahr 1020 kam Papst Benedict VIII. selbst an das kaiserliche Hoflager nach Bamberg, weniger um dort die vom Kaiser erbaute Stephanskirche zu weihen, als um die kaiserliche Hilfe gegen die Griechen in Unteritalien zu erbitten, die sich, von Constantinopel aus unterstützt, in Apulien ausbreiteten und das päpstliche Gebiet bedrohten. Daher unternahm 1021 Heinrich II. eine dritte Römerfahrt, auf der er die Griechen aus Apulien vertrieb und auch die denselben Vorschub leistenden Fürsten von Benevent, Capua, Salerno und Neapel zur Ruhe und gebührenden Unterordnung zwang.

Auf seiner Rückkehr aus Apulien, zu der ihn die Krankheiten erzeugende Sommerhitze nöthigte, gab er vier Ressen des langobardischen Bürgers Melus von Bari, welcher in Verbindung mit normannischen Rittern die Griechen bekämpft hatte, nördlich von Monte Cassino bei Sora eine Grafschaft und bestellte zu ihrem Schutze 25 normannische Ritter. Dadurch legte er, ohne es zu ahnen, den Grund zu dem nachmaligen Normannenreich in Unteritalien, das in der Folge den deutschen Kaisern bei ihren Kämpfen in Italien mit den Päpsten ein so gefährlicher Gegner wurde: denn die nachherigen Fürsten dieses Reichs wurden eine große Stütze des päpstlichen Stuhls nicht nur gegen die römischen Adelsparteien, sondern auch gegen die Kaiser (§. 103 und §. 111).

Hierauf hielt Kaiser Heinrich II. nach seiner Rückkehr aus Italien einen Reichstag zu Aachen, darauf zu Ivrois (an der Ufern der Maas) mit dem König Robert von Frankreich eine glänzende Zusammenkunft, bei welcher beide Herrscher sich zur Errichtung eines allgemeinen Landfriedens verbündeten und wegen Wahrung des Kirchenfriedens mit dem Papste übereinkamen, daß zu Pavia ein großes Concilium für das ganze Abendland sollte gehalten werden, um die in Verfall gerathenen kanonischen Bestimmungen wieder zu befestigen und alle Spaltungen beizulegen. Zu dem gleichen Zweck hatte er auch eine Zusammenkunft mit dem König Rudolf III. von Burgund.

Aber ehe es noch zu diesem Concil kommen konnte, starb der Papst Benedict, und kurz darauf erkrankte auch der Kaiser und starb, 52 Jahre alt, am 13. Juli 1024 in seiner Burg Grona (bei Göttingen). Er wurde in Bamberg beigesetzt, wo nachmals auch seine Gemahlin an seiner Seite ihre Ruhestätte fand.

Kap. 20. Innere Zustände Deutschlands unter den sächsischen Kaisern.

102. Die Reichsverfassung. Durch das Wiederaufkommen der herzoglichen Macht war die von Karl dem Großen geordnete Lehenmonarchie in eine aristokratisch-monarchische Regierung übergegangen. Diese Regierungsform hatte sich theils durch das Bedürfniß des Schutzes gegen Grenzfeinde, theils durch das Bedürfniß einer Zwischenbehörde zwischen dem König und den Grafen, theils auch durch eine große, in der Verschiedenheit der Stämme gegründete Anhänglichkeit an einen Stammfürsten als eine gewisse Nothwendigkeit und Naturgemäßeit von selbst gebildet. Die Vertheilung der Herrschaft auf die deutschen Einzelstaaten war allerdings der innern Entwicklung des deutschen Kerns und Wesens förderlich und brachte dadurch, daß die Stammes-Eigenthümlichkeiten desto vollständiger hervortraten, eben jene reiche

Rannigfaltigkeit hervor, durch welche sich das deutsche Volksthum vor andern vortheilhaft auszeichnet. Hätten nur die Großen, weltliche und geistliche, stets das Wohl des Ganzen vor Augen gehabt, und die Königsmacht nicht eigenbüßig zu schmalern gesucht, so hätte weder die Einheit des Reichs, noch das Gleichgewicht der weltlichen und geistlichen Macht darunter gelitten. Das Streben der Fürsten nach Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten der kaiserlichen trat unter schwachen Kaisern am meisten hervor, und es bedurfte eines äußerst starken Willens auf dem Throne, um jenes Streben mit Erfolg zurückzudrängen. Nur durch eine Politik, wie die der Ottonen, welche die meisten Herzogstühe mit Verwandten besetzte und sich durch Beilehnung der Bischöfe mit den Grasschaftsrechten die Geistlichkeit verbindlich machte, konnte sich ein kräftiger Kaiser im Kampfe gegen die weltlichen Fürsten erhalten.

Dieselbe Politik bewährte sich gegenüber den Päpsten. Ramentlich machten es die durch solche Vortheile gewonnenen Bischöfe und Geistlichen den deutschen Kaisern möglich, nicht nur die Schirmvogtei über die Kirche zu behaupten, sondern überhaupt dem Kaiserthum das Uebergewicht über das Papstthum zu geben, ein Uebergewicht, das allerdings bei einzelnen gewaltigen Kaisern leicht in Ueberschreitung der zwischen diesen beiden höchsten Gewalten bestehenden geistigen Grenzlinie, also in Eingriffe in das Innere der Kirche übergieng.

103. Die Kirchenverfassung. Nach jenem durch Ludwig den Deutschen mit Hilfe der deutschen Bischöfe zurückgewiesenen Versuche der päpstlichen Macht, sich durch die Absezung Ludwigs des Frommen in dem karolingischen Reiche das Uebergewicht zu verschaffen, fuhr sie nichts desto weniger fort, die Oberherrschafft anzustreben. Da die Selbstständigkeit der bischöflichen Macht den Päpsten schon längst im Wege stand, so war schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine Sammlung von Gesetzen und Anordnungen der ältesten Bischöfe von Rom plötzlich an das Licht getreten, welche den Zweck hatte, das päpstliche Ansehen sowohl innerhalb der Kirche als auch gegenüber der weltlichen Macht zu erhöhen. Diese Sammlung, bekannt unter dem Namen der pseudo-isidorischen Decretalen (weil die Herausgabe derselben anfänglich dem Bischofe Isidorus von Sevilla zugeschrieben und die meisten davon als offenbar unecht stets bestritten wurden), sprach dem Papste unter andern Rechten das ausschließliche Richteramt über alle Bischöfe, sowie das alleinige Recht zu, Concilien zu berufen und ihre Beschlüsse zu bestätigen (§. 109). Der erste Papst, welcher sich auf sie berief, war Nikolaus I. Allein noch war damals die Zeit und der Mann nicht da, um diese einstweilen theoretisch aufgestellten Rechte in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen.

Unter den letzten Karolingern in Deutschland gelang es vielmehr den Bischöfen, ohne Weisstand des Papstes ihr Ansehen und ihre Macht zu erweitern. Denn als sich die Kaiser, seit das römische Imperium auf die Deutschen übergegangen war, ihre Anerkennung von den Päpsten immer erkämpfen mußten, und sich daher in den Bischöfen durch Verleihung weltlicher Gewalt ein Gegengewicht gegen die Päpste schufen, so unterwarfen sich die Bischöfe mit Freuden dem Willen der Kaiser und trugen durch ihre oft eigennützigte Nachgiebigkeit und Schmiegsamkeit zur Verrückung des Gleichgewichts der beiden höchsten Gewalten nicht wenig bei.

104. Das Slaventhum im Nordosten Deutschlands. Unter den Slaven, die sich seit der Völlerwandung über das Gebiet der Weichsel und Oder, Elbe und Saale verbreitet hatten, ragten die Wenden hervor, welche als Sorben von der Saale bis zur Havel, als Lusizer in der jetzigen Niederlausitz, als Leutizzen an den Odermündungen, als Abodriten im Mecklenburgischen wohnten. Zwischen den Weichsel- und Odermündungen saßen die Pomernern, jenseits der Weichselmündung bis zum Nemen die Porussen (Preußen). Erwähnt wurde bereits, daß Karl der Große gegen die Sorben, Abodriten, Wilzen und andere wendische Stämme an die Grenze des Sachsenlandes Markgrafen setzte und Grenzvesten baute (wie Magdeburg, Erfurt, Halle u.); ferner, daß unter Ludwig dem Frommen die Grenzbut gegen die Wenden in Verfall gerieth, bis Heinrich I. der Vogler ihren Raubausfällen Einhalt that, und nach Eroberung ihrer Hauptveste Brennabor (Brandenburg) die alten Sachsenmarken (Ost- und Nordmark) gegen sie wiederherstellte.

Als die Wenden in der Ostmark gegen die Strenge und Härte des Markgrafen Gero einen allgemeinen Aufstand erhoben, brachte sie Otto der Große zur Unterwerfung und suchte durch das Christenthum (Errichtung von Bistümern, f. §. 96)

ihr starres Heidenthum zu brechen. Allein sie erhoben sich in einem neuen großen Aufstand, vertilgten alle Spuren des Christenthums zwischen Elbe und Oder und setzten noch anderthalb Jahrhunderte lang mit abwechselndem Glück den Widerstand gegen das Christenthum fort. (S. unten §. 119.b.)

Das Christenthum in Mähren und Böhmen. Bei den Mähren und Böhmen förderten in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die beiden eifrigen Glaubensboten Cyrillus und Methodius das Christenthum dadurch, daß sie, obgleich geborene Griechen, das Slavische erlernten, ja sogar das Evangelium in das Slavische übersehten, um es diesen Heiden in ihrer eigenen Sprache verkünden zu können. In Böhmen setzte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts das Werk derselben der fromme und muthige Erzbischof Adalbert von Prag fort und brachte das Evangelium auch den Polen. Als er es auch den heidnischen Preußen bringen wollte, erlitt er (wie oben §. 100 erwähnt) im Sameland den Märtyrertod, worauf dann in Preußen die Mission noch 200 Jahre lang ruhte. (S. unten §. 149.)

105. Wissenschaft und Kunst. Die Wissenschaft, die in den unruhigen Zeiten nach Karls des Großen Tod wieder vernachlässigt wurde, war zwar im Anfang dieses Zeitraums noch vorzugsweise in der Pflege der Klöster und Klosterschulen, gieng aber unter den sächsischen Kaisern, besonders unter den Ottonen, die selbst viel Bildung hatten und sie möglichst förderten, vorzüglich von den Dom- und Stiftsschulen aus, von welchen Corbie (Corvey a. d. Weser), Trier, Köln, Utrecht, Hildesheim, Paderborn und Bremen die vorzüglichsten waren. In diesen Schulen wurde Horaz, Vergil, Sallust, selbst Cicero, Terenz und Seneca gelesen. Im wissenschaftlichen Eifer zeichnete sich besonders die sächsische Geistlichkeit aus, und namentlich giengen die Bischöfe Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim mit anseierndem Beispiele voraus.

Als Geschichtschreiber sind merkwürdig: im Anfang des 10. Jahrhunderts der Abt Regino in Prüm; Wibulind, Mönch im sächsischen Benedictinerkloster Corbie, welcher drei Bücher sächsischer Geschichten schrieb; — im 11. Jahrhundert der Bischof Ditmar von Merseburg, welcher „Zeitbücher der sächsischen Kaiser“ verfaßte; ganz besonders aber der Hersfelder Mönch Lampert von Ashaffenburg, der eine Chronik schrieb, die bis zum Jahre 1077 geht. Eine besondere Erwähnung verdient die Dichterin Roswitha, (Roseweiß) eine gebildete Benedictinernonne von Gandersheim, welche in lateinischer Sprache sechs Schauspiele biblischen Inhalts, auch Elegieen und eine dichterische Lobskrift auf Otto den Großen schrieb; sie starb 980. Die Naturforschung trat noch in der Form der Astrologie und Alchymie auf. Die lateinische Sprache hatte schon im neunten Jahrhundert aufgehört, lebendige Sprache zu sein; doch behielt sie als Kirchensprache den größten Einfluß. In der Ausbildung der deutschen Sprache hat sich der St. Galler Abt Notker wegen seiner Psalmenübersetzung den Dank der Nachwelt verdient. — Im Gebiete der Kunst wurde nur die Baukunst und in dieser der lombardische (oder romanische) Stil gepflegt, der an den Domen zu Speyer, Mainz, Bamberg u. noch zu erkennen ist. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts hat sich die eigenthümlich deutsche, die sogenannte gothische (spitzbogige) Baukunst ausgebildet.

Kap. 21. Die Kaiser aus dem sächsisch-fränkischen Stamme.

1024—1125.

106. Obgleich die Fürsten bereits nach Unabhängigkeit strebten, hatten sie doch noch zu sehr das Bedürfniß nach Einheit, als daß sie ihrem Sondervortheil das Wohl des Ganzen geopfert hätten. Wenn auch Heinrich II. durch seine unverbrochenen Bemühungen das Königthum wieder gestärkt und das Ansehen des deutschen Reichs bedeutend erhöht hatte, so bedurfte es doch nach seinem frühen Tode noch einer wo möglich höhern Kraft, um die wieder angestrebte Größe zu befestigen und zu behaupten. Daher wurde in der großen Versammlung aller deutschen Stämme, welche an beiden Rheinufern zwischen Worms und Mainz zusammenkamen, von den stimm-

berechtigten weltlichen und geistlichen Fürsten nach des verstorbenen Kaisers Rath Konrad der Zweite oder der Salier im Jahre 1024 zum Kaiser gewählt, ein durch große Tugenden ausgezeichnete Sprößling des mächtigen fränkischen Geschlechts.

Dieses Geschlecht hatte sich durch eine Tochter des aus dem rothenburgischen Hause stammenden Kaisers Konrad I. auf den gegen die Ungarn auf dem Velfeld gefallenen lothringischen Konrad (§. 98) und durch dessen Sohn Otto, Herzog von Franken, auf die beiden Enkel desselben (Söhne zweier Brüder), nämlich auf den an Jahren ältern Grafen Konrad von Franken und auf den jüngeren Herzog Konrad von Franken, fortgepflanzt. Als noch die Wahl zwischen diesen beiden schwante, nahm der ältere Konrad den jüngern bei Seite und kam mit ihm überein, daß, um nicht durch Zwietracht die Ehre ihres Stammes und die Einheit des Reiches zu gefährden, jeder von beiden sich dem andern, den die Wahl trafe, unterwerfen wolle. Als bei der Abstimmung die geistlichen Fürsten dem ältern Konrad ihre Stimme gaben, und nun die Reihe des Stimmens an die weltlichen Fürsten kam, war der jüngere Konrad der erste, der seinen ältern Vetter wählte, worauf ihn dieser bei der Hand nahm und ihn neben sich setzte. Da, als auch die übrigen Fürsten beistimmten, brach das ganze Volk in jubelnden Beifall aus.

Konrad stand bereits in vorgerücktem Alter und hatte erst durch seine Heirat mit der noch schönen und geistvollen Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, welcher durch Zufall auf der Jagd umgekommen war, mehr Ansehen unter den deutschen Fürsten erlangt. Sie hieß Gisela, war die Tochter des reichen Herzogs Hermann von Schwaben, hatte nach dem Tode jenes ersten Gatten das genannte Herzogthum für ihren minderjährigen Sohn Ernst verwaltet und machte auch Ansprüche auf die Erbschaft ihres Oheims, des Königs Rudolf III. von Burgund. Eben deswegen war aber Kaiser Heinrich gegen die Verbindung Konrads mit ihr gewesen. Konrad selbst besaß Scharfblick, unbeugbaren Willen, furchtlosen Muth und alle ritterlichen Tugenden und hatte in der Herrscherkunst an seiner Gemahlin eine treffliche Stütze, da sie schon vorher mit Staatsgeschäften vertraut und auch wissenschaftlich gebildet war.

Nach seiner Erwählung erfolgte die Krönung in Mainz. Als ihn auf dem Zuge zur Kirche eine so große Menge Bittender, die ihn um Gerechtigkeit ansprachen, umdrängte, daß die ihn begleitenden Bischöfe darüber unwillig wurden, hörte Konrad die Bittenden ruhig an, indem er zu den Umstehenden sagte: „Gerechtigkeit üben im rechten Augenblick, es sei mir bequem oder nicht, ist die erste meiner Pflichten“. Dieses Wort wurde vom Volke gern gehört, und die darauf folgende Huldigung von allen mit Freuden geleistet. Wäre (sagt sein Lebensbeschreiber) Kaiser Karl der Große im Kaiserornate unter das Volk getreten, kein größerer Jubel hätte ihn empfangen können.“

Da die beiden Herzoge von Lothringen mit Konrads Erwählung nicht zufrieden waren und eine neue Königswahl zu betreiben suchten, so brachte er den Erzbischof von Köln, auf dessen Unterstützung sie gehofft hatten, auf seine Seite, und als sie durch eine Verbindung mit dem Könige von Frankreich zu ihrem Ziele zu kommen trachteten, brachte er sie theils durch Drohungen theils durch Güte zur Unterwerfung.

Bei seinem Königsritze durch die deutschen Gaue und Landschaften fand er bei Fürsten und Stämmen die ehrenvollste Aufnahme, und besonders gelang es ihm, an den Bürgern in den Städten eine stets bereite Stütze zu gewinnen.

Hierauf richtete er seine Sorge auf die äußern Angelegenheiten des Reichs. In dieser Beziehung war es sein erstes, den von seinem Thronvorgänger mit Rudolf III. von Burgund abgeschlossenen Erbvertrag zu erneuern, und als Rudolf nicht darauf eingehen wollte, zwang ihn Konrad dazu durch die Einnahme von Basel, unterstützt von dem kühnen Herzog Gozilo von Niederlothringen, und wandte so die Gefahr ab, daß Burgund an Frankreich fiel.

Als hierauf durch Boleslavs Sohn, Miecislaw II., die Polenmacht

wieder eine große Gefahr für Deutschland zu werden drohte, schloß er, um sie abzuwenden, mit dem mächtigen König Knud von Dänemark einen Freundschafts- und Bundesvertrag, in welchem er diesem die von Kaiser Otto I. eroberte Mark Schleswig zurückgab.

So im Rücken und an den Seiten gedeckt, konnte Konrad an eine Königsfahrt denken, um auch in Italien die Ruhe und Ordnung herzustellen, welche durch die feindliche Stellung der weltlichen Fürsten gegen die früher von Heinrich II. begünstigten Bischöfe gestört war. Gestützt auf letztere, namentlich auf den Erzbischof Aribert von Mailand, der seine Kirche unabhängig zu machen strebte und dazu die Freundschaft des Kaisers bedurfte, erhielt Konrad zu Mailand aus den Händen dieses Erzbischofs die lombardische Krone.

Nachdem er einige Markgrafen gedemüthigt und das trotziges Pavia, sowie auch Toscana unterworfen hatte, zog er ungehindert in Rom ein und erhielt vom Papst Johann XIII. vor einer glänzenden Versammlung geistlicher und weltlicher Großen am 26. März 1027 die römische Kaiserkrone. Diese Krönungsfeier wurde noch besonders durch die Anwesenheit des Königs Knud und des Königs Rudolf III. erhöht, mit denen Kaiser Konrad die eingegangene Verbindung erneuerte.

Seitdem blieb die lombardische und die römische Krone ungetrennt bei den deutschen Kaisern.

Hierauf wandte sich Kaiser Konrad II. mit dem Heere nach Unteritalien, um dort die lombardischen Fürstenthümer dem Reiche zu erhalten. Nachdem sich ihm Benevent, Capua und Salerno theils freiwillig theils gezwungen gebeugt und die Normannen in Apulien von ihm die Bestätigung ihres Besitzthums, ja eine Erweiterung desselben erlangt hatten, kehrte er mit Ruhm nach Deutschland zurück, wo er einen zweifachen Aufstand seines Stiefsohnes, des Herzogs Ernst von Schwaben, der ein näheres Recht auf Burgund zu haben glaubte, unterdrücken mußte.

Herzog Ernst hatte sich mit dem schwäbischen Grafen Werner von Riburg, dem bairischen Grafen Welf und dem Herzog Konrad von Franken zu einer Empörung gegen den Kaiser verbunden und einen Einfall ins Elß und Burgund gemacht. Unverweilt trat der Kaiser strafend auf, durchzog Bayern, belehnte seinen elßjährigen Sohn Heinrich mit dem Herzogthum Bayern, brach Werners feste Burg und beschied Welf und Ernst auf ein Fürstengericht in Ulm. Herzog Ernst erschien und wurde auf die Festung Giebißenstein (bei Halle) gebracht.

Um sich Burgunds noch besser zu versichern, schloß Konrad mit Rudolf III. den Vertrag von Basel, durch den er auch jenem seinem Sohne Heinrich die Anwartschaft auf Burgund verschaffte. Auch ließ er lechtern von den Fürsten zum König von Deutschland wählen und zu Aachen (1028) krönen.

Bald darauf übte er Gnade, indem er den Herzog Konrad und den Grafen Welf ihrer Haft entließ und letzterem seine Güter zurückgab; ja auch den Herzog Ernst entließ er nach zweijähriger Haft auf Gisela's Fürbitten und war eben im Begriff, ihn vor den versammelten Fürsten in sein Herzogthum Schwaben wieder einzusetzen, doch unter der Bedingung, daß er gegen seinen treuesten Freund Werner selbst die Waffen lehre. Da sich aber Ernst nicht dazu verstand, ward er in Acht und Bann erklärt und Schwaben seinem jüngern Bruder Hermann gegeben. Ernst trieb sich mit Werner noch eine Zeit lang plündernd und verheerend im Schwarzwald herum, bis er von einer kaiserlichen Schar umstellt wurde und nebst seinem Freunde Werner im Verzweiflungskampfe fiel. Das deutsche Volk jedoch bewahrte seiner Freundestreue ein lebendiges Gedächtniß und schmückte sie mit Sagen und Wundern aus, welche in Volksbüchern bis auf unsere Tage gekommen sind.

Während der Kaiser sodann die Polen und Böhmen wieder zur Lehenspflicht zurückführte, starb König Rudolf III. von Burgund. Unverweilt zog Konrad, gestützt auf ein Bündniß mit dem neuen König von Frankreich, nach Burgund, bekämpfte dort den Grafen Odo von Champagne, der als Rudolf's Schweftersohn gleichfalls ein Erbrecht auf Burgund behauptete, mit den Waffen und setzte sich zu Peterlingen (Payerne), der damaligen Hauptstadt Hochburgunds, die burgundische Krone auf das Haupt. Ebenso 1033 ließ er sich im folgenden Jahre zu Genf in Niederburgund krönen und huldigen. Seitdem erschien das Königreich Burgund mit dem deutschen Reiche verbunden. Mit Odo von Champagne mußte er aber noch einige Jahre Krieg führen, bis derselbe, mehrmals besiegt, in Vothingen in einer Schlacht fiel.

Das burgundische Reich bestand damals aus dem Bisthum Basel und Malsch-Neuenburg, den Grafschaften Genf und Savoyen, dem Sundgau, der westlichen Schweiz bis an die Aar, den Stadtgebieten von Avignon und Lyon, den Grafschaften Burgund (im engeren Sinn), Benaizin, Provence, Dauphiné und dem Fürstenthum Orange. Die aus dem germanischen und romanischen Elemente fließende Verschiedenheit der Sprache und Sitten der Bewohner dieses burgundischen Reichs ließ eine engere Verschmelzung mit Deutschland nicht zu. Der Kaiser bestätigte den Burgundern ihre alten Rechte und setzte zur Wahrung der seinigen besondere Statthalter ein. Auch bestätigte er in der Folge den sogenannten Gottesfrieden (die Treuga Dei), welchen die Geistlichkeit in Burgund zur Steuerung des Hehdegeistes und Faustrechts eingeführt hatte. Diese wohlthätige Einrichtung wurde später (unter Heinrich III.) auf dem Reichstag zu Gosnik auch für Deutschland geltend gemacht. — Da nämlich die Sitten der Zeit eine völlige Aufhebung des Faustrechts noch nicht zuließen, so wurde in der treuga dei festgesetzt, daß bei Strafe der Acht und des Bannes von Mittwoch bei Sonnenuntergang bis Montag bei Sonnenaufgang, dergleichen an hohen Festtagen und in der Fastenzeit die Waffen ruhen sollten.

Als er zur Abstellung erneuerter Unordnungen einen zweiten Zug nach Italien machte, hielt er zu Parma einen Reichs- und Gerichtstag und untersuchte die Klagen der Valbassoren oder kleinen Vasallen und Astervasallen gegen die sie bedrückenden Capitani oder größern Lehnsträger, insbesondere gegen den oben erwähnten mächtigen Erzbischof Aribert, dem er befahl, alles unrechtmäßig Weggenommene an die Bedrängten herauszugeben. Als er nicht gehorchte, ließ er ihn verhaften. Doch Aribert entkam und vertheidigte sich in Mailand so nachdrücklich, daß der Kaiser die Belagerung aufheben mußte.

Run aber erklärte Konrad 1037 die kleinen Lehen für erblich und gewann so den niedern Lehensadel für das kaiserliche Interesse. Die Vortheile dieser Anordnung, welche die schon früher eigenmächtig errungene Erblichkeit der kleinern Lehen gesetzlich machte, bekam bald auch Deutschland zu genießen. Als der Kaiser zugleich den Erzbischof seiner Würde entsetzte, benutzte dieser den Unwillen der lombardischen Fürsten und Bischöfe über die neue Lehensordnung und stiftete eine Verschwörung gegen den Kaiser. Strenge zwar strafte dieser einen Theil der Schuldigen, aber dem Erzbischof, der sich hinter den Wällen Mailands gegen Acht und Bann schloß, konnte er nicht beikommen.

Ohne Rom zu berühren, zog Kaiser Konrad nach Unteritalien, wo der Gewaltthätigkeit des Fürsten von Capua ein Ziel setzte und dessen Gebiet mit dem von Salerno vereinigte, sodann zur Sicherung dieser Anordnung die normannische Mark daselbst verstärkte. Nach Oberitalien

zurückgekehrt, wohnte der Kaiser den Festen bei, welche ihm zu Ehren der reiche und mächtige Markgraf Bonifacius von Tuscan (Toscana) gab; denn der Kaiser hatte diesen Fürsten dadurch an sich gefesselt, daß er ihm seine Verwandte Beatrix, die Erbin von Oberlothringen, vermählte. Aber während der Feste brach eine Seuche aus, welche einen Theil des deutschen Heeres, zwei Herzoge und viele Edle, ja selbst die junge Gemahlin des Kaisersohnes, Gunhild, Tochter des Dänenkönigs Knud, dahinraffte und auch in Konrad selbst den Keim des Todes legte. Er brach sogleich nach Deutschland auf und ließ in Burgund seinen Sohn zum König wählen; aber eben als er mit ihm zu Utrecht mit großer Pracht das Pfingstfest gefeiert hatte starb er am 4. Juni 1039 im 60. Jahre seines Lebens. Er wurde zu Speyer begraben, zu dessen Dom er (1030) den Grund gelegt hatte.

1039 107. Auf Konrad II., der die Macht des deutschen Königthums bedeutend gehoben und dem Reiche die weiteste Ausdehnung gegeben hatte, folgte sein Sohn Heinrich der Dritte oder der Schwarze, ein Mann von kräftigem Geiste und gewaltigem Herrschertwillen, der das von seinem Vater angebahnte Ziel einer unumschränkten königlichen Machtvollkommenheit zu verfolgen suchte, und bei längerem Leben es vielleicht durch völlige Abschaffung der Herzogsmacht erreicht hätte.

Er vergab nach Willkür die großen Lehen, behandelte Franken als sein Erbland, ließ Kärnthen, Schwaben und Bayern lange unbesezt und machte sie dann durch Einsetzung nicht-einheimischer Fürsten von sich abhängig, so daß er bereits in unbeschränkter Weise Süddeutschland, Italien und Burgund beherrschte. Das Murren der unzufriedenen Großen achtete er nicht; sie mußten sogar seinem noch in der Wiege liegenden Sohne hulldigen. Die abgefallenen Böhmen, deren hochstrebender Herzog Bretislav in Polen eingefallen war und ein slavisches Gesamtreich stiften wollte, brachte er wieder zum Gehorsam, indem er ihn zwang, alle seine Eroberungen herauszugeben und persönlich im Büßergewande vor dem Kaiser in Regensburg zu erscheinen.

1044 Eben so mußten die Ungarn, deren König Peter von Samuel Ab dem Haupt einer Gegenpartei, vertrieben und zum Kaiser geflohen war, die Macht der Deutschen fühlen. Heinrich III. unternahm drei Feldzüge gegen sie und brachte ihnen zuletzt in der Schlacht an der Raab eine solche Niederlage bei, daß er mit seinen Deutschen triumphierend in der Krönungsstadt Stuhlweissenburg einzog und den König Peter in seinem Beise krönen ließ. Die Ungarn erkannten dabei den deutschen König als ihren Lehensherrn an.

Um das burgundische Reich desto fester an das deutsche zu knüpfen und zugleich auf das damals sehr zerrüttete Frankreich Einfluß zu gewinnen, vermählte er sich (in zweiter Ehe) mit Agnes von Poitiers, der Tochter des mächtigen Herzogs Wilhelm des Großen von Aquitanien. Um diese Thatrat er den Bestrebungen der von dem berühmten Abt Odilo von Clug geleiteten Congregation der Cluniacenser (mit der auch Heinrich in genauer Verbindung gestanden hatte) näher und erließ ein allgemeines Friedensedict, in welchem er seinen Feinden Frieden bot, um allen Th den im Reiche ein Ziel zu setzen.

Seine aufrichtige Frömmigkeit bewies er auch darin, daß er nach jedem Sieg auf dem Schlachtfelde die Kniee im Gebet beugte und mit seinen Kriegeren dankend von Kirche zu Kirche zog; ferner daß er bei jeder Reichshandlung seine Krone nicht eher auf das Haupt setzte, bevor er gebeichtet und Buße gethan; ja daß er, der gewaltige Kriegsfürst, sogar seinen Rücken der beichtväterlichen Geißelung darreichte, mit welcher im Sinne jener Zeit die Bußübungen verbunden waren.

Ungeachtet dieser seiner asketischen Gesinnung durfte weder die genannte Congregation, noch der Papst der Unabhängigkeit seines Willens zu nahe treten. Was er für die Kirche that, geschah aus seiner innersten Ueberzeugung; denn ihm war die Reinigung und Besserung derselben gleichbedeutend mit der Machtbestrebung des Königthums. Daher richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Wiederherstellung des allgemeinen Kirchenfriedens, der durch ein ärgerliches Schisma (d. i. eine Spaltung der Kirche unter mehreren gleichzeitigen Päpsten) gestört war. Herrschte auch in Italien schon durch sein Wort äußere Ruhe, so war daselbst doch durch die eingerissene Simonie, d. i. Erwerbung geistlicher Aemter durch Kauf oder Bestechung (so benannt nach Simon dem Magier in Apostg. 8, 7—24) und durch den bei den meisten Klerikern im Schwange gehenden Nicolaitismus (d. i. Hang zur Fleischeslust), besonders in Rom, die Kirche in greuliche Zerrüttung gerathen.

Doch wie die weltlichen und geistlichen Großen des Reichs sich dem Willen ihres Königs fügen mußten, so bekamen auch die Päpste seine Obergewalt zu fühlen, und die durch einen entarteten Klerus entwürdigte Kirche sollte von ihm eine Verbesserung empfangen. Er ließ die damals vorhandenen drei schismatischen Päpste — und zwar zwei davon (Silvester III. und Gregor VI.) durch die Synode von Sutri, den dritten (Benedict IX.) durch eine Synode in Rom — absetzen, und als die Römer ihn aufforderten, selbst einen würdigen Papst zu ernennen, wählte er, um die Einmischung der römischen Adelsparteien in die Papstwahl zu verhindern und eine strengere Kirchenzucht zurückzuführen, einen Deutschen, seinen frommen Lehrer, den Bischof Suidger von Bamberg, der sich nach seiner Stuhlbesteigung den Namen Clemens II. gab. Von diesem ließ er sich dann in Rom am Weihnachtstage 1046 mit seiner Gemahlin die römische Krone ertheilen, von den Römern aber das eidliche Versprechen geben, künftig keinen Papst ohne des Kaisers Bestätigung zu wählen. Und so mächtig war der Wille dieses Kaisers, daß nachher auf seinen Vorschlag noch dreimal würdige Deutsche (darunter ein Verwandter des Kaisers, Bischof Brun von Toul, als Leo IX.) zu Päpsten gewählt wurden, durch deren Bemühungen die tief gesunkene Kirche sich allmählich aus ihrem Verfall hob.

Auf diesem Römerzuge gab er auch in Unteritalien seinen dortigen lombardischen Vasallen die oberhoheitliche Macht empfindlich zu erkennen und kräftigte den Normannen, deren Herrschaft unter den zwölf tapfern Söhnen des französischen Ritters Tancred von Hauteville sich zu einer Grafschaft erhoben hatte, ihre Ausbreitung über Apulien, weil er hoffte, durch sie sowohl die Griechen als auch die Päpste in Schranken halten zu können. (§. 111).

Aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, fuhr er fort, die Herzogtümer nach Gefallen zu vergeben. So versagte er dem Herzog Welf die Herzogswürde in Schwaben, die er dem Markgrafen Otto, einem Baben-

berger, gab, befehnte dagegen jenen mit Kärnthen, nachdem er Steyermart und Krain davon getrennt hatte; erteilte Oberlothringen an den Grafen Adalbert vom Elsenzgau, und als Gottfried der Bärtige von Niederlothringen, der auch Oberlothringen an sich reißen wollte, sich empörte und jenen Adalbert aus einem Hinterhalte erschlug, ächtete er ihn und gab sein Herzogthum einem Verwandten des Erschlagenen; als er sich aber demüthigte, setzte er ihn wieder ein, behielt ihn aber in strenger Obhut. — Er ließ Bayern zwei Jahre lang unbesetzt und gab es dann dem Grafen Konrad von Zülpfen, strafte ihn aber nachher wegen Ungehorsams mit Absetzung und gab nun dieses Herzogthum seinem eigenen dreijährigen Sohne Heinrich, den er ein Jahr darauf (1054) zum deutschen König krönen ließ, worauf er Bayern seinem zweijährigen Sohne Konrad, und als dieser starb, seiner eigenen Gemahlin Agnes verlieh.

Die wieder vom Reiche abgefallenen Ungarn aber, welche den König Peter trieben und sich an dem Arpaden Andreas einen neuen König gegeben hatten, konnte der Kaiser, ungeachtet eines zweimaligen Feldzuges gegen sie, nicht zum Gehorsam zurückbringen.

Im Jahre 1055 machte er einen zweiten Zug nach Italien; wo der obenerwähnte unruhige Herzog Gottfried der Bärtige, der sich vor ihm dahin geflüchtet hatte, durch eine Heirat mit Beatriz, der Wittve des oben §. 106 erwähnten mächtigen Markgrafen von Tuscien, diese Markgrafschaft an sich gebracht und sich dadurch wieder eine Macht geschaffen hatte, die dem Kaiser gefährlich werden konnte. Da nun Kaiser Heinrich die lombardischen Großen theils mit Ernst theils mit Huld behandelte und auch Toscana ihn willig aufnahm, so wich Gottfried aus Italien und ließ seine Gemahlin Beatriz und deren Tochter Mathilde in der Gewalt des Kaisers, der beide mit sich nach Deutschland nahm und Toscana dem Papste Victor zur Verwaltung übergab.

Weil aber Gottfried wieder Unruhen an der deutschen Nordwestgrenze anzettelte, und zu befürchten war, König Heinrich I. von Frankreich möchte den Aufständischen unterstützen, so hielt Kaiser Heinrich mit letzterem 1056 eine Zusammenkunft in Poiss bei Meß, um sich mit ihm zu verständigen. Diese gab dem Kaiser Gelegenheit, sich den Franzosen in seiner Kraft und Würde zu zeigen; denn da der französische König sich zu der Aeußerung erdreistete, die Deutschen hätten Lothringen einst mit List an sich gebracht, warf ihm Kaiser Heinrich den Fehdehandschuh vor die Füße, worauf jener, um dem Zweikampfe auszuweichen, noch in der Nacht sich über die Grenze machte und so den Deutschen Anlaß gab, sich der Ritterlichkeit ihres Kaisers zu freuen. Hierauf unterwarf sich Gottfried dem Kaiser und erhielt auf seine Bitte um Verzeihung seine deutschen Privatgüter samt seiner Gemahlin zurück.

Als Kaiser Heinrich in dem gleichen Jahre zu Goslar, wo er sich ein Schloß erbaut hatte, den Besuch des Papstes Victor empfing und beide sich nach der kaiserlichen Pfalz Bodseld begaben, um weitere Pläne für Kirche und Staat zu besprechen, erkrankte der Kaiser und starb am 5. Octbr. in der Blüte der vollsten Manneskraft (39 Jahre alt), nachdem er von den an sein Lager geeilten weltlichen und geistlichen Fürsten die wiederholte Anerkennung der Nachfolge seines Sohnes erlangt hatte. Unter Heinrich III. hatte das deutsche Reich seine größte Ausdehnung, indem es Deutschland

Burgund, die Lombardei, Böhmen und Polen umfaßte und sich von der Rhone bis zur Aluta und zum Bug erstreckte. Durch ihn hatte das Kaiserthum den Gipfel der Macht erreicht. Hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht die königliche Macht zu einer unbeschränkten, ja erblichen gemacht und somit den Geschicken Deutschlands eine andere Richtung gegeben haben. Sein Tod war durch den nun eintretenden Umschwung aller Verhältnisse in Kirche und Staat „ein Weltereigniß“.

108. Je strenger Heinrich III. die ihm und dem Kaiserthum feindseligen Kräfte niedergehalten hatte, desto freieren Spielraum erhielten diese durch seinen Tod und durch die nun eintretende Vormundschaft, unter welcher **Heinrich der Vierte**, sein erst fünfjähriger, schon als dreijähriges Kind gekrönter Sohn, gestellt wurde. Anfangs führte die Kaiserin Agnes, seine fromme und verständige Mutter, unter dem Beirath des Bischofs von Augsburg und des Erzbischofs von Ravenna, die Regierung. Zu schwach indes, den Herrscherplan ihres Gatten, die Vereinigung der Herzogthümer mit der Krone, zu verfolgen und die Großen in der bisherigen Abhängigkeit zu erhalten, konnte sie nicht hindern, daß viele unter ihnen, geistliche wie weltliche, nicht zufrieden, wieder mehr Selbständigkeit erlangt zu haben, darauf ausgingen, sich über einander emporzuschwingen und an Macht und Besitz zu wachsen. Wer nicht durch die Gunst des Hofes emporkommen konnte, versuchte es mit Waffengewalt: es entstanden Parteiungen und Fehden, und da keine feste Hand die Ruhestörer unterdrückte, so „verlor das Reich seine Schrecken.“ Dazu gewährte die Kaiserin-Mutter mit Kummer, daß sich ein Theil der deutschen Bischöfe von ihrem Hofe abwandte und auch der lombardische Clerus, ja selbst der päpstliche Stuhl anfieng, eine gegenkaiserliche Stellung einzunehmen.

Sie suchte daher sich zunächst dadurch Stützen zu verschaffen, daß sie unbefest gebliebene oder erledigte Herzogthümer wieder verlieh. So gab sie dem Lothringer Gottfried den Bärtigen Toscana wieder, dazu Spoleto mit der Mark Camerino und machte ihn zum kaiserlichen Statthalter in Italien; den Sohn desselben, Gottfried den Rudigen, Gemahl der Mathilde von Toscana, belehnte sie mit Oberlothringen; sie gab Schwaben und einen Theil von Burgund dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, dem Gemahle ihrer von ihm entführten Tochter, Kärnten mit der Markgrafschaft Verona dem Grafen Berchtold von Zähringen, und ihr eignes Herzogthum Bayern dem reichbegüterten, tapfern und klugen, aber ehrgeizigen Grafen Otto von Nordheim (so benannt von seinem Stammsitz in der Nähe von Göttingen), der mit dem mächtigen Hause der Billunger verwandt war. Um dem Erzbischof Hanno von Köln, einem durch seinen strengen Glaubenseifer und rücksichtslosen Herrschersinn unter allen Fürsten hervorragenden Mann, der in seinem Emporkömmlingsstolz sich vom Hofe ziemlich fern hielt, gefällig zu sein, gab sie auf seinen Wunsch einem Freunde desselben das Bisthum Bamberg, einem seiner Neffen das Bisthum Halberstadt.

Deffnungsgachtet täuschte sie sich in vielen dieser Fürsten. Ein Theil der angesehensten trat in der Absicht zusammen, sich dem Dienst der Kaiserin und ihres Beiraths zu entziehen und die Reichsverwesung in andere Hände

zu geben. An der Spitze dieser Unzufriedenen stand der eben genannte Hanno von Köln, der im Einverständniß mit dem Grafen Otto von Nordheim, welchen nicht lange zuvor die Kaiserin zum Herzog von Bayern erhoben hatte, und mit dem jungen, ehrgeizigen Grafen Eßbert von Braunschweig (nachmaligen Markgrafen von Meißen) den Plan faßte, den jungen Kaiser durch einen Gewaltstreich seiner Mutter zu entreißen und in seinem Namen das Regiment zu führen. Der listig angelegte Plan glückte.

Während nämlich die Kaiserin Agnes mit ihrem zwölfjährigen Sohne und einem geringen Gefolge nach dem Osterfeste (1062) im jetzigen Kaiserswerth am Rhein ihr Hoflager hielt, erschienen eines Tages jene drei Fürsten mit zahlreichem Gefolge zu einem Besuche. Nach der Tafel, bei welcher der Wein reichlich gespendet worden war, beredete der Erzbischof Hanno den jungen Heinrich, sich das neue schöne Schiff anzusehen, auf dem er von Köln herausgefahren war. Kaum hatte der Königssohn mit den Gästen und ihrem Gefolge das Schiff bestiegen, als es vom Lande stieß und rheinwärts fuhr. Erschrocken, von seiner Mutter getrennt zu sein, sprang er, heftig und herzhast, wie er war, in den Rhein und wäre ertrunken, wenn ihm nicht Graf Eßbert nachgesprungen wäre, um ihn zu retten. Mit Mühe brachte man den Widerstrebenden auf das Schiff zurück und suchte ihn mit Schmeicheleiden zu beruhigen. Inzwischen hatte die untröstliche Mutter alles aufgeboten, ihren Sohn wieder zu erhalten; selbst das Landvolk lief auf beiden Flußufern den Königsräubern unter Verwünschungen nach, um die That zu hindern. Allein das Schiff entchwand bald den Augen und trug seine Beute nach Köln.

Als bald berief Hanno eine Fürstenversammlung, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, daß die Vormundschaft über den König samt der Reichsverweisung auf die Gesamtheit der Bischöfe übergehen und unter denselben von demjenigen ausgeübt werden sollte, in dessen Sprengel der König Hof halte.

Da erkannte die Kaiserin Agnes, daß es keine Hilfe mehr für sie gebe; sie legte daher, ohne einen Versuch zum Widerstand, die Regentschaft nieder und zog sich anfangs auf ihre Güter und dann nach Italien zurück, erschien wohl auch noch mehrmals am Hofe ihres Sohnes wieder, ohne jedoch einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Reichsgeschäfte zu haben.

Obgleich Hanno sich auf die alleinige Regentschaft Rechnung gemacht hatte und ihm also jener Fürstenbeschluß nicht ganz zu Sinne war, so zweifelte er doch nicht, daß man ihm vorzugsweise die Regierung überlassen werde, deren Ziel dahin gieng, das Königthum durch die Fürstenmacht zu beschränken. Daher sah man den Erzbischof oder seine Vertrauten meist in der Nähe des jungen Königs, dessen Launen und Reigungen er mit strengem Ernst, oft selbst mit schonungsloser Härte entgegentrat.

Als sich jedoch binnen einem Jahre das Gesamtregiment der Bischöfe durch ihre beständigen Spaltungen unter einander als unfähig erwies, so übergab eine neue Fürstenversammlung die Regentschaft dem Erzbischof Hanno und dem Erzbischof Adalbert von Bremen. Aber diese zwei Reichsregenten waren im Charakter und Streben einander völlig entgegengesetzt. Während Hanno seine hohe Stellung seiner eigenen Kraft und Anstrengung und seiner Klugheit im Umgang mit seines Gleichen und selbst gegen Niedrige zu danken hatte, dabei aber gegen Höhere stolz und hochmüthig, daher auch dem höfischen Kreise abgeneigt war und keinen Widerspruch ertrug, stand Adalbert durch hohe Geburt (aus dem in Norddeutschland mächtigen Geschlechte der Markgrafen von Wettin), durch Geist und seine Bildung und durch stete Hofgunst bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen, war aber dabe

eitel, hochfahrend gegen Gleiche, leidenschaftlich, ja hart gegen Niedere und Untergebene, im Zorn wie „ein Löwe“, durch Schmeichelei lenksam wie „ein Lamm“, daher meist von Schmeichlern umgeben und gegen sie verschwenderisch, im übrigen der Krone unbedingt ergeben und darauf ausgehend, dem Königthum die Gewalt über die Fürsten zu erhalten.

Adalbert hatte schon am Hofe Heinrichs III. eine einflußreiche Stellung gehabt und die während der Regentschaft der Kaiserin beibehalten. Denn am Kaiser suchte er einen Anhalt gegen seine Hauptgegner, die sächsischen Fürsten weltlichen und geistlichen Standes aus dem Hause der Billunger, welche seinen Sprengel allerdings auf's gewaltsamste bedrängten und seinem Streben nach dem geistlichen Primat in Norddeutschland, insbesondere seiner Absicht, Bremen zu einer glänzenden Metropole zu machen, in jeder Weise entgegen waren. Raum konnte er sich, da sie weder seinen Vann noch das Wort der Kaiserin achteten, durch schwere Opfer an Leben vor einem Theile von ihnen Ruhe verschaffen. Daher sein Haß gegen das sächsische Haus und sein Bestreben, die Krone von der Knechtschaft der Fürsten überhaupt zu befreien, in welche Hanno sie gebracht hatte.

So standen denn die beiden Führer des jungen Königs im schroffsten Gegensatz, und nur darin waren sie sich gleich, daß beide vor allem ihre Erzbisthümer (namentlich durch Erwerbung von Grafschaften) zur höchsten Bedeutung zu erheben suchten; ferner daß sie die Pflichten ihres bischöflichen Amtes mit Würde und eifriger Devotion verrichteten, wenn auch Adalbert seinen Anhängern rauschende Genüsse zu bereiten liebte.

Uebrigens stärkte sich das Reich unter ihrer Doppelregierung einigermaßen. Man machte einen glücklichen Feldzug gegen die Ungarn, in welchem der junge König, von Adalbert begleitet, durch die Tapferkeit Otto's von Nordheim den König Bela, der den König Salomo vertrieben hatte, besiegte, letztern wieder auf seinen Thron zurückführte und von ihm die Lehenshuldigung erhielt. Dieses Ereigniß mehrte den Ruhm Otto's, aber auch das Ansehen Adalberts, dem der König wegen seiner Geschmeidigkeit und Gefälligkeit seine ganze Zuneigung schenkte, während er Hanno haßte.

Als bald darauf, in Folge der Wahl des Papstes Alexander II. und seines Kampfes mit seinem schismatischen Gegner, es nöthig wurde, daß auch das deutsche Episcopat sein Gewicht in die Waagschale legte, und Hanno, als Reichserzkanzler von Italien, zu einem von ihm veranstalteten und nach Mantua ausgeschriebenen allgemeinen Concil (1064) reiste, blieb Adalbert zur Besorgung der deutschen Reichsgeschäfte beim Könige zurück und benützte die auch bis ins folgende Jahr noch dauernde Abwesenheit Hanno's, seinen Einfluß auf den König zu vermehren und ihn durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit gegen seine Gelüste ganz für sich einzunehmen.

Um dann Hanno's Einfluß vollends zu nichte zu machen, ließ Adalbert im März den erst 15jährigen Heinrich für mündig erklären, was durch **1065** die Ceremonie der Wehrhaftmachung geschah. Auch Heinrich war froh, von dem frühern lästigen Zuchtmeister ganz befreit zu sein, dem er jenen Tag von Kaiserswerth, an dem er ihn seiner Mutter entrißen hatte, niemals vergessen konnte.

Die Regentschaft hatte nun ein Ende: Hanno konnte nach seiner Rückkehr aus Italien nicht mehr aufkommen und mußte den mündig gemachten König ganz seinem Nebenbuhler überlassen, der unter den königlichen Rathgebern fortan die erste Stelle einnahm und sich beständig um ihn am Hofe zu Goslar aufhielt, um jeden andern Einfluß zu verdrängen.

Da viele Stimmen in Deutschland und Italien zur Schlichtung der italienischen Wirren das Einschreiten des Kaisers verlangten und der junge Hein-

rich selbst nach einer Romfahrt begierig war, um sich die Kaiserkrone zu holen, wußte Adalbert den schon auf den Mai 1065 anberaumten Zug, zu dem selbst Hanno gerathen und gerüstet hatte, auf den Herbst zu verschieben, weil er besorgte, daß in Italien der Einfluß Hanno's und des dortigen kaiserlichen Statthalters, Gottfried von Tuscan, steigen möchte. Auch der Papst wünschte die Romfahrt nicht, welche denn auch nicht zu Stande kam. Es zeigte sich in der Folge, daß die völlige Einstellung dieses Zuges dem Kaiserthum unberechenbaren Schaden zugefügt hat.

Nun erst hatte Adalbert den König ganz in der Hand, und fortan trat des Mannes Eitelkeit, Herrschsucht und Habgier vollends zu Tage.

Nur auf den Glanz und Reichthum seiner Bremer Kirche bedacht, verwandte er ihre reichen Einkünfte allerdings einestheils zu Missionen unter den Slaven, größtentheils aber zu den kostbarsten Bauten und andern stolzen Unternehmungen, ohne daß davon etwas seinen Domherren, die fast darben, oder dem Volke in seinem Sprengel, das durch Steuern erdrückt wurde, zu Gute kam. Die königliche Gunst mißbrauchend, verschenkte er bald an diesen, bald an jenen Fürsten Abteien, um desto leichter selbst zum Besitze der reichsten Abteien Lorsch und Corvey (Corbie) zu gelangen, und als die Abte daselbst sich von ihm auch nicht mit Waffen vertreiben ließen, ließ er sich vom Könige andere Schenkungen machen.

Am Hofe des Königs zu Goslar lebte er, umgeben von Schmeichlern und Schmarozkern, herrlich und in Freuden, und ließ den Vergnügungen des heißblütigen Jünglings jeden Zügel, so daß derselbe bei seinem freien Umgang mit Jugendgenossen, ungehemmt und ungewarnt, in Ausschweifungen verfiel, die zwar nachher vom Gerichte maßlos übertrieben wurden, doch nicht ohne Grund allgemeines Aergerniß gaben.

Seine Willkür und Härte erschien vornehmlich dem sächsischen Volke am Harz unerträglich, das der jahrelangen Lieferungen und Lasten für den königlichen Hof müde wurde, und dessen Herzog die drückende Zurücksetzung hart empfand, die er dem Könige gegen ihn und sein Geschlecht einflößte.

Endlich erregte der Mißbrauch, den der Erzbischof mit dem Namen des Königs trieb, den Unwillen der höchsten Reichsfürsten in dem Grade, daß sie sich über seinen Sturz beriethen und bei einer Fürsterversammlung zu Tribur, bei der vorzüglich der Erzbischof Hanno von Köln, der Erzbischof Siegfried von Mainz, die Herzoge Otto von Bayern, Berchtold von Kärnten und Rudolf von Schwaben das Wort führten, dem Könige erklärten, daß sie einen andern König wählen würden, wenn er nicht Adalbert vom Hofe und von den Reichsgeschäften entfernte.

1066

Vergebens sträubte sich der König; sein Rathgeber mußte sich schimpflich noch in der Nacht aus Tribur entfernen und zog sich nach Bremen zurück. Hierauf wurde der König aufs neue unter die Bevormundung der Fürsten gestellt. Obgleich die Erzbischöfe von der Führung der Reichsgeschäfte ausgeschlossen sein sollten, hatte doch Hanno den hauptsächlichsten Einfluß auf dieselben.

Der schmachvolle Zwang, dem sich Heinrich unterworfen fühlte, erfüllte sein von Natur aus feuriges und offenes Gemüth mit der größten Erbitterung und Verachtung, insbesondere gegen diejenigen Bischöfe und Fürsten, die vorher bei ihm nur ihren eigenen Vortheil gesucht hatten und doch stets ihre Treue brachen. Aber er war zu ohnmächtig und mußte gewähren lassen, ward in Folge dessen mißtraulich und neigte „zur Verschlagenheit“. Um ihn zu einem häuslich geordneten Leben zu vermögen, zwangen sie ihn, sich

mit Bertha, der Tochter des verstorbenen Markgrafen von Susa, mit der ihn sein Vater schon zehn Jahre zuvor verlobt hatte, zu vermählen. Obgleich er ihre Vorzüge bemerkte und sie ihn liebte, hielt er sich doch von der ihm ausgedienten Gattin gänzlich entfernt.

Dem Erzbischof gieng es in Bremen schlimm: Magnus, Sohn des noch regierenden sächsischen Herzogs Ordulf, ließ an dem Gestürzten seine Rache aus: er fiel verheerend in dessen Diocese ein und belagerte ihn in Bremen, so daß Adalbert abermals fliehen und sich ein halbes Jahr lang versteckt halten mußte. So viel Mißgeschick machte ihn nur unleidlicher, und mit Ungeduld hoffte er auf eine Wiederherstellung seines vorigen Glücks, an der er nicht zweifelte.

Um dieselbe Zeit war in Italien der päpstliche Stuhl von den Normannen bedrängt und lud selbst, um sich zu halten, den deutschen Kaiser zu einer Komfsahrt ein. Heinrich, voll Begierde, dem Kaiserthum dort wieder Ansehen zu verschaffen und sich die römische Krone zu holen, rüstete bereits; allein Gottfried (von Tuscanen), eifersüchtig auf seine Stellung in Italien, bereitete das Unternehmen dadurch, daß er einen Frieden mit den Normannen unterhandelte, worauf der Papst kein weiteres Verlangen nach deutscher Hilfe bezeugte. Daher richtete der König gegen die abgefallenen Wenden seine Waffen, ohne bedeutenden Erfolg zu haben. Glücklicher dagegen war er in Bekämpfung eines thüringischen Aufstandes.

Als allmählich Heinrich sich etwas selbständiger fühlte, erklärte er den Fürsten, daß er sich von seiner Gemahlin Bertha scheiden lassen wolle; allein hierin fand er nicht nur bei den Fürsten sondern auch bei dem päpstlichen Stuhle den entschiedensten Widerstand. Er stand daher von seinem Vorhaben ab und überwand seine Abneigung gegen Bertha; ja er vereinigte sich jetzt mit ihr und sollte später im Unglück den Werth ihrer Treue noch besser erkennen. Da inzwischen der Erzbischof Hanno, samt dem Erzbischof von Mainz, um der Simonie willen eine große Demüthigung von dem Papst und den Cardinälen erfuhr, und sein schon länger her wankendes Ansehen dadurch sehr abnahm, so sah sich König Heinrich in einer freieren Lage und rief ungehindert seinen alten Günstling Adalbert an seinen Hof zurück, an welchem derselbe wieder, wenn auch mit mehr Vorsicht, die wichtigsten Geschäfte übernahm, im übrigen aber nach seinen früheren Grundsätzen verfuhr und sich besonders an dem sächsischen Fürstenhause zu rächen suchte.

Da Hanno nicht mehr zu fürchten war, so lehrte sich des Königs Sinn wider den mächtigen Bayernherzog Otto von Nordheim, dem er gleichfalls den Tag von Kaiserswerth nicht vergessen konnte, zumal derselbe sich auch bei andern Gelegenheiten der Untreue und Undankbarkeit verdächtig gemacht hatte. Er erklärte ihn auf einen neuen, jedoch unerwiesenen Verdacht hin, als trachte derselbe ihm nach dem Leben, in die Acht, nahm ihm das Herzogthum Bayern und gab es (1070) dem Sohne des Markgrafen von Este, Welf IV., der in Bayern als Welf I. der Stammvater der jüngern welfisch-estensischen Linie wurde.

Otto hatte in seinem Ehrgeiz Handlungen begangen, die ihm am Hofe den von Heinrichs Umgebungen genährten Verdacht zuzogen, als strebe er sogar nach der Krone. Der Ermordung eines Getreuen des Königs wurde die Absicht unterlegt, als habe der Anschlag dem Kaiser gegolten und sei von Otto ausgegangen. Der Verdacht schien gegründet, als ein, übrigens übelberühmter Ritter, Namens Egin o, mit der Behauptung auftrat, Otto selbst habe ihm den Voth zur Ermordung des Kaisers gegeben. Otto, vom König auf einem Fürstentage zur Rede gestellt, erklärte, den ihm vorge-

fährten Ankläger nie geſehen zu haben. Egino berief ſich auf ein Gottesurtheil, und der Kaiſer ſetzte dazu einen Termin an, an welchem ſich der Herzog in Goslar zum Zweikampf mit Egino ſtellen ſollte. Otto war hiezu bereit und verlangte vom König ſicheres Geleit nach Goslar. Da ihm dieſes verweigert wurde, entzog er ſich dem Zweikampf, den ohnedies viele, einem Menſchen wie Egino gegenüber, nicht billigten. Der König verhängte nun durch einen Spruch ſächſiſcher Fürſten die oben erwähnte Strafe über ihn, ließ ſeine ſächſiſchen Privatgüter verwiſten und zwang die Verwandten deſſelben zur Stellung von Geiſeln. Otto vergalt durch Verheerung der königlichen Kammergüter, ſchlug die Thüringer, die ihm Einhalt thun wollten, und ſand zuletzt Schuß bei dem Herzog Magnus, dem Sohne des noch lebenden Sachſenherzogs Erduſt. Als zuletzt der König ſelbſt gegen ihn auszog, kam es zu einem Waffenſtillſtand und Austrag, demgemäß Otto der Acht entledigt wurde und auf Erzbischof Adalberts Verwendung wenigſtens ſeine Allodien wieder bekam, aber ſich mit Magnus zur Haft ſtellen mußte.

Dieſe Demüthigung Otto's, des vornehmſten unter den weltlichen Reichsfürſten, war ein Triumph für den nun 20jährigen Heinrich, der, mehr und mehr das Blut ſeiner Ahnen in ſich fühlend, immer begieriger darauf ausging, ſich die Fürſtenmacht zu unterwerfen und zunächſt die unruhigen Sachſen zu demüthigen, die ſeit dem Tode ſeines Vaters jeden Aufſtand unterſtützt hatten. Die Sachſen dagegen empfanden den Druck, der auf ihnen dadurch laſtete, daß der König den Sitz ſeiner Macht vorzüglich in ihr Land verlegt hatte, mit dem größten Widerwillen. Derſelbe wuchs noch dadurch, daß ihr Herzog Magnus noch immer in Haft gehalten wurde. Ihr Widerſtreben, welches mehrmals bis zur Verweigerung der Lieſerung für den Unterhalt des Hofes gieng, reizte anderſeits des Königs leidenschaftliche Hitze, welche vom Erzbischof Adalbert bis zur Härte geſteigert wurde.

Da auch ſeine übrigen Räthe, die er aus ſeinen Jagd- und Luſtgenossen nahm, durch Gewaltthätigkeiten das ſächſiſche Volk zu Klagen reizten und durch Stolz und Uebermuth die ſächſiſchen Fürſten beleidigten, ſo mieden nicht nur dieſe, ſondern auch andere Große des Reichs, darunter ſelbſt des Königs Schwager, Herzog Rudolf von Schwaben, ſeinen Hof; denn jeder befürchtete für ſich ein ähnliches Schickſal wie Otto. Ja es bildete ſich um Rudolf eine gegen den König gerichtete Vereinigung von Fürſten, während die Gährung im Volke zunahm, das mit Furcht und Schreden die vielen feſten Burgen, die der König in allen Landestheilen hatte bauen laſſen, beſonders die gewaltige Harzburg ſah. Dieſe lag auf dem Sachſenberg bei Goslar, und den innern Raum deſſelben hatte der König mit einem herrlichen Palaſt und einem reichen Kloſter geſchmückt. Kein Wunder, wenn das Volk gerade dieſe Feſtung für eine gegen ſeine Freiheit gerichtete Zwingburg hielt, zumal er zur Beſatzung deſſelben, ſo wie aller ſeiner übrigen Burgen, keine Sachſen, ſondern nur Franken nahm.

Während Heinrich durch ſein entſchiedenes Auftreten gegen das unruhige Flandern, ſo wie auch gegen die Abſichten der Polen auf Ungarn und Böhmen den Königsnamen zu erhöhen ſuchte, ſtarb am 16. März 1072 Erzbischof Adalbert, der, ungeachtet ſeiner hereingebrochenen Alters- und Leibesſchwäche, bis zum letzten Augenblick die wichtigſten Geſchäfte des Reichs mit dem Könige berathen hatte. In ihm verlor der König ſeinen treueſten Anhänger, aber auch den ſchuldigſten ſeiner üblen Berather.

Sogleich traten die verbundenen Reichsfürſten zuſammen und nöthigten den König, den Erzbischof Hanno wieder zum Reichsgehilfen zu nehmen, der ſich freute, dadurch wieder zu Anſehen zu kommen, und alſobald mit der

ihm eigenen Kraft und Strenge dem Könige sowohl als allen denjenigen Herren entgegentrat, die sich Gewaltthätigkeiten und Erpressungen erlaubten. Ihm hatte Otto von Nordheim es zu danken, daß er wieder seiner Haft entlassen und sein Ankläger Eginno wegen Landesfriedensbruch in Fesseln gelegt wurde. Auf Hanno's Betrieb und auf Bitten der aus Italien herbeikommenden Kaiserin-Mutter versöhnte sich der König wieder mit Rudolf von Schwaben, und es schienen die Dinge am Hofe eine andere Wendung zu nehmen.

Alein der König fuhr, dem alten Plane seines Hauses gemäß, in dem Bestreben fort, die Selbständigkeit der Fürsten zu brechen und insbesondere den Trotz der Sachsen zu beugen. Da der alte Herzog Ordulf (im März 1072) gestorben war und jedermann dessen Sohn Magnus als den Nachfolger seines Vaters betrachtete, entließ der König ihn nicht nur nicht aus der Haft, sondern wollte ihm die Freiheit nur dann gewähren, wenn er dem Herzogthum und dem väterlichen Erbe förmlich entsage. Vergebens erbot sich Otto, an seiner Statt die Haft zu bestehen und seine eigenen Güter abzutreten; der König wies ihn mit der Aeußerung zurück, er solle sich selbst erst von der alten, auf ihm noch haftenden Beschuldigung reinigen.

Weil die Fürsten wieder eine drohende Haltung annahmen, und der König dem Herzog Berchtold Kärnthens nahm, so erkannte selbst Hanno, daß er in seinem Alter nicht mehr die frühere Kraft zur Lenkung des leidenschaftlichen Königs besaß, und trat freiwillig von den Reichsgeschäften zurück, zu deren Leitung nun der König den Erzbischof Siegfried von Mainz berief, indem er ihn durch Ertheilung des längst gewünschten thüringischen Zehnten für sich gewann.

Obgleich sich der König einigen Fürsten wieder günstiger bewies und selbst dem Herzog Berchtold Kärnthens zurückgab, weil er eine allgemeine Heerfahrt gegen die Polen vorhatte, so trauten ihm doch die meisten Fürsten nicht: sie hatten vielmehr ihre Verbindung zu einer Verschwörung ausgebildet mit der Absicht, den Herzog Magnus aus seiner Haft zu befreien und denselben in das Herzogthum einzusetzen. Zu dem Ende bekräftigten sie das Volk in seiner Befürchtung, der König wolle Sachsen zu einem Kronland machen und alle in die Knechtschaft stürzen. Als sich daher ein großer Theil des zum Polenkrieg aufgebotenen allgemeinen Heerbannes zu sammeln begann, argwöhnte das Volk, dieses Heer sei zugleich dazu bestimmt, die sächsische Freiheit zu vernichten.

Bereits hatte der König die sächsischen Fürsten nach Goslar beschieden, um sich mit ihnen über den Zug zu berathen. Sie erschienen sämtlich — Herzoge, Markgrafen, Grafen und Bischöfe — mit Otto von Nordheim und dem Bischof Burkhard von Halberstadt (Ordulf's Bruder) an der Spitze in der Pfalz zu Goslar. Der König aber hatte inzwischen Kenntniß von ihrer Verschwörung erlangt und verließ, anstatt sich in ihrer Mitte zu zeigen, insgeheim die Stadt, zog sich zu seiner Sicherung auf die Harzburg zurück und beschied eiligst den Herzog Berchtold zu sich. 1073

Voll Unwillen entfernten sich sämtliche Fürsten und hielten an einem andern Orte unter Otto's Leitung eine Versammlung, zu der sie auch das Landvolk hinzunahmen. Hier gelobten sich Fürsten und Bauern gemeinschaftlichen Beistand zum Schutze der allgemeinen Freiheit und der alten

Rechte ihres Landes. Darauf zog die Menge, gegen 60,000 Bewaffnete, vor die Harzburg und konnte nur mit Mühe durch die Fürsten von einem Sturm auf die Burg zurückgehalten werden. Vom Könige beauftragt, kam Herzog Berchtold mit dem Bischof von Münster in das Lager der Sachsen und ermahnte sie, die Waffen niederzulegen: der König wolle sie bereitwillig anhören und ihren Beschwerden abhelfen. Die Sachsen erklärten sich jedoch nur unter der Bedingung dazu bereit, wenn er zuvor alle in ihrem Lande von ihm erbauten Burgen niederreiße, widrigenfalls sie ihre Freiheit und Habe verteidigen würden.

Der König, nicht Willens, in solche Forderungen einzugehen, übertrug den Seinigen die Vertheidigung der Burg und die Festhaltung des in ihr gefangen gehaltenen Herzogs Magnus und begab sich, unter Voraussendung der Reichsinignien und seines Schatzes, auf einem geheimen Wege noch in derselben Nacht, begleitet von dem Herzog Berchtold und den Bischöfen von Zeiz und Osnabrück auf die Flucht, bei der ein des Weges kundiger Jäger Hilfe leistete. Nach einem dreitägigen Marsch durch die Harzwälder gelangte er über Eschwege nach der Abtei Hersfeld, wo sich eben der oberdeutsche Heerbann zum Zuge gegen die Polen sammelte.

Auf die Nachricht von der Ankunft des Königs eilten zwar fränkische, schwäbische und rheinische Bischöfe, selbst Rudolf von Schwaben mit einigen andern Fürsten herbei. Obgleich er, um sie im voraus günstig zu stimmen, bereits den Herzog Magnus aus der Haft zu entlassen befohlen hatte, konnte er jene Fürsten nur dadurch, daß er sich ihnen flehentlich zu Füßen warf, dazu bewegen, daß sie ihm Hülfe gegen die Sachsen zusagten.

Inzwischen suchte Heinrich sich durch Versprechungen und Spenden besonders in Franken Freunde zu gewinnen und knüpfte durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln in Corvey Unterhandlungen mit den sächsischen Fürsten an, welche dabei die schmähtlichsten Anklagen gegen den König vorbrachten und auf seine Absetzung drangen. Da es aber galt, auch den König zu hören, so wurde eine Fürstenversammlung nach Gerstungen (an der Grenze von Thüringen und Hessen) anberaumt, auf welcher die Fürsten aus allen deutschen Stämmen erschienen. Der König aber erschien nicht selbst, sondern schickte Abgeordnete dahin, weil er sich nicht als Angeklagter mit den Rebellen als Klägern auf gleichen Fuß stellen wollte. Daher gelang es den sächsischen Fürsten, die übrigen Fürsten für ihre Sache zu gewinnen, so daß man übereinkam, den König mit Rücksicht auf seine vielfachen Vergehen für regierungsuntüchtig zu erklären und zu einer neuen Wahl zu schreiten, wobei der Erzbischof von Mainz nicht undeutlich auf Rudolf von Schwaben hinwies.

Um dieses ihr hochverrätherisches Verfahren zu bemänteln, schlossen die Fürsten mit den Sachsen einen Scheinvertrag, in welchem sich die letztern an Weihnachten zu unterwerfen versprachen, wenn der König ihnen Straflosigkeit und Abhilfe ihrer Beschwerden verbürge. Ohne es zu ahnen, daß dies ein neuer Fallstrich für ihn sein sollte, gab er (von Würzburg aus) seine Einwilligung dazu und entließ seine Mannschaft, die er bereits zum Zuge gegen die Sachsen gesammelt hatte, welche unterdessen den Aufstand über ganz Sachsen und Thüringen verbreitet hatten.

Als hierauf König Heinrich Franken und Bayern durchkreifte, fand er überall die Stimmung gegen sich, ja als er in Nürnberg mit Rudolf und Berchtold zusammentraf, trat ein neuer Anschlag gegen ihn hervor, der darauf berechnet war, des Königs moralische Existenz in den Augen der Nation zu vernichten. Ein Ritter Reginer, der einst Hofgunst genossen hatte, trat mit der Beschuldigung auf, der König habe in Würzburg ihn und einige andere aufgefordert, diese beiden Fürsten zu ermorden, und erbot sich, seine Aussage durch ein Gottesurtheil in einem Zweikampfe zu erhärten. Bestürzt entfernten sich die beiden Fürsten und ließen dem Könige den Gehorsam aufkündigen, wenn er sich nicht von jener Beschuldigung reinigte.

Heinrichs Zorn richtete sich zunächst gegen Rudolf, und einer der Rätthe des Königs, Udalrich von Godesberg, erbot sich zum Zweikampfe mit Reginer, den aber Rudolf von der Entscheidung der Fürsten abhängig machte, die sich auf Betrieb der sächsischen Häupter in Mainz versammeln wollten. (Schwerlich war Rudolf der Anstifter dieser Beschuldigung, wohl aber haftet der Verdacht auf einem der sächsischen Häupter, und es scheint, als ob sich Otto dadurch für die Verleumdung Egino's habe rächen wollen.)

Als Heinrich Kunde von der bevorstehenden Versammlung erhielt, eilte er, um den Fürsten zuzukommen, an den Rhein. Vor der Stadt Worms angekommen, sah er sich vom dortigen Bischof abgewiesen; allein die dem Kaiser treue Bürgerschaft vertrieb ihren Bischof, holte den König freudig in ihre damals mit 60,000 Einwohnern bevölkerte und gut befestigte Stadt ein und erbot sich mit ihrer ganzen Macht zu seinem Dienste.

Die Folge war, daß auch andere rheinische Städte sich dem Könige geneigt zeigten und die rheinischen Bischöfe nichts zu unternehmen wagten, ja daß die Mainzer Versammlung gar nicht zu Stande kam, weil die meisten Fürsten, aus Furcht vor des Königs Stellung in Worms, daheim blieben.

Allein wohl fühlend, wie schwach noch seine Stellung war, lud der König die oberdeutschen Fürsten (darunter auch Berchtold und Rudolf) zu einer Zusammenkunft nach Oppenheim, wo er vor ihnen bekannte, daß er in jugendlicher Leidenschaft viel gefehlt habe, und sie bat, ihm in seiner Noth Treue zu halten. Sie wollten sich aber nicht eher entscheiden, als bis er sich durch das angebotene Gottesgericht gereinigt habe. Der Zweikampf zwischen Udalrich und Reginer sollte daher auf einer Rheininsel bei Mainz vor sich gehen. Zwei Tage zuvor jedoch verfiel Reginer in Wahnsinn und starb eines elenden Todes. Da hier Gott selbst das Urtheil gesprochen zu haben schien, so erklärten die Fürsten den König für gereinigt und erließen ihm auch den Reinigungsseid, zu dem er sich erboten hatte.

Damit waren aber die sächsischen Fürsten nicht zufrieden, forderten die andern Fürsten zur Ausführung der Gerstunger Beschlässe auf und trugen auf eine neue allgemeine Versammlung zu Fricklar an, wo sie über den König zu Gericht sitzen wollten.

Dies zu verhindern, erließ der König ein Reichsaufgebot, dem sich die Herzöge und Erzbischöfe entzogen und nur eine Anzahl Bischöfe gehorchten. Als Heinrich — es war im Januar 1074 — mit nur 6000 Mann an der sächsischen Grenze anlangte und in der Werragegend ein Heer von 40,000 Sachsen sich gegenüber sah, schlug er in seiner durch Mangel und Kälte bedrängten Lage den Weg der Unterhandlungen ein, in welche sich die sächsischen

Fürsten wider Erwarten einließen (wahrscheinlich weil sie bei der allgemeinen Bauernaufregung für ihre eigne unabhängige Stellung anfangen besorgt zu werden). Sie verlangten aber, der König solle alle seine Burgen abbrennen, die eingezogenen Güter herausgeben, den Grafen Otto von Nordheim wieder in das Herzogthum Bayern einsetzen und alle übrigen in diese Sache verwickelten Fürsten amnestieren.

Im ersten Unwillen verwarf der König zwar diese demüthigenden Bedingungen und wollte den Kampf beginnen; allein da sich selbst die zu ihm stehenden Fürsten weigerten, die Waffen zu gebrauchen, so sah er sich in seiner Hilflosigkeit genöthigt nachzugeben, und so kam am 2. Febr. 1074 der Vertrag von Gerstungen zu Stande, worauf der König sein Hoflager nach Goslar verlegte, um die Vertragsbedingungen zu erfüllen. Die Belagerung seiner Burgen wurde aufgehoben, die Besatzungen zurückgezogen, und nun machten sich, nachdem seine Versuche, sie noch zu retten, vergeblich waren, die Bauern mit Herzenslust daran, sie alle bis auf den Grund zu zerstören: von der mächtigen, prachtvollen Harzburg ließen sie nur die Kirche und das Domherrnstift stehen, wie verabrebet war.

Mit bitteren Gefühlen verließ der König Goslar und das Sachsenland und kehrte nach dem treuen Worms zurück. Aber schon am dritten Tag nach seinem Abzug stürmte ein neuer Bauernhaufe gegen die Harzburg, steckte die Kirche in Brand, zerkümmerte die Altäre, raubte die heiligen Gefäße und gieng in seiner Roheit so weit, daß er aus der Gruft die Gebeine seines Bruders und Söhnleins herausriß und zerstreute. Zwar strastten die sächsischen Fürsten selbst die Frevler und ließen dem Könige durch Gesandte ihre Unschuld an diesem Vorgang bezeugen; aber der tiefgefränkte König nahm ihre Rechtfertigung nicht an und rief, weil ihn das Reich nicht stütze, die Hilfe des Papstes gegen das tempelschänderische Volk der Sachsen an.

Während der Papst aus politischen Gründen zögerte den Bann über Sachsen auszusprechen, erschienen jetzt die oberdeutschen Fürsten in Person beim Könige — unter ihnen der Erzbischof Siegfried, die Herzoge Rudolf, Berchtold, Welf und Gottfried — und boten dem Könige ihren Beistand gegen die Sachsen an, die daraus mit Schrecken wahrnahmen, daß der König mehr und mehr an Kraft gewann.

Nachdem Heinrich die deutsche Westgrenze gegen etwaige Absichten Frankreichs und Englands dem treuen lothringischen Gottfried zur Bewachung übertragen hatte, gieng er nach der Ostgrenze und traf Anordnungen, den von den Polen aus Ungarn verdrängten König Salomo wieder in sein Reich einzusetzen. Sein Ansehen war bereits so gehoben, daß die oberdeutschen Fürsten seinem Rüftungsaufgebot gegen die Sachsen folgten, deren Fürsten die Rache des Königs fürchteten und sich, weil ein Theil von ihnen zu ihm übertrat, um seine Gnade bewarben. Diese wollte er ihnen aber nur auf bedingungslose Unterwerfung und gegen Auslieferung Otto's und Burthards gewähren.

Als sich das aufgebotene Reichsheer mit allen Fürsten bei Breitenbach an der Fulda eingefunden hatte, war auch das sächsische Heer mit einer großen Anzahl Bauern — nach vergeblichen Versuchen, die Gefahr abzuwenden, — bis an die Unstrut gerückt, und dort kam es bei Hohenburg in

der Nähe von Langensalza im Juni 1075 zu einer entscheidenden Schlacht, aus welcher der König als Sieger hervorgieng.

Die Sachsen waren an beiden Ufern des Flusses gelagert. Da sie den König noch bei Breitenbach wähten, überließen sie sich sorglos dem Gelage. Unvermuthet aber überrannte sie das nach Stämmen geordnete königliche Heer. Mit Roth sammelten sie sich und stürmten den Schwaben entgegen, welche nach alter Sitte mit ihrem Herzog (Rudolf) vorankämpften und die Bayern zur Stütze hatten. Ungeachtet der Uebermacht waren anfangs die Sachsen, von Otto's Tapferkeit und Umsicht geleitet, im Vortheil, und nicht wenige Grafen und Herren fielen auf Seiten des Königs. Als aber auch die Franken in den Kampf einrückten und die Lothringer und die Böhmen folgten, da ermatteten die Sachsen und flohen nach ihrem Lager, wo die zurückgebliebenen Bauern voll Angst des Ausgangs harrten und von den eindringenden Feinden theils im Lager theils auf der Flucht niedergemacht wurden. Gegen 8000 Sachsen bedeckten das Schlachtfeld; aber auch das Reichsheer verlor 1500 Mann.

Da aber Otto mit den andern Anstiftern des Aufstandes entkam und noch ein Theil des sächsischen Heeres in den Waffen war, ließ der König durch den Erzbischof Siegfried den Kirchenbann über die Rebellen aussprechen und wandte sich mit seinem Heere nach den Harzgegenden. Auf diesem Zuge beobachtete der leidenschaftliche Sieger keine Grenze der Mäßigung: Blut und Brand bezeichnete seine Schritte; das Land wurde schrecklich verwüstet, selbst Kirchen und Kirchengüter blieben nicht verschont. Erschreckt über solche Greuel stellten Berchtold und Rudolf ein Fasten an und gelobten, ihr Schwert nicht mehr für diese Sache zu ziehen.

Zwar unterwarfen sich einige sächsische Fürsten und Herren; aber hartnäckig wiesen Otto und die Billunger jede Aufforderung zur Unterwerfung zurück. Doch als ihnen der König nach langem wechselvollen Kampf durch seinen Gesandten, den Erzbischof Siegfried und durch den Herzog Gottfried Aussichten auf seine königliche Milde eröffnen ließ, versprachen sie unbedingte Unterwerfung, da sie keinen Ausweg vor sich sahen. Und so streckten sie denn am 26. Oct. auf dem Felde bei Espier vor dem Könige die Waffen; und ihre Fürsten — Otto von Nordheim, die beiden Billunger und viele Bischöfe, Grafen und andere Herren — mußten in demüthiger Haltung vor den König treten, der sie einzeln zu bewachen befahl, bis ihr Schicksal von den Fürsten des Reichs entschieden sein würde.

Niemand schmerzte der Schlag, der die Sachsen traf, mehr als den todtkranken Hanno, der noch vor seinem Sterben den König ersuchen ließ, sich ihrer zu erbarmen. Er hatte in der letzten Zeit selbst ein schweres Geschick erfahren. Seit die Wormser Bürgerschaft ihren Bischof verjagt und sich des Königs angenommen hatte, regte sich in mehreren rheinischen Städten ein gleicher Geist, und da schon längst die Kölner in ihrem herrschsüchtigen Erzbischof einen Tyrannen sahen, waren sie zu einem Aufstand geneigt, dessen endlicher Ausbruch folgende Veranlassung hatte. Seine Leute wollten mit gewohnter Anmaßung das Schiff eines reichen Kaufmanns nehmen, um den Gaß ihres Herrn, den Bischof von Münster, rheinabwärts zu fahren. Der Sohn des Kaufmanns, ein in der Stadt beliebter junger Mann, widersezte sich und schlug mit seinen Genossen die erzbischöflichen Diener samt der herbeieilenden Stadtwaache in die Flucht. Im Zorn darüber drohte Hanno mit schwerer Züchtigung. Da rotheten sich die Bürger unter Anführung jenes Kaufmannsohns zusammen und stürmten mit dem Rufe Worms! Worms! in seinen Palaß, um ihn zu tödten. Er entkam im Getümmel in den Dom und von da durch eine kleine Pforte aus der Stadt und entfloß nach Reuß. Sogleich dachten die Kölner auf Vertheidigung ihrer Stadt; denn Hanno erschien nach vier Tagen mit einem aufgebotenen Heere vor ihren Mauern. Da bereits der Pöbel in der Stadt große Unordnung anrichtete, so entsank den Bürgern der Muth, so daß sie sich ohne weitem Widerstand dem Erzbischof ergaben und auf seinen Befehl barfuß und im Büßergewande in seinem Lager erschienen. Als er

nach seinem Einzug in die Stadt am andern Tage Gericht halten wollte, erschien niemand: denn 600 der reichsten Kaufleute hatten in der Nacht die Stadt verlassen. Nun kannte sein Zorn keine Grenzen: seine Leute fielen über die Bürger her, tödteten viele, schleppten andre in die Gefängnisse und plünderten und zerstörten ihre Häuser. Der Urheber des Aufstandes wurde mit seinen Genossen geblendet und über die Flächtigen der Bann ausgesprochen. Die volkreiche Stadt war wie verödet und ihr Glanz verschwunden. Der Haß der Bürgerschaft war auf's höchste gestiegen. Als einige Zeit darauf der König nach Köln kam und die Bürger bei ihm ihre Klage anbrachten, suchte der König eine Ausöhnung zu bewirken, und nur schwer zeigte sich Hanno dazu geneigt. Einige Zeit nachher sah der alte Erzbischof sogar von zweien seiner vertrauten Diener sein Leben bedroht. Das Unglück machte ihn endlich milder: er beschästigte sich viel mit klösterlichen Uebungen und ward noch eifriger in der Sorge für seine frommen Stiftungen. In Folge eines Traums — denn sein aufgeregtes Gemüth hatte zuletzt viel mit Träumen und Visionen zu schaffen — hob er den Bann über die flüchtigen Kölner auf, lud sie zur Rückkehr ein und ersetzte ihnen allen ihre Güter. Allmählich schwand seine Kraft, gichtige Leiden befielen ihn und quälten ihn so fürchtbar, daß zuletzt Fußgeschwüre ausbrachen und das Fleisch ihm von den Knochen faulte. Bekümmert über den Gang der politischen und kirchlichen Dinge rief er einmal über das andere aus: „Wehe der armen Welt!“ und sprach den 5. und 6. Vers des 120. Psalms. Nach neunwöchentlichen Leiden starb er den 4. December 1075. Sein Tod machte auch auf seine Feinde tiefen Eindruck, und die Kölner erkannten nachher doch, daß er ihre Stadt zum höchsten Glanz gebracht hatte. Obgleich er mit dem päpstlichen Stuhl nicht im besten Einvernehmen stand, hat ihn doch die römische Kirche nachher (1183) unter die Heiligen versetzt.

Der König verharrte in seiner Gesinnung gegen die Sachsen. Auch das Verlangen des Papstes, die sächsischen Bischöfe wieder einzusetzen, erfüllte er nicht, und als die Reichsversammlung zu Goslar zu Stande kam, wurde die Sache der Gefangenen gar nicht erwähnt. Sie mußten alle in Haft bleiben, ja mehrere wurden nach den entferntesten Burgen des Reichs abgeführt. Nur einen entließ der König der Haft, Otto von Nordheim, nachdem derselbe zwei seiner Söhne als Geiseln gestellt hatte. Es konnte diesen klugen Mann nur die Meinung, daß des Königs Macht nun vollkommen befestigt sei, zum Wechsel seiner politischen Gesinnung gebracht haben; wenigstens gab er nun dem Könige solche Beweise seiner Sinnesänderung, daß dieser ihm sein Vertrauen schenkte, ja ihm befahl, nicht nur die Harzburg, sondern auch alle andern königlichen Burgen wieder herstellen zu lassen. Zugleich vermochte Heinrich die anwesenden Fürsten, seinen zweijährigen Sohn als Nachfolger im Königthum anzuerkennen, das nach so vielen Störungen seine glückliche Wiederaufrichtung in Deutschland zu feiern schien.

Allein es war noch eine andere Macht vorhanden, mit der sich Heinrich IV. noch nicht abgefunden, und auf deren Autorität er sich in seinem Streite mit den Sachsen unvorsichtiger Weise schon einmal berufen hatte. Die Verständigung mit derselben war um so nöthiger, da er durch eine Romfahrt auch das Kaisertum herstellen wollte, das seit fast zwanzig Jahren ohne Bedeutung gewesen war.

109. Auf dem päpstlichen Stuhle saß seit 1073 Gregor VII., welcher vom einfachen Mönch, Hildebrand genannt, allmählich zu dieser hohen Würde emporgestiegen war. Dieser starke und gewaltige Geist, an dem man bei seinem unbeugbaren Willen einen sittenstrengen Wandel anerkennen muß, hielt sich an der Spitze der strengeren kirchlichen Partei für berufen, der entwürdigten Kirche mittelst Zurückführung derselben zur Reinheit und Einheit aufzuhelfen. Denn da die meisten Bischöfe über dem Trachten nach welt-

lichem Besitz und weltlichem Einfluß sich ihrem wahren Berufe ganz entfremdet hatten, und durch die eingerissene Simonie (§. 108) die geistlichen Aemter oft an die unwürdigsten und unwissendsten Menschen kamen, ja selbst nicht wenige Päpste den heiligen Stuhl nur niedrigen Parteikämpfen verdankten und nicht selten, ihrer hohen Würde vergessend, ein unheiliges Leben führten, und daher die größte Sittenlosigkeit auch in der niederen Geistlichkeit einriß: so war die Kirche theils durch ihre eigenen Hirten und Wächter theils durch die willkürlichen Eingriffe der weltlichen Macht in den größten Verfall gerathen. Dieses Grundübel glaubte Gregor nur durch völlige Umkehr des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, Papst und Kaiser heilen zu können. Nicht bloß die Reinigung der Kirche von eingerissenen Mißbräuchen und ihre völlige Unabhängigkeit von der weltlichen Macht, sondern auch die absolute Herrschaft über letztere war sein Ziel, das im Grunde schon in den pseudo-isidorischen Decretalen (§. 103) vorgezeichnet war, und zu dessen Erreichung bisher nur die dazu nöthigen Umstände und Personen sich noch nicht hatten finden wollen.

Hildebrand war geboren zu Ravacum, einem kleinen Landgut im Tuscanen, das sein Vater Bonizo bebaute. Sein Oheim mütterlicher Seite war Abt eines reichen Marienklosters auf dem Aventin zu Rom, bei welchem der sehr begabte Knabe eine sorgfältige Erziehung für den Dienst der römischen Kirche nach den Reform-Ideen der Cluniacenser (s. §. 107) erhielt. In seinem 25. Jahre verließ er dieses Kloster und wurde der vertraute Kapellan Gregors VI. Als dieser zu Sutri entsetzt wurde (s. §. 107), folgte er ihm ins Exil und kam an den Hof Heinrichs III., dessen Herrscheransichten auf Hildebrands kirchliche Bestrebungen Einfluß hatten. Nach einem Aufenthalte in Cluny ward er dort von dem neuen Papste Leo IX. (dem schon §. 107 erwähnten Brun von Toul, einem Verwandten des Kaisers) mit nach Rom gegeben, wo er zuerst Cardinal-Subdiacon der römischen Kirche wurde und durch seine Verbindung mit dem römischen Adel diesen deutschen Papst in seiner Stellung befestigen half. Beide Männer unterstützten sich in den erwähnten Reformbestrebungen zur Reinigung der Kirche, ohne daß einer den andern beherrschte. Denn Leo's Eifer in Bekämpfung eingerissener Mißbräuche war so groß, daß er im Sommer und Winter von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Synode zu Synode umherreiste, bald im glänzenden Aufzug des höchsten Priesters, bald zu Fuß als einfacher Pilger, bald vorstehend mit beredtem Wort im Rathe der Kirchenfürsten, bald einfach predigend vor den Gemeinden, theils die Simonie bekämpfte (wobei er auf drei Rationalconcilien viele Bischöfe zur Niederlegung ihres erkauften Amtes bewog), theils wider die Priesterere, wider unkanonische Wahlen, falsche Dogmen, Verschleuderung des Kirchenvermögens u. eiferte und dabei durch den starken Geist und Willen seines Rathgebers Hildebrand unterstützt wurde. Bei seinem Sterben verwies Leo die Cardinale auf den Rath desselben, und obgleich der nachfolgende Papst Victor II. eine andere, vorherrschende politische Richtung verfolgte, so behielt Hildebrand doch seine Stellung unter ihm bei und fuhr fort, besonders das Verbot der Simonie mit einer Strenge zu handhaben, die selbst seinen Freunden als tyrannische Härte erschien; denn es kam ihm vor allem darauf an, die Geistlichen der Bestechung durch weltliche Vortheile weniger zugänglich zu machen.

Nach Victor's frühem Tode folgte der reformeifrige Papst Stephan X., der Bruder des von der Kaiserin Agnes zum kaiserlichen Statthalter in Italien erhobenen Gottfrieds (des Bärtigen) von Toscana. Fest auf Hildebrand sich stützend, verfolgte er vorzüglich die verheirateten Geistlichen und suchte die immer weiter um sich greifende Ausbreitung der normannischen Fürsten Unteritaliens zu beschränken. Allein er starb in kurzer Zeit. Die der Reformpartei entgegengesetzte Adelspartei von Rom setzte durch Waffenbedrohung die Wahl Benedict's X. durch, der auf Hildebrands Betrieb mit Gottfrieds Hilfe vertrieben und durch Nicolaus II. ersetzt wurde. Hildebrand aber war die Seele dieses Pontificats.

In dem Verhältniß des Papstthums zum Kaiserthum trat damals eine wesentliche Wendung ein. Bis zum Tode Heinrichs III. hatte sich die römische

Kirche auf die Kaisergewalt gestützt, und die übrigen italienischen Großen sich der deutschen Herrschaft gefügt. Als sich aber das Kaiserthum unter der Regentin Agnes zu schwach erwies, fiengen verschiedene italienische Mächte an, sich demselben feindlich entgegenzustellen, und diese Opposition war seit dem Regierungsantritt Heinrichs IV. noch mehr gewachsen. Solche Stimmung der Italiener gewährte Hildebrand, und sie benutzend, nahm auch er nun eine andere Stellung zum Kaiserthum, um das Papstthum dem Einfluß des deutschen Hofes zu entziehen.

Gleich nach der Einsetzung des Papstes Nicolaus bot Hildebrand dem normannischen Fürsten Richard von Capua die Hand zu einer Verbindung mit dem römischen Stuhl, in dessen Bann bisher die Normannen gewesen waren. Von da an gieng die Schutzherrschaft, welche bisher die Kaiser über die Kirche Roms geübt hatten, in die Hände der Normannen über. Denn auch dem zweitmächtigsten unter den normannischen Fürsten, Robert Guiscard (aus der zweiten Ehe des genannten Grafen von Hauteville), der seine Herrschaft bis an die Meerenge von Messina ausgedehnt hatte und sich bereits Herzog von Apulien und Calabrien nannte, gewann Hildebrand zum Vasallen des römischen Stuhls.

Zu gleicher Zeit wurde in Oberitalien auf seine Veranlassung die stolze mailändische Kirche mit ihren Bischümern dahin gebracht, sich dem Stuhle Petri zu unterwerfen, so daß auf der Kirchensammlung zu Rom (im Lateran) 1059 die ganze italienische Kirche von den Grenzen Apuliens bis zu den Alpen (mit Ausnahme von Ravenna) vertreten war. Schon bei dieser Kirchensammlung wurde der Beschluß gefaßt, daß das bis dahin dem Adel, dem Klerus und dem Volke zu Rom gemeinschaftlich zugehörende und darum oft unter blutigen Factionskämpfen geübte Recht der Papstwahl ausschließlich an die Bischöfe, Priester und Diaconen von Rom (Cardinales genannt, weil Rom der *cardo totius ecclesiae* war) übergehen sollte. Dem Kaiser blieb vor der Hand noch das Bestätigungsrecht.

So war dem Papstthum fast die ganze weltliche und geistliche Macht in Italien wie von selbst zugefallen, und da auch in Frankreich durch Hildebrands Einfluß die Lage der Dinge für Rom günstig stand, so war von Deutschlands schwachem Regiment nichts zu fürchten. Noch in dem gleichen Jahre (1059) rückte Hildebrand zum Cardinal-Archidiacon der römischen Kirche vor und erhielt zugleich die große und reiche Abtei St. Paul in Rom. Mehr und mehr erhob sich sein emporstrebender Geist zu weltbeherrschenden Gedanken, die ihn über sein bisheriges Ziel der Befreiung der Kirche von weltlichem Einfluß hinüber schwingen in den Bereich hierarchischer Theokratie.

Als nach dem Tode des Papstes Nicolaus II. von den Cardinälen Alexander II. zum Papst erhoben wurde, verfolgte Hildebrand, der diese Wahl geleitet hatte, jenes sein Ideal mit steigendem Eifer. Seine Hauptstütze hatte er auch an zwei ausgezeichneten Frauen, der Witwe Gottfrieds des Bärtigen, Beatriz von Tuscanen, und ihrer Tochter Mathilde. Was die Fürstinnen an Macht und Reichthum besaßen, stellten sie den Bestrebungen Hildebrands zur Verfügung. Insbesondere gieng Mathildens kirchliche Begeisterung ganz in den Idealen desselben auf. Obgleich verheiratet (an Herzog Gottfried den Jüngern von Lothringen), war doch ihre Ehe nur eine Scheinehe. Von mehr männlichem Geiste und für irdische Liebe unempfindlich, lebte und webte sie mit allen ihren Sinnen und Gedanken in der Idee des irdischen Gottesreiches, und niemand erfaßte „die Consequenz“ des kirchlichen und politischen Systems Hildebrands besser, als sie, niemand bestritt die Weltmacht des Kaisers schärfer als sie, „um die Weltmacht des Papstthums zu begründen“.

Während so alles zu Gunsten der päpstlichen Uebermacht in Italien sich anlieh, machte die wachsende Ausbreitung der normannischen Fürsten, Richard und Robert, welche zwar äußerlich der Kirche die äußerste Devotion zeigten, aber durch ihre Eroberungsjagd die lombardischen Vasallen des Papstes in Unteritalien beeinträchtigten, dem päpstlichen Stuhle große Sorge, und mehrmals mußte Hildebrand ihnen erst entgegen treten. Doch stellte sich das gestörte Verhältniß wieder her, ja Robert Guiscard wurde auch mit Sicilien unter der Bedingung belehnt, es den Griechen und Saracenen zu entreißen, was ihm auch in der Folge mit Hilfe seines Bruders Roger durch die glänzendsten Thaten der Tapferkeit glückte.

So kam das Jahr 1073 heran, in welchem Papst Alexander II. starb, unter welchem das „reformierte“ Papstthum zu einer großen Autorität herangewachsen war. Schon hatte Hildebrand Anordnungen zu einer regelmäßigen Wahl getroffen, als in

die Laterankirche, in welcher noch Zurüstungen zu den Exequien des verstorbenen Papstes gemacht wurden, die Volksmenge strömte und laut rief: „Hildebrand sei unser Bischof!“ Hildebrand erschrad und wollte den Tumult stillen, aber ein Cardinal kam ihm zuvor und schlug gleichsam im Namen der übrigen Cardinale dem Volke die Erwählung Hildebrands vor, worauf die übrigen Cardinale mit dem Rufe einstimmten: „Den Papst Gregor hat der h. Petrus gewählt!“ Darauf riß die Menge den widerstrebenden Archidiacon mit sich fort und führte ihn in die Peterskirche, wo er von den sich schnell versammelnden Cardinalen inthronisirt wurde.

Nunmehr sah Hildebrand selbst seine Wahl als eine Berufung des Apostels an und ergriff unter dem Namen Gregor VII. die Zügel des Kirchenregiments. Auffallen-
 1073
 der Weise übte König Heinrich das ihm zustehende Recht der Einsprache nicht, obgleich die deutschen und lombardischen Bischöfe ihm dazu riefen. Allein dem Könige lag in seinen sächsischen Verwicklungen nur daran, die Ruhe des Reichs nicht aufs neue zu gefährden, und so ließ er Gregors Wahl unangefochten.

Dieser gieng sofort an die vollkommene Ausführung seines längst vorbereiteten Werkes. Nachdem er zunächst den alten Umfang des Patrimoniums dadurch hergestellt hatte, daß er mit Hilfe eines Vasallenheeres die dem h. Stuhl entfreundeten Gebietstheile wieder erbrachte, schärfte er, um die Kirche zu reinigen, zunächst die Gesetze gegen die an Heinrichs IV. Hofe am ärgsten getriebene Simonie und übte die strengste Zucht gegen unwürdige Geistliche. Alsdann suchte er die Befreiung der Kirche von der weltlichen Macht durch folgende weitere tiefgreifende Maßregeln vollends herbeizuführen:

1) durch die strengste Durchführung des Eilbats oder Gebots der Ehelosigkeit aller Geistlichen ohne Ausnahme, wodurch diese aus der Abhängigkeit von weltlichen Obern, zu der sie die Sorge für ihre Familien nöthigte, heraus und in die unmittelbare Verbindung mit dem Kirchenoberhaupte traten. Die Ehelosigkeit der Bischöfe war schon früh kirchliche Sitte geworden; die Ausdehnung dieses Gebots auf alle Geistliche war von der abendländischen Kirche ausgegangen, und schon vom 4. Jahrhundert an hatten mehrere Synoden und Gesetze den allgemeinen Eilbat geboten, sich aber nicht immer und nicht überall völligen Gehorsam verschaffen können. Selbst in Italien fand der Eilbat den hartnäckigsten Widerspruch, zumal Gregor darauf bestand, daß jeder verheiratete Priester sein Weib und seine Kinder entlassen, oder seine Stelle aufgeben solle. So unnachlässig aber Gregor darauf bestand, so dauerte es doch ein ganzes Jahrhundert, bis der Eilbat durchgeföhrt war;

2) durch das Verbot der Investitur, d. i. durch die Verordnung, daß die Beilehnung der Bischöfe und Äbte mit der geistlichen und weltlichen Amtsgewalt nicht durch Laien geschehen dürfe, so daß also von nun an die Kirche selbständig die Geistlichen sollte wählen und ins Amt einsetzen dürfen, was an sich nicht unbillig gewesen wäre, wenn nicht mit den Bischofsrechten auch die Grafschaftsrechte verbunden gewesen wären (§. 103). Da nun diese nicht getrennt wurden und auch kaum mehr zu trennen waren, so sollten durch Gregor's Maßregel auch die großen geistlichen Länder und Güter, die bisher Lehen des Kaisers waren, gewissermaßen Eigenthum der Kirche werden, daher auch die Kaiser stets dagegen Einspruch thaten;

3) durch die schon von Päpsten früherer Zeit (§. 103) aufgestellten und nun wiederholten Behauptungen, daß kein Concilium göltig sei, welches nicht der rechtmäßig gewählte Papst berufen habe, und daß jedenfalls der Papst über den Ausprüchen der Concilien stehe, Behauptungen, durch welche einerseits jeder Eingriff der Kaiser oder Könige, die sich etwa der Concilien gegen die Päpste bedieneten, beseitigt, anderseits die Macht der Bischöfe für immer gebrochen und die päpstliche Alleingewalt in der Kirche befestigt werden sollte; endlich

4) durch die kühne Erklärung, daß alle weltlichen Herrscher ihre Krone vom Papste, als dem „Stellvertreter Christi“, zu Lehen empfangen müßten, weshalb dieser das Recht habe, Kaiser, Könige und Fürsten ab- und einzusetzen, je nachdem sie sich würdig erweisen, die ihnen anvertrauten christlichen Völker zu leiten.

Dem an sich untadeligen Bemühen, die Kirche zu reinigen und ihre Rechte gegen die Uebergriiffe der weltlichen Macht zu schützen, mischte sich demnach das von Gregor's glühendem Eifer für die Freiheit der Kirche eingegebene hierarchische Streben bei, die Kirchengewalt über die Staatsge-

walt zu erheben. Anstatt die weltliche Macht in das nebengeordnete Verhältniß der Kirche zurückzuführen, nahm Gregor sie in den Dienst der Kirche und trug das, was in geistigem Sinne dem Reiche Christi, das nicht von dieser Welt ist, zukommt, äußerlich über auf die Kirche und ihre Oberhaupt. Und da die Idee einer solchen geistlichen Herrschaft von Gregors Nachfolgern häufig noch weit äußerlicher gedeutet, ja oft mit unheiligem und fleischlichem Sinne verfolgt wurde, und anderseits auch manche Kaiser fortfuhren, die Kirche wahrhaft zu knechten, so mußte sich zwischen Kirche und Staat ein Kampf entspinnen, welcher in seinem mehrhundertjährigen Verlaufe beide Mächte zur äußersten Anspannung ihrer Kräfte trieb und auf beiden Seiten großartige, daneben aber auch betrübende Erscheinungen veranlaßte.

110. Obige Grundsätze begann Gregor auf das in sich geschwächte deutsche Reich und dessen Oberhaupt nachdrücklich anzuwenden: denn groß erschien ihm dort die Verderbtheit der geistlichen und weltlichen Fürsten, vor allen schuldvoll der König, den unter seinen Willen zu beugen sein Hauptziel war. Doch sollte dies ohne Bruch und so geschehen, daß ihm die Kaiserermacht selbst zur Durchführung seiner Kirchenherrschaft dienen könnte. Daher billigte Gregor den Aufstand der Sachsen anfangs nicht, und als er einen Kreuzzug gegen die Saracenen im Morgenland in Bewegung setzen und persönlich diesen Zug begleiten wollte, schrieb er (am 10. Sept. 1074) an den König Heinrich, er solle in seiner Abwesenheit die Kirche, als seine Mutter, hüten und vertheidigen. Da aber Gregor überhaupt bei den europäischen Fürsten keine Unterstützung zu diesem Zuge fand und nun wieder den Angelegenheiten Italiens seine ganze Aufmerksamkeit widmete, hoffte er den König zur Unterdrückung der wieder abgefallenen mailändischen Kirche zu benützen. Denn in der Lombardei widerstrebten ihm fortwährend die simonistischen Bischöfe, welche noch vielfach vom deutschen Episkopat abhängig waren, das seine Decrete gegen Simonie und Priesterehe noch nicht angenommen hatte.

Gregor lud daher durch seine Legaten die der Simonie verdächtigen Bischöfe zu einer Synode nach Rom; aber die deutschen blieben fast alle aus. Die sächsischen Bischöfe hätten sich zwar gern gefügt; Gregor fand es aber nicht rathlich, mit ihnen in nähere Verbindung zu treten, so lange er noch hoffen konnte, der König werde ihn in Italien gegen seine lombardischen Gegner stützen. Daß dies nicht geschah, gab Gregor einigen simonistischen Räthen des Königs Schuld; er forderte ihn daher auf, diese zu entlassen. Weil der König dies nicht that, suchte Gregor ihn durch einen indirecten Zwang zu einer Entscheidung zu bringen.

Er forderte zunächst mehrere deutsche Fürsten auf, bei simonistischen und verhehligten Priestern keine Messe mehr zu hören, ja gegen letztere einzuschreiten und sich an die Einsprache der Bischöfe nicht zu kehren. Alsdann excommunicierte er außer einigen italienischen und deutschen Bischöfen auch fünf Räthe des Königs wegen Simonie. Zugleich erließ er das besonders gegen Heinrich gerichtete Verbot der Laieninvestitur, veröffentlichte es aber in Deutschland noch nicht, so lange die Verhandlungen mit dem Könige noch im Gang waren. Doch der König fuhr nach altem Königsrechte nach

wie vor fort, geistliche Aemter (darunter namentlich das Erzbisthum Köln) zu vergeben, und ließ, obgleich er früher sich erboten hatte, allein und ohne die Fürsten bloß durch vertraute Rätthe mit dem Papste über alle streitigen Punkte zu verhandeln, nunmehr zu erkennen geben, er könne nur mit Zustimmung der Fürsten an die Ausgleichung gehen.

Daraus erkannte Gregor, daß dem Könige an einer Verständigung nicht liege, und als der König durch einen abgesandten Stellvertreter sogar den Mailändern einen Erzbischof gab und noch einige andere Bisthümer in Italien besetzte; vollends als er einen, wiewohl vergeblichen Versuch machte, die Normannen auf seine Seite zu ziehen, da kam es endlich zum Bruch. Der Papst ließ dem Könige ein Schreiben übergeben, in welchem er, jedoch in gemäßigter Form, verlangte, daß er seine gebannten Rätthe von sich entferne und sich wegen des bisherigen Umgangs mit ihnen von einem untadeligen Bischofe Absolution ertheilen lasse, sodann daß er sich in Bezug auf die Investitur fortan der Eingriffe in die Freiheit der Kirche enthalte. Mündlich aber ließ er ihm erklären, daß er wegen der ihm von seinen Gegnern vorgeworfenen Laster, um deren willen er verdiene, excommunicirt und des Reiches entsetzt zu werden, Buße thun solle. Und wenn er jene fünf gebannten Rätthe nicht entlasse, so werde ihn der Papst bei der bevorstehenden Fastensynode von der Kirchengemeinde ausschließen.

Eine solche Sprache mußte den König Heinrich, der sich nach seinem Siege über die Sachsen im Vollgenusse seiner glänzenden Erfolge eben in Goslar befand, doppelt empören. Er theilte diese päpstliche Zumuthung sogleich seiner Umgebung mit und entschied sich mit ihr dahin, den Papst, noch ehe er in der Fastensynode den angedrohten Beschluß fassen könne, durch ein Concilium deutscher Bischöfe absetzen zu lassen, da ja ohnedies Gregors Wahl keine regelmäßige gewesen sei und der König ihn nie förmlich anerkannt habe. Und so sprach das zu Worms am 24. Januar 1076 versammelte deutsche Concilium im Beisein des Königs die Absetzung Gregors aus, welcher sodann auch lombardische Bischöfe auf einer Synode von Biacenza beipflichteten.

Von 36 deutschen Bischöfen waren 24 zugegen, die übrigen fehlten, die meisten nur aus äußerlichen Gründen; von den Erzbischöfen erschien der von Mainz und Trier. Außer ihnen war noch ein Cardinal, Namens Hugo, ein großer Feind Gregors, aus Italien dazu gekommen und versetzte durch seine von Bosheit und Haß eingegebenen, rein erfundenen Anklagen gegen Gregor die Versammelten in die leidenschaftlichste Stimmung, welche bei dem Könige sich um so mehr steigerte, da auch der Papst den zum größern Theil übertriebenen Schilderungen von seinem früheren Privatleben vollen Glauben geschenkt hatte. In dem Schreiben, in welchem die Bischöfe dem Papste den Gehorsam ankündigten, wurde ihm vorgeworfen, er gehe darauf aus, die Gewalt der Bischöfe zu vernichten, so daß niemand mehr Bischof oder Priester sein könne, der nicht in schimpflicher Weise vor Rom demüthige; die gute, alte Ordnung der Kirche sei durch die Decrete seiner angemachten Uebermacht aufgehoben worden; aus diesen und andern Gründen könnten sie ihn nicht auf dem Stuhle Petri anerkennen, den er nie bestiegen dürfen. — Diesen Synodalbeschluß sandte Heinrich an den Papst mit einem Begleitschreiben, dessen leidenschaftlichen Ton schon folgende Worte des Anfangs zu erkennen leutzugnen: Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Pöbel! Diesen Sturz hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Länder der Kirche gebracht hast, u. s. w. — Du mit Fluch Befehlter und durch unser und der Bischöfe Gerichte Verdammter, steige herab! Verlaß den angemachten apostolischen Stuhl! Es soll ihn ein Anderer bestiegen, der nicht mit dem göttlichen Worte seinen

sein königliches Recht und seine Krone retten könne. Es kam ihm vor allem darauf an, den drohenden Augsburger Fürstentag dadurch zu vereiteln, daß er sich persönlich in Rom die Absolution zu holen gedachte, die zu erlangen er um so mehr hoffen zu können glaubte, da der Papst ein Jahr zuvor nichts mehr gewünscht hatte, als ohne die Fürsten mit ihm zu verhandeln.

Er ließ daher durch einen Vertrauten beim Papste sein Vorhaben anzeigen; allein dieser erklärte, daß er den König in Rom nicht annehmen werde, sondern bald nach Augsburg kommen wolle, um mit den Fürsten das Nöthige zu bestimmen. Nichts desto weniger entschloß sich Heinrich schnell nach Italien zu reisen, um den Papst noch vor dessen Reise nach Augsburg zu treffen und ihn zur Absolution zu bewegen.

Es war einige Tage vor Weihnachten in dem Winter des Jahres 1076 (der so kalt war, daß der Rhein vom 11. November bis in die Mitte des März zugefroren war), als sich Heinrich mit seiner treuen Gemahlin Bertha, seinem dreijährigen Sohne Konrad und einem Diener heimlich aus Speyer entfernte und, weil die oberdeutschen Fürsten die Alpenpässe bewachten, den Weg durch Hochburgund und Savoyen nach Italien einschlug. Unter großen Beschwerden, welche die von Schneemassen bedeckten Wege verursachten, erreichte man den Gipfel des Mont Genis; noch gefährlicher war das Hinabsteigen, so daß die Königin mit ihrem weiblichen Gefolge auf Kindschäute gesetzt über die Eisfelder hinabgeschleift werden mußte. Endlich war das am Fuß gelegene Susa glücklich erreicht, wo Heinrich bei seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid, freundliche Aufnahme fand.

Raum auf piemontesischem Boden angelangt, sah der König von allen Seiten lombardische Bischöfe und Fürsten, Balbassoren und Städteabgeordnete herbeieilen, welche als Gegner des neuen päpstlichen Systems ihn schon lange herbeigehehrt hatten und ihm nun ihre Hilfe gegen den ihnen verhassten Papst anboten. Es hätte nur eines Winkes bedurft, so hätte er ein mächtiges Heer zusammengebracht, mit dem er dem Papst hätte entgegentreten können. Allein einzig darauf bedacht, durch seine Losprechung seinen Feinden in Deutschland den Vorwand zu einer Neuwahl zu benehmen, schlug er ihr Anerbieten ab mit der Erklärung, daß jetzt die Anwendung von Gewalt eine unabsehbare Verwirrung herbeiführen könnte. Sie gaben nach, empfahlen ihm aber, dem Papste möglichst bald Ernst zu zeigen.

Noch ehe der König in Italien angekommen war, hatte sich Gregor von Rom aus über Florenz nach Deutschland aufgemacht und von der Markgräfin Mathilde selbst das Geleite bis Mantua erhalten, als ihm die Kunde zukam, der König sei über die Alpen gekommen. Erschreckt und ungewiß, ob er mit Hilfe der lombardischen Städte feindlich gegen ihn anrücken werde, gieng er wieder über den Po zurück und begab sich mit der Markgräfin nach Canossa, ihrer festesten Burg, um dort das Weitere abzuwarten.

Dahin begab sich Heinrich ohne Säumen, nur begleitet von seiner Schwiegermutter Adelheid, seinem Schwager Amadeus, dem Markgrafen Azzo von Este und einigen anderen Herren, und verlangte eine Unterredung mit der ihm verwandten Mathilde. Sie erschien, vernahm seinen Wunsch und kehrte mit Adelheid, Amadeus und Azzo in die Burg zurück, um den Papst durch ihre Fürsprache dazu geneigt zu machen. Gregor wies anfangs alle Vorstellungen zurück. Selbst als Heinrich mit einigen andern Gebannten in Canossa den 25. Jan. barfuß und in härenem Bußgewande vor dem Burgthore erschien und um Einlaß bat, verweigerte Gregor denselben. Am zweiten Tage stand Heinrich gleichfalls vom Morgen bis zum Abend vor dem Eingang, aber der Papst ließ sich nicht bewegen, sondern weidete sich hinter dem Burgfenster an der Erniedrigung des königlichen Büßers. Als Heinrich

auch noch am dritten Tage dem Papste das gleiche klägliche Schauspiel bot und diesen seine eigne Umgebung einen grausamen Tyrannen schalt, gab Gregor endlich den Thränen Mathildens und den Bitten des Abtes Hugo von Cluny nach, ließ sich aber vorher durch ihre Vermittlung die schriftliche Versicherung ausstellen, daß Heinrich in einer vom Papst zu bestimmenden Frist den von ihm abgefallenen deutschen Fürsten nach dem Urtheil des Papstes Genugthuung geben oder sich mit ihnen vergleichen solle; ferner daß er nicht nur dem Papste auf seiner Reise über die Alpen oder sonst wohin, sondern auch den Gesandten desselben Sicherheit des Leibes und des Lebens, so wie auch Beseitigung jeder Verzögerung der Reise gewährleisten solle.

Heinrich willigte in diese Bedingungen, weigerte sich aber, sie persönlich zu beschwören; daher sich der Papst mit dem Stellvertretenden Schwur des Markgrafen Azzo und einiger anwesenden Cardinäle und Bischöfe und mit der Unterschrift der beiden Markgräfinnen und des Abts Hugo begnügte. Jetzt erst, am vierten Tage, öffnete sich die Pforte, und Heinrich warf sich unter Thränen dem Papste zu Füßen. Die ganze Umgebung weinte laut, und selbst dem strengen Gregor feuchteten sich die Augen. Nach abgelegtem Schuldbekenntnisse erhielt der Reuige (mit noch einigen andern Gebannten) die Absolution mit dem apostolischen Segen. Darauf führte ihn der Papst in die Burgkirche, ertheilte ihm nach einem feierlichen Dankgebete den apostolischen Kuß und hielt selbst die Messe.

Nach der Messe behielt der Papst den König zum Mahle bei sich, und als sich Heinrich nach demselben entfernen wollte, erinnerte Gregor ihn noch einmal an seine Versprechungen, warnte ihn vor erneuertem Umgang mit Gebannten und versprach ihm seine Unterstützung bei den Fürsten, so weit er sie ohne Verletzung der Gerechtigkeit gewähren könne.

Nichts desto weniger hatte er durch seine schmachvolle Erniedrigung zu Canossa dem Papste und der Kirche den großen Triumph bereitet, daß das höchste Richteramt auf abendländischem Boden vom Kaiser auf den römischen Bischof übergegangen war. Dies erkannte die ganze Welt auf lange Zeit hinaus, und von den Tagen zu Canossa begann in der Weltgeschichte eine neue Ära. Davon hatte auch Heinrich ein Vorgefühl, und darum gieng er mit einem schmerzenden Stachel im Herzen aus den Thoren von Canossa. Und als er auf dem Rückweg durch die Lombardei gewahrte, daß ihn auch die gegenpäpstlichen Bischöfe mieden und die Städte ihre Thore verschlossen, steigerte sich die Scham und Erbitterung seines Innern so, daß es dem Erzbischof Wibert von Ravenna, dem entschiedensten und mächtigsten Feinde Gregors, nicht schwer wurde, den König zum Anschlusse an die Lombarden zu bereben und ihn dadurch in seinem Entschlusse zu bestärken, sich sein angeammtes Recht zu erkämpfen, daß er „weder aufgeben wollte, noch konnte“. Noch fühlte der nun 28jährige König Kraft zum Widerstand in sich, und durchdrungen von der Nothwendigkeit, für die Rettung des Königthums sein Leben einzusetzen, trat er in einen Kampf ein, der, so verheerend er war, ihn doch zu einem, wenn auch nur vorübergehenden Sieg über seinen gewaltigen Gegner führte.

Unterdessen hatten sich die deutschen Fürsten (nachdem der auf den 22. Febr. 1077 anberaumt gewesene Augsburger Tag nicht zu Stande gekommen war,) am 13. März zu einer Versammlung in Forchheim eingefunden und

Sowohl den Papst als auch den König dazu eingeladen, diesen, damit er sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen reinige, jenen, damit er den Schiedspruch thue. Aber Heinrich wollte sich nicht zum zweiten Mal erniedrigen: er entschuldigte sich mit seinen Geschäften in Italien und verlegte dem Papste in Canossa den Weg, so daß dieser weder nach Deutschland noch nach Rom gehen konnte. Daher schritten die Fürsten, die den Kaiser wieder in den Bann zurückgefallen betrachteten, in Gegenwart der päpstlichen Legaten zur Wahl eines andern Königs. Sie fiel nach dem Vorschlag des „wetterwendischen“ Erzbischofs Siegfried von Mainz auf den Herzog Rudolf von Schwaben, der zuvor hatte versprechen müssen, die Wahlfreiheit der Fürsten anzuerkennen und die Bischofswahlen freizugeben.

Der Tag von Forchheim bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Königthums; denn hier wurden von den Fürsten zwei verhängnißvolle Grundsätze zur bleibenden Anwendung gebracht: 1. daß das Königthum nicht mehr, wie bisher, durch Erblichkeit vom Vater auf den Sohn übergehen, vielmehr es in der Gewalt des Volkes stehen solle, im Falle dieser unwürdig sei, oder das Volk ihn nicht wolle, zur Wahl eines beliebigen andern zu schreiten; 2. daß zur Gültigkeit der Wahl die Bestätigung des Papstes nöthig sei.

Die Wahl dieses „Paffenkönigs“, wie ihn seine Gegner nannten, hatte bei den Städten keinen Beifall. Als Rudolf zu Mainz von dem Erzbischof gekrönt wurde, konnte er sich nur mit Mühe vor einem Aufruhr der Bürger retten. Auch in Worms, Augsburg und in andern Städten erhoben sich die Bürger gegen den neuen König; ebenso waren die meisten Bischöfe Süddeutschlands wider ihn, mit Ausnahme der Bischöfe von Worms, Würzburg und Passau.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen in Deutschland hielt sich Heinrich aller seiner Versprechungen entbunden. Er brach von Verona auf, zog durch Kärnten und Bayern und drang mit einem durch Zuzüge aus den fränkischen, rheinischen und burgundischen Städten verstärkten Heere in Schwaben ein.

Der Krieg, der vom Rhein bis zur Elbe und an den beiden Donauufern entbrannte, war durch die Erbitterung beider Theile äußerst verheerend, und ganz Deutschland war Jahre lang zwischen Kaiser und Papst getheilt. Doch gelang es dem Könige bald, seinen Gegner aus Schwaben und Franken hinauszubringen, so daß Rudolf nach Sachsen entwich, wo er ohne Heer ankam und in Goslar seinen Sitz nahm. Dort erneuerte der päpstliche Legat feierlich den Bann über Heinrich und erklärte Rudolf für den rechtmäßigen König. In Thüringen bei Melrichstadt (1078) kam es zur Schlacht, die aber unentschieden blieb. Daher zog Heinrich wieder nach Schwaben zurück, das von seinen Truppen fürchtbar verheert wurde. An dem dortigen Grafen Friedrich von Staufen (Sohn Friedrichs von Biren) schuf er sich dadurch eine kräftige Stütze, daß er ihm das Herzogthum Schwaben zu Lehen und seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab.

Dieser Stand der deutschen Angelegenheiten bestimmte den Papst Gregor, der den König Heinrich nicht ganz fallen lassen, aber in ihm einen unterwürfigen König haben wollte, zu einer zuwartenden Politik, indem er die Erklärung gab, daß er bald nach Deutschland kommen und den Thronstreit zwischen beiden Königen schlichten wolle.

Ueber dieses zweideutige schwankende Benehmen Gregors beklagten sich die Sachsen bitter, und Brun, der Geschichtschreiber dieses mit großen Greueln bezeichneten Kriegs,

ſagt: „Es geſchah nichts, als daß die päpſtlichen Geſandten zu beiden Theilen kamen und bald dieſem, bald jenem die päpſtliche Gunſt verſieſen, dabei aber von beiden ſo viel Geld mit ſich forttrugen, als ſie nach Römer Art bekommen konnten.“

Nach einiger Zeit kam es in Thüringen zu einer zweiten Schlacht, bei Flarchheim (unweit Mühlhauſen), welche jedoch abermals für Heinrich keine Entſcheidung brachte. Da ſprach der Papſt zum zweitenmal den Bann über Heinrich aus und erkannte Rudolf als König an, indem er ihm eine goldene Krone mit dem Sinnspruch zuſandte: *Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho*, d. h. der Fels (Chriſtus) gab die Krone Petrus, Petrus gab ſie Rudolf.

Sogleich ließ auch Heinrich wieder durch ein Concilium deutſcher Biſchöfe ſeines Anhangs, welchem auch ein lombardiſches Concilium zu Brigen beſtimmte, die Abſetzung Gregors ausſprechen und den Erzbischof Wibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papſte wählen, und als bald darauf in einer dritten Schlacht an der Elſter (in der Nähe von Weißenfels) Rudolf durch die Feldherrnkunſt Otto's von Nordheim zwar ſiegte, aber dabei durch einen Hieb ſeine rechte Hand verlor und einen tödtlichen Stich in den Unterleib bekam, ſo daß er an den Folgen dieſer Verwundung ſtarb, da ſchien vielen darin ein Gottesurtheil für Heinrich zu liegen, und ſein Anhang vermehrte ſich zusehends, zumal an dem gleichen Tage, da Rudolf ſiel, Heinrichs lombardiſcher Anhang ein Heer der Markgräfin Mathilde am Mincio ſchlug. 1080

Als den Urheber jener Verwundung nennt ein ſpäterer Bericht den lothringiſchen Ritter Gottfried von Bouillon, einen Verwandten des ehemaligen Herzogs Gottfried d. I. von Lothringen, denſelben, der ſich nachher im erſten Kreuzzug ſo großen Ruhm erwarb. Rudolf ſoll bei ſeinem Sterben ſeine abgehauene Rechte mit der Linken emporgehoben und reumüthig geſagt haben: „Das war die Hand, mit der ich meinem Könige Treue geſchworen habe!“ — Nach dem oben erwähnten gleichzeitigen Berichtgeber Brun ſoll der ſterbende Rudolf auf die erhaltene Nachricht von ſeinem Siege ausgerufen haben: „Tobt oder lebendig! ich trage, was Gott ſchickt.“

Jetzt konnte Heinrich die Fortſetzung des Krieges in Deutſchland ſeinem Schwiegersohne, dem tapfern Friedrich von Staufen, übertragen, um raſch einen Zug nach Italien zu machen und dort ſeinem Hauptgegner die Schmach von Canossa zu vergelten.

Bei ſeiner Ankunft in Italien fand Heinrich auch dort ſeinen Anhang, ſelbſt unter Mathildens Vaſallen, vermehrt, ſo daß er ohne bedeutenden Widerſtand vor Rom erſchien, wo Gregor auf normanniſche Hilfe wartend ſich einſtweilen mit toſcaniſcher ſchützte. Allein da Heinrich zu einer Belagerung nicht hinreichend verſehen war, mußte er mehrere Jahre lang vor Rom liegen, ohne etwas auszurichten. Gregor wies alle Aufforderungen Heinrichs und zuletzt ſelbſt alle Bitten der Römer in Betreff der Uebergabe ſtandhaft ab und zog ſich in die feſte Engelsburg zurück. Als hierauf Heinrich den Römern erklärte, er wünſche aus Gregors Händen die Kaiſerkrone zu empfangen, obwohl er zweifelte, daß dieſer ſich je dazu verſtehen würde, ſo öffneten die Römer dem Könige die Thore, der nach ſeinem Einzug ſogleich die Engelsburg einſchloß und ſich von Clemens III., den nun auch die Römer förmlich anerkannten, zum Kaiſer krönen ließ. (1084).

Plötzlich erſcholl die Kunde von der Annäherung der Normannen: denn Gregor hatte unterdeſſen deren Herzog Robert Guiscard zu Hilfe gerufen, und obwohl dieſer in ſeinem Beſtreben, ſich ſogar auch das griechiſche Reich

zu unterwerfen, bereits in Syrien bei Dyrrhachium ein griechisches Heer geschlagen hatte, so daß man in Constantinopel vor den Normannen zitterte, so stellte er doch auf den päpstlichen Hilferuf seinen Eroberungszug ein und eilte, seinen bedrängten Lehnsherrn zu retten.

Da Heinrich, der schon einen Theil seines Heeres entlassen hatte, bei dem bekannten Wankelmuth der Römer es für rathsam hielt, seine Person in Sicherheit zu bringen, so überließ er die fernere Belagerung der Engelsburg den Römern und kehrte nach Deutschland zurück, wo der Kampf noch fortbauerte.

Nun war es Robert Guiscard ein Leichtes, in Rom einzubringen, das er sogleich einer dreitägigen Plünderung preisgab, und als darüber die Römer zu den Waffen griffen, ließ er die Stadt anzünden. Hiebei geschah es, daß durch normannische Rohheit viele der schönsten Paläste und Kirchen in Trümmer und Asche sanken. Darauf verließ Gregor unter normannischem Schutze die Stadt und das römische Gebiet und wählte anfangs Monte Cassino, dann die Stadt Salerno zum Zufluchtsorte, wo er jedoch schon im nächsten Jahre, den 25. Mai 1085, nach wiederholtem Bannfluch über Heinrich, mit den Worten starb: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Bosheit gehaßt, darum sterb' ich im Exil.“*) — Dennoch „nahm die Idee, die er vertrat“, auf Jahrhunderte „die Welt ein“.

Daß Gregor VII. durch sein Kirchensystem das Wohl der Kirche zu fördern glaubte, und daß er darin nicht nur seine eignen Ansichten, sondern diejenigen einer strengern kirchlichen Partei vertrat, kann man nicht bezweifeln. Allein die von ihm angewandten Mittel waren größtentheils vom Uebel und schlugen, wenn sie auch zum Siege der Kirchenherrschaft führten, in ihren spätern Wirkungen zum Schaden der Kirche aus. Sein Bestreben, die Kaisermacht, statt sie bloß in ihre Schranken zu weisen, auf ein Minimum hinabzudrücken, führte zur größern Zersplitterung Deutschlands. Wenn dies auch nicht ursprünglich in seinem Plane lag, so wurde doch nicht lange nachher (im Beginne des 12. Jahrhunderts) von einem Anhänger des Papstthums offen ausgesprochen, „es müsse noch dahin kommen, daß die goldene Bildsäule des Königthums ganz zermalmt und jedes große Reich in Vierfürstenthümer aufgelöst werde: dann erst werde die Kirche frei und ungedrückt bestehen unter dem Schutze des größten gekrönten Priesters.“ Ja schon elf Jahre nach dem Tode Gregors VII. hielt Papst Urban II. zu Mailand über den Text: „Das geringste Priesterlein in der Kirche Gottes ist größer als alle sterblichen Könige“, eine unzweideutige Predigt. So mußte es ja wohl kommen, daß der hierarchische Gedanke des gewaltigen stolzen Gregor auf lange hinaus die Welt einnahm.

111. Gregors Tod brachte dem Kaiser Heinrich keine Ruhe, weil die beiden folgenden Päpste, Victor III. und nach dessen Tode Urban II., wenn auch nicht mit dem gleichen Geiste, doch mit gleicher Festigkeit die Grundsätze Gregors festhielten und dem Kaiser, der seinen von ihm aufgestellten Papst nicht aufgeben wollte, mit Bann und Verfolgung entgegentraten.

Schon als Heinrich noch in Italien war, hatten seine Gegner in Deutschland (1081) einen Gegenkönig in dem Grafen Hermann von Luxemburg aufgestellt, welchen Heinrich nach seiner Rückkehr aus Rom (1084) bald über die Elbe zurückdrängte. Zwar verlor Heinrich, als er dem in Würzburg bedrängten Friedrich von Staufen Beistand leistete, 1086 bei Bleichfeld ein Treffen. Dennoch kam Hermann vor den ehrgeizigen Be-

*) *Dilexi iustitiam, odi iniquitatem, propterea morior in exilio.*

strebungen seines Nebenbuhlers, des Markgrafen Edbert II. von Meissen, der auch seine Hand nach der Krone ausstreckte, nicht auf; er gab daher durch einen freiwilligen Vertrag mit Heinrich 1088 seine Ansprüche auf und starb bald nachher. Obgleich Edbert II. vom Papst Urban und den Fürsten unterstützt wurde, so unterlag er doch im Kampfe gegen Heinrich und wurde von dessen Krieglern in einer Mühle des Selterthals am Unterhartz 1090 erschlagen.

Da der Tod den Kaiser Heinrich auch von seinen gefährlichsten Gegnern, dem Grafen Otto von Nordheim, der schon 1081 gestorben war, und dem kriegswilden Bischof Burkhard von Halberstadt, der 1088 bei einem Aufstand zu Goslar von einem Schmied erschlagen wurde, befreit hatte, so neigte man sich auch in Sachsen zum Frieden. Der schon längst dafür gestimmte Herzog Magnus bot mit seinen Sachsen die Hand zur Ausöhnung und trat auf die Seite des Kaisers, so daß es schien, als ob wenigstens in Deutschland die Zeit der Ruhe für Heinrich gekommen sei, da nur noch Welf IV. von Bayern und ein Theil der Schwaben gegen ihn waren.

Heinrichs hoher Begabung ließen nun auch seine Feinde Gerechtigkeit widerfahren. Wie er mit edlen Gesichtszügen, besonders mit feurigen, scharfblickenden Augen, hohem Wuchs und schöner, wirklich königlicher Gestalt ausgestattet war, so ausgezeichnet war er durch Geist und Scharfsinn und durch eine große Begierde nach allem Wissenswerthen, die er im Umgang mit gebildeten Männern zu befriedigen suchte. Ebenso ausgezeichnet war er im Felde durch persönliche Tapferkeit, und wiewohl er mannigfache Niederlagen erlitt, war er doch immer zuerst wieder im Felde und ließ sich durch keine Unfälle und Strapazen ermüden. Ungeachtet er in den letzten dreißig Jahren seines Lebens in den vielen Kämpfen gegen ungehorsame Vasallen kaum den Panzer abgelegt, war er doch weichen Gemüths und besonders seinen erprobten Freunden von Herzen zugezogen. Obgleich er oft selbst am täglichen Unterhalt Noth litt, war er doch immer in heiterer Stimmung. In den spätern Jahren seines Lebens, da Leiden und bittere Erfahrungen ihn mehr nach innen getrieben hatten, nahm er sich vorzüglich der Armen gerne an, so daß er nicht selten von vielen derselben begleitet war, wie er denn oft sogar die Pflege der Kranken unter ihnen übernahm.

Allein noch war dem Kaiser Heinrich keine Ruhe beschieden. Papst Urban wußte dem Kaiser einen neuen Krieg dadurch zu erwecken, daß er den alten Welf IV. von Bayern durch eine Eheverbindung zwischen dessen 18jährigem Sohn Welf V. und der Markgräfin Mathilde für die Sache des päpstlichen Stuhls gewann. Die Aussicht, seinem Hause Toscana zu erwerben, ließ den jungen Welf über die 43 Jahre Mathildens hinwegsehen. Dies bewog den Kaiser 1090 zu einem neuen Zug nach Italien, wo es ihm bald gelang, die mathildischen Anhänger in die Enge zu treiben. Nun aber wußte die kircheneifrige Mathilde, bei einer kurzen Abwesenheit des Kaisers von Italien, seinen Sohn Konrad (welchen Heinrich schon 1087 in Aachen zum deutschen König hatte krönen lassen) durch die Vorstellung, sein Vater werde nie des Bannes entledigt werden, zu bereben, daß er die Partei des Papstes ergriff und sich vom Erzbischof von Mailand 1098 in Monza zum König von Italien krönen ließ. Roger von Sicilien gab ihm seine noch im Kindesalter stehende Tochter Solantha zur Ehe; ein gegen den Kaiser gestifteter lombardischer Städtebund, mit Mailand an der Spitze, erklärte sich für Konrad, und die Römer zwangen den Papst Clemens, der noch einen Theil von Rom inne hatte, sich nach Deutschland zu flüchten.

Der Schmerz des alten Vaters über den Abfall seines Sohnes war groß.

Zum Glück für ihn entzweiten sich seine Gegner bald: der junge Welf entdeckte, daß seine Gemahlin alle ihre Güter schon lange vor dieser Ehe dem päpstlichen Stuhle vermachte hatte; daher trennte er sich nicht nur von ihr, sondern ergriff samt seinem Vater die Partei des Kaisers, dem sie auch noch andere Freunde warben. Da indessen zu dieser Zeit alle Gemüther auf den bevorstehenden Kreuzzug (welchen der Papst Urban zur Befreiung des heil. Landes aus den Händen der Saracenen in Bewegung setzte) gerichtet waren, so konnte der Kaiser in Italien nicht viel ausrichten. In Deutschland dagegen, wohin er nach einer siebenjährigen Abwesenheit zurückkehrte, gewann er, durch das Unglück weiser und gemäßigter geworden, in kurzem alle seine Widersacher, so daß endlich allgemeine Ruhe und Ordnung eintrat.

In dem Mainzer Sühnevertrag v. 1097 wurde dem Herzog Welf IV. Bayern und dem Friedrich von Staufen Schwaben erblich zugesichert, und Berthold II. von Zähringen erhielt die Reichsvogtei über Thurgau und Zürich und für seine Erbgüter den Herzogstitel. Auf dem Reichstag zu Köln 1098 ließ der Kaiser sodann seinen Sohn Konrad zur Strafe der Empörung absetzen und an dessen Stelle seinen jüngeren Sohn Heinrich zum König wählen. Vor seiner Krönung zu Aachen mußte derselbe schwören, ohne väterliche Genehmigung kein Regierungsrecht ausüben zu wollen. Konrad sah sich von seiner Partei in Italien verlassen und starb 1101 zu Florenz. Aber bald sollte der Kaiser von seinem zweiten Sohne einen ungleich größeren Kummer erleben.

Mit dem Tode Urbans II. (1099) schien die kirchliche Spannung nachzulassen, und als einige Jahre darauf auch Clemens III. starb, suchte sich der Kaiser mit Urbans Nachfolger Paschalis II. auszusöhnen. Er versprach einen Landfrieden aufzurichten und einen Kreuzzug zu unternehmen; er sorgte für Sicherung der Straßen und Flüsse, strafte den Raubadel, wehrte den Judenverfolgungen und unterstützte die Armen und Kranken. Aber alle diese Werke des Friedens konnten den von der strengen Kirchenpartei gestützten Papst nicht bestimmen, den Bann aufzuheben. Vielmehr gewann dieser des Kaisers Sohn, den jungen Heinrich, welcher, von leichtsinnigen Jugendgenossen und ehrgeizigen bayrischen Großen angereizt und selbst ehrgeizig und gemüthlos, unter dem Vorgeben, seinen Vater zur schuldigen Rücksicht gegen den heiligen Stuhl bringen zu wollen, unter den Fürsten einen Anhang sammelte. Begleitet vom apostolischen Segen, begann er einen Krieg gegen seinen alten Vater und zwang diesen nach unerhörten Demüthigungen durch den schändlichsten Verrath zur Thronentsagung.

Kaiser Heinrich, von seinem Sohne zum Kriege genöthigt, wollte bei Regensburg eine Schlacht liefern, wurde aber von seinen Vasallen verlassen, so daß er nach Böhmen und von da nach Sachsen floh, was die Folge hatte, daß noch andere von ihm abfielen. Doch fand er Unterstützung bei den rheinischen Städten und rückte besser gerüstet wieder ins Feld. Da nahm sein Sohn, aus Furcht vor dieser Macht, seine Zuflucht zur Verstellung und Verrätherei. Er bat seinen Vater um eine Zusammenkunft, die in Coblenz erfolgte. Beim Anblick des Sohnes überwältigte den Vater der Schmerz und vor ihm auf die Kniee stürzend rief er aus: „Sohn, wenn ich für meine Sünden gestraft werden soll, so bestechst du doch deinen Namen und deine Ehre nicht; denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters als Richter auftritt!“ — Voll Verstellung bat der Sohn, ebenfalls auf die Kniee fallend, um Verzeihung und versicherte ihn unter vielen Schwüren, er wolle nichts, als zu des Vaters Ausöhnung mit der Kirche redlich beitragen; er solle sich daher zu diesem Zweck mit ihm nach Mainz begeben, aber, gleich ihm, nur 300 Reiter mitnehmen. — Der Kaiser, den Schwüren des Sohnes trauend, entließ sein Heer und ließ sich auch bereben, einstweilen, bis der Sohn in Mainz bei dem Erzbischofe, der ihn als einen Gebannten nicht aufnehmen könne, die nöthigen Schritte gethan habe, inzwischen seinen Aufenthalt in der Burg

Bödelheim bei Kreuznach zu nehmen. Raun in die Burg mit nur drei Begleitern eingetreten, wurde er darin gefangen gehalten und unter Drohungen zuerſt zur Herausgabe der Reichsfleinodien, darauf in Ingelheim von dem jungen Heinrich ſelbſt zur Abdanfung gezwungen.

Vergebens bat der Tiefgebeugte, ihm doch die Löſung vom Banne zu gewähren; die mitanweſenden päpſtlichen Legaten verweigerten ſie mit der Zumuthung, dieſe müſſe er ſich ſelbſt in Rom auswirken. Es gelang ihm, von Ingelheim aus nach Köln und von da nach Lüttich zu entkommen, wo ſich Biſchof Otbert aus alter Freundschaft ſeiner annahm. Darauf kam ihm auch der Herzog Heinrich von Niederlothringen gegen den unnatürlichen Sohn, der ſich gleich zum König hatte auſrufen laſſen, zu Hilfe und ſchlug dieſen an der Maas zurück. Als ſich derſelbe zur Belagerung Kölns anſchickte, ſah er ſich auch von dieſer Stadt zurückgewieſen. Schon ſollte es zwiſchen den Heeren des Vaters und des Sohnes zu einer Schlacht kommen, als der alte Heinrich, dem Kummer erliegend, am 7. Auguſt 1106 zu Lüttich ſtarb, nachdem er zuvor ſeinem Sohne feierlich verziehen hatte.

Biſchof Otbert hörte ihn in Lüttich vor ſeinem Ende öffentlich ſeine Sünden beichten und reichte ihm ſelbſt das Abendmahl, daß er in heiliger Begier und in feſter Hoffnung auf Gott empfing. Er klagte darüber, daß ihm jene ungetreuen Erzieher in ſeiner Jugend ſo große Freiheit gelaffen, daß ihm aber nichts deſto weniger ſeine Gegner Laſter angedichtet hätten, wie ſie nur giftiger Haß zu erſinnen vermöchte, Laſter, die ihm zu ſchmuzig und elckhaft ſeien, als daß er davon reden könnte; doch fügte er aufrichtig hinzu: „ſie miſchten Wahres und Falſches unter einander.“ — Biſchof Otbert ließ ihn zwar mit kaiſerlichen Ehren beſegen, mußte aber, von den übrigen Biſchöfen mit dem Banne bedroht, den Leichnam des Verbannten von ſeiner Ruheſtätte wegnehmen und auf einer kleinen Inſel der Maas ausſetzen laſſen, wo ein Mönch aus Jeruſalem freiwillig aus Mitleid zu gewiſſen Stunden des Tags und der Nacht Bußpſalmen für des Kaiſers Seele ſang. Nach einiger Zeit ließ König Heinrich V. den Leichnam nach Speyer bringen, wo ihn das Volk voll Ehrfurcht in der neuerbauten Marienkirche beſetzte. Aber auch hier ward ihm die Ruhe nicht gegönnt: der dortige Biſchof ließ ihn wieder herausnehmen und in eine noch ungeweihte Nebenkapelle der h. Aſra (am Dom) ſetzen, wo der Sarg fünf Jahre lang über der Erde ſtand. Erſt nach dem Heinrich V. durch mehrere Zeugen hatte darthun laſſen, daß ſein Vater bußfertig geſtorben ſei, nahm Paſchalis II. den Bannfluß von ihm, und nun wurde der Todte in der dortigen Kaiſergruft beigeſetzt, und zwar unter deſto größerer Theilnahme des deutſchen Volkes, je weniger daſſelbe mit der Regierung ſeines hartherzigen Sohnes zufrieden war. Heinrichs IV. Anhänger unterwarfen ſich dem neuen Reichsregiment, mit Ausnahme des oben erwähnten Herzogs von Niederlothringen, welcher deſhalb ſeiner Würde entſetzt wurde.

112. Voll Begierde, die ganze Gewalt des Königthums wieder herzuſtellen und dazu mit Kraft und feſtem Willen ausgerüſtet, hatte Heinrich der Fünfte die Zügel der Regierung ergriffen, welche er ſeinem Vater auf eine ſo unedle Weiſe entriſſen hatte. Obwohl vorher mit dem Papſte Paſchalis II. gegen ſeinen Vater einig, gerieth er doch mit ihm wegen des Inveſtiturrechts in ſo heftigen Streit, daß er den Papſt ſamt ſeinen Cardinälen in der Peterskirche gefangen nehmen ließ und ihn zwang, nicht nur in der Inveſtiturſache nachzugeben, ſondern ihn auch zu krönen und ihm zu verſprechen, daß er ihn wegen des Vorgefallenen nie bannen wolle.

Als nämlich Heinrich V. 1110 auf dem Zug gegen Rom war, ließ ihm der Papſt gegen Entſagung des Inveſtiturrechts die Zurückgabe aller mit den Biſchöfämern verbundenen weltlichen Güter und Regalien anbieten. Heinrich gieng, obgleich er ſo gut als der Papſt vorausſehen konnte, daß die Ausführung dieſes Angebots von Seiten der Biſchöfe Widerſtand finden würde, den Vergleich ein und hielt ſeinen Einzug in Rom. Eben ſollte die Krönung in der Kirche vor ſich gehen, als der Papſt zuvor noch einmal

die Bestätigung jenes Vertrags verlangte. Da erklärten die Bischöfe jenes Anerbieten für „Ketzerei“, und als Heinrich bereit war, den Vergleich aufzuheben, weigerte sich der Papst, ihn zu krönen. Da rief ein Deutscher aus Heinrichs Gefolge: „Was braucht es vieler Worte! unser Herr, der König, will gekrönt werden, wie weiland Karl der Große!“ Darauf folgte jener Auftritt an heiliger Stätte. Zwar erhoben sich die Römer im Aufruhr, aber er wurde sogleich unterdrückt. Doch verließ der Kaiser Rom und führte den Papst mit sich fort, bis derselbe nach einigen Monaten einen Vertrag einging, in welchem er dem Könige das Investiturrecht zugestand und versprach, sich nicht rächen und den König nicht mit dem Banne belegen zu wollen. Hierauf erfolgte die Kaiserkrönung in Rom.

Raum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so erklärte der Papst alles Fingerräumte, als gewaltfam erzwungen, für ungiltig, und späterhin ließ er den Kaiser durch den Erzbischof Guido von Vienne 1111 mit dem Banne belegen. Als dieser Guido später selbst unter dem Namen Calixt II. den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde dieser Bann erneuert. Heinrich V. konnte sonach, zumal er auch die meisten Fürsten gegen sich hatte, wenig ausrichten; denn der Geist der Zeit hatte sich der Kirche zugewandt.

Da unterdessen die Widersetzlichkeit seiner Gegner in Deutschland wieder gewachsen war, zeigte sich der Kaiser nachgiebiger, beruhigte die sächsischen Fürsten durch Zurückgabe ihrer Güter und Erbrechte und bot auf dem Reichstage zu Würzburg 1121 die Hand zu einem allgemeinen Reichsfrieden, sowie zur Aussöhnung mit dem Papste, die denn endlich unter Vermittlung der Fürsten nach einem Vergleich mit Calixt II. in dem **1122 Wormser Concordat** zu Stande kam, in welchem der Kaiser in Betreff der Investitur auf die Belehnung der Bischöfe und Äbte mit den geistlichen Rechten durch Ring und Stab verzichtete und die Freiheit der Bischofs- und Abtswahlen nicht zu stören versprach; wogegen der Papst sich verpflichtete, diese Wahlen nur in Gegenwart des Kaisers oder seines Bevollmächtigten vornehmen zu lassen, und dem Kaiser das Recht, den Gewählten mit den weltlichen Rechten durch das Scepter zu belehnen (und zwar in Deutschland vor der Weihe, in Italien nach der Weihe) nicht mehr zu bestreiten.

Im deutschen Reiche hatte von Anfang an das Streben dieses Kaisers nach unbeschränkter Macht unter den Fürsten viel Mißtrauen und Unzufriedenheit erregt. Ein Bündniß, das Herzog Lothar von Sachsen, den er durch Eingiehung des erledigten Fürstenthums Weimar beleidigt hatte, mit dem Pfalzgrafen Siegfried, dem er dieses Fürstenthum mit Recht verweigerte, sowie mit dem Landgrafen Ludwig dem Springer von Thüringen, mit dem Grafen Wiprecht von Groitzsch, dem Bischof von Halberstadt und dem Markgrafen Rudolf gegen den Kaiser schloß, führte zu einem Strafkrieg, in welchem der kaiserliche Feldherr Hoyer von Mansfeld 1113 bei Warnstädt unweit Quedlinburg siegte, worauf eine Zeit lang Ruhe folgte. Die Verhaftung Ludwigs von Thüringen (bei des Kaisers Hochzeit zu Mainz 1114) führte zu einem neuen Aufstand, wobei der jüngere Wiprecht von Groitzsch den Grafen Hoyer in der Schlacht am Welfesholze bei Eisleben 1115 besiegte und tödtete. Nach einer zur Noth wieder hergestellten Ordnung machte der Kaiser eine zweite Heerfahrt nach Italien und setzte sich in den Besitz der mathildischen Güter, die ihm jedoch die Päpste stets ebenso entschieden bestritten wie das Investiturrecht.

Wiewohl ihm alle seine bisherigen Entwürfe auf Herstellung der königlichen Vollgewalt mißglückt waren, so sann er doch immer wieder auf neue Pläne der Machterweiterung. Aber indem er, wiewohl vergeblich, die deutschen Fürsten in Verbindung mit England zu einem Krieg gegen Frankreich

bewegen wollte, starb er, von niemand geliebt und kinderlos, zu Utrecht, an einem Krebsartigen Geschwür, nachdem er zuvor, als der Letzte aus dem salisch-waiblingischen Geschlechte, das staufisch-waiblingische Haus, nämlich seine beiden Schweftersöhne Konrad und Friedrich, in das Erbe seiner Güter eingesetzt hatte. Heinrich V. erhielt, als der letzte Salier, seine Ruhestätte im Dom zu Speyer.

113. Nach dem Erlöschen des salisch-fränkischen Hauses rechnete der tapfere Herzog Friedrich von Schwaben (Staufen) sicher auf die deutsche Krone. Weil er aber den meisten Fürsten zu stolz und selbständig erschien, so wurde auf Betrieb des Erzbischofs Adalbert von Mainz, als Reichserzkanzlers, welcher dem salisch-fränkischen absolutistischen und gegenkirchlichen Streben ein Ziel stecken wollte, in einer großen Wahlversammlung der deutschen Stämme zu Mainz, jedoch nur durch künstliche Wahlumtriebe, Lothar der Zweite oder der Sächs. i. J. 1115 zum Kaiser gewählt.

Bei der Wahlhandlung wurden aus jedem der vier Stämme (der Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern) 10, zusammen also 40 fürstliche Wähler bestimmt, welche den würdigsten erklären sollten. Die Vorwahl schwankte zwischen Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold von Oesterreich. Als sich die beiden Letztern die ihnen zugebachte Ehre verbatnen, fragte der Erzbischof, ob sich jeder von den dreien demjenigen, welchen die Wahl treffen werde, unterwerfen wolle? Lothar und Leopold erklärten sogleich ihre Bereitwilligkeit. Friedrich, der hierin eine Bist sah, wollte sich darüber erst mit seinen Freunden berathen und entfernte sich zu diesem Zwecke. Dieses Benehmen erklärten seine Gegner für Anmaßung und thaten alles, seine Wahl zu hintertreiben. Unter wildem Geschrei drängte sich ein Haufe Menschen in den Saal und hob Lothar auf die Schultern, der dann mitten in diesem Tumulte zum König gewählt wurde.

Lothar war ein Sohn des sächsischen Grafen von Suppligenburg (im heutigen Braunschweigischen), und Heinrich V. hatte ihm nach dem Tode des Herzog Magnus, des Letzten aus dem Geschlechte der Billunger (1107), das Herzogthum Sachsen zu Lehen gegeben. Seine Streitigkeiten mit jenem Kaiser sind §. 112 erwähnt. Dadurch, daß Lothar den Bischöfen den Lehnseid erließ, opferte er den Grundsatz, auf welchem seit Karl dem Großen die Kaisermacht beruhte. Auch verzichtete er auf das aus dem Wormser Concordat erworbene Recht, die Bischofswahlen in des Kaisers oder seines Bevollmächtigten Gegenwart und die Investitur unmittelbar nach der Wahl des geistlichen Würdeträgers vornehmen zu lassen, und verpflichtete sich, sie erst nach der Weihe desselben zu vollziehen, ja sich anstatt des Lehnseides der Bischöfe oder Aebte bloß mit einem Treugelübde derselben begnügen zu wollen. Dadurch entlieh er die Geislichkeit gewissermaßen aus dem Reichsverband und entzog der Krone Gewalt die Güter, über die sie vorher frei verfügt hatte. Auch ließ er durch eine Gesandtschaft den Papst um Bestätigung seiner Wahl an gehen.

Um die Staufer zu demüthigen, gab Lothar ein Gesetz mit rückwirkender Kraft, durch das er die Herausgabe der von den salischen Kaisern eingezogenen Reichsgüter verlangte, obgleich die von den sächsischen Kaisern eingezogenen Reichsgüter nach dem Erlöschen ihres Stammes nicht zurückgefordert worden waren und sie sich größtentheils aus ihrer langjährigen Vermischung mit den Familiengütern nicht mehr aussondern ließen. Als sich nun Friedrich dessen weigerte, sprach Lothar die Acht über ihn aus, und schuf sich, um sich gegen den mächtigen Staufer zu halten, an dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern eine Stütze, indem er ihm seine einzige Tochter und Erbin Gertrud zur Gemahlin gab und Aussicht auf

sein eigenes Herzogthum Sachsen machte. Durch diese Begünstigung des bayerisch-welfischen Hauses veranlaßte er jene Feindschaft zwischen den Welfen und Staufern, welche für die Zukunft des Reiches von unberechenbaren Folgen war und schon jetzt zu einem Krieg zwischen beiden führte, der neun Jahre lang besonders das südwestliche Deutschland verheerte.

Schon hatte der stauferische Konrad, Friedrichs Bruder, nach seiner Rückkehr von einem Zug ins heilige Land, in Italien sich die lombardische Krone 1128 aufgesetzt, und wollte sein Kriegsglück mit Hilfe der italienischen Städte weiter verfolgen, als Papst Honorius II. auf Lothars Seite trat und die beiden Staufern mit dem Banne belegte, so daß Konrad nach Deutschland zurückkehrte und dort in Verbindung mit seinem Bruder noch mehrere Jahre den Krieg fortsetzte, bis beide nach mannichfachen Verlusten für dies Mal in einem Vergleich (1135) ihren Ansprüchen entsagten, dagegen von Lothar in dem vollen Besitze ihrer Herzogthümer bestätigt, durch den Papst aber vom Banne losgesprochen wurden.

Lothar machte zwei Römerzüge. Der erste war, auf Betrieb des Abts Bernhard von Clairvaux, zu Gunsten des Papstes Innocenz II. wider den schismatischen Gegenpapst Anaclet II. und dessen Beschützer, den Normannenherzog Roger II., gerichtet, welcher von Honorius II. Neapel und Sicilien zu Lehen erhalten und von Anaclet zum König gekrönt worden war. Lothar konnte indes mit seinem geringen Heere Anaclet und die Normannen nicht aus Rom vertreiben, empfing jedoch von Innocenz II. dafür, daß er sich seinen Entscheidungen fügte, im Lateran die Kaiserkrone und für sein Haus die marchesischen Güter (Toscana) als päpstliches Lehen, jedoch unter der Bedingung des Rückfalls. Dadurch mehrte er die Macht der Päpste, welche fortan die Kaiser als ihre Vasallen behandelten.

Nach der Rückkehr von dieser ersten Römerfahrt brachte Lothar die Dänen zur Unterwerfung; auch schlichtete er den Thronstreit des Ungar Königs Bela II. mit den Polen. Da auch seine oben erwähnte Aussöhnung mit den Staufern in diese Zeit fiel, so brachte ein von den deutschen Fürsten zu Magdeburg beschworener Frieden eine zehnjährige Ruhe in das Land.

Auf seinem zweiten italienischen Zuge, auf welchem ihn Heinrich der Stolze und Herzog Konrad begleiteten, fiel er in Neapel ein und zwang Roger, nach Sicilien zu fliehen; dann vertrieb er Anaclet aus Rom und setzte Innocenz daselbst ein. Weil aber seine Deutschen beim Ablauf des Heerdienstes nicht länger bleiben wollten, trat er, ohnedies unapflich, den Rückzug an, hatte aber kaum die Grenze erreicht, als er erkrankte und in einer Bauernhütte des Dorfes Breitenwang bei Reutte im Oberlechtal starb, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen (1137). Bei seinem Sterben erst belehnte er seinen Eidam mit Sachsen und übergab ihm zugleich die Reichsinsignien, in der festen Hoffnung, daß demselben die Nachfolge im Reiche nicht fehlen werde.

Unter seiner großentheils unruhigen Regierung lebte das Kaiserthum wieder stark auf. Durch das während seines italienischen Aufenthalts erlassene Gesetz, daß hinfür ein durch Aussterben ererbtes Reichslehen nicht an das Reich zurückfallen, sondern an die nächsten fürstlichen Verwandten kommen sollte, machte Lothar die großen Lehen erblich und legte dadurch den Grund zur völligen Ausbildung selbständiger Fürstenmacht. Er gab dieses Gesetz zunächst nur für Italien; nachher aber fand es auch in Deutschland auf dem Wege der Gewohnheit Eingang. Dadurch, daß Lothar die Markgrafschaft Nordachsen (oder die heutige Altmark) dem Grafen von Ballenstädt, Albrecht dem Bären, aus dem Hause Anhalt oder Ascanien ver-

lieh, wurde der Grund zur nachherigen Macht des anhalt-brandenburgischen Hauses gelegt. Denn Markgraf Albrecht eroberte dazu noch die Ufer mark und die Priegniz von den Wendem, zog Ansiedler aus Flandern und den Niederlanden in diese Länder und machte Brandenburg zur Hauptstadt.

Kap. 22. Innere Zustände Deutschlands unter den salisch-fränkischen Kaisern.

114. Das Papstthum und die Kirche. In der Kirche, in welcher die schon §. 103—4 erwähnte Verweltlichung und in Folge davon das sittliche Verderben (die Simonie, der Nicolaitismus) immer mehr um sich gegriffen hatte, war schon seit dem 10. Jahrhundert eine kirchliche Partei entstanden, welche diesem großen Uebel abzuwehren und das Ansehen und die Heiligkeit der Kirche wieder herzustellen trachtete. Dazu gehörten, außer vielen ernstern gesinnten angesehenen Geistlichen und Laien, besonders die strengen Mönchsorden von Cluny, Cîteaux, und Chartreux, welche einen so großen Einfluß erlangten, daß selbst Fürsten sich ihrem Bestreben anschloßen, wie z. B. Heinrich III., und von da an eine Reihe von Päpsten in ihrem Sinne ernannt wurden. Durch den gewaltigsten derselben, Gregor VII., war zwar die Kirche aus der schmachvollen Abhängigkeit, in welche die Weltmacht sie gebracht hatte, herausgerissen; allein durch den Umstand, daß das Papstthum bei dieser Emancipation zugleich die weltliche Macht an sich zu reißen und dadurch eine geistliche Universalmonarchie zu gründen strebte, nahm die Kirche zugleich den Keim der Selbstzerstörung in sich auf.

War nun zwar die Einheit der Kirche gesichert, so konnte doch die Reinheit derselben durch die Minderung der störenden Eingriffe des Staates und durch die Erleichterung der Simonie noch nicht hergestellt heißen. Der innern Reinigung standen noch andere große Hemmnisse im Wege. Diese bestanden theils in dem wilden, gewalthätigen Fehdegeiste der Großen, den sogar manche Bischöfe und Äbte theilten, und in den dadurch auch im Volke genährten rohen und heftigen Leidenschaften, theils in dem in Kirchen und Klöstern sich häufenden Reichtum und dessen schlimmen Folgen, die sich in der Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit des größten Theils der Welt- und Klostergeistlichkeit zeigte.

Die Mittel, welche die Kirche zur Hebung und Tilgung dieser Uebel anwandte, waren zum Theil nicht ausreichend, zum Theil sehr oft hemmend. Dem Fehdeunfug z. B. konnte der für Burgund ertheilte, nachher auch auf Deutschland ausgedehnte Gottesfrieden (§. 106 a. E.) nur zum geringen Theile steuern; die Verbesserung der Klosterzucht, welche einzelne fromme Männer durch Aufstellung strengerer Ordnungsregeln zu erzielen suchten, hielt meist nur so lange nach, als die dadurch neu entstandenen Mönchsorden vom ersten Eifer beseelt waren, bei dessen Nachlaß sich die alte Verderbnis wieder einschlich. Die wichtigsten Mönchsorden, welche (außer dem schon im vorigen Zeitraume genannten Benedictinerorden) aufkamen, sind: der im Jahr 910 vom Abt Berno gestiftete Orden der Cluniacenser (vom Kloster Cluny oder Clugny in Burgund), welcher in Petrus Mauritius Venerabilis (1122—1156) seine größte Pflanze hatte, aber später durch Reichtum und Ueppigkeit erschlaffte; — der im Jahr 1098 von Robert gestiftete Orden der Cistercienser (vom Kloster Cîteaux oder Cistercium bei Dijon in Frankreich), der durch den oben erwähnten heiligen Bernhard von Clairvaux † 1153 (welcher allein 160 Klöster seines Ordens gründete), seine größte Bedeutung und Berühmtheit erhielt; — der im Jahr 1084 von Brun von Köln gestiftete Orden der Kartäuser, in der Einsiede von Carthusia (Cartause) oder Chartreux bei Grenoble, der strengste unter allen Mönchsorden, der durch seine völlige Abgeschlossenheit von der Welt allerdings einen fast maßgebenden Gegensatz gegen die in andern Klöstern herrschende Weltlichkeit bildete, aber das Christenthum nicht wesentlich förderte.

Das Hauptmittel zu einer Reinigung der Kirche und Erneuerung derselben im Geiste des Evangeliums, somit auch einer größern Sittlichkeit im Volke, nämlich die Reinhaltung der Lehre Christi und die lautere Verkündigung des Wortes Gottes, wurde vernachlässigt. Die Lehre Jesu hatte schon längst durch sogenannte neue Offenbarungen manche trübende Zusätze erhalten. Insbesondere hatte die Lehre von der Sündenvergebung und von der Rechtfertigung eine von der heiligen Schrift zum Theil abweichende Auffassung und Deutung erlitten, wodurch bei dem

Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst einem werthvollen, allgemein verbreiteten, sehr einträglichen, abergläubischen Wesen großer Vorſchub geleistet wurde. Zwar erhoben einzelne erleuchtete Bischöfe muthig ihre Stimme dagegen, drangen aber nicht durch.

115. Die Reichsverfassung. Noch fehlte es an durchweg festen Bestimmungen in der Verfassung des deutschen Reichs. Schon der Uebergang Deutschlands aus einem Erbreich in ein Wahlreich hatte einen schwankenden Zustand hervorgebracht und bei Erlöschung einer Dynastie, ja selbst oft noch während der Dauer derselben, häufige Veranlassung zur Störung der allgemeinen Ruhe und Ordnung gegeben. Seit vollends bei der Erhebung Rudolfs von Schwaben zum Nachtheil eines starken Königthums die Gesetzmäßigkeit der Wahl förmlich ausgesprochen und nachher durch Lothar den Sachsen sogar die Erblichkeit der Herzogthümer allmählich eingeführt wurde, entstand eine noch größere Unsicherheit der königlichen Erbfolge, welche auf das Kaiserthum sowohl als auf die Einheit der Nation einen störenden Einfluß hatte. Doch trug anderseits die größere Unabhängigkeit der Herzoge und Fürstenthümer viel zur besondern Ausbildung des eigenthümlichen Lebens der einzelnen deutschen Stämme bei.

Als die Herzoge sich mehr und mehr in ihren Erwerbungen erblich festsetzten, suchten die Kaiser sich in ihrer Macht dadurch zu halten, daß sie Freibriefe an Städte ertheilten und Markgraffschaften, Pfalzgraffschaften und Landgraffschaften gründeten, deren Inhaber von ihnen ernannt wurden und vom Einflusse der Herzoge frei waren. In diesem Zeitraume hatten die Herzoge von Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern die höchsten weltlichen Reichswürden, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier die höchsten geistlichen inne. Doch war das Recht, den Kaiser zu wählen, damals noch auf keinem bestimmten Fürstenhause oder Lande ruhend, sondern setzte sich erst später fest, wie denn auch der Titel „Kurfürst“ erst in der Folge aufkam. (§. 175.) Da seit der ältesten Zeit der Erzbischof von Mainz, als Primas Germaniae, die Kaiserwahlen leitete, so war Mainz die herkömmliche Wahlstadt, während Aachen (seit Karl dem Großen) die Krönungsstadt war. Die Reichsgewalt selbst war noch durch kein Gesetz bestimmt. Das Reichsheer war in sieben Heerschilde (Heerhaufen) getheilt.

116. Das Lehnrechtswesen. Diejenigen Vasallen oder Dienstmannen eines und desselben Lehnsherrn, die sich auf der gleichen Stufe der Würde befanden, betrachteten sich als Pares, d. h. Gleiche, von einander Unabhängige, so daß ihr Verhältniß zu einander nur sehr lose war. Weil daher diese Feudalglieder unter einander zu vereinigt und abgesondert standen und höchstens im Lehnsherrn und seiner Umgebung einen verbindenden Mittelpunkt hatten, so konnte ein allgemeines Bürgerthum noch nicht aufkommen.

Dieser Mangel innerlicher Beziehungen zu einander wurde, jedoch nur nothdürftig, durch das aus dem Lehnrecht entstehende Band ersetzt. Da es nämlich für die Vasallen noch keinen besondern Richterstand gab, so bildete sich ein eigenes Lehnrecht aus, das auf dem Grundsatz ruhte, daß der Gleiche nur vom Gleichen gerichtet werden könne; dem Lehnsherrn wurde alsdann die Vollziehung des Richterspruchs überlassen. Ein solches Lehnsgerecht schlichtete sowohl die Streitigkeiten der Vasallen unter einander, als auch die der Vasallen mit dem Lehnsherrn, so weit nämlich jene Streitigkeiten sich auf Lehnverhältnisse bezogen. Andere Streitfälle mußten vor den höheren Lehnsherrn gebracht werden. War eine Partei mit dem Lehnrechtspruch unzufrieden, so galt Verufung (Appellation) an den höheren Lehnsherrn und zuletzt an den König. Diese Verufung wurde allmählich auch auf nicht-lehnrechtliche Fälle angewandt.

117. Das Ritterwesen. Eine andere dem Mittelalter eigenthümliche, sittlich und politisch wichtige Einrichtung, durch welche wenigstens die Glieder der höheren Klasse des Lehnstaates einander näher kamen, war das Ritterthum. Weil nämlich seit Heinrich I. der Reiterdienst vorherrschend wurde, der mehr Uebung verlangte und größere Kosten verursachte, so zogen sich die ärmeren Freien auf dem Lande vom Heerbanne zurück, überließen dem Adel die Ehre des Dienstes, zogen unter seiner Fahne oder gaben ihren Geldbeitrag zu den Kriegskosten, den sogenannten Heerschilling. Dadurch verloren sie aber auch allmählich jenes Bewußtsein der Freiheit und Kraft, das in dem Adel und in den Bürgern der Städte sich erhielt. Das Sandoß war nicht waffenfähig, und Bauern durften kein Schwert tragen.

Wer ein größeres Freigut oder ein größeres Lehnsgut hatte, so daß er den ordent-

lichen Heerdienst zu Rosse leisten konnte, gehörte zum Stande der Ritter, denen, seit der Sonderung des Adels- und Bürgerstandes, in den Städten nur die Glieder der patricischen Geschlechter ebenbürtig geachtet wurden.

Eine vorzügliche Bildungsschule des Ritters waren die Turniere, d. i. die Waffenspiele, zu denen nur zugelassen wurde, wer ritterbürtig war oder dafür galt, und als solcher die Waffenführung kunstgerecht verstand, dabei eine bestimmte Anzahl von Thnen nachweisen konnte und einen christlich-sittlichen Wandel führte. Es bestanden eigene Turniergesetze, an die sich die Kämpfer und Kampfrichter streng halten mußten. Turnierbögte, Wappenkönige, Herolde und Grieswärtel hatten dabei, jeder in seiner Weise, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Verhütung von Unglück mitzuwirken.

Der Waffendienst und die Rittersitte erforderte lange und sorgfältige Vorübung, zu deren Befuß der junge Adelige, wenn er den Frauenhänden entwachsen war, zwei Stufen durchmachen mußte, ehe er die dritte Stufe, die Ritterwürde, als das Ziel seines ganzen Strebens, erreichte. Zuerst nämlich lernte der Sohn des geringen Ritters als Edelknahe den Hofdienst bei seinem Lehns Herrn oder irgend einem andern angesehenen Ritter. Sodann wurde er zwischen seinem 15. und 18. Jahre wehrhaft gemacht und trat in den Stand des Knappen (Edelknecht, Junkers): als solcher lebte er seinem Herrn zu treuem Dienst und begleitete ihn, als sein Schildträger oder Wappner, zu Turnier und Kampf. Hatte er, nach einer meist siebenjährigen Lehrzeit, hinreichende Proben seiner Waffentüchtigkeit und eines makellosen Lebens abgelegt, so erhielt er, nach feierlicher Ablegung der Rittergelübde (daß er nämlich Religion, Wahrheit und Recht, daß er Witwen und Waisen, überhaupt die bedrängte Unschuld vertheidigen wolle), durch die Accolade oder den Ritterschlag, den ihm nur ein Höherer erteilen konnte, die eigentliche Ritterwürde, wobei ihm die verschiedenen Waffenschilder unter angemessenen Sprüchen angelegt wurden. Doch muß man nicht glauben, daß alle jene Formen und Ceremonien zum Eintritt in den Ritterstand bei jedem, ja nur in der Regel eingehalten worden seien: Stand, Vermögen, Zeit, Ort und Umstände waren dabei maßgebend und abändernd; wie auch das Gelübde selbst keineswegs in idealem Sinne, sondern nach Maßgabe der damaligen Sitten und des Herkommens zu verstehen ist.

Der Ritterstand mit seinen Eigenthümlichkeiten und Rechten bei den christlichen Völkern des Abendlandes erhielt erst durch die Kreuzzüge theils einen festeren körperlich-sittlichen Zusammenhang, theils eine höhere Richtung, besonders in den geistlichen Ritterorden, von denen weiter unten die Rede sein wird. (136; 139.)

118. Das Städtewesen. Die Zahl der s. g. Freistädte, in welchen eine städtische Verfassung ursprünglich bestand, war eine kleine: Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, nebst Regensburg. Nehmliche Städteeinrichtungen aber fiengen seit Heinrich I. unter den sächsischen und fränkischen Kaisern an, sich allgemeiner auszubilden. Eine Stadtgemeinde überhaupt bestand in Deutschland (wie in allen karolingischen Reichen) ursprünglich aus der Vereinigung dreier Bestandtheile: 1. aus den Ministerialen oder ritterlichen Dienstleuten des Stadtoberherrn (entweder des Königs oder eines der weltlichen oder der geistlichen Fürsten); 2. aus den noch übrigen Gliedern ehemals schöffensbarfreier Gemeinden (den ritterbürtigen Gutsbesitzern und Kaufleuten); und 3. aus den zinspflichtigen, hbrigen Gewerbs- und Ackerleuten. Die beiden ersten dieser drei Bestandtheile machten den Stand der Patricier oder Geschlechter aus, bildeten eine geschlossene Körperschaft und führten die Waffen, wie auch das städtische Regiment.

Die Patricier waren die Schöffensbarfreien, und der aus ihnen gewählte Schöffentrath (auch Consulnocollegium genannt) war Vertreter der ganzen Stadtgemeinde; doch hatte der vorgeordnete Beamte des Oberherrn, unter dem Titel Vogt oder Burggraf oder Schultheiß, mehr Recht und Gewalt als der Schöffentrath, indem er die Hoheitsrechte seines Herrn ausübte.

Später erwarben die Schöffensbarfreien von dem Oberherrn entweder durch Schenkung oder durch Abtretung oder durch Kauf gewisse Hoheitsrechte (z. B. die eigene Gerichtsbarkeit, das Marktrecht, das Münzrecht, das Zollrecht, das Stapelrecht u.), und übten dieselben durch den Schöffentrath aus, jedoch unter dem Vorfize jenes des Oberherrn vertretenden Beamten.

War aus verschiedenen Ursachen vom Oberherrn ein solcher Beamter noch nicht ernannt oder von der Stadt nicht anerkannt oder durch Vertrag mit dem Oberherrn ab-

geschafft, so wählte der Schöffnrath aus seiner eigenen Mitte einen Vorstand (den Rathmeister oder Bürgermeister), und dadurch bekam die Stadtgemeinde vollends einen republikanischen Charakter.

In Städten, wo das Schöffencollegium für die Menge der Geschäfte nicht mehr ausreichte, entstand ein zweites Collegium, das der Rathsmänner; an der Spitze dieser beiden Collegien standen zwei Bürgermeister.

War in einer Stadt das Amt des oberherrlichen Beamten aufgehoben, so traten die zinspflichtigen und hörigen Gewerbsleute, die bisher unter ihm ihrer besonderen Gerichtsstand gehabt hatten, aus der Hörigkeit heraus und als gemeine Freie unter das gleiche Gericht mit dem übrigen Theile der Gemeinde, ohne jedoch vorerst am Stadtregenten einen Antheil zu haben. (175.)

Ein solches freistädtisches Wesen, dessen allgemeine Grundlage hier bloß angedeutet ist, bildete sich jedoch (nach dem Muster der lombardischen Städte) in Deutschland erst im 13. und 14. Jahrhundert aus, während es in Italien schon vom 10. Jahrhunderte an blühte.

Durch die Vorrechte und Freiheiten, welche besonders die Kaiser in sogenannten Freibriefen den deutschen Städten gewährten, hoben sich dieselben schon im 11. und 12. Jahrhundert bedeutend. Es vermehrte sich ihre Gewerthätigkeit und dadurch ihr Wohlstand, auch die Pflicht der Selbstverteidigung trug nicht wenig zur Verstärkung der Städte bei. Ihre wachsende Macht erregte daher bald die Eifersucht und die Feindschaft der Fürsten und des Adels, und darum hielten es die Städte lieber mit dem Kaiser, zu seinem und ihrem Vortheile. (149.)

119. Die Rechtspflege. Die alten deutschen Rechtsbücher verloren ihre Anwendung, und es bildete sich durch die Schöffennurtheile eine neue Rechtsgrundlage. Doch erhielt sich der Grundsatz: „daß jeder Deutsche nach dem Gewohnheitsrechte seines Landes und Ortes und von seines Gleichen gerichtet werden mußte“. — Das Fausrecht, das die öffentliche Sicherheit so sehr gefährdete, konnte selbst durch die strengsten Strafen nie ganz unterdrückt werden und richtete besonders unter schwachen Regierungen viel Unheil an.

Vierter Zeitraum.

Vom Kampf des Kaiserthums mit dem Papstthum bis zum
Untergang der Kaiserherrlichkeit.

1138—1254.

Kap. 23. Die Kaiser aus dem hohenstaufischen Geschlechte.

1138—1254.

(Hist. Atlas, Tab. X.)

120. Nach Lothars Tode strebte die welfische Partei, den Eidam Lothars, Heinrich den Stolzen, Herzog von Bayern und Sachsen und Markgrafen von Toscana, die hohenstaufische, den Herzog Konrad, Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, zur Kaiserwürde zu erheben. (Die Namen „Hohenstaufen“, „Hohenzollern“ u. dergl.) kamen erst später auf; früher sagte man „Staufen“, „Zollern“ u. dergl.) Aus Furcht vor dem übermächtigen Welfen wählten die meisten deutschen Fürsten, mit Zustimmung des Papstes Innocenz II., den Hohenstaufen, und so eröffnete Konrad der Dritte die Reihe der schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser. Er wurde zu Aachen von einem päpstlichen Legaten gekrönt, weil der erzbischöfliche Stuhl von Köln noch erledigt war. Selbst die Sachsen mit der kaiserlichen Witwe Richenza unterwarfen sich ihm anfangs.

Heinrich der Stolze gab zwar die Reichskleinodien heraus, stellte sich aber mit einer Heeresmacht am Rhein auf, um sich im Besitze der beiden Herzogthümer Sachsen und Bayern zu vertheidigen. Als hierauf König Konrad von ihm die Herausgabe des Herzogthums Sachsen verlangte, weil es rechts- und ordnungswidrig sei, daß Ein Fürst zwei Herzogthümer besitze, und Heinrich den Gehorsam verweigerte, sprach Konrad die Reichsacht über ihn aus, und gab von Heinrichs beiden Reichslehen das eine, Sachsen, an den in 113 erwähnten Markgrafen Albrecht den Bären von Anhalt (als einen Enkel des früher genannten Herzogs Magnus von Sachsen*), und einige Zeit nachher das andere, Bayern, an seinen eigenen Halbbruder,

*) Albrecht der Bär hatte die eine Tochter des letzten Billungerherzogs Magnus, Eliska, geheiratet. Die andere, Wulfhildis, war die Gattin Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Bayern, (Vaters Heinrichs des Stolzen).

den Markgrafen Leopold von Oesterreich, das damals noch von Bayern abhängig war.

Darüber erzürnt, griffen Heinrich und sein Bruder Welf (VI.) zu den Waffen, und es entbrannte zwischen beiden Parteien, den Welfen und Staufen, in Sachsen, Bayern und Schwaben, aufs neue der Kampf, während dessen bei der Belagerung von Weinsberg der Jahrhunderte hindurch schreckende Parteiruf: Hie Welf! Hie Waibling! entstand, indem sich an die Namen Welfen und Waiblingen (oder, wie der Italiener sagte, Guelfen und Gibellinen) im Fortgang des Kampfes die beiden Gegensätze knüpften, welche sich um die Herrschaft der Welt stritten.

Unter den Welfen (so benannt von Welf, dem Ahnherrn Heinrichs) begriff man anfangs bloß die Anhänger des welfischen Hauses in Bayern und Sachsen, nachher überhaupt alle Gegner der kaiserlichen oder welfischen und alle Anhänger der päpstlichen oder kirchlichen Macht; die Gibellinen oder Waiblinger (so benannt nach dem bei Cannstatt gelegenen hohenstaufischen Stammschloß) umfaßten anfangs die Anhänger der Hohenstaufen in Schwaben und Franken, sodann überhaupt alle Anhänger der kaiserlichen oder welfischen Macht. — Von jener Belagerung Weinsbergs her entstand die Sage von der „Weibertreue“. Der über die harnackige Vertheidigung der Stadt erzürnte König hatte nämlich der ganzen männlichen Einwohnerschaft der Burg den Tod geschworen. Endlich mußte sich diese ergeben, und er gestattete nur den weiblichen Einwohnern freien Abzug; jedoch sollten sie ihre beste Habe mitnehmen dürfen. Als sich die Thore öffneten, trugen die Weiber auf ihrem Rücken die Männer heraus. Der Kaiser lächelte über diese List und schenkte den Männern Leben, Freiheit und Habe. Als einige aus seiner Umgebung ihn an die Schuld der Weinsberger erinnerten, entgegnete er: „Eines Kaisers Wort soll man nicht drehen und deuteln“.

Da während dieses mit vieler Erbitterung geführten Kriegs Heinrich der Stolze (an einer Krankheit), erst 37 Jahre alt, 1139 starb, so setzten Heinrichs Bruder Welf in Bayern und Heinrichs Witwe Gertrud in Verbindung mit Lothars Witwe Richenza in Sachsen für den 12jährigen Sohn des Verstorbenen, den nachmals sogenannten Heinrich den Löwen, den Krieg mit Glück fort. Daher hielt es Konrad für besser, denselben dadurch zu beendigen, daß er den jungen Heinrich, gegen Verzichtleistung auf Bayern, mit dem Herzogthum Sachsen belehnte, welches Abrecht der Bär in diesem Kriege nicht hatte behaupten können. Doch trennte er davon 1142 die Nordmark, gab sie dem Ascanier und bestätigte ihn in der Markgrafschaft Brandenburg.

In Bayern war nämlich Herzog Leopold gestorben und ihm sein Bruder, Herzog Heinrich Jasomirgott (so genannt von einer Verheuerung, die er sich angewöhnt hatte), nachgefolgt. Dieser hatte sich dann mit der 26jährigen Witwe Heinrichs des Stolzen, Gertrud, der Mutter Heinrichs des Löwen, vermählt, zu Gunsten welcher der letztere auf Bayern verzichten mußte, um Sachsen zu bekommen.

Da Konrad mit dem Wiederordnen der deutschen Angelegenheiten genug zu thun hatte, so konnte er um Italien, wo die Verwirrung damals noch größer war, sich nicht bekümmern, obgleich ihn der Papst Lucius um Hilfe gegen die Umtriebe Arnolds von Breſcia anging, der damals durch seine kirchlich-politischen Lehren darauf ausging, das Papstthum zu stürzen und Rom in eine Republik zu verwandeln. Dagegen unternahm Konrad, als er im Dom zu Speyer von der begeisterten Rede des h. Bernhard, Abt's von Clairvaux, tief ergriffen wurde, einen Kreuzzug in das gelobte Land, den ersten, an welchem ein deutscher König theilnahm. Er kehrte jedoch bald wieder zurück, ohne dort etwas ausgerichtet zu

haben. (Von Konrads Kreuzzug s. 137). Seine Vermählung mit einer Tochter des griechischen Kaisers sollte das Bündniß der beiden großen Reiche zu dem Kampf mit den Ungläubigen besiegeln und das Sinnbild des Bündnisses der Doppeladler sein, den seitdem beide Reiche in ihren Wappen führten. — Ein Jahr nach seiner Rückkehr hatte Konrad den Schmerz, seinen ältern Sohn Heinrich, der in seiner Abwesenheit das Reich kräftig verwaltet hatte, durch den Tod zu verlieren, und eben als Konrad die Anstalten zu einem Römerzuge beendet hatte, auf dem er sich die Kaiserkrone holen wollte, starb er am 15. Febr. 1152 zu Bamberg, nachdem er in edler Selbstverleugnung nicht seinen zweiten erst siebenjährigen Sohn, sondern seinen tapfern Neffen Friedrich zum Reichsnachfolger empfohlen hatte. Die Erfüllung seiner Hoffnungen auf volle Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland und des deutschen Einflusses in Italien sollte einer neuen Zeit vorbehalten sein, welche mit neuen Führern und Häuptern den Durchbruch neuer Lebenskräfte zu fördern bestimmt war.

121. Mit der Wahlfürsten allgemeiner Zustimmung wurde Friedrich der Erste, von den Italienern genannt Barbarossa oder Rothbart, Konrad's edler, willenskräftiger und tapferer Nefse zum König gewählt. Er hatte unter seinem Oheim den Kreuzzug mitgemacht und sich durch männliche Schönheit, heldenmuthige Tapferkeit und natürlichen Edelmuth Aller Herzen gewonnen, so daß er als die Blume der Ritterchaft, als das Musterbild der Fürsten, als der Hort der Bürger erschien. Kaiser zu sein im alten Sinne des Wortes, die kaiserliche Macht in ihrer Vollgewalt wieder herzustellen, war das Hauptstreben seines Lebens. 1152

Friedrich war von mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haupthaar blond und auf der Stirne gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart haar rüthlich; er hatte blaue Augen und einen heitern, aber innere Kraft verkündenden Blick, festen Gang, reine Stimme, männlichen, würdevollen Anstand, große Gewandtheit in allen Leibes- und Waffenübungen. Er verlor weder in Freude, noch in Schmerz jemals Würde und Haltung. Ohne besondere wissenschaftliche Kenntnisse verstand er doch, wie jeder Kaiser, lateinisch und las gern die Schriften und Thaten der Alten; er hörte gern Rath, gab aber selbst die Entscheidung; selten betrog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gegen Widerstrebende furchtbar und streng, war er gegen Reuige verjählich, gegen die Seinen herablassend, gegen Arme mitleidig und freigebig. Gleich bei seiner Ordnung in Aachen zeigte er seinen ernsten Sinn: ein verstoßener Diener warf sich ihm zu Füßen und bat um Gnade. „Ich entfernte Dich nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit willen, darum ist kein Grund zum Widerruf“, war die eines Königs würdige Antwort. Die Bürger von Högter waren von einigen Grafen bewältigt und gezwungen worden, das Niederreithen ihrer Befestigungen und Geld zu versprechen. Als bald schrieb Friedrich: „Da ihr jenen Freblern Geld versprochen habt, so befehle ich, daß ihr nichts bezahlet. Ebenso verfüge ich, daß ihr eure Festungswerke unter meinem Schutze wieder aufbauen sollt.“ Ueberhaupt ließ er es sich angelegen sein, im Reiche durch strenge Rechtspflege Ruhe und Sicherheit herzustellen. Er verurtheilte z. B. den Pfalzgrafen vom Rhein und den Bischof von Mainz wegen Friedensbruchs zur Strafe des Hundetragens, welche jedoch nur bei jenem zur Ausführung kam, und zerstörte viele Burgen der Raubritter, welche vom Stegreif lebten. Dieses gute Beispiel fand bei bessern Fürsten Nachahmung. (Vom Landgrafen Ludwig von Thüringen z. B. wird erzählt, er sei einst auf der Jagd bei einem Schmied in Ruhsa eingelehrt, welcher bei jedem Schlag auf den Amboss ausrief: „Landgraf, werde hart!“ Auf Befragen, was dieses Wort bedeute, habe dann der Schmied geklagt, wie sehr das Landvolk von dem Adel mißhandelt werde, weil bei der Obrigkeit kein Recht zu finden sei, deshalb wünsche er, der Landgraf möge hart werden gegen die Uebelthäter. Ludwig, von diesen Worten betroffen, suchte die Strafbaren auf und

ließ sie, als sie trotzig antworteten, an einen Pflug spannen, um einen Acker zu pflügen, weil sie das arme Volk wie das Vieh behandelt hatten.) — Schon in den letzten Regierungsjahren seines Oheims hatte Friedrich sich durch seinen Edelmut und Gerechtigkeitsinn die Herzen der Hohen und Niedern gewonnen, und als Sohn eines hohenstaufischen Vaters und einer welfischen Mutter (s. Anhang, Taf. III) gab er allen die Hoffnung, durch ihn werde der verderbliche Streit zwischen den beiden Häusern geschlichtet werden, der nach Gertruds Tod zwischen ihrem zweiten Gatten, dem Herzog Heinrich Jasomirgott von Bayern und ihrem Sohn Heinrich dem Löwen von Sachsen ausgebrochen war.

Um zuvor in Deutschland den Frieden herzustellen, söhnte er sich mit dem welfischen Hause dadurch aus, daß er das Herzogthum Bayern dem Jasomirgott wegen Ungehorsams ab- und es Heinrich dem Löwen zusprach, auch dessen Streit mit dem Erzbischof von Bremen wegen Besetzung der Bisthümer in den überelbischen Slavenlanden zu Gunsten Heinrichs entschied. Friedrich ahnte nicht, welche Gefahr ihm diese Politik einst bringen würde; denn Heinrich der Löwe wurde durch jene Vereinigung von Sachsen und Bayern, sowie nachher durch die allmähliche Bezwungung wendischer und anderer slavischer Völkerschaften (in Holstein, Mecklenburg und Pommern) so mächtig, daß seine Herrschaft von der Nordsee bis zu den Alpen reichte, und er deshalb für die übrigen deutschen Fürsten der Gegenstand des Neides und der Furcht wurde. — Auch entschied er gleich im Anfang zwischen zwei dänischen Kronprätendenten Swen und Knud zu Gunsten des letztern und nahm dessen Huldigung in Empfang.

In Italien galt es, das tief gesunkene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, namentlich in Ober- und Mittelitalien den monarchischen Grundsatz gegen das republikanische Aufstreben der Städte, in Unteritalien aber die Rechte verschiedener Lehensgroßen gegen die gewaltthätigen Anmaßungen des Königs von Neapel und Sicilien zu schützen. Daher unternahm Friedrich 1154 Barbarossa seinen ersten Zug nach Italien. Um zunächst die früher den Kaisern zugestandenen Hoheitsrechte, welche die durch den Handel mit dem Orient reich gewordenen lombardischen Städte unterdessen an sich gerissen hatten, wieder zu gewinnen, hielt er nach altem Herkommen auf den roncalischen Feldern (bei dem Dorfe Roncaaglia im Fürstenthum Piacenza) seinen ersten italienischen Reichstag. Auf demselben erschienen die meisten lombardischen Lehnsträger, unter andern auch der Markgraf von Montferrat, welcher über den Uebermuth der ihm lehnspflichtigen Städte Chiari und Asti klagte, die ihm die Lehnspflicht verweigerten, desgleichen die Städte Lodi, Pavia und Como, welche über das übermächtige Mailand, das seine Markungen auf Kosten der schwächern Nachbarn zu erweitern strebte, gerechte Klagen führten. Friedrich, der in diesen Auswüchsen des städtischen Freiheitsgeistes, sowie in dem völligen Losreißen vom Reichsverband ein Unrecht sah, dem er zu steuern für Königspflicht hielt, gebot Rückkehr zu den früheren Ordnungen, und als die mailändischen Stadtconsuln ihn durch ein Geldangebot zu befriedigen suchten, wies er sie mit Unwillen zurück. Die meisten Vasallen unterwarfen sich dem kaiserlichen Ausspruch; nur Mailand und einige andere Städte tröyten.

Da Friedrich nicht hinreichende Streitkräfte bei sich hatte, so verschob er die Bestrafung dieser mächtigen Stadt, glaubte aber, einstweilen durch die Eroberung und Zerstörung einiger kleinern Städte Rosate, Asti, Chiari und Tortona ein abschreckendes Beispiel aufstellen zu müssen. Darauf

führten ihn die Pabesen im Triumph in ihre Stadt, wo er aus den Händen ihres Bischofs die lombardische Krone erhielt. Hierauf zog er ohne weitem Aufenthalt über die Apenninen gegen Rom, um sich die Kaiserkrone zu holen, die ihm aber Hadrian IV. nur nach erfolgter Auslieferung Arnold's von Brescia zusagte.

Arnold hatte nämlich bei seinem Streben, Rom in eine Republik zu verwandeln, den Papst zwingen wollen, auf seine weltliche Herrschaft zu verzichten; dieser floh nach Unteritalien und belegte von dort aus Rom mit dem Interdict und Arnold mit dem Bann. Dadurch bekamen die päpstlich Gesinnten in Rom den Muth Arnold zu verjagen, so daß Hadrian wieder nach Rom zurückkehren konnte. Arnold wurde zwar von einem Cardinal gefangen, aber von einigen italienischen Grafen befreit.

Weil nun der Kaiser denselben um so mehr als einen Rebellen ansah, da Arnold die Römer aufgefordert hatte, sich selbst ihren eigenen Kaiser zu wählen, so bewirkte er die Auslieferung desselben an die Cardinäle, die ihn im Angesicht Roms noch vor Tagesanbruch auf einem Scheiterhaufen verbrennen ließen.

Nachdem Friedrich dem Papste Sicherheit zugeschworen hatte, begab sich Hadrian mit den Cardinälen in das königliche Lager, und Friedrich gieng ihm entgegen. Weil er aber dem Papste bei dessen Absteigen nicht, dem alten Herkommen gemäß, den Steigbügel hielt, so verweigerte ihm der Papst den Friedensfuß und verließ das königliche Lager. Da aber Friedrich auf Bitten der Fürsten, welche eine Spaltung des Reichs und der Kirche besorgten, den Papst zurückrufen ließ und ihm durch jene Förmlichkeit die herkömmliche Ehre erwieß, so erfolgte zu Rom den 18. Juni 1155 die feierliche Kaiserkrönung.

Sie war aber noch mit andern Schwierigkeiten verbunden. Die republikanischgesinnten Römer hatten nämlich vor des Kaisers Einzug in ihre Stadt demselben die Bedingung gestellt, daß er ihnen 5000 Pfund Silbers zahlen solle. Wegen dieser Anmaßung ließ Friedrich in der Nacht durch tausend Deutsche die Peterkirche, die Burg und die Liberbrücke besetzen, so daß das Volk vom rechten Tiberufer ausgeschlossen blieb. Dann hielt er mit seinen Fürsten und dem Papste seinen Einzug. Gleich nach der Krönung jedoch machten die Römer einen Angriff auf das deutsche Lager vor der Stadt, wurden aber in einem blutigen Gefechte, vorzüglich durch die Tapferkeit Heinrichs des Löwen, zurückgeschlagen. Da sprach Friedrich: „Das Verlangen der Römer ist erfüllt, und auf deutsche Weise haben wir das Kaisertum erlaßt“.

Heinrich der Löwe, der sich bereits durch seine Kämpfe mit den Slaven den Ruhm größter Tapferkeit erworben, aber auch durch seinen leicht in Zorn überwallenden, unruhig emporstrebenden Charakter bei seinen norddeutschen Nachbarn gefürchtet gemacht hatte, war als mächtigster Basall dem Kaiser auf diesem Römerzuge die stärkste Stütze. Eben bei jenem tödtlichen Angriffe der Römer war er es, der, als Friedrich im Getümmel des Kampfes vom Pferd stürzte, ihn gegen den Andrang der Feinde schützte und diese hinter die Mauern der Stadt zurück trieb. Als er, im Gesichte verwundet, in das kaiserliche Zelt zurück kam, trocknete ihm der Kaiser das Blut ab und sagte dankbar: „Heinrich, ich gedenk' dir's!“

Darauf war Friedrich im Begriff, sich gegen die Normannen in Neapel zu wenden; aber sein durch Krankheiten geschwächtes Heer nöthigte ihn zur Rückkehr nach Deutschland. Zwar suchten ihm dieselbe die Veroneser im Einverständniß mit den Mailändern durch eine Hinterlist beim Uebergang über die Etich, und als ihnen diese mißlang, durch einen Hinterhalt bei der Veroneser Clausse unmöglich zu machen; aber die aufopfernde Treue

und Tapferkeit des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach rettete den Kaiser und sein Heer.

Eine Schar lombardischer Wegelagerer hatte sich in eine unzugängliche Felsenburg an jenem ganz schmalen Engpaß gemorfen und hinderte durch herabgeworfene Felsstücke und Baumstämme das Heer am Durchzug. Da nahm Otto 200 Leichtbewaffnete, erkletterte die hintere, durch den Wald gedeckte, steile Felswand und eroberte von oben herab die Burg. Gegen 500 jener Wegelagerer wurden im Kampfe getödtet, der Anführer mit 11 Edlen aufgefängt.

1156 122. Nach Deutschland zurückgekehrt, stellte Kaiser Friedrich verschiedene Unordnungen ab, bestrafte insbesondere den Fehdeunfug an dem rheinischen Pfalzgrafen Hermann und an dem Erzbischof Arnold von Mainz, sowie auch das im Schwang gehende Raubunwesen mancher Ritter durch Zerstörung ihrer Burgen, brachte den Herzog Heinrich Jasomirgott zur bisher vorenthaltenen Herausgabe Bayerns an Heinrich den Löwen, trennte aber davon die Ostmark und erhob sie mit dem Lande ob und unter der Enns unter dem Namen Oesterreich zu einem selbstständigen, auch in weiblicher Linie erblichen Herzogthum, mit welchem er den Herzog Jasomirgott entschädigte. Die Ansprüche des Herzogs Welf VI. an Bayern vergütete er ihm durch die Belehnung mit Toscana samt Spoleto und einem Theile von Sardinien. Auch gieng er nach Burgund, um die dort bestehende, zum Theil von den französischen Königen genährte Verwirrung zu heben, und ließ sich 1157 in Besançon krönen.

Dabei löste er die Grafschaft Burgund, deren Erbin Beatriz er ein Jahr zuvor aus der Gefangenschaft ihres Heims befreit und zur Gemahlin genommen hatte, vom Verband mit dem Herzogthum Hochburgund ab und stellte sie als Freigrafschaft (Franche Comté) unter die Aufsicht seines Sohnes Otto. (Das cisjuraniſche Burgund [92.] hatte er schon 1152 an Herzog Berthold IV. von Böhmen verlichen.)

Nachdem er auch die Polen, durch die Beilegung eines Bruderkriegs, wieder zum Lehnseid gebracht und dem Böhmenherzog Wladislaw für seine Beihilfe im Polenriege die Königswürde verliehen, somit überall im Reich die Stärke seiner kaiserlichen Macht bewiesen hatte, gedachte er wieder der italienischen Angelegenheiten. Mit verstärkter Macht trat Kaiser Friedrich seinen zweiten Zug nach Italien im Jahre 1158 an. Denn dort mußte das kaiserliche Ansehen, den Städten sowohl als dem Papste gegenüber, noch mehr befestigt werden.

Die Spannung zwischen dem Kaiser und dem Papste hatte eine Beschwerdeſchrift des letztern veranlaßt, welche er durch zwei Legaten auf dem Reichstag zu Besançon hatte übergeben lassen, worin er den Kaiser an das Beneficium erinnerte, daß er ihm durch die Krönung erwiesen habe. Weil nun dieser Ausdruck in der Feudalsprache „Lehen“ bedeutet, so gerieth der Kaiser mit den versammelten Fürsten darüber in Entrüstung. Als einer der Legaten (der nachmalige Papst Alexander III.) mit der Frage entgegnete: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?“ so drang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit dem Reichſchwert, daß er dem Kaiser vortrug, zornig auf ihn ein und würde sich an ihm vergreifen haben, wenn nicht Friedrich selbst ihn zurückgehalten hätte. Der Streit würde schlimme Folgen gehabt haben, wenn nicht die deutschen Bischöfe den Papst vermocht hätten zu erklären, daß er das Wort nur in dessen ursprünglicher Bedeutung „Wohlthat“ genommen habe. Um sich aber gegen den Kaiser zu wahren, bot Hadrian alles auf, die Normannen als Schutzmacht fester an den päpstlichen Stuhl zu binden.

Mailand, das so eben die dem Kaiser treue Stadt Vodi in Trümmer gelegt hatte, beharrte auf seinem Troße. Daher wurde unter Zustimmung

italienischer Lehensleute und Städte die Reichsacht über die Stadt ausgesprochen und die Belagerung sofort vom Kaiser begonnen. Nach viertwöchentlicher Vertheidigung unterwarf sie sich, durch Hunger bezwungen, auf das demüthigste und erhielt Vergnabigung.

Die Mailänder mußten Treue schwören, auf alle angemachten Regalien verzichten, Friede mit den Nachbarstädten geloben, 300 Geißel stellen, 9000 Mark Silbers in drei Fristen zahlen, auch versprechen, eine Kaiserpfalz in ihren Mauern zu bauen. Bei der Huldbigung, die auf freiem Felde vor sich gieng, mußten sie vor dem auf einem Throne sitzenden Kaiser im unterwürfigsten Aufzug vorübergehen, zuerst ihre Geißeln mit vorangetragenen Kreuzen, dann der Adel mit den beiden Consuln, das Schwert auf dem Rücken, darauf die Bürger mit Stricken um den Hals, alle barfuß und ohne Obergewand.

Unterdessen waren auf dem von Friedrich einberufenen ronalischen Reichstag die kaiserlichen Rechte durch die vier berühmtesten italienischen Rechtsgelehrten unter Mitwirkung von 24 Abgeordneten aus 14 Städten festgesetzt worden.

Die Festsetzung sprach dem Kaiser das Recht zu: 1) in allen Städten Obrigkeiten (Podestàs, Consuln) einzusetzen; 2) die Hoheitsrechte (Regalien) bestehend in der Herrschaftsteuer, Zöllen, Hafen-, Fluß- und Brücken-Geld, Münzrecht u. (in der Lombardie zusammen jährlich auf 30,000 Pf. Silber geschätzt); endlich 3) das Recht über alle Lehen, welche ohne kaiserliche Genehmigung weder verpfändet noch veräußert werden durften. Außerdem waren Fehden, Bündnisse und Verschwörungen bei Strafe verboten.

Da diese Rechte noch über die Bedingungen des Mailänder Friedens hinausgingen, so verweigerten die Mailänder denselben die Anerkennung und verjagten die kaiserlichen Commissarien. Da sprach Friedrich wiederum die Acht über Mailand aus und schritt 1160 nach der Zerstörung der wieder mit den Mailändern ausgeföhnten und verbündeten Stadt Crema zu einem abermaligen Strafgericht über Mailand.

Auf den Gang der folgenden Ereignisse hatte eine nach dem Tode des Papstes Hadrian IV. eingetretene zwiespältige Papstwahl einen wesentlichen Einfluß. Die normannisch gesinnte Partei der Cardinäle wählte in canonischer Weise den klugen und thatkräftigen Alexander III., die deutsch-gesinnte den schwachen Victor IV. Da Kaiser Friedrich den letzteren durch ein Concilium deutscher und lombardischer Bischöfe zu Pavia bestätigen ließ, so bekräftigte Alexander (von Frankreich aus) die Mailänder in ihrem Widerstande gegen den Kaiser so, daß dieser schwur, seine Krone nicht eher wieder aufs Haupt zu setzen, als bis er die Stadt Mailand dem Erdboden gleich gemacht habe.

Mailand galt damals für die reichste Stadt Europa's und soll im 13. Jahrhundert 8000 Ritter und 250,000 bewaffnete Bürger in seinem Gebiete gezählt haben. Sie war durch eine 12 F. breite Quadermauer mit 100 Thürmen und 6 Hauptthoren und durch Straßen und breite Erdwälle geschützt. Die Bürgerschaft bestand 1. aus dem höhern und niedern Adel (den Capitans und Balvasoren), die zwar oft in innerlichen Zerwürfnissen miteinander lebten, aber gegen den äußern Feind zusammenhielten; 2. aus Freisassen oder Bürgern des höhern Handels- und Künstlerstandes, zu dem auch ein Theil der Balvasoren gehörte; 3. aus der niedern Bürgerschaft (Krämern und Handwerkern, welche theils Freisassen, theils ehemalige Leibeigene waren). Letztere Klasse war in Fünfte getheilt und begnügte sich mit dem Wahlrecht. An der Spitze standen acht Consuln oder Rathmeister. Alle Bürger vom 18.—70. Jahr dienten in der Landwehr und waren nach Stadtvierteln in Rotten getheilt, deren jede einen Gonfaloniere oder Bannerträger hatte. Der Adel und die reichen Freisassen bildeten die Reiterei, der Mittelstand das Fußvolk.zog das Heer aus, so fuhr der Carroccio oder der Stadtfahnenwagen (ein eisenschlagener Wagen mit einem beweglichen Raß,

dessen Gipfel ein Kreuz und das Bild des h. Ambrosius schmückte) voraus und wurde, umgeben und geschützt von einer erlesenen Schar, bei einer Schlacht in die Mitte des Feldes gestellt.

Daher vertheidigte sich Mailand zwei Jahre hindurch mit der größten Standhaftigkeit. Auf beiden Seiten geschähen Wunder der Tapferkeit, aber auch manche grausame Unthaten, bis sich endlich die Mailänder, durch Hunger, Krankheit und innere Zwietracht genöthigt, unbedingt unterwarfen, worauf sie ihre Stadt verlassen und sich an vier offenen Orten ihres Gebiets ansiedeln mußten.

Das Strafurtheil sprach der Kaiser in verschiedenen Zwischenräumen aus. Am 1. März 1162 mußten die 8 Consuln mit 8 Rittersn nach Lodi in das Hauptquartier des Kaisers kommen und mit dem Schwert auf dem Nacken den Eid der Treue schwören; am 4. März mußten 300 Abgeordnete die Schlüssel der Stadt und aller Burgen samt 36 Fahnen ausliefern; am 6. März mußten alle Mailänder, in 100 Scharen getheilt, mit Stricken um den Hals, Äsche auf dem Haupte und mit Kreuzen in den Händen, vor dem Kaiser, der mit seiner Gemahlin auf einem Throne saß, vorüberziehen. Als bei dem langsamen, todstillen Zuge der Carroccio dem Kaiser gegenüber zu stehen kam, senkte sich der Mast und unter dem letzten Schmetter der beiden freistädtischen Silberpossaunen wurde der Wagen in Trümmer zerschlagen. Wohl fühlend, daß es mit ihrer republikanischen Ordnung zu Ende war, fielen alle weinend auf die Kniee und flehten um Erbarmen. Der Kaiser blieb unbeweglich. Nachdem sie 400 Geißel gestiftet, entschied Friedrich durch den Reichstag von Pavia das Geschick der gefangenen Stadt. Der Spruch der Stimmenmehrheit lautete, daß Mailand, „als der Herd aller Unruhen und als Zerstörerin anderer Städte von Grund aus sollte zerstört werden.“ Am 26. März hielt der Kaiser, umgeben von seinen Deutschen und den mit ihm verbündeten Lombarden, seinen Einzug (nicht durch das Thor, sondern durch einen neben demselben niedergerissenen Mauertheil) in die Stadt. Noch schwankte er, ob er den Spruch vollziehen sollte, gab aber den drängenden Mahnungen der alten Feinde Mailands nach und ließ der vermeintlichen Gerechtigkeit freien Lauf!

1162 Dann erfolgte die verhängnißvolle Katastrophe der Zerstörung Mailands, welche zu allgemeiner Verwunderung durch die von den Mailändern früher bebrückten Städte mit so schadenfroher Lust und Hast vollzogen wurde, daß das Niederreißen, wozu gewöhnliche Arbeiter wenigstens sechs Wochen gebraucht hätten, in sechs Tagen vollendet war. Nur die Kirchen, manche Paläste und die meisten Kunstdenkmäler des Alterthums blieben verschont. Darauf setzte der Kaiser bei einem Dankfeste zu Pavia seine Krone wieder auf und kehrte, weil sich nun auch die noch übrigen ihm widerspenstigen Städte zu huldigen beeiften und zur Niederreißung ihrer Mauern sich bequemen, somit Italien beruhigt zu sein schien, über Burgund nach Deutschland zurück.

Dort trennte er bei Gelegenheit einer Erbfreitigkeit im polnischen Königsstause der Pfaffen Schlefien von Polen und bahnte dadurch der deutschen Cultur den Weg in jene Provinz.

Das harte Verfahren Friedrichs gegen Mailand, noch mehr aber die ungerechten Bedrückungen der kaiserlichen Vobestas reizten die Lombarden zu erneuter Widersehllichkeit, in der sie Papst Alexander, unterstützt von Frankreich und England, zu bestärken fortfuhr, so daß Friedrich auf seinem dritten italienischen Zuge nichts ausrichtete und es geschehen lassen mußte, daß mehrere Städte — darunter Verona, Padua, Vicenza, Treviso — gegen ihn den sogenannten Veroneser-Bund, schloßen. Nach Victor's Tod war daher Friedrich nicht abgeneigt, Alexander anzuerkennen; allein der Erzbischof von Köln, als Kanzler von Italien, hatte an Victor's Stelle schon einen andern, Paschalis III., wählen lassen, und Friedrich beließ es dabei. Dastir sollte er nun auch erfahren, was ein Kampf gegen die Frei-

heit und den Papst zugleich gegen sich habe. Dieser Kampf wurde um so schwieriger, da Alexander mit Unterstützung der Normannen seinen Sitz in Rom einnahm und von da aus, während der Kaiser auf seiner vierten italienischen Heerfahrt in Ancona gegen die Römer und Normannen zu Felde lag, in dessen Rücken mit großer Energie einen allgemeinen lombardischen Städtebund zu Stande brachte, in Folge dessen die Lombarden die Podestàs verjagten und den Mailändern ihre Stadt wieder aufbauen halfen, die nun wieder an die Spitze der Bewegung trat.

Rasch wandte sich Friedrich durch die Engpässe des Appennin gegen Alexander in Rom, eroberte die Peterskirche und ließ sich, während Alexander nach Benevent floh, von Paschalis krönen. Aber eine furchtbare pestartige Seuche, die in seinem Lager Tausende der Besten hinraffte, nöthigte den Kaiser, alle Erfolge seiner Anstrengung aufzugeben und über die Appenninen nach Pavia, von da über Susa (wo er glücklich einem Mordanschlag entging) nach Deutschland zurückzukehren.

Die oben erwähnte Pest griff im kaiserlichen Lager so schnell um sich, daß solche, welche eben zu Pferde steigen wollten, todt niederfielen und die, welche andere begruben, plötzlich mit in die Grube stürzten. Unter den Großen, die der Krankheit erlagen, bestand sich ein Herzog Friedrich von Schwaben, ein junger Herzog Welf u. a. Der ganze Verlust soll 25,000 Mann betragen haben, darunter 2000 Edle. Als der Kaiser, von den Lombarden verfolgt, in Susa ankam, wollten ihn die Bürger zwingen, die Geißel zurückzulassen. Weil er diese Forderung zurückwies, verschworen sich einige Bürger, in der Nacht den schlafenden Kaiser zu tödten. Der Anschlag wurde verrathen und dadurch vereitelt, daß, während der Kaiser verkleidet mit 5 Getreuen aus der Stadt entkam, sich ein anderer seiner Treuen, Ritter Hartmann von Siebeneichen, in des Kaisers Bett legte. Als die Bürger diese Täuschung entdeckten, schonten sie um seiner Treue willen sein Leben.

Hierauf erneuerten die Lombarden ihren Bund auf fünfzig Jahre und benützten die Zwischenzeit, in welcher der Kaiser durch vielfache Wirren in Deutschland zurückgehalten wurde, dazu, daß sie zur Erschwerung seiner Rückkehr, namentlich zur Unterbrechung der Verbindung zwischen Pavia und Montferrat, am Tanaro eine feste Stadt bauten, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria nannten. Auch verstärkten sie die Befestigungen Mailands und anderer Städte und traten in ein Bündniß mit den Normannen, ja selbst mit dem griechischen Kaiser. Ueberall in Italien zeigte sich ein Gemeingeist, dem kein Opfer zu schwer wurde, um der lombardischen Freiheit den Sieg zu verschaffen.

123. Unterdessen hatte Heinrich der Löwe sein norddeutsches Besitzthum durch Besiegung des abodritischen Fürsten Niklot erweitert, das damals noch slavische Mecklenburg und Pommern unterworfen, wo er durch zahlreiche slawische und westfälische Colonisten der deutschen Bevölkerung das Uebergewicht sicherte und die Hafenstadt Lübeck durch große Freiheiten zu schnellem Glanze erhob. Dabei war er gegen seine fürstlichen und bischöflichen Nachbarn so gewaltthätig verfahren, daß sie ein großes Bündniß gegen ihn schloßen und eben in heftiger Fehde mit ihm begriffen waren, als der Kaiser (der ihn bisher hatte schalten lassen, weil er seiner Hilfe gegen die Lombarden bedurfte) nach seiner Rückkehr aus Italien Landfrieden gebot.

Diesem Bündnisse gegen Heinrich den Löwen hatten sich angeschlossen die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Hildesheim und Lübeck, der Markgraf Otto von Meissen, der Pfalzgraf Albrecht in Sachsen, Landgraf Rud-

wig der Eisene von Thüringen und Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg. Dem Grafen von Holstein drängte er Lübeck ab, das er durch Errichtung einer Zoll- und Münzstätte, Verleihung großer Vorrechte und Errichtung eines Bisthums emporbrachte. Dem Bischof von Freising zerstörte er die Zollstätte bei Böhrling und legte eine Stunde davon selbst eine Zollstätte an, aus der allmählich die Stadt München entstand, die 1175 Mauern und Stadtrechte bekam.

Fortan trat eine Spannung zwischen Friedrich und Heinrich ein, und als die Fürsten, dem Kaiser zu Gefallen, seinen fünfjährigen Sohn zum deutschen König wählten, stimmte allein Heinrich dagegen. Jene Spannung wurde noch durch folgenden Umstand vergrößert. Der alte Welf VI. hatte bei seinem schwelgerischen Leben große Schulden gemacht; daher bot er, nach dem Tode seines bei Rom an der Seuche gestorbenen einzigen Sohnes, seine Erbgüter in Schwaben und Bayern, desgleichen die vom Kaiser erhaltenen mathildischen Güter seinem Neffen Heinrich dem Löwen für eine Geldsumme an, welche ihm dieser nicht gab, weil er dachte, daß er Welfs Besitzungen ohnehin einst erben werde. Nun bot Welf sie dem Kaiser an, und dieser gieng den Erb-Vertrag ein. Daher faßte Heinrich der Löwe einen tiefen Groll gegen den Kaiser und machte, um bei dessen neuem Römerzuge seine Vasallenpflicht nicht leisten zu müssen, eine Wallfahrt nach Jerusalem. Nach seiner Rückkehr konnte er dem Kaiser, der noch mit den Vorbereitungen zum Zuge beschäftigt war, nicht ausweichen und bequeme sich, wie wohl ungern, zur Heeresfolge.

Im Jahre 1174 unternahm Friedrich seinen fünften Zug nach Italien. Nachdem er zuerst die Stadt Susa zur Strafe für den an ihm verübten Verrath zerstört hatte, begann er die Belagerung von Alessandria, welche aber trotz aller Anstrengungen diese feste und geschickt vertheidigte Stadt nicht einnehmen. Als daher das Heer der Verblindeten im offenen Felde gegen ihn heranzog, hob er die sechsmonatliche Belagerung auf und rückte ihnen entgegen. Indessen boten sie selbst die Hand zum Waffenstillstand, während dessen der Kaiser den größten Theil seines Heeres verabschiedete.

Nach einiger Zeit aber brachen die Lombarden die Friedensunterhandlungen ab und griffen wieder zu den Waffen. Als der Kaiser eiligt die deutschen Fürsten zur Hilfe aufbot, versagte Heinrich der Löwe, der nicht länger seine Kräfte für des Kaisers Zwecke, sondern lieber für seine eigene Größe verwenden wollte, treulos und undankbar seinem Lehnsherrn die Pflicht der Heeresfolge und ließ sich auch bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Chiavenna (od. Partenkirchen?) nicht dazu bewegen, sondern kehrte, taub gegen alle Bitten desselben, nach Bayern zurück.

Bei dieser Zusammenkunft suchte Heinrich seine Nichttheilnahme durch den Vorwand zu entschuldigen, er scheue den Bann (den er doch bisher nie gescheut hatte) und spüre die Gebrechen des Alters (und war doch erst 46 Jahre alt). Der Kaiser beschwor ihn bei seiner Lehnspflicht und bei seiner Reichthüre, ja er soll ihn sogar auf den Knien gebeten haben. Heinrich, darüber betreten, hob ihn auf, blieb aber unbeweglich. Da sprach die Kaiserin zu ihrem Gemahl: „Stehet auf, lieber Herr! Ihr werdet einst dieses Tages und Hochmuths denken und Gott wird Euch helfen!“

So schieden der Staube und Welfe wieder als Feinde. Frische Truppen kamen aus Deutschland, Friedrich griff gegen den Rath der meisten seiner Freunde die Uebermacht der Italiener an und erlitt am 29. Mai 1176 in der Schlacht bei Segnano (unweit des Ticino) eine völlige Niederlage.

Schon war er mit der größten Tapferkeit bis in die Mitte der feindlichen Schlachordnung vorgebrungen und hatte sich des mailändischen Carroccio bemächtigt, als sich die „Schar des Todes“, d. i. eine Schar von 900 edlen Jünglingen, die sich auf Leben und Tod zur Vertheidigung jenes Heiligthums verschworen hatten, wieder ermannte und mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Kaiser eindrang, so daß derselbe, als sein Ross, tödtlich getroffen, unter ihm zusammenfiel, im Getümmel verschwand. Als seine Scharen dies gewahrten, überließen sie in regelloser Flucht den Feinden das Schlachtfeld. Das reich versehene Lager fiel samt des Kaisers Schild und Lanze den trahlenden Bombarden in die Hände. Jedermann hielt den Kaiser für todt, und schon hatte die Kaiserin zu Como Trauerkleider angelegt, als Friedrich am vierten Tage nach der Schlacht, wie durch ein Wunder gerettet, bei den Seinigen in Pavia eintraf.

Dieser Schlag brachte den Kaiser auf gemäßigtere Gedanken: er entschloß sich, Alexander III. als den allein rechtmäßigen Papst anzuerkennen, und da auch dieser von dem wachsenden Uebermuth der freien Städte Gefahr für die eigene Stellung besorgte, so kam zwischen diesen beiden größten Männern ihrer Zeit zu Venedig ein aufrichtiger Friede zu Stande, der zugleich mit den Lombarden einen sechsjährigen, mit dem König Wilhelm II. von Neapel einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand in sich schloß. Alle Welt freute sich über die friedliche Beendigung dieses hartnäckigen Kampfes, nur Heinrich der Löwe nicht, der, in der Hoffnung, der Kaiser werde beständig in Italien beschäftigt bleiben, den Lehnsgehorsam zu verweigern gewagt hatte.

Es war am 17. Juli 1176, als Kaiser Friedrich mit seinem Gefolge von geistlichen und weltlichen Großen auf reichverziertem Schiffe nach der Lagenenstadt fuhr und Papp Alexander, umgeben von seinen Cardinälen, ihn am Eingang der Martinskirche empfing. Friedrich, den Mantel von sich werfend, ließ sich vor ihm auf die Knie nieder und küßte ihm die Füße, worauf der Papst ihn aufhob, ihn nach ertheiltem Friedenskusse in die Kirche führte und ihm dort nach einem feierlichen Theum den Segen ertheilte. Somit erkannte Friedrich das Uebergewicht der päpstlichen Gewalt vollständig an.

124. Nach Deutschland zurückgekehrt, gedachte der Kaiser zunächst das von dem Uebermuth eines Vasallen entwürdigte kaiserliche Ansehen herzustellen; er erklärte daher Heinrich den Löwen (jedoch erst auf die allgemeinen Klagen der deutschen Fürsten über dessen bedrückende Gewalt, und nach dreimaliger vergeblicher Ladung vor das Fürstengericht zu Worms, Magdeburg und Goslar) in die Acht (1179), entsetzte ihn aller seiner Würden und gab im October des Jahres 1180 Bayern an Otto von Wittelsbach, der ihm durch seine Tapferkeit und Treue besonders in Italien durch die Eroberung der Mark Verona und bei der Veroneser Plause so große Dienste geleistet hatte; Sachsen verließ er an den Grafen Bernhard von Anhalt, den Sohn Albrechts des Bären; den übrigen Länderbesitz Heinrichs vertheilte er an verschiedene andere, besonders geistliche, Fürsten Deutschlands, die von demselben geschädigt worden waren.

Von Bayern wurden Steiermark und Tyrol förmlich getrennt (erstere war übrigens nie fortdauernd von Bayern abhängig gewesen, und Tyrol, Friaun, Trient, Genua und Briga gehörten längst nicht mehr dazu); auch wurden mehrere bayerische Bisthümer samt den Städten Regensburg und Passau reichsfrei. Von Sachsen wurde Westfalen getrennt und als ein Herzogthum dem Erzbischof von Köln untergeben. Meissen, die Lausitz, Anhalt, Holstein, Jülich, Berg und Cleve wurden vom herzoglichen Bande befreit, Pommern und Mecklenburg zu Herzogthümern erhoben und Lübeck zur freien Reichsstadt erklärt. Zugleich machte der Kaiser noch eine große Anzahl anderer fürstlicher und bischöflicher Städte reichsun-

mittelbar. Außer den Erzstiftern Magdeburg und Bremen wurden neun Bisthümer (darunter Baderborn und Hildesheim) reichsfrei.

Dies that der Kaiser, um sowohl die Welfenmacht zu brechen, als auch um überhaupt durch die Verringerung der großen Herzogthümer das Königthum von seiner größten Gefahr zu befreien.

Zwar widerstand der Löwe besonders durch die Treue seiner Städte bis ins dritte Jahr allen seinen Feinden aufs tapferste, eroberte Goslar und Halberstadt, verbrannte Mühlhausen, Nordhausen und andere Orte, schlug den Erzbischof von Köln, nahm den Bischof von Halberstadt und den Landgrafen von Thüringen gefangen und kehrte mit reicher Beute nach Braunschweig zurück. Als aber Friedrich selbst mit großer Heeresmacht gegen ihn anrückte und Heinrich zu Stade eingeschlossen ward, so unterhandelte er mit dem Kaiser, bat ihn auf dem Fürstentag zu Erfurt 1182 fußfällig um Gnade und erhielt sie von Friedrichs Großmuth, der dadurch, daß er ihm seine Erbländer, nämlich seine brunischen, billungischen und nordheimischen Allodien, die nachher den Namen Braunschweig-Lüneburg bekamen, zurückgab, zeigte, daß er keinen persönlichen Haß trug. Doch mußte Heinrich auf drei Jahre Deutschland verlassen, damit der neue Zustand Deutschlands sich befestigen könne. Er gieng nach England, wo ihm seine Gemahlin Mathilde, die Tochter des englischen Königs, Heinrichs II., seinen dritten Sohn Wilhelm gebar, von dem die nachmaligen Könige von England aus dem Hause Hannover abstammten.

Um auch mit den italienischen Städten alle Irrungen vollends auszugleichen, schloß Friedrich mit den Lombarden im Jahre 1183 den Frieden zu Constanz, welcher, unter Beschränkung der von den Rechtsgelehrten aufgestellten kaiserlichen Rechte, im allgemeinen den herkömmlichen Zustand zurückführte und die gegenseitigen Rechte feststellte.

Eine wichtige Bestimmung war, daß die Lombarden ihren Bund nach Gefallen sollten erneuern, innerhalb ihrer Ringmauern alle Hoheitsrechte, außerhalb derselben aber nur diejenigen ausüben dürften, die ihnen besonders verliehen würden; die zweifelhaften Rechte aber sollten durch ein Schiedsgericht bestimmt oder jährlich mit 2000 Mark Silbers gelöst werden. Doch mußten die Bürgermeister den Lehnseid leisten, und alle Bürger schwuren den Eid der Treue, der alle 10 Jahre erneuert werden sollte.

So in der Fülle seines Glücks feierte er an Pfingsten des Jahres 1184 ein allgemeines Reichsfriedens- und Familienfest in und um Mainz, dessen Glanz und Pracht noch lange in Liedern fortlebte; denn es war, außer von vielen Fürsten, Bischöfen und Gesandten, von 40,000 Rittern besucht, und, der 62jährige, noch immer rüstige Kaiser, der selbst noch mit in die Schranken des Turniers ritt, schlug von seinen fünf blühenden Söhnen die beiden ältesten, Heinrich und Friedrich, zu Rittern. Im folgenden Jahre unternahm er seine sechste Fahrt in das nun beruhigte Italien, und wurde überall mit der größten Verehrung aufgenommen, zumal er, um sich in den Lombarden einen Anhalt gegen den päpstlichen Stuhl zu gewinnen, es an Gnadenspenden nicht fehlen ließ. Denn seit Papst Alexander gestorben war, hatte sich das Verhältniß zu Rom wieder getrübt.

Darum richtete er seinen Blick auch nach Unteritalien, durch dessen Besitz er die päpstliche Gewalt besser in Schranken zu halten hoffte, und verlobte seinen ältesten Sohn Heinrich mit der normannischen Prinzessin Constanzia, der einzigen, 30jährigen Tochter König Rogers II. und Erbin ihres

kinderlosen Kessen, des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sicilien. Ungachtet der Gegenwirkung des Papstes, der sich künftig auf beiden Seiten von der kaiserlichen Macht umschlossen sah, kam die Vermählung zu Stande und wurde auf Bitten der Mailänder in ihrer Stadt mit der größten Pracht gefeiert (1186). Damals ahnte freilich der hochstehende Hohenstaufe nicht, daß er durch diese Verbindung, durch die er den Grund zur Größe seines Hauses zu legen wähnte, den Untergang desselben vorbereitete.

Schon schien das Zerwürfniß mit dem Papst Urban III., der vom Kaiser die mathilbischen Güter zurückforderte und ihn mit dem Bann bedrohte, die Kirche und das Reich wieder in Zwiespalt zu versetzen, als Urban starb, und sein Nachfolger Clemens III. auf die Kunde von Jerusalem's Fall (1187) die gesamte Christenheit zu einem neuen Kreuzzug antrieb, an dessen Spitze sich Friedrich zu stellen beschloß. Nachdem er einen allgemeinen Reichsfrieden zur Steuerung des Faustrechts zu Stande gebracht und seinem Sohne Heinrich die Regierung übertragen hatte, krönte der alte Held sein thatenreiches Leben mit diesem Kreuzzuge, fand aber auf demselben beim Uebergang über den Fluß Seleph (Calcadnus) in Kleinasien seinen Tod den 10. Juni 1190. Dieser Schlag versetzte die ganze Christenheit in eine Trauer, deren Tiefe sich in den Sagen von Friedrich Barbarossa's Fortleben und Wiederkommen zur Aufrichtung der alten Herrlichkeit des deutschen Reiches noch in späten Zeiten kundgab.

Seines Todes Ursache wird verschieden angegeben. Die allgemeinste Annahme ist, Friedrich habe beim Uebergang über den Fluß, weil ihm der Zug über die Brücke zu langsam gieng, zu Noth denselben durchschwimmen wollen, sei aber von den Wellen ergriffen und entseelt an das Ufer gebracht worden. Die Trauer des Pilgerheeres war so groß, daß am Tage die Klage ununterbrochen erscholl und des Nachts vor jedem Gezelt mehrere Fackeln brannten, und so das ganze Lager einem Flammenmeer glich. Welchen Eindruck der Tod des gefürchteten Kaisers auf die Muselmänner machte, beweist folgende Aeußerung eines arabischen Geschichtschreibers: Hätte Gott nicht den Kaiser der Deutschen im Augenblicke seines Einbruchs in Syrien hinweggenommen, so dürfte später von Syrien und Aegypten gesagt worden sein: „Hier haben die Muselmänner geherrscht!“ In Europa wollte man nicht an Friedrich Barbarossa's Tod glauben und hoffte lange noch auf das Wiederkommen des unvergeßlichen Kaiserhelden. Mit ihm dachte man sich des Reiches Herrlichkeit verschwunden; und in der Folge, als das Kaiserthum mehr und mehr an Ansehen sank, bildete sich die Sage, Barbarossa sei im Kyffhäuserberge und sitze mit seinem herabhängenden Barte schlafend an einem steinernen Tisch, von Zeit zu Zeit wache er auf und frage die um den Berg liegenden Raben, ob es Zeit sei, hervorzugehen und des Reiches Herrlichkeit wieder aufzurichten. — Diese Zeit ist jetzt gekommen. Nachdem der Engel unseres Volkes Jahrhunderte getrauert, hat er in unseren Tagen die Macht und Herrlichkeit des nun erstandenen deutschen Reichs durch alle Lande verkündigen können.

125. Schon längst von den deutschen Fürsten zum König gewählt und bereits auch gekrönt, hatte sein 25jähriger Sohn, Heinrich der Sechste, 1190 bei seiner Thronbesteigung keinen Widerspruch zu erfahren. Er hatte zwar einen lebhaften und gebildeten Geist, einen unbeugsamen Sinn, war klug und berebt, aber Härte und Habsucht im Dienste der Herrschsucht entstellten seinen Charakter. Als er noch Reichsverweser war, hatte er schon mit Heinrich dem Löwen zu thun gehabt, der auf die Nachricht von Barbarossa's Zug ins Morgenland aus England zurückgekehrt war, um seine Stammvater zu schützen, in welche seine alten Nachbarn eingefallen waren. Von seinem Schwager Richard I. von England und einigen sächsischen Großen

unterstützt, besiegte Heinrich der Löwe in kurzem seine Feinde und zerstörte dabei seine eigene Stadt Bardewik (1187), die es mit seinen Feinden gehalten hatte, von Grund aus (vestigia Leonis). König Heinrich zog gegen ihn aus und zerstörte die Stadt Hannover, worauf sich der Löwe zu einem Vergleich verstand, dem zufolge er das halbe Gebiet von Lüneburg an den Grafen von Holftein abtreten und Braunschweig und Lüneburg zu offenen Orten machen mußte. Da inzwischen die Nachricht vom Tode Wilhelm's II. von Neapel eingelaufen war, so beschloß König Heinrich, nach Italien aufzubrechen und die Erblande seiner Gemahlin Constanzia in Besitz zu nehmen. Schon im Aufbruch begriffen, erhielt er die Kunde von Barbarossa's Tod und sah sich daher genöthigt, erst noch einen Reichstag in Mainz abzuhalten. Unterdessen warf sich in Sicilien Graf Tancred, ein unechter Neffe Constanzia's, zum König auf und erhielt von dem Papste die Bestätigung.*)

Rasch eilte Heinrich über die Alpen nach Rom, zwang den Papst Gelasius ihn zu krönen und drang in Apulien ein. Der Sieg führte den Kaiser bis vor Neapel; aber bei der Belagerung dieser Stadt ergriff eine Seuche sein Heer: er selbst wurde krank und mußte die Belagerung aufheben; seine Gemahlin Constanzia wurde sogar von den Einwohnern von Salerno, deren Schutz er sie anvertraut hatte, verrätherischer Weise an Tancred ausgeliefert, der sie gefangen hielt. Da dem Kaiser die Mittel fehlten sie zu befreien, eilte er nach Deutschland zurück, um einen neuen Feldzug vorzubereiten.

Wie er sich seine Krönung in Rom dadurch verschafft hatte, daß er den Römern die von ihnen gehakte und bebrängte Stadt Tusculum, die sich in seinen Schutz begeben hatte, zur Zerstörung preisgab (worauf die wenigen übrig gebliebenen Einwohner in grünen Zweighütten wohnten, aus denen späterhin Frascati entstand), so hielt er es nicht für unedel, den ihm von Leopold von Oesterreich ausgelieferten König Richard Löwenherz (der allerdings ein Feind des Kaisers war und in Sicilien die Rebellen, in Deutschland Heinrich den Löwen gegen denselben unterstützte) so lange gefangen zu halten, bis für denselben jenes große (in §. 139 erwähnte) Lösegeld entrichtet war, das er dann zu seinem neuen Zuge nach Neapel verwandte.

In Deutschland legte er den Kampf mit Heinrich dem Löwen dadurch

*) Genealogie des apulisch-sicilischen Hauses Tancred von Hauteville:

Tancred von Hauteville.

Robert Guiscard,
Herzog v. Apulien, † 1085.

Roger I.
Graf v. Sicilien, † 1101.

Roger, † 1111

Roger I.
Gr. v. Sic., dann Herz. v. Apulien,
zuletzt König beider Sicilien, † 1154.

Wilhelm, † 1127.

Roger.

Wilhelm I.

Constanzia,
verm. an Heinrich VI.

Tancred, nat. Sohn,
regierte v. 1189—1194.

Wilhelm II. der Gute,
† 1166.

Kais. Friedrich II., † 1250.

Wilhelm III.

Konrad IV.,
† 1254.

Manfred,
† 1266.

Konradin,
† 1268.

Constanzia,
verm. an Peter III.
v. Aragonien.

bei, daß er diesen in seinem braunschweigisch-lüneburgischen Erbe bestätigte und dem ältesten Sohne desselben, Heinrich dem Schönen, die einstige Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft versprach, die damals des Kaisers Oheim Konrad noch inne hatte.

Derfelbe willigte nach langem Sträuben in die Heirat seiner Tochter Agnes mit dem ritterlichen Welfen, dem die Mutter der Braut, Irmingart, gewogen war; sie hatte hinter dem Rücken des Vaters die Tochter dem Welfen antrauen lassen, während der erstere sie dem König von Frankreich hatte vermählen wollen.

Hierauf trat er seinen zweiten italischen Zug mit günstigen Aussichten an. Tancred hatte nach Verwendung des Papstes die Kaiserin Constanzia bald wieder freigegeben und war einige Jahre darauf in Palermo mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes, Wilhelm's III. gestorben. Daher drang Heinrich, mit Unterstützung der Pisaner und Genueser, ohne Hindernisse in den italischen Süden ein, wo ihm, nach furchtbarer Bestrafung der Stadt Salerno, alle Städte, selbst Neapel und Palermo, huldigten. Kaum aber war er in Palermo gekrönt, als er viele sicilische Große, denen er auf die Aussage eines Mönchs eine Verschwörung gegen sein Leben Schuld gab, verhaften und theils blenden theils hängen oder speien, theils lebendig vergraben oder verbrennen ließ.

Selbst Roger's unmündiger Sohn wurde geblendet und nebst seiner Mutter und Schwester nach Deutschland in Haft gebracht, offenbar in der Absicht, den normannischen Königsstamm auszurotten. An dem Tage dieser Greuel, dem zweiten Weihnachtstage des Jahres 1194, gebar ihm Constanzia zu Salerno seinen Sohn Friedrich, an dessen Söhnen und Enkeln nachher die ewige Vergeltung Heinrich's Frevelthat heimzujagen zu wollen schien.

Wegen dieser Grausamkeit von seinen neuen Unterthanen verflucht und von der Kirche wegen Verleihung der mathildischen Güter an seinen jüngern Bruder Philipp mit dem Bannfluch beladen, kehrte Heinrich im Besitze reicher Schätze nach Deutschland zurück und suchte im Gefühl verstärkter Macht die deutsche Reichskrone in seiner Familie erblich zu machen, das deutsche Reich also aus einem Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln, wobei er sich erbot, Apulien und Sicilien unauf löslich mit dem deutschen Reiche zu verbinden. Allein der Widerstand vieler weltlichen, vorzüglich aber der geistlichen Fürsten, insbesondere der Erzbischöfe von Mainz und Köln, vereitelte diesen Plan, und er mußte sich begnügen, für seinen dreijährigen Sohn Friedrich die Nachfolge im Reich zu erhalten. Während er sich hierauf in Sicilien mit dem Plane, sogar das griechische Kaiserthum mit seinem Reiche zu vereinigen, beschäftigte, und schon einen Kreuzzug, der ihm dabei behilflich sein sollte, vorbereitet, starb er den 28. Sept. 1197 zu Messina, an den Folgen eines kalten Trunkes nach starker Erhitzung, unter Aeußerungen der „Reue über seine Sünden“, im 32. Jahre seines Alters.

Zwei Jahre zuvor, den 6. August 1195, war auch der alte Heinrich der Löwe gestorben. Er hatte sich zuletzt, der Kämpfe müde, in die Stille zurückgezogen und mit Besorgung alter Chroniken beschäftigt, auch durch manche fromme Werke für seine Seele zu sorgen gesucht. Man hörte von dem sonst so Ungebuldigen keine Klagen über seine körperlichen Schmerzen. Mit den Worten: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ gab er seinen Geist auf. Viele seiner Feinde freuten sich, wünschten aber in der Folge den Starken zurück. Er hinterließ drei Söhne, von denen Heinrich Braunschweig, Wilhelm Lauenburg und Lüneburg, Otto Haldensleben bekommen sollte. Der erstere erhielt nach dem Tode des rheinischen Pfalzgrafen Konrad, mit dessen Tochter Agnes Heinrich verheiratet war, die ihm für diesen Fall zugesagte Pfalz.

126. Heinrich's VI. Bruder, Philipp, suchte anfangs als Vormund seines Neffen Friedrich den Thron für denselben zu erhalten; weil aber dieser noch ein Kind war und in Deutschland vorzüglich die den Hohenstaufen abgeneigte päpstliche Partei, an deren Spitze die Erzbischöfe von Köln und Trier standen, das Wahlgeschäft in der Hand hatte und den Wahltag anberaumte, so trat eine zwiespältige Königswahl ein. Von der gibel-

1198 linischen Partei, zu welcher die Herzoge von Bayern und Sachsen gehörten, wurde Philipp von Schwaben, von der welfischen Partei Berthold von Zähringen, und als dieser seine Ansprüche für 11,000 Mark Silbers an Philipp abtrat, Otto der Vierte, Heinrich's des Löwen jüngster Sohn, gewählt.

Philipp, ein sanftmüthiger Mann, dessen Gemahlin, Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isaac II. war, hatte die Erzbischöfe von Bremen, Magdeburg und Trier, die Herzoge von Sachsen, Bayern, Zähringen, Lothringen, Oesterreich, Kärnthen und Böhmen, die Markgrafen von Meissen, Brandenburg, Nahren, die Pfalzgrafen von Wittelsbach, Thüringen, Burgund und vom Ausland Frankreich auf seiner Seite. Otto, zwar tapfer und stark, aber stolz und von wenig Verstand, stützte sich, da die welfische Partei in Deutschland (zu der nur Köln, Brabant und einige niederländische Große gehörten) schwach war, auf England (von wo aus ihn sein Oheim Richard Löwenherz mit großen Geldsummen unterstützte), auf Dänemark und auf den Papst Innocenz III., dem alles daran lag, den Hohenstaufen ein Gegenwicht zu geben. Als der Papst den Bann über Philipp aussprach, fielen zwar die meisten Bischöfe, auch Thüringen und Böhmen und viele Städte von Philipp ab; doch die übrigen Fürsten blieben ihm treu.

Auf diese Weise entzündete sich ein heftiger Krieg zwischen beiden Parteien, welcher fast 12 Jahre hindurch die Lande am Niederrhein, in Thüringen, Franken und an der Elbe verwüstete.

Anfangs war Otto im Glück; als aber der Landgraf von Thüringen wieder zu Philipp übertrat, und Otto's Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, ja selbst der Kölner Erzbischof (nach der Eroberung von Köln, dem Hauptstützpunkt Otto's) die Hand zur Ausöhnung boten, endlich auch Böhmen sich wieder für ihn erklärte, so bekam Philipp die Oberhand, so daß er, um von seiner ersten Wahl den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit zu entfernen, sich noch einmal wählen und nun vom Erzbischof von Köln krönen ließ. Weil seine Friedensliebe, mit der er seinem Gegner mehrmals eine gütliche Ausgleichung anbot und zuletzt auch einen einjährigen Waffenstillstand gewährte, dem Papste eine bessere Sicherheit für die Kirche zu bieten schien, so nahm Innocenz den über ihn ausgesprochenen Bann zurück und war schon im Begriff, ihm die Anerkennung zu ertheilen, als i. J. 1208 Philipp von Schwaben von dem jähzornigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (einem Seitenverwandten des bairischen Herzogshauses) auf der Altenburg bei Bamberg überfallen und ermordet wurde.

Der Unthat lag Privatrage zum Grunde. Philipp (erzählte man) habe dem Pfalzgrafen für seine Verdienste um ihn seine Tochter versprochen, sie ihm aber wieder verweigert, weil der Pfalzgraf in seiner rohen Leidenschaftlichkeit einen Edelmann ermordet hatte. Darauf habe der Pfalzgraf den Kaiser um sein Fürwort bei seiner

Bewerbung um eine schlesische Fürstenlochter gebeten und ein Schreiben zu diesem Zweck bekommen. Aus Neugierde oder Mißtrauen habe der Wittelsbacher es eröffnet und darin statt einer Empfehlung eine Abmahnung gefunden und daher aus Rache jenen Mord begangen. Philipp genoß eben mit dem Bischof von Speyer und dem Truchseß von Waldburg vom Burgfenster aus die schöne Aussicht in die Umgegend, als der Pfalzgraf mit verstörtem Blick und mit geschwungenem Schwert in das Gemach stürmte. „Hier ist nicht der Ort zum Frechten! rief ihm Philipp entgegen. — „Aber der Ort, den Verrath zu bestrafen!“ schrie der Pfalzgraf und hieb den König in den Hals. Als der Truchseß zu Hilfe sprang, verwundete er auch diesen und eilte davon. Philipp trat noch einige Schritte vor und sank entseelt zu Boden. Die sanfte Kaiserin Irene starb wenige Wochen darauf auf der Burg Staufen. — Um nun die hohenstaufische Partei für sich zu gewinnen, verlobte sich König Otto mit Philipp's Tochter Beatrix, die damals erst 10 Jahre alt war, erreichte aber dadurch seinen Zweck nicht; denn kaum hatte er vier Jahre nachher zu Nordhausen seine Hochzeit mit Beatrix gefeiert, so starb sie am vierten Hochzeitstage in ihrem 14. Jahre. Der Königs-mörder wurde in die Nacht erklärt, seine Burg Wittelsbach gebrochen und er selbst vogelfrei umherirrend, in einem Gehölze unweit Regensburg von einem Edelmann getödtet und sein Haupt in die Donau geworfen.

Dieses Ereigniß änderte den Stand der Dinge, ohne den Parteilampf zu beenden. Deutschlands Geschick lag nun ganz in den Händen des Papstes. Denn dem durch Charakterstärke und außerordentliche Geistesgaben ausgezeichneten Innocenz III. war es im Laufe jener Verwirrungen in Deutschland gelungen, die von Gregor VII. begründete Unabhängigkeit und Allgewalt der Kirche zur vollen Ausföhrung zu bringen und die Macht und das Ansehen des päpstlichen Stuhls auf den höchsten Gipfel zu erheben, indem nicht nur ganz Italien ihm huldigte, sondern auch alle übrigen Fürsten Europa's sich seinem Willen und seinen Anordnungen fügten.

Mit seiner Zustimmung unterzog sich Otto IV. einer neuen Königswahl in Frankfurt, holte sich dann in Mailand die lombardische Krone und empfing in Rom die Kaiserkrone (1209), nachdem er feierlich versprochen hatte, nicht wie seine Vorgänger Ansprüche auf die mathildische Erbschaft und andere angebliche Güter und Rechte des päpstlichen Stuhles zu machen. Kaum hatte er aber sein Ziel erreicht, so änderte er seine Stellung zum Papste, gab, seinem eiblichen Versprechen zuwider, die mathildischen Güter nicht heraus, fiel sogar, nach dem hohenstaufischen Erbe trachtend, in Apulien und Calabrien ein und wollte schon nach Sicilien übersezen. Da schleuderte Innocenz den Bannstrahl gegen ihn und veranlaßte die Gegner Otto's in Deutschland, einen andern König gegen ihn aufzustellen, und zwar in der Person eines Hohenstaufen. Es war dies Heinrich's VI. Sohn, Friedrich, der, als Kind zum König von Neapel und Sicilien gekrönt, zu Palermo unter der Vormundschaft der sicilischen Stände und seines Oberlehnsherrn, des Papstes Innocenz, aufgewachsen war und von diesem vielfachen Schutz gegen die in seinem Reiche sich befindenden Parteien genossen hatte.

127. Entsprungen aus einer Mischung deutschen und italienisch-normannischen Blutes und ausgerüstet mit Schönheit des Leibes, besonders aber mit hohen Gaben des Geistes und Gemüthes, thatkräftig und klug, beredt und sprachkundig, für Bildung und Wissenschaft entflammt, dabei freigebigen und anmuthigen Wesens, und in allen ritterlichen Künsten geübt, war der junge Hohenstaufe schon längst die Hoffnung seiner Partei. Von ihr gerufen, verließ er, nachdem seine Gemahlin Constanzia (die Tochter Peter's von

Aragonien) zur Regentin von Sicilien ernannt und sein eben geborner erster Sohn zum Thronfolger gekrönt war, im Sommer 1212 die südliche Heimat, empfangend zu Rom gegen wiederholte Anerkennung der päpstlichen Oberlehensherrlichkeit über Apulien und Sicilien den apostolischen Segen, zog durch das Trientiner Thal über die Alpen nach Thur und von da mit täglich wachsendem Geleite über Constanz und Basel in das freudig ihm huldigende Elsaß, wo er mit dem König Philipp August von Frankreich das Bündniß seines Oheims gegen die Welfen und England erneuerte, und ward in Schwaben, Franken und am Rhein als Barbarossa's blühender Enkel mit begeisterten Hoffnungen aufgenommen. Am 5. December 1212 wurde **Friedrich II.** zu Frankfurt a. M. von seinen Anhängern (meist niederdeutschen Fürsten) zum römischen König gewählt und am 9. Dec. einstweilen zu Mainz gekrönt. Am 2. Febr. 1213 huldigten ihm zu Regensburg auch die norddeutschen Fürsten, und unter diesen selbst der Herzog von Bayern, Ludwig I. der Kehlheimer. Otto IV., der ihm bis Breisach entgegengerückt war, hatte sich vor der Uebermacht nach Sachsen zurückziehen müssen.

1215 Während Friedrich 1214 seine Macht in Schwaben und am Oberrhein zu befestigen fortfuhr, hatte der nach Niederdeutschland zurückgedrängte Otto im Bunde mit England einen Heereszug gegen den (oben genannten) König von Frankreich unternommen. Dieser Zug fiel aber so unglücklich aus, daß Otto am 27. Juli 1214 in Flandern die Schlacht bei Bouvines und damit sein ganzes Ansehen in Deutschland verlor. Denn sogleich eilte Friedrich mit den süddeutschen Fürsten, darunter Ludwig von Bayern, an den Niederrhein, unterwarf sich daselbst die meisten Anhänger Otto's, und wurde den 25. Juli zu Aachen durch den Erzbischof von Mainz, als päpstlichen Legaten, nochmals feierlich gekrönt. Mit der Unterwerfung Kölns war Kaiser Otto's Macht auch am Niederrhein gebrochen. Er zog in seine Erblande zurück, und als er auf der Harzburg an einer Krankheit 1218 starb, wurde Friedrich in ganz Deutschland anerkannt.

Im Jahr 1216, am 1. Juli, hatte Innocenz sich von Friedrich das urkundliche Versprechen geben lassen, das Reich beider Sicilien stets als Lehen der römischen Kirche zu betrachten, es seinem Sohne Heinrich zu überlassen und es niemals mit dem Kaiserthum zu vereinigen. Sechs Tage darauf starb dieser mächtige Papst, dessen hierarchische Wirksamkeit einen so weiten, tief eingreifenden Einfluß auf die Geschichte der Kirche nach Innen und Außen gehabt hat.

So lange sein Wohlthäter Innocenz gelebt und Friedrich's geistige Natur sich noch nicht scharf ausgeprägt hatte, war sein Verhältniß zum päpstlichen Stuhle ungetrübt. Auch der folgende Papst, der milde Honorius III., erfuhr Friedrich's Ergebenheit, weil er nicht nur die Wahl seines kaum 8jährigen Sohnes Heinrich zum deutschen König trotz jenes Versprechens zuließ und ihn, den Vater, im Nov. 1220 zum Kaiser krönte, sondern ihm auch in Betreff der Ausführung des Kreuzzuges, den er schon bei seiner Wahl und nun bei seiner Krönung in Rom hatte geloben müssen, Nachsicht gewährte und ihn in seinem mütterlichen Erblande ungestört walten ließ, das sich Friedrich zum Hauptstützpunkt seines auf ganz Italien gerichteten Herrscherplans zu machen strebte. Ja, Honorius gestattete ihm sogar, die schon zum

Kreuzzug gerüstete Flotte zur völligen Unterwerfung des seit Innocenz' Tode unruhig gewordenen Siciliens zu verwenden.

Friedrich's II. Hof zu Palermo war der Mittelpunkt eines reichen Lebens in materieller und geistiger Beziehung. In erster Beziehung liebte er, wenn auch persönlich nicht unmäßig, einen kostbaren Tisch und prächtig gekleidete Mohren, saracenische Tänzer und Tänzerinnen, Sänger, Taschenspieler u. Als Freund der Jagd, besonders der Falkenjagd, beschäftigte er sich gern mit der Naturgeschichte der Vögel und Pferde und schrieb in dieser Beziehung seine Beobachtungen nieder. Ein von ihm verfaßtes Werk über das Falkenbeizen besitzen wir noch heute. Auch hielt er reiche Thiergärten, worin auch Giraffen waren. Aber auch das Ernstste fand an seinem Hofe eine Stelle, und unter Friedrich's Vorsitz wurden die Werke der Gelehrten, Dichter und Künstler geprüft, gelesen, dargestellt und der Sieger mit Kränzen belohnt. Er selbst dichtete in italienischer Mundart und in selbst erfundenen Weisen und Versarten. Sein Staatskanzler Peter de Vineis gilt für den Erfinder des Sonetts. Von seinem Hofe gieng eine große Einwirkung auf die Entwicklung der italienischen Sprache aus. Auch die Wissenschaften liebte er: arabische Schriftsteller rühmen seine Kenntnisse in der Philosophie und Mathematik, und von ihm selbst kennt man die Aeußerung: „Ohne die Wissenschaft würde das Leben aller freisinnigen Zeitung entbehren, durch sie allein wird das Gefühl unserer Größe im Unglück erhalten!“ — Von ihm wurde gerühmt, daß er sechs Sprachen redete: italienisch, lateinisch, deutsch, französisch, griechisch und saracenisches.

Da Friedrich's erste Gemahlin Constanzia 1222 gestorben war, so vermählte er sich 1225 mit Jolantha, der Tochter des Titular-Königs von Jerusalem, Johann von Brienne, und beabsichtigte im gleichen Jahre dieses Erbe auf seinem Kreuzzuge in Besitz zu nehmen: allein die Ausführung zog sich abermals hinaus.

Als daher nach Honorius' Tode Gregor IX., ein zwar schon 80jähriger, aber an Thatkraft und Unbeugsamkeit Gregor VII. ähnlicher Papst, Friedrich's äpptiges Leben, das er an seinem Hofe zu Palermo führte, mit Ernst rügte und ihn streng an den Kreuzzug mahnte, den er von Jahr zu Jahr aufgeschoben hatte, war es bald mit dem Welt- und Kirchenfrieden aus. Friedrich betrieb ernstlich die Einschiffung; unter den Kreuzfahrern brach eine böse Krankheit aus, die den Landgrafen von Thüringen und einige Bischöfe hinraffte; dennoch segelte Friedrich ab. Er war schon zwei Tage auf der Fahrt, als er am dritten Tage selbst erkrankte und bei Oranto wieder an's Land stieg. Darauf kehrten auch die übrigen Pilger um, und nur etwa 800 Ritter landeten an der syrischen Küste. Gregor erklärte Friedrich's Krankheit für Verstellung und sprach den Bannfluch über ihn aus.

Hiermit war der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum aufs neue eröffnet, und in Friedrich stellte sich fortan entschiedener und schneidender als je vorher die weltliche Macht der geistlichen gegenüber. Denn weil der Papst in der Bannbulle den Kaiser einen falschen, ungehorsamen und undankbaren Sohn der Kirche nannte, den sie als einen Basilisten an ihrem Busen genährt habe, so hielt Friedrich seine wahre Gesinnung gegen den römischen Stuhl nicht mehr zurück und suchte in seiner Rechtfertigungsschrift denselben als den Ursprung und die Wurzel aller Uebel darzustellen, der seine Hände nach Königreichen und Kaiserthümern ausstreckte und die ganze Welt verwirre, die daher recht thue, wenn sie sich zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei vereinige. Um aber nicht wortbrüchig zu erscheinen, trat er nun wirklich trotz des Bannes und trotz des päpstlichen Verbots im J. 1228 den Kreuzzug wieder an, landete in Palästina und gewann Jerusalem, wo er sich die Krone auf's Haupt setzte (s. das Nähere in S. 142); doch kehrte er schon nach einem Jahre auf die Nachricht, daß unter-

dessen ein päpstliches Söldnerheer tief in Apulien eindringen sei, nach Italien zurück. Binnen wenigen Wochen säuberte er sein Land von den päpstlichen „Schlüsselsoldaten“ und nöthigte den Papst 1230 zum Frieden von San Germano und zur Aufhebung des Bannes. Der Friedensvermittler war der Deutschmeister Hermann von Salza.

Während der nun folgenden sechsjährigen Ruhe ordnete Friedrich sein italisches Erbreich mit Hilfe seines klugen Kanzlers Peter de Vineis (auch Vineis, d. i. von Weingarten) durch eine zweckmäßige Gesetzgebung und hielt in Palermo einen durch den Geist der Kunst und Wissenschaft, aber auch durch morgenländische Pracht und Ueppigkeit ausgezeichneten Hof, dessen politische und sittliche Richtung dem Papste fortwährend ernsthafte Sorge machte. Neapel und Sicilien hatten übrigens damals unter Friedrich die glücklichste Zeit, während Oberitalien wegen des schrankenlosen Uebermuths der lombardischen Städterepubliken in einer Zerrüttung war, die Friedrich auf dem Reichstag zu Ravenna vergeblich zu heben suchte.

Die Besorgniß, es möchten die Freiheitsbestrebungen dieser Städte auch die Städte und unabhängigen Gemeinden in Deutschland zu ähnlicher Widerseßlichkeit reizen, veranlaßte ihn zu den strengsten Gesetzen nicht nur gegen die zukünftigen Corporationen und gegen die in den Städten sich umtreibenden Keger, sondern auch gegen den niedern Lebensadel, wogegen er die großen Reichsfürsten durch Erweiterungen ihrer Vorrechte begünstigte, ein Verfahren, das auch in Deutschland große Mißbilligung erregte. Ihm liegt auch der Untergang des freien friesischen Volks der Stedinger (an der Hunte und Jahde) zur Last, indem er den vom Erzbischof von Bremen gegen sie gepredigten Kreuzzug bestätigte. Daß übrigens Friedrich nicht allen Volksrechten abhold war, beweist sein den Sicilianern gegebenes Gesetzbuch, das auf normannischem (also germanischem) Rechte beruhte. Darin ließ er neben dem herkömmlichen Reichstage noch eine Vertretung der Städte (als eine „Art von Provinzialständen“) zu, um dadurch die Nation zur Stütze gegen die päpstliche Lehenshoheit zu gewinnen. Seinen Freisinn bewies in anderer Weise sein Grundsatz: „die Wissenschaft muß der Gesetzgebung und Verwaltung zur Seite gehen“.

Unterdessen war sein Sohn Heinrich mündig geworden und hatte als Reichsverweser von Deutschland, aufgeschwemmt von seiner leichtsinnigen und ehrgeizigen Umgebung, eine Partei gegen seinen Vater zu bilden gesucht, so daß die größern deutschen Fürsten förmlich Klagen über ihn führten und sein Vater ihn ernstlich warnte. Weil Heinrich auch seinem Vater trotzte und sich sogar mit den aufrührerisch gesinnten Lombarden gegen ihn verbündete, gieng Friedrich nach Deutschland, gewann die Anhänger seines Sohnes durch größere Begünstigungen für sich und brachte dadurch diesen zur Unterwerfung, worauf er ihm verzieh. Weil er ihm aber nicht mehr die volle Macht anvertraute, empörte sich Heinrich abermals. Da nahm ihn Friedrich gefangen, ließ ihn durch ein Fürstengericht verurtheilen und verbannte ihn nach Apulien, wo er nach sechs Jahren in der Festung St. Felice starb (1242).

Hierauf hielt Kaiser Friedrich zu Worms mit fast orientalischer Pracht die Feier seiner dritten Vermählung, und zwar mit Isabella, der schönen Schwester König Heinrich's III. von England, und suchte unmittelbar nachher auf dem glänzenden Reichstage zu Mainz im Jahre 1235, wo fast alle deutschen Fürsten zugegen waren, durch Bestätigung der Landeshoheit der Fürsten, durch Beschränkung der Städte in der Wahl ihrer Obrigkeit, durch das Verbot von Bündnissen, sowie durch einen allgemeinen Landfrieden die Ordnung in Deutschland wieder zu befestigen.

Bei dieser Gelegenheit verschaffte er seinem zweiten, kaum neunjährigen Sohne Konrad die Nachfolge im Königthum, erklärte den Herzog Friedrich den Streitbaren von Oesterreich als Theilnehmer an der Empörung seines Sohnes Heinrich in die Reichsacht und legte den alten Streit des welfischen und habsburgischen Hauses dadurch bei, daß er dem Enkel Heinrich's des Löwen, Otto dem Kind, Braunschweig-Lüneburg als ein vereinigtes und in beiden Linien erbliches Herzogthum zurückgab.

128. Der erneuerte heftige Kampf mit den lombardischen Städten und dem Papste zog ihn wieder von Deutschland ab. Von 1500 Rittern über die Alpen begleitet, demüthigte er einstweilen einige oberitalische Städte (darunter Vicenza) und kehrte dann zurück, um den Herzog Friedrich den Streitbaren von Oesterreich, der in Bayern eingefallen war, zur Ruhe zu bringen und seinen zweiten Sohn Konrad zum König krönen zu lassen (1236), dem er nun die Reichsverweserschaft von Deutschland übertrug.

Im folgenden Jahre (1237) erschien er wieder in Oberitalien, und zwar dies Mal mit einem ansehnlichen deutschen Heeresgefolge, dem sich auch eine größere Anzahl italienischer Gibellinen anschloß, an deren Spitze der Markgraf von Treviso, Ezzelino di Romano, stand, ein ebenso tapferer und kühner, als schlauer und grausamer Mann, der aber dabei die Vergrößerung seiner eigenen Herrschaft im Auge hatte. Die Eroberung von Mantua und die Schlacht bei Cortenuova, in welcher Friedrich mit Hilfe von 10,000 Saracenen, die er in Sold genommen hatte, die verbündeten Lombarden schlug, hatte die Unterwerfung vieler lombardischen Städte zur Folge. Darauf gab er Ezzelino seine natürliche Tochter zur Gemahlin. Sein durch Tapferkeit und Schönheit berühmter Sohn Enzo heiratete 1238 Adelfasia, die verwittwete Erbin der Insel Sardinien, auf welche Herrschaft der römische Stuhl Eigenthumsansprüche machte, und nannte sich von da an König von Sardinien.

Auch die Stadt Mailand wollte huldigen, wenn ihr das Recht gelassen würde, ihre eigene Obrigkeit zu wählen. Allein, vom Glücke verblendet, verlangte Friedrich ihre unbedingte Unterwerfung. Da ermannen sich die Mailänder und verschworen sich zum Kampfe auf Leben und Tod für ihre städtische Freiheit, und durch ihr Beispiel ermuntert, hielt sich auch das von Friedrich belagerte Brescia so ausdauernd, daß er 1238 einen Waffenstillstand eingehen mußte. Von da an schwand die Furcht vor den kaiserlichen Waffen, und die Hoffnung auf Rettung der Freiheit belebte sich um so leichter, als nun auch der Papst den Rückgang des kaiserlichen Glüdes benützte und den Lombarden aufs neue mit der schärfsten Waffe der päpstlichen Macht zu Hilfe kam.

Hauptsächlich ergrimmt über jene Entziehung Sardinien's, trat Gregor IX. sowohl mit den Lombarden als auch mit Venedig und Genua in ein enges Bündniß und sprach am 20. März 1239 über den Kaiser abermals den Bannfluch aus, wobei er alle Unterthanen desselben ihres Eides entband. Friedrich dagegen wies die vom Papste gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen der Gotteslästerung und des Abfalls vom Christenthum aufs entschiedenste zurück und rechtfertigte sich in einem Schreiben an die europäischen Fürsten. In dem dadurch veranlaßten Schriftenwechsel überboten sich beide Theile in den heftigsten Vorwürfen und Schmähungen.

Gregor schrieb unter anderm über den Kaiser: „Dieser König der Pestilenz be-

hauptet, die ganze Welt sei von drei Betrügnern, Moses, Muhammed und Christus, getäuscht worden, von denen zwei in Ehren, Christus aber am Holze hangend gestorben sei“, und nannte ihn „das aus dem Meer gestiegene Thier der Offenbarung, das mit seinen Klauen und eisernen Zähnen alles zerbreche, mit den Füßen alles zertrete und sich, von allen Regnern unterstützt, gegen Christus erhebe, um seinen Namen von der Erde zu vertilgen.“ — Hierauf erklärte Friedrich, was sein Verhältniß zu Christus betreffe, so sei „das apostolische und athanasianische Bekenntniß auch das seinige“; Moses halte er für einen Freund Gottes, Muhammed dagegen für einen Erzbetrüger; den Papst aber verglich er mit jenem Pferde in der Offenbarung, von dem geschrieben stehe: „ein anderes Pferd gieng heraus, das war roth, und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde weg, damit sich die Lebendigen unter einander erwürgen“, und nannte ihn einen zweiten Bileam, den großen Drachen, ja den Antichrist.

Die Versuche Gregor's, einen Gegenkönig aufzustellen, waren indes vergeblich, weil die deutschen Fürsten nicht darauf eingiengen: die geistlichen riethen dem Papst, zur Vermeidung eines Aergernisses mit dem Kaiser Frieden zu machen, und mehrere der weltlichen Fürsten erklärten, der Papst habe keine Kaiserwahl anzuordnen, sondern nur ihren gewählten König zu krönen. Als Gregor die deutsche Krone sogar dem Grafen Robert von Artois, Bruder des Königs Ludwig IX. von Frankreich, antrug, wies dieser fromme König sie zurück und redete dem Kaiser das Wort. Indes that in der Lombardie der Bann seine Wirkung; denn er hatte den Abfall vieler Städte zur Folge. Erst als Friedrich in den Kirchenstaat einfiel und Rom bedrohte und selbst Gregor's erneuerter Bannfluch des Kaisers Fortschritte nicht hemmen konnte, indem dieser Ancona, Ravenna, Faenza und Benedict einnahm, zeigte sich der Papst zur Nachgiebigkeit geneigt und versprach, den Streit durch eine Kirchenversammlung zu Rom beilegen zu wollen. Da er aber zu derselben nur Gegner des Kaisers berief, so erklärte dieser die Versammlung für ungiltig, weil sie nicht zum Frieden, sondern zur Verlängerung des Kampfes führen werde, und warnte alle dazu eingeladenen Prälaten der verschiedenen Länder vor der Reise nach Rom. Als die meisten sich nicht abhalten ließen, nahm Enzo mehr als hundert über's Meer dahin ziehende Bischöfe und andere hohe Kirchenbeamte in einem glücklichen Seetreffen bei Meloria (1241) gefangen, so daß die Versammlung nicht zu Stande kommen konnte.

Diese Prälaten (Cardinäle, Bischöfe, Aebte) hatten sich zu Rizza zusammen gefunden und benutzten eine genuesische Flotte von 60 Schiffen, um sich nach Rom überfahren zu lassen. Aber Enzo stand mit sicilischen Galeeren und pisanischen Schiffen auf der Wache und griff die genuesische Flotte so nachdrücklich an, daß 22 Schiffe erobert, die übrigen theils versenkt, theils in die Flucht geschlagen wurden; 2000 Menschen ertranken in den Fluten, 4000 Bürger mit 100 lombardischen Abgeordneten und über 100 Prälaten samt vielen untergeordneten Geistlichen mußten ihre Gefangenschaft auf einem Schlosse zu Neapel bestehen (1241).

Vergebens klagte Gregor den Kaiser vor der ganzen Christenheit der Arglist und Lüge an, und als dieser mit seinen Eroberungen im Kirchenstaate fortfuhr, starb Gregor vor Kummer, ein fast 100jähriger Greis.

Während dieses in Italien vorgieng, war Deutschland durch einen Einbruch tatarisch-mongolischer Horden von Osten her in der äußersten Gefahr. Die Tataren hatten unter Schingischah und seinem Sohne Oktai Rußland erobert, und waren verheerend in Ungarn eingebrungen. Ein tatarisches Heer unter Batu brach durch Polen sogar in Schlesien ein, das damals bereits durch betriebene Deutsche germanisirt war. Schon war Oberschlesien verheert, als sich der edle Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien (Liegnitz und Breslau) mit den deutschen Ansiedlern und den deutschen Ordensrittern aus Preußen den Feinden bei Liegnitz am Riesengebirge entgegenstellte. Obgleich die Tataren fünf- bis sechsmal überlegen waren, so hielt doch

das kleine deutsche Heer im Jahr 1241 in der **Katzenschlacht bei Wahlstatt** zwei Tage lang tapfer aus, bis es samt seinem tapfern Herzog der Uebermacht erlag, worauf die Tataren, welche selbst großen Verlust erlitten hatten, umkehrten und sich nach Osmuth wandten. Da bei der Belagerung dieser Stadt ihr Führer Batu fiel, verheerten sie im Jörn Ungarn auf's Schrecklichste.

129. **Gregor's** Nachfolger, **Cölestin IV.**, starb wenige Wochen nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Wegen Zwiespalts unter den Cardinälen blieb dieser fast sieben Vierteljahre unbesetzt, bis ihn am 25. Juni 1243 **Innocenz IV.** bestieg, in welchem **Friedrich** einen noch heftigeren Gegner erhielt. Dieser hatte sich vor der Wahl als Freund zu **Friedrich** gestellt, nach derselben aber rief **Friedrich**, ihn richtig beurtheilend, aus: „Ich fürchte einen Freund unter den Cardinälen verloren zu haben und ihn als Feind auf Petri Stuhl zu finden; kein Papst kann Gibelline sein!“

Nach langen Unterhandlungen erbot sich **Friedrich**, nicht nur allen der Kirche zugefügten Schaden zu ersetzen, sondern sogar Kirchenbuße zu thun und dem Papste in geistlichen Dingen die unbeschränkte Gewalt über Könige und Fürsten zuzugestehen. Weil aber **Innocenz** jene Zugeständnisse vor der Lösung des Bannes beschworen haben wollte, so brach **Friedrich** die Unterhandlungen ab und traf Anstalten, den Papst in Rom einzuschließen. Daher floh dieser verkleidet aus Rom über Genua nach Frankreich, um zur Demüthigung des Kaisert humes freie Hand zu bekommen, und schrieb eine Kirchenversammlung nach **Lyön** aus. Vergebens ließ sich der Kaiser 1245 durch den berühmten Rechtsgelehrten **Thaddäus von Sueffa** gegen die päpstlichen Anklagen vertheidigen und erbot sich zur Ablegung seines Glaubensbekenntnisses: der Papst ließ durch die Versammlung mit schauerlicher Feierlichkeit seine Verdamnung aussprechen und erklärte den Kaiser **Friedrich**, als einen von Gott Verworfenen, aller seiner Würden und Kronen verlustig.

Als nach den letzten Worten des Fluchs sämtliche Bischöfe die brennenden Kerzen, die sie dem Ritus gemäß in den Händen gehalten hatten, auf die Erde warfen, daß sie erloschen, rief **Thaddäus von Sueffa**, an die Brust sich schlagend: „Das ist der Tag des Jorns, der Trauer und des Verderbens! Nun werden die Heer jubeln, die Chouaresmier im Morgenland herrschen und die Tataren sich erheben!“ und verließ in Eile die Versammlung, um seinem Herrn die Unheilsbotschaft zu bringen. **Friedrich's** Jörn entbrannte auf das heftigste: er ließ sich eine Krone bringen, setzte sie auf und rief mit fürchtbarer Stimme: „Noch hab' ich meine Krone! und kein Papst und keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf entreißen“.

Friedrich protestierte zwar vor allen europäischen Königen und Fürsten und forderte sie auf, die Annahmen des Papstes nicht zu dulden, und an ihm, dem Kaiser, ein Beispiel zu nehmen, daß sie alle ebenfalls von der römischen Herrschgier würden gedemüthigt werden, wenn sie nicht, vereint mit ihm, den Mißbrauch der Priestergewalt hemmen würden; der Reichtum habe die Geistlichen dem ursprünglich apostolischen Leben entfremdet; ihnen denselben zu nehmen, sei ein Werk christlicher Liebe. Allein solche Sprache schabete ihm; selbst die Könige von Frankreich und England sahen in den von **Friedrich** gegen alle Geistliche ohne Unterschied ausgesprochenen Beschuldigungen einen unberechtigten Angriff auf den ganzen Priesterstand, und nur **Ludwig IX.** bot seine Vermittlung zur Sühne. Doch **Innocenz** blieb bei seinem Bescheid: er ließ durch die drei geistlichen Wahlfürsten Deutschlands 1246 den Landgrafen **Heinrich Raspe von Thüringen** als

Gegenkönig aufstellen und unterstützte ihn aus seinem Schatz, weshalb das Volk ihn „Pfaffenkönig“ nannte. Derselbe erlitt aber schon im folgenden Jahre gegen Friedrich's Sohn, den König Konrad, bei Ulm eine Niederlage und zog sich verwundet nach der Wartburg zurück, wo er bald darauf starb. Vergebens machte Friedrich Vergleichsvorschläge, vergebens mahnte
1247 Ludwig IX. den Statthalter Christi zur Versöhnung. Innocenz blieb unbeweglich: er bot die Krone wieder aus und sparte durch Zehnterpressungen, Ablass- und Pfründenverkauf in allen Ländern kein Vordmittel der Befestigung; aber kein deutscher Fürst wollte die Schmach auf sich nehmen, bis sich endlich der 20jährige ehrgeizige Graf **Wilhelm von Holland** zum Gegenkönig hergab, worauf der Papst die Länder, die dem Kaiser treu blieben, mit dem Interdict belegte und zugleich durch die Bettelmönche das Kreuz gegen die „kezerischen“ Hohenstaufen predigen ließ. Dadurch gerieth ganz Deutschland in die größte Verwirrung; König Konrad konnte sich nicht mehr im offenen Felde halten und mußte sich nach dem allein ihm noch treuen Bayern zurückziehen.

In Italien vollends erreichte der Kampf zwischen den Welfen und Gibellinen durch den maßlosen Haß beider Theile den höchsten Gipfel. Der wüthende Fanatismus von Seiten der hierarchischen Partei, die von Versöhnung nichts wissen wollte, verbunden mit dem grenzenlosen Ehrgeiz der italienischen Städte, die schonungslose Zertretung alles Heiligen von Seiten der Gibellinen, verbunden mit der unerhörten Grausamkeit Cyselino's, der mit Enzo fortwährend des alternden Kaisers Hauptstütze war, erfüllte ganz Italien mit Blut und Schrecken.

Auf Betrieb der päpstlichen Partei stifteten selbst apulische Große eine Verschwörung gegen Friedrich's Leben, die von der Gräfin von Caserta entdeckt wurde, aber einen Aufruhr in Neapel und Sicilien zur Folge hatte, welchen Friedrich mit den härtesten Strafen unterdrücken mußte. Abermals bot Friedrich die Hand zur Ausöhnung, und Ludwig IX. unterstützte ihn dabei; aber Innocenz wies alle Vorschläge zurück und fuhr fort, diesseits und jenseits der Alpen das Kreuz gegen ihn predigen zu lassen, als gegen einen „zweiten Pharao“, „den Statthalter des Satans“ und „Vorläufer des Antichrist“. Da beschloß Friedrich sich durch einen raschen Zug nach Lyon einen Vergleich zu erzwingen, als der plötzliche Abfall Parma's ihn zur Belagerung dieser Stadt zwang. Die Parmesaner machten, während er auf der Jagd war und sein Heer sorglos im Lager ruhte, einen Ausfall, zerstörten die ihrer Stadt gegenüber aufgebaute Festung Vittoria und schlugen die Kaiserlichen in die Flucht. Thaddäus von Suesza kam in ihre Gefangenschaft.

Lange hielt sich bei abwechselndem Glücke der Kaiser noch muthig aufrecht. Als aber sein Kanzler und vertrauter Freund Peter de Vine a der Mitwissenschaft einer Verschwörung gegen sein Leben beschuldigt wurde und im Gefängnisse sich tödtete; als sogar sein geliebter Sohn Enzo, dieser Stern der Gibellinen, in der Schlacht an der Fossalta (bei Modena) in die Gefangenschaft der Bolognesen gerieth (in welcher derselbe zeitlebens zu schmachten verurtheilt wurde), da brach dem Kaiser die Kraft.
1249

Lange Jahre hindurch war Peter de Vine a, als sein gebildeter, gewandter und bereiteter Staatsmann, des Kaisers Freund gewesen. Erst als auch der durch Klugheit

und Beredſamkeit ausgezeichnete Thaddäus von Sueſſa, der die kaiſerliche Partei durch unermüdete Thätigkeit zu ſtärken wußte, mehr Einfluß auf den Kaiſer bekam, erſaltete Peter aus Eiferſucht in ſeiner Thätigkeit für ſeinen Herrn. Er ſcheint um die oben erwähnte Verſchwörung gegen des Kaiſers Leben gewußt zu haben; wenigſtens bedienten ſich Päpſtliche ſeiner als eines blinden Werkzeugs, indem er auf ihr Erſuchen dem Kaiſer, der gerade unpäpſtlich war, einen Arzt empfahl, der ihm eine vergiftete Arznei reichte. Der Kaiſer, dem Menſchen mißtrauend, beſahl ihm, die Hälfte der Arznei zu trinken. Im Gewiſſen getroffen warf ſich der Arzt auf ſein Antlig und verſchüttete dabei die Hälfte des Trankes. Da ließ Friedrich den Reſt von einem zum Tode verurtheilten Miſſethäter trinken, und als derſelbe gleich daran ſtarb, den Arzt mit dem Tode beſtrafen und Peter auf andere Anzeichen hin ins Gefängniß werfen. Ueberwältigt vom Gefühl ſeines Unglücks zerſtückte ſich der unglückliche Mann ſein Haupt an der Säule ſeines Kerkers. Der Kaiſer war darüber untröſtlich und rief aus: „Wehe mir! Die Treuſten bereiten mir den Tod, und der Papſt, den meine Vorfahren emporhoben, ſinnt auf das Verderben des Reichs und auf meinen Untergang! Wem ſoll ich fürder noch trauen?“

Von Seelen- und Körperleiden ergriffen, befand ſich Friedrich eine Zeit lang in einer Abſpannung. Dann aber raffte er ſich noch einmal in alter Kraft auf, und da er nicht nur in Toſcana und im Kirchenſtaate mit Hilfe ſaraceniſcher Scharen, welche mit entſetzlicher Schonungsloſigkeit verſuhren, noch im Vortheil war, ſondern auch Neapel und Sicilien ihm noch gehorchten, ſo glaubte er den Boden unter ſeinen Füßen noch feſt und hoffte, nach ſeinem eigenen Ausdruck, „aus einem geduldigen Amboß“ wieder ein den Hochmuth ſeiner Gegner zerklümmender „Hammer“ zu werden. Auch ſchienen ſich anderwärts die Verhältniſſe für ſeine Sache günſtiger zu geſtalten; denn in Rom, wo des Papſtes lange Abweſenheit ungern geſehen wurde, dachte man ſchon daran, einen andern Papſt zu wählen; in der Lombardei trat Piacenza auf des Kaiſers Seite, und Bologna mußte ſich zu einem Waffenſtillſtand verſtehen; in Deutſchland zog Wilhelm von Holland den Rürzern; in Frankreich und England ſtieh der Unwille über die Ueppigkeit des päpſtlichen Hofes in Lyon. Da erkrankte der Kaiſer ernſtlich und ſtarb am 13. December 1250.

Er verſchied nach einer 30jährigen Regierung, 56 Jahre alt, zu Firenzuolo an einer ruhrtartigen Krankheit in den Armen ſeines jüngſten Sohnes Manfred (deſſen Mutter eine Gräfin Lancia war), nachdem er zuvor ſeine Sünden gebeichtet und vom Erzbischof in Palermo die Loſſprechung vom Bann erhalten hatte. Noch 1783 ſah man bei Eröffnung der königlichen Gruft zu Palermo ſeinen Leichnam wohl erhalten. Reich an Geiſt, Edelsinn und Muth, fehlte ihm zu einem wahrhaft großen Kaiſer nur die Herrſchaft über ſeine Lei denſchaften.

130. Während in Oberitalien Ezzelino, in Unteritalien Friedrich's jüngſter, gleichfalls tapferer Sohn Manfred den Kampf gegen die päpſtliche Macht fortſetzten, kehrte Innocenz IV. mit dem Vorſatz der völligen Vertilgung des hohenſtaufiſchen Geſchlechts aus Lyon nach Italien zurück, erklärte Neapel und Sicilien für ein der Kirche heimgefallenes Lehen und unterſagte denjenigen Deutſchen, von welchen Friedrich's Sohn Konrad IV. als 1250 Nachfolger im Reiche anerkannt worden war, nicht nur den Gehorſam gegen dieſen „tegeriſchen Herodesjohn“, wie er ihn nannte, ſondern erklärte ihn auch ſeiner ſchwäbiſchen Erblande verluſtig.

Da Konrad ſich gegen die täglich anwachſende Kirchenpartei in Deutſchland nicht halten konnte, zog er nach Verpändung vieler ſeiner deutſchen Beſitzungen nach Italien. Vergebens erbot er ſich dort, der Kirche alle ihre Rechte und Beſitzungen zurückzugeben; der Bann des Papſtes verfolgte auch

ihn. Nun vereinigte er sich mit seinem Stiefbruder Manfred, der unter dessen den größten Theil des sicilischen Reichs wieder gewonnen und seines Vaters Einrichtungen aufrecht erhalten hatte, und half das allein noch widerstrebende Neapel erobern. Eben war Konrad im Begriff, sich mit 20,000 Mann wieder nach Deutschland aufzumachen, um auch dort seine Erbländer zu retten: da ward er fieberkrank und starb im Jahr 1254 in seinem 27. Jahre als der letzte deutsche König aus dem hohenstaufischen Geschlechte.

Die Geistlichkeit hatte gegen den genannten König sogar den Mordversuch. Der Abt Hermann von Altaich berichtet: Als Konrad zu Regensburg im Kloster St. Emmeram übernachtete, überfielen bischöfliche Dienstreute den König in seinem Schlafgemache, wo sie glaubten, daß nur vier von des Königs Gefährten bei ihm schliefen. Allein da in dieser Nacht zufällig noch ein Gefährte des Königs dazu gekommen und dieser an des Königs Statt getödtet worden war, so blieb Konrad, der sich bei dem Tumult unter eine Bank verborgen hatte, am Leben.

Konrad IV. hatte einen zweijährigen Sohn, Konrad, von den Italienern Konradin genannt, hinterlassen, für welchen Manfred das sicilische Reich verwaltete. Denn Innocenz IV. ließ sich sogar herbei, Manfred Neapel und Sicilien als Kirchenlehen zu überlassen. Weil jedoch der Papst als Oberherr darin nach Gutdünken schaltete, so erhob sich Manfred mit den Sibyllinen gegen ihn und brachte dem päpstlichen Heere eine Niederlage bei. Die Nachricht hievon erschütterte den in Neapel krank liegenden Papst so, daß er bald darauf starb. Darauf besetzte Manfred das Land von den Päpstlichen und ließ sich von den sicilischen Großen 1258 die Krone ertheilen. (Von seinem Ausgang s. 132.)

Der vom Papste als Kaiser anerkannte Wilhelm von Holland regierte noch zwei Jahre lang in Deutschland. Er konnte jedoch, obgleich ihn der um das Jahr 1247 zur Sicherung des Landfriedens gestiftete rheinische Städtebund unterstützte, nicht zu Macht und Ansehen gelangen und fand zuletzt in einem Kriege mit Westfriesland am 28. Jan. 1256 durch friesische Hände den Tod.

Kap. 24. Das Interregnum.

131. Mit dem letzten Staufenkönig hatte das Reich sein Haupt verloren und die Lebenskraft sich in die Glieder zurückgezogen. Die Welfenmacht war gebrochen, die Hohenstaufenmacht vernichtet; die Fürsten hatten nun Gelegenheit, für sich zu sorgen und ihr Gebiet und ihre Rechte auf Kosten anderer zu vermehren. Als König Wilhelm mit Tod abgegangen war, trat siebzehn Jahre hindurch, vom Jahre 1256—1273 das sog. Interregnum ein, d. i. eine Zeit, in welcher das kaiserliche Ansehen so gesunken war, daß kein deutscher Fürst die Krone annehmen wollte, sondern daß sie gleichsam den Meistbietenden unter den ausländischen Fürsten, und zwar durch den Erzbischof von Köln dem reichen englischen Grafen Richard von Cornwallis, durch den Erzbischof von Trier dem König Alfons dem Weisen von Castilien überlassen wurde. Beide vergaben von den ohnedies geschmälernten Kaiserrechten an diejenigen deutschen Fürsten, deren Gunst sie gewinnen wollten, immer mehr und ließen dadurch künftigen Kaisern nur eine Schattenmacht. Und da von diesen Gegenkönigen der erstere nur dreimal, und zwar bloß an den Rhein, der letztere gar nie nach Deutschland kam, so herrschte während dieser fast geschlossenen Zeit eine so große Verwirrung im deutschen Reiche, daß fast alle Bande der Ordnung sich zu lösen schienen.

Indes hatte doch bei der Wahl dieser Ausländer die Blutsverwandtschaft einigen Antheil. Der Graf Richard, welchen der thatkräftige Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden (der Gründer des Kölner Doms) bei den nieder- und mittelhheinischen Fürsten durchsetzte, indem er zugleich für den damals in braunschweigischer Gefangenschaft befindlichen Erzbischof von Mainz die Stimme führte, war der Bruder des Königs Heinrich III. von England und daher mit dem welfischen Hause verwandt. Da die andere Wahlpartei (Trier, Sachsen, Brandenburg und Böhmen) früher in Frankfurt erschienen war, so wurde Richard durch den Herzog von Bayern vor den Thoren Frankfurts gewählt. Nach kaum zweijährigem Aufenthalt am Rhein lehrte Richard nach England zurück und wurde dort in die Streitigkeiten seines Bruders so verwickelt, daß er in 15 Jahren nur dreimal an den Rhein kam, um Geld und Gnaden zu spenden; denn er war durch die in seinem Erblande befindlichen Silberbergwerke ein reicher Fürst. Diejenigen Deutschen aber, die mit ihm nach England gegangen, kehrten bald von dort zurück, weil es ihnen nicht gefiel, daß man ihrem Könige in England nicht die Ehrfurcht zollte, wie man es in Deutschland gewohnt war.

Sein Gegenkönig Alfons IX. war ein Tochtersohn Philipp's von Schwaben und hatte wegen seiner Weisheit einen europäischen Namen. Mit ihm hielten es besonders die oberhheinischen Städte und Bischöfe. Er regierte bloß aus der Ferne und suchte durch übermäßige Verleihung von Vorrechten seine Partei sich günstig zu erhalten. Nach Richard's Tode wurde er von seiner Partei in Deutschland nicht mehr beachtet.

Innocenz IV. soll (nach Höfler's Berechnung) 400,000 Mark Silber für die Wahl und Unterstützung Heinrich Raspe's und Wilhelm's von Holland aufgewendet haben, und Richard zahlte für die seinige an den Erzbischof von Köln 12000, an den von Mainz 13000, an den Herzog von Bayern 9000 und an andere Fürsten 8000 Mark Silber. Der Erzbischof von Trier dagegen versprach den Fürsten seiner Partei für die Wahl Alfons' 20,000 Mark.

Die Fürsten und der Adel, von keinem Oberhaupte in der Nähe gezügelt, handelten nach Gutdünken. Viele von ihnen lebten entweder unter sich in vielfachen, die Ruhe Deutschlands störenden Fehden, wie der Markgraf von Meissen mit der Gräfin von Brabant über das thüringische Erbe; oder sie suchten in ungerechtem Uebermuth die Städte zu unterdrücken, wie der Erzbischof Engelbert die Stadt Köln, der Erzbischof Ruprecht von Magdeburg die Stadt Halle, Graf Ulrich von Württemberg die schwäbischen Städte u. dgl. In ein nicht kleiner Theil des niedern Adels, der während der fast beständigen Abwesenheit der hohenstaufischen Kaiser angefangen hatte, seine Ehre in wildem Raubleben zu suchen (vom Stegreif zu leben), trieb dieses Unwesen jetzt ohne alle Scheu, indem er an den Handelsstraßen oder an den Ufern der Flüsse von seinen Felsenburgen aus die Kaufleute entweder durch Zölle drückte oder sie niederwarf, ihre Güter raubte und ihre Person nur gegen hohes Lösegeld wieder freigab.

In Schwaben fielen nach Friedrich's Tode solche Raubritter über das hohenstaufische Erbe her und rissen an sich, was sie konnten; um aber den Schein einer Berechtigung dazu zu erhalten, wandten sie sich an Innocenz IV., worauf dieser schrieb: „Nachdem Herodes nicht mehr ist, steht ein anderer Archelaus als Erbe seiner Tyrannei auf u. dgl. Die Kirche wird die Schlangenbrut der Staufer sowohl von der Königs- und Kaiserwürde als von dem schwäbischen Herzogsamte fern zu halten wissen.“

Die dadurch benachtheiligten Städte sahen sich daher genöthigt, weil kein Richter da war, zum Schutze ihres Handels und Gewerbes sich in Bündnisse zu vereinigen. So war im Norden Deutschlands schon seit 1241 die deutsche Hanse, ein Bund deutscher Städte, entstanden, der unter dem Borgang Lübeck's und Hamburg's und unter dem Beitritt Braunschweig's gegen die Beeinträchtigung ihres Handels von Seiten ausländischer (besonders dänischer) sowohl als inländischer Fürsten- und Herrengewalt gerichtet war, aber erst in der folgenden Periode (§§. 162 und 178) zu weiterer Ausbildung ge-

langte. Ebenso traten, von 1247 an, die Städte am Rhein zu gegenseitiger Sicherung zusammen und stifteten unter der Vorstandschaft von Mainz und Worms und mit Zustimmung der Bischöfe 1253 den rheinischen Städtebund zum Schutz gegen den räuberischen Adel.

Die damalige Bevölkerung der rheinischen Städte wird geschätzt in Köln auf 120,000, in Mainz auf 90,000, in Straßburg und Worms auf je 60,000 Einwohner. Auch Regensburg soll zu jener Zeit 120,000 Einwohner gehabt haben. Die rheinischen Städte betrieben Seehandel, hatten Niederlassungen in London und stellten zusammen 600 Schiffe mit Matrosen und Soldaten, besonders um die Rheinschifffahrt zu sichern.

1268 132. In einer Zeit, in der niemand über die Ehre des deutschen Namens wachte, konnte es geschehen, daß die Franzosen in Unteritalien Fuß faßten, wo durch sie das Geschlecht der Hohenstaufen seinen gänzlichen Untergang fand.

Nach Konrad's IV. Tod hatte in Oberitalien der grausame Ezzelino, diese Schreckensgeißel der Welfen und besonders der Priester, noch einige Jahre lang die Oberhand behauptet, aber dabei eine so arge Zwingherrschaft ausgeübt, daß in allen Städten seines erweiterten Machtgebietes die Klagen der Bedrückten und zu Tode Mißhandelten gen Himmel stiegen und zuletzt Welfen und Gibellinen, Weltliche und Geistliche, Herren und Bürger der verschiedenen Landschaften und Städte im Jahr 1259 einen geheimen Bund schlossen, um sein Joch abzuschütteln. Es kam zu einem Treffen bei Cassano, in welchem er verwundet und nach wüthendem Widerstand gefangen wurde. Obgleich sorgsam gepflegt, verschmähte er jeden Beistand, besonders geistlichen, nahm weder Nahrung, noch Arznei zu sich, riß zuletzt seine Binden von den Wunden und starb in finsternm Troß. Darauf machten sich alle Städte der Trevisaner Mark frei und vertilgten sein ganzes Geschlecht. In Folge seines Falles unterlagen die Gibellinen in Oberitalien völlig.

In Unteritalien jedoch hatte sich Manfred in der ihm von den Seinigen übertragenen Herrschaft von Neapel und Sicilien glücklich erhalten und sich durch seine Befreundung mit Griechenland, sowie mit Spanien (durch die Vermählung seiner Tochter Konstanzia mit Peter von Aragonien) die besten Aussichten auf den Bestand seines Reiches eröffnet. Um seine Macht zu stützen, rief Papst Urban IV., ein geborner Franzose, den Herzog Karl von Anjou (den Bruder Ludwig's des Heiligen von Frankreich) herbei, damit er sich der Krone Apuliens bemächtigte. Begierig griff Frankreich zu, um sich für die Zukunft den Einfluß in Italien zu sichern, und hat seitdem nicht abgelaßen, die Zerrissenheit des deutschen Reichs zu seinem Vortheil zu benützen.

Der an Geist und Körper häßliche Anjou erschien mit einem zahlreichen Heere, wurde vom Papste (gegen das Versprechen, dem römischen Stuhle treu zu sein und ihm jährlich 8000 Unzen Goldes zu entrichten) zu Rom als König gekrönt, und drang durch Verrätherei bis Benevent vor, wo es 1266 zur Entscheidungsschlacht kam. Manfred unterlag und starb den Heldentod.

König Karl hatte in dieser Schlacht geboten, die Stiche und Hiebe besonders auf die Kasse zu führen. Dadurch geriethen Manfred's Glieder in Verwirrung. Als Manfred mit einer gesammelten Schar vordringen wollte, fiel ihm sein Helmschmuck (ein silberner Adler) auf den Sattelnopf herab, was er als ein schlimmes Vorzeichen erkannte. Nun stürzte er in die dichtesten Reihen der Feinde und fand den Tod an

einer Stelle, die man nachher das Rosenfeld nannte. Sein Leichnam wurde erst am dritten Tage gefunden und in einer zerstörten Kapelle bei Benevent beigesetzt, bald nachher aber auf päpstlichen Befehl als „Reherleiche“ an einem kleinen Flusse verscharrt. Konrad war hochgebildet, las griechische und römische Schriftsteller in der Ursprache, ließ den Aristoteles in's Lateinische übersetzen, belohnte die Gelehrten und hob die Universitäten von Neapel und Salerno wieder empor. Ein freigebiger Patron der Troubadours, dichtete er selbst die anmuthigsten Lieder und hielt die glänzendsten Turnierfeste. Durch ihn entstanden neue Straßen, Brücken und Häfen, insbesondere die Hafenstadt Manfredonia.

Hierauf erklärte sich Karl von Anjou zum Herrn des Landes. Weil er aber mit empörender Härte regierte, so daß dem Volke wie dem Adel und selbst dem Klerus die französische Herrschaft unerträglich wurde, so luden die italischen Ghibellinen den jugendlichen Konradin (§. 130), der bisher unter dem Schutze seines Oheims, Herzog Ludwig's II. des Strengen von Oberbayern, aufgewachsen war, zur Wiedereroberung seiner italischen Erbländer ein.

Als er erst 9 Jahre alt war, wünschten die florentinischen Ghibellinen, daß er nach Italien kommen möchte, aber seine Verwandten gaben es nicht zu. In seinem 10. Jahre gelangte er in den Besitz des Herzogthums Schwaben, und um dieselbe Zeit berief der Erzbischof von Mainz eine Wahlversammlung, in welcher der König Richard abgelehnt und Konradin zum deutschen König gewählt werden sollte. Allein der Papst verhinderte dies mit der Drohung des Banns gegen alle Wähler, und König Richard entzog ihm das verheißene Herzogthum Schwaben. Bis in sein Jünglingsalter beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Uebungen; er lebte auch eine Zeit lang am Bodensee, wo er Lieder dichtete, deren sich noch eins erhalten hat, und wo er an dem drei Jahre ältern Sohne des Markgrafen Hermann IV. von Baden und Gertrud's von Oesterreich (aus dem Hause Wabenberg), Friedrich, einen Freund gewann, der von ähnlichem Geschick betroffen war, indem ihm Ottokar von Böhmen sein mütterliches Erbe Oesterreich entriß.

Konradin war 16 Jahre alt, als er seine Heerfahrt nach Italien antrat, um sein väterliches Erbe wieder einzunehmen. Zwar warnte ihn seine Mutter Elisabeth vor dem Lande, dessen Lüste seine Vorfahren empfinden hätten; doch da seine bayerischen Oheime ihn unterstützten, so zog er, von 10,000 Deutschen, meist Bayern und Schwaben, begleitet, 1267 von Hohenschwangau und Bregenz aus über die Alpen. Theils durch den Widerstand einzelner lombardischer Städte genöthigt, theils um den sicilischen Ghibellinen Zeit zur Rüstung zu lassen, verweilte er drei Monate in Verona, während welcher Zeit der Eifer seiner Deutschen erkaltete, so daß die meisten, selbst seine Oheime, nach Deutschland zurückkehrten und er nur noch 3000 Deutsche um sich hatte. Mit diesen zog er über Pavia nach Savona, von da auf pisagischen Schiffen nach Pisa und hielt in dem ihm zujauchzenden Rom, aus dem der Papst sich geflüchtet hatte, seinen Einzug. Hier verstärkte er sein Heer, wandte sich nach den Abruzzen und lagerte bei dem Städtchen Tagliacozzo. In dessen Nähe kam es mit dem von der Belagerung Konrad's herbei eilenden König Karl zu einer Schlacht, in welcher Konradin's Scharen schon den Sieg in den Händen hatten, als ihnen die Franzosen durch einen Hinterhalt denselben wieder entrißen und ihnen eine völlige Niederlage beibrachten. Selbst Konradin wurde mit seinem Freunde Friedrich nach tapferem Widerstand in die Flucht mit fortgerissen. Beide entkamen nach Rom, wo Konradin in der Stimmung der Römer einen so großen Umschlag fand, daß er sich mit Friedrich nach der Küstenstadt Ancona wendete, um sich zu Schiffe nach Sicilien zu retten. Allein der verrätherische Herr der Stadt, ein Römer, Frangipani, der von K

riß II. viele Wohlthaten erhalten hatte, holte sie mit einem Schnellsegler auf der Flucht ein und hielt sie so lange zurück, bis die Stadt von der Land- und Seeseite eingeschlossen war, worauf er sie für großen Lohn an Karl von Anjou auslieferte. Dieser setzte ein eigenes, aus königlichen Räten, berühmten italienischen Juristen und apulischen Städteabgeordneten bestelltes Gericht nieder, um ihn wegen Hochverraths verurtheilen zu lassen. Obgleich die Richter, mit Ausnahme des knechtisch gesinnten Kanzlers Robert von Bari, den Angeklagten schuldfrei sprachen, so fällte doch König Karl selbst das Todesurtheil und ließ Konradin und seinen Freund Friedrich auf dem Carmelitermarkt zu Neapel den 19. Oct. 1268 mit dem Beile enthaupten.

Vergebens hatte selbst Papst Clemens IV. mit seinen Cardinälen vor solchem blutdürstigen Verfahren gewarnt. Karl sah in der Vernichtung dieses letzten Hohenstaufenstammes die Bürgschaft eines gesicherten Thronbesitzes. — Konradin und Friedrich spielten im Gefängniß eben Schach miteinander, als ihnen das Urtheil verkündet wurde. Konradin bat um drei Tage Aufschub um sich vorzubereiten und sein Testament zu machen. In diesem bestätigte er seinem Oheim Ludwig von Bayern die frühere Schenkung, bedachte auch andere Verwandte und Freunde und machte noch fromme Stiftungen. Am Morgen des Todestages bestiegen beide barfuß und in Hemdärmeln das Blutgerüst. Als der Kanzler vor der Versammlung der Ritter und des Volkes die Anschuldigung darlegte und das noch nicht öffentlich bekannte Todesurtheil verkündete, verrieth ein dumpfes Gemurmel den Schrecken des Volkes, und Graf Robert von Flandern soll aufgesprungen sein und mit dem Schwerte drohend zum Kanzler gesagt haben, wie er einen so herrlichen Ritter so ungerecht zum Tode verurtheilen könne? Hierauf umarmte Konradin seinen Freund, hob die Arme gen Himmel und rief: „O Jesus Christus, wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so empfehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Dann legte er mit den Worten: „O Mutter, welche Schreckensstunde wirst du von mir hören!“ das Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich.

Als Friedrich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er laut auf, so daß alle Umstehenden weinten, kniete nieder und erlitt das gleiche Geschick. Mit ihm theilten es noch 13 vornehme Mitverurtheilte. Karl soll hinter einem Schloßfenster mit-leidslos dem Blutschauspiele zugehört haben.

Im Jahr 1270 starb Kaiser Friedrich's II. Tochter, Margarethe, die Gemahlin des Landgrafen Albrecht des Entarteten von Thüringen, nach einem traurigen Schicksal (s. §. 156), und 1272 hauchte der unglückliche Enzo in Bologna's Kerkerhaft, deren Weiden er fast 22 Jahre lang getragen hatte, seine Biederseele aus. Als er die Nachricht von Konradin's Tode erhalten hatte, befiel ihn Lebhafter als je die Sehnsucht, den Glanz seines Geschlechtes wieder herzustellen. Er faßte den Plan zur Flucht und ließ sich, in einem Fasse verborgen, aus dem Gefängniß tragen, wurde aber an einer aus dem Spundloch heraushangenden blonden Hauptlocke erkannt und mußte die letzten Jahre seines Lebens in strenger Haft zubringen. Auch Manfred's Söhne nahmen ein klägliches Ende, indem König Karl sie bis an ihr Ende im Kerker schmachten ließ.

So erlosch das einst so mächtige Staufengeschlecht, das über ein Jahrhundert lang in so reicher Fülle der Schönheit, der Kraft und des Geistes geblüht und an Glanz alle Fürstengeschlechter seiner Zeit überstrahlt hat, das jedoch sein ungemessenes Streben nach irdischer Größe und die angestrebte enge Verbindung mit Italien zu Falle brachte. Selbst von seinem einst prächtigen Stammsitze in Schwaben ist fast der letzte Stein verschwunden. Nichts desto weniger haben seine hochbegabten Glieder viel geistig Hohes geschaffen, das heute noch bildend nachwirkt, und gerade darin, daß sie „die Last ihrer Verfehlungen so furchtbar getragen“, sowie in der Betrachtung,

daß „Gott mit ihnen wohl mehr, denn mit andern, schon hier abgerechnet“, liegt die tragische Größe ihrer Geschichte.

Die Grausamkeit, mit welcher Anjou fortfuhr, gegen alle Sibellinen zu wüthen, führte in der Folge jene allgemeine Verschwörung derselben herbei, welche im Jahre 1282 die blutige sicilianiſche Veſper herbeiführte, die allen Franzosen in Sicilien faſt in einer Nacht das Leben koſtete, und wenn auch nicht Neapel, doch wenigſtens jene jähne Inſel an die rechtmäßigen Erben, nämlich an Manfred's Schwiegerſohn, den König Peter von Aragonien brachte.

Kap. 25. Kurze Uebersicht der Kreuzzüge.

Hiſtor. Atlas, Tab. X.

133. Zu dem vollſtändigen Siege der Kirche und des Papſthums über die weltliche Macht und das Kaiſerthum trugen die Kreuzzüge weſentlich bei, indem ſich die von neuem Glaubensſeifer durchdrungene Chriſtenheit mit der höchſten Kraft der Begeiſterung dem im Morgenland mit neuer Macht ſich erhebenden Muhammedaniſmus entgegenwarf.

Während bei den europäiſchen Völkern der Chriſtliche Glaube, gleich einem Sauerteig, allmählich alle Kreiſe durchdrungen und dadurch der kirchlichen Heilsanſtalt, wie viel ihr auch von der früheſten Reinheit abgieng, ein immer höheres göttliches Anſehen verliehen hatte, vermöge deſſen ſie über die weltlichen Mächte bis zum Kaiſerthum hinauf einen überwiegenden Einfluß ausübte, war der alte orientaliſche Weltkreis mehr und mehr in den Zuſtand geiſtigen Todes verſunken, in welchem es den fanatiſchen Anhänger des falſchen Propheten Muhammed in kurzem gelingen konnte, die Herrſchaft des Halbmonds aufzurichten. Allein die Ausdehnung deſſelben über das heilige Land rief bei den occidentaliſchen Völkern eine Reaction hervor, welche ſich in den großartigen Ereigniſſen der Kreuzzüge geltend machte und, wenn auch nicht die beabſichtigte bleibende Wiedereroberung dieſes Landes, doch einen mächtigen Umſchwung aller Sitten und Zuſtände der Heimat herbeiführte, in Folge deſſen inſbeſondere die Macht der Kirche und des Papſthums erhöht und auf Jahrhunderte hinaus befeſtigt wurde.

Schon in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, beſonders aber ſeit Erhebung der Kirche durch Conſtantin, trieb der Glaube viele fromme, um ihr Seelenheil bekümmerte Gemüther zu Wallfahrten nach dem heiligen Grabe des Erlöſers, welche nach und nach immer allgemeiner zur Büßung ſchwerer Sünden nach canoniſchen Regeln von der Kirche auferlegt wurden. Je mehr dieſe Wallfahrten zu einem beſonderen Verdienſte angerechnet wurden, deſto häufiger wurden ſie; und ſelbſt als das heilige Land nach der Einnahme Jeruſalems durch den Chalifen Omar 637 in die Hände der Araber gerieth, konnten die Chriſten ihre Wallfahrten ungeſtört dahin unternehmen, weil die Araber ſelbſt Ehrfurcht vor dieſer Stätte hatten, und nicht nur die Chriſtliche Gemeinde in Jeruſalem und ihren Patriarchen ungekränkt ließen, ſondern von den Pilgern auch nur mäßige Abgaben erhoben. Auch der Handel zog viele nach dem Morgenlande, und die abbaſidiſchen Chalifen in Bagdad (ſeit 750) förderten dieſen Verkehr in aller Weiſe.

Als die glaubensſtrengen ägyptiſchen Chalifen (Fatimiten, ſeit 972 in Kairo) die Herrſchaft von Syrien und Paläſtina erhielten, hatten die Pilger von ihnen ſchon mancherlei Bedrückungen zu leiden. Ungeachtet der zunehmenden Gefahren wurden dieſe Wallfahrten häufiger, beſonders gegen den Ablauf des erſten Jahrtausends n. Chr., da viele in der Chriſten-

heit das Ende der Welt und die Erscheinung des Herrn zum Gerichte erwarteten.

Als aber die seldschukischen Türken sich des heiligen Landes bemächtigten, und Jerusalem 1072 von dem Turkomanen Atsiz erobert und nach dessen Tode 1084 dem Turkomanen Ortkhof übergeben wurde, — die raubfüchtigen und fanatischen Ortkhoden aber die dahin pilgernden Christen unmenschlich behandelten: so erregte der Nothruf der Bedrückten bei der abendländischen Christenheit den Wunsch, das heilige Land, die Wiege des Christenglaubens, den Ungläubigen zu entreißen, und gab so die nächste Veranlassung zu den Kreuzzügen, in welchen der durch Gregor VII. erneuerte Glaubenseifer reichliche Nahrung, und insbesondere der abenteuerliche Geist des Ritterthums großen Spielraum, zugleich aber auch eine höhere Weihe erhielt; wiewohl dabei auch durch niedrige Leidenschaften der Glaube sowohl als auch die Tapferkeit mannigfachen Ausartungen unterlag.

Unter den europäischen Völkern, die in den Kreuzzügen auftraten, standen die Franzosen stets obenan, theils wegen ihrer schnellen Entzündlichkeit für abenteuerliche Unternehmungen überhaupt, theils weil sie schon früher an dem Kampfe der Christenheit in Spanien gegen die Mauren, so wie an den Kämpfen des südlichen Italiens gegen die Sarazenen in Sicilien den lebhaftesten Antheil genommen hatten. Die französische Ritterschaft war die Seele der Kreuzzüge, wie auch der im Morgenlande gestifteten europäischen Ritterreiche: daher bis heute noch die Abendländer in jenen Gegenden „Franken“ genannt werden.

Man zählt viele Kreuzzüge, von denen jedoch sieben als die wichtigsten hervorgehoben werden.

134. Der erste Kreuzzug wurde zunächst von dem aus dem Morgenlande zurückkehrenden französischen Pilger Peter von Amiens angeregt, der, auf einem Maulesel reitend, das Crucifix in der Hand, erst Italien, dann Südfrankreich durchzog und auf Straßen und in Kirchen die Bedrängnisse der morgenländischen Christen in glühend begeisterter, bilderreicher Rede schilderte, so daß Alt und Jung in ihm einen Boten Gottes sah und von dem Drang nach der Befreiung des hl. Landes mächtig erfaßt wurde. Diese Bewegung benützend, hielt Papst Urban II., ein geborener Franzose, eine allgemeine Kirchenversammlung zu Clermont, in der er in eindringlicher Rede zu einer bewaffneten Pilgerfahrt unter Verheißung eines vollkommenen Ablasses aufrief, so daß gleich Tausende durch den Ruf: „Gott will's!“ ihre Theilnahme zu erkennen gaben und sich das rothe Kreuz auf die linke Schulter heften ließen. Darauf wurde der Kreuzzug in ganz Frankreich gepredigt. Deutschland nahm fast keinen Theil daran, weil es dem Gegenpapste Clemens anhieng; und da bei Frankreich zu den oben angeführten Beweggründen noch der Umstand hinzukam, daß es damals in sich selbst innerlich zerfallen war und viele sich nach einem besseren Lebenszustande sehnten, gieng dieser erste Kreuzzug fast allein von den Franzosen aus.

Während die Fürsten und Herren ihre Scharen mit Umsicht für den Zug rüsteten, konnten andere Scharen ungeduldiger, größtentheils raubfüchtiger

Menschen den Ausbruch des Hauptheeres nicht erwarten, sondern zogen unter verschiedenen Führern, z. B. unter Walter von Percejo und seinem Neffen Walter ohne Habe, unter Gottschalk, Wilhelm von Melung aus, giengen aber unterwegs durch ihre Zuchtlosigkeit und durch den Widerstand der Ungarn und Bulgaren größtentheils zu Grunde; selbst der 40,000 Mann starke Haufe, welchen Peter von Amiens begleitete, wurde vor Ricca in Kleinasien fast gänzlich aufgerieben. Nur Peter entkam mit einem Rest und schloß sich nachher dem Hauptzuge an.

So vom Gefindel gereinigt und durch dessen Schicksal zur Zucht und Ordnung gemahnt, trat das Hauptheer unter verschiedenen Führern den Zug an. Unter den Theil nehmenden Fürsten ragten hervor Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen und seine beiden Brüder Eustach und Balduin, Graf Balduin von Flandern, Herzog Robert von der Normandie, Graf Hugo von Vermandois, Graf Raimund von Toulouse, Fürst Bohemund von Tarent und sein Neffe Tancred, und Bischof Ademar von Bay begleitete ihn als päpstlicher Legat. Die Lothringer unter Gottfried, 80,000 Mann stark, nahmen, unter Beobachtung guter Mannszucht und daher ungefährdet, ihren Weg durch Ungarn nach Konstantinopel, wo auch die übrigen Führer mit ihren französischen und normannischen Scharen auf anderen Wegen anlangten, so daß sich vor dieser Stadt eine Macht von mehr als einer halben Million wohlgerüsteter Streiter zusammenfand, die den griechischen Kaiser Alexius für sein Reich besorgt machte. Daher ließ er sie nicht eher nach Asien übersehen, als bis sämtliche Führer ihm den Lehnseid in Bezug auf die ehemaligen byzantinischen Besitzungen geleistet hatten, die sie erobern würden.

In Kleinasien angekommen, öffneten sich die Kreuzfahrer durch Erstürmung der Stadt Ricca und durch Gottfried's Sieg bei Doryläum den Weg durch das Gebiet des Sultans von Iconium. Unter unausgesetzten Kämpfen mit dem heißen Klima, mit dem Mangel an Lebensmitteln, mit einreißenden Krankheiten, mit der erstaunlichen Tapferkeit der Sarazenen, bewegte sich der Zug südostwärts fort, bis er die fruchtbaren Ebenen des syrischen Antiochiens erreichte, wo er lange Rast hielt. Während derselben machte Tancred und Graf Balduin, Gottfried's Bruder, einen Seitenzug über den Taurus nach Cilicien, wo sie über der Eroberung von Tarsus und Mamistra in einen blutigen Streit geriethen. Versöhnt kehrten sie indes wieder zum Hauptheer zurück, worauf Balduin sich nach dem Euphrat wandte und die Stadt Edeffa eroberte, die er sich mit einem großen Umgebiet als ein Fürstenthum ertheilen ließ. Als das Hauptheer weiter ziehend in Syrien einrückte und eben unter ungeheuren Anstrengungen und Verlusten durch Bohemund's Schlaueit das prächtige Antiochia erobert hatte, sahen sich die Sieger gleich darauf in dieser Stadt durch ein großes, zum Entsatze herbeigeeiltes türkisches Heer, das der Sultan von Bagdad unter Korboga, seinem Statthalter in Mossul, heranschickte, aufs engste eingeschlossen und dem Hungertode nahe gebracht. Aber durch die Auffindung der heiligen Lanze zu neuem Muthе begeistert, brachten sie in einem Ausfalle den Türken eine völlige Niederlage bei, und gewannen dadurch freie Hand, aus Antiochia ein neues Fürstenthum zu bilden, das Bohemund befehlt.

Ueber den Besitz von Antiochia gerieth Bohemund mit Raymond von Toulouse in Streit, indem letzterer die Burg inne hielt und die Stadt vertragsmäßig dem Kaiser Alexius übergeben wissen wollte. Bohemund dagegen behauptete, der Kaiser habe sein Recht daran verwirkt, weil er auf mehrmaligen Ruf der Stadt nicht zu Hülfe gekommen wäre. Man wußte freilich nicht, daß der Kaiser wirklich mit Hülfe aufgebrochen, aber von den sog. Strandläufern, d. i. von den aus Antiochia während der Belagerung Entflohenen, welche alle Hülfe für vergeblich erklärten, wieder zur Umkehr bewogen worden war.

135. Mit wieder vereinter Macht zogen sie nun an den Meeresküsten hinab über Sidon und Tyrus und feierten zu Cäsarëa das Pfingstfest. Endlich erblickte das durch Schwert und Hunger, Seuchen und Besatzungsentsendungen sehr zusammengeschmolzene Kreuzheer von den Höhen von Emmaus aus in der Ferne das heiß ersehnte Jerusalem. Da fielen alle auf die Kniee, küßten den Boden, beteten, sangen und weinten vor Freude. Aber Jerusalem war durch Ringmauern und Thürme wohlbesetzt und von 40,000 Bewaffneten wohl verteidigt, während die Kreuzfahrer nur noch aus 21,500 Waffenfähigen bestanden und sich alle Belagerungswerkzeuge erst schaffen mußten, wobei sie noch vor Durst fast verschmachteten. Erst als genuesische Schiffe Lebensmittel, Bauwerkzeuge und neue Pilgerscharen brachten, konnte an etwas Entscheidendes gedacht werden. Endlich nach 39tägiger Umlagerung ward zum Hauptsturm geschritten und trotz der verzweifeltsten Gegenwehr der Sarazenen am zweiten Tage die Mauer erstiegen und unter dem Freudenruf: Gott hilf! will's Gott! am 15. Juli Jerusalem 1099 erobert. Nach einem fürchterlichen Blutbade, durch welches der von dem langen Widerstand bis zur Wuth gesteigerte Glaubenseifer der Kreuzfahrer Strafe an den Ungläubigen üben zu müssen glaubte, zogen sie mit bloßen Häuptern und Füßen nach der Kirche des heiligen Grabes, dankten Gott für diesen Sieg und beichteten ihre Sünden.

Um die Eroberung zu sichern, mußte man Jerusalem zum Mittelpunkt einer festen, dem Angriff der mächtigen Feinde des Christennamens widerstehenden Herrschaft machen. Daher wurde Gottfried, der durch Tapferkeit und Milde, Festigkeit und Besonnenheit, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit stets Allen voran geleuchtet hatte, von den Fürsten zum König des neuen Reiches erwählt. Er nahm die Würde, aber nicht den Titel an und nannte sich aus Demuth nur „Beschützer des heiligen Grabes.“

Bereits aber war der Bezirk des Chalifen von Aegypten mit einem Heere von 140,000 Mann im Anzug, um Palästina wieder zu erobern, und die Christen konnten ihm nur 20,000 Mann entgegenstellen. Dennoch gewann Gottfried den großen Sieg bei Ascalon, durch welchen der neue Christenstaat auf eine Reihe von Jahren hinaus vor den Angriffen der Sarazenen gesichert wurde. Gottfried's Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit bewog viele syrische Städte und Fürsten, Zins- und Handelsverträge mit ihm zu schließen, und mehr und mehr schien das Reich unter seiner Leitung zu erstarken. Allein Gottfried starb schon nach einem Jahre an den Folgen seiner großen Anstrengungen, von Franken, Syrern und Griechen beweint. Auf seinen Wunsch und durch die Wahl der Fürsten erhielt er seinen Bruder Baldwin, bisherigen Fürsten von Odeffa, zum Nachfolger, und dieser nahm bei seiner Krönung den Titel „König von Jerusalem“ an.

136. Ohne Zuzug aus dem Abendlande konnte aber das neue Reich

nicht bestehen. Zwar machte sich schon im Jahre 1102 unter Welf IV. von Bayern ein neues Kreuzheer von 150,000 Mann nach dem Morgenlande auf, gieng aber durch die Treulosigkeit der Wegweiser und durch die Macht des Sultans von Iconium zu Grunde.

Die Niederlage dieses Kreuzheeres erschütterte auch den Bestand der Grafschaft Edessa, die nach der Erhebung Baldwin's auf den Thron von Jerusalem an den Grafen Balduin von Bourg gekommen war, der nun von den Sarazenen geschlagen und gefangen genommen wurde, so daß Tancred nur mit Mühe Edessa retten konnte; doch wurde Balduin später wieder frei. Auch Bohemund wurde von den Sarazenen bedrängt und vom Kaiser Alexius bekriegt, den er zuletzt als Lehnherrn anerkennen mußte. Er starb bald und hinterließ einen unmündigen Sohn, unter welchem dieses Fürstenthum in große Zerrüttung gerieth.

Das neu gestiftete Reich erhielt sich unter Balduin I. nur dadurch, daß ihm Venedig, Genua und Pisa, vom Handelsgeist getrieben, durch ihre Flotten neue Unterstützungen zuführten, wodurch es ihm möglich wurde, die Grenzen desselben durch die Eroberung von Accon, Casarea, Tripolis, Beyrut und Sidon zu erweitern, so daß das ganze Königreich aus dem Kronlande, dem Fürstenthum Antiochia, dem Fürstenthum Edessa und der Grafschaft Tripolis bestand, und unter Balduin II. (dem vorherigen zweiten Beherrscher Edessa's) seine höchste Blüte erreichte. Die innere Einrichtung desselben ruhte auf dem abendländischen Lehnswesen; da aber in diesem Lehnstaate die Kronvasallen fast ganz unabhängig von dem Könige waren und dieser selbst nur als der erste Baron erschien, und außerdem in diesem Staate so verschiedenartige, auf einander eifersüchtige Nationalitäten sich mischten, so fehlte ihm die Gewähr einer festen und beständigen Dauer.

Nach dem ersten Vierteljahrhunde seines Bestandes entstanden in Palästina die zwei ältesten geistlichen Ritterorden, der Johanniter- und der Tempelherrnorden, in denen sich das Ritterthum und Mönchswesen auf eine eigenthümliche Weise durchdrang; denn durch sie empfing der Geist des Ritterthums eine veredelnde Richtung auf ein höheres Ziel, welche auch auf die weltliche Ritterschaft zurüdwirkte.

Zuerst wurde der *Hospitaliter-* oder *Johanniterorden* (der seinen Namen von einem um das Jahr 1048 gestifteten und nach dem Patriarchen Johannes benannten Hospitium oder Kranken- und Armenhaus bekam) 1113 von Gerhard aus der Provence und einigen Kaufleuten aus Amalfi zur Pflege kranker und armer Pilger gestiftet, sodann sein Zweck 1118 durch Raymond du Buy auch auf den Schutz der Pilger gegen die Angriffe der Ungläubigen ausgedehnt und vom Papste bestätigt. Zum eigentlichen Ritterorden wurde er erst 1130 erhoben. — Ein Jahr darauf wurde der *Tempelherrnorden* (so benannt von der Lage seines Ordenshauses neben der salomonischen Tempelhalle) von neun französischen Rittern, darunter besonders von Hugo von Payens, zum Schutz der Pilger und zum Kampf gegen die Ungläubigen 1119 gestiftet und 1128 vom Papste bestätigt. — Diese Orden, deren Mitglieder die gewöhnlichen drei Klostergelübde ablegten, wurden wegen jenes nützlichen Zweckes bald mit Gütern und Vorrechten begabt, so daß sie nach und nach reich und mächtig wurden, und eine große Menge Kriegersleute in Sold nahmen, die Tempelherrn sogar ganze Kriegsheere aufstellen konnten. Der Tempelorden besonders genoß wegen seiner Tapferkeit und strengen Sitte bald das größte Ansehen, artete jedoch späterhin durch sein Streben nach Geld- und Güterbesitz aus. Lange aber waren beide Orden eine Hauptstütze des Kronlandes. (Fast 200 Jahre nach seiner Stiftung fand der Tempelherrnorden durch den Despotismus König Philipp's des Schönen von Frankreich, der nach seinen Schätzen lüstern war, einen schrecklichen Untergang).

137. Zweiter Kreuzzug. Durch König Balduin's II. Tod war

die Krone von Jerusalem von dem lothringischen Hause auf das Haus Fulco's von Anjou gekommen. *) Unter diesem aber mehrten sich die Bedrängnisse des Reichs, das zwar nordöstlich bis an den Euphrat und südlich bis Aegypten reichte, aber durch die beständige Eifersucht und Zwietracht der christlichen Fürsten in Palästina untereinander seine innere Schwäche dem Feinde bloßlegte. Daher gelang es dem Sultan Zenki (bisherigen Statthalter von Mossul), der sich von seinem Chalifen unabhängig gemacht und alle kleineren türkischen Herrschaften bis an den Euphrat unterworfen hatte, nach Fulco's Tod unter dessen minderjährigem Sohne Balduin III., 1144 nicht nur die feste Stadt Edeffa, sondern auch alle iränkischen Besitzungen am linken Euphratufer zu erobern. Zwar kam nach dem Falle Zenki's, der durch einen Slaven ermordet wurde, Edeffa wieder in die Hände der Christen, wurde aber von Zenki's Sohne Ruredin abermals genommen und bis auf den Grund zerstört, die Einwohner aber theils getödtet theils gefangen.

Die Kunde von dem Fall Edeffa's brachte das ganze Abendland in Bestürzung. Auf Betrieb des Papstes Eugen III., insbesondere aber durch die begeisterten Reden des Abtes Bernhard von Clairvaux angeeifert, kam daher der zweite allgemeine Kreuzzug unter Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. von Frankreich zu Stande. Das 90,000 Mann starke deutsche Heer, von Konrad geführt, erreichte nach vielen Streitigkeiten mit dem griechischen Kaiser Manuel das kleinasiatische Gestade, gerieth aber durch die Treulosigkeit griechischer Wegweiser zuerst in Wüsten, wo sie dem Hunger und Durst preisgegeben waren, nachher in einen Hinterhalt des Sultans von Iconium, worin es eine so fürchtbare Niederlage erlitt, daß Kaiser Konrad nur mit 7000 Waffenfähigen sich rettete und nach Nicäa zurückkehrte, wo unterdes das französische Heer unter Ludwig VII. angekommen war. Da sich die Deutschen und Franzosen nicht vertrugen, so blieb Konrad, um seine Wunde zu pflegen, den Winter über in Konstantinopel, während Ludwig und sein Heer auf dem Weiterzuge durch Kleinasien nicht weniger als vorher das deutsche zu leiden hatte. Im

*) Genealogie der Balduine von Jerusalem:

Graf Eustach v. Boulogne.

Gottfried von Bouillon, Balduin I. Eustach III.

† 1100

Graf v. Edeffa,

dann König v. Jerusalem.

† 1118.

Baldwin II. (Balduin's I. Vetter),
zuerst Graf v. Edeffa, dann König v. Jerusalem,

† 1131.

Melissenda,
vermählt an den Grafen
Fulco v. Anjou,
König von Jerusalem.

König Baldwin III.,
† 1162.

Amalrich.

Sibylla,
vermählt:

Balduin IV.,
† 1185.

Isabella,
vermählt:

1. an Wilh. v. Montferrat.

2. an Guy v. Lusignan.

1. an Konrad v. Montferrat.

2. an Heinrich v. Champagne.

Balduin V.

Marie.

folgenden Jahre schiffen beide Fürsten — Ludwig von Antiochien aus, Konrad von Konstantinopel aus — nach Palästina, und trafen in Jerusalem zusammen. Hierauf machten sie einen Zug gegen die wichtige Stadt Damascus, konnten sie aber, durch Eifersucht und Betrug der palästinensischen Fürsten gehindert, nicht erobern; und als ihnen auch Askalon, dieser Schlüssel zu Aegypten, widerstand, weil die treulosen Pullanen (so nannte man die palästinensischen Christen, welche von einem europäischen Vater und einer syrischen Mutter oder von einem syrischen Vater und einer europäischen Mutter stammten) sie nicht unterstützten, so kehrten sie unverrichteter Sache nach Europa zurück. Zwar eroberte nachher Balduin III. Askalon und machte Aegypten zinspflichtig; aber die Bezwingung des Sultans von Damascus 1154 durch den oberrhänischen Nureddin, Herrn von Aleppo, rückte den mächtigen Feind immer näher an die Grenzen der morgenländischen Christenstaaten.

138. Dritter Kreuzzug. Je höher der Feuereifer bei den zur Bekämpfung der Christen stets einigen Muhammedanern stieg, in desto kläglichere Lage geriethen die Christen durch überhandnehmende Uneinigkeit, welche insbesondere durch die Eifersucht der Fürsten von Antiochia, Tripolis und Cypern gegen den König von Jerusalem und gegen die Ritterorden, und dieser letzteren wiederum unter einander, unterhalten wurde und keine gemeinschaftliche Unternehmungen zuließ oder sie wenigstens störte. Dagegen hatten die Muhammedaner an dem Sultan Saladin einen gemeinsamen Führer, der durch Tapferkeit und Bildung gleich ausgezeichnet war, und überdies seine meisten christlichen Gegner an Tugenden überragte.

Balduin's III. Bruder und Nachfolger nämlich, Amalrich, hatte zwar den Angriff Nureddin's auf das innerlich zerrüttete Aegypten zurückgeschlagen, aber durch seinen eigenen thörichten Angriff auf dieses Land verursacht, daß Nureddin dem ägyptischen Chalifen den Kurden Schirkuh zu Hülfe sandte, der Aegypten rettete und dort die Statthaltermwürde erhielt. In dieser folgte ihm nach seinem Tode sein Neffe Saladin (eigentlich Salaheddin), der nach des (letzten) fatimitischen Chalifen Tode 1171 sich zum Sultan von Aegypten aufwarf und nicht nur gegen Nureddin sich behauptete, sondern auch nach dessen Tode fast die ganze Herrschaft Nureddin's an sich brachte.

Obgleich Saladin's Herrschaft bereits das christliche Reich im Halbbogen umspannte, so stellten doch die christlichen Häupter ihre Zwistigkeiten und Parteinungen nicht ein, welche unterdes ein dreimaliger Thronwechsel (Balduin IV., Balduin V. und Guido von Lusignan) vermehrt hatte. Ja Raimund, Fürst von Tripolis, der sich auf den Thron Hoffnung gemacht hatte, wurde sogar an der christlichen Sache zum Verräther und gieng öffentlich zu Saladin über, so daß die Schlacht bei Tibérias verloren, König Guido gefangen, Jerusalem 1187 erobert und das Kreuz, nach einer 88jährigen Dauer seiner Herrschaft im heiligen Lande, darnieber geworfen wurde. Saladin nahm Palästina von Tripolis bis Accon in Besiz, mit Ausnahme von Tyrus, das die Christen noch behaupteten.

Auf die alle Christen im Abendland erschreckende Nachricht von Jerusalem's Fall stellten sich die drei mächtigsten Häupter der Christenheit, Friedrich Bar- 1189
barossa, König Philipp August von Frankreich und König Richard Löwenherz von England an die Spitze neuer Kreuzheere. Friedrich, der zuerst aufbrach, zog mit 150,000 auserlesenen Streitem, darunter sich der Kern

der deutschen Ritterschaft befand, durch Ungarn nach Constantinopel, erzwang sich von dem treulosen Kaiser Isaak die Ueberfahrt nach Kleinasien und besiegte den Sultan von Iconium, fand aber in Cilicien beim Uebergang über den Fluß Seleph (Halyskadnos), in der Nähe von Seleucia seinen Tod, der das ganze Kreuzheer, ja die ganze Christenheit in die tiefste Trauer versetzte. Sein übriges Heer, angeführt von seinem Sohne, Friedrich von Schwaben, wurde theils in Antiochia von der Pest aufgerieben, theils zerstreute es sich bei der Belagerung der von Saladin unterdes eingenommenen Küstenfestung Accon (auch Ptolemais oder Acre genannt), welche der von Saladin wieder losgegebene Guido unternahm. Der junge Friedrich selbst starb während der Belagerung, nachdem er kurz zuvor, auf Veranlassung einiger deutschen Bürger und Ritter  Gründung des deutschen Ordens zu Stande gebracht hatte, dem vorzüglich die Beschirmung und Pflege deutscher Pilger obliegen sollte, deren sich die andern Ritterorden gewöhnlich nicht annehmen.

Endlich, nach der Ankunft der Engländer und Franzosen, erfolgte die Einnahme dieses festen Platzes, nachdem über 100,000 Kreuzfahrer davor durch Schwert und Krankheiten ihren Tod gefunden hatten. Da sich Philipp und Richard über die Theilung des Groberten und über die künftige Thronfolge im Reiche Jerusalem's nicht verständigen konnten, kehrte ersterer ins Abendland zurück, und als der hochfahrende Richard bei der Wiederherstellung der von Saladin geschleiften Mauern von Askalon den Herzog Leopold von Oesterreich dadurch beleidigte, daß er die österreichische Fahne von dessen Gezelt herab reißen und durch den Roth schleifen ließ, so kehrte auch dieser Fürst mit den ohnedies stets von den Engländern zurückgesetzten Deutschen ins Abendland zurück, entschlossen, diese Schmach bei Gelegenheit zu rächen.

139. König Richard Löwenherz schloß hierauf mit Saladin 1192 einen Waffenstillstand, durch welchen den Christen der Küstenstrich von Joppe bis Accon und der ungehinderte Zutritt zu den heiligen Oertern, mit Ausnahme Jerusalem's (wo die Christen nur unbewaffnet beten durften), zugesichert wurde. Hierauf sprach er nach dem Wunsche der Pullanen dem Grafen Heinrich von Champagne den Königsthron von Jerusalem zu und gab dem König Guido gegen eine Geldsumme die Insel Cypren (die schon durch einen Seitenverwandten der Comnenen vom byzantinischen Reiche losgerissen worden war) zu Lehen, so daß fortan ein Königreich Cypren entstand. Während Richard die Heimkehr betrieb, eroberte Saladin die Hafenstadt Joppe (jetzt Jaffa). Sogleich machte sich Richard auf, vertrieb ihn wieder und schlug ihn bei einem nochmaligen Angriff mit beispielloser Tapferkeit aus dem Feld, worauf Saladin einen dreijährigen Waffenstillstand eingieug, der den Christen die Seestädte von Tyrus bis Joppe und andere Landstriche, sowie deren unge störten Handelsverkehr sicherte. Hierauf kehrte Richard nach Europa zurück.

Auf der Heimkehr wurde er durch einen Sturm in das adriatische Meer verschlagen und rettete sich nach einem Schiffsbruch in der Gegend von Pola an's Land. Als er auf seinem Wege nach Deutschland in unvorsichtigem Uebermuth das österreichische Gebiet, wo man auf ihn sahnete, nicht vermied, wurde er in der Nähe von Wien verhaftet, von dem schwer beleidigten Leopold auf dem Schlosse Dürrenstein an der Donau gefangen gesetzt und nachher von demselben für Geld an den Kaiser Heinrich VI.

ausgeliefert, der ihn auf der Burg Trifels gefangen hielt und nur gegen das ungeheure Lösegeld von 150,000 Mark Silbers frei gab, zu welchem Richard von dem Reichsfürstengericht dafür, daß er den Deutschen den Beuteantheil von Accon vorenthalten hatte, verurtheilt wurde.

Der deutsche Orden entstand aus einer schon 1128 von Deutschen gestifteten Verbrüderung zur Unterhaltung eines deutschen Krankenhauses zu Jerusalem, genannt das Marienhospital, das unter die Aufsicht der Johanniter gestellt war. Als bei der Belagerung von Accon die kranken Deutschen vernachlässigt wurden, übergaben Lübedische und bremische Bürger sie der Pflege jener Marienbrüder oder Marianer. Run erst, 1190, erhielt diese Verbrüderung die Einrichtung eines geistlichen Ritterordens, dessen erster Hochmeister der bei seiner Gründung vorzüglich thätige Heinrich Waldpot von Bassenheim war.

Auch dieser Orden wuchs durch Verleihung von Gütern und Vorrechten und nahm unter seinem vierten Hochmeister, Hermann von Salza, seit 1210, bereits einen großen Aufschwung. Derselbe verlegte jedoch den Sitz des Ordens nach Venedig, von wo aus dann der Orden 1226 nach Preußen berufen wurde und dort die Bestimmung erhielt, die Christen dieses Landes gegen die übrigen meist noch heidnischen Einwohner in Schutz zu nehmen. (Von den weitern Schicksalen dieses Ordens s. 149.)

140. Vierter Kreuzzug. Bald nach Richard's Abgang aus dem Morgenlande starb Saladin, und seine Söhne und Verwandte geriethen über die Theilung des Reichs in Zwiespalt: desungeachtet setzten sie sich bei der beständigen Uneinigkeit der Christen, unter denen selbst die Ritterorden in blutigem Hader gegen einander lagen, wieder in den vollen Besitz von Palästina, mit Ausnahme von Accon, das die Christen noch behaupteten. Und wenn auch die von Kaiser Heinrich VI. abgeschickten Kreuzfahrer sich einiger Küstenorte wieder bemächtigten, so war dies doch nur vorübergehend.

Weil daher nach mehreren verunglückten Zwischenunternehmungen Jerusalem noch immer seiner Befreiung harpte, so setzte Papst Innocenz III. alle Mittel für einen allgemeinen Kreuzzug, wiewohl vergeblich, in Bewegung. Indes gelang es den begeisterten Kreuzpredigten Fulco's von Neuilly doch eine Anzahl Grafen und Ritter aus Frankreich, Deutschland und Italien zu einer Kreuzfahrt zu bewegen. Die Deutschen sollten nach Aegypten segeln und durch die Einnahme Damiette's den Uebrigen die Wiedereroberung Palästina's erleichtern. Die Franzosen sammelten sich in Venedig unter Anführung des Grafen Balduin VIII. von Flandern und des italienischen Markgrafen von Montferrat, und schlossen mit den Venetianern einen Ueberfahrtsvertrag. Allein der Eigennutz der Venetianer verzögerte die Abfahrt so lange, bis die Kreuzfahrer ihr Geld großen-
 theils verzehrt hatten und die bedungene Ueberfahrtssumme nicht entrichten konnten, so daß sie sich von dem 90jährigen, schlauen Dogen Dandolo leicht betrogen ließen, den Venetianern die denselben von den Ungarn entriszene dalmatische Stadt Zara erobern zu helfen, um auf diese Weise die Kosten abzuverdienen.

Weil aber die ihnen dabei zugefallene Beute noch nicht zur Bezahlung hinreichte, und gerade der Sohn des griechischen Kaisers Isaak Angelus die Venetianer um Hülfe gegen seinen Oheim Alexius III. bat, der den Isaak entthront, gefangen und geblendet hatte, so ließen sich die Kreuzfahrer, geblendet von dessen großen Versprechungen, bereden, sich mit den Venetianern in diese freihandartige Unternehmung einzulassen. Sie wurden von Papst Innocenz, welcher bei dieser Gelegenheit die stets angestrebte Wieder-

vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu Stande zu bringen hoffte, gebilligt, und so nahm dieser Kreuzzug seine Richtung gegen das griechische Reich!

1204 Konstantinopel wurde nun belagert, was hinreichte, den Isaak Angelus wieder auf den Thron zurückzuführen, den derselbe mit seinem Sohn Alexius IV. theilte. Aber beide konnten die gegen die Venetianer und Kreuzfahrer eingegangenen Versprechungen nicht erfüllen, am wenigsten die geforderte Kirchenvereinigung zu Stande bringen. Weil das deshalb gegen die Fremden erbitterte Volk einen Aufstand machte, in welchem Isaak vor Schreden starb und Alexius IV. erdroffelt wurde, so erstürmten die Venetianer mit den Kreuzfahrern Konstantinopel, wobei dieses halb in Flammen aufging und zahllose Werke der Kunst und Literatur zu Grunde giengen. Darauf schritten die Sieger zur Theilung des griechischen Reiches, von welchem Graf Balduin von Flandern das sogenannte lateinische Kaiserthum, nämlich Konstantinopel, Epirus, Thessalien und einen Theil von Griechenland mit der Kaiserwürde, — der Graf von Montferrat Macedonien nebst einem Theile von Griechenland unter dem Namen eines Königreichs Thessalonich erhielt, die klugen Venetianer aber den größten Theil, bestehend aus sämtlichen Küstenländern und Inseln, für sich nahmen, und einige französische Grafen und Barone mit kleinen Herrschaften abgefunden wurden.

Die allmähliche Einführung des Lehnswesens löste das griechische Reich dem Wesen nach auf; der Form nach wurde es aber wieder hergestellt, als die Griechen unter Michael Paläologus von Nicäa (wohin der Comnene Theodor Laskaris das griechische Kaiserthum gerettet hatte) mit Hilfe der Genueser 1261 dem lateinischen Kaiserthum wieder ein Ende machten. Doch blieben im südlichen Griechenland noch einige französische Fürstenthümer, so wie denn auch noch die venetianischen Besitzungen in Epirus, Morea und auf den Inseln lange bestanden.

141. Fünfter Kreuzzug. Unterdessen hatte im Morgenlande Saladin's ältester Sohn, Malek-Adel, im Streit mit seinem Bruder die Oberhand bekommen und fortgefahren, die Christen zu bedrängen, die unter so schwachen Königen, wie Amalrich II. und Johann von Brienne, wenig Widerstand zu leisten vermochten. Nach Malek-Adel's Tod fielen seinem ältesten Sohne Moaddham Syrien mit Damascus, dem jüngsten Al Camel Aegypten und Palästina zu. — Im Abendland aber hatte die Begeisterung der Christenheit für die Kreuzzüge schon bedeutend abgenommen, so daß kein allgemeiner mehr zu Stande kam, obgleich der so mächtige Papst Innocenz III. unablässig dazu antrieb. Nur vereinzelte Scharen, ohne feste Führung und bestimmten Zweck, zogen von Zeit zu Zeit dahin. Nachdem der schwärmerische Eifer sogar auch Kinder ergriffen hatte, welche, einmal 7000, das anderemal 20,000 an der Zahl, in den Jahren 1212 und 1213 zu einem Kreuzzuge sich aufmachten, aber unterwegs theils schon in Italien elendiglich verkamen, theils auf dem Meere zu Grunde giengen, theils Sklavenhändlern in die Hände fielen: so brachte man einmal wieder 1217 einen größten Kreuzzug zu Stande, an welchem König Andreas II. von Ungarn, Herzog Leopold von Oesterreich, Herzog Ludwig von Bayern, Graf Wilhelm von Holland (an der Spitze von Friesen und Nordsachsen) Theil nahmen. Nach Eroberung einiger unbedeutender Plätze kehrte ein Theil

der Kreuzfahrer aus Syrien wieder zurück, während Graf Wilhelm von Holland in Aegypten nach langer Anstrengung das feste Damiette 1219 eroberte, es aber aus Mangel an Verstärkung drei Jahre darauf wieder herausgeben mußte.

142. Sechster Kreuzzug. Mit Mühe behaupteten die palästinenfischen Christen noch etliche Seeplätze (darunter Accon), und auch diese wurden bei den beständigen Zwistigkeiten der Christen, besonders der Templer und Johanniter, unter einander, verloren gegangen sein, wenn nicht zwischen dem Sultan Al Camel von Aegypten und seinem Neffen Ras'r David von Damascus (dem Sohne des unterdes gestorbenen Moaddham's) ein Kampf ausgebrochen und dieser den Christen Veranlassung zur Hülfe geworden wäre. Es war dies die Zeit, in der im Abendlande Kaiser Friedrich II., um sein Wort zu lösen (127), obgleich im Pann, seinen versprochenen Kreuzzug antrat. Diesem mit der Kirche zerfallenen und der freien, insbesondere arabischen Bildung zugeneigten Hohenstaufen war es ein Leichtes, sich nach seiner Landung zu Accon und nach der Befestigung von Jassa, mit dem Sultan Camel zu verständigen, der sich rücksichtlich des Verhältnisses zu seinen Glaubensgenossen fast in ähnlicher Lage befand und daher, theils aus Politik, theils aus persönlicher Zuneigung, mit dem Kaiser 1229 einen Vertrag schloß, durch welchen den Christen Jerusalem, Bethlehern, Nazareth, Rama und das Land zwischen diesen Städten und Sidon, Tyrus und Accon eingeräumt wurde.

Da der Papst dem dortigen Patriarchen verboten hatte, dem Kaiser gottesdienstlichen Beistand zu gewähren, so setzte sich Friedrich im folgenden Jahre in der Kirche zu Jerusalem selber die Krone auf, sorgte für die Beschützung der Stadt und des Landes, und kehrte, da der Papst unterdes in seine apulischen Besitzungen eingefallen war, schnell nach Europa zurück. Von ihm an blieb der Titel „König von Jerusalem“ bei jedem deutschen Kaiser.

143. Siebenter Kreuzzug. So lange Camel in Aegypten und Syrien herrschte, blieben die Christen ungestört und nur ihren eigenen Zerkwürfnissen überlassen. Als sie aber nach Camel's Tod, unmuthig durch die Ankunft einer neuen, von dem König Heinrich von Navarra geführten Pilgerschar, den bestehenden Friedensvertrag verletzten, wurde ihnen von Camel's Sohn, El Saleh 1239 Jerusalem wieder entzogen, nach einigen Jahren aber wieder eingeräumt, da der ägyptische Sultan auf einer andern Seite durch die Bewegung der Mongolen in Bedrängniß kam. Von diesen vertrieben, flüchteten sich die Chowaresmier (aus der Gegend von Chorasän) nach Syrien, wo Saleh sie aufnahm, um sich ihrer gegen seine Gegner zu bedienen. Raubend und mordend aber durchzogen sie Palästina und eroberten Jerusalem, wo sie auch das heilige Grab zerstörten. Da sie sonach den Aegyptern selbst zur Geißel wurden, trieb Saleh ihnen Jerusalem wieder und vertrieb sie aus Syrien, worauf es ihm sogar gelang, Damascus zu erobern, und seinem Ehybidenreiche wieder neuen Glanz zu verleihen. Weil er aber seinen türkischen Leibwächtern, den Mamelucken, zu viele Gewalt einräumte, so daß diese

sich in Regierungssachen mischten, so legte er dadurch den Grund zum Untergang seiner Herrschaft.

Unterdes hatte auf die Nachricht von der Zerstörung des heiligen Grabes Frankreichs König **Ludwig IX.**, der **Heilige**, der gerade schwer erkrankt lag, für den Fall seiner Genesung einen Kreuzzug gelobt. Er genas, und als er alle Schwierigkeiten in seinem Reiche beseitigt und auf die Zeit seiner Abwesenheit die Zügel der Regierung Frankreichs seiner klugen Mutter, Blanka von Castilien, übergeben hatte, trat er, von seiner Gemahlin und seinen beiden Brüdern begleitet, mit 60,000 Streichern den gelobten Kreuz-

1248 zug an.

Nachdem er von der Insel Cypern aus, wo er sich bei dem König Heinrich von Lusignan aufhielt und mit der Flotte überwinterte, zuerst alle christlichen Parteien im Morgenlande zu versöhnen versucht hatte, wendete er sich zuerst nach Aegypten, ohne dessen Besitz auch Palästina nie zu behaupten war, eroberte die feste und reiche Stadt Damiette, gerieth aber auf dem Zuge nach Kairo mit seinem ganzen Heere in Gefangenschaft und konnte sich von derselben nur durch die Zurückgabe Damiette's und durch Zahlung einer Geldsumme lösen. Darauf landete er zu Accon und ließ von da aus die Seeräuber besänftigen, mußte aber auf die Nachricht vom Tode seiner Mutter 1254 nach Frankreich zurückkehren, um daselbst Verwirrungen vorzubeugen und schon begonnene religiös-politische Unruhen im Süden Frankreichs zu unterdrücken.

Inzwischen hatten die Mamelucken Saladin's Dynastie in Aegypten 1249 gestürzt und das Sultanat an sich gerissen. Als sie in Palästina eine Befestigung der Christen nach der andern wegnahmen und selbst die feste Stadt Antiochia in ihre Gewalt fiel, deren Einwohner sie tödteten oder verkauften, so entschloß sich Ludwig zu einem abermaligen Kreuzzug. Er gieng, nachdem er sein Reich wohl geordnet hatte, mit 60,000 Mann zu Schiffe, um zunächst die Sarazenen in Afrika zu bekämpfen und den Zusammenhang der muhammedanischen Welt des Orients mit der in Afrika und in Spanien zu trennen. Als er in der Nähe von Tunis angekommen war und seinen Bruder Karl von Anjou, der sich nicht lange zuvor zum Herrn von Neapel und Sicilien gemacht hatte, erwartete, um mit ihm den Beherrscher von Tunis zu bezwingen, so brach in seinem Heere vor Tunis eine Seuche aus, der auch Ludwig 1270 im 55sten Jahre seines Alters erlag. Der Rest seines Heeres kehrte in die Heimat zurück.

Weil nun dieses traurige Ende Ludwig's die abendländischen Fürsten von der Fortsetzung des Unternehmens abhielt, und auch die Ritterorden unter sich uneinig waren, so verloren die Christen mit dem Falle von Accon 1291 die letzte ihrer Eroberungen in Palästina, — und an sechs Millionen Menschen, welche die Kreuzzüge gelostet hatten, wären für den Zweck, wofür sie ursprünglich unternommen wurden, umsonst geopfert worden, wenn die Kreuzzüge nicht in anderer Weise der Menschheit hätten dienen müssen, indem sie in Bezug auf Sitten und Religion, Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche den mächtigsten Umschwung hervorbrachten, der vorzüglich die geistige und materielle Entwicklung des europäischen Völkerlebens zu fördern be-

stimmung hatte. (144.)

Kap. 26. Innere Zustände Deutschlands unter den Hohenstaufen.

144. **Einfluß der Kreuzzüge.** Die Kreuzzüge hatten theils wohlthätige, theils nachtheilige Folgen. Einerseits belebten sie den Glauben und richteten den Sinn vieler vom Zeitlichen hinweg auf höhere Güter; sie veredelten das Ritterthum durch ein höheres Thatenziel, welches vorzüglich die Ritterorden aufstellten; sie veranlaßten die Gründung neuer Staaten, unter denen für Deutschland das preukische Ordensland (149) besonders wichtig ist; sie vermehrten die Anzahl der freien Städte, so wie der freien Bauern; sie bereicherten die Städte durch Erweiterung des Handels; sie hoben die Bildung des Bürgerstandes, insbesondere des Handwerksstandes, durch Vermehrung des Wohlstands und der Bedürfnisse; sie gaben der Kunst, vorzüglich der Dichtkunst, reichen Stoff; sie erweiterten endlich die Grenzen der Wissenschaft, insbesondere der Natur- und Länderkunde. Andererseits aber trugen sie wesentlich bei, daß die fürstliche Macht über die kaiserliche, insbesondere aber, daß die geistliche Gewalt weit über die weltliche sich erhob; ferner, daß der Klerus übermäßig reich und dadurch die Kirche ihrem innern Verfall näher geführt wurde; endlich, daß in den Bereich des christlichen Lebens ein aus der Quelle morgenländischer Sinnlichkeit und sarazenischer Bildung fließender, dem Christenthum feindlicher Geist einbrang.

145. **Die päpstliche Macht.** So lange die weltlichen Fürsten mit dem Kaiser wie Glieder mit dem Haupte zusammenhiengen, hielt sich die weltliche und die geistliche Macht bei allem Kampf und Widerstreit doch noch ziemlich im Gleichgewichte, wie solches in dem damals häufig gebrauchten Bilde der „beiden Schwert“ angedeutet lag, und in Zeiten, da keine dieser Gewalten in die Befugnisse der andern eingriff, stand es gut um Kirche und Reich. Uebergriffe der einen Gewalt aber zogen auch Uebergriffe der andern nach sich. Als sodann eine Spaltung der deutschen Reichsbasallen (in weltlich- und gibelinischgesinnte) eintrat, und die eine Partei sich mit dem Papste gegen den Kaiser verbündete, hob sich die geistliche Herrschaft über die weltliche und behauptete dieses Uebergewicht bis zur Reformation. Was die pseudo-isidorischen Decretalen im 9. Jahrhundert erstrebten (103), ward im 13. Jahrhundert erreicht: denn in diesem Jahrhundert besaß der Papst „unbefritten die oberste Hoheit in Europa“. Die hiernach maßgebenden Grundsätze waren: Die Wohlfahrt der Christenheit ist von Gott dem Papste als Stellvertreter Christi anvertraut. Die Gewalt in weltlichen Dingen hat Christus dem Kaiser verliehen, jedoch unter Oberaufsicht des Papstes. In geistlichen Dingen ist der Papst episcopus generalis, Erzbischofe, Bischöfe, Cardinäle sind nur seine Gehilfen. Er giebt Gesetze, beruft Concilien und Synoden und bestätigt ihre Beschlüsse (was sonst dem Kaiser zustand). Er bestätigt Bischöfe, läßt sie weihen und empfängt ihren Eid des Gehorsams. Er dispensiert selbst vom Recht, befiehlt die Anstellung von Geistlichen etc. — Doch waren diese Ansprüche niemals allgemein anerkannt.

Seit die vielen Mönchsorden, welche allmählich entstanden waren und anfangs meist unter den Bischöfen standen, die unmittelbare Stellung unter den Papst erlangten, erhielt derselbere Macht einen großen Zuwachs; während solch Aufstehen der näher liegenden bischöflichen Aufsicht über die Klöster zum Verfall der Sittenzucht in ihnen viel beitrug.

Zu den schon oben (114) genannten geistlichen Orden waren unterdes noch andere hinzugekommen, z. B. die Prämonstratenser, vorzüglich aber die Franciscaner, Dominicaner, Carmeliter und Augustiner, welche vier letztere das Gelübde der Armuth streng zu halten sich verpflichteten, und vom Volke auch Bettelorden genannt wurden. — Besonders merkwürdig ist der Orden der Franciscaner, gestiftet 1233 von Franciscus von Assisi, wegen seiner innerlichen Richtung gegen die damalige Verweltlichung der Kirche; eine Fraction desselben trat in der Folge geradezu gegen den Mißbrauch päpstlicher Gewalt auf, und half dadurch, daß sie mit aller Kraft den Grundjah verfocht, die allgemeine Kirche stehe in ihren Concilien über dem Papste, unbewußt die Reformation anbahnen.

Zu den Mitteln, durch welche die Kirche die ihr Ungehorsamen bestrafte, kam 1229 durch die Synode vom Toulouse das Inquisitionsgesicht gegen die Ketzer hinzu, das Papst Gregor IX. allgemeingesehlich zu machen strebte und den Händen der Do-

minicaner Übergab. In Deutschland selbst aber konnte ein stehendes Regengericht nur kurze Zeit (unter Konrad von Marburg) aufkommen.

146. Die kaiserliche Macht. Die gesunkene Macht des Kaisers, als obersten Lehnsherrn mit unumschränkter monarchischer Gewalt und als Schirmherrn der Kirche, wieder herzustellen, war das Ziel der Hohenstaufen; aber die bereits erlangte Uebermacht der Päpste, die Eifersucht der Fürsten, der Freiheitsfinn der Städte und eigene öftere Verfehlung in der Wahl der Mittel hinderte sie daran, und sie selbst erlagen in diesem Kampfe, weil insbesondere Friedrich II. und seine Partei in der Hitze des Streites sich hinreissen ließ, auch das innere Heiligthum des Glaubens anzugreifen. Nach dem Fall der Hohenstaufen verlor die Kaiserwürde ihre höhere Bedeutung, und des Reiches Herrlichkeit fiel dahin.

Die Noth, in welche die Kaiser durch die Spaltung der Fürsten in weltlich- und gibellinisch-gefinnte gerietßen, führte zu Vergabungen von Reichs- und Hoheitsrechten, sowie zu Verschenkungen ihrer Privatgüter an ihre Anhänger, und die dadurch zunehmende Schwäche des Königthums hatte auch die Schwäche des ganzen Reichs zur Folge. Besonders während des Interregnums vergeudet die beiden ausländischen Kaiser (Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien) von den kaiserlichen Rechten so viel an die Fürsten, daß das Kaiserthum gänzlich verarmte und Deutschland von da an eigentlich mehr ein freies Gemeinwesen der Reichsstände als eine Lehnsmonarchie war, wiewohl gewiß nicht zu leugnen ist, daß auf der andern Seite die zunehmende Selbständigkeit der Stände die Quelle einer mannigfaltigeren und tieferen Volksbildung wurde. (243.) Auch Deutschlands Umfang fieng bereits an, sich mit der allmählichen Lösung burgundischer und lothringischer Landschaften vom Reiche zu mindern.

Die Fürsten, welche vorher in ihren Landen nur die Lehnsherrlichkeit besaßen hatten, erlangten in dieser Periode die erbliche Landeshoheit (dominium terrae), welche von Friedrich II. 1220 den geistlichen und 1281 auch den weltlichen Fürsten durch ein Reichsgesetz zugesichert wurde.

147. Die fürstliche Macht und die Stände. Die Fürsten hatten in ihren Landen die Lehnsherrlichkeit, den Heerbefehl und die Gerichtbarkeit, jedoch dies alles nur über ihre Vasallen, nicht über die Geistlichen und Reichsunmittelbaren. Außerdem hatten sie noch die Zoll-, Münz-, Bergwerks- und andere Regalien. — Wie die Fürsten sich vom Kaiser unabhängig zu machen suchten, so der landfässige Adel von den Fürsten. Und gleichwie die Reichsstädte selbständig geworden waren, so trachteten auch die fürstlichen Städte nach einer selbständigeren Stellung. — Dadurch, daß die Fürsten, wenn sie in irgend eine Noth geriethen, sich die Hülfe ihrer Unterthanen oft durch Verleihung von Vorrechten erkaufen mußten, entstanden die Landstände, die auf den Landtagen (d. i. auf den Versammlungen, welche aus Abgeordneten der drei Stände, nämlich der Geistlichkeit, des Adels und der Städte, bestanden) mit den Fürsten Verträge zum Wohle des Landes eingingingen.

Das deutsche Reich zählte in dieser Periode 116 geistliche und 100 weltliche Reichsstände. Mehrere Reichsgebiete hatten auch eine Umgestaltung erlitten, so z. B. hatte sich aus Theilen des Herzogthums Thüringen 1130 die Landgrafschaft gleiches Namens gebildet, und das mit Thüringen verbunden gewesene Heßen bekam mit Heinrich von Brabant seine eigene Dynastie; — aus dem Herzogthum Franken, das 1089 aufhörte, waren die Pfalzgrafschaft am Rhein und mehrere Grafschaften, das Erzstift Mainz, die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Fulda, Worms, Speyer, die Reichsstädte Nürnberg, Frankfurt und die Burggrafschaft Hohenzollern entstanden; — Bayern, von dem sich Oesterreich, Kärnten, Steyermark, Tyrol gelöst hatte, wuchs als Erbherzogthum der Wittelsbacher wieder an durch die Länder der rheinischen Pfalzgrafen 1227 und theilte sich 1255 in Ober- und Niederbayern, wovon Oberbayern die rheinische Pfalz, die Kurwürde und das Reichsvicariat hatte; — Sachsen ward 1180 in der 124 angegebenen Art zerstückelt; — von dem zersplitterten Schwaben waren Württemberg und Baden die Hauptüberreste; Lothringen war durch Theilung in Verfall gerathen und die zu Niederlothringen gehörige Grafschaft Flandern huldigte 1196 dem Könige von Frankreich; das Herzogthum Brabant und die Grafschaften Limburg, Hennegau, Namur, Holland, Geldern, Jülich, Cleve, Berg und die Bisthümer Bittich und Utrecht wurden unabhängig; die Städte Köln und Aachen waren

Reichsstädte geworden; — Pöhmen, zu welchem damals noch Mähren und die Oberlausitz gehörten, war (durch Philipp von Schwaben) aus einem Herzogthum zu einem Königreich (1198) erhoben worden, blieb aber Bestandtheil deutschen Reichs. — Jeder Volksstamm hatte zwei Farben im Schild: die Franken weiß und roth, die Schwaben roth und gelb, die Bayern weiß und blau, die Sachsen schwarz und weiß. Zur Reichsfahne nahm man von den Sachsen das Schwarz, von den Franken das Roth, von den Schwaben das Gold (gelb).

148. Der Bauernstand kam erst später bei jenen Landlagen zur Vertretung. Viele Landbewohner hatten sich in die aufblühenden Städte gezogen, und die Zahl der Hörigen hatte sich trotz der stark zunehmenden Bevölkerung vermindert, aber bei der Uebermacht des Adels waren die meisten von den Herren des Landes unter ihr Gericht gebracht und zinspflichtig geworden. Freie Bauern mit eigenem Landbesitz waren wenige mehr. Nur in Schwaben, in Tyrol, in der Schweiz, in Sachsen (besonders bei den Friesen und Dithmarsen) hatten sich noch von alten Zeiten her freie Landgemeinden erhalten, die nach ihren alten Saurchten lebten, aber unter dem Bogt eines geistlichen oder weltlichen Herrn standen. Manche hatten in Vertheidigung ihrer Rechte gegen den sie bedrängenden Adel schwere Kämpfe zu bestehen. In solchen Kämpfen fanden z. B. die Stedinger (127), ein friesischer Stamm an der Hunte und Jähde, gegen die vereinigt wider sie ausziehenden Grafen von Brabant, Geldern, Cleve, Oldenburg, Holstein u. ihren völligen Untergang (1234). Dagegen vertheidigten die Ostfriesen ihre alten Freiheiten in glücklichen Kämpfen gegen die Grafen von Holland und vereinigten sich in sieben Freigemeinden, welche man die Seelande nannte. Ebenso erhielt sich das kleine, aber tapfere Volk der Dithmarsen (ein sächsisch-friesischer Stamm zwischen der Eider und Elbe) seine uralte, zeitweise unterdrückte Freiheit gegen die Dänen. — In den andern deutschen Ländern war die Freiheit der Bauern eng beschränkt; in den slavischen Karsten gab es vollends nur Leibeigene. — Die Folgen der Freiheit, welche viele Leibeigene und Hörige bei Gelegenheit der Kreuzzüge, theils von dem guten Willen ihrer Herren, theils dadurch bekamen, daß sie selbst das Kreuz nahmen, zeigten sich erst später. Das Faustrecht und der steigende Luxus des Adels legte dem Bauernstande harte Lasten auf, und die schweren Strafen, wodurch der Adel seine Macht sichern wollte, nahmen jenem vollends alles edlere Gefühl. Die üblen Folgen der Lähmung dieses Standes, in welchem doch die Hauptkraft eines Volkes liegt, kamen späterhin grell zu Tage (189).

149a. Die Städte. Die Zahl der Städte überhaupt wuchs besonders unter den Hohenstaufen, und die Blüte und Macht der großen Städte hob sich durch die kaiserlichen Privilegien (z. B. daß jeder Hörige, wann er ein Jahr lang in der Stadt gewohnt hatte, frei wurde) immer mehr, so daß sich dadurch sehr viele Städte von der Gerichtsbarkeit der Fürsten und Bischöfe befreiten und reichsunmittelbar wurden. Es gab in dieser Periode 60 Reichsstädte. (117.) Zur Wahrung ihrer Rechte und Vortheile gegen die Eingriffe ihrer Fürsten und des Adels traten die deutschen Städte nach dem Beispiel der lombardischen in Bündnisse zusammen, von denen 131 die Rede war. (Ueber ihre weitere Entwicklung vergl. 162. 179.) —

149 b. Fortgang der deutschen Cultur im Nordosten Deutschlands. Nachdem Markgraf Albrecht (der Bär) von Brandenburg (S. o. §. 120) vom hohenstaufischen Kaiser Konrad die Herzogsmacht in diesem Lande bekommen hatte, faßte er sich berufen, seinen Besitz zunächst gegen die Oder hin auszu dehnen. In Verbindung mit Heinrich dem Löwen griff er die Abodriten an, drang in das Land der Pomern ein und brachte es zur Unterwerfung. Seinem erobernden Schwerte aber folgten auch die Segnungen des Christenthums und deutscher Sittenbildung. Nachdem er zur Stärkung des eigenen Glaubens mit seiner Gemahlin eine Wallfahrt in's gelobte Land gemacht hatte, gab er denjenigen Deutschen, die ihm sein Land hatten erkämpfen helfen, die durch die langjährigen Kriege verödeten Strecken zur Bebauung, und zwar den gemeinen Dienstleuten gegen Zins, den Rittersn gegen Verpflichtung zu fernem Heerdienste. Den wendischen Adel behandelte er auf gleichem Fuß mit dem deutschen, so daß allmählich zwischen beiden Familienverbindungen entstanden, und eine wohl bemessene Vermischung des beiderseitigen Volksthumes den Wenden die Annahme deutscher Sitte erleichterte. Auch zog er viele Colonisten aus Holland, Seeland, Flandern, Westfalen herbei, um durch sie dem Landbau und dem Gewerbe aufzuhelfen. Diese fleißigen Anbauer trugen das Meiste zum Aufblühen

des Landes bei, indem sie durch Austrocknung der Sümpfe und Eindämmung der Gewässer große Strecken fruchtbar machten, mannigfaltige Gewerbe trieben und Dörfer, Marktflecken und Städte gründeten. Unter den damals neu aufgetommenen Städten werden Berlin, Spandau, Stendal, Havelberg, Rheinsberg, Frankfurt an der Oder, Küstrin u. genannt. Zugleich trug er dadurch, daß er die deutsche Sprache zur Landessprache erhob, viel zur Germanisirung jener slavischen Länderstriche bei. Sein Sohn Otto I., der 1168 zur Regierung kam, erhielt nach dem Sturze Heinrich's des Löwen 1180 eine von Sachsen weniger abhängige Gewalt und von Kaiser Friedrich I. eine Art Lehenshoheit über Pommern. Seine Nachkommen (aus ballenstädtischem Hause) fuhren fort auch die Uckermark (bis an die Oder und zum Meer) und die Neumark jenseits der Oder zum brandenburgischen Besitz hinzuzufügen, und gegen das Ende des 13. Jahrhunderts war auch die Ober- und Niederlausitz damit verbunden.

Die Gründung vieler neuen und wichtigen Städte an der nordöstlichen Grenze Deutschlands, in denen deutsches Bürgertum emporblühte, wurde auch durch die mit Ausbreitung des christlich-germanischen Wesens verbundene **Eroberung Preußens** durch den **deutschen Orden** herbeigeführt. Die Preußen, ein lettischer Volksstamm im alten Bernsteinlande, traten erst im 11. Jahrhundert mehr hervor. Lange hatten sie unter ihren Rits (Fürsten) und Oberpriestern im größten Heidenthum gelebt, und als ihnen der Missionar Adalbert von Prag das Christenthum bringen wollte, widerstanden sie seinen Bekehrungsversuchen, und er fand 997 den Märtyrertod bei ihnen. Nachher suchten ihnen die Polenherzoge das Christenthum und mit demselben das Joch ihrer Herrschaft aufzuzwingen, reizten sie aber dadurch zu Haß und zu verheerenden Raubzügen. Als inzwischen die Bistländer mit Hilfe des Schwertordens bekehrt worden waren, stiftete auf Antrieb des pommer'schen Bernhardiner Missionars Christian von Oliva, des nachherigen ersten Bischofs im Preußenland, der Herzog von Massowien gleichfalls einen geistlichen Ritterorden der Brüder von Dobrin, um durch denselben die Preußen zu dem gleichen Ziele zu bringen. Da aber dieser Orden im Kampfe mit den Preußen unterlag, so erhielt auf Ansuchen Christian's und Konrad's und mit Bewilligung Kaiser Friedrich's II. der deutsche Orden (131), dessen Hochmeister damals der durch Kraft und Staatsklugheit berühmte Hermann von Salza war, jene Bestimmung. Er eroberte in Vereinigung mit dem Schwertorden und mit Unterstützung von Kreuzfahrern binnen 55 Jahren das preussische Land und gewann es für Deutschland durch Anlegung von Städten und Gründung von Kirchen und Klöstern, sowie durch Einführung deutscher Bildung und Sitte. Die erste Anlage des Ordens war Thorn, von wo aus das Kulmerland erobert und Kulm angelegt wurde. Bald folgten Elbing, Marienwerder, Braunsberg und andere Schutzorte. Nach dem Tode des ersten Landmeisters Hermann Balk wurden Ermeland und einige andere Landschaften unterworfen. Allzu harte Behandlung der Widerspenstigen rief einen furchtbaren Aufstand hervor, der die ganze Eroberung in Frage stellte, aber mit polnischer und deutscher Hilfe gedämpft wurde. Nach der Erbauung Memel's wurde Sameland erobert und Königsberg gegründet. Ein plötzlicher Aufstand der Samländer brachte das ganze Ordensland wieder in die Gefahr des Untergangs, und nur der ausdauernden Standhaftigkeit der Ritter hat man es zu danken, daß die christlich-germanische Bildung dort gerettet wurde. Mit der Unterwerfung der noch übrigen heidnischen Gauen war die Eroberung Preußens im Jahre 1283 vollendet. Die alteinheimische Bevölkerung war während derselben größtentheils ausgerieben worden; aber die Menge der einwandernden Deutschen machte die verödeten Städte schnell wieder ausblühen und deutsche Sprache und Sitte allgemein.

Das Ordensland Preußen hatte eine eigenthümliche Verfassung. An der Stelle des Hochmeisters, der damals noch seinen Sitz in Acon (nachher in Venedig) hatte, gebot der Landmeister, der in wichtigen Angelegenheiten an den Rath des Ordensmarschalls und der Comthure (d. i. der Vorsteher der Landschaften) gebunden war. In kirchlicher Hinsicht war das Land in 4 Bisthümer (Kulm, Pomesanien, Ermeland und Sameland) getheilt, die in der Folge meist mit Ordensbrüdern besetzt wurden. Die Geistlichkeit hatte indes auf die Politik dieses Ordens keinen Einfluß. Das Volk bestand 1. aus den eingeborenen, dem Orden treu gebliebenen Edlen, die außer ihrem Allod noch Lehnsgut vom Orden bekamen, 2. aus geschnitzten Lehnseuten, 3. aus Zinspflichtigen, 4. aus

Leibeigenen. Die deutschen Edlen bildeten den Stand der Landesritter; die deutschen Bürger und Bauern (Ansiedler), die den eigentlichen Kern des Bürgerthums ausmachten, erhielten Grundeigenthum gegen Zins und Zehnten.

150. Die Rechtspflege richtete sich nach den Rechten des Herkommens und der Gewohnheit. Wo die Untergerichte mit ihrer Erfahrung nicht ausreichten, giengen sie die oberen Gerichte um Weisung des Rechts an, und die von ihnen empfangenen Weisthümer galten für künftige ähnliche Fälle. Diese und andere Rechtsbestimmungen wurden allmählich aufgeschrieben, und so entstanden anfangs Sammlungen von Stadtrechten, nachher von Landrechten, zu welchen letzteren der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel gehört. Die Mangelhaftigkeit dieser Gesetze fieng aber bereits an, dem römischen Rechte Eingang zu verschaffen, welchem besonders der Umstand Vorſchub that, daß die geistlichen Gerichte dasselbe in dem gleichen Maße vorzogen, in welchem Roms Einfluß zunahm, und daß man die damaligen Kaiser für die Rechtsnachfolger der römischen ansah, und daß 1137 auch das Manuscript der berühmten Pandecten aufgefunden und von Bologna aus durch den Professor Irner (einen Deutschen von Geburt) bekannt gemacht wurde. Bei dem gerichtlichen Verfahren wurde in dieser Periode Zweikampf und Ordal seltener, die Folter aber gewöhnlich angewandt. Die Rechtsverhältnisse der Kirche wurden durch weitere Ausbildung des canonischen Rechts vervollständigt. Die Neigung zur Selbsthilfe nahm unter den Hohenstaufen, welche meist von Deutschland abwesend waren, sehr überhand und artete, wie erwähnt, bei einem Theile des Adels sogar in Raubwesen aus.

151. Theologie und christliche Volksbildung. Die innere Aneignung des Christenthums trat im 11. und 12. Jahrhundert in zwei sich entgegengesetzten Formen auf: in der Scholastik (d. i. Verbindung der Philosophie mit der Theologie), welche die Ueberlieferungslehren logisch zu begründen und zu bestimmen suchte, und bei welcher die Schärfe des Begriffs vorherrschte, und in der Mystik, welche das Wesen des Christenthums in die Tiefe der Empfindung setzte und auf Heiligung der Gesinnung und des Willens drang. Jene hatten einen Hauptvertreter in Abälard zu Paris, diese in Bernhard von Clairvaux. Durch die Verbindung beider Richtungen suchte Hugo von St. Viktor (ein Deutscher aus dem gräflichen Geschlechte von Planchenburg, der an der Schule zu St. Victor zu Paris Lehrer war) eine christliche Wissenschaft zu gründen. Alle diese verschiedenen Richtungen giengen im Anfang des 12. Jahrhunderts von Frankreich aus, und fanden in Deutschland Eingang, wo die evangelischen Predigten des Mönchs Berthold viele Tausende von Höhrern fanden; auch die Predigten Johann Taulers und die Schriften Heinrich Susos, zweier tief sinniger Mystiker, waren von Einfluß. Doch erhielt die scholastische, durch die einseitige Herrschaft des Begriffs allmählich vom lebendigen Glauben ablenkende Richtung eine größere Verbreitung.

In der Kirche selbst trat die Einfachheit des Evangeliums mehr und mehr in Hintergrund, und der Wandel im Geiste zeigte sich immer seltener. Obgleich manche Päpste und Bischöfe den eingerissenen Mißbräuchen in der Kirche und im geistlichen Stande durch kräftige Maßregeln zu steuern suchten; obgleich durch die Kreuzzüge bei vielen im Volke eine große Begeisterung für den Christenglauben erweckt wurde: so war doch die Lehre des Evangeliums von denen, welche sie rein zu erhalten berufen waren, durch mannigfache Mißbräuche (insbesondere durch eine bis zum Uebermaß gesteigerte Verehrung der Heiligen und Reliquien) mehr und mehr getrübt worden, der Gottesdienst zu einem todten Werk herabgesunken und das innere Glaubensleben und die christliche Sittenzucht durch das verweltlichte Leben eines großen Theiles der Geistlichkeit in großen Verfall gerathen. Verwilderung mancher Bischöfe im Kriegesleben, Raub und Mord, Rechtlosigkeit, Fehden, Vergewaltigung, Unzucht in Folge des Eölibats war allgemein.

Gegen die Kirche jener Zeit trat einerseits die scholastische Theologie, welche das Wesen des Christenthums in das Wissen und in philosophische Speculation setzte, anderseits der Sectengeist, welcher entweder der Kirche den Wahrheitsgrund oder wenigstens die Fähigkeit, sich selbst zu erneuern, abspach, in einen doppelt gearteten Gegensatz.

Jener von der äußersten Spitze der Scholastik durch Arnold von Brescia, Abälards Schüler, ausgehende Gegensatz drang auf Einfachheit der Sitten, sprach der Kirche, dem

Papste und jedem Geistlichen alles Eigenthumsrecht und allen weltlichen Einfluß ab und versuchte es, durch thätliche Gewalt den Papst abzu schaffen und den Kirchenstaat in eine Republik altrömischer Form zu verwandeln. Weil aber dieser Gegenatz in nichts an das bestehende anknüpfte und zugleich auch politische Absichten verfolgte, so gieng er mit der Verbrennung Arnold's durch den Papst Hadrian IV. zu Grunde (121).

Der andere Gegenatz, der längst im Stillen gegen das öffentliche Kirchenwesen bestand, war im Grunde ein zweifacher, indem die eine Partei auf die alte gnostisch-ascetische Gegenkirche, die andere auf die ursprünglich-apostolische Kirche zurückgehen wollte. Jene verhielt sich zur Kirche schismatisch, diese nur separatistisch.

Die schismatischen Secten waren besonders im Anfang des 11. Jahrhunderts in Frankreich, in Italien und in den Niederlanden, wo die Kirche damals im tiefsten Verfall war, hervorgetreten. Sie gaben zwar der heiligen Schrift den Vorrang vor der Tradition, giengen aber nicht auf die reine Schriftquelle zurück, sondern nährten ihre größtentheils grundverderblichen Irrthümer durch die von ihnen aus den Streitschriften der Kirchenväter entnommenen gnostischen Ansichten. Man nannte sie an verschiedenen Orten verschieden: Manichäer, Pateriner, Katharer, Gazarer, aus welchen beiden letztern Namen wahrscheinlich das Wort Keger entstanden ist. Im Anfang des 12. Jahrhunderts traten in Südfrankreich ganze Kegervereine in Massen wider die Kirche auf und giengen auf ihren gänzlichen Umsturz aus. Mit Wüthe wurde das gefährliche Feuer durch den heil. Bernhard auf eine Zeit lang gedämpft, indem er durch die Macht seines lebendigen Glaubens die Meisten wieder in den Schoß der Kirche zurückbrachte. In der Folge ließ die fortdauernde Verweltlichung der Geistlichen und die damit zusammenhängende Vernachlässigung des christlichen Unterrichts die Kegervereine allmählich wieder so erstarben, daß der Kirchenabfall immer größer wurde. Da die bischöflichen Bemühungen bei den Weltgeistlichen keine Unterstützung fanden, so übergab der Papst Innocenz III. vorzugsweise dem Dominicanerorden das Geschäft, durch Volksbelehrung und Vertheidigung des Kirchenglaubens dem Abfall entgegen zu arbeiten. Dies geschah zuerst durch Ermahnung, Belehrung und Religionsgespräche. Wenn auch dabei anfangs mit Schonung verfahren wurde, so mißte sich doch bald in dieses Bekehrungsgeschäft unkluger Eifer, welcher durch die oben erwähnte Einführung der Inquisition in ein tyrannisches Verfahren übergieng, das die Irrenden nur noch hartnäckiger machte und ihre Zahl vermehrte. Und als Raimund VI., Graf von Toulouse, in dessen Gebiet die Kegersecten vorzugsweise ihr Wesen trieben (besonders um Albi, daher sie auch den Namen Albigenfer bekamen), aus politischen Gründen ihnen seinen Schutz ließ, so ließ Innocenz III. sogar das Kreuz gegen sie predigen, als gegen Menschen, die ärger seien als die Saracenen. So entstanden die Albigenferkriege, die gegen 20 Jahre mit solch fanatischer Wuth geführt wurden, daß das Blut von Schuldigen und Unschuldigen jedes Standes, Alters und Geschlechts in Strömen floß, die Greuel der Grausamkeit und Habsucht gen Himmel schrien und das schöne, kunst- und gewerbreiche Land in eine Einöde verwandelt wurde.

Die bloß separatistischen Secten dagegen, welche auf ein reines Apostelchristenthum zurückzugehen strebten, hatten ein überwiegend evangelisches Element und erhielten sich daher lange im Stillen wirkend neben der Kirche. Unter ihnen legten besonders die Waldenser, deren Lehren zwar in einem innern, aber nicht in einem äußerlich nachweisbaren Zusammenhang mit den früheren bibelgläubigen Häretikern standen, durch ihre Uebereinstimmung mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß und durch einen streng sittlichen Wandel ein ernstes Zeugniß gegen die in der Kirche überhand nehmende Verweltlichung ab.

Der Gründer dieser Secte, Petrus Walbus (Waldez, Waldeus, Waldensis, Pierre de Vaud, von Späteren Petrus von Walden, einem französischen Grenzstädtchen) genannt, lebte zwischen den Jahren 1160 bis 1180 zu Lyon und war ein reicher Kaufmann. Derselbe ließ sich von bekundeten Geistlichen die Evangelien und andere biblische Schriften, auch eine Auswahl classischer Lehrstellen aus den Kirchenvätern in die romanische Landessprache übersetzen und las zuerst zu seiner eignen Belehrung fleißig darin. Dadurch im Innern ergriffen und durch den Tod eines Freundes höher erweckt, zugleich betroffen durch die Schriftstelle Matth. 19, 16—26, nahm er sich vor, das von der Erde verschwundene apostolische Leben zu erneuern. Er gab

daher alle seine Habe den Armen, führte mit einigen Gleichgesinnten ein Leben der Armut und verbreitete die von ihm erkannte Bibel lehre in der Umgegend durch Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache, indem sie je zwei und zwei (nach Luc. 20, 2 ff.), ohne Stab und Tasche, mit Holzschuhen an den Füßen in den benachbarten Städten und Dörfern in Häusern und auf Märkten predigten und lehrten. Man nannte sie nur die Armen von Lyon (Pauperes de Lugduno).

Obgleich sie anfangs einen Gegensatz zur Kirche gar nicht beabsichtigten, so trat ihnen doch der Erzbischof von Lyon entgegen, weil er in dem Predigen von Laien einen Eingriff in die Rechte des Klerus sah, und als sie seinem Verbote zu predigen den Spruch des Apostels; daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, entgegen hielten, wurden sie vom Erzbischof mit Bann und Landesverweisung verfolgt. Dagegen appellierten sie an den Papst Alexander III. und verlangten von diesem die Erlaubnis zu predigen, und als sie auch dieser (1170) zurückwies, und nachher Papst Lucius III. sie auf dem Concil zu Verona 1183 excommunicierte, schieden sie förmlich aus der Kirche, von der sie fortan als Leter bezeichnet und behandelt wurden. Gerade diese Behandlung aber mehrte ihren Anhang, und durch ihre Vertreibung aus Lyon wurde der Samen der neuen Lehre im südlichen und östlichen Frankreich, sowie auch in Oberitalien weiter ausgestreut. Waldus selbst soll zuletzt in Böhmen 1197 gestorben sein. Seine Anhänger verbreiteten sich auch in der Schweiz und in Deutschland, besonders am Rhein.

Für die Eutstehung und Gestaltug der Waldenser war demnach das Zurückgehen auf die heil. Schrift (das sog. Schriftprincip) von größter Bedeutung. Allein das Schriftprincip allein und an und für sich kann nicht vor schwerer Verirrung sichern, so lange es noch an dem rechtgefaßten materialen Princip fehlt. Daher waren die Waldenser anfangs noch im Irrthum der mittelalterlichen Kirche befangen und verstanden noch nicht die heil. Schrift in evangelischer Weise zu gebrauchen; denn ihre vor der Auscheidung aus der römischen Kirche verfaßten Schriften priesen noch den Heiligen- und Mariendienst, Fasten und Almosen als verdienstliche Werke, billigten die Ohrenbeichte, die sieben Sacramente, die Messe, das Mönchtum. Daß sie aber dabei jedem Christen das Recht und die Pflicht des Bibelstudiums zusprachen und sich bemühten, das christliche Leben zur apostolischen Lauterkeit und Einfachheit zurückzuführen, zeigte sich schon in dieser ersten Periode ihrer Entwicklung.

Erst diejenigen ihrer Schriften, welche nach ihrer Ausstoßung aus der römischen Kirche in der eingetretenen Verfolgungszeit von ihnen ausgingen, sind gegen die Kirche gerichtet und verwarfen den Papst, die Heiligenverehrung, das Mönchtum, den Eölibat, die Messe, die Ohrenbeichte, den Ablass etc. Sie behielten von der alten Kirche nur die Succession der Ordination bei. In der dritten Periode ihrer Entwicklung nahmen sie, wiewohl nur sehr bedingt, das auf, was die reformatorischen Bestrebungen der böhmischen Brüder darboten; wie weit dieser Einfluß gieng, ist noch unaufgeheßt. Von den 7 Sacramenten behielten sie nur Taufe und Abendmahl bei. Gewiß ist aber, daß nachher die Macht der evangelischen Predigt (Luther's, Zwingli's, Calvin's) auch unter den Waldensern die früheren Irrthümer brach und auch sie von ihrer Vergangenheit losriß.

Die Moral und Askese der Waldenser war sehr streng, ja in Betreff der Ditteldinge schroff, wiewohl aber nicht vom biblischen Grund und Boden. Die Angriffe auf ihre Sitteneinheit geriethen alle in nichts; selbst Zeugnisse ihrer Feinde bestätigten dieselbe aufs unwiderleglichste. Treu der Obrigkeit, nahmen sie nie eine gewaltthätige Richtung gegen den Staat; selbst einer ihrer heftigsten Gegner, Rainer, wußte ihnen nichts anderes vorzuwerfen, als 1) daß ihre Secte die älteste unter allen sei, 2) daß es kein Land gebe, wo sie nicht zu finden seien, und 3) daß, während alle andern Secten wegen ihrer gotteslästerlichen Lehren verabscheuungswürdig seien, diese Waldenser nicht nur vor den Menschen gerecht leben, sondern auch an allen Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses festhalten, nur daß sie die römische Kirche und Geistlichkeit nicht anerkennen.

Als daher der Papst im Anfang des 13. Jahrhunderts gegen die von den Grundwahrheiten des Evangeliums groll abweichende manichäische Secte der Albigenser durch Inquisitionsgesichte und Kreuzzüge die gräßlichsten Verfolgungen verhängte, so wurden auch die Waldenser (die, wenn sie auch in verschiedenen Glaubenspunkten eine noch unentwickelte, zum Theil unrichtige Erkenntnis hatten, doch von den verbor-

lichen patrinischen Lehren frei waren) in diese Verfolgungen hineingezogen. Doch beugten diese ihren Glaubensmuth nicht, trugen vielmehr dazu bei, daß sich die Waldenser, wie oben erwähnt, noch weiter ausbreiteten.

152. **Die Wissenschaft.** Unter den Hohenstaufen, und größtentheils durch die Pflege dieses geistvollen Fürstengeschlechts, verbreitete sich in Deutschland die wissenschaftliche Bildung immer mehr auch außerhalb der Klöster. Die Dom- und Stiftsschulen vermehrten sich, und die in andern Ländern entstandenen Universitäten, besonders die zu Paris (in Bezug auf philosophische Theologie), die zu Bononia (in Bezug auf Rechtsgelehrsamkeit) und die zu Salerno und zu Montpellier (in Bezug auf Arzneikunde), äuzerten schon damals auf Deutschland großen Einfluß. — Bemerkenswerth in diesem Zeitalterschnitte sind: als Geschichtsschreiber der Bischof Otto von Freising, (Halbbruder Kaiser Konrad's III.) durch seine Chroniken und seine Lebensbeschreibung Friedrich Barbarossa's; Saxo Grammaticus durch seine dänische Geschichte, und Helmold durch seine Chronik der Slaven, die zugleich für die Geschichte Heinrich's des Löwen wichtig ist; als Naturkundiger und Mathematiker der Bischof Albertus Magnus von Regensburg, dessen Kenntniß der Natur ihm den Ruf eines Zaubersers zuzog.

153. **Die Kunst.** Die seit dem 9. Jahrhundert verstummte deutsche Poesie erwachte erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts zu einem neuen Leben und erreichte unter den Hohenstaufen ihre höchste mittelalterliche Blüte. Die Vorbereitungsperiode derselben umfaßt die reimlosen epischen Dichtungen in mittelniederdeutscher Mundart. Alsdann entfaltete sie sich zu einer höheren Stufe in der von Heinrich von Veldeke begründeten mittelhochdeutschen Poesie. Man unterscheidet Volkspoesie und Kunstpoesie.

Die **Volkspoesie** des 12. und 13. Jahrhunderts wurde von fahrenden Sängern gelbt, die bei Hof- und bei Volksfesten aus dem Schatz alter Sagen von den Thaten der Heldenkönige und ihrer tapfern Mannen sangen. Die Hauptform dieser Poesie ist episch und ihr Grundton die Treue der Dienstmannen gegen ihre Herren und umgekehrt. Sie nahm ihren Stoff aus sechs Sagenkreisen, davon vier — nämlich der niedererrheinische mit Siegfried, der burgundische mit den Burgundenkönigen, der ostgothische mit Dietrich von Bern, der hunnische mit Hyl (Attila) — im Nibelungenliede vereinigt sind, das aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von einem unbekannten Verfasser herrührt und Siegfried's Tod und Hymhilden's Rache zum Hauptgegenstand hat. Es fand wegen seiner innern Vollendung die meiste Verbreitung und ist unser größtes Nationalepos. Der fünfte Sagenkreis ist der norddeutsche, aus dem nur das einzige, aber ganz vorzügliche Lied von der treuen Gudrun vorhanden ist. Der sechste Sagenkreis ist der lombardische, der die Sagen vom König Rother, vom König Otmit, von Hug- und Wolf-Dietrich enthält. Von allen diesen Volksdichtungen kennt man die Verfasser nicht.

Die **Kunstpoesie** wurde vom Adel gelbt und zählte selbst Kaiser und Fürsten zu ihren Kunstgenossen, daher man sie auch Ritterpoesie und höfische Poesie nennt. Sie theilt sich in epische und lyrische und fesselt theils durch tief sinnige Gedanken, theils durch den Glanz und die Zierlichkeit der Darstellung. Sie hat theils französische und britische, theils antiken Sagenstoff entlehnt, aber in eigenthümlich deutscher Weise verarbeitet. Zu jenen gehören die Sagen von Karl dem Großen und seinen 12 Paladinen, in denen das christliche Glaubenshelmenthum seinen Triumph feiert, wie dies in dem Rolandslied der Fall ist; zum britischen Sagenstoff gehören die Sagen vom König Artus und seiner Tafelrunde. — Als vorzügliche Meister in der epischen Kunstpoesie glänzen: **Wolfram von Eschenbach**, in dessen größeren Dichtungen, dem Parzival und dem Titurel, die Sage vom heiligen Graal mit der Sage vom König Artus verbunden ist; — **Gottfried von Strassburg** durch sein Gedicht Tristan und Isolde; Hartmann von der Aue durch seinen Iwein oder Ritter mit dem Löwen. Antiken Stoff (doch nicht unmittelbar nach den Classikern) behandelt z. B. der „Pfaffe“ Lamprecht in seinem Alexanderlied, Heinrich von Veldeke in seiner Eneit (Aeneis), Konrad von Würzburg in seinem Trojanerkrieg.

An die epische Kunstpoesie schließt sich: 1. die Legende, die aus kirchlichen Sagenkreisen ihren Stoff nahm, wie die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg, der h. Georg auf dem Stein von Hartmann von der Aue, Barlaam und Josaphat von Rudolf von Ems; — 2. die poetische Erzählung, weltlichen und

geiftlichen Inhalts, wie der arme Heinrich von Hartmann von der Aue und der gute Gerhard von Rudolf von Ems; — 3. die Thierfage wie der Reineke Fuchs; — 4. die Fabel, wovon „die Welt“ von Stricker und der Edelstein von Boner die Hauptfammlungen diefer Periode find. (Zu den Spruchfammlungen gehört der Freybank und der Renner.)

Die Nyrifche Poesie diefer Periode erfhien noch nicht als Volkslied, fondern zuerft als Kunftlied, das gleichfalls von ritterlichen Dichtern gepflegt wurde. Es ift dies der fog. Minnefang, in welchem fich die dreifache Beziehung, in der fich das Leben des Ritters bewegte, nämlich Herrendienst, Frauendienst und Gottesdienst, wiederfpiegelte. Unter den 160 Minnefängern, von denen die Maneffifche Sammlung lieber aufbewahrt hat, find — außer den schon genannten Dichtern — Heinrich von Veldeke, Wolfram von Efenbach, Hartmann von der Aue, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, — noch Heinrich von Ofterdingen (?) und Walther von der Vogelweide die vorzüglichften. Der letztgenannte Dichter widmete feine Kunst zwar nur dem Minnefang, bewies aber in diefer Dichtungsart eine große Vielseitigkeit des Geistes und einen tiefen Ernst der Gefinnung, der ihn antrieb, einerseits die Herrlichkeit der Kirche in ihrer Unverderbtheit, anderseits die Ehre des deutschen Volks und Namens gegen die sie gefährdenden Feinde in Schutz zu nehmen und dadurch ein vorreformatorischer Zeuge der Wahrheit zu werden. Mit Heinrich Frauenlob geht der Minnefang schon in spißfindige Künstelei über, die den Verfall diefer höflichen Kunst andeutet. Als Probe mittelhochdeutscher Sprache und Poesie aus der Zeit ihrer höchsten Blüte diene das Lied Walthers v. d. Vogelweide, in welchem er den die heiligsten Güter gefährdenden Zwiespalt schildert, welcher das Reich vor der zwischen Philipp v. Hohenstaufen und dem Welfen Otto von Braunschweig schwankenden Königswahl zerklüftete.

Wahlstreit.

Ich saz uf eine steine
und dahte bein mit beine
dar uf sazt ich den ellenbogen
ich hete in mine hand gesmogen
daz kinne und ein min wange.
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben:
deheinen rât kond ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe,
diu zwei sind ere und varnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot:
diu zwei enwerden ê gesunt.

daz dritte ist gottes hulde,
der zweier übergulte.
die wolt ich in einen schrin
jâ leider desn mac niht gesên,
daz guot und weltlich êre
und gotes hulde mêre
zesamene in ein herze komen
stig und wege sint in benomen:
untriuwe ist in der sâze.
gewalt vert uf der strâze:
fride und reht sint sêre wunt.
diu driu enhabent geleites niht,

Die Baukunst. Nachdem in Deutschland bei den Kirchenbauten lange Zeit der römische Stil (der Rundbogenstil) geherrscht hatte, von welchem die Dome von Mainz, Speyer, Limburg, Bamberg, Braunschweig zeugen, vollendete sich die Baukunst seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts als die sog. gothische oder altdeutsche und brachte in den Kirchenbauten des Späthohen Stils erhabene Steinschöpfungen hervor, welche durch die ihnen zum Grunde liegende Symbolik ein Bild des Weltalls darstellten. Aus dem Geiste dieser symbolisierenden Kunst giengen der Münster von Straßburg (begonnen 1015, vollendet 1275 ohne die Thürme), der Dom zu Köln (begonnen 1248), der Münster von Freiburg (angefangen 1122, vollendet 1513) und ähnliche Kirchenbauten hervor, die wir noch als Denkmale einer reichen, in Glaubens-einigkeit und nationalem Bewußtsein zusammenwirkenden Zeit bewundern. Ihre Ausföhrung gieng nicht von einzelnen Baumeistern und ab- und zugehenden Gefellen, sondern von einer großen, über ganz Deutschland verbreiteten freien Innung (Corporation) von Bauleuten und Steinmeßern aus, die unter dem Namen Baubrüder in allen bedeutenden Städten unter der Leitung von Obermeistern ihre Gütten oder Baufitze mit besondern päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, eigenen Ordnungen und eigener Gerichtsbarkeit, und mit besondern Erkennungszeichen, Aufnahms- und Versammlungsgebäuden hatten. Die älteste und vornehmste Bauhütte war zu Straßburg unter Erwin von Steinbach (der den Thurm des Münsters 1277 entwarf und begann). Obgleich am Kölner Dom 250 Jahre hindurch gebaut

worden war, so blieb der Bau doch unvollendet, so daß das Schiff der Kirche, der eine ganze Thurm und der Ausbau des andern noch fehlte. Als man 1814 durch Zufall den verloren geglaubten Originalplan des nordwestlichen Thurmes auffand, begann man 1824 (durch den Dombaumeister Zwirner und seine Kunstgehilfen) den Weiterbau, der unter Beirwirkung des seit 1842 gegründeten Dombaubeins sichtlich seiner Vollendung entgegengeht.

Auch die Malerei machte in dieser Periode Fortschritte, besonders am Niederrhein, wo die Kölner Malerschule blühte.

154. Handel und Gewerbe. Der Handel der durch die Kreuzzüge (trotz des päpstlichen Verbots, mit Muhammedanern zu handeln) einen großen Schwung erhielt, hatte zu dieser Zeit in Deutschland als Berhandel in Lübeck, Bremen, Hamburg, in den Niederlanden zu Brügge und Gent, als Binnenhandel zu Augsburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt am Main und Köln seine Hauptsitze. Ackerbau und Landwirthschaft gedieh vorzüglich durch Ansiedlung von Niederländern im nordöstlichen Deutschland und da, wo freie Bauern waren. Auch der Bergbau hob sich, vorzüglich in Böhmen. Die Gewerbe hoben sich insbesondere durch das Entstehen der Zünfte oder Handwerksgenossenschaften, die sich besondere Einrichtungen gaben. Nach einer bestimmten Anzahl von Jahren wurde der Lehrling zum Gesellen gemacht und begab sich als solcher auf die Wanderschaft. Um Meister zu werden, mußte man seine Befähigung durch ein Meisterstück darthun; die Aufnahme erfolgte unter feierlichen Ceremonien. Strenges Halten auf Ehre erhielt die Zunft im Ansehen: unechte Geburt und schlechter Lebenswandel schloßen von der Zunft aus. An der Spitze jeder Zunft stand ein Zunftmeister, welcher Ordnung und Zucht handhabte und innere Zwistigkeiten beilegte. Jeder Zunftangehörige erhielt in der Roth eine Unterstützung aus der Zunftkasse. Die Glieder einer und derselben Zunft wohnten meist in geschlossenen Gassen beisammen und hatten auf dem Markte ihre Hallen oder Stände neben einander, in denen sie ihre Arbeiten feil boten. Jede Zunft hatte ihre eigene Fahne und an der Bewachung der Stadt ihren besondern Antheil. Die Zünfte verschiedener Städte standen in keiner allgemein-korporativen Verbindung mit einander, außer daß die wandernden Gesellen Aufnahme bei den Zunftgenossen der andern Städte fanden; ebenso waren die allgemeinen Zunft- und Kunstregeln nicht überall gleich. Warenniederlagen, Kaufhäuser, Messen, Jahrmärkte, Wechselbriefe waren bereits eben so viele Beförderungsmittel des Handels und Gewerbetreibens.

Fünfter Zeitraum.

Vom beginnenden Verfall des deutschen Reichs bis zum
Ausgang des Mittelalters.

1256—1517.

Kap. 27. Kaiser aus verschiedenen Häusern.

(1273—1347.)

Histor. Atlas, Tab. XI.

155. Die Gefeflofigkeit und Unficherheit, welche durch das lange Interregnum im deutschen Reiche herrschte, erregte im Volke die Sehnsucht nach einem tüchtigen Kaiser, der dieser Verwirrung ein Ziel setzen könnte. Daher fiel die Wahl der deutschen Fürsten zuerst auf den mächtigen König Ottokar II. von Böhmen, der mit diesem Reichstheile während des Interregnums von dem deutschen Könige Richard belehnt worden war. Allein er schlug die Wahl aus, da er die Absicht hatte, im Osten ein mächtiges Slaventreich zu gründen.

Als Gatte der ältesten Schwester des letzten Babenbergers, Herzogs Friedrich des Streitbaren, hatte Ottokar nicht nur Oesterreich (mit Bewilligung der Landstände) und Steyermark (durch Zurückeroberung aus der Gewalt der Ungarn) an sich gebracht, und jenes gegen Bayern, dieses gegen Ungarn behauptet, sondern hatte auch Kärnten, Krain und Friaul durch Kauf erworben.

Da nun ein neuer Vorschlag, den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein zu wählen, Streit verursachte, so kamen die Wahlfürsten nach langen Unterhandlungen endlich in dem Grundsatz überein, keinen an Land und Leuten übermächtigen, sondern einen minder mächtigen, aber tapfern und kräftigen Mann zum König zu führen, damit er das zerrüttete Reich zwar wieder herstellen, aber dabei ihre Mitwirkung nicht entbehren könne.

Der Bischof Bruno von Olmütz schrieb in dieser Beziehung an den Papst Gregor X.: „Es scheint, daß sowohl die geistlichen als weltlichen Fürsten vor der Kaisermacht eine starke Abneigung haben: sie wollen zwar einen gütigen und weisen Kaiser, aber seine Macht ist ihnen verhaßt, obwohl Wissen und Wollen ohne Können nichts vermag.“ Doch auch in den Zeiten des größten Reichsverfalls war die Kaiseridee nicht verloren gegangen. War auch Deutschland nie ein eigentlicher „Einheitsstaat“, und zersplitterten sich auch verschiedene Stammesherzogthümer in noch so viele kleine Terri-

torien, so machte sich doch immer, besonders bei den Städten und kleineren Fürsten das Bedürfnis geltend, den Landfrieden durch einen Kaiser gesichert zu sehen, und ebenso konnte die Kirche nicht einen weltlichen Schirmherrn entbehren. Selbst Papst Gregor X. ermahnte nach Richard's Tode die deutschen Fürsten, sich einen König zu geben, ja er drohte sogar, wenn sie dies nicht thäten, werde er ihnen unter dem Beirath seiner Cardinäle selbst ein Oberhaupt setzen.

So wurde denn von den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier, von dem Rheinpfalzgrafen Ludwig dem Strengen, dem Herzog Albrecht II. von Sachsen und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, im Einverständnisse mit dem Papste, **Rudolf von Habsburg** zum König gewählt, ein in der Schweiz und im Elsaß begüterter Graf, der durch Biedersinn und Frömmigkeit, Klugheit und Tapferkeit sich in seinem Kreise als ein Hort und Schirm der Schwachen und Unterdrückten erwiesen hatte. Doch hatte er zuvor den Fürsten den Bestand ihrer ererbgewonnenen Rechte zusichern und geloben müssen, dem Papste in Italien freie Hand zu lassen und ihm alle Zugeständnisse der früheren Kaiser zu halten.

Rudolf, geb. d. 1. Mai 1218, war auf der Habsburg, seinem väterlichen Stammschloß im Aargau, unter Waffenübungen herangewachsen und zwar religiös, aber nicht in wissenschaftlicher Bildung erzogen; hatte sich im Glück und Unglück zu den Hohenstaufen gehalten und war als Anhänger Friedrich's II., seines Vathen, mit dem Bann belegt worden, der wiederholt wurde, als er in einer Fehde ein Kloster verbrannt hatte. Von da an, in seinem 36. Jahre, erfolgte eine Wendung in seinem Leben: er nahm zur Sühne Theil an Ottokar's erstem Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen und erschien nach seiner Rückkehr in der kaiserlosen Zeit als ein Schirm der Schwachen und Unterdrückten, so daß ihn die Züricher, Urner, Schwyzer und Unterwaldner zu ihrem Schirmherrn wählten. Er griff entscheidend in die Fehden seiner geistlichen und weltlichen Nachbarn ein, zumal er als „Landgraf von Ober-Elsaß“ gleich seinen Vorfahren zu dem Stand der Fürsten gehörte. Rudolf verdankte seine Wahl dem Erzbischof Wernher von Mainz, dem er einst auf dessen Reise nach Italien persönlich sicheres Geleite durch die Alpen gegeben hatte. Rudolf war eben im Begriff, einen in Basel zwischen den Bürgern (den Psittichern) und den Patriciern (den Sternern) ausgebrochenen Zwist zu schlichten, als er von seinem Schwager, dem Burggrafen Friedrich III. von Hohenzollern, der die Mehrzahl der Fürsten zu Rudolf's Gunsten gestimmt hatte, die Nachricht von seiner Erwählung erhielt. Allerdings waren geheime Unterhandlungen vorhergegangen: den Fürsten, die ihn in Frankfurt wählten, mußte er versprechen, ihnen den Bestand ihrer während des Interregnums gewonnenen oder behaupteten Vorrechte oder Besitzthümer zu lassen, zu wichtigen Reichsangelegenheiten Willebriefe von den Kurfürsten einzuholen und die den Letztern aus seiner Wahl und Krönung erwachsenden Unkosten aus seinen Mitteln zu decken. Die Bedingungen, die er gegen den Papst (Gregor X.) eingehen mußte, bestanden in der unbedingten Verzichtleistung auf alle kaiserlichen Hoheitsrechte und Besitzungen in Italien, wie auch in dem Versprechen, falls der Papst ihn kröne, einen Kreuzzug zu unternehmen. Von dem Versprechen des Kreuzzugs befreite ihn der Tod dieses Papstes; die erste Bedingung aber hielt er treu, in der bei ihm feststehenden Ueberzeugung, daß die Römerzüge der Kaiser dem deutschen Reiche nur Unheil gebracht hätten; daher er Rom nur die Höhle des Löwen zu nennen pflegte, in die zwar viele Spuren der andern Thiere hinein führten, aber keine heraus. Er war 55 Jahre alt, als er Kaiser wurde. Als in Aachen bei seiner Krönung unter den Reichsinsignien das Scepter vermisst wurde, zeigte er seine Geistesgegenwart dadurch, daß er ein Crucifix vom Altar nahm und es mit den Worten: „Siehe das Zeichen, durch welches die Welt erböt ist, mag wohl zum Scepter dienen!“ zur Hulldigung darreichte.

Wie er als Graf einfach und anspruchslos, bieder und gerecht war, so blieb er es auch als Kaiser, überall bemüht, Friede und Ruhe zu stiften, Recht und Ordnung zu handhaben. Zunächst ließ er auf seinem ersten Reichstag zu Nürnberg 1274 den Grundsatz feststellen, daß er als König von allen Reichsgütern, welche Kaiser Friedrich II. bei seiner Excommunication

befessen, und von allen, welche nach derselben dem Reiche heimgefallen wären, Besitz ergreifen sollte, womit die Verleihungen König Richard's, darunter also auch die an Ottokar, für ungiltig erklärt wurden, wie denn auch der Papst die Ansprüche des von den Fürsten beseitigten Alfons zurückwies. Der zweite Beschluß dieses Reichstags, daß jeder Reichs-Lehnsträger binnen Jahr und Tag sein Lehen „muthen“ sollte, widrigenfalls er dessen verlustig gehen würde, war gegen Ottokar gerichtet, der, weil man bei Rudolf's Wahl seine Stimme ausgeschlossen hatte, von diesem Reichstage weggeblieben war. Derselbe wurde nach Würzburg beschieden, und als er weder dort noch auf dem nächsten Reichstag in Augsburg 1275 erschien, und sogar die Anerkennung Rudolf's förmlich verweigerte, ward er in die Reichsacht erklärt.

Doch wandte Rudolf seine Waffen nicht gleich unmittelbar gegen ihn, sondern stillte zunächst Unruhen in Schwaben; denn Ottokar, klug und gewandt, wie er war, hatte sich mit den beiden Grafen von Württemberg, Ulrich und dessen hochstrebendem Bruder Eberhard II., desgleichen mit dem Markgrafen von Baden und dem Herzog Heinrich von Niederbayern verbündet. Rudolf brachte jedoch bald die schwäbischen Herrn zur Ruhe und den niederbayerischen Herzog durch die Verlobung seiner dritten Tochter, Katharina, mit dessen Sohn Otto, dem er Oberösterreich als Mitgift versprach, auf seine Seite. Auch Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Otto der Kleine von Brandenburg und Albrecht II. von Sachsen-Wittenberg hielten es mit Rudolf, welcher sie dadurch noch fester an sich knüpfte, daß er Ludwig seine älteste Tochter Mathilde, Otto seine vierte Tochter Hedwig, Albrecht seine zweite Tochter Agnes zur Gemahlin gab.

Hierauf zog Rudolf mit angeworbener Mannschaft und dem Reichsaufgebot aus, rückte mit Unterstützung des Erzbischofs von Salzburg in Oesterreich ein, belagerte das feste Wien und eroberte es mit Hilfe des Grafen Reinhard von Tyrol. Unter solchen Umständen suchte Ottokar, welcher sich der Reichsmacht nicht gewachsen fühlte, um Sühne nach: er erbot sich im Vertrag vom 18. Oct. 1276, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain herauszugeben und wegen Böhmens und Mährens den Lehnseid zu schwören. Diesen legte der Stolz, umgeben vom höchsten Prunk, im Lager vor Wien, in welchem das Reichsheer in zwei Reihen aufgestellt war, auf den Knien vor dem im einfachen, grauen Feldkleide sitzenden Kaiser ab.

Durch diese Demüthigung gekränkt und von seiner noch hoffärtigeren Gemahlin Kunigunde (einer polnischen Fürstentochter und Enkelin des Ungarnkönigs Bela) angereizt, dachte Ottokar auf den Bruch seines Eides und rüstete sich heimlich, im Bunde mit nördlichen und östlichen Nachbarn, während der Kaiser, nichts befürchtend, das Reichsheer entlassen und nur noch die Schwaben und Elsäßer bei sich behalten hatte, um von Wien aus, das er zur Reichsstadt erhob, die Ordnung in Oesterreich herzustellen. Auf einmal brach Ottokar mit einem wohlgerüsteten Heere los; allein Rudolf, unterstützt von den Landesbewohnern und von den Ungarn, zog, obgleich an Heeresmacht um die Hälfte schwächer, über die Donau und lieferte ihm die Schlacht auf dem Marchfelde, welche durch Rudolf's entscheidenden Sieg und 1278 Ottokar's Fall das Glück des Habsburgers begründete.

Als kurz vor der Schlacht ein böhmischer Ueberläufer sich bei Rudolf für Sühne erbot,

den Böhmenkönig zu ermorden, wies ihn derselbe mit Unwillen ab und erklärte, daß, obwohl Ottokar sein Todfeind sei, er gegen ihn doch nicht ehr- und rechtsvergeßen handeln wolle. Auch bot er seinem Gegner einen Vergleich an, den dieser verwarf, weil er glaubte, das Anerbieten komme aus dem Gefühl der Schwäche. Dennoch suchte Ottokar eine Hauptschlacht zu meiden und durch List und Hinterhalt Vortheile zu gewinnen. Endlich kam es zur Schlacht. Nachdem vor dem kaiserlichen Heere der Bischof von Basel gebetet hatte, und der Kriegsgefangen angestimmt war, begann der Kampf und dauerte eine Stunde mit der größten Hitze und mit abwechselndem Glücke. Mehrere feindliche Ritter hatten es besonders auf des Kaisers Leben abgesehen; aber Rudolf wich dem Lanzenstoß des einen aus und streckte ihn mit dem Gegenstoß in's Auge todt darnieder, und als ihm ein anderer das Pferd unter dem Leibe erstach, deckte er sich mit dem Schilde gegen den Angriff der Feinde, bis er ein anderes Pferd bekam. Nach erneuertem Kampfe wich das böhmische Heer und wurde gänzlich geschlagen, Ottokar aber auf der Flucht von zwei steyermärkischen Rittersn (aus Rache dafür, daß er ihren Vater grausam hatte hingerichten lassen) getödtet. Rudolf hielt hierauf zu Wien ein Dank- und Siegesfest (wobei unter andern ein über hundert Jahre alter Ritter, von Haslau, mit seinem Urentel turnierte) und brach dann zur Verfolgung seines Sieges auf.

Zwar wollte der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg als Vormund von Ottokar's Sohn Wenzel den Krieg fortsetzen; allein Rudolf überließ aus Klugheit und Großmuth dem jungen Wenzel in dem Vergleich zu Kollin Böhmen und Mähren als Lehen, da er ihm schon vor der ersten Unterwerfung seines Vaters seine fünfte Tochter, Jutta, verlobt hatte; ebenso kam die Verbindung seines Sohnes Rudolf mit Wenzel's Schwester zu Stande.

Um die für das Reich eingezogenen österreichischen Länder seinem eigenen Hause zuzuwenden, dessen Machtvermehrung ihm zur kräftigeren Durchführung seines Kaiserberufs nothwendig schien, hielt er einen österreichischen Gerichtstag unter Zuziehung des Adels und der Landleute, auf welchem ihm zugestanden wurde, daß der römische König über das babenbergische Erbe verfügen dürfe, jedoch unter Vorbehalt der Rechte der Allodialerben. Nachdem er sodann auch die österreichischen Bischöfe gewonnen und die Willensmeinung der Kurfürsten eingeholt hatte, eröffnete er gegen das Ende des Jahres 1282 den Reichstag von Augsburg, wobei ihm seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf, welche gegen Ottokar mitgefochten hatten, zur Seite standen. (Sein dritter, aber zweitgeborener, hoffnungsvollster Sohn Hartmann, dem er die Nachfolge im Reich hatte zuwenden wollen, war ein Jahr zuvor im Rhein ertrunken.) Nachdem der König der Reichsversammlung vorgestellt hatte, was er dem Reiche für ein Opfer gebracht, und was man nächst Gott besonders diesen seinen beiden Söhnen zu danken habe, erhob er sie unter die Reichsfürsten und belehnte beide, unter Erwähnung der Zustimmung der Kurfürsten, mit Oesterreich, Steyermark, Kärnthén, Krain und der windischen Mark, worauf sodann seine Söhne an den Grafen Meinhard von Tyrol, als einen Seitenverwandten der Babenberger, Kärnthén (unter dem Vorbehalt des Rückfalls an Oesterreich) verliehen. So ward

1282

König Rudolf der Gründer der habsburg-österreichischen Hausmacht. Als ein Jahr darauf der Adel und die Städte in Oesterreich dem Könige vorstellten, daß dem Lande eine doppelhauptige Regierung nicht gut sei, ließ er seinen Erstgeborenen, Albrecht, im alleinigen Besitze von Oesterreich und verschaffte seinem Sohn Rudolf ein neugegründetes Herzogthum Schwaben. Um dem Papst einen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung zu geben, vermählte er die letzte seiner sechs Töchter Clementia an den König Karl Martell von Neapel (den Sohn Karl's von Anjou).

Indem Kaiser Rudolf (denn so nannte ihn das Volk, obgleich die Umstände es nie zur Kaiserkrönung kommen ließen) jede Einmischung in die italienischen Angelegenheiten vermied und den Alpenkamm als die Grenzmark zwischen Deutschland und Wälschland betrachtete, verschaffte er sich Ruhe und Zeit, die Ordnung in Deutschland vollends herzustellen. Er reiste deßhalb im Reiche von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt umher, schlichtete, meist in Person, die Streitigkeiten mit Unparteilichkeit, wies die Landfriedensstörer kräftig zurecht, trat besonders dem Unwesen des Raubadels auf's strengste entgegen und befestigte auf diese Weise im Volke das Vertrauen auf seine Gerechtigkeit.

Am meisten zu schaffen machte ihm die Fehdehust und Widersehtlichkeit des Grafen Eberhard II. von Württemberg, dessen Wahlspruch war: „Gottes Freund und aller Welt Feind“. Um des Kaisers Plan zur Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben zu vereiteln, befrigte dieser im Bunde mit 16 andern Grafen und Herren die Städte, so daß Rudolf mehrmals ein Reichsaufgebot gegen ihn ergehen lassen mußte. Er konnte ihn nur durch die Belagerung von Stuttgart zur Unterwerfung, Abbitte und Schadenersatz bringen, mußte aber bei dem Widerstreben so vieler kleiner Selbstherrlichkeiten jenen Plan aufgeben. Er gewährte ihnen Reichsunmittelbarkeit und stellte sie unter kaiserliche Bgte. Auch gegen die Grafen von Hochburgund und Savoyen mußte er mehrere Feldzüge unternehmen, um sie zur Rückgabe kaiserlicher Reichsgüter und zur Anerkennung seiner Lehenshoheit zu bringen. Uebrigens sollte der Krieg mit Burgund, sowie seine Vermählung (er war schon 66 Jahre alt) mit Elisabeth, der 14jährigen Erbin der Freigrafschaft Burgund (der heutigen Frankreich), weniger die kaiserliche Hoheit dort herstellen, als vielmehr sein schweizerisches Erbe mehrren und schützen. Fünf Jahre später mußte er nochmals gegen Burgund ausziehen. Während Rudolf Besançon belagerte, bedrohte ihn König Philipp von Frankreich mit Krieg, wenn er nicht abziehe. Rudolf entgegnete dem Boten lachend: „Euer König soll nur kommen: wir wollen ihm zeigen, daß wir nicht zum Tanzen hier sind!“ Darauf ließ es Philipp bei seinen Drohungen bewenden. Als im Fortgang dieses burgundischen Kriegs seine Deutschen einst in Mangel geriethen und murrten, zog Rudolf eine Rube aus dem Felde, schabte und aß sie mit den Worten: „So lange wir noch solche Nahrung haben, stirbt Keiner Hungers! Auf! gegen den Feind! was er hat, gehört unser, wenn wir siegen!“ Dadurch entstand eine so große Kampflust, daß Rudolf ankerte, er getraue sich mit 4000 Reitern und 40000 Fußknechten aus Alemannen aller Welt zu widerstehen. Gleich in der darauf folgenden Nacht fielen 1500 Schweizer seines Heeres in das burgundische Lager und zehrten am Morgen mit reicher Beute zurück, so daß die burgundischen Grafen um Frieden baten. Verschiedene Theile des ehemaligen Königreichs Hochburgund giengen mehr und mehr an Frankreich verloren; andere riß Savoyen und die schweizerische Eidgenossenschaft (Bern) nach und nach an sich. Zur Tilgung des Raubwesens zerstörte er in Thüringen 66, in Franken und Schwaben 70, am Rhein ebenfalls viele Raubburgen und ließ zu Erfurt, wo er ein ganzes Jahr verweilte, 29 Raubritter hinrichten. Einen allgemeinen Landfrieden herzustellen gelang ihm nicht, da besonders am Rhein und in den Niederlanden das Faustrecht nicht zu unterdrücken war.

Als das Königreich Ungarn durch den Tod des Königs Ladislaus erledigt wurde, verließ der Kaiser dasselbe, gleich einem Reichslehen, seinem Sohne Albrecht; doch konnte die Belehnung nicht in Vollzug gesetzt werden, weil auch der Papst dieses Land als päpstliches Lehen in Anspruch nahm. — Da der Herzog Heinrich XIII. von Bayern sich mehrfachen Ungehorsams schuldig gemacht hatte, sprach ihm der Kaiser die Kurstimme ab und gab sie an Böhmen, was alsdann zu dem Grundsatz führte, daß das Wahlrecht nicht auf dem Herzogthum, sondern auf dem Erzamt ruhe.

Um das römische Königthum bei seinem Hause zu erhalten, wollte er seinem Sohne Rudolf die Nachfolge im Reich verschaffen; allein auch dieser Sohn starb vor ihm, am 8. Mai 1290, weshalb er im nächsten Jahre 1291 auf

dem Hofstage zu Frankfurt den Wahlfürsten seinen Sohn Albrecht auf das dringlichste empfahl. Allein einige derselben, denen die wachsende Hausmacht Habsburgs Besorgniß machte, wie namentlich der Erzbischof Gerhard von Mainz, desgleichen König Wenzel von Böhmen, der mit jenem, seinem Schwager Albrecht entzweit war, erhoben dagegen Schwierigkeiten. Um aber den bejahrten und verdienten Kaiser zu schonen, setzten sie den Endbeschluß hierüber auf eine spätere Berathung aus.

Dadurch getränkt reiste Rudolf von Frankfurt nach dem Elsaß ab, fühlte sich in Straßburg krank, und als der Ausspruch der Aerzte nur noch auf einige Tage Lebensfrist lautete, rief er: „Wohl auf nach Speyer, wo ein Theil meiner Vorfahren ruht, die auch die Krone trugen!“ Er erreichte dies Ziel aber nicht, sondern starb unterwegs zu Germersheim am 15. Juli 1291 in einem Alter von 73 Jahren.

Er wurde im Dom zu Speyer beigesetzt und auf dem seine Gruft bedeckenden Marmorstein seine 7 f. hohe Gestalt mit dem ernstmilden Gesicht, den vielen Stirnfurchen, der großen gebogenen Nase und der etwas biden Unterlippe auf das genaueste nachgebildet. Er war ganz ein Mann des Volkes, dessen Andenken sich in vielen Anekdoten erhielt. Besonders erfreute sich das Volk an seiner schlichten Einfachheit und heiteren Milde, an seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit. Wenn es einen bezeichnen wollte, der in den beiden letzten Punkten nicht feht war, pflegte es zu sagen, „der hat Rudolf's Redlichkeit nicht!“ Obwohl er seine Freunde freigebig belohnte, so geschah es doch nicht auf Kosten des allgemeinen Wohls, wie er denn auch nichts für sich befiel. Nur die Dichter und fahrenden Sänger der absterbenden Minnesängerzeit, die sich an Rudolf's Hofe eine ähnliche Aufnahme geträumt hatten, wie die frühern Dichter sie am thüringischen und hohenstaufischen Hofe gefunden, sahen sich in diesem Kaiser getäuscht, und ihre Lieder klagten viel, daß sie unbegabt von dem Hoflager desselben abziehen mußten. Aber diese Klage hätte der ganzen Zeit gelten können, welche, durch kein Ideal mehr gehoben und getragen, nur die alltägliche Wirklichkeit kannte, wo Fehdesucht, Faustrecht und Raubleben herrschend geworden war, und wo man es als ein Glück zu achten hatte, daß ein, wenn auch nüchtern, poskeloser, doch ordnender und sittlich waltender Geist die Willkür, das Unrecht und die Roheit wieder in die gebührenden Schranken zurück führte.

156. Der Erzbischof Gerhard von Mainz, ein abgezagter Feind des habsburgischen Hauses, lenkte die Königswahl, unter Festhaltung des Grundsatzes, die Krone keinem Mächtigen zu geben, auf den ihm verwandten, noch jungen, tapfern und ehrbegierigen Grafen **Adolf von Nassau**, der denn auch, weil die übrigen sechs Wähler ihre Stimmen dem Erzbischof übertrugen, am 5. Mai des Jahres 1291 als **König Adolf** zu Frankfurt einmüthig erkoren wurde. Doch hatte auch er ihnen vorher viele Reichsrechte und Vergünstigungen versprechen müssen (namentlich dem Erzbischof von Mainz den Rheinzoll bei Boppard auf ewige Zeiten, dem Erzbischof von Trier und dem Pfalzgrafen bei Rhein den Ersatz der Wahlkosten zc.); wie es denn überhaupt ein charakteristischer Zug jener Zeit ist, daß bei jeder Kaiserwahl die Stimmen der Kurfürsten durch Geld und Gunst gleichsam erkaufte wurden, und daß sich dabei die Geistlichen stets am habßüchtigsten zeigten.

Nachdem **Adolf** auf seinem ersten Hofstage (im Oct. 1292) den Landfrieden eidl ich hatte erneuern lassen, dämpfte er die in Schwaben und im Elsaß ausgebrochenen Unruhen theils mit Gewalt, theils mit Milde und empfieng zu Hagenau von Albrecht von Oesterreich, der bisher mit einiger Heeresmacht an der Schweizergrenze gestanden hatte, mit der Auslieferung der Reichskleinodien dessen Huldigung, wobei derselbe durch Entfaltung

einer großen Pracht den neuen König seine Armut fühlen ließ. Wie sollte nun dieser nicht um so mehr nach Vermehrung seiner Hausmacht gestrebt haben?

Um sich gegenüber den Fürsten zu sichern, bestätigte Adolf in allen Reichstheilen dem deutschen Orden seine Einrichtungen, gab in Italien dem Matteo Visconti gegen eine Geldsumme das Reichsvicariat über die Lombardei und schloß gegen Philipp IV. von Frankreich, der durch die Heirat eines französischen Prinzen dem deutschen Reiche die Franche-Comté entzog, ein Bündniß mit dem König Eduard I. von England, der ihm zur Anwerbung von Soldtruppen 100,000 Pfund Sterling (nach andern 30,000 Mark Silbers) Hilfselder gab. Da es nicht zum Kriege kam, erkaufte sich Adolf den Beistand des Landgrafen Albrecht des Entarteten von Thüringen, um sich der Markgrafschaft Meißen, als eines dem Reiche heimgefallenen Lehens, zu bemächtigen, welches von dessen Söhnen Friedrich und Diezmann bereits in Besitz genommen worden war. Als diese sich ihres Besitzes wehrten, führte König Adolf mit ihnen Krieg und unterwarf in zwei Feldzügen Thüringen und Meißen.

Albrecht der Entartete, in erster Ehe vermählt mit Margaretha, der Tochter des Kaisers Friedrich II., hatte wegen eines verbotenen Verhältnisses mit dem Hofräulein Kunigunde von Pfenburg, gegen seine Gemahlin einen solchen Haß gefaßt, daß er sie durch einen Menschen, welcher täglich Milch nach der Wartburg brachte, ermorden lassen wollte. Die Angst aber verräth den Menschen, und Margaretha zauberte nicht, noch in derselben Nacht aus der Wartburg zu entfliehen, nachdem sie zuvor von ihren beiden schlafenden Knaben Abschied genommen und dabei, wie man sagt, dem ältern und liebsten vor Schmerz in die Wange gebissen hatte: weshalb er den Beinamen Friedrich „der Gebissene“ oder „mit der gebissenen Wange“ erhielt. (Von Margarethens Ende siehe §. 132.) Da Albrecht seinen Haß gegen die Mutter auf diese rechtmäßigen Söhne übertrug, wollte er ihnen ihr mütterliches Erbtheil in Thüringen zu Gunsten seines ihm von Kunigunde unehelich geborenen und durch seine nachfolgende Vermählung mit ihr legitimierten Sohnes Apiz mit Gewalt entreißen. Friedrich und Diezmann widersetzten sich und kamen ihrem Vater nach dem Tode seines kinderlosen Neffen Friedrich Tuta von Meißen durch die Besetzung des Meißner- und Osterlandes zuvor (1291). Darüber entstand Krieg, während dessen der Vater, um seinen Söhnen zu schaden, die Landgrafschaft Thüringen selbst dem Könige für 12,000 Mark Silbers abgetreten und sich nur die Wartburg vorbehalten haben soll. Da Friedrich und Diezmann, gestützt auf ihre treuen Stände, nicht wichen, so ließ Adolf seine Söldner ins Meißnerland einrücken, das diese in zwei Feldzügen schrecklich verheerten. Der König selbst ließ nach der Einnahme von Freiberg, gegen sein Wort, eine Anzahl der angesehensten Verteidiger dieser Stadt hinrichten. Die beiden Prinzen mußten zwar aus dem Lande fliehen, nahmen es aber nach dem Tode Adolf's wieder in Besitz.

157. Da König Adolf bei allen Unternehmungen sich um den Beirath der Fürsten nicht kümmerte, sondern eine selbständigere Kaisermacht anstrebte, und da er dem Erzbischof Gerhard den erwähnten Rheinzoll vorenthielt, ja damit umgieng, alle Rheinzölle aufzuheben: so ließ sich Gerhard verlauten, er habe noch mehr Kaiser in der Tasche, und unterhandelte mit Albrecht von Oesterreich, der weder Geld noch Versprechungen sparte, um zu seinem Ziele zu kommen. Bald waren auch Sachsen, Brandenburg und Böhmen gewonnen, und so kam bei der Krönung Wenzel's II. in Prag die Abjagung Adolf's zur Sprache. Obgleich Pfalz, Köln, Trier dagegen waren, so setzte doch der Erzbischof von Mainz bei den anderen Wählern am 23. Juni 1298 die Absetzung Adolf's und die Erwählung Albrecht's

des Ersten durch, an der nur Trier und die bayerischen Herzoge keinen Theil nahmen. Albrecht, durch ein Bündniß mit Frankreich und Ungarn gestärkt, war bereits an den Rhein gezogen, um seiner Erwählung den vollen Nachdruck zu geben.

Adolf, der kurz zuvor Anstalten getroffen hatte, dem König von England das versprochene Hilfsheer zuzuführen, sah sich jetzt genöthigt, in einen Kampf um seine eigene Krone einzutreten. Anstatt aber auf den Rath seiner Freunde Zuzug aus rheinischen Städten abzuwarten, rückte er in ungeduldiger Hast — von Speyer aus — seinem Widersacher entgegen und griff ihn bei Göllheim (in der Nähe des Donnersbergs) an, in welcher Schlacht er nach einem verzweifelten Kampfe dem Stöße seines Gegners erlag und mit der Krone auch sein Leben verlor.

Adolf hatte mit einem Theile seines Heeres den sogenannten Hasenbühl besetzt. Nachdem die Bischöfe von Trier und Straßburg das Heer ermahnt und den Schlachtpsalmen angestimmt hatten, eröffneten die Bayern in der Thalebene den Kampf. In seiner Ungeduld sprengte Adolf, wider die Ermahnung seiner Freunde, den Hügel hinab, um am Gesichte theilzunehmen, stürzte aber mit dem Kopf und wurde ohnmächtig zur Seite getragen. Kaum hatte er sich erholt, so drang er ohne Helm an der Spitze eines zweiten Haufens mit Ungestüm vor, um seinen Gegner persönlich anzugreifen. Aber mitten im Getümmel wurde er am Halse tödtlich verwundet und stürzte vom Pferd. Von weissen Hand er fiel, ist nach gleichzeitigen Berichten ungewiß. Einige schreiben dem König Albrecht selbst die That zu; andere sagen, der rheinische Kaugraf habe ihn getödtet. Alle hatten Mitleid mit dem Gefallenen, und selbst Erzbischof Gerhard sagte mit Thränen in den Augen: „Heute ist ein tapferes Herz gestorben.“ König Adolf wurde zunächst im nahen Kloster Rosenthal, später im Dom zu Speyer beigesetzt.

In der Erkenntniß, daß bei seiner Erwählung die Reichsform nicht gehörig beobachtet worden war, erklärte Albrecht klüglich, er habe seinen Vorgänger nicht vom Throne stürzen wollen, um sich darauf zu schwingen; falls etwa die Fürsten einen andern wählen wollten, werde er beistimmen. Daher vereinigten sich am 27. Juli 1298 sämtliche Kurfürsten in Frankfurt zu Albrechts vollgiltiger Wahl, worauf er zu Aachen gekrönt wurde. Dafür gewährte er dem Kurfürsten von Mainz außer andern Vorrechten den Bopparder Rheinzoll, dem Kurfürsten von Köln den Rheinzoll zu Kaiserswerth, dem König von Böhmen Freiheit von allen Lehndiensten und vom Besuche der Reichstage.

Albrecht war zwar ein guter und zärtlicher Vater, aber nach Außen ein kalter und strenger Mann; sein Aeußeres war durch den Verlust eines Auges sehr entstellt. Er hatte den Plan, sich ein mächtiges Fürstenhaus zu gründen und die kaiserliche Völlherrschafft wieder herzustellen; dieses Ziel wollte er dadurch erreichen, daß er seine Hausmacht vergrößerte und sich auf die Städte stützte, indem er ihre Freiheiten erweiterte, ihren Handel beschützte, ihre Steuern ermäßigte und ihre Bündnisse gestattete und begünstigte; ja er schien in Deutschland eine ähnliche Einheit und Unumschränktheit der Regierungsgewalt zu erstreben, wie sie seinem Zeitgenossen, Philipp dem Schönen in Frankreich, herzustellen gelang.

Als Albrecht die Kurfürsten um die Reichsnachfolge für seinen Sohn Rudolf angien, waren ihm besonders die rheinischen Kurfürsten entgegen. Darauf gebot ihnen Albrecht, die Rheinzölle, die sie sich seit Friedrich's II. Tode angemacht hatten, und wodurch sie den Handel der Städte schwer drückten, aufzugeben, und als sie sich dessen weigerten und sich mit dem König

von Böhmen zu seinem Sturze verbanden, brachte er sie mit Hilfe der Städte durch Waffengewalt zur Unterwerfung und befreite so den Rhein von vielen lastenden Zöllen. Ueberhaupt verfolgte er mehr und mehr den Plan, sich auf die Kraft des Bürgerthums durch Hebung der Städte gegen die Fürstenmacht zu stützen.

Weil nunmehr auch der ihm bisher abgeneigte Papst Bonifaz VIII. an Albrecht eine kräftige Stütze gegen den ihn bedrängenden König Philipp IV. den Schönen von Frankreich zu bekommen hoffte, so bot er ihm sogar die Krone Frankreichs an. Albrecht nahm das Anerbieten zwar nicht an, gelobte aber dem Papste, für den Preis seiner Anerkennung (1303), als seinem „Oberlehns Herrn“ Hilfe gegen alle Feinde desselben. Zum Glück starb dieser Papst bald; sonst wäre Deutschland durch diesen Vertrag in noch schlimmere Verwicklungen gerathen.

Wie Albrecht's Streben, die deutsche Krone in seinem Hause erblich zu machen, mißlang, so wurden auch seine Versuche, Holland, Böhmen, Thüringen an sein Haus zu bringen, theils durch den Widerstand der Fürsten theils durch die Mißgunst des Glücks vereitelt.

In Holland war Graf Johann I., ein Enkel des ehemaligen deutschen Königs Wilhelm, ohne Nachkommen gestorben, weshalb Albrecht auf einem Hofstag zu Mainz (1300) Holland mit Seeland und Friesland sich und dem Reiche zusprechen ließ, obgleich Graf Johann von Hennegau, ein Schwesterjohn König Wilhelm's, darauf Anspruch erhob. Albrecht zog gegen ihn aus, wäre aber beinahe in Gefangenschaft gerathen, und mußte ihm in einem Vertrag die ganze Grafschaft als Reichslehen überlassen.

Als der junge König Wenzel III. von Böhmen 1306 ermordet worden war und mit ihm die Dynastie Přemysl erlosch, wollte Albrecht Böhmen als Reichslehen einziehen und es einem älteren Vertrage gemäß seinem Sohne Rudolf mit der Hand der Witwe Wenzel's geben. Zwar widersetzte sich Herzog Heinrich von Kärnthen als Schwager des Ermordeten; als aber die Kaiserlichen anrückten, erklärten sich die Böhmen für Rudolf, der nun seinen Einzug in Prag hielt und die Witwe heiratete. Rudolf starb jedoch bald darauf, und als Albrecht seinen zweiten Sohn Friedrich den Böhmen zum König geben wollte, erklärten sich diese, denen das habsburgische Regiment zu streng war, für den Herzog Heinrich von Kärnthen. Daher rühte Albrecht gegen diesen, richtete aber nichts aus und zog sich, auf spätere Gelegenheit wartend, zurück.

Um Thüringen und Meissen zur Reichspflicht zu bringen, nahm er den von seinem Vorgänger gegen die Landgrafen Friedrich und Diezmann begonnenen Krieg wieder auf; aber sein Heer wurde von ihnen 1307 bei Luca (im Altenburgischen) geschlagen. (Von jener ersten Niederlage schreibt sich das Sprichwort her, womit man ähnliche vergebliche Bestrebungen bezeichnen wollte: „Es wird ihm nicht glücken, wie den Schwaben bei Lützen.“) Nach einer zweiten Niederlage (bei Borna) mußte Albrecht sein Vorhaben aufgeben.

Am berühmtesten ist sein in sagenhaftes Dunkel gehülltes Verhältniß zu den drei Urkantonen der Schweiz.

Helvetien *) (der Name Schweiz kam erst später auf) gehörte vor 1032 theils zu dem burgundischen Reich, theils zu dem Herzogthum Schwaben, seit Konrad II. aber zu dem deutschen Reiche und stand 1125 unter der Verwaltung der Zähringer. Nach dem Absterben der Zähringer 1218 erlangte das Land einer einheilichen Verwaltung und neben einigen Freistädten und freien Landgemeinden geboten viele geistliche und weltliche Herren im Lande, unter welchen letzteren besonders Savoyen und das habsburg hervortraten.

*) E. Dittmer's histor. Atlas, Tab. XII.

Die habsburgischen Grafen im Aargau gewannen in den drei Waldstätten Schwyz, Uri, Unterwalden allmählich einen großen Theil des Grundes und Bodens und schickten Landvögte dahin, um die Gerichtsbarkeit auszuüben. Aber Kaiser Friedrich II. löste Uri und Schwyz von der habsburgischen Landgrafschaft ab und erhob sie zu Reichsvogteien, wonach sie unter keinem Fürsten, sondern unmittelbar unter dem Kaiser standen. Auch Unterwalden suchte sich damals der habsburgischen Vogtei zu entziehen, was bei dem Streit der beiden habsburgischen Linien leicht gelingen konnte. Unter Rudolf und Albrecht vereinigten sich die Rechte der Grafen und Landvögte mit denen des Königs und der Reichsvögte in einer Person. Doch ließ Rudolf das bisherige Verhältniß bestehen und wählte die Landammänner, welche die Vogteien zu verwalten hatten, aus den Eingeborenen. Nach Rudolf's Tod schloßen die drei Waldstätten mit einander einen ewigen Bund (1. August 1291). König Adolf bestätigte ihnen die von Friedrich II. verliehene Reichsunmittelbarkeit, was Albrecht unterließ; doch ließ er, wie sein Vater, das Amt der Vögte von eingeborenen Landammännern verwalten. Von Vögten selbst findet man während seiner Regierung nichts. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß er nicht den Wunsch und die Absicht gehabt habe, diese Gebiete wieder unter die habsburgische Landgrafschaft zu bringen.

Statt dieses einfachen Vorgangs wissen die Chronisten des 15. Jahrhunderts folgendes zu erzählen: Albrecht schickte ihnen zwei Landvögte, von denen der eine, Hermann Gessler von Brunn, in Rüschnacht (am Luzerner See) über Uri und Schwyz, der andere, Beringer von Landenberg, auf der Burg zu Sarnen über Ob- und Nidwalden schaltete und beide in übermüthiger Weise durch harte Bestrafungen und willkürliche Forderungen die Landleute bedrückten. Als letztere am Hofe klagten, gab man ihnen zu verstehen, daß wenn sie die österreichische Herrschaft annehmen würden, alle Noth ein Ende haben würde. Weil nun auf ihre fortgesetzte Weigerung der Uebermuth und die Habguth der Vögte bis zu den ärgsten Freveln stieg, stifteten Walthar Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchtal mit noch 30 freien Männern den Freiheitsbund auf dem Rütli den 7. November 1291 (es ist dies eine hochgelegene Waldwiese am Ufer des See's) zur Vertheidigung ihrer Rechte und zur Vertreibung der tyrannischen Vögte, mit dem Vorsatz, dabei die Pflichten gegen das h. römische Reich und gegen die Kirche in keiner Weise zu verletzen, und niemand, selbst nicht die Habsburger, in ihren Rechten zu kränken. Bis zum festgesetzten Tag der Ausführung verhielten sich die Eidgenossen ruhig, selbst als Wilhelm Tell, unabhängig vom Bunde, im Gefühl des empörten Vaterherzens mit dem Rachepeil den Landvogt Gessler erschoss.

Gessler (wird erzählt) hatte, um die Widerstrebenden von den Unterwürfigen zu unterscheiden, auf dem Markte zu Altdorf eine Stange mit einem Herzogshut aufrichten lassen, dem jeder Vorübergehende dieselbe Ehre erweisen sollte, als ob es der Herzog selbst wäre. Als Tell aus Bürglen im Ganbe Uri, bekannt als der beste Bogenschütze, beim Vorübergehen mit seinem Knaben sich dessen weigerte, ward ihm der Tod gedroht, aber von Gessler unter der Bedingung Gnade angeboten, wenn er von dem Haupte seines Kindes einen Apfel schieße. Vergebens bat Tell, sein Vaterherz mit dieser unmenschlichen Forderung zu verschonen. Er mußte schleichen und traf glücklich den Apfel. Weil er aber vorher einen zweiten Pfeil in den Koller gesteckt hatte und auf Befragen antwortete, daß derselbe, wenn er sein Kind getroffen hätte, für den Landvogt bestimmt gewesen wäre, so befahl dieser, ihn gefesselt zu Schiffe zu bringen, um ihn mit nach Rüschnacht zu nehmen. Unterwegs brach ein Sturm aus, der dem Rahn den Untergang drohte. Da Tell auch als guter Fährmann galt, so wurde er losgebunden, um den Rahn durch die Fluten zu steuern. Er lenkte aber das Schiff nach einem Felsvorsprung (der sogenannten Tellsplatte), sprang hinauf und stieß das Schiff zurück in die Wellen. Dennoch entging Gessler der Gefahr und erreichte das Land. Als er aber die hohle Gasse nach Rüschnacht hinabritt, schoß ihm Tell, der ihm aufgelauret hatte, den Pfeil durch die Brust. (Was den Apfelschuß

betrifft, so findet sich derselbe Zug schon in der ältesten deutschen Sage von Eigel, dem Bruder Wieland's des Schmieds, am Hofe des Königs Rüdung.) Erst am Neujahrstage 1309 lösten die Eidgenossen ihr Wort, nahmen durch raschen Ueberfall die Zwingsburgen ein, verjagten ohne Blutvergießen die Vögte und Unterbögte und erneuerten in Brunnen ihren Bund auf 10 Jahre.

Der Vogt Beringer von Landenberg gieng, der Sage nach, am Neujahrsmorgen von seiner Burg Rogberg hinab in's Dorf, um die Messe zu hören. Auf dem Wege dahin begegneten ihm 20 Unterwaldner mit den herkömmlichen Neujahrsgeschenken für ihn. Er hieß sie dieselben in die Burg tragen und gieng weiter. Hinter dem Burghore steckten die Männer scharfe Eisenspitzen auf ihre Stäbe, gaben ein Zeichen, auf welches noch 30 Männer aus einem Verstecke herbeikamen, und nahmen nun die Ueberraschte Burgwache gefangen. Als Landenberg bei seiner Rückkehr das Geschehene wahrnahm, entfloß er, wurde aber hinter Sarnen eingeholt und mußte Urfehde schwören, daß er nie wieder das Gebiet der Waldstätten betreten und auch keine Rache nehmen wolle.

Albrecht wollte in Schwaben und Helvetien neue Streitkräfte gegen Böhmen und Thüringen rüsten, als er auf einem Ritte von Baden nach Rheinfelden von seinem kaum 19jährigen Neffen, Johann von Schwaben, (dem Sohne Rudolf's und der oben erwähnten Witwe Wenzel's), weil er diesem sein mütterliches Erbe, die Grafschaft Kyburg in der Schweiz, zu lange vorenthielt, bei Windisch an der Reuß am 1. Mai 1308 ermordet wurde.

Kaiser Albrecht, der an seinem Hoflager zu Baden soeben das Maifest gefeiert, ritt nach der Tafel vergnügt gen Rheinfelden seiner Gemahlin Elisabeth entgegen, die er von dort zurück erwartete. In seinem Gefolge befand sich unter andern Johann und vier Genossen desselben, die den ehrgeizigen Jüngling, bei dem sie sich, wenn er sein Erbe bekäme, Ehren und Würden versprachen, auf den finstern Gedanken gebracht hatten, sich durch die Ermordung seines Oheims zu seinem Rechte zu verhelfen. Als man an den Fluß kam, wußten die Verschworenen es so einzurichten, daß sie mit dem Könige zuerst in die Föhre stiegen und übersehten, während das übrige Gefolge auf die rückkehrende Föhre wartete. Angekommen am jenseitigen Ufer ritten sie mit dem König eine Strecke vorwärts, als plötzlich Ritter Walther von Eschenbach dem Pferde des Königs in die Bügel fiel. Als Albrecht schrie: „Zu Hilfe, Vetter!“ stieß ihm Johann mit den Worten: „Hier der Lohn des Unrechts!“ das Eisen in den Nacken, und Ritter Rudolf von Palm führte einen Schwertstreich nach dem Kopf, so daß der König vom Pferde sank. Während die Verschworenen entflohen, kam eine alte Frau aus dem Felde herbeigelaufen, um dem König zu helfen, der gleich darauf, das Haupt auf ihrem Schoße, starb. Von den Entflohenen wurde nur Einer, Ritter Rudolf von Wart, gefangen und, obgleich er an den König keine Hand gelegt hatte, doch mit einem gräßlichen Tode bestraft: er wurde lebendig auf's Rad gestochen, auf dem er noch drei Tage lebte, während neben ihm seine Ehefrau betend auf sein Verschöden wartete. Johann (von diesem Verwandtenmord Parricida genannt) entkam und blieb gänzlich verschollen; auch die übrigen starben im Elend; ihre Burgen, zehn an der Zahl, wurden zerstört und ihre Verwandten und Dienerknechte in großer Zahl (fast 1000) enthauptet oder verjagt. Diese grausame Rache nahmen Albrecht's Gemahlin Elisabeth und seine Tochter Agnes, Witwe des Königs Andreas III. von Ungarn, welche letztere an der Stelle, wo ihr Vater gestorben, das Kloster Königsfelden baute.

158. Ohne auf Albrecht's Söhne Rücksicht zu nehmen und ohne den Bewerbungen des französischen Königs, Philipp's des Schönen, um die deutsche Krone für seinen Bruder Karl von Valois Gehör zu geben, wählten die Kurfürsten (auf Betrieb Peter Wipspalter's, Erzbischofs von Mainz) unter Festhaltung des Grundsatzes, die Krone keinem durch seine Hausmacht starken Fürsten zu geben, den tapfern und hochstrebenden Grafen von

Luxemburg (oder Lützelburg), der in einer Vortwahl auf dem Königsstuhl zu Kenfe (oberhalb Coblenz am Rhein), sodann bei der Hauptwahl zu Frankfurt einstimmig den 27. November 1399 als Heinrich der Siebente zum deutschen König ernannt wurde. Bei der Wahl fehlte nur die Stimme Böhmens, dessen König, Heinrich von Kärnthen, der Gemahl der ältern Tochter Wenzel's, damals nicht vom Reiche anerkannt war. Der Gewählte bestätigte den Kurfürsten ihre erworbenen Rechte und gewährte insbesondere dem Kurfürsten von Mainz den Rheinzoll bei Lahnstein. — Er selbst war am französischen Hofe erzogen, sprach das Französische geläufig, war französischer Vasall und deutscher Reichsfürst und hatte in seinem ganzen Wesen etwas Kühnes und Ritterliches.

Nach seiner Krönung, welche den 6. Jan. 1309 zu Aachen erfolgte, strebte er zunächst mit Entschiedenheit die Ruhe im Reich herzustellen, um noch höhere und weitergehende Pläne verfolgen zu können. Er setzte zum Schutz der mittelhheinischen Städte, so wie der Städte in Schwaben gegen die Fehdelust der Großen Bögte ein, bestätigte den Städten ihre alten Freiheiten, gab den Bischöfen sämtliche Zölle vom Rhein, welche ihnen von Albrecht entzogen worden waren, zurück und ertheilte in der Schweiz den drei Waldstätten bis auf weitere Verfügung die ihnen einst von Friedrich II. (s. 127) gewährte Freiheit von den habsburgisch-österreichischen Gerichten. Auf dem Reichstag zu Speyer, auf dem zum ersten Mal auch das deutsche Bürgerthum zur Vertretung kam, gewährte er im September den Söhnen des ermordeten Albrecht die bis dahin verzögerte Belehnung mit den österreichischen Ländern, jedoch gegen Aufgebung aller Ansprüche auf Böhmen und gegen das Versprechen, ihm bei der Besitznahme Böhmens behilflich zu sein; auch that er die Mörder ihres Vaters in die Acht. Mit dem schon genannten König Philipp von Frankreich schloß er einen Vergleich, wodurch er dessen Sohne die Freigrafschaft Burgund, jedoch als Reichslehen, überließ.

Nunmehr trat er auf dem glänzenden Reichstag zu Frankfurt (im Juli 1310), nach der Feststellung eines allgemeinen Landfriedens, mit seinem längst gefaßten Plan auf Böhmen, das er sich zur Gründung einer größern Hausmacht ersehen hatte, deutlicher hervor. Denn da die böhmischen Stände klagend gegen Heinrich von Kärnthen auftraten und den König Heinrich baten, ihnen seinen 14jährigen Sohn Johann zum Könige und zum Gemahl der jüngsten (22jährigen) Tochter des fünf Jahre zuvor gestorbenen Wenzel II., Elisabeth, zu geben, so entband er die Böhmen ihres Eides gegen den Kärnthner, belehnte seinen Sohn mit Böhmen und gab seine Zustimmung zur Vermählung, die am 30. August 1310 zu Speyer vollzogen wurde. Zugleich ließ er seinen Sohn zum Reichsverweser in Deutschland auf fünf Jahre ernennen. So war die luxemburgische Hausmacht begründet.

Nachdem König Heinrich VII. den wilden Städtefeind, den Grafen Eberhard II. von Württemberg, in die Acht gethan hatte, die dann mit Hilfe des schwäbischen Städtebunds durch die Verjagung Eberhard's und durch Zerstörung seiner Stammsitze Württemberg vollzogen ward, faßte er den Entschluß, auch die Parteien der Gibellinen und Welfen in Italien, die sich daselbst auf das schrecklichste bekämpften, zu versöhnen und

zugleich die kaiserliche Oberherrlichkeit, welche die Habsburger aufgegeben hatten, wieder herzustellen. Diesem Plane stimmten alle deutschen Fürsten bei, und Papst Clemens V., der auf Betrieb des französischen Königs den päpstlichen Stuhl 1305 nach Avignon verlegt hatte, stellte ihm die Kaiserkrönung in Aussicht; denn dieser von Frankreich abhängige Papst suchte damals in dem deutschen Könige eine Stütze gegen Frankreich.

Heinrich unternahm daher den Römerzug, und als er Italien betrat, jauchzten ihm viele zu, die dort von ihm für ihre Partei Unterstützung erwarteten; selbst der große Dichter Dante hoffte durch ihn die unseligen Wirren, in welche Italien seit der Abwesenheit der Kaiser verfallen war, beigelegt zu sehen. Ohne Widerstand erfolgte sein Einzug in Mailand, wo er die lombardische Krone erhielt, welche, weil die alte, sogenannte eiserne, von der welfischen Partei verpfändet war, durch eine neue, goldene, ersetzt werden mußte. Bald bekam er die Welfen gegen sich: er mußte bald da, bald dort einen Aufstand niederschlagen, und Brescia konnte er erst nach einer viermonatlichen Belagerung einnehmen. Dadurch bekamen seine Gegner in Rom Zeit, und als er vor dieser Stadt ankam, fand er die Parteien in zwei feindlichen Lagern einander gegenüberstehend. Er erstürmte zwar das Capitol, konnte aber die Peterskirche nicht einnehmen und mußte sich daher im Vatikan von einem päpstlichen Cardinallegaten krönen lassen (1312). Als hierauf die meisten Deutschen in seinem Heere wieder in die Heimat zurückgekehrt waren, erhoben sich unter dem Borgang von Florenz, das er vergeblich belagerte, alle Welfen gegen den Kaiser, und auch Robert von Neapel zog mit verstärkter Macht gegen ihn aus.

Jetzt gab Heinrich seine bisherige Stellung auf, rief alle Ghibellinen zu den Waffen und schloß mit dem aragonischen König Friedrich von Sicilien ein Bündniß. Schon landeten die Sicilianer in Calabrien, schon sandten die Pisaner und Genuesen ihre Hilfsflotten, schon war Verstärkung aus Deutschland im Anzug, die ihm zugleich Kaiser Albrecht's schöne Tochter Katharina als Braut zuführen sollte, als der Kaiser plötzlich zu Buonconvento (bei Siena) starb, und dadurch nicht nur die Hoffnung auf Wiederherstellung der Kaiserherrschaft in Italien schwand, sondern auch dieses Land wieder in das Wirrniß der Parteiungen zurückfiel, in welcher die Freiheit des Bürgerthums vollends untergieng.

Die Behauptung, daß Heinrich von einem Mönch mit der Abendmahlskostie vergiftet worden sei, und als er die Wirkung des Giftes spürte, dem Thäter verziehen und ihm gerathen habe, die Flucht zu ergreifen, stellen allerdings einige unter den gleichzeitigen Geschichtschreibern auf, wogegen die andern mit gleicher Bestimmtheit behaupten, er sei an einem nach großer Anstrengung bei der Sonnenhitze durch den unvorsichtigen Genuß rothen Weins entstandenen Fieber und wegen Mangels ärztlicher Pflege gestorben. Sein Leichnam wurde in Pisa beigesetzt.

159. Der Tod dieses Kaisers war ein Unglück für Deutschland; denn es entstand nun wieder eine Doppelwahl, indem von der bayerischen, anfangs durch den luxemburgischen Anhang unterstützten Partei im Jahre 1314 Ludwig der Bayer, von der habsburgischen, durch die päpstlich-französische Politik unterstützten Partei Friedrich der Schöne von Oesterreich erwählt wurde.

Bayern theilte sich damals in Ober- und Niederbayern. Oberbayern war eben-

falls getheilt: der kleinere Theil gehörte Ludwig, der größere mit der Pfalz und der Kurwürde seinem Bruder Rudolf. In Niederbayern hatte Herzog Otto III. 1312 für seinen unmündigen Sohn jenen Ludwig von Oberbayern zum Vormund gesetzt; der Adel des Landes aber berief den Herzog Friedrich von Oesterreich zum Vormund. Darüber entstand Fehde, in welcher Ludwig den Friedrich bei Samelsdorf 1313 besiegte, worauf dieser auf die Vormundtschaft verzichtete unter der Bedingung, daß Bayern ihm bei der Kaiserwahl seine Stimme gebe. Pfalzgraf Rudolf versprach es; ob auch Ludwig ihm seine Stimme zugesagt habe, ist ungewiß; jedenfalls wurde er gegen seinen Willen von seiner Partei gebrängt, die Wahl selbst anzunehmen. Friedrich wurde in Sachsenhausen (bei Frankfurt) gewählt und in Bonn vom Erzbischof von Köln gekrönt; Ludwig wurde auf der Frankfurter Seite des Rheins gewählt und in Aachen vom Erzbischof von Mainz gekrönt. Da Frankfurt Ludwig die Thore öffnete und sein Recht anerkannte, erschien er in den Augen der meisten Zeitgenossen um so mehr als der rechtmäßige König, da er mit drei, Friedrich nur mit zwei unbestrittenen Stimmen gewählt worden war. Ludwig's Wähler waren Mainz, Trier, Brandenburg, Johann von Böhmen und Johann von Sachsen-Lauenburg; Friedrich's Wähler Pfalzgraf Rudolf, Köln, Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnthen.

1315 Beide Könige waren von Charakter edel und milde, ja Friedrich fast zu weich, und doch entstand zwischen ihnen, bei dem verschiedenen Interesse, das ihr Anhang vertrat, ein heftiger Krieg, welchen besonders Friedrich's Bruder, der kräftige Leopold, der um jeden Preis die Krone wieder an das österreichische Haus bringen wollte, aufs leidenschaftlichste betrieb. Auf Friedrich's Seite standen außer seinen Erblanden die Pfalz und Köln, Ungarn und Neapel; auf Ludwig's Seite traten Böhmen, Thüringen und die meisten Städte am Mittel- und Niederrhein; in Friedrich fand der Adel, in Ludwig der Bürgerstand seine Stütze. Weil auch die schweizerischen Waldstätten für Ludwig Partei nahmen, da sie von den Habsburgern nicht die Bestätigung ihrer Freiheit erwarten konnten, so zog Herzog Leopold mit dem Kern des oberländischen Adels gegen die ihm verhassten Schweizerbauern, wurde aber von den Eidgenossen in dem Engpaß bei Morgarten völlig geschlagen, und mußte mit ihnen einen Waffenstillstand eingehen. Darauf erhielten die drei Waldstätten vom Kaiser Ludwig die Bestätigung ihrer Freiheit und erweiterten nach und nach durch Aufnahme von Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern ihre Eidgenossenschaft.

In der Schlacht bei Morgarten standen 1300 Eidgenossen den 9000 Oesterreichern gegenüber. Als letztere in den Paß einrückten, warfen 50 Landesverbannte, aber patriotische Schweizer, die den Sattelberg besetzt hatten, Felsblöcke und Baumstämme auf die Vorüberziehenden, wodurch diese gehemmt und in Unordnung gebracht wurden. In diesem Augenblicke erfolgte der Angriff des eidgenössischen Heeres, wobei ein Theil der Oesterreicher erschlagen, ein Theil in den Aegerisee gesprengt wurde. Während die Schweizer nur 15 Tödtzählte, fielen österreichischer Seits 1500 Gemeine und 640 Edle. Mit Noth entkam Leopold mit dem Reste nach Winterthur. Die Eidgenossen traten hierauf wieder in Brunnern zusammen und erneuerten am 9. Dec. 1315 in einer förmlichen Einigungsurkunde ihren Bund auf ewige Zeiten. König Ludwig bestätigte ihn 1316 und zog die österreichischen Güter in der Schweiz als Reichslehen ein.

Doch konnte Leopold seinem Bruder schon im folgenden Jahre bei Esslingen wieder Hilfe bringen; denn die Oesterreicher konnten Bayern von zwei Seiten her bedrängen, vom Inn aus und von den sogenannten vorderen Ländern aus. Daher dachte Ludwig beim Anblick der großen Verheerungen im J. 1319 daran, dem Elend im Reich durch Verzichtleistung

auf die Krone ein Ende zu machen; aber seine Verbündeten stärkten ihn zur Ausdauer.

Nachdem sich der Krieg in Deutschland sieben Jahre lang unentschieden hingezogen hatte, kam es endlich zwischen beiden Königen im Jahr 1322 zur **Schlacht bei Ampfing** oder Mühldorf (im Salzburgischen), in welcher Ludwig durch die Kriegskunst seiner Feldhauptleute Konrad Schlüsselbund und Seyfried Schweppermann (?) siegte und Friedrich gefangen wurde.

Friedrich lagerte mit 30,000 Mann (worunter 5000 ungarische Reiter waren) beim Städtchen Mühldorf und wollte die Ankunft seines Bruders Leopold abwarten, der vom Rhein und von Schwaben her gegen den Lech im Anzuge war. Indessen rückte Ludwig gegen Friedrich und lagerte sich in der Nähe von Mühldorf auf der Höhe von Ampfing. Voll Ungeduld, den langjährigen Kampf zu beenden, nahm Friedrich, ohne seinen Bruder abzuwarten, wider den Rath seiner Freunde, die Schlacht an und kämpfte, im goldenen Harnisch leuchtend, mit der größten Tapferkeit den Seinen voran. Ludwig hatte Anordnung und Leitung der Schlacht Schweppermann übergeben: auf dem linken Flügel standen König Johann von Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbayern; die Oberbayern hielten das Centrum; einen Hinterhalt bildeten 600 Reiter mit österreichischem Feldzeichen, vom Burggrafen Friedrich von Nürnberg geführt, die durch ihr rechtzeitiges Eingreifen die Entscheidung herbeiführten. Nach einem zehnständigen harten Gefecht wichen vor Friedrichs Ungeheuer die Böhmen und Bayern, und kaum entgieng König Johann der Gefangenschaft. Da ließ Schweppermann den Hinterhalt hervordringen, den anfangs die Oesterreicher für die Vorhut Leopolds hielten, bis sie enttäuscht in Verwirrung geriethen und die Flucht ergriffen. Friedrich setzte verzweiflungsvoll den Kampf fort, ward aber von seinem verwundeten Roß zu Boden geworfen, vom Ritter Albrecht von Rindsmaul überwältigt und dem Burggrafen übergeben. Mit noch 1400 gefangenen Rittern vor den König Ludwig geführt, wurde er von diesem mit den Worten empfangen: „Beter, wir sehen Euch gerne!“ und darauf mit nach München genommen, von wo er auf die Burg Trausnitz (bei Rabburg in der Oberpfalz) gebracht wurde. Schweppermann ehrte Ludwig noch auf der Wahlstatt dadurch, daß er, als in der Gegend wegen Mangels an Lebensmitteln nur wenige Eier für die Fürsten aufgebracht werden konnten, diese mit den Worten herumreichen ließ: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei“. — (Gleichzeitige Chroniken und Urkunden erwähnen jedoch dieses Feldherrn bei der Samelsdorfer, nicht bei der Ampfinger Schlacht. Die erste bayrische Chronik, die ihn als Feldherrn bei Ampfing kennt, ist aus dem Jahre 1495.)

Dessenungeachtet wollte Leopold, als Vertreter der österreichischen Partei, den Sieger nicht anerkennen und setzte den Krieg fort, während Papst Johann XXII., ein Franzose von Geburt, darauf ausgieng, die Macht des französischen Königs, unter dessen Einfluß der päpstliche Stuhl seit seiner Verlegung nach Avignon (s. oben 158 a. E.) stand, auf Kosten Deutschlands zu erhöhen.

Weil Ludwig dem Galeazzo Visconti von Mailand ein Hilfsheer sandte, daß dort die päpstlichen und neapolitanischen Truppen zwang, die Belagerung von Mailand aufzuheben, so schalt ihn der Papst einen Beschüßer der Irrgläubigen und ließ zu Avignon öffentlich anschlagen, daß kein von den Fürsten Ernählter den Titel „römischer König“ führen dürfe, ehe der römische Stuhl ihm das Recht dazu erteilt habe. Dagegen berief sich Ludwig auf das Herkommen und erklärte, daß er vor einem allgemeinen Concilium beweisen wolle, daß dieser Papst selbst ein Irrgläubiger sei.

Hierauf schleuderte Papst Johann am 23. März 1324 den Bannstrahl gegen ihn, belegte seine Länder mit dem Interdict und reizte die Polen zu einem Einfall in Brandenburg, das Ludwig einige Zeit vorher, nach dem Erlöschen des brandenburgisch-askanischen Hauses, seinem 9jährigen

Sohne Ludwig als Reichslehen gegeben hatte (ohne die Ansprüche der beiden andern askanischen Linien anzuerkennen). Drei Monate nach der Bannung verkündigte der Papst Ludwig's Absetzung und rückte mit der Absicht heraus, die deutsche Krone dem Könige Karl IV. von Frankreich (dem letzten Capetinger) zuzuwenden. Aber dieser Plan, für den schon mehrere deutsche Fürsten (besonders Leopold von Oesterreich, der deshalb mit diesem Könige zu Bar ein persönliches Abkommen traf) gewonnen waren, scheiterte an der vaterländischen Gesinnung des Erzbischofs Balduin von Mainz und seines Bruders, des Deutschordens-Commenthurs Berthold von Baged.

Bei dem Streite mit dem Papste hatte Ludwig denjenigen Theil der Minoriten (Franciskaner) für sich, der die Unfehlbarkeit des Papstes bestritt und den Grundsatz aufstellte, daß das Concilium über dem Papste stehe. Ebenso traten Gelehrte, wie Meister Ulrich von Augsburg, Johann von Gent und Marsilius von Padua, desgleichen die Universitäten von Paris und Bologna auf und bekämpften in Schriften die angemessene Obergerichtsbarkeit des Papstes.

Weil indes weder der Papst, noch Leopold die von Ludwig gestellten Bedingungen der Ausöhnung annahm, und Ludwig wahrnahm, daß die lang verzögerte Freigebung Friedrich's ihm mißdeutet wurde, so begab er sich persönlich nach Trausnitz und setzte Friedrich, um den sich seine Gemahlin blind geweint hatte, unter der Bedingung in Freiheit, daß er der Krone entsage und seine Partei zum Frieden bewege.

Weil aber Friedrich weder seine Brüder noch den Papst zum Nachgeben bringen konnte, so stellte sich der treue Mann freiwillig wieder zur Kasse ein, so daß Ludwig, dadurch gerührt, in dem Münchener Vertrage vom Sept. 1325 die Regierung mit ihm theilte, so daß sie, gleich als eine einzige Person, alles gemeinschaftlich pflegen und handeln, die wichtigsten Reichsgeschäfte zusammen besorgen und dabei im Vorſitz wechseln wollten; ja sie sollen sogar Wohnung, Tisch und Lager mit einander getheilt haben. Diese deutsche Art offener Versöhnung und Freundschaft konnte der Papst Johann anfangs gar nicht glauben, bis er selbst Nachricht davon erhielt; da rief er aus: „Es ist wirklich wahr, man hat mir's aus Deutschland geschrieben“.

Doch diesem Uebereinkommen versagten die Kurfürsten ihre Zustimmung, weil es dem Reichsgrundgesetz zuwiderlief. Der Papst aber bot auf's neue alles auf, die Kurfürsten zur Absetzung Ludwig's und zur Wahl des Königs von Frankreich zu bewegen. Schon erbot sich Ludwig, um der Bedrängniß ein Ende zu machen, zur Abtretung der Krone an Friedrich, als unvermuthet Leopold (1326) starb, so daß sich nun Friedrich freiwillig in die Stille der Burg Güttenberg zurückzog, und sich Ludwig's Stellung und Macht in Deutschland mehr befestigte.

160. Um aber vorzüglich in Italien dem Papste seine Stützen zu entziehen und sich die Kaiserkrone zu holen, zog Ludwig selbst über die Alpen, erklärte auf den Rath der ihn umgebenden, gegen den päpstlichen Hof zu Avignon wirkenden Franciscanerfraction, an deren Spitze Ludwig's Leibarzt Marsilius von Padua stand, den Papst Johann XXII. für einen des apo-

hollischen Stuhles unwürdigen Regier, ließ sich am 31. Mai 1327 zu Mailand die lombardische und in Rom die römische Krone von dem Haupt der herrschenden Partei, Colonna, im Namen des römischen Volks durch zwei gebannte Bischöfe geben, und setzte daselbst einen Minoriten unter dem Namen Nicolaus V. zum Papst ein. Weil es ihm aber an Geld und Mannschaft fehlte und ihm die Neapolitaner schon die Zufuhr ab schnitten, so lehrte er mit seinem Papste eiligst nach Deutschland zurück, wo eben Friedrich vor Gram gestorben war (1330).

Auf dieser Rückkehr aus Italien errichtete Kaiser Ludwig in Angelegenheiten seines Hauses 1329 den Hausvertrag von Pavia, wonach die Rheinpfalz wieder von Bayern getrennt wurde und dieselbe (nebst einem Theile von Oberbayern, der von da an den Namen Oberpfalz bekam) den Söhnen und Nachkommen seines verstorbenen Bruders, Rudolfs I. zufiel. Zwischen Bayern und der Pfalz sollten aber die Familienbände fortbestehen, die Kurwürden zwischen beiden wechseln, Streitigkeiten durch Austrag beigelegt, keine Landestheile veräußert, weibliche Nachkommen von der Regierung, so lange männliche vorhanden, ausgeschlossen sein und, im Falle des Erlöschens der niederbayerischen Linie, alle obigen Vertragspunkte sich auch auf Niederbayern erstrecken.

Alle Versuche Ludwig's zur Versöhnung mit dem Papste Johann XXII., der den Bann nur um den Preis der Thronentsagung zurücknehmen wollte, waren vergeblich. Zwar starb der 90jährige Papst: allein auch der folgende Papst, Benedict XII., stellte, obgleich milder gesinnt, doch, ebenfalls von Frankreich abhängig, die gleiche Forderung, obgleich Ludwig sich sogar zur Kirchenbuße und zum Huldigungsseid gegen den päpstlichen Stuhl erbot. Da endlich raffte sich Ludwig auf, schloß mit England ein Bündniß gegen Frankreich, ließ auf einem großen Reichstag zu Frankfurt, zu welchem er auch Abgeordnete der Städte berief, alle päpstlichen Richtersprüche gegen den Kaiser für nichtig erklären, hob insbesondere das Interdict im ganzen Reiche auf und forderte auf das Andrängen der Stände die Kurfürsten auf, das deutsche Wahlrecht und die Würde der deutschen Nation gegen die Annakungen des päpstlichen Stuhles zu wahren.

Da traten die Kurfürsten (mit Ausnahme Johann's von Böhmen, der unterdessen mit dem bayerischen Hause zerfallen war und sich an Frankreich angeschlossen hatte) zusammen und schloßen zur Aufrechthaltung der Ehre, Rechte und Freiheit des Reiches den ersten Kurverein zu Rense (oberhalb Coblenz am Rhein 16. Juli), welcher den Grundsatz aufstellte, daß hin- 1338-
fort jeder von der Mehrheit der Fürsten gewählte König und deutsche Kaiser seine Würde und Macht von Gott habe und zu deren Ausübung nicht erst die päpstliche Bestätigung bedürfe. Damit war die Unabhängigkeit des deutschen Reichs von der römischen Hierarchie ausgesprochen, und in den meisten Ländern Deutschlands freute man sich darüber, ja in den oberdeutschen Städten wurden alle Geistlichen, die dagegen sprachen, vertrieben.

In dem gleichen Jahre erschien König Eduard III. von England persönlich auf dem Reichstag zu Coblenz, wo nicht nur der oben erwähnte Grundsatz des Kurvereins mit noch andern zweckmäßigen, die Reichssicherheit betreffenden Anordnungen festgestellt, sondern auch die Klagen Eduard's gegen Frankreich gerecht befunden wurden, so daß ihm vom Kaiser die Krone Frankreichs und Hilfe auf sieben Jahre zugesprochen ward. Indes wußte der französische König Philipp VI. dieses Bündniß dadurch zu trennen, daß er dem Kaiser seine Vermittlung mit dem Papste anbot, welcher übrigens, ebenfalls auf Betrieb Philipp's, mit der Aufhebung des Bannes abgerie und darüber sprach.

Als hierauf der neue Papst Clemens VI. mit den alten maßlosen Anforderungen an Ludwig auftrat, die nicht bloß sein persönliches Verhältniß betrafen, sondern selbst seine Stellung zum Reiche gefährdeten, so berief Ludwig 1344 einen Reichstag nach Frankfurt, und ließ von den Fürsten sowohl, als auch von den Städteabgeordneten die Forderungen des Papstes als reichsverderblich erklären. Weil aber bald darauf die Fürsten in dieser Sache wieder uneinig wurden und deshalb die förmliche Protestation gegen den Papst nicht zu Stande kam, so sah sich Ludwig genöthigt, fortwährend mit dem päpstlichen Stuhle zu unterhandeln und hatte dabei zugleich mit der Eifersucht des luxemburgischen und österreichischen Hauses zu kämpfen.

Dessenungeachtet ließ Kaiser Ludwig die Sorge für Ordnung und Frieden im Reiche nicht außer Acht, und weil ihm von Anfang an die Städte so treue Dienste geleistet hatten, so nahm er auf ihre Hebung Bedacht; denn sie waren es, welche ihm am willigsten Geldmittel und Streitkräfte boten, weil sie zum Handel und Gewerbe Ruhe und Ordnung bedurften, wört sie von den Fürsten so oft beeinträchtigt wurden. Deshalb begünstigte Kaiser Ludwig auch ihre Einigungen, vorzüglich in den oberrheinischen Gegenden und im nordöstlichen Deutschland.

Unter den Städten hob er besonders München, das er in seiner spätern Regierungszeit häufig zu seiner Residenz machte, da die alte Sitte, Lieferungen zum Unterhalt des umherziehenden Königs Hofes zu geben, anfang in Abgang zu kommen. Er gab dieser Stadt, gleich einer Reichsstadt, freie Selbstverwaltung, begnügte sich mit einer mäßigen, aber festen jährlichen Abgabe und sorgte durch eigene Soldmannschaft für die Straßenicherheit. Ebenso entrichteten ihm alle Reichsstädte willig ihre Abgaben.

Da auch er oft die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Kaiser ohne Macht bei dem allgemein wachsenden Streben der Fürsten und Städte nach möglichster Selbständigkeit nicht viel ausrichten konnte, so gieng er auf Vermehrung seiner Hausmacht aus, wiewohl er dadurch die Eifersucht seiner Feinde, insbesondere der Luxemburger, noch mehr erregte. Erwähnt wurde bereits oben, daß er seinem ältesten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg gegeben, der dann in der Folge in erster Ehe die dänische Prinzessin Margaretha heiratete, um dadurch gegen seine norddeutschen Nachbarn eine Stütze zu bekommen. Als Erbschaft zog der Kaiser 1340 Niederbayern (nach dem Tode seines Schwiegersohnes Johann) an sich, wiewohl er damit der pfälzischen Linie zu nahe trat, welcher nach dem Hausvertrag von Pavia ein Antheil gebührt hätte. Auffallender erschien eine andere Erwerbung, insofern damit ein Eingriff in die geistlichen Rechte des Papstes verbunden war: der Kaiser trennte nämlich 1332 die Ehe der Erbgräfin von Tyrol, Margaretha Maultasch, mit des Böhmenkönigs Sohne Johann Heinrich (oder Johann dem jüngern), den sie stets ferne von sich hielt, durch eigenmächtigen Dispens, um durch die neue Vermählung derselben mit seinem ihr verwandten, seit einiger Zeit verwitweten Sohne Ludwig dem Brandenburger die Grafschaft Tyrol zu erwerben und sie dem luxemburgischen Hause zu entziehen, dessen Feindschaft dadurch auf das Höchste stieg. Kaiser Ludwig selbst hatte sich in zweiter Ehe mit Margaretha, der ältern Schwester des letzten Grafen Wilhelm (IV.) von Holland vermählt, und als dieser in der Folge (1346) ohne Nachkommen starb, so zog der Kaiser das reiche Erbe (Holland,

Seeland, Friesland und Hennegau), auf das auch die andern Schweftern Wilhelm's Anspruch machten, als Reichslehen ein und belieh damit seine Gemahlin und nachher mit ihrem Willen seinen zweiten Sohn Wilhelm, der in der Reihe seiner sechs Söhne der vierte war.

Die also wachsende Macht des Kaisers, der nun von Tyrol aus Italien bedrohen konnte, ja wirklich vorhatte, durch einen Zug dahin den König Ludwig von Ungarn in seinem Anspruch auf den durch König Robert's Tod erledigten Thron von Neapel zu unterstützen, erschreckte sowohl den König Philipp, der eben durch einen Krieg mit England beschäftigt war, als auch den Papst, der auf diese Weise seine beiden Stützen (Frankreich und Neapel) gelähmt sah. Da erneuerte und verschärfte Clemens VI. im April 1346 den Bann gegen den Kaiser und stellte durch die drei geistlichen Kurfürsten, sowie durch Böhmen und Sachsen, einen Gegenkönig aus dem luxemburgischen Hause auf und zwar in Karl von Mähren, dem Sohn des alten Böhmenkönigs Johann. (Bei der Wahl desselben zu Rense, am 11. Juli, fiel das alte Reichsbanner in den Rhein und ward nicht mehr gefunden).

Sogleich zog der Kaiser von Tyrol aus an den Rhein, wo ihm alle Städte samt den weltlichen Fürsten wider diesen Gegner beistanden, der, weil er sich nicht im Felde halten konnte, vom Niederrhein aus mit seinem erblindeten Vater nach Frankreich gieng, um dem König Philipp gegen den König Eduard beizustehen. Dort in der entscheidenden Schlacht bei Crécy (August 1346) fiel der wilde Böhmenkönig unter den Streichen des schwarzen Prinzen, Eduard's Sohn, und mit genauer Noth rettete sich Karl durch die Flucht.

Noch einmal suchte Kaiser Ludwig den Papst zur Zurücknahme des Bannes zu bewegen und wollte ihm das Beaufsichtigungsrecht in Ansehung des Königthums einräumen; dagegen protestierten die treuen Städte auf dem vom Kaiser angeordneten Städtetag zu Speyer (im Sept. 1346) auf das feierlichste und verwarfen alle päpstlichen Verfügungen samt der Wahl des Luxemburgers. Vergebens suchte sich dieser den Eingang in Aachen zu erzwingen: er mußte sich in Bonn vom Erzbischof von Köln (den 26. Nov.) krönen lassen. Hierauf fiel er, unterstützt von den Italienern, im März 1447 in Wälschtyrol ein, um von Trient aus in Niederbayern einzubringen; er wurde aber von Ludwig dem Brandenburger zurückgewiesen und zog sich nach Böhmen zurück.

Eben hatte Kaiser Ludwig am Oberrhein eine Erhebung des schwäbischen Adels mit Hilfe der Städte bekämpft, als er, nach München zurückgekommen, am 11. Oct. 1347 auf einer Bärenjagd bei Fürstenseld am Schläge starb.

Der 63-jährige Kaiser, dem am Morgen dieses Tages ein Kind geboren worden war, ließ frühlich an der Mittagstafel, als ihn plötzlich ein Uebelbefinden ankam; rasch stellte er, um sich davon durch Bewegung zu befreien, eine Jagd an, auf der er todt vom Pferde sank. — Während dieser politischen Wirren wurde Deutschland zwischen den Jahren 1337—1348 durch verschiedene furchtbare Landplagen heimgesucht. Zuerst kamen drei Jahre hindurch verheerende Heuschreckenzüge; auf diese folgte an vielen Orten Hungernoth; darauf erschütterte ein Erdbeben die Alpenländer, so daß Berge einstürzten, und in Ränthen die Stadt Villach und 30 Ortschaften zerstört wurden. Zuletzt er schien der schwarze Tod, d. i. eine Pest, die, aus Asien über Aegypten, Italien, Frankreich in Deutschland einbrechend, ganze Städte und Dörfer verödete. So verlor Basel 14000, Straßburg 16000, Lübeck 19000 Einwohner. Alles dies setzte die

Gemüthlicher in einen Schrecken, der viele zum heilsamen Nachdenken, viele aber zu wahrhaft wahnsinnigen Buhfahrungen trieb, wie man sie an den Flagellanten oder Geißelbrüdern sah, deren Treiben der Staat und die Kirche mit Acht und Bann Einhalt thun mußte.

Kap. 28. Die luxemburgischen Kaiser. *)

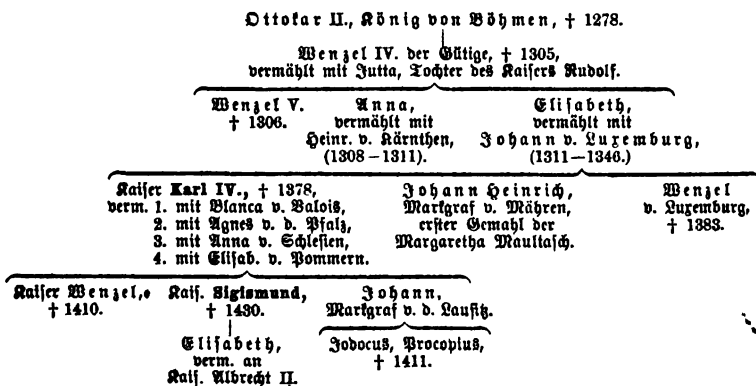
Histor. Atlas, Tab. XI.

161. Noch war der von der päpstlich-französischen Politik aufgestellte Luxemburger nicht am Ziele. Denn die bayerische Partei (Mainz, Pfalz, Brandenburg und Sachsen) trug die Krone zuerst König Eduard III. von England an und, da dieser sie ausschlug, dem Markgrafen Ernst von Meissen, der sich von Karl mit 10,000 Mark Silbers zum Rücktritt bewegen ließ.

Als um diese Zeit in Brandenburg der falsche Waldemar (ein dem letzten verstorbenen Markgrafen aus dem anhaltischen oder ascanischen Hause ähnlich sehender Betrüger) gegen den Markgrafen Ludwig auftrat und in vielen brandenburgischen Städten und bei den anhaltischen und sächsischen Fürsten ernstlichen Anhang fand, so unterstützte Karl diesen Aufstand mit aller Macht. Daher trug die bayerische Partei die Reichskrone dem ritterlichen, kriegserfahrenen Günther von Schwarzburg an, der sie annahm, nachdem ihm die mittelsächsischen Fürsten versprochen hatten, ohne seine Einwilligung weder mit Karl, noch mit dem Papste unterhandeln zu wollen.

Allein Karl wußte die bayerischen Fürsten dadurch auf die Seite zu ziehen, daß er (da seine erste Gemahlin, Blanca von Valois, einige Jahre zuvor gestorben war) um Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, warb und versprach, das Recht des Markgrafen Ludwig auf Brandenburg (mit Ausschluß der Oberlausitz) anzuerkennen und dem falschen Waldemar seinen Beistand zu entziehen. Der auf diese Weise verlassene Günther

*) Genealogie des böhmischen und luxemburgischen Hauses:



wollte nun die Waffen entscheiden lassen; er erkrankte aber plötzlich und ließ sich durch Ludwig den Brandenburger bestimmen, vor seinem Tode seine Kronansprüche um 20,000 M. S. an seinen Gegner abzutreten. Dieser erkannte Ludwig's Recht auf Tyrol an und gewährte dem verstorbenen Günther eine königliche Bestattung.

Jetzt erst, nachdem er sich durch eine neue allgemeine Wahl und Krönung im römisch-deutschen Königthum hatte bestätigen lassen, sah sich den 25. Juli 1349 **Karl der Vierte** im unbestrittenen Besitz der Reichsregierung. Durch seine diplomatische Gewandtheit, welche er am Hofe von Frankreich und Avignon sowie in Italien gewonnen hatte, und durch seine berechnende Klugheit erhielt er sich in derselben. Hierin, sowie in der Verfolgung seines Sondervortheils, erwies er sich als Begründer der modernen deutschen Staatskunst.

Aus Karl's IV. früherem Leben sei zum Verständniß seines Charakters hier nur folgendes nachgeholt. Er war in Prag geboren, wurde von seinem launenhaften Vater 1323 in seinem 8. Jahre zu seinem Oheim, dem König Karl IV., nach Paris gesandt, wo er eine wissenschaftliche Bildung erhielt, so daß er später für den gelehrtesten Fürsten des Mittelalters galt: er sprach und schrieb die böhmische, französische, deutsche, italienische und lateinische Sprache. In seinem 17. Jahre ward er von seinem Vater bei dessen abenteuerlichem Versuche, sich in der Lombardei festzusetzen, zum Statthalter der Lombardei gemacht. Da er sich aber darin ungeachtet einiger Siege nicht halten konnte, erhob ihn sein Vater 1333 zum Markgrafen von Mähren und Statthalter von Böhmen. Als solcher faßte er den Plan, Prag nach dem Muster der französischen und italienischen Städte zu verschönern und sein czechisches Vaterland auf eine höhere Stufe der Cultur zu heben. Er stellte zunächst die Unordnung im Finanzwesen ab, führte eine allgemeine Steuer ein und sorgte für bessere Verwendung der Einkünfte. In dem Maße, als er dadurch die Liebe der Böhmen gewann, erregte er die Eifersucht seines Vaters, der ihn sogar aus seiner Nähe verwies, aber ihn bald wieder in's Amt einsetzte. Als dann sein Vater, der sich meistens in Frankreich aufhielt, in einem Feldzug daselbst um eines seiner Augen kam, erkannten die böhmischen Stände 1341 den nun 25jährigen Karl als Kronerben an, worauf es ihm gelang, die schlesischen Herzoge zur Anerkennung der böhmischen Lehenshoheit zu vermögen, wie er denn überhaupt darauf ausging, Böhmen zur Grundlage seiner künftigen Kaisermacht zu machen, welche ihm vom Papste bei seiner Wahl zum römischen Könige in Aussicht gestellt wurde.

Schon bei seiner Krönung zum böhmischen König (2. Sept. 1347) hatte er Prag zu seiner Residenzstadt erhoben; er erweiterte sie nachher durch Anlage der Neustadt und sorgte durch Verleihung von Freiheiten und Rechten unermüdet für ihren Flor. Einem schon früher von ihm gefaßten Plane gemäß stiftete er in Prag die erste deutsche Universität den 7. April 1348 und zwar nach den Einrichtungen der Universitäten zu Paris und Bologna und erklärte sie ausdrücklich als eine Lehranstalt für ganz Deutschland, indem er die akademische Bürgerschaft nach vier Nationen einteilte, in die böhmische, wozu die Ungarn und ungarischen Slaven, in die polnische, wozu die Schlesier, Russen und Litthauer, in die bayrische, wozu die süddeutschen und rheinischen Stämme, in die sächsische, wozu die Norddeutschen, Dänen und Schweden gerechnet wurden. Wie sehr er damit dem Bedürfnisse entgegenkam, ersieht man daraus, daß diese Universität bald nach ihrer Stiftung 5000 bis 7000 (fünfzig Jahre nachher sogar 20,000 Studierende) zählte, von denen viele vorher ihre Bildung im Ausland gesucht hatten.

Am Stiftungstage derselben erklärte er Böhmen für ein Erbland sei-

nes Hauses, um dadurch die in Wahlreichen gewöhnlichen Parteiwirren abzuschneiden. Auch legte er im J. 1350 (und wiederholt 1355) den böhmischen Ständen ein neues Gesetzbuch zu einer gründlichen Verbesserung der Rechtspflege und zur Abstellung des Fehdeunfugs und Raubwesens vor, konnte es aber nicht zur Annahme bringen und mußte sich begnügen, durch andere Uebereinkünfte den ärgsten Mißbräuchen abzuhelpen. Nachdem er sodann die Oberpfalz (als Mitgift seiner zweiten Gemahlin) und Schlefien (daß er sich durch seine dritte Vermählung mit einer polnischen Prinzessin sicherte) Böhmen einverleibt und in verschiedenen Gegenden Deutschlands (z. B. in Franken und im Elsaß) die Landesfriedensordnungen erneuert hatte, hielt er die Zeitumstände für geeignet, zur Erlangung der Kaiserkrone einen Zug nach Italien anzutreten, wo die großen Wirren, welche in Rom durch die republicanischen Bestrebungen Cola Rienzi's geherrscht hatten, zu Ende gekommen waren. Er hatte jedoch vorher dem päpstlichen Stuhle, der sich noch immer in Avignon befand, versprechen müssen, ohne Heer nach Italien zu gehen und Rom unmittelbar nach seiner Krönung wieder zu verlassen, ohne sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen.

So zog er denn, bloß von einem glänzenden Gefolge begleitet, über die Alpen, empfing in Mailand (für die Bestätigung der Herrschaft der Visconti's daselbst, die sie mit großen Summen erkaufen) die lombardische Krone, hielt in Rom einen feierlichen Einzug und wurde am Oftertage den 1355 5. April von zwei Cardinälen im Namen des Papstes als Kaiser gekrönt, verließ aber noch am gleichen Tage die Stadt, um nach Deutschland zurückzukehren. Er versäumte jedoch nicht, unterwegs von italienischen Fürsten und Städten gegen Ueberlassung kaiserlicher Reichsrechte große Geldsummen zu erheben. Doch trug ihm sein ganzes unkaiserliches Benehmen überall Spott ein, und der italienische Dichter Petrarca, der von ihm die Herstellung der Ordnung in Italien erwartet hatte, rief ihm in einem Gesange nach: „Wenn dein Großvater Heinrich dir in den Alpen begegnete, wie würde er dich anreden, daß du dein barbarisches Vaterland dem Besitze Italiens vorziehst!“

Nachdem er in Prag seinen Kaisereinzug gehalten hatte, fuhr er in der eifrigen Sorge für Böhmen fort, stellte den Landfrieden durch Bestrafung der Friedensbrecher und Zerstörung der Raubburgen her, hob durch Sicherung des Handels, Betreibung des Bergbau's, Herbeiziehung deutscher Künstler und Handwerker den Wohlstand seiner Unterthanen und führte auf diese Weise das früher durch seine Barbarei verachtete Böhmen in die Reihe der Culturstaaten ein.

Um auch für das gesamte deutsche Reich etwas zu thun, erließ er nach einigen Berathungen mit den Reichsständen zu Nürnberg und Meß (9. Jan. u. 25. Dez.) 1356 die goldene Bulle als „unverbrüchliches, ewiges“ Reichsgesetz, in welchem das Wahlrecht und die andern Befugnisse der sieben Kurfürsten, namentlich die Untheilbarkeit der Kurfürstenthümer, sowie die Kaiserwahl und die Krönungsordnung festgesetzt wurde, um den jedesmaligen Streitigkeiten der Wahlparteien ein Ende zu machen. (Die nähern Bestimmungen der goldenen Bulle, die sich auf die Beschränkung des Fehderechts, auf das Verbot der Aufnahme von Pfahlbürgern, auf das Verbot der Innungen und Einigungen ohne eingeholte landesherrliche Genehmigung

erstreckten §. 175). Karl IV. ahnte wohl nicht, daß er mit diesem Reichsgeſetze den Grund des mächtigſten Widerſtandes gegen Kaiſer und Papſt legte, weil das Anſehen der Kronegewalt von dem Kaiſer, als der Einheit auf die Vielheit des Kurfürſtencollegiums übergieng und dadurch auch die andern Fürſten gereizt wurden, den Kurfürſten im Ringen nach landesherrlicher Gewalt nachzuſtreben, was die weitere Folge hatte, daß dann auch die Ritterschaft und die Städte einen ſchroffen Gegenſatz bildeten, um ſich durch geſchloſſene Einigungen gegen die Gefahr des Verluſtes ihrer Selbſtändigkeit zu ſchützen. (175.)

Nachdem Kaiſer Karl IV. ſeinen Sohn Wenzel, ein kaum zweijähriges Kind aus dritter Ehe, 1363 zu ſeinem Nachfolger in Böhmen hatte krönen laſſen, begab er ſich im J. 1365 perſönlich nach Avignon und verabredete mit Papſt Urban V. die Zurückverſetzung des päpſtlichen Stuhls nach Rom. Frankreich willigte nur unter der Bedingung ein, daß Karl, der ſich bei dieſer Gelegenheit zu Arles die burgundiſche Krone aufſetzte, die ehemals mit ihr verbundenen Rechte nicht anſprach und den franzöſiſchen Dauphin mit dem Reichsvicariate von Arles beſetzte. Als ſodann Urban 1367 nach Rom zurückgekehrt war, trat der Kaiſer 1368 wieder einen Zug nach Italien an, griff die trotzig aufſtrebenden und alle ihre Nachbarn tyranniſierenden Viſconti's an, machte aber in kurzem Frieden mit ihnen und eilte nach Rom, wo er ſeine Gemahlin vom Papſte krönen ließ, was dieſer unter der Bedingung that, daß der Kaiſer bei dem Zug von der Engelsburg in die Peterskirche neben des Papſtes Zelter einhergieng und das Pferd am Zaum führte, worüber ein Theil der Römer es nicht an Spott fehlen ließ. Ueberall in Italien mit Aufständen bedroht, mußte er ſich nur dadurch zu helfen, daß er allgemeine Amneſtie ertheilte. Von da an blieb Italien wieder ſich ſelbſt überlaſſen.

Auf ſeiner Rückkehr mußte ſich der Kaiſer theils durch Verleihung von Vorrechten, theils durch Erlaß von Strafen große Geldſummen zu verſchaffen, wie er denn auch nachher in Deutſchland durch Ertheilung ungemessener Freiheiten an die Reichsſtädte, ſo wie durch Erfindung des Briefadels reichliche Geldmittel erhielt, die er zur Verſtärkung und Erweiterung ſeiner Hausmacht bedurfte. Um ſeine Macht im Nordoſten zu befeſtigen, mußte er die beiden jüngſten Söhne Ludwig's des Bayern, Ludwig den Römer und Otto in Brandenburg, zu einem Erbvertrag zu bereben und ihnen durch die Heirat ſeiner Tochter Eliſabeth mit jenem Otto und zuletzt faſt mit Gewalt das Markgraſthum Brandenburg um den Spottpreis von 500,000 Gulden abzudrängen, worauf er dasſelbe Böhmen einverleibte. Gegen Polen ſicherte er die böhmischen Länder nach dem Ausſterben der Jagellonen durch einen Vertrag mit dem König Ludwig dem Großen von Ungarn, mit deſſen Tochter Maria der Kaiſer ſeinen zweiten Sohn, Sigismund, verlobte. Auch mit der Hanſa ſuchte er zum Beſten ſeiner Hausmacht eine nähere Verbindung einzugehen, und that der Stadt Lübeck die Ehre eines feierlichen Beſuches an; aber obgleich der Bürgermeiſter deſſen dabei erklärte, „nur der Kaiſer ſei Herr in Lübeck“, behauptete doch die Hanſa ihre freie Stellung und führte nach wie vor ihre Kriege, ohne ſich um den Kaiſer zu kümmern.

Nachdem er noch in Schwaben zwiſchen den Städten und ihrem Hauptbedränger, Grafen Eberhard II., mehrmals ſich bemüht hatte, Ruhe und Frieden herzuſtellen, ohne jedoch mit ſeiner ſchmieglamen und ſchwankenden Poſition eine durchgreifende Ordnung zu Stande zu bringen, war er darauf bedacht, ſeinem Hauſe die Nachfolge im römisch-deutſchen Königthum zu ſichern. Dabei wich er von dem in der goldenen Bulle aufgeſtellten Grund-

saß ab, indem er die Gunst der Städte durch das Zugeständniß des Einigungsrechtes zu gewinnen suchte. Da auch die Kurfürsten und der Papst seinem Wunsche geneigt waren, so wurde sein Sohn Wenzel am 10. Jan. 1376 in der Wahlversammlung zu Frankfurt gewählt und die Wahl durch den nachfolgenden Papst bestätigt.

Wahrscheinlich um diesen Sohn nicht allzu mächtig erscheinen zu lassen, nahm er eine Theilung seiner Erbländer unter seine drei Söhne vor. Wenzel erhielt Böhmen; von seinen beiden Söhnen aus vierter Ehe bekam Sigismund die Mark Brandenburg, Johann die Lausitz nebst Schweidnitz. Kurz darauf starb der entkräftete Kaiser zu Prag am 29. Novbr. 1378 im 63. Lebensjahre und hinterließ das deutsche Reich in der bedenklichsten Lage. Denn jedenfalls enthält das von dem nachmaligen Kaiser Maximilian I. über ihn gefällte Urtheil, daß er, während er für Böhmen ein wahrer Vater war, für das deutsche Reich ein „Stiefvater“ gewesen sei, eine Wahrheit.

1378 162. Die Verwicklungen, in denen Karl IV. das deutsche Reich hinterließ, steigerten sich, als Wenzel (Wenzeslaus), Karl's ältester, erst 17jähriger Sohn zur Regierung kam. Anfangs nicht ohne guten Willen, aber noch unerfahren, dabei von Natur reizbar, heftig und, wenn ihm etwas fehlschlug, gleichgiltig und schlaff, hatte er dessen ungeachtet in den ersten zehn Jahren seiner Regierung das ernstliche Streben, einerseits die schon kurze Zeit vor seines Vaters Tode entstandene Kirchenspaltung durch Anerkennung und Beschützung des rechtmäßigen Papstes Urban VI. zu unterdrücken, anderseits den öffentlichen Landfrieden in Deutschland herzustellen, was ihm freilich in Böhmen nicht schwer war, wo von seinem Vater her noch gute Ruhe und Ordnung herrschte. Allmählich aber, durch seine leidenschaftliche Jagdlust und durch nichtswürdige Günstlinge aus dem niedern Adel verleitet, wurde er ernstern Geschäften abgeneigt, eigensinnig und streitsüchtig, verfiel in Trunksucht, Wollust und Grausamkeit und wurde zuletzt ein bis zur Verrücktheit jähzorniger Wütherich, unter dessen thörichter und nachlässiger Regierung das Kaiserthum zum Spott ward. Italien, Burgund, die Schweiz und die Niederlande thaten, was sie wollten, und in Deutschland herrschte eine wilde Unordnung und Rechtlosigkeit, so daß jeder Stand durch Einigung mit seines Gleichen sich selbst Schutz und Hilfe zu verschaffen suchte. So kam es, daß sich einerseits die früheren Städtebündnisse theils erweiterten theils vermehrten, anderseits auch besondere Adelsbündnisse sich bildeten die mit jenen in beständigen landesverheerenden Fehden lebten.

Unter den Städtebündnissen war die norddeutsche Hanse unterdessen zu so großer Macht und Bedeutung gelangt, daß sie die gefürchtetste nordische Seemacht war und es mit ihren Flotten und Kriegsheeren siegreich mit der Fürstenmacht aufnehmen konnte (179). Im Südwesten Deutschlands war der schwäbische Städtebund angekommen, welcher die städtischen Freiheiten im Kampf gegen die Grafen von Württemberg und andere den Städten feindliche, ihnen zum Theil verschuldete Fürsten und Herren mit Glück verteidigte. Als König Wenzel 1379 dem Herzog Leopold II. von Oesterreich die Reichsvogtei in Ober- und Nieder-Schwaben durch Pfandverschreibung übertrug, sahen jene Städte darin eine neue Gefahr und vereinigten sich mit den rheinischen Städten zu gegenseitigem Schutz, wodurch sie bedeutend an Macht wuchsen. Daß es den Städten möglich war, solche Schutz- und Trugbündnisse zu schließen und nach Gefallen Krieg zu führen, kam eben von den ausgedehnten Freiheiten her, die ihnen Wenzel's Vater, Karl IV., für Geld verkauft hatte;

kein Wunder, daß dadurch die kleinen Fürsten und der Adel zur Eifersucht gereizt wurden, da sie meinten, die Freiheit für sich allein in Anspruch nehmen zu können.

Die Ritterbündnisse wurden, einige damals, andere in den folgenden Jahrzehnten, von den kleineren Fürsten und Herren geschlossen, theils um die Städte zu bekämpfen, theils um die Selbständigkeit gegen die größeren Fürsten zu vertheiligen. Neben dem Schleglerbund und Falkenbund, den Rittern vom goldenen Horn u. a. war der Löwenbund der mächtigste, indem er eine, durch das Elsaß, den Breisgau, durch Schwaben, Franken und Bayern reichende Adelskette bildete.

Weil in diesen kleinen Bürgerkriegen die unter sich zwieträchtigen Ritterbündnisse gegen die Städte oft den Kürzern zogen, so brachte der (in 161 a. E. schon genannte) Graf Eberhard II. der Greiner von Württemberg, dieser Erbfeind der Städte, die Adelsbündnisse in Schwaben und am Rhein (an die er sich mit den Fürsten von Baden und Zollern angeschlossen hatte) dahin, sich mit dem schwäbischen und dem rheinischen Städtebunde im Vertrag von Ehingen 1382 zu einem Landfrieden zu vereinigen und sich gegenseitig gegen die Angriffe der mächtigeren Fürsten zu unterstützen. Nun versuchte es Wenzel auf einem Reichstage zu Nürnberg 1383, jedoch nur mit Zuziehung von Fürsten, einen allgemeinen Landfrieden zu Stande zu bringen. Da sich aber weder die Städte noch die übrigen Fürsten dazu verstanden, so suchte er wenigstens jene südwestdeutsche Landesfriedenseinigung durch Bestätigung in der Heidelberger Stallung 1384 auf vier Jahre unter seine Aufsicht zu bringen.

163. Die Furcht vor der wachsenden Macht Oesterreich's am Oberrhein und in Schwaben, über welche Länder, wie oben erwähnt, Herzog Leopold II. von Oesterreich die Landvogtei bekommen hatte, bewog die oberdeutschen Städte, sich mit der schweizerischen Eidgenossenschaft zu verbinden. Diese war unterdessen durch den Beitritt der von Habsburg abgefallenen Städte Lucern, Zürich, Glarus und Zug und durch den Zutritt des mächtigen Bern (welches mit Eidgenössischer Hilfe durch Rudolf von Erlach's Sieg bei Laupen (1339) den Uechtländischen Adel gedemüthigt hatte) zum Bunde der acht alten Orte herangewachsen.

Da jedoch die Eidgenossen vor einem Krieg außer ihren Grenzen Scheu trugen, so konnten sie auch nicht, falls sie angegriffen wurden, die oberdeutschen Städte zur Hilfe anbieten. Dadurch bekam Leopold den Rücken frei und faßte den Entschluß, die von den Eidgenossen seinem Großvater bei Morgarten (159) zugefügte Schmach zu rächen und die Schweizer wieder dem habsburgischen Hause zu unterwerfen. Er zog daher, an der Spitze des schwäbisch-oesterreichischen Adels, von Baden im Margau aus, um über Luzern in's Gebiet der Bierwaldstätten zu dringen. Aber die Eidgenossen brachten ihm am 9. Juli in der Schlacht bei Sempach durch die edelmüthige 1386 Aufopferung Arnold's von Winkelried eine gänzliche Niederlage bei. Der tapfere Leopold selbst kam mit 676 edlen Herrn ums Leben.

Es hatten innerhalb zwölf Tagen 167 Herren den Eidgenossen Fehde angelegt. Eine Abtheilung des Ritterheeres sollte die Stadt Zürich beschäftigen, das Hauptheer aber Sempach züchten und dann weiter vordringen. Aber die Züricher, zeitig gewarnt, entzanden die bei ihnen befindlichen Luzerner, Urner, Unterwaldner und Schwyzer durch das Reuthal nach Sempach, um das Städtchen zu entsetzen. Man rüstete sich eben zum Sturm auf das Städtchen, als am Waldsaum der eidgenössische Entsatz erschien. Leopold, von einigen Herren gemahnt, die vor Zürich liegende Abtheilung erst abzu-

warten, verwarf jeden Aufschub, und ein Ritter von Oßenstein sprach vom Sieben und Braten der rebellischen Bauern. Als im Beginn des Kampfes die 4000 vom Kopf bis zum Fuß geharnischten Ritter sahen, daß das nur 1300 Mann starke Häuflein der meist ungepanzerten Eidgenossen zu Fuß anrückte, übergaben sie, des ungleichen Kampfes sich schämend, ihre Pferde den Troßknechten und rüdten in geschlossenen Reihen mit vorgehaltenen Speeren vor. Vergebens suchten die Eidgenossen diese Eisenmauer zu durchbrechen, und viele waren schon den Speeren der Ritter erlegen. Da rief Arnold Struthan von Winkelried (aus Unterwalden): „Getreue, liebe Brüder! ich will euch eine Gasse machen! Sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ sprang vor und umfaßte mit beiden Armen so viel Speere, als er konnte, drückte sie sich in die Brust und machte durch die Wucht seines fallenden Körpers in die feindliche Reihe eine Lücke, in welche die Eidgenossen eindrangten und mit ihren Morgensternen und Hellebarden das stolze Heer zersprengten und zermalmten. Manche Ritter erstickten im Gedränge unter ihren Panzern; viele, die fliehen wollten, riefen nach ihren Pferden, aber die Troßknechte waren auf denselben entflohen. Sterbend hielt Ritter Ulrich von Harburg das blutige Banner in die Höhe und rief umsonst: „Rette Oesterreich!“ Als Herzog Leopold sein Banner sinken und so viele Edle fallen sah, stürzte er sich in das wildeste Schlachtgetümmel, um den Tod zu suchen; denn, sagte er zu denen, die ihn abmahnten, er wolle lieber ehrlich sterben als unehulich leben. Man fand ihn nachher todt an der Seite des Bannerträgers der Stadt Freiburg liegen.

Durch diesen Sieg der Eidgenossen, sowie durch einen zweiten, den sie bei Näfels den 9. April 1388 über den süddeutschen Adel errangen, wurde die Freiheit der Schweiz noch fester begründet. Ihre Standhaftigkeit ermutigte auch die schwäbischen und rheinischen Städte zur ferneren Ausdauer. Denn als, ungeachtet der erneuerten Landfriedens-Einigung (1387 zu Mergentheim), die bayerischen Herzoge Stephan III. von Bayern-Ingolsstadt und Friedrich I. von Bayern-Landschut, in das bundesgenössische Gebiet des Erzbischofs von Salzburg einfielen und einige Städte schädigten, so rüsteten sich die verbündeten Städte in Bayern, Franken und Schwaben gegen die Herzoge von Bayern und deren Verbündete in Württemberg und Pfalz. Dies war die nächste Veranlassung, daß im Jahre 1388 der **große Städtekrieg** ausbrach, der ganz Süddeutschland mit schrecklicher Verheerung heimsuchte. Es erlitten jedoch die Städte schwere Niederlagen und zwar zuerst bei Döffingen gegen Eberhard den Greiner von Württemberg, dann bei Worms gegen den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz. Die Erbitterung beider Theile war groß. Bei dem Dorfe Döffingen lagerten vor dem Kirchhofe 5000 Städtische, welche von Ulm her in Württemberg eingefallen waren, als Eberhard mit 7000 Mann gegen sie anrückte und sein Sohn Ulrich, an der Spitze der Vorhut, voll Begierde sich für eine bei Neutlingen erhaltene Schlappe zu rächen, die Städter ungestüm angriff. Diese kämpften aber so muthig, daß Ulrich mit mehreren andern Herren fiel. Als Eberhard dies sah, rief er den Seinen zu: „Erschreckt nicht, mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Haltet euch tapfer: seht der Feind flieht!“ Diese Kriegslust wirkte, und als Eberhard eben frische Mannschaft erhielt, flohen zuerst die Nürnberger und rheinischen Söldner, bald das ganze Städttheer. Hierauf brachten es die Fürsten auf dem Reichstag zu Eger (1389) dahin, daß die Verbindungen der Städte aufgelöst wurden, worauf der süddeutsche Landfriede auf sechs Jahre wieder zu Stande kam. Zu einem allgemeinen Landfrieden aber konnte es nicht gebracht werden, da weder im Norden noch im Süden die Macht des Kaisers ausreichte.

Es machten nämlich die Türken unter Sultan Bajazeth, der den Griechen be-

reits fast alle ihre Provinzen entriffen hatte, einen Angriff auf Ungarn, dessen Krone Wenzel's Bruder, der Kurfürst Sigismund von Brandenburg, mit König Ludwig's d. Br. Erbtochter Maria empfangen hatte. Er hatte in Ungarn eine Partei gegen sich, und dieser Umstand, sowie der Abfall Siebenbürgens verwickelte ihn in den Krieg mit den Türken. Sigismund wäre verloren gewesen, wenn nicht von Deutschland aus der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz mit dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, und von Frankreich aus des dortigen Königs Sohn, Philipp von Burgund, mit 8000 Franzosen Hilfe gebracht hätten. Durch diese wurden alsdann die Türken zurückgedrängt, und obgleich sie nachher in der Bulgarei bei Nikopolis 1396 durch ihre Uebermacht über Sigismund siegten, so drangen sie doch für diesmal nicht mehr weiter vor. (Von Sigismund's weiterem Schicksal nach dieser Schlacht s. unten 165.)

Sowie Wenzel durch seine Trägheit dem Reiche zum Verderben war, so war er für sein Erbland Böhmen (nach dem ersten Drittheil seiner Regierung) zum Unsegen. Nicht nur machte er sich dort durch seine tyrannische Art der Zurückforderung der verpfändeten Kron Güter den Adel, sondern auch durch grausame Behandlung der Kleriker, insbesondere durch die Ertränkung des erzbischöflichen Vicars Johann von Pomuk (des h. Nepomuk) die Geistlichkeit zum Feind, so daß gegen ihn eine vom Adel ausgehende und gegen seine Regierung gerichtete Verschwörung, der böhmische Bund genannt, sich bildete, und er in Gefangenschaft gerieth, woraus ihn seine Brüder Johann und Sigismund befreiten.

Wenzel führte bei den Jagden, Trinkgelagen und Turnieren ein wüßtes Leben. Von seiner Grausamkeit wird erzählt, daß er unter seinem Gefolge einen Scharfrichter hatte, den er nur seinen „Gebatter“ nannte, und durch den er nicht selten ohne allen Prozeß den Leuten die Köpfe vor die Füße legen ließ. Ebenso führte er Koppeln wilder Hunde mit sich, die er öfters auf die Leute hegte. Wurde doch seine Gemahlin Elisabeth, als sie einst in der Nacht aufstand, von einem dieser Hunde zerissen! Als in einem Aufstand des Volkes gegen die Juden 3000 derselben erschlagen wurden, eignete er sich ihr hinterlassenes Vermögen zu. Als er vom böhmischen Adel die verpfändeten Kron Güter zurückforderte und die Theilhaftigen sich weigerten, ließ er auf einem Landtag jeden Edelmann in ein schwarzes Zelt kommen; wer sich nun zur Herausgabe seines Guts nicht bereit erklärte, den ließ er in ein rothes Zelt abführen und darin enthaupten. Als einige hingerichtet waren, gaben die Uebrigen alle nach. Besonders hatte er es auf die Geistlichkeit abgesehen, die er häufig verpöhlte und bei Vergehungen härter bestrafte als andere. Als der Erzbischof von Prag ihm wegen seiner Eingriffe in die geistlichen Rechte entgegentrat, stieß Wenzel in der Wuth einem Domherrn, der den Erzbischof verteidigte, den Schwertknauf in's Gesicht und ließ zwei andere soltern, ja den einen davon, Johann von Pomuk, am 20. März 1393 in der Nacht von der Brücke in die Moldau stürzen. — In den böhmischen Bund, den der Adel zum Sturz der verhakten Kabinettsregierung stiftete, ließ sich auch Wenzel's Vetter Jobocus (Johs) von Mähren ziehen, und auch Albrecht von Oesterreich begünstigte den Bund. Eines Tages wurde Wenzel auf einer Reise überfallen und nach Prag zurückgebracht, wo ihn die Aufständischen bewachten. Als sein Bruder Johann von der Laufz zu seiner Befreiung vor Prag rückte und die Bürger für die Uebergabe gewann, war Wenzel schon weiter gebracht worden. Während Johann eine Vermittlung anstrebte, starb er, worauf Sigismund eine Eilhe mit dem böhmischen Bunde zu Wege brachte, wonach Wenzel die Regierung zurückgegeben wurde. Dafür übertrug Wenzel Sigismund das Reichsvicariat in Deutschland. Doch wurde dieser gleich darauf von jeder Mitwirkung in Deutschland durch die Ungarn bedrohende Türkengefahr abgehalten.

Bereits faßten mehrere Reichsfürsten den Gedanken an eine Aenderung im deutschen Regiment, und es traten einstweilen der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz und der Kurfürst von Mainz mit Wenzel's Feinden in Italien, den Florentinern, in Verbindung. Dort hatte Galeazzo Visconti von Mailand fast ganz Oberitalien unter seine Herrschaft gebracht

und zur Befestigung seiner Selbständigkeit sich vom Kaiser Wenzel die erbliche Herzogswürde von Mailand für 100,000 Goldgulden erkaufte und sich dadurch einen Platz in der Reihe der Reichsfürsten verschafft. Wenzel gab sich dazu her, weil er bei dem Römerzug, den er vorhatte, sich auf die Macht der Visconti stützen wollte, denen Florenz widerstrebte.

Als Wenzel 1397 nach langer Unbekümmertheit endlich einmal wieder aus Böhmen nach Deutschland sich aufmachte und auf einem Frankfurter Reichstage einen zehnjährigen Landfrieden zu Stande brachte, beschränkten die Kurfürsten von der Pfalz, von Mainz und Trier denselben auf fünf Jahre. Als er sodann das kirchliche Schisma (zwischen Bonifaz IX. in Rom und Benedict XIII. in Avignon) durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige Karl VI. von Frankreich aufheben wollte, ward er 1399 theils durch eine Krankheit theils durch neue Unruhen in Böhmen daran verhindert.

Diese neuen Unruhen rührten wieder von dem böhmischen Herrenbund und gleichzeitig von Sigismund her und waren gegen Procopius von Währen gerichtet, welchen Wenzel während seiner Abwesenheit aus Böhmen zum Statthalter von Böhmen gemacht hatte.

Als Wenzel wieder nach Böhmen zurückgekehrt war, besprachen sich die vier rheinischen Kurfürsten zu Mainz im September 1399 und zu Frankfurt am 1. Februar 1400 über die Wahl eines andern römischen Königs, der jedoch nicht aus dem luxemburgischen Hause sein dürfte. Da Wenzel zur Abwehr dieser Gefahr keine energischen Schritte that, so luden die genannten Kurfürsten den Kaiser Wenzel vor ihre Versammlung in Oberlahnstein und schritten, weil Wenzel dieser unberechtigten Vorladung keine Folge leistete, am 21. August verabredetermaßen zur Wahl des Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz.

Kurfürst Rudolf von Sachsen, der noch in Frankfurt gegen diese Wahl sich ausgesprochen hatte, war inzwischen von kurfürstlich-mainzischen Dienstleuten überfallen, gefangen und „wie zufällig“ getödtet worden. Der Kurfürst von Mainz betrieb diese Wahl so eifrig, weil er fürchtete, daß, wenn Papst Bonifaz, von dem er sein Pallium erhalten hatte, abgesetzt würde, auch er von seinem Erzbisthum abtreten müßte. Die Gründe der Wähler zu Wenzel's Absetzung waren, weil er 1. der Kirche nicht zum Frieden verholfen, 2. durch Visconti's Erhebung das Reich geschwächert, 3. die Ordnung im Reich nicht hergestellt, 4. persönlich viele Grausamkeiten begangen und 5. sich um Kirche und Reich nichts gekümmert habe: darum werde er als „ein unnützer und faumseliger Entgliederer des Reichs“ der Krone verlustig erklärt.

164. Ohne Wenzel's Einspruch und ohne dessen Bedingung, daß er seinem Gegner den Titel „römischer König“ zugestehen wolle, wenn dieser ihn als Kaiser anerkenne, zu beachten, ließ sich der am 21. Aug. 1400 gewählte Ruprecht von der Pfalz, genannt Clem., nach dem herkömmlichen Einzug in Frankfurt, nicht in Aachen, das ihm die Thore schloß, sondern in Köln am 6. Jan. 1401 krönen. Aber auch er vermochte, ungeachtet seiner guten Eigenschaften, weder in Deutschland noch in Italien Ordnung und Ruhe herzustellen. Denn die Fürsten, die sich zu Wenzel's Absetzung geeinigt hatten, waren auch gegen Ruprecht wenigstens darin einig, sich durch ihn in keinem ihrer errungenen Rechte beschränken zu lassen, und dadurch sah sich der Kaiser in allem, was er für das Reich unternahm, gehemmt. Als er, gemäß dem bei der Wahl gegebenen Versprechen, Mailand mit dem Reiche wieder zu vereinigen, in Gemäßheit eines Reichstagsbeschlusses, rasch

entschlossen von Augsburg aus einen Zug über die Alpen gegen den Herzog Johann Galeazzo Visconti unternahm, erlitt er 1401 bei Brescia gegen den besser gerüsteten Feind eine solche Niederlage, daß er nach längeren vergeblichen Unterhandlungen verarmt nach Deutschland zurückkam.

Unterdessen hatte sich Wenzel mit dem böhmischen Herrenbund und mit seinen Verwandten verglichen, indem er sich einen ihm zur Seite gestellten Reichsrath gefallen ließ; ja er hatte mit seinem Bruder Sigismund sogar die Regierungsgewalt in Böhmen getheilt; auch machte er ihn wieder zum Reichsvicar und hoffte mit seiner und Visconti's Hilfe sich die Kaiserkrönung zu verschaffen. Allein der Tod Galeazzo's und die Hinnahme des Papstes zu Ruprecht vereitelte den Römerzug. Bei Wenzel's eigenfinnigem und launenhaftem Charakter kam es dahin, daß Sigismund ihn gefangen nach Wien bringen ließ, von wo er jedoch bald entkam (1403), um in Böhmen wieder sein altes Regiment fortzuführen, während in Deutschland ihn nur noch einige Reichsstädte anerkannten.

Wenzel gewann nicht nur den Markgrafen Jobst dadurch für sich, daß er ihm nach dem Tode des Procopius die Lande desselben überließ, sondern wußte auch die Herzoge von Oesterreich durch Erneuerung der Erbvereinigung seines Vaters auf seine Seite zu bringen. Daher sah sich Ruprecht vielfach gehemmt, und als er durchgreifen wollte, trat ihm derselbe Erzbischof von Mainz, der seine Wahl betrieben hatte, dadurch entgegen, daß er mit Württemberg, Baden und mehreren schwäbischen Reichsstädten am 14. Sept. 1405 den Marbacher Bund, angeblich zum Schutze des Landfriedens, im Grund aber gegen Ruprecht errichtete, so daß sich dieser nur durch Aufopferung königlicher Einkünfte und durch Bestätigung dieses Bundes in seiner Stellung erhalten konnte. Zu solcher Schwäche war durch die Eigensucht der Fürsten bereits das Kaisertum herabgesunken.

Weil Kaiser Ruprecht in dem wachsenden Kirchenstreite unter den sich bekämpfenden Päpsten fortwährend an Gregor XII. hielt und deshalb seine Gegner ihm mehr und mehr Anhänger entzogen, so faßte er den Entschluß, seinen Hauptgegner, den Erzbischof von Mainz, mit den Waffen zu bekämpfen; allein noch ehe es zum Kampfe kam, starb Ruprecht am 18. Mai 1410 zu Oppenheim am Rhein.

165. Die Zeit nach Ruprecht's Tode gewährt die sonderbare Erscheinung, daß drei Kaiser und drei Päpste zugleich, jene um die höchste weltliche, diese um die höchste geistliche Würde stritten. Den oben erwähnten Zwiespalt in der Kirche hatte das Concilium zu Pisa durch Absetzung der zwei gleichzeitigen Päpste (Gregor's XII. in Rom und Benedict's XIII. in Avignon, und durch Erwählung eines neuen (Alexander's V. und, nach dessen baldigem Tode, Johann's XXIII.) zu heben geglaubt; aber da jene erlirten nicht wichen, so war die Kirche dreispaltig. Und da nach Ruprecht's Tode die neue Kaiserwahl getheilt war, indem von der einen Partei Wenzel's Bruder, der mehrerwähnte Sigismund König von Ungarn und Kurfürst von Brandenburg, von der andern Partei der alte Markgraf Jobst von Mähren (Wenzel's Oheim) gewählt wurde, Wenzel aber seine Absetzung nie anerkannte, so war auch das deutsche Reich dreihauptig, doch nur auf kurze Zeit. Denn da Jobst nach seiner Krönung (1411) starb, und Wenzel mit seinem Bruder Sigismund sich dahin verglich, daß er diesem das deutsche Königthum überließ, sich aber den Kaisertitel vorbehielt, so wurde zu Frankfurt am 21. Juli 1410 Sigismund einstimmig gewählt.

Sigismund, ein Mann von schönem Wuchs und Gesicht, blondgelocktem Haar und angenehmer Haltung, vieler Sprachen kundig, redfertig, geistig-rührig, wegen seiner angeborenen Freundlichkeit und heitern Geselligkeit bei jedermann beliebt, aber zum Leichtsinne, zur Sinnlichkeit und zur Verschwendung sehr geneigt, war nach der oben erwähnten Niederlage bei Nikopolis nach Konstantinopel entflohen und von da nach Ungarn zurückgekehrt. Weil aber dort unterdessen seine Gemahlin Maria gestorben war, hatten seine Gegner unter den Magnaten die Oberhand, so daß er in ihre Gefangenschaft gerieth. Er entkam jedoch nach Böhmen, sammelte ein Heer, eroberte Ungarn und blieb von da an im Besiz desselben. Polen, das ihm auch durch seine Gemahlin erblich zugefallen war, hatte er nicht behaupten können.

Seine erste Sorge als deutscher König war auf die Herstellung des Kirchenfriedens gerichtet. Es war auch hohe Zeit, der Zerrüttung ein Ziel zu setzen, welche durch die erwähnte Kirchenspaltung (das große Schisma) in alle Lebensverhältnisse gedrungen war. Von den drei Päpsten (Benedict XIII. zu Avignon, Gregor XII. zu Rimini und Johann XXIII. zu Rom) verfluchte jeder den andern samt seinem ganzen Anhange, so daß die Gemüther derjenigen, deren religiöse Ueberzeugung mit dem Glauben an päpstliche Unfehlbarkeit innig verbunden war, in den größten Zwiespalt mit sich selbst geriethen.

Dazu kam noch, daß der letztgenannte Papst Johann diese hohe Würde durch seinen Wandel entehrte, und daß überhaupt alle drei Päpste, weil die dreifache Zertheilung der Kirche ihre Einkünfte geschwälert hatte, kein Mittel zum Gelderwerb scheuten und daher mit geistlichen Aemtern und Indulgenzen sehr anstößigen Wucher trieben.

Dadurch zerstörte das Papstthum selbst sein Ansehen, und während früher die Landeskirchen der verschiedenen christlichen Staaten in den weltlichen Regenten oft ihre Bedrücker gesehen und bei dem Papstthum, als der obersten Gesamtkirchenregierung, Schutz gesucht und gefunden hatten, sahen sie jetzt in dem Papstthum mit seinen simonistischen und merkantilen Bestrebungen einen drückenden Gegner. Weil dabei vielfach die Ausübung des geistlichen Berufs mehr und mehr vernachlässigt wurde, so nahm auch die sittliche Ausartung des Volks überhand. Der „französirte“ Papst Hof zu Avignon selbst war ein trauriges Beispiel sittlicher Verderbtheit und für den größten Theil des Klerus ein Deckmantel grober sinnlicher Ausschreitungen, so daß selbst viele Aebte und Mönche in Jagden und Gelagen, bei Turnieren und anderen Festen den Zeitvertreib ihres müßigen Lebens suchten.

So war es kein Wunder, wenn wegen solcher „Aergernisse“ sich die Völker dem päpstlichen Stuhle immer mehr entfremdeten und Ruhe und Friede aus vielen Herzen und Häusern wich, oder wenn sich nicht wenige gegenkirchlichen Vereinen anschloßen, um von dort aus die Heilung der Kirche zu versuchen, oder wenn sie neue separatistische Sekten stifteten und im unbestimmten Bußtrieb und in krankhaften Genugthuungen subjectiver Erregtheit ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen suchten. Die ganze Christenheit sehnte sich endlich nach einer Reformation an Haupt und Gliedern, und die größten theologischen Stimmführer jener Zeit erkannten und forderten als das einzige Mittel dazu ein vom Papst ganz unabhängiges, freies allgemeines Concilium.

166. Von dem Kanzler der Universität zu Paris, Johann Gerson, dem

damals berühmtesten Theologen, aufgefordert und von den übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten Europa's unterstützt, suchte daher Sigismund den Papst Johann zur Ausschreibung eines Conciliums zu bewegen. Dieser wollte sich anfangs nicht dazu verstehen. Als aber der König Ladislaus von Neapel in seinem Streite mit dem römischen Stuhl gegen Rom vordrang und Johann sich vor ihm nach Bologna flüchten mußte, gab er der Forderung Sigismund's nach, und so kam im Jahr 1414 die **allgemeine Kirchenversammlung zu Konstanz** (Constanz) zu Stande, welche sämtliche Gebrechen der Kirche heilen sollte.

Zugegen waren — zwar nicht gleich im Anfang, aber doch im Laufe des Conciliums — von geistlicher Seite: Papst Johann, der mit einem Gefolge von 600 Personen, meist Italienern, angekommen war; die Stellvertreter der beiden andern Päpste (Gregor's XII., der damals in Rimini, und Benedict's XIII., der nach seiner Vertreibung aus Avignon zu Perpignan in Spanien residierte), drei Patriarchen (von Jerusalem, Konstantinopel und Aquileja), die Großmeister aller Ritterorden, 33 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, über 200 Bischöfe und Weihbischöfe, 124 Äbte, 33 Universitätslehrer, mehrere tausend Priester und eine große Zahl von Mönchen; von weltlicher Seite, außer dem Kaiser, der erst später erschien, die Gesandten des griechischen Kaisers und aller europäischen christlichen Fürsten, selbst ein türkischer Gesandter, und überdies gegen 1600 weltliche Fürsten und Herren, alle mit zahlreichem Gefolge, so daß zur Zeit des größten Zusammenflusses in und um Constanz zuweilen über 100,000 Menschen gezählt wurden, und diese Stadt vier Jahre hindurch der Schauplay der buntesten Welt aus allen Theilen Europa's war. Für die äußere Ordnung im allgemeinen hatte der rheinische Pfalzgraf Ludwig der Bärtige, als Stellvertreter des Kaisers, zu sorgen.

Papst Johann glaubte, es werde einzeln nach Köpfen abgestimmt werden, und dann hoffte er, sich durch die deshalb mitgebrachte Menge seiner italienischen Prälaten halten zu können; allein das Concilium stimmte nach den vier Hauptnationen (worunter man die deutsche, französische, englische und italienische begriff, an welche die andern vertheilt waren), und erklärte, daß man sich außer der Abstellung des Schisma und der Tilgung der Ketereien auch mit einer Reformation der Kirche zu beschäftigen habe.

Der deutschen Nation wurden zugerechnet: die Ungarn, Böhmen, Polen, Preußen, Russen, Griechen, Kroaten und Dalmatier; der französischen: die Normannen, Spanier und Portugiesen; der englischen: die Irländer, Schottländer, Dänen, Norweger und Schweden; der italienischen: die Provençalen, Lombarden, Römer, Venetianer, Neapolitaner und Sicilianer. Die Abgeordneten jeder dieser vier Hauptnationen stimmten zuerst in besonderen Versammlungen, und was auf diese Weise durch drei Nationen gleichmäßig beschlossen wurde, galt als Conciliumsbeschluss. In allen Kirchenjachen, welche nicht Glaubensartikel betrafen, durften auch die Universitätsgelehrten, Könige und Fürsten mitstimmen.

Eine wichtige Folge dieser Abstimmungsweise war, daß durch die Stimmen der Deutschen, Engländer und Franzosen vor jeder anderen Anordnung die Absetzung der drei Päpste beschlossen wurde. Papst Johann suchte zwar durch alle möglichen Künste diesen Schlag von sich abzuwenden; allein da besonders die Deutschen fest blieben und zu gleicher Zeit eine Schrift über seinen unmoralischen Lebenswandel verbreitet wurde, so hielt er es für's klügsten, in seine Abdankung zu willigen. Obgleich beschlossen war, daß vor Abstellung des Schisma niemand Constanz verlassen dürfe, gelang es ihm doch, mit Hilfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich während eines von diesem angestellten Turniers, als gemeiner Reiter verkleidet, aus Constanz in das zum Gebiet des Herzogs gehörige Schaffhausen zu entfliehen, von wo aus er seine Absetzung für nichtig erklärte, in der Hoffnung, dadurch das Concilium zu sprengen.

Aber das Concil blieb fest bei seinem Ausspruche und erklärte ausdrücklich, daß es seine Gewalt von Christus und nicht vom Papste habe, daß also auch der Papst sich ihm unterwerfen müsse. Papst Johann, der unterdessen nach Freiburg gewichen war, wurde gefänglich eingezogen und nach Heidelberg gebracht, wo er unter der Aufsicht des Pfalzgrafen einige Jahre in leichter Haft gehalten wurde. Von den zwei andern Päpsten legte Gregor seine Würde ohne Weigerung, Benedict aber nicht einmal dann nieder, als Sigismund selbst nach Spanien reiste und den König von Aragonien vermochte, demselben seinen Schutz zu entziehen; er protestierte wenigstens bis an sein Ende. Der Kaiser machte übrigens diese Reise, auf der er auch nach Paris und London gieng, in dem Sinne, in welchem er dem Concil überhaupt erklärt hatte, daß er „als weltliches Haupt christlichen Volkes“ sich berufen fühle, den Frieden zwischen allen Reichen und Völkern der Christenheit zu gründen.

Im Jahre 1411 hatte Sigismund (mit Wenzel's Einwilligung) die Mark Brandenburg an Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, verpfändet, einen tapfern und einsichtsvollen Mann, welcher sich große Verdienste um Sigismund erwarb und als Statthalter die Markgrafschaft auf's beste verwaltete. Wegen solcher Verdienste verlieh ihm Sigismund die Mark Brandenburg nebst der Kurwürde erblich 1415 und belehnte ihn damit feierlich in Constanz 1417. So wurde der Hohenzoller Friedrich der Stifter des brandenburg-preussischen Hauses. Dagegen kostete dem Herzog Friedrich von Oesterreich jene Unterstützung, die er dem Papste bei seiner Flucht geliehen hatte, seinen ganzen Ländersitz in Folge der Reichsacht, die der Kaiser über ihn verhängte, und die das Reichsheer, von dem Burggrafen geführt, in Verbindung mit den Eidgenossen vollstreckte: (daher des Herzogs Spottname „Friedrich mit der Leeren Tasche“). Er wurde indes nach geleisteter Abbitte begnadigt und erhielt später seine schwäbischen Besitzungen, nicht aber seine schweizerischen zurück, von welchen letzteren Bern den Aargau; Zürich Stadt und Schloß Baden, andere Eidgenossen andere habsburgische Gebietstheile an sich gerissen hatten.

Als es nun an die allgemein geforderte eigentliche Kirchenverbesserung gehen sollte, schlugen die Deutschen vor, die vorhandenen Kirchengebrechen vor der Wahl eines neuen Papstes abzustellen; allein die Italiener wußten die Stimmen der andern Nationen dafür zu gewinnen, daß die Papstwahl zuerst vorgenommen wurde. Sobald der neue Papst, ein kluger Italiener aus dem gräflichen Hause Colonna, unter dem Namen Martin V., gewählt und eingesetzt war, ließ er sich vom Concilium nichts mehr an der ihm verliehenen Gewalt abdringen, sondern schloß mit den einzelnen Fürsten Concordate, d. i. besondere Verträge, welche ungeachtet mancher Zugeständnisse dem päpstlichen Stuhle seine bisherige Gewalt sicherten, die Kirche selbst aber in ihrer Verweltlichung ließen.

Eine Hoffnung blieb den Reformfreunden noch in dem vom Concilium gefaßten Beschlusse, daß alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung, ja die nächste schon nach sechs Jahren zu halten sei. Auch stand seit dem Postnizer Concilium vielen der darin aufgestellte, oben erwähnte Grundsatz fest, daß ein allgemeines Concilium die Kirche vorstelle und der Papst sich den Beschlüssen desselben zu fügen habe. Die Päpste boten fortwährend alles auf, diesen Grundsatz nicht in wirksame Anwendung kommen zu lassen. (176).

167. So war denn eine gemeinsame Lösung der Reformationsfrage nicht zu Stande gekommen. Aber auf der nämlichen Kirchenversammlung

kam eine Verhandlung vor, welche durch ihren verhängnißvollen Ausgang von tief eingreifenden Folgen für die Zukunft der Kirche war.

Es war dies die Verurtheilung des böhmischen Universitätslehrers Johann Hus und der von ihm versuchten Kirchenreform.

In Böhmen, wo die Kirche, ursprünglich von der griechischen gestiftet, den römischen Cultus erst spät und ungern angenommen hatte, und wo längst manche aus Südfrankreich und Piemont vor der Inquisition geflohenen Waldenser lebten (146), auch der hitzige Eifer schismatischer Franziscaner gegen das Papstthum gewirkt hatte, bestand schon lange eine kirchliche Opposition, und einzelne muthige Männer hatten schon laut ihre Stimme gegen die Entartung der Kirche erhoben. Durch die Stiftung der Universität Prag und durch die daran wirkenden Dominicaner und kirchlichen Franziscaner war indes nicht nur das Ansehen der römischen Kirche erhöht, sondern auch ein tieferes Studium aus der Quelle der Schrift und den ältesten Vätern in solchem Grade befördert worden, daß der böhmische Klerus auf Sitten und Bildung des Volkes einen mächtigen Einfluß gewann.

Schon von 1360 an traten in Prag eifrige Prediger auf (wie Konrad Waldhauser, Milicz von Kremsier und später der mehr als Schriftsteller bekannte Matthias von Janow), welche das Gesetz und Evangelium nach dem Worte Gottes mit Geistesmacht unter großem Zulauf verkündigten und dabei das Sittenverderben in der Simeonie der Geistlichkeit und dem Zugus der Laien fürchtlos strafte. Während ihr Wort in den Gemeinden einen so gesegneten Eingang fand, daß die Kleiderpracht verschwand, der Wucher aufhörte oder sich verbarg, viele unrechtes Gut zurückgaben und die öffentlichen Orte der Prostitution in Wohlthätigkeitsanstalten verwandelt werden konnten, wurden sie von pharisäischen Menschen der Irreligie angeklagt, und es zeigte sich schon damals, daß die kirchliche Ueberlieferung von der Lehre der Schrift abgewichen war.

Als jedoch der Professor der Theologie Johann Hus, ein Mann von tief sittlichem Ernst, umfassenden Kenntnissen und großer Verebnsamkeit, den schlimmen Einfluß der verweltlichten Kleriker und Mönche auf das Volk näher kennen lernte, fand er sich berufen, gegen die größten Auswüchse eines todten Ceremoniendienstes zu kämpfen und hatte dabei nicht nur die Gemeinde selbst, sondern auch die meisten böhmischen Professoren, besonders den Magister Hieronymus, viele Hofsleute und Barone, selbst die Königin Sophie auf seiner Seite, welche ihn zum Beichtvater wählte.

Johann Hus war geboren 1369 zu Husinec im Barochiner-Kreise von wohlhabenden Eltern, studierte in Prag, wurde 1393 Baccalaureus, 1396 Magister, trat 1398 als öffentlicher Lehrer an der Universität auf und gerieth schon 1399 mit Collegien in Streit, weil er bei einer Disputation einige Willel'sche Lehrlänge verteidigte. Gleichwohl wurde er 1401 Decan der philosophischen Fakultät und Prediger an der Bethlehemskapelle und erlangte 1403 die höchste akademische Würde als Rector der Universität. — M. Hieronymus, aus einer Familie des niedern Adels in Prag abstammend, war jünger als Hus, hatte sich aber an diesen von früher Jugend an angeschlossen. Er studierte in Oxford, von wo er mehrere in Prag noch unbekannte Werke Willel's mitbrachte, wurde 1398 in Prag Baccalaureus und gieng nach Heidelberg und Paris, wo er Magister wurde, aber durch seine willettischen Lehren Anstoß erregte; erst nach zweijährigen Reisen kehrte er nach Prag zurück.

Schon vor 1385 waren mehrere Bücher Willel's, Professor in Oxford, in Böhmen bekannt geworden und hatten bei einigen Lehrern in Prag, namentlich bei Jacob von Mies, Johann von Jesenic u. a., um so größere Theilnahme gefunden, je mehr seine reformatorischen Gedanken mit den übrigen übereinstimmten.

Am meisten aber hatten die jüngeren, namentlich Hus und Hieronymus,

die wiclefitischen Grundsätze zu den ihrigen gemacht und fanden während Hus' Rectorat 1401—1403 um so freieren Raum zu deren Verbreitung, als die durch das päpstliche Schisma zersplitterte Macht der Kirche sie nicht zu hindern vermochte. Indessen beruhte Hus' reformatorisches Streben weniger auf Lehrsätzen als vielmehr auf einer gründlichen Kenntniß der heil. Schrift, auf seinem unerschütterlichen Glauben, heiligen Ernst und frommen, untadelhaften Wandel, womit sich ein glühender Eifer für die sittliche Hebung des Volkes und gegen die in der That schreiend gewordenen kirchlichen Mißbräuche verband. Während er in seinen Predigten und Vorlesungen statt des Fegfeuers, des Bilder- und Heiligendienstes, des Ablasses den evangelischen Heilsweg durch Buße und Glauben verkündigte, gelang es ihm bei dem Erzbischof Bohnet, dessen Zutrauen er damals genoß, die Abschaffung des Wallfahrtens an solche Orte zu erwirken, deren angebliche Wunder durch Reliquien auf Lüge und Täuschung beruhten (wie sich aus der Untersuchung einer Commission ergab).

Die Lehrsätze, wegen deren Hus später angeklagt wurde, betrafen hauptsächlich das h. Abendmahl, welches er auf die ursprüngliche Einsetzung zurückzuführen suchte, den Ablass für Geld, die Weichte, die Gewalt der Kirche und des Papstes, den weltlichen Besitz des Mönchordens. Seine reformatorische Tendenz war die Rückkehr zum Urchristenthum, und sein Beweis die Berufung auf das Wort der Schrift, deren Ansehen er höher stellte als alle kirchliche Tradition und päpstliche Verordnung, Grundsätze, welche allerdings mit der damaligen kirchlichen Anschauung im offenbarsten Widerspruch standen.

Da diese neue Lehre unter den Böhmen immer mehr Anhang fand, so setzten die deutschen Lehrer in Prag, als Vertheidiger der alten Kirchenlehre, durch einen Universitätsbeschluß die Verwerfung von 45 wiclefitischen Lehrsätzen durch und verfolgten mit Hilfe des Erzbischofs Geistliche und Laien, welche derselben anhiengen. Darauf traten die meisten böhmischen Lehrer, darunter auch Hus, auf die Seite der Verfolgten und erwirkten ein königliches Edict, das den Deutschen ihr Stimmrecht schmälerte und den königlichen Secretär Bdenek zum Rector der Universität ernannte, ein Verfahren, welches die deutschen Lehrer und Studenten so sehr verletzete, daß sie sich gegenseitig verpflichteten, Prag zu verlassen. (1409).

Die Universität Prag war, wie oben (161) erwähnt worden, auf eine Einheitlung der Lehrer und Schüler nach vier Nationen oder Volksstämmen Deutschlands gegründet und darnach wurde in Universitätsangelegenheiten abgestimmt. Weil nun die Deutschen drei Stimmen und die Böhmen nur eine hatten, so entstand in den Böhmen ein Haß gegen die Deutschen, welche die meisten Stellen mit den ihrigen besetzten. König Wenzel, noch in frischem Aerger über seine Absetzung durch die deutschen Fürsten, ließ sich durch die böhmischen Lehrer leicht bewegen, den deutschen Lehrern ihre bisherigen drei Stimmen zu nehmen und sie den Böhmen zu geben. Der Wegzug der Deutschen (es waren über 5000) von Prag veranlaßte die Gründung der Universität Leipzig.

Da sich nun die römische Partei der böhmischen Geistlichkeit durch den wachsenden Anhang Hus' in ihrer Stellung bedroht sah, so klagte sie ihn als Haupturheber der wiclefitischen Ketzerei beim Papste Alexander V. an, der durch den Erzbischof alle wiclefitischen Schriften verbrennen und Hus das Predigen untersagen ließ. Da er nicht gehorchte, folgte seine und seiner Freunde Excommunication (1410). Nachdem Alexander V. gestorben war, ließ der neue Papst Johann XXIII. Hus nach Rom vorladen. Auf Für-

sprache der Universität und auf Wenzel's Protest jedoch sollte seine Sache von neuem, und zwar in Böhmen, untersucht und entschieden werden.

Als bald darauf Papst Johann gegen den König von Neapel einen Kreuzzug predigen ließ und damit einen Ablass verband, erklärte Hus, ein solcher Ablass könne, als in der Schrift nicht gegründet, keine Kraft haben. Die dadurch entstehende Aufregung steigerte sich durch die Leidenschaftlichkeit des Hieronymus so, daß es zu Störungen der bürgerlichen Ordnung kam, indem er in einem öffentlichen Aufzug die päpstliche Ablassbulle verbrannte. Nun setzte Wenzel durch den Prager Stadtrath auf jede öffentliche Schmähung des Papstes und der Bulle die Todesstrafe, und als einige aus dem Volke wirklich verurtheilt wurden, bat Hus für sie um Gnade und setzte, als sie dennoch hingerichtet wurden, ihre Leichen in seiner Bethlehemskirche bei. Da sagten sich mehrere seiner bisherigen Anhänger, darunter der Willefite Palecz, von ihm los, und die Prager Geistlichkeit brachte ihre Klagen vor den Papst, der dann über Hus und Hieronymus den strengsten Kirchenbann verkünden ließ (1412).

Um der Aufregung ein Ziel zu setzen, ließ Wenzel Hus auffordern, Prag zu verlassen, und versprach, für seine Ausöhnung mit dem Clerus zu sorgen. Nun berief sich Hus auf ein Concilium, zog sich nach Aussig (nahe bei dem spätern Tabor) zurück, wo er seine meisten und bedeutendsten Schriften schrieb und mündlich wie brieflich seine Grundsätze vertheidigte. Hieronymus wandte sich nach Polen, um von dort aus die böhmische Kirchenverbesserung auszubreiten.

Als das Concil in Kostniz zusammen kam, erklärte Hus, seine Sache der Entscheidung desselben überlassen zu wollen, und erhielt vom König Sigismund einen Geleitsbrief, von Wenzel drei böhmische Edelleute zur Beschützung. Auf der Reise dahin überall vom Volke gut aufgenommen und geschützt, kam er am 5. November 1414 in Kostniz an, wo ihm zwei Tage nachher der Geleitsbrief erst eingehändigt wurde. Nichts desto weniger ward er nach einigen Wochen auf die Anklagen seiner Gegner (an deren Spitze jener Palecz stand) noch vor einer Untersuchung verhaftet und in einen ungesunden Kerker gebracht, wo er schwer erkrankte. Zwar befahl Sigismund, der noch nicht angekommen war, seine augenblickliche Freilassung; allein durch die heftigere Partei im Concilium bewogen, überließ er ihn dem Concilium zu ungehindertem Verfahren.

Theils Parteihatz seiner früheren Universitätsgegner, theils die Unruhen, welche in Böhmen darüber ausgebrochen waren, weil Jakob von Mies indessen angefangen hatte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen, ver schlimmert seine Lage so, daß er nach dem Schloß Gottlieben in noch strengere Haft gebracht und gefesselt wurde. Ja, er wäre ungehört verurtheilt worden, wenn nicht Sigismund auf einem förmlichen Verhör bestanden hätte.

Bei diesem Verhör, das im Refectorium des Franziscanerloksters von einer besondern Congregation in mehreren Sitzungen gehalten wurde, sollte er alle seine Lehren als Irrthümer unbedingt widerrufen. Dazu verstand er sich nicht, bezeugte aber vor Gott, daß er bereit sei, seine Meinung zu ändern, sobald man ihn mit Gründen der heiligen Schrift würde überwiesen haben.

Auf dieſe Forderung gieng das Concilium nicht ein, und ſo erſchien der Tag der Verurtheilung.

Zwiſchen dem vorlehten und lehten Verhör lagen faſt vier Wochen, während welcher Zeit man im Gefühl der Gefährlichkeit eines Todesurtheils alles Mögliche verſuchte, ihn zum Widerruf zu vermögen. Selbſt ſein Hauptankläger Palecz beſuchte ihn im Gefängniß und ſtellte ihm vor, daß die Schande des Widerrufs nicht ſo groß ſei; aber Huſ entgegnete, daß eine Verurtheilung als Keger und der Feuertod doch wohl eine größere Schande ſei, und doch wähle er ſie; wie er ihm denn zumuthen könne, wider ſein Gewiſſen zu thun? Daß darauf Palecz ſelbſt weinte, beweist, wie viel gerade ihm daran lag, durch Huſ' Widerruf die Schmach künftigen Vorwurfs von ſich und dem Concilium abzuwälzen. Auch der Kaiſer ſandte aus dem gleichen Grunde eine förmliche Deputation an Huſ, ohne etwas auszurichten.

Am 6. Juli, ſeinem Geburtstage, wurde Huſ vor das ganze, in der Domkirche verſammelte Concilium geſtellt und nach gehaltener Predigt über Röm. 6, 6. die Reihe der kezeriſchen Artikel vorgeleſen. Alle ſeine Erklärungen und Rechtfertigungsgründe wurden mit dem Gebot des Schweigens zurückgewieſen, ſelbſt als er im Namen des allmächtigen Gottes bat, ihn anzuhören. Als er unter anderm ſagte, daß er frei und ungezwungen zu dieſem Concil gegangen ſei, einzig in dem Vertrauen auf das ihm gegebene Wort des hier anweſenden Kaiſers, richtete er dabei ſeine Augen ſtarr auf denſelben, ſo daß Sigismund erröthete.

Nach verkündigtem Urtheil, daß er als unverbesserlicher Keger ſeines Priſteramtes zu entſetzen und der weltlichen Obrigkeit zur Beſtrafung zu übergeben ſei, wurde ihm von ſieben Biſchöfen jedes Stück der Priſterkleidung unter Spott und Hohn vom Leibe geriſſen; wobei er ſich ſelbſt zur Stärkung ſeines Glaubens das Beiſpiel Jeſu vorhielt. Zulezt nahm der Kaiſer das Wort und beſahl, ihm zu thun, wie einem Keger. Damit war ausgeſprochen, daß er zum Feuertode verurtheilt ſei, und ſo wurde Huſ dem Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, als dem beſtellten Vollſtrecker des Urtheils, übergeben und noch an gleichem Tage, den 6. Juli 1415, verbrannt. Er ſtarb mit dem ſtandhaftigſten Glaubensmuth.

Bei dem Scheiterhaufen angekommen, der auf einer Rheininsel errichtet war, fiel Huſ auf die Kniee und betete ſo inbrünſtig, daß das Volk ſich laut wunderte, daß ein Keger ſo beten könne. Als er ſchon auf dem Holzſtoß mit Ketten und ſeuchten Stricken an den Pfahl gebunden und bis an den Hals mit Stroh umlegt war, bot ihm der Reichsmarschall noch einmal Rettung an, wenn er abſchwören wollte. Allein Huſ rief laut, daß er die Wahrheit, die er gepredigt, mit dem Tode beſiegeln wolle. Als die Flammen empor loderten, hörte man ihn zweimal rufen: „Jeſu Chriſte, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein.“ Ein plötzlicher Windſtoß trieb ihm die Blut in's Geſicht, daß er jene Worte das drittemal nicht vollenden konnte. Doch ſah man noch durch die Flammen hindurch ſeine Lippen ſich bewegen, bis er verſchied. Seine Aſche wurde in den Rhein geworfen.

Das gleiche Schickſal hatte im folgenden Jahre Magiſter Hieronymus. Auch er gieng nach Koſtnik, verließ es aber wieder, als er ſeinen Freund in Gefahr ſah. Doch erklärte er, ſich ſtellen zu wollen, wenn man verſpreche, ihn vor dem Verhör nicht zu verhaften. Darauf nahm das Concil keine Rückſicht, ſondern zog ihn gefänglich ein. Vier Monate wurde er in einem ſchlechten Kerker gehalten, bis er ſich, von Krankheit und Elend gebeugt, im Sept. 1415 zum Widerruf verſtand. Als man ihn aber doch nicht frei gab, nahm er ſeinen Widerruf ſeierlich zurück, vertheidigte ſein Bekenntniß vor dem Concil in einer feurigen Rede, welche tiefen Eindruck machte, und litt am 30. Mai 1416 ſtandhaft den Feuertod.

168. Indeſſen war die kirchliche Bewegung in Böhmen durch den Tod dieſer beiden reformatoriſchen Männer keineswegs zum Stillſtand gebracht, vielmehr lief ſchon nach der Verurtheilung Huſ' ein von 452 böhmischen

Adeligen unterzeichnetes drohendes Schreiben an das Concil ein, in welchem Hus gegen den Vorwurf der Ketzerei vertheidigt und seine Verdammung als äußerst ungerecht bezeichnet wurde. Bereits hatte hierauf das Concil auch gegen den hussitischen Adel und selbst gegen König Wenzel ein Strafverfahren eingeleitet, wurde aber durch Sigismund's Einsprache an der weiteren Verfolgung des verhängnißvollen Weges gehindert.

Die Kunde von Hus' Hinrichtung und die Betheiligung Sigismund's an derselben trotz seines Geleitsbriefes hatte alle Schichten des böhmischen Volkes in die höchste Aufregung gebracht. Die böhmischen Herren hussitischer Richtung, welche die wichtigsten Ämter inne hatten und von Wenzel's Gemahlin Sophie unterstützt waren, traten in ein Bündniß zusammen und gelobten, weder Bann noch Interdict zu achten und die hussitische Lehre überall frei verkündigen zu lassen. Dadurch mehrten sich die Anhänger derselben sowohl in der Stadt als auf dem Lande, und die schwächere katholische Partei widerstrebte vergebens. Die Universität hatte zwar wiederholt vor extremen Bestrebungen gewarnt, erklärte jedoch selbst 1417, daß die Communio sub utraque specie (d. h. die Austheilung des hl. Abendmahls in beiderlei Gestalt) das ursprünglich richtige Verfahren sei, und dadurch befestigte sich der Utraquismus noch mehr. Denn nun wurden die meisten Priester, welche sich weigerten, dieses Sacrament unter beiderlei Gestalt zu reichen, von den Patronen genöthigt, ihre Stellen solchen zu überlassen, welche dazu willig waren, und verloren dadurch ihr Einkommen.

Wenzel, von seinem Bruder gewarnt, versprach, die Katholiken kräftiger zu unterstützen, und ergriff Maßregeln zur Beschränkung der Utraquisten. Als sich jedoch das Volk dagegen erhob, räumte er ihnen drei Kirchen ein, entfernte jedoch die hussitischen Beamten aus seiner Umgebung. Darauf stieg die Gährung, und als die Husiten darauf drangen, daß man ihnen noch mehr Kirchen einräumen sollte, befehl Wenzel den Pragern, die Waffen abzuliefern, konnte aber den Befehl nicht durchsetzen und zog sich auf die von ihm erbaute Burg Wenzelsstein zurück.

Nun hielten die Husiten, auf Anregung des vom Hofe verbannten, politisch gewandten Nicolaus von Husinez am 22. Juli 1419 eine große Versammlung von 40,000 Husiten auf einem Berg, den sie Tabor nannten, und gelobten sich bei diesem Feste der engern Verbrüderung ein treues Festhalten an der Sache des „geheiligten Kelches“. Seitdem wuchs ihr Widerstand in dem Grade, daß es da und dort zur Verfolgung römischer Geistlichen und zur Plünderung von Klöstern kam. Erschrocken über die wachsenden Unruben, ließ Wenzel eine Anzahl Ruhestörer gefangen setzen. Da hielten die Utraquisten am 30. Juli eine feierliche Procession in Prag, öffneten sich mit Gewalt eine der Hauptkirchen und hielten darin ihren Gottesdienst; dann zogen sie, einen Priester mit dem Kelch voran, nach dem Rathhause und forderten, daß man ihnen die Gefangenen freigebe. Als man sie abwies und verhöhnte und zugleich ein Stein vom Rathhaus herabgeworfen wurde, der einen ihrer Priester traf, so stürmten die Wüthendsten unter Anführung Ziska's das Rathhaus und warfen sieben Rathsherrn, darunter den Bürgermeister und Stadtrichter, zum Fenster herab in die emporgehaltenen Epizäe der Untenstehenden.

Mit dieser Gewaltthat, bei deren Nachricht den König Wenzel der Schlag

rührte, worauf er nach einigen Wochen (am 16. August 1419) starb, entbrannte nach verschiedenen Zwischenverhandlungen der Hussitenkrieg, welcher 16 Jahre hindurch Deutschland in Schrecken setzte. In demselben schlugen die Hussiten nicht nur die vom Papst, Kaiser und Reich gegen sie aufbotenen Heere, sondern verwüsteten auch die österreichischen, brandenburgischen, sächsischen und bayrischen Länder auf das schrecklichste, bis ein kluges Nachgeben von Seiten des unterdessen in Basel neu zusammengetretenen Conciliums (§. 177) und die Uneinigkeit der hussitischen Parteien dem gräßlichen Kriege ein Ende machte.

Gleich nach Wenzel's Tod stieg die Gährung. Da keine Gewalt zu ihrer Dämpfung vorhanden war, weil Sigismund in Ungarn mit den Türken Krieg führte, so kam es in Ungarn zur Plünderung von Kirchen und Klöstern. Der von der Königin-Witwe Sophie bestellte Regierungsrath und der versammelte Landtag verlangten vom Könige Religionsfreiheit für die Hussiten; aber Sigismund verschob die Entscheidung auf seine Rückkehr. — Von Anfang an schieden sich die Hussiten in zwei Parteien, in eine gemäßigte, welche aus den ruhigern Bürgern und einem Theile des Adels bestand und den Namen Kalixtiner (Religionsgenosse) erhielt, und in eine fanatische, demokratisch gefinnte Partei, die sich von der entarteten Kirche trennen und nach chiliastischen Ansichten das Reich Gottes mit Gewalt aufrichten wollte, ja am Ende alle weltliche Kunst und Wissenschaft verworf. Die Anhänger dieser zweiten Partei zogen, um sich größern Anhang zu verschaffen, auf den Berg Hradistín bei Aussig, den sie besetzten und Tabor nannten (daher sie den Namen Taboriten bekamen), und wählten zu ihrem Führer den zwar einäugigen, daher Piska genannten, aber tapfern und kriegsversuchten Edlen von Troeznow. Bei dieser Partei war Nicolaus von Husinec besonders thätig, während Piska ein neues System der Kriegsführung ausbildete, in welchem neben Donnerbüchsen auch eisen beschlagene Dreschflegel als wirksame Waffen und mit Ketten verbundene Wagen als bewegliche Burgen angewandt wurden, in deren Gebrauch die begeisterten Kriegshaufen, welche sich „Kücher des göttlichen Gesetzes“ nannten, eine solche Uebung erlangten, daß die deutschen Heere bald nicht mehr Stand halten wollten. Als auf Andrängen Sigismund's die Königin-Witwe eine nach Prag ziehende Volksmenge durch deutsche Soldner aufhalten lassen wollte, ersüßte Piska die Kleinseite von Prag und erzwang dadurch einen Waffenstillstand. Als aber Sigismund nach Aufhebung des Türkenkriegs nach Mähren zurückgekehrt war und in Brünn die Huldigung der Stände empfing, gewahrte er selbst, wie mächtig die böhmische Bewegung vorangeschritten war, und beschloß, sie mit allen Mitteln der Gewalt niederzuschlagen.

Während er sich zum Angriff auf Böhmen rüstete, rief auf seinen Betrieb der Papst die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge zur Vertilgung der böhmischen Leger auf. Jetzt schloßen die Prager einen Bund gegen jedermann, der die Utraquisten bedrängen würde, und der böhmische Adel, der in dem Kreuzzugsaufruf eine Kränkung der Rationlehre sah, schloß sich dem Bund an und erklärte am 20. April 1420, daß Böhmen Sigismund wegen seines Vorbruchs an Hus nicht zum König haben wolle. Nun giengen die Aufständischen zu den äußersten Gewaltthatigkeiten über, und in fanatischem Eifer durchzog Piska das Land, um widerstrebende Städte und Burgen zu bezwingen und feindlich gefinnte Priester und Mönche zu verjagen.

Als nach und nach das Kreuzheer, zu dem die Katholiken fast aus allen Ländern strömten, in Bereitschaft war, rückte Sigismund nach der Besetzung Schleien's mit 100,000 Mann vor Prag. Da boten ihm die Prager Unterwerfung an, wenn ihnen 1. die freie Verkündigung des Wortes Gottes, 2. der Kelch zugesprochen, 3. dem Klerus die Macht über irdisches Gut genommen, und 4. alle Todsünden von denen, deren Amt es sei, ordnungsmäßig bestraft würden. Die Unterhandlungen über die sog. Prager Artikel scheiterten aber an dem Gegensatz der Autorität der Kirche und der Autorität der an die heil. Schrift gebundenen Vernunft.

Da Sigismund einen bedeutenden Theil des Adels in Prag auf seiner Seite hatte, konnte er sich unter dessen Schutze in der königlichen Burgstätte trösten lassen, mußte aber, als Piska den Pragern zu Hilfe kam, von Prag ablassen und verlor den 1. November 1420 die Schlacht bei Wyschegrad, in Folge deren Prag auf lange die Uebermacht in Böhmen erhielt, zumal der hussitische Priester Johann aus

Selau (ein ehemaliger Mönch) bei der demokratischen und theokratischen Verfassung, welche sich die Prager Gemeinde gab, die Mitte zwischen den Gemäßigten und den Taboriten zu halten bestrbt war. Weil die Prager nicht auf die ausschweifenden Ansichten der Taboriten eingingen, zog Ziska wieder von Prag ab, wandte sich aber an andern Orten gegen alle diejenigen Hussiten, die es nicht mit ihm halten wollten. Und obgleich Ziska, der bereits an 550 Mörder verbrannt hatte, bei Rab durch einen Schuß auch sein zweites Auge verlor, so fuhr er doch fort, Schlachten und Belagerungen anzuordnen, und wer ihm widerstand, war ohne Erbarmen dem Tode geweiht. Daher gieng der monarchisch-gesinnte Adel damit um, sich einen König zu geben, um das wild aufgeregte Volk zur Ordnung zurück zu führen, fand aber bei den nach Volksherrschaft strebenden Taboriten und Horebiten kein Gehör.

Der Versuch, beide Parteien durch eine Disputation zu vereinigen, wurde zu Prag in einer großen Versammlung gemacht, wobei die Prager den Taboriten die Lehre des Chiliasmus und des Communismus vortrugen. Da Nicolaus von Husinec im Zorn die Versammlung verließ, so schien jedes Band der Einigkeit zerrißen; als derselbe bald nachher an einem Weinbruch starb, Ziska aber den Pragern glücklicher gesinnt war, so erhielt er wenigstens die äußere Einigkeit, und sein mit den Pragern geschlossenes Waffenbündniß bewog Sigismund, Böhmen zu räumen. Ein großer Landtag in Gasslau beschloß Johann, auf den 4 Prager Artikeln zu bestehen, Sigismund nie als König anzuerkennen und eine Regierung von 20 Männern aus allen Parteien und Ständen aufzustellen; desgleichen stellte eine allgemeine Kirchen-Versammlung eine feste Kirchenordnung auf, in Folge deren wenigstens das ausschweifende Treiben der Adamiten durch Ziska's gewaltigen Arm unterdrückt wurde.

Als im Sept. 1421 in Folge eines päpstlichen und kaiserlichen Aufgebots ein neues Kreuzheer von 200,000 Mann, geführt von fünf Kurfürsten (den vier rheinischen und dem brandenburgischen) und von vielen andern Fürsten, von Eger aus in Böhmen einbrang, brach sich dessen Eifer in der wochenlangen Belagerung und Belagerung der Stadt Saaz, welche auf das tapferste vertheidigt wurde. Die Fürsten geriethen in Uneinigkeit, und das Heer zog sich bei Ziska's Annäherung, nach Verbrennung des Lagers, eiligst nach Deutschland zurück, wurde verfolgt und erlitt großen Schaden.

Sigismund, welcher zu gleicher Zeit mit jenem Kreuzheer von Osten her in Böhmen hatte eindringen sollen, hatte sich verspätet. Er gewann zwar den Herzog Albrecht von Oesterreich (durch die Vermählung seiner Tochter mit demselben) zur Hilfe, bezeugte Mähren und brachte den vornehmsten Theil des böhmischen Adels auf seine Seite; aber als er nach der Einnahme von Rutenberg wieder gegen Prag zog, riefen die Prager abermals Ziska herbei, und dieser schlug den Kaiser am 8. Januar 1422 bei Deutschbrod so entscheidend, daß ein großer Theil der Kaiserlichen den böhmischen Waffen erlag, und Sigismund mit genauer Noth durch die Flucht nach Mähren entkam.

Ernuthigt durch Sigismund's abermaliges Unterliegen bewarb sich nun der Großfürst Witold von Litthauen, aufgemuntert durch die Gemäßigten in Böhmen und unterstützt von König Jagello von Polen, um die böhmische Krone, indem er sich erbot, die vier Prager Artikel anzunehmen. Dadurch verlor der Priester Johann aus Selau in Prag seinen demokratischen Einfluß, und als er von einigen seiner Gegner im Rath enthauptet wurde, entstand zwischen den Gemäßigten und den Taboriten eine vollständige Trennung. Selbst Ziska, der, obgleich strenger Demokrat, die größten Auswüchse nie getheilt hatte, gab jetzt den Oberbefehl über die Taboriten ab, ohne jedoch die Waffen gegen sie zu lehren, und retratirte eine mittlere Richtung. Ja, als der Großfürst von Litthauen den Pragern seinen Kassen Korbut, einen verständigen und tapfern Fürsten, welcher die Extremes beider Richtungen mied, unter dem Titel eines Landesverweisers mit einem polnischen Heere sandte, und dieser auf einem Landtage den Schwur auf die vier Artikel leistete, hielt sich selbst Ziska anfangs zu ihm.

Unter dessen brachte Sigismund mit Hilfe deutscher Fürsten und Städte ein Reichsheer, den sogenannten dritten Kreuzzug, zu Stande, den Friedrich von Brandenburg führen sollte; aber er mußte aus Mangel an Zugung den Angriff auf Böhmen wieder aufgeben. Doch wußte Sigismund den König Jagello und den Großfürsten Witold, welche beide das Umsichgreifen der Hussitenlehren in ihren Ländern fürchteten, dahin zu gewinnen, daß sie Korbut wieder von Prag abriefen.

Nach Korbut's Abgang gerieth Ziska mit dem böhmischen Adel und den Gemäßigten wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen die Katholiken in solchen Zwiespalt, daß

er die Waffen gegen sie lehrte und sie in mehreren Gefechten seinen Eisenarm schwer fühlen ließ. Da er jhrredlicher als zuvor hauste, so riefen die Prager den Fürsten Koribut wieder herbei; er kam, wiewohl wider seines Oheims und Jagello's Willen, und trat daher nicht als Landesverweiser, sondern nur als Kriegsfürst an ihre Spitze.

Da zog der alte, blinde Jiska mit seinem Anhang gegen Prag selbst aus, gab aber den Vortragsvorschlägen des Raths und der Geistlichkeit, an deren Spitze der berebte und besonnene Rodizana stand, Gehör, gewährte ihnen Frieden und zog in Prag ein. Bald jedoch nahm er theil an einem allgemeinen Heereszuge, den alle Hufitenheere gegen den in Mähren eingebrochenen Herzog Albrecht von Oesterreich unternahmen. Ehe er aber die mährische Grenze überschritt, ward der Gefürchtete den 12. Oct. 1424 unter den Mauern von Prczibislav von einer Seuche hinweggerafft.

Sogleich erstürmten die Hufiten diese Grenzstadt und zündeten sie samt dem Schlosse „zu Jiska's Leichenfeier“ an. Jiska, der stets die strengste Manneszucht hielt und unbedingten Gehorsam forderte, war von mittlerer Statur, gedrungenem Körper, mit fast kahlem Haupt, großer gebogener Nase, großem Mund, dabei von scharfem Verstand, unbeugsamem Willen, ausopfernder Hingebung an die Seinen, aber unbedingter Strenge gegen die Feinde, insbesondere gegen Priester und Mönche, an denen als an Verderbern des Volkes und der Kirche Blutrache zu üben er sich berufen hielt. Er trachtete weder nach Vermögen, noch nach Herrschaft, noch nach Ruhm; er hing mit unbedingter Treue an seinem Glauben: sein Name ist „noch heutzutage der geläufigste in der ganzen böhmischen Geschichte.“ Sein Reichthum wurde im Münster zu Gzaskau befestigt, sein Bildniß über dem Hauptthore der Stadt und Festung Tabor angebracht. Die Sage, man habe seine Haut über eine Trommel gespannt, damit sie zu weiten Siegen wirble, schreckte lange die Gegner.

Nach seinem Tode wählte die Mehrzahl der Taboriten, Jiska's letztem Willen gemäß, den kräftigen Prokopius (Hohly, d. i. der Kahle) den Großen, einen Priester; die Minderzahl, bestehend aus den wildesten Fanatikern, blieb absichtlich ohne Anführer und nannte sich Orphaniten oder Verwaiste, wiewohl sie sich später Prokopius den Kleinen zum Führer nahmen; den dritten Haufen bildeten die Horebiten; Prinz Koribut stand an der Spitze der Gemäßigten und behauptete bis zum Jahre 1427 in Prag sein Ansehen.

Als nach verschiedenen mißlungenen Versuchen der deutschen Reichsfürsten endlich ein neues Reichsheer aufbrach, vereinigten sich wieder alle hufitischen Parteien und schlugen es bei Ausjig (16. Juni 1426), worauf Propok der Grobe fortfuhr, in Mähren gegen Oesterreich zu kämpfen. Weil Koribut, um seinen Oheim und Jagello mit sich auszuöhnen, dem Papste sich zu nähern suchte, wurde er von den Gemäßigten durch Rodizana's Einfluß zur Entsagung gezwungen und eine Zeit lang sogar in Gewahrsam gehalten, dann in seine Heimat entlassen. Darauf machte Prokopius einen Brutezug nach Schlesien, der ganz Deutschland erschreckte. Weil aber Sigismund fortwährend Ungarn gegen die Türken zu schützen suchte, auch oft aus Kränklichkeit an den Reichstagen nicht theilnahm, so brachte Papst Martin einen vierten Kreuzzug zu Stande, auf dem die Kurfürsten von Trier, Brandenburg und Sachsen in Böhmen einrückten, aber von den durch Prokopius abermals vereinigten Hufiten bei Mies (1427) in die Flucht geschlagen wurden.

Nach einem in Bilsen geschlossenen Waffenstillstande suchte Prokopius die hufitischen Parteien durch ein Religionsgespräch zu vereinigen, und da dies mißlang, sie wenigstens dadurch zusammenzuhalten, daß er den Krieg über die böhmische Grenze in die österreichischen, schlesischen, sächsischen, brandenburgischen und bayerischen Länder spielte, dort alles mit Feuer und Schwert verwüstete und viele Beute nach Böhmen schleppte. Schrecken gieng überall vor den Hufiten her, und die Fürsten von Brandenburg und Bayern mußten ihnen Tribut schicken, um sie von ferneren Einfällen abzuhalten.

Run wurde es vielen klar, daß nicht Waffengewalt, sondern nur gütlicher Vergleich die unbezwinglichen Böhmen zur Ruhe bringen könne, und immer lauter wurde die Forderung nach dem verheißenen Concill, zu welchem Papst Martin V. lange nicht zu bringen war. Als er sich endlich zu Verhandlungen darüber verstand, starb er. Der neue Papst Eugen IV. sah den in Basel erfolgenden Zusammentritt dieses Concils ungern, und weil dieses ihm gleich bei der Eröffnung eine zu freie Richtung nahm, so wünschte er es wenigstens von Basel in eine Stadt Italiens zu verlegen und wollte dem Kaiser nur unter dieser Bedingung die nachgesuchte Krönung in Rom zugestehen.

Alein Sigismund, dem vor allem die baldige Beilegung des Hussitenkrieges am Herzen lag, und der dieselbe nur von einem Concilium auf deutschem Boden erwarten konnte, gieng nicht darauf ein, und so mußte Eugen nicht nur die Kaiserkrönung vornehmen, sondern auch das Concilium in Basel belassen und zugeben, daß man mit den Hussiten unterhandle. Vorher aber war noch eine letzte Anstrengung gemacht und ein drittes Reichsheer von 130,000 Mann, (darunter 40,000 Reiter) gegen sie aufgebracht worden, das unter Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg von Westen her und unter Herzog Albrecht von Oesterreich durch Mähren in Böhmen einbrang. Allein auch dieser sog. fünfte Kreuzzug war vergebens: die vereinigte Macht der Hussiten erschocht bei Taus (14. Aug. 1431) einen so entscheidenden Sieg über das in unaufhaltsame Flucht sich auflösende Reichsheer, daß Böhmen und Mähren von den Deutschen geräumt und der Kelch als Zeichen nationaler Einigung in ganz Böhmen anerkannt wurde.

Jetzt erst gab man den Gedanken völlig auf, die Ketzeri mit Waffengewalt zu unterdrücken, und das Basler Concil lud die Hussiten unter Bewilligung der von ihnen deshalb verlangten Bedingungen zur persönlichen Unterhandlung nach Basel ein. Wirklich erschienen nach erlangter und verbürgter Sicherheit unter königlichem Geleite Prokop und Rodizana an der Spitze einer großen Gesandtschaft hussitischer Geistlichen und Laien in Basel, wo während 50 Tage unter der gewandten Leitung des Cardinals Jul. Cesarini ihre Angelegenheit auf dem Concilium verhandelt wurde und die Böhmen durch ihre biblische Sprache und ihren Freimuth zwar manche Herzen gewannen, aber auch den mäßigen, richtenden Einfluß des Geistes der Versammlung erfuhren. Auch war man nach den schrecklichen Folgen, welche das gewaltsame Verfahren des vorigen Concils gegen Hus und seine Anhänger gehabt hatte, geneigt, solche Zugeständnisse zu machen, vermöge deren die Verständigung in Aussicht stand. Allein zum wirklichen Abschluß reichte die Vollmacht der böhmischen Deputierten nicht aus. Dieselben lehrten daher in Begleitung einer Gesandtschaft des Concils nach Prag zurück, wo nach längeren Verhandlungen mit dem Landtag endlich am 30. Nov. 1433 die sog. Prager Compactaten zum Abschluß kamen. Die Anhänger der hussitischen Lehre in und außerhalb Böhmens wurden durch folgende Zugeständnisse in den Schoß der Kirche zurückgeführt: 1. Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (jedoch mit der Belehrung, daß es unter Einer Gestalt auch giltig sei); 2. freie Predigt in der Landessprache (jedoch nur von verordneten Geistlichen); 3. Bestrafung der Geistlichen wegen Verbrechen, jedoch nur durch die zuständige Gerichtsbarkeit; 4. Nichtanerkennung des Kirchenguts als Eigenthums der Geistlichkeit, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Geistlichkeit die Nuzniehung und die Verwaltung desselben zustehe und es niemals zu weltlichen Zwecken verwendet werden dürfe.

Der gräßliche Krieg hatte die meisten Gemüthler selbst in Böhmen zum Frieden gestimmt. Nur die Taboriten und Orphaniten wollten von jenen Compactaten nichts wissen, weil sie voraussahen, daß dadurch die päpstliche Kirche von neuem zur Herrschaft gelangen würde, sondern fuhren fort, ihrem Glauben mit Gewalt die Herrschaft zu sichern. Als sie Pilsen, das an der Kirchenlehre festhielt, belagerten, ohne es erobern zu können, traten ihnen die Gemäßigten mit dem Adel entgegen, der als je entgegen. Es kam zwischen beiden Parteien zuerst in Prag zum Kampf, wobei die Taboriten und Orphaniten unterlagen, dann 1434 bei Lipan (unweit Böhmischembrod) zu einer Entscheidungsschlacht, in welcher die letzteren abermals besiegt wurden und beide Prokope nach verzweifelterm Kampfe fielen. Hierauf kam es zur Eroberung von Tabor, nach welcher die Kriegskrotten der Taboriten sich auflösten, während die Gemeinde selbst, welche damals in ganz Böhmen einen großen Anhang hatte, sich mehr und mehr von den öffentlichen Bewegungen zurückzog. Aus dem besseren, in der Stille der Verborgenheit lebenden Theile gieng in der Folge die böhmisch-mährische Brüdergemeinde hervor, welche unter mancherlei Verfolgungen ihren Glauben läuterte und bewahrte. Diese constituirte sich 1468 unter besonderen Vorstehern, deren erster Peter Chelcicky und Bruder Gregor waren (von welchen beiden noch eine Reihe damals vielgelesener Erbauungsschriften vorhanden ist), und erhielt durch Festhalten an der Schrift, durch ernste Buht und Sitteneinfalt stets ihren ehrwürdigen Charakter.

Nun erst wurde es dem Kaiser Sigismund (der auf einem Römerzuge

ihm erst im Oct. 1443 angetragen und von ihm angenommen. In Ungarn hätte Friedrich für Ladislaus die Vormundschaft dem Rechte gemäß führen sollen; aber von den Ungarn wurde der polnische König Wladislaw III. zum Vormund erwählt.

Eben diese Wirren in Ungarn und Böhmen, dazu auch die Bedrängnisse, die ihm sein ungerechter Bruder Albrecht verursachte, hielten ihn auf, in Deutschland die Geschäfte rechtzeitig zu übernehmen. Seine Versuche zu einer festeren Begründung des Landfriedens scheiterten an der allgemeinen Verwickelung der Umstände. Doch that er gelungene Schritte zu einer Verbesserung des Gerichtswezens durch Beschränkung der Femgerichte (176).

In dem Papstthumsstreite (169) blieb er anfangs mit den Kurfürsten auf dem Boden der Neutralität. Als er sich aber dem Einfluß seines Geheimschreibers Aneas Sylvius Piccolomini hingab, nahm die Kirchengeschichte für die Deutschen eine andere Wendung. Denn da der Frankfurter Kurfürstenverein von 1446 erklärte, den Papst Eugen nur dann anerkennen zu wollen, wenn er in Deutschland Kirchenfreiheit gewähren wolle, so wußte der kluge und gewandte Aneas Sylvius, der auch den Papst in der Hand hatte, die Gefahr, welche hierin dem Papstthum drohte, dadurch abzumenden, daß er durch theilweise Einräumungen einstweilen die Deutschen beruhigte und sie zur Anerkennung Eugen's vermochte. Nach dem Tode Eugens aber und nach der Stuhlbesteigung Nicolaus' V. bewog er den König Friedrich zur Annahme des Wiener Concordat's 1448, durch welches der größte Theil der Basler Beschlüsse und selbst die den Deutschen bereits eingeräumten Freiheiten zurückgenommen wurden und somit die Mißbräuche und Erpressungen wieder fortbestanden, gegen welche viele Fürsten und vaterländisch gesinnte Männer (wie z. B. der Nürnberger Syndicus Gregor von Heimbürg) die Rechte und Freiheiten Deutschlands auf dem Concil zu verteidigen gesucht hatten. Die deutschen Fürsten gewann er einzeln für jenes Concordat durch geringe Zugeständnisse. Auch ließ sich durch ihn Friedrich III. bewegen, das Concil durch Aufkündigung des freien Geleites und durch ein Verbot an die Stadt Basel, es ferner zu beherbergen, zur Auflösung zu nöthigen. Es verließ Basel und verlegte sich nach Lausanne. Erst als Felix V. seine Würde niederlegte, unterhandelte es mit dem Papst Nicolaus und löste sich nach 17jähriger vergeblicher Arbeit im Jahre 1449 auf.

Eine große Schwäche und Unklugheit zeigte Friedrich III. in seinem Versuch, den unter den Eidgenossen ausgebrochenen Bürgerkrieg zur Demüthigung derselben zu benutzen, ein Versuch, der nur zu seiner eigenen Demüthigung und zur Entfremdung der Schweiz vom deutschen Reiche führte.

Schon unter Wenzel hatte die Macht des Schweizerbundes zugenommen und zwar durch glückliche Kriege mit Mailand und Savoyen um den Gewinn der Gotthardstraße, so wie durch den Anschluß von Appenzell, das unter der Führung Rudolph's von Werdenberg die Oesterreicher in der Schlacht am Stok 1405 besiegt hatte. Seit vollends Kaiser Sigismund bei der Achtung des Herzogs Friedrich von Oesterreich (166) dessen Besitzungen in der Schweiz den Eidgenossen preisgegeben hatte, bemächtigte sich fast jedes einzelnen eidgenössischen Cantons eine Sucht nach Gebietserweiterung auf Kosten anderer. Diese führte zu Zwietracht und beim Toggenburger Erbkaufstreit zwischen Zürich und anderen Cantonen 1426 zum Bürgerkrieg. Da die Züricher den Kürzern zogen, riefen sie den Kaiser Friedrich III. zu Hilfe. Dieser, in der Hoffnung, dadurch wieder in den Besitz Aargau's kommen zu können, versprach sie, konnte sie aber nicht leisten, weil ihm die Reichsstände in dieser Privatfache keine Unterstützung gewährten. Als da-

her die Böhmer bei St. Jacob an der Sihl unterlagen, bat der Kaiser in seiner Unmacht den französischen König Karl VII. um 5000 Söldner, womit er den Zürichern helfen wollte. Der französische König, froh, der Masse Söldner, (der sogenannten Armagnac's) los zu werden, die nach Beendigung seines Krieges mit England in Frankreich umherzogen und das Land belästigten, und begierig, Einfluß auf die Schweiz zu gewinnen, entsandte den Dauphin mit 40,000 Söldnern dahin ab. Dieser schlug die Schweizer bei St. Jacob an der Aar (1444), hatte aber dabei ihre todesverachtende Tapferkeit kennen gelernt, so daß er ihr Gebiet verließ, Süd-Deutschland mit seinen Raubharen heimsuchte und später ein Bündniß mit der Schweiz schloß (1453). Von da an begann der schädliche Einfluß, den Frankreich's Thaler und Sitten auf die Schweiz gewannen. — Der Krieg der Schweizer unter einander endete damit, daß die streitenden Theile sich in die Toggenburger Erbschaft theilten, der Kaiser aber auf alle seine Ansprüche verzichten mußte. Die acht Jahre später ausbrechende Thurgauer Fehde kostete die Oesterreicher vollends ihr letztes Erbtheil in der Schweiz.

Die Tapferkeit der Schweizer wurde nun sprichwörtlich, und auswärtige Fürsten und Staaten bestrebten sich, Schweizer anzuwerben, was viele zum Reiselaufen, d. h. zum Söldnerdienst in der Fremde reizte, aus der sie zwar Ruhm und Geld, aber viele von ihnen auch schlimme Krankheiten und Unsitten in die Heimat zurückbrachten.

Auch in Ungarn und Böhmen konnte Friedrich weder sein Ansehen noch seine Rechte behaupten. Er mußte sich's gefallen lassen, daß die Ungarn nach dem Tode des in der Schlacht bei Varna 1444 gegen die Türken gefallenen Ladislaus III. der und nach Thronbesteigung des kaum 6jährigen Ladislaus (1445) sich nicht nur einen Reichsverweser an dem tapfern Johann Hunyadi gaben, welcher allerdings das Land kräftigt gegen die Türken schützte, sondern daß sie auch nach Ladislaus' frühem Tode (er starb 1457 18 Jahre alt) Hunyadi's tapfern und tüchtigen Sohn Matthias Corvinus (1458) zu ihrem Könige wählten, ohne auf Friedrich's Ansprüche zu achten. Ebenso mußte er es geschehen lassen, daß die Böhmen sich zur nämlichen Zeit in dem klugen und kräftigen hussitischen Statthalter Georg Podiebrad einen König gaben und dadurch vom habsburgischen Hause abfielen. (Podiebrad gab seine Tochter dem Könige Matthias Corvinus; Papst Pius II. (der oben genannte Aeneas Sylvius) behandelte ihn anfangs als Glied der rechtgläubigen Kirche, und der Kaiser mußte ihn als Kurfürst von Böhmen anerkennen.)

Um sein Ansehen zu erhöhen und künftig die Parteiungen besser bewältigen zu können, hatte er 1462 eine Römerfahrt gemacht. Er zog mit nur 2000 Mann, aber einem glänzenden Gefolge von Rärnthen aus durch das Venetianische über Bologna und Florenz, traf in Siena mit der portugiesischen Prinzessin Leonor, seiner Braut, zusammen und hielt mit ihr und dem 12jährigen Ladislaus seinen Einzug in Rom, wo er zuerst zum lombardischen König gekrönt wurde, am gleichen Tage seine Vermählung feierte und einige Tage darauf, am 19. März 1452, die römische Kaiserkrone empfieng, ohne daß jedoch dieselbe seiner Macht eine wesentliche Unterstützung zu verleihen vermochte. In Italien wenigstens mußte er Franz Sforza, der sich zu Mailand, nach dem Aussterben des Hauses Visconti, ohne des Kaisers Willen 1450 des Herzogthums Mailand bemächtigt hatte, in seiner angemessenen Würde belassen.

Ein so schwacher Kaiser vermochte den gänzlichen Fall und Untergang des griechischen Reiches nicht aufzuhalten, freilich eine Aufgabe, die auch ein kräftigerer Kaiser ohne Beistand aller deutschen Fürsten und anderer euro-

päischen Mächte nicht hätte lösen können. Seine Unthätigkeit, die er übrigens bei dem Herannahen dieser Katastrophe bewies, wirkte so lähmend, daß sich bei der ohnedies längst eingerissenen Selbstsucht aller christlichen Häupter und Völker keine Hand rührte, als das letzte Bollwerk jenes Reiches von Muhammed II. angegriffen, und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr des letzten Kaisers (Constantin XI., der dabei selbst den Tod fand), am 29. Mai 1453 Constantinopel von den Türken erobert, mithin dem griechischen Reiche völlig ein Ende gemacht wurde. Erst als bald darauf die Türken auch Italien und Deutschland bedrohten und schon Krain und Kärnthn durchstreiften, schrieb Friedrich Reichstag auf Reichstag aus, kam aber selbst zu keinem. Bei solch unerträglicher Schwäche bedrohten ihn einige Kurfürsten, namentlich Pfalz und Mainz, auf dem Frankfurter Reichstag mit Absetzung.

Ihnen widersprach hauptsächlich der hohenzoller'sche Burggraf Albrecht, genannt Achilles, der einer der kräftigsten und klügsten Fürsten und des Kaisers Hauptstütze war.

Unter solchen Umständen fehlte es nicht an zahlreichen Fehden, durch welche damals ein großer Theil von Deutschland verwüstet wurde. Wegen Erbtheilung entbrannte zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder, dem Herzog Wilhelm, der sächsische Bruderkrieg (1446—1451) und endete nach Verheerung der beiderseitigen Länder mit einem Vergleich. In dem später erneuerten Kriege kam der vom Ritter Kunz von Raufungen verübte Prinzenraub vor (1455).

In gleicher Zeit 1446—1450 brach der fränkisch-schwäbische Städtekrieg aus, den diese Städte hauptsächlich gegen Albrecht Achilles, damals Burggraf zu Nürnberg, zu führen hatten. In Folge des gewalthätigen Bestrebens der Fürsten nämlich, ihre Landeshoheit auch über die in oder an ihren Gebieten liegenden Reichsstädte auszuüben, welche ihrerseits ihre Unabhängigkeit sowohl durch tapferen Widerstand (wie es z. B. von Rheinfelden, Schaffhausen, Basel, Eßlingen, Donaumörth etc. geschehen war) als auch durch Bündnisse zu vertheidigen suchten, kam es öfter zu blutigen Streitigkeiten. Insbesondere brach 1449 zwischen Albrecht Achilles, dem sich 17 Fürsten, 15 Bischöfe nebst einem großen Theil des Adels angeschlossen hatten, und der Stadt Nürnberg, auf deren Seite 32 verbündete Städte und 1000 eidgenössische Eidkämpfer kämpften, eine verwüstende Fehde aus, in welcher Achilles zwar im offenen Felde meistens siegte, aber an den Mauern der Städte unüberwindlichen Widerstand fand und endlich sogar bei Pilsenreuth eine vollständige Niederlage erlitt, nach welcher Kaiser Friedrich III. dazwischentrat und 1450 zu Bamberg einen den Städten wenig günstigen Frieden vermittelte.

Dazu kamen noch die zahlreichen Fehden des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, welcher sich wider des Kaisers Willen selbst den Kurhut aufgesetzt und Anerkennung ertrotzt hatte und gewöhnlich der „Pfälzer Fritz“ oder der „böie Fritz“ genannt wurde. Schon im Jahre 1452 eroberte derselbe die Herrschaft Lützelstein, von wo er angegriffen worden war, und nahm sie in Besitz. Im Jahr 1453 besiegte er 18 Fürsten und Grafen, welche sich wegen Erbforderung gegen ihn verbunden hatten, bei Pfeddersheim. Dann trat er in der Rainzer Bischofseheide (zwischen Diether von Isenbourg, welcher, weil er nicht genug bezahlte, vom Papste abgesetzt wurde, und dem an seiner Statt ernannten Adolf von Nassau) auf des ersten Seite und nahm seine Gegner Ulrich von Württemberg, Karl von Baden und den Bischof von Metz nach dem Siege bei Siedenheim 1462 gefangen, welche dann auf dem Heidelberger Schloß in Haft bleiben mußten, bis die Lösummsumme von 200,000 fl. bezahlt war. Zu gleicher Zeit war er mit dem Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landschut verbündet, welcher wegen gewaltthätiger Besetzung der Reichsstadt Donaumörth (1458) in Krieg mit dem Reiche gerieth.

Endlich wurde in Westfalen eine weit verzweigte Fehde zwischen dem Erzbischof von Köln und der Stadt Soest und den beiderseitigen Bundesgenossen 1447—49 ausgefochten, wobei Soest seine Unabhängigkeit behauptete. Alle diese Fehden wurden mit schrecklicher Verwüstung geführt. In dem Städtekrieg allein sollen über 200 Dörfer verbrannt worden sein. Albrecht Achilles pflegte zu sagen: „Der Brand ziert den Krieg, wie das Magnificat die Vesper“, und es gieng die Rede, in Franken könne man bei Nacht lesen. War es doch so weit gekommen, daß nicht nur

alle Herrschaften, deren Zahl sich im deutschen Reiche auf 340 belief, sondern auch jeder einzelne Freie das Fehderecht in Anspruch nahm und gelegentlich ausübte. Es war daher für den Landfrieden Südwestdeutschlands der schwäbische Bund, den Kaiser Friedrich III. 1488 bestätigte, der beste Hort, wie denn auch in seiner Bundesverfassung ein Vorbild künftiger Einigung der losen Theile Deutschlands lag.

Selbst in seinem Stammland Oesterreich sah sich Friedrich auf das äußerste bedrängt, indem ihm sein Bruder Albrecht einen Theil davon abzwang und auf Betrieb desselben die Wiener in einem Aufstand (1462) den Kaiser sogar in seiner Burg belagerten, so daß ihn der Böhmenkönig Podiebrad befreien und Friedrich im Frieden Niederösterreich an Albrecht abtreten mußte, das er jedoch nach des letzteren Tode wieder bekam.

Podiebrad nahm anfangs eine hervorragende Stellung auch in deutschen Angelegenheiten ein, so daß ihm schon der Gedanke kam, römisch-deutscher König zu werden. Bei verschiedenen Händeln der deutschen (besonders wittelsbachischen) Fürsten mit dem Kaiser und des Kaisers mit den österreichischen Ständen wurde ihm die Schiedsrichterrolle übertragen. Der Kaiser ließ sich so weit von ihm einnehmen, daß er ihn zum einstigen Vormund über seinen Sohn Max bestimmte, und für den Fall, daß dieser erblos sterbe, ihm alle seine Länder verschrieb. Podiebrad suchte auch durch eine Staatsvereinigung eine Kirchenreform zu Stande zu bringen, weil Pius II. die Prager Compactaten aufgehoben und es dadurch auf den Sturz des „kezerischen“ Böhmenkönigs abgesehen hatte. Als nach Pius II. Tode (1464) Paul II. Papst wurde, erhob sich der hoch strebende Podiebrad, zur Wiedereroberung Konstantinopels, zu welcher Pius II. bis an sein Ende die europäischen Fürsten angetrieben hatte, einen Zug zu unternehmen, wenn er ihm den Titel eines griechischen Kaisers zugestehen wollte. Allein Papst Paul that ihn in den Bann (1465), ließ das Kreuz gegen ihn predigen und entzündete dadurch in Böhmen einen Religions- und Bürgerkrieg. Zugleich reizte der Kaiser den König Matthias Corvinus gegen Böhmen auf. Während Podiebrad von Mähren aus in Oesterreich einfiel, rückte Matthias Corvinus in Böhmen ein und ließ sich dort von Podiebrad's Gegnern die Krone von Böhmen aufdrängen (1469).

So entspann sich zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater ein gefährlicher und gehässiger Kampf, in welchem der bedrängte Podiebrad dem Polenkönig Casimir für dessen Sohn Vladislav die Nachfolge in Böhmen versprach und dem Herzog Karl dem Kühnen Hilfe zur Erlangung der deutschen Königskrone zusagte. Aber der auch hier auf des Reiches Wohl bedachte Albrecht Achilles, der seit 1470 seinem Bruder Friedrich in der Regierung von Brandenburg gefolgt war, bewog den Kaiser, der seit 25 Jahren keinen Reichstag besucht hatte, persönlich dem Reichstag von Regensburg 1471 anzuwohnen, um daselbst ohne Einmischung der Fremden über eine Besserung des Reichs, sowie auch über die längst besprochene Türkenhilfe zu entscheiden. Noch ehe der Reichstag eröffnet wurde, starb König Podiebrad, und die Böhmen wählten den polnischen Prinzen Vladislav zu ihrem König. Dieser hatte bis zum Jahre 1478 mit dem Ungarnkönig Matthias Corvinus zu kämpfen, an welchem auch der Kaiser, weil er Vladislav's Wahl bestätigte, einen schweren Feind bekam.

171. Aber auch im Westen Deutschlands gerieth das Reich in große

Verwicklungen, da sich die neu emporgekommene burgundische Dynastie zu einer zwischen Frankreich und Deutschland sich eindringenden, beiden gefährlichen Mittelmacht zu gestalten drohte.

In dem Namen Burgund muß wohl unterschieden werden: 1. das Herzogthum Burgund, 2. die Freigrafschaft Burgund, 3. die unter Philipp dem Guten und seinem Sohne Karl dem Kühnen — aus jenen beiden Burgunden, den Niederlanden und noch andern Herrschaften bestehende — mit dem allgemeinen Namen Burgund bezeichnete Ländervereinigung.

Das Herzogthum Burgund (auch Bourgogne genannt mit den Städten Dijon, Autun, Châtillon, etc.), das 877 von Boso's Bruder Richard gestiftet worden war (93 und 97), war als ein selbständiger Reichstheil an Hugo den Großen, Grafen von Paris, gekommen, welcher der Stifter der ersten Dynastie der Herzöge von Burgund wurde.

Die Grafschaft Burgund, die als Theil von Hochburgund mit diesem 1033 durch Kaiser Konrad II. an das deutsche Reich gefallen war (102), und die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wegen ihrer großen Freiheiten den Namen Freigrafschaft, Franche-comté, erhielt, gerieth im Jahre 1295 in Folge eines Vertrags des Grafen Otto IV. von Burgund mit König Philipp dem Schönen von Frankreich in französische Abhängigkeit. Denn Otto's Tochter, Johanna, heiratete 1306 den Sohn jenes Königs, den Grafen Philipp von Poitiers, und als Otto's unmündiger Sohn gestorben war, fiel 1315 die Freigrafschaft samt Artois an jene Johanna und ihren Gatten und durch Vermählung der Tochter derselben (Johanna II.) mit dem Herzog Otto IV. von Burgund an dieses Herzogthum.

Dieses Herzogthum, die Bourgogne, hatte sich indeß durch Heiraten und Erbschaften sehr vergrößert, und als 1361 sein erster Herzogsstamm erlosch, wurde es (mit Ausnahme der Freigrafschaft) als heimgefallenes Lehen 1363 von König Johann von Frankreich seinem vierten Sohne Philipp dem Kühnen verliehen, der nun die zweite Dynastie der Herzöge von Burgund stiftete.

Dieser Philipp der Kühne bekam 1384 durch seine Heirat mit der Erbgräfin Margaretha von Flandern auch die Freigrafschaft Burgund nebst Artois, Flandern, Rhétel, Antwerpen und Mecheln, so daß alle diese Länder unter Einem Herrn vereinigt waren und Philipp der Kühne zu den mächtigsten Fürsten Europas gehörte. Er starb 1404.

Sein Enkel und zweiter Nachfolger, Philipp der Gute, vereinigte durch Kauf, Erbschaft und Wassengewalt mit seiner burgundischen Herrschaft fast alle übrigen Theile der Niederlande (Brabant, Lügenburg, Limburg, Holland, Friesland, Seeland, Hennegau etc.). Die letztgenannten vier Provinzen hatte er der durch Schönheit, Tapferkeit und Mißgeschick berühmten Jacobäa, dem letzten Gliede des baprisch-holländischen Hauses, abgedrängt. Sein Hof war der glänzendste in Europa, wie denn auch damals die Niederlande, besonders Brabant und Flandern, in den bildenden und redenden Künsten mit Italien wetzeln konnten. Nach seinem Tode 1467 folgte ihm sein Sohn Karl der Kühne, der das mächtige Herzogthum durch den Kauf von Geldern und Zutphen vermehrte.

Karl der Kühne, ein Mann ohne Umsicht, Festigkeit und Treue, voll Eigensinn, Härte und Vandalengier, gieng darauf aus, sein theils Frankreich theils Deutschland lehnspflichtiges, von Holland bis zu den Alpen reichendes Gebiet unabhängig zu machen, es durch die Besitznahme von Lothringen und Elsaß bis an den Rhein, und durch Eroberung der Schweiz und durch Ansprüche auf alle Theile des ehemaligen Arelats bis an das Mittelmeer hin zu erweitern, um ein „gallisch-belgisches“ Königreich zu stiften.

Zu dem Ende verlangte er vom Kaiser Friedrich nicht nur die Belehnung mit Zutphen und Geldern, sondern auch das Reichsvicariat über die vorderösterreichischen Herrschaften im Elsaß und überdies den Königstitel, wogegen er dem Kaiser für seinen Sohn Maximilian Hoffnung auf die Hand seiner Tochter Maria, der einstigen reichen Erbin von Burgund, machte.

Das Elsaß hatte Karl der Kühne schon in seiner Gewalt; denn nicht lange vorher hatte der Erzherzog Sigismund von Oesterreich (Tyrol), dem die vordern Lande am Oberrhein gehörten, von Karl dem Kühnen zur Bezahlung einer Entschädigung an die Schweiz, mit welcher Oesterreich so eben wieder einmal einen vergeblichen Krieg geführt hatte, Geld entlehnt und ihm dafür seine elsäßischen Besitzungen verpfändet. Nachdem Oesterreich einen ewigen Frieden mit der Schweiz ausgerichtet hatte, wollte es jene Pfandschaft wieder einlösen, aber Karl verweigerte die Herausgabe.

Ueberhaupt war in verschiedenen deutschen Reichsländern noch immer große Verwirrung. In Brandenburg erregte das strenge Auftreten des neuen Markgrafen Albrecht Achilles unter den Städten wegen neuer Auflagen viele Unruhen. Des Kaisers Erblande wurden von den Türken heimgesucht, und im Reiche trogte Kurfürst Friedrich von der Pfalz nach wie vor. Da die Städte keine Steuern für des Reiches Noth bewilligen wollten, die Reichstage aber keinen Erfolg hatten, so wollte der Kaiser ohne die Kurfürsten seinen Plan durchsetzen und ließ sich zu persönlicher Unterhandlung mit Karl dem Kühnen herbei, der seinerseits den Kaiser zur Erreichung seines Planes benützen wollte. Die Zusammenkunft beider fand in Trier statt, und Karl trat dabei, um Eindruck zu machen, mit der ganzen Pracht seines Hauses auf.

Da der Kaiser ihm ohne Schwierigkeit die Belehnung mit Bisthümern und Geldern gewährte, so glaubte Karl in Betreff der neuen Königswürde eben so leicht zum Ziele zu kommen. Schon hatte er zur erwarteten Krönung eine neue Krone samt Scepter mitgebracht und einen Thron in der Kirche aufschlagen lassen, als Friedrich, der die Gefahr für Deutschland erkannte, plötzlich in der Nacht abreiste, um sich der übermüthigen Anforderung des Burgunders zu entziehen und dem Reiche nichts zu vergeben. Aus Rache nahm daher der Herzog in dem Kölner Bisthumsstreit Partei gegen den Kaiser und belagerte die Stadt Neuß, die sich jedoch heldenmüthig verteidigte, während Karl's Vogt, Peter von Hagenbach, das Elsaß schwer bedrückte.

Deshalb schloßen auf Betrieb des Königs von Frankreich, Ludwig XI., welcher an Karl dem Kühnen seinen gefährlichsten Gegner hatte, der Herzog René von Lothringen, die Schweiz, der östr. Herzog Sigismund und der Kaiser ein Bündniß gegen ihn (1474), in Folge dessen sogleich die Schweizer in Südburgund einfielen, die Elsässer jenen burgundischen Vogt hinstellten und die Besatzungen des Burgunders vertrieben, der Kaiser aber ein Reichsheer gegen den noch vor Neuß liegenden Herzog sandte. Diesem gelang es jedoch, sowohl den Kaiser durch Wiederanknüpfung der abgebrochenen Heirathsunterhandlungen von jenem Bündnisse abzubringen, als auch den König von Frankreich zu einem neunjährigen Waffenstillstand zu vermögen.

So im Rücken gedeckt, brach Karl zunächst gegen Lothringen auf, vertrieb den Herzog René, besetzte das Land und gedachte Nancy (Nanzig) zum Hauptsitz seines neuen Reichs zu machen. Und weil sein gefährlichster Nachbar die Schweiz war, die eben in Burgund eines seiner Heere geschlagen hatte, so brach er in leidenschaftlichem Ungestüm mit einem glänzenden Heere von 50,000 Mann über den Jura in's Waadtland ein. Aber die Eidgenossen waren gerüstet: sie brachten ihm 1476 zuerst am 3. Mai bei Gran-

son eine schmählliche Niederlage bei, die ihn seine großen Schätze kostete, und schlugen ihn darauf am 22. Juni bei Murten so gänzlich, daß er in unsinniger Wuth nach Südburgund zurückeilte, um ein neues Heer zu sammeln.

Das Städtchen Granson am Neuenburger See hatte sich auf das Wort eines burgundischen Befehlshabers gegen freien Abzug ergeben; aber der Herzog ließ die Abziehenden theils erhängen theils ersäufen. Als hierauf das eidgenössische Heer (18,000 Mann gegen 40,000 Mann) anrückte und vor der Schlacht die Kniee zum Gebet beugte, sagte der Herzog spottend: „Seht, sie flehen um Gnade, aber es soll mir keiner davonkommen!“ — Nachdem die Schlacht mehrere Stunden gedauert hatte, und nun erst die Schwitzer, Urner und Unterwaldner auf dem Kampfplatz ankamen und die graufigen Töne ihrer Hörner (des „Uri-Stiers“ und der „Unterwaldner-Ruß“) erschollen, da sagte der Herzog: „Wie wird's uns gehen, da uns die ersten schon so ermüdet haben?“ Um einen kräftigen Angriff gegen sie machen zu können, ließ er seine Reiterei ein wenig zurückgehen. Bei dieser Wendung glaubte das burgundische Fußvolk, die Reiterei fliehe, und ergriß die Flucht so unaufhaltsam, daß der Herzog, der die Fliehenden vergebens zurückzutreiben suchte, selbst mit fortgerissen wurde. „Monseigneur, nous voilà bien hannibalisés!“ sagte sein Hofnarr mit spöttischer Anspielung auf des Herzogs frühere Gewohnheit, sich den Hannibal zum Muster zu nehmen. Die Sieger erbeuteten unermessliche Schätze: das Geld wurde in Hüten vertheilt, alle andern Kostbarkeiten aber, selbst Diamanten, um einen Spottpreis verkauft, 420 Geschütze genommen.

Bei Murten deckten 15,000 Burgunder die Wahlstatt, und das Weinhaus, worin man ihre Beine sammelte, zeugte noch lange von der Tapferkeit der Schweizer.

1477 Aber seine Stände gewährten ihm keine Hilfe mehr, so daß Papst und Kaiser sich zur Vermittlung erbieten, die er aber eigensinnig ausschlug. Als hierauf der Herzog René von Lothringen mit Hilfe der Schweizer und Elsaßer sich wieder in den Besitz seines Landes setzte, raffte Karl der Kühne die Trümmer seines Heeres zusammen und belagerte Nancy, verlor aber die Schlacht von Nancy, und büßte seinen starrsinnigen Hochmuth mit dem Verluste seines Lebens und dem darauf folgenden Zerfall der burgundischen Macht.

Denn da mit Karl dem Kühnen die zweite Dynastie der burgundischen Herzoge erlosch, so wollte Ludwig XI. von Frankreich unter dem Vorwand, die Rechte der Erbin Maria zu wahren, das ganze Burgund an sich reißen, und als ihm Maria widerstand und auch seine Bewerbung um ihre Hand für seinen erst 7jährigen Sohn Karl von sich wies, so nahm er das eigentliche Herzogthum Burgund (die Bourgogne nebst Zubehör) als ein heimgefallenes Lehnsgut, was es eigentlich nie in seinem nunmehrigen Umfange gewesen war. Auch gelang es seiner schlauen Politik, die flandrischen Stände mit Maria zu entzweien, worauf er mit einem französischen Heere in Flandern einrückte.

Um aus diesen Bedrängnissen sich zu retten, wählte Maria den jungen, schönen und ritterlich-kühnen Maximilian zum Gatten (1477) und setzte bei ihrer Vermählung mit ihm fest, daß ihre künftigen Kinder einst alle burgundischen Besitzungen erben sollten. Der glänzende Sieg Maximilian's bei Guinegate (1479) trieb den französischen Gegner zurück und begeisterte die Niederländer zur ferneren Vertheidigung der Rechte ihrer Fürstin.

Als aber Maria schon nach fünf Jahren (1482) in Folge eines Sturzes vom Pferde (auf einer Falkenjagd beim festen Hinweggehen über einen Baumstamm oder Graben) starb, so wankten die Flandrer in ihrer bisherigen Treue und ließen sich (namentlich Brügge und Gent) wieder von Frankreich gewinnen, rissen die Vormundschaft über beide Kinder Maria's, Philipp und Margaretha, und die Regentschaft an sich und schloßen mit dem

König Ludwig den Frieden von Arras (1482), wobei Margaretha dem Dauphin verlobt und ihr die Freigrafschaft Burgund und Artois als Mitgift bestimmt wurde. Da sie noch Kind war, wurde sie nach Paris gebracht, um dort für ihre künftige Bestimmung erzogen zu werden. Erst durch angestrengten Kampf und durch die Eroberung von Sluis brachte Maximilian die Flanderer dahin, ihm die Regentschaft zu überlassen (1485).

Im folgenden Jahre (1486) wurde Maximilian auf dem Reichstag zu Frankfurt einstimmig zum deutschen König gewählt und zu Aachen gekrönt, weil man von ihm die Rettung Oesterreichs aus den Händen des Ungarnkönigs Matthias Corvinus erwartete; denn dieser hatte im vorhergegangenen Jahre Wien durch Hunger zur Uebergabe genöthigt und die Eroberung Oesterreichs vollendet, ehe der Kaiser sich von deutschen Fürsten Hilfe verschaffen konnte. Maximilian machte den österreichischen Ständen zwar seine Erhöhung bekannt und traf Anstalt, mit der ihm bewilligten Reichshilfe seine Erblande vom Joche der Ungarn zu retten, als ein neuer Aufstand der Flandrer ihn wieder nach den Niederlanden rief. Dort gerieth er in ein solches Gedränge, daß ihn die Brügger sogar vier Monate lang gefangen hielten und ihn erst dann seiner Haft entließen, als der alte Kaiser selbst mit einem Reichsheere im Anzuge war, worauf sie nach schwerer Bückung die Regentschaft Maximilian's anerkannten. Nachdem auch die Holländer und Friesen eine Demüthigung erlitten hatten, sah sich Maximilian endlich im Besiz von ganz Niederland (1489).

Während Maximilian in Brügge gefangen saß, schwebte er beständig in Lebensgefahr. Denn da er standhaft alle entehrenden Zumuthungen von sich wies, tödteten die erbitterten Bürger seine wenigen Kriegsleute, folterten seine Rätbe und Diener, ja ließen 15 derselben enthaupten. Jedermann fürchtete für das Leben des Königs. Da erschien einst sein lustiger Rath, Kunz von der Rolen, als Mönch verkleidet im Gefängniß und drang in seinen Herrn, in dieser Mönchsleidung zu entfliehen, während er statt seiner zurückbleiben wollte. Allein der edle Fürst konnte sich nicht entschließen, sein Leben mit dem Verderben dieses treuen Dieners zu retten. — Die Strafe, die der Kaiser über die Auführer verhängte, bestand darin, daß die Stadträtbe von Gent, Brügge, und Ypern knieend Abbitte leisteten und 300,000 Goldgulden zahlen mußten.

172. Erst nach Beilegung dieser Kämpfe in den Niederlanden konnte der Kaiser gegen den kriegsgewaltigen Corvinus, der ihm seit 1485 Wien vorenthalten und ihn gezwungen hatte, „in's Reich“ zu flüchten, die Reichshilfe in Anspruch nehmen, da bisher der Ungarnkönig auf keine Weise zur Räumung Oesterreichs zu bewegen war. Nun bot derselbe zwar dem Kaiser dieses Land für eine Geldsumme an; doch Friedrich ging nicht auf dieses entehrende Anerbieten ein. Während es hierauf zu einer persönlichen Unterredung kommen sollte, wurde Matthias Corvinus krank und starb den 6. April 1490. Sogleich eilte Maximilian mit schwäbischen Truppen nach Wien, dessen Bürger die ungarische Besatzung verjagten, so daß der alte Kaiser seinen Einzug in Wien halten konnte, das nebst ganz Oesterreich froh war, wieder an den habsburgischen Stamm zu kommen. Die Thronfolge in Ungarn konnte Friedrich nicht erlangen, so tapfer auch Maximilian gegen den Polenkönig Wladislaw darum kämpfte; doch erlangte er in dem Friedensvergleich von Pressburg 1491 die Verzichtleistung Wladislaw's auf die ungarischen Eroberungen in Oesterreich und für den Fall, daß letzterer

ohne männliche Erben sterben würde, die Anwartschaft auf Ungarns Krone.

So war die Ruhe im Osten hergestellt, aber noch am Ende desselben Jahres gerieth Maximilian mit dem König Karl VIII. von Frankreich, dem Verlobten seiner Tochter Margaretha, in Krieg.

Es war nämlich der letzte Herzog von Bretagne (Franz II.) gestorben und hatte eine Tochter Anna als Erbin hinterlassen. Unter den vielen, die sich um ihre Hand bewarben, war auch König Maximilian und erhielt von ihr den Vorzug, ja, sie wurde ihm schon durch Procuracion angetraut. Dagegen that Karl VIII. Einspruch, weil der verstorbene Herzog versprochen hatte, seine Tochter nicht ohne des Königs Einwilligung vermählen zu wollen, im Grunde aber, weil die Vereinigung von Bretagne mit Burgund und dadurch mit Deutschland dem französischen Reiche die größte Gefahr zu bringen drohte. Obgleich nun König Karl schon in seiner Jugend mit Margaretha, Maximilian's Tochter, verlobt worden war, und diese schon den Titel „Königin von Frankreich“ führte, bot er doch der Herzogin Anna seine Hand, erhielt aber von ihr eine abschlägige Antwort. Als er aber mit seinem Heere in die Bretagne einfiel und es ihm gelang, Anna's Räthe zu bestechen, so willigte die junge, kaum der Kindheit entwachsene Fürstin in die neue Verbindung, und König Karl schickte Margaretha ihrem Vater zurück. Im höchsten Unwillen über diese ihm vom französischen Könige angethane Beleidigung schloß Maximilian mit dem König Heinrich VII. von England ein Bündniß und wurde bei seinem Angriff auf Frankreich von dem schwäbischen Bund unterstützt. Allein da ihm die niederländischen Stände ihren Beistand verweigerten, und sein englischer Bundesgenosse, von Frankreich erkauf, zurücktrat, so konnte Maximilian im Frieden zu Senlis 1493 nur die Niederlande mit der Freigrafschaft Burgund samt Artois und Charolais behaupten, während Frankreich das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) behielt.

Zwar erlebte Friedrich III. noch den Schmerz, die Türken unter grausamen Verheerungen bis Laibach in Kärnth'n vordringen zu sehen; da ihnen aber dort Maximilian eine Niederlage beibrachte, so konnte der alte Kaiser doch mit der Beruhigung, seine Erblande gerettet und sein Haus durch die Erwerbung der burgundischen Lande vergrößert zu wissen, seinem Sohne die volle Leitung der Reichsgeschäfte überlassen und sich nach Linz in die Stille zurückziehen, wo er unter Andachtsübungen und alchymistischen Beschäftigungen die letzten Tage zubrachte und am 19. August 1493 im 78. Lebensjahre starb.

Seinen Tod zog er sich auf folgende Weise zu: er hatte die üble Gewohnheit, daß er mit seinem rechten Fuß die Thüren hinter sich zuwarf; dabei verletzte er sich einmal so, daß er ein Fußgeschwür bekam, in Folge dessen ihm das Bein zweimal abgenommen werden mußte. Schon in der Genesung begriffen, zog er sich durch undorfsichtigen Genuß von Melonen eine Ruhr zu, an der er starb.

173. Müde des langen schwachen Regiments, faßte Deutschland die Hoffnung, durch sein neues Oberhaupt wieder aus dem schwankenden Zustand zu einer festen Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu gelangen. Die Aufgabe war um so schwieriger, als das deutsche Reich, wie es sich in jener Zeit darstellte, in seinen Gliedern eben so viele Gegensätze enthielt, welche die ihnen zum Grunde

liegende Einheit nur schwer erkennen ließen: das Reichsoberhaupt hatte eine nur schwache Autorität und geringe Mittel, weil die meisten Regalien verloren gegangen und ihre Erträgnisse in die Kassen der Landesfürsten übergeleitet waren; der Reichskörper, ohnehin mannigfach vermindert, war in seinen Gliedern durch entgegengesetzte Interessen gespalten, alle waren in stetem Widerstand gegen einen ordnenden Willen von Oben, alle eher auf Mehrung ihres Vortheils als auf Erhaltung des Ganzen bedacht; die Fürsten nur nach voller Ausbildung ihrer Landeshoheit begierig; der Adel ungeachtet seines Beißverfalls anspruchsvoll und übermüthig; die Städte durch Handel und Gewerbfleiß blühend, aber meist voll Troß, mit vorherrschendem Gellüste nach Selbstherrlichkeit und oft den Opfern für das gemeinsame Ganze sich entziehend. Dabei nirgends ein gesicherter Rechtszustand, außer etwa da, wo der schwäbische Bund mit seinem Schwert hinreichte. Dazu kam, daß Deutschland nach außen von Mächten umgeben war, die größtentheils den entgegengesetzten Entwicklungsgang genommen hatten, unter denen namentlich die romanischen Völker, vor allen Frankreich, die Macht des Königthums zur Unumschränktheit steigerten und darum durch einheitlichen Willen im Stande waren, gewaltige Stöße auf ihre Gegner zu führen.

Voll Eifer für das Gute und stets bereit zu eingreifender Thätigkeit, übernahm der in seinem lebhaften Wesen mehr seiner Mutter ähnliche **Maximilian der Erste** in einem Alter von 34 Jahren die Regierung des Reiches, welche unter den angegebenen Umständen weniger eine bis zur Tollkühnheit gehende persönliche Tapferkeit, wie sie Max bejaß, als vielmehr eine kluge Besonnenheit und feste Ausdauer erforderte. Aber gerade diese Eigenschaften giengen dem edlen, ritterlichen Kaiser ab. Denn er war weder eigentlicher Staatsmann, noch eigentlicher Feldherr, daher er bei seinen oft unklugen Verbindungen mit andern Mächten meist den Kürzern zog. 1493

Gleich seine zweite Vermählung mit Blanca Maria Sforza, der gebildeten Nichte des damals noch für ihren unmündigen und schwachsinrigen Bruder über Mailand regierenden, ränkesüchtigen Herzogs Ludovico Moro (der Urenkelin des Usurpators Franz Sforza), war ein Mißgriff, zu dem er sich durch die reiche Mitgift, die seinen Geldbedrängnissen abhelfen sollte, und durch die Vorspiegelungen des schlauen Mailänders, daß dadurch das kaiserliche Ansehen in Italien leicht wieder hergestellt werden könne, verlocken ließ. Denn nicht nur mußte Maximilian ihm dafür Mailand als Reichslehen bestätigen, sondern ihm auch versprechen, ihn gegen die Angriffe des französischen Königs Karl VIII. zu schützen, welcher kurz vorher, durch den Herzog selbst veranlaßt, in einem raschen und glücklichen Zug Neapel erobert hatte und in Italien festen Fuß fassen wollte. Durch diese Verbindung wurde Max in alle italienische Händel verwickelt, aus denen er nur Schaden davon trug.

Um sich ungehindert mit Italien beschäftigen zu können, begab er sich mit seiner neuen Gemahlin nach den Niederlanden und übergab dort seinem eben mündig gewordenen Sohne Philipp die Regierung dieses seines mütterlichen Erbtheils. Und weil Philipp einer der schönsten und einnehmendsten Männer seiner Zeit und diesem seinem Geburtslande ganz zu leben gewillt war, so ließen es sich die stolzen Niederländer sogar gefallen, daß Philipp die Privilegien, die sie seiner Mutter abgezwungen und zum Schaden des Landes

mißbraucht hatten, aufhob und seinen Regenteneid nur auf diejenigen Rechte ablegte, die sie bis zum Tode Karl's des Kühnen genossen hatten. Auch kehrte Einigkeit und Friede in das Land zurück, und Handel und Gewerbe blühten dort auf.

Bei dieser Gelegenheit befestigte Max die früher angeknüpften Verbindungen mit Spanien und eröffnete sich durch die Vermählung Philipp's mit Johanna von Castilien (der Tochter Ferdinand's und Isabella's von Spanien) sowie durch die Vermählung seiner Tochter Margaretha mit dem spanischen Thronerben Johann von Castilien die Aussicht auf Habsburgs Machtvermehrung.

Darauf hielt Max seinen ersten Reichstag und zwar zu Worms, auf welchem er eine Reichshilfe an Geld und Mannschaft auf 12 Jahre zu einem Römerzug und zu einem Türkenkriege von den Ständen verlangte. Die Fürsten zeigten sich geneigt; allein die Städte wollten sich nicht eher zur Hilfe verstehen, als bis er die zum Handel und Gewerbe so nöthige Sicherheit und Ordnung in Deutschland mit Errichtung eines vom Kaiser unabhängigen Gerichts hergestellt habe. Dazu wollte sich Maximilian nicht verstehen, weil er darin eine Schwächung des Königthums sah. Als jedoch selbst die Fürsten, die einem allgemeinen Landfrieden geneigter geworden waren, in ihn drangen, und der Herzog von Mailand, ja selbst der Papst um Beschleunigung des italienischen Zuges bat, weil die Franzosen, als nunmehrige Herren von Neapel, auch Mailand und dem Kirchenstaate gefährlich waren, so bewilligte Maximilian am 7. August 1495 die **Stiftung des ewigen Landfriedens**, durch welchen alles Faustrecht für immer allgemein und unbedingt aufgehoben werden sollte.

Zur Aufrechthaltung dieses allgemeinen Landfriedens wurde das **Reichskammergericht** errichtet, vor welches von nun an alle Streitigkeiten der unmittelbaren Reichsglieder unter einander zur Entscheidung auf dem Rechtswege gebracht werden sollten; für die mittelbaren Stände galt es als Appellationsgericht.

Das Reichskammergericht sollte unter einem vom Kaiser ernannten Vorsitzer aus den höheren Ständen und aus 16 Räten bestehen, deren Wahl in dem Willen der Fürsten und Stände liegen sollte, so daß es im Grunde mehr ein ständisches Institut war. Auch sollte es nicht dem jeweiligen Sitze des Kaisers folgen, sondern sein Sitz bleibend sein. (Dieser Sitz war zuerst Frankfurt; in der Folge wurde er nach Speyer (1530) und von da (1693) nach Wehlar verlegt.) Zu den Befugnissen dieses Gerichts gehörte auch das Recht, „ohne eigene Mitwirkung des Kaisers“ auf Anrufen der Parteien die Acht im Namen des Kaisers zu verhängen; die Vollziehung dieser Acht wurde aber den Reichslagen überlassen. Theils um die Kosten der Richterbesoldungen zu bestreiten, theils um Kriege gegen auswärtige Feinde führen zu können, wurde zugleich der „gemeine Pfennig“ d. h. eine allgemeine Reichsteuer „ohne Unterschied der Territorien“ festgesetzt, und die Verwendung derselben unter die Aufsicht der jährlichen Reichstage gestellt.

In diesem ewigen Landfrieden, wie viel auch noch zu seiner Durchführung fehlte, und wie oft nachher die Reichsstände die Kaisermacht zu beschränken suchten und die Kaisermacht ihr dynastisches Interesse dem Reiche voranstellen wollte, war jedenfalls die „Idee des Reiches“ und die „Einheit Deutschlands“ festgehalten. Die Ausführung dieses neuen, von den Ständen begründeten wohlthätigen Reichsgrundgesetzes verdankte man hauptsächlich dem vaterländisch-gefinnten Kurfürsten Berthold von Mainz.

Selbst Maximilian arbeitete, nachdem er sich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, persönlich an dem Entwurfe mehrere Tage hindurch vom Morgen bis zum Abend, wobei er sich kaum das Essen gönnte. Hatte er doch mit seinem Wunsche nach Frieden und Einigkeit unter den Deutschen gleich bei Eröffnung des Reichstags die Absicht ausgesprochen, es müsse der Machterhaltung Frankreichs eine Schranke gesetzt werden; denn, wenn man dem Beginnen der Franzosen länger zusehe, so werde am Ende der deutschen Nation das heil. römische Reich entzogen werden und niemand werde sich mehr in seiner Ehre und in seinen Freiheiten erhalten können."

Indes fand das Kammergericht nicht gleich allgemeine Anerkennung, da der Adel sich nur schwer dazu verstand und die Reichsteuer lange nicht einging; daher dauerte der saustreckliche Zustand fort. Um eine rasche und durchgreifende Vollziehung der Reichskammerbeschlüsse zu erzielen und Ruhe und Ordnung leichter zu handhaben, wurde im Jahre 1512 Deutschland (anfangs in sechs, nachher) in zehn Kreise eingetheilt und jedem Kreise ein Kreisoberster mit einigen Räten vorgesetzt.

Die zehn Kreise Deutschlands waren: 1. der österreichische Kreis mit Oesterreich und seinen deutschen Nebenländern von der Adria bis an den Oberrhein; — 2. der bayerische mit Ober- und Niederbayern nebst dem Erzbisthum Salzburg und den Bisthümern Freysing, Regensburg, Passau; — 3. der schwäbische mit 90 weltlichen und geistlichen Herrschaften, darunter Württemberg, Baden, Hohenzollern und die Bisthümer Augsburg und Constanz; — 4. der fränkische mit den brandenburgischen Besitzungen Ansbach und Bayreuth, fünf Reichsstädten (darunter Nürnberg) und den Bisthümern Bamberg, Würzburg, Eichstätt; — 5. der oberrheinische mit der Rheinpfalz, Heffen, Nassau den Bisthümern Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Fulda, den Reichsstädten Speyer, Worms, Frankfurt und andern kleinen Herrschaften; — 6. der kurrheinische mit der Kur-Pfalz, Kur-Mainz, Kur-Trier, Kur-Köln, und dem Fürstenthum Amberg; — 7. der burgundische mit 21 Herrschaften, darunter vier Herzogthümer und acht Grafschaften: — 8. der westfälische mit den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, der Grafschaft Oldenburg nebst Ostfriesland, ferner mit 7 Bisthümern, darunter Kammerich (Cambrai), Münster, Paderborn, Osnabrück und andern geistlichen Herrschaften; 9. der niedersächsischen mit den Herzogthümern Braunschweig-Lüneburg, Sachsen-Lauenburg, Holstein, Mecklenburg, den Erzbisthümern Magdeburg und Lübeck, sechs Reichsstädten (darunter Lüneburg, Hamburg, Bremen), und andern Herrschaften; 10. der obersächsischen mit Kur-Sachsen, Kur-Brandenburg, dem Herzogthum Pommern, den Fürstenthümern Anhalt und Schwarzburg, den Grafschaften Mansfeld, Reuß etc., dem Bisthum Cammin und andern Herrschaften. — Eine Rangordnung unter diesen Kreisen fand nicht statt. Die darin enthaltenen 250 Stände hatten beim Reichstag zusammen 500 Stimmen, da die kleinen nur curienweise stimmen durften. — Folgende Länder wurden nicht zu dieser Kreiseinteilung gezogen: Böhmen, Mähren, Schlesien, die Laufig, die preussischen und liefländischen Stände, die Grafschaft Wimpelgard, die schweizerische Eidgenossenschaft und die liberalpischen Länder.

Während alle deutschen Reichsstände sich dieser Anordnung als einer die nationale Einheit einigermaßen vermittelnden Wohlthat gern fügten, wollte allein die Schweiz das Reichskammergericht nicht anerkennen, und als Max sie im Schwabenkrieg mit den Waffen dazu zwingen wollte, trennte sie sich durch den Basler Frieden 1499 förmlich von dem deutschen Reiche, indem sie, durch die Arglist Frankreichs (das durch die Schweiz sich einen offenen Zugang zu Deutschland erhalten wollte) berückt, sich allmählich französischem Einflusse hingab und dadurch zu ihrem bitteren Schaden eine natürliche nationale Verbindung mit einer unnatürlichen und verderblichen verbrauchte.

Die Schweiz war seit dem burgundischen Kriege, durch Zwietracht über die Aufnahme Freiburg's und Solothurn's in den Bund, nahe am Ausbruch eines Bruderkrieges, den aber der fromme Einsiedler Nicolaus von der Flüe durch seine dringlichen Friedensmahnungen verhütete, worauf im Stanser Verkommniß 1487 die Aufnahme jener Städte erfolgte. Während des Schwabenkriegs (so benannt

von dem schwäbischen Bund, durch dessen Waffen König Max sie bekriegte) erneuerten die Eidgenossen ihre Verbindung mit Frankreich und brachten den Schwaben und Oesterreichern bei verschiedenen Orten so schwere Niederlagen bei (darunter bei Dornach 1499), daß Max sich zum Basler Frieden entschließen mußte. In diesem Krieg wurden 2000 Flecken, Dörfer und Schlösser verbrannt und 20,000 Menschen verloren das Leben. Nachher vermiedelte Eigennutz und Handelsucht die Schweizer in auswärtige Kriege mit Venedig, Mailand und Neapel, wodurch zwar ihr Kriegsruhm sich mehrte, aber Ruhe und Frieden im Innern litt. Seit dem oben erwähnten schwäbischen Kriege machten Fremde keinen Angriff mehr auf die Schweiz, deren Bund durch den Zutritt von Schaffhausen, Basel und Appenzell als ein Bund von 13 Kantonen sich abschloß (1513).

174. Unterdeffen war die Gefahr in Italien vorübergegangen; denn Karl VIII. hatte, auf die Nachricht von einem Bündnisse des Kaisers mit Mailand, Venedig, dem Papst und Spanien, kurz nach seiner Krönung in Neapel mit der Hälfte seines Heeres Italien wieder geräumt, worauf die andere Hälfte durch den mit spanischer Hilfe aus Sicilien nach Neapel zurückkehrenden Ferdinand II. vollends vertrieben wurde. Weil aber Karl VIII. neue Rüstungen machte, so bedrohte der Herzog Ludovico Moro den König Maximilian zu einem neuen Bunde mit Mailand und Venedig und zur persönlichen Hilfeleistung. König Max trat daher 1498 seinen ersten Zug nach Italien und zwar ohne Reichshilfe, bloß mit einem mit mailändischem und venetianischem Gelde geworbenen Heere an. Dort wollte ihn der Herzog benützen, Pisa wieder an die mailändische Herrschaft zu bringen. Allein die laue Unterstützung, welche die Venetianer leisteten, weil sie die gleiche Absicht auf Pisa hatten, bewog den König, noch in demselben Jahre nach Deutschland zurückzukehren.

Als sodann nach Karl's VIII. frühem Tode der Nachfolger desselben, Ludwig XII., im Bündniß mit Spanien, dem Papst Alexander VI., Venedig und Savoyen nach Italien aufbrach, sah sich Ludovico vergebens nach Hilfe um, und da sich sogar Mailand gegen ihn erhob, floh er nach Deutschland zu König Max, der ihm aber nicht helfen konnte, weil die Stände ihm abermals die Reichshilfe versagten. Zurückgekehrt nach Italien, wurde der Herzog von den Franzosen gefangen und verlor nebst Mailand seine Freiheit für immer. Da Max auch jetzt seine Stände nicht zur Rettung Mailands bewegen konnte, so sah er sich genöthigt, es dem französischen Könige als erbliches Mannlehen zu lassen (1504).

Ebenso scheiterte Maximilian's Plan zu einem Türkenkrieg an dem nicht ungegründeten Einwande der Kurfürsten, daß nur eine Vereinigung der bedeutendsten europäischen Christenmächte einen Erfolg gegen die Türken versprechen könne; und zu einer solchen Vereinigung waren diese nicht zu bringen. Als Max auf eigene Hand den Türkenkrieg unternehmen wollte, ward er durch den bayerischen Erbfolgekrieg daran verhindert.

Dieser wurde zwischen dem Pfalzgrafen Ruprecht und dem Herzog Albrecht IV. dem Weisen von Oberbayern über das niederbayrische Erbe geführt. Herzog Georg der Reiche von Niederbayern-Landshut hatte nämlich in seinem Testamente, dem Hausgesetze zuwider (nach welchem beim Mangel eines männlichen Erben Niederbayern an Oberbayern fallen sollte), seine Tochter Elisabeth und ihren Gemahl, den Pfalzgrafen Ruprecht, zu Erben seines Landes und seiner Schätze eingesetzt. Da König Max das Testament nicht bestätigte, so begann die pfälzische Partei den Krieg. Das Ergebnis dieses neunmonatlichen verheerenden Krieges war, daß, da während desselben Ruprecht und Elisabeth an einer Seuche starben, in Folge eines durch Max ver-

mittelten Vergleichs im Jahre 1505 ein Theil von Niederbayern als ein eigenes Herzogthum Pfalz-Neuburg (die spätere Oberpfalz) den Söhnen Ruprecht's Heinrich und Philipp, der übrige Theil dem Herzog Albrecht zugesprochen wurde, der dann 1506 in seinem Gebiet die Alleinherrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt einführte.

Ein unerwartetes Glück that sich um diese Zeit dem König Max für sein Haus dadurch auf, daß in der spanischen Regentenfamilie drei Todesfälle eintraten, welche seinen Sohn Philipp schnell auf den castilischen Thron führten. Der Infant Johann von Castilien, Margaretha's Gemahl, starb nämlich schon fünf Monate nach seiner Vermählung; ihm folgte im Tode nicht nur seine zum Thron berufene älteste Schwester, die Königin von Portugal, sondern auch deren Sohn; daher die Königin Isabella von Castilien, welche 1504 starb, in ihrem Testamente ihre nun einzige Tochter Johanna und deren Gemahl Philipp zu Erben des Reiches einsetzte, so daß nachher die Kronen von Spanien, Sicilien und Neapel auf Philipp's Haupt kamen. Indes genoß er sein Glück nicht lange: er starb schon 1506 in der Blüte seiner Jahre, und in ihm gieng auch für den König Max eine große Hoffnung zu Grabe. Doch erhielt Philipp's Sohn Karl, Maximilian's ältester Enkel, einstweilen die Anwartschaft auf den spanischen Thron, welchen König Ferdinand II., Isabella's Gemahl, noch inne hatte.

Da unterdessen Ludwig XII. in Italien durch die Eroberung von Genua weiter um sich griff, so bat Papst Julius II. den König Max unter Anbietung der Kaiserkrone um Hilfe. Die Stände bewilligten endlich ein Reichsheer, und so trat Maximilian 1508 seine zweite Römerfahrt an; allein die mit den Franzosen verbündeten Venetianer versperrten ihm den Weg durch das Veronesische, so daß er nicht nach Rom gelangen konnte und sich mit dem ihm vom Papste zugestandenen Titel „Erwählter römischer Kaiser“ begnügen mußte.

Um das stolze Venedig von der Verbindung mit Frankreich zu trennen, ließ sich Max zu einem verderblichen Schritte verleiten, indem er mit Frankreich, das ihn schon so oft betrogen hatte, am 10. December 1508 die Figue von Cambray schloß, welcher auch Ferdinand von Spanien und der kriegerische Papst Julius II. beitraten, von denen jener die Venetianer aus ihren neapolitanischen, dieser sie aus ihren Eroberungen im Kirchenstaate vertreiben wollte. Da der Bund auf die Vernichtung der Republik Venedig abzielte, so hatte der Krieg eine tiefe Zerrüttung Italiens zur Folge. Zwar wurden die Venetianer anfangs schwer gedemüthigt: die Franzosen entrißen ihnen Bergamo, Brescia, Peschiera und andere Gebietsheile; der Papst that sie in den Bann und entriß ihnen die Romagna; der Kaiser, der sich das Geld zum Krieg erst hatte borgen müssen, nahm ihnen Verona, Padua, Vicenza, Triest zc., die Spanier ihre Seehäfen im Neapolitanischen weg. Als aber bei der Belagerung Padua's die französischen Ritter sich übermüthig weigerten, neben den deutschen Landsknechten zu fechten, hob Maximilian aus Verdruß darüber die Belagerung auf, entließ sein Heer und kehrte nach Deutschland zurück.

Von da an stieg das Glück der Venetianer wieder. Es gelang ihnen, das Bündniß ihrer Feinde zu trennen und den Papst Julius durch ein Friedensanerbieten auf ihre Seite zu ziehen, der nun sogar so weit gieng, i. J. 1509 mit Venedig einen Bund gegen Frankreich zu schließen, dem einige

Zeit nachher auch Spanien beitrug. Die neue Verbindung nannte man die heilige Liga, weil sie den Zweck haben sollte, die Einheit der Kirche gegen die Schismatiker zu schützen und dem Kirchenstaate zu seinem ihm entfremdeten „unmittelbaren und mittelbaren“ Leben zu verhelfen. Der Papst suchte auch den Kaiser dafür zu gewinnen; aber Max glaubte noch treu bei Frankreich stehen zu müssen und half ihm wieder durch seine Landsknechte unter Georg von Frundsberg Bologna erobern, Brescia erstürmen und in der entscheidenden Schlacht bei Ravenna siegen.

Endlich gelang es dem Papst, den Kaiser zunächst zu einem Waffenstillstand mit Venedig zu vermögen, bis der Beitritt Heinrich's VII. von England den Kaiser Max bestimmte, alle seine Truppen aus den französischen Heeren zu ziehen und der heiligen Liga beizutreten, aus der übrigens jetzt Venedig austrat, so daß Ludwig XII. allein dem mächtigen Bunde gegenüberstand.

Als der Papst Julius, die Seele der h. Liga, starb und es sich jetzt nach der Stuhlbesteigung des Mediceers Leo X. hauptsächlich um den Besitz Oberitaliens, insbesondere Mailands, handelte, so verband sich Kaiser Max mit Spanien und England und erklärte dem König von Frankreich förmlich den Krieg.

Im Verlaufe dieses Kriegs kam Ludwig XII. in große Bedrängniß; denn die Engländer fielen in Frankreich ein und eroberten Tournay; der Kaiser schlug die Franzosen von den Niederlanden aus 1513 in der sog. Sporenschlacht bei Guinegate; die Spanier eroberten das spanische Navarra und vereinigten es mit Castilien, und die Schweizer in Mailands (Sforza's) Diensten erkochten über die Franzosen den glänzenden Sieg bei Novara. Am Ende mußte doch Ludwig seine Gegner zu trennen: er näherte sich dem Papste durch die Anerkennung des Lateranconcils, zog die Schweizer durch Geldversprechungen auf seine Seite, gewann den Kaiser durch das Versprechen, dem Enkel desselben, dem Erzherzog Karl von Burgund, seine Tochter zu verloben und ihr Mailand zur Mitgift zu geben, schloß mit England Frieden, indem er die Schwester Heinrich's VIII. heiratete, und verglich sich mit Spanien durch Verzichtleistung auf Navarra und Aufhebung aller Ansprüche auf Neapel.

Schon schien der allgemeine Friede wieder hergestellt, als Ludwig XII. starb und sein Nachfolger Franz I. — theils aus Abenteuerlust und Ruhmsucht, theils um sich aus Italien einen Stützpunkt gegen die bevorstehende Vereinigung der deutschen und spanischen Krone auf dem Haupte von Maximilian's Enkel zu machen, — in's Niederländische einbrach, in Italien die bis dahin stets unbefiegten Schweizer bei Marignano 1515 besiegte und sich zum Herrn von Mailand und Genua machte, so daß ihn der Kaiser und der Papst im Frieden zu Noyon 1516 in diesem Besitze anerkennen mußten.

Hatte demnach Maximilian für sein Haus und für das Reich aus seiner Verbindung mit dem Hause Sforza nur Nachtheil und Schaden gehabt, so that sich ihm dagegen auf einer andern Seite eine Aussicht auf die künftige Größe seines Hauses auf. Der Vertrag, welchen Maximilian mit dem König Vladislav im Jahr 1491 für den Fall geschlossen hatte, daß, wenn dieser ohne männlichen Erben sterbe, Ungarn und Böhmen an Habs-

burg fallen solle, hatte sich zwar durch die unerwartete Geburt eines Sohnes gelöst. Allein es glückte dem Kaiser, durch persönliche Unterhandlung zu Wien 1515 einen neuen Vertrag zu Stande zu bringen, in welchem eine Wechselheirat der beiden jüngeren Enkel Maximilian's Ferdinand und Maria, mit den beiden Kindern des König Wladislaw, Anna und Ludwig, verabredet wurde. In Folge dieser Heirat wurde Ferdinand's Gemahlin Anna die Stammutter der deutschen Linie des habsburgischen Hauses und, als ihr Bruder, der König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, ohne Kinder starb, die Erbin dieser beiden Reiche, welche dadurch an Oesterreich fielen.

Das Glück, welches für Oesterreich's Machtzuwachs aus den auf Spanien, Ungarn und Böhmen sich beziehenden ehelichen Verbindungen hervorgieng, bezeichnete man sprichwörtlich mit dem lateinischen Vers: *Bella gerant alii, tu felix Austria nube!* — Deutschland verdankte diesem Kaiser außer der schon genannten Landfriedensordnung auch eine allgemeine Polizeiordnung, die Einführung der von Franz von Saxis erfundenen Posten und eine geregelte Einrichtung des Kriegswesens, wobei Max besonders in Betreff der Geschützkunst ein ungemeines Erfindungstalent bewies. Davon zeugen noch die vielgestalteten Geschütze, die, nach seinen Angaben gefertigt, das Wiener Zeughaus enthält.

Mit dem Ende der Regierung Maximilian's I. trat auch das Ende des Mittelalters ein, aus dessen Zerfall sich das ganze 15. Jahrhundert hindurch die neuere Zeit vorbereitet hatte, die unter Maximilian's Nachfolger in das volle Dasein trat. Er selbst erlebte zwar noch den Anbruch der Reformationszeit; in sie einzugreifen, verhinderte ihn sein baldiger Tod. (Von dem Ausgang dieses edlen Kaisers s. 187.)

Kap. 30. Rückblick auf die innern Verhältnisse Deutschlands in den letzten Zeiten des Mittelalters.

175. Reichsverfassung und Reichstädte. Obgleich durch Rudolf von Habsburg das kaiserliche Ansehen wieder etwas gehoben wurde, so sank es doch bald wieder theils durch die Schwäche mancher Kaiser, theils durch das Streben, ihre Hausmacht auf Kosten der Kaisermacht zu vergrößern, theils durch die mehr und mehr der Centralgewalt des Reichshauptes widerstrebenden Reichsglieder. In letzterer Beziehung bildete sich daher die Landeshoheit der Fürsten trotz der Bündnisse des Adels und der Städte immer weiter aus. Dazu trug vollends die goldene Bulle (1356) bei, indem sie es den Kurfürsten möglich machte, die Macht wirklicher Landesherren zu erringen, nach der auch die übrigen Fürsten strebten. Dieses Reichsgrundgesetz setzte sieben Kurfürsten als „Grundsäulen und Leuchten des Reichs“ fest, deren Personen unverklichlich sein sollten, gleichwie die Majestät des Kaisers. Kurfürsten sollten sein: der Erzbischof von Mainz, als Kurerzkanzler von Deutschland, der Erzbischof von Trier, als Kurerzkanzler von Burgund, der Erzbischof von Köln, als Kurerzkanzler von Italien, der König von Böhmen, als Erzherzog, der Pfalzgraf bei Rhein, als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, als Erzmarschall, der Markgraf von Brandenburg, als Erzlämmerer. Nach der jedesmaligen Thronerledigung sollte der Kurfürst von Mainz binnen drei Monaten die Kurfürsten zu einer neuen Wahl nach Frankfurt berufen, bis zur Thronbesetzung aber das Reichsvicariat von den Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen geführt werden. Bei der Wahl sollte Stimmenmehrheit entscheiden; die Krönung sollte zu Aachen erfolgen und bei dieser jeder Kurfürst sein Erzamt verrichten; die Kurländer sollten untheilbar und die vier weltlichen Kurfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erblich sein. Zu den landesherrlichen Rechten der Kurfürsten gehörten der „gefreite Gerichtsstand“ (*jus de non appellando*), das vollständige Münz- und Bergwerksregal, das Recht der Erhebung des Zudenschußgeldes (*laudemium*), das vorher der Kaiser von

den Juden, als den „Kammerknechten des h. römischen Reichs“ erhoben hatte. Alljährlich sollten sich die Kurfürsten vier Wochen lang versammeln und mit dem Kaiser Beschlüsse zum Wohl des Reichs fassen. Unter Friedrich III., der während der Hälfte seiner Regierung sich im Reiche nicht sehen ließ, war bei den Kurfürsten die höchste Gewalt, so daß sich Kaiser und Papst gegen sie verbündeten. Bei den Reichstagen trat an die Stelle des früheren persönlichen, und darum rascheren und durchgreifenderen Verkehrs allmählich eine Vertretung der Fürsten durch Gesandte, wodurch der Gang der Geschäfte langwieriger und verwickelter wurde.

Die Macht der Reichsstädte wuchs gleichfalls, besonders seit sie auch Antheil an den Reichstagen bekamen. Die innere Verfassung dieser Städte (s. 117) hat sich im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts weiter ausgebildet. Da das in ihnen herrschende freiere Bürgerwesen schon frühe mit dem Lehenstaat in einen gewissen Gegensatz trat, so traten in deutschen Städten allmählich ähnliche Parteikämpfe hervor, wie früher in den lombardischen, indem sich zuerst in den niederländischen, dann in den oberdeutschen Städten unter den reichen Geschlechtern zwei Parteien bildeten, die aus Eiferucht oder Stolz einander bekämpften. So lange die Patricier das Stadtreghment hatten, übten sie nicht selten gegen den in Zünfte gegliederten Handwerkerstand Uebermuth aus. Als aber die Zünfte erstarkten, strebten auch sie nach einem Antheil am Stadtreghment, und als man ihnen denselben beharrlich verweigerte, erzwangen sie sich denselben unter Leitung von Volkshäuptern im Aufstand gegen die Patricier. In manchen Städten errangen sie die Zulassung zu den Rathsstellen für eine gewisse Zahl Zünftiger, so daß der Rath der Stadt aus der Bank der Schöffen, der Bank der Rathmannen und der Bank der Zünfte bestand. In diesem Fall blieb der Einfluß der Patricier wenigstens vorherrschend. So blieben z. B. in Frankfurt die Patricier zwar im Regiment, mußten aber den Zünften das Recht einräumen, auch zu den hohen Stadtämtern zu gelangen; dagegen erhielten sich in Nürnberg die Patricier allein in den höheren Stellen und ließen den Zünften nur die untergeordneten. In andern Städten wurden die Patricier von den Zünften ganz aus der Stadt vertrieben, oder sie mußten wenigstens als „Stand“ ihr Recht am Regiment aufgeben, und wenn sie daran theilnehmen wollten, sich in die Zünfte einschreiben lassen, aus denen alle öffentlichen Aemter besetzt wurden. In solchen Städten mit völliger Zunftregierung war die Verfassung fast ganz demokratisch.

Da die Zünfte aus höheren und niedern bestanden, indem jene nur Vollbürger zuließen und sich gegen die niedern abschlossen (daher auch geschlossene hießen), so ruhten die niedern nicht, bis sich ihnen die höhern öffneten und auch ihnen das Vollbürgerrecht gewährt wurde.

Die Zünfte bildeten zugleich die Grundlage zur Vertheidigung der Stadt, indem dabei jeder Zunft ein bestimmter Posten angewiesen war, alle Zünfte aber unter einem Oberzunftmeister standen, der zugleich Kriegsbefehlshaber und Verwaltungsbeamter war. Der kriegerische Wettstreit der Zünfte, der im Frieden durch Kampfspiele und Waffennübungen in den Feiertagen genährt wurde, hat die Freiheit der Städte mächtig geschützt, und vorzüglich auf der Rüstigkeit der Bürger beruhte die Kraft und der Ruhm des deutschen Fußvolks, der nachher auch auf die von den Fürsten angeworbenen Söldner übergieng, mit denen diese ihre Kriege führten. (Unter diesen Söldnern wurden in der Folge, neben den Schweizern, die deutschen Landsknechte die berühmtesten und gefürchtetsten.)

Die vorherrschend demokratische Verfassung der Reichsstädte erhielt später, im 16. Jahrhundert, insofern eine Aenderung, als Karl V. den Patriciern wieder größern Antheil am Regiment verschaffte. Dieser Antheil war jedoch in verschiedenen Städten verschieden, wie denn überhaupt fast jede Reichsstadt die allgemeine Grundlage freistädtischer Verfassung in besonderer Weise ausgebildet hat. Am Ende des 15. Jahrhunderts gab es fünfzig freie Reichsstädte.

Es ist oben (150 a. G.) das Städtemesen in dem Ordenslande Preußen und das darin aufblühende Bürgerthum erwähnt worden. Dieses Ordensland, dessen Gründung mit der Eroberung Preußens im Jahre 1283 vollendet war, erreichte im Laufe des 14. Jahrhunderts den Gipfel seiner Blüte, sank aber von demselben im 15. Jahrhundert wieder herab. Nachdem nämlich der deutsche Orden seinen Sitz, der zuletzt in Mariburg gewesen war, in die prachtvolle Marienburg an der Rogat verlegt hatte (1309), erwarb er durch Kauf sowohl Ostpommern mit der Hauptstadt Danzig, als

auch Eßland und erreichte unter Winrich von Kniprode den Gipfel der Macht und des Wohlstandes.

Alein die beständigen Kriege mit den wilden Litthauern, sowie mit den eroberungssüchtigen Polen hemmten die ruhige Fortentwicklung; und da auch die Züge der Kreuzfahrer aufhörten und der Orden nur auf seine eigene Kraft beschränkt war, diese aber mit dem schwindenden Geiste des Ritterthums mehr und mehr nachließ, und unter den Ordensrittern Stolz und Leppigkeit, Habguth und Ungerechtigkeit überhand nahm, so sank die Macht des Ordens. Die blutige Niederlage bei Tannenberg (1410) gegen den mit den Litthauern verbündeten König Jagello von Polen brach seine Kraft. Im Frieden von Thorn 1411 mußte der Orden Samogitien an Polen abtreten. Als hierauf durch das Bestreben des Hochmeisters Heinrich von Plauen, Zucht und Ordnung wieder herzustellen, Zwietracht einriß, die sich durch religiöse Gegensätze noch verschärfte, und fortgesetzte Kämpfe mit den Polen hinzulamen, so wurde die Heilung der Gebrechen immer schwerer.

Die wachsende Unzufriedenheit der Ordensstände äußerte sich namentlich in dem Verlangen nach einem Antheil an der Regierung. Die von dem Hochmeister gemachten Zugeständnisse reizten zu weiteren Freiheitsansprüchen, die von den Rittersn und Städten in dem sogenannten preußischen Bund gemacht wurden und von dem Hochmeister bestätigt werden mußten. Die Versuche von Seiten eines der nachfolgenden Hochmeister, jenen Bund aufzulösen, führten zur Verstärkung des Bundes. Dieser warf sich den Polen in die Arme und brachte einen 13jährigen verheerenden Krieg über das Ordensland, der im (zweiten) Frieden von Thorn 1466 mit dem Verlust der Selbstständigkeit des Ordens endete. Denn ganz Westpreußen, das Bisthum Ermeland, die Städte Elbing und Thorn wurden mit Polen vereinigt und verloren alle bürgerlichen Freiheiten; Ostpreußen wurde polnisches Lehen und erhielt Königsberg zum Ordenssitz, während Marienburg verfiel. Späterhin suchte der Orden gegen die andrängende Slavenmacht sich dadurch zu halten, daß er sich Hochmeister aus mächtigen deutschen fürstlichen Geschlechtern wählte, so zuerst einen kurländischen Prinzen, dann (1511) einen brandenburgischen (Albrecht), um auf diese Weise einen Anhalt am deutschen Reich zu gewinnen und sich der verhassten polnischen Lehnshoheit zu entziehen. Da auch diese Hoffnung fehlschlug, widerstrebte der Hochmeister Albrecht von Brandenburg der poln. Lehnshoheit nicht länger, verwandelte aber nach Einführung der Reformation (1525) das Ordensland in ein weltliches, erbliches Herzogthum. (S. 151).

176. Die Gerichtsverfassung. Das altdeutsche Recht hatte längst durch verschiedene Einflüsse, besonders aber durch die allgemeine Anwendung des römischen Rechts eine wesentlich andere Gestalt bekommen. Zuerst war das römische Recht als kaiserliches Staatsrecht in willkürliche Anwendung gekommen; dann schlich es sich unvermerkt in einzelne Theile des bürgerlichen Rechts ein, und namentlich wurden neuentstandene rechtliche Verhältnisse nach dem römischen Rechte beurtheilt und festgestellt. Dazu trugen die sich mehrenden deutschen Universitäten das Meiste bei, welche, gleich ihren Vorbildern, den romanischen Universitäten, das römische Recht zu einem der Hauptlehrgegenstände machten, indem sie zuerst das canonische oder Kirchenrecht, dann das bürgerliche Recht lehrten. Eine Zeit lang betrieb man das römische Recht nur theoretisch; durch die Anstellung von Doctoren beider Rechte an allen Fürstenthöfen und in den Reichsstädten gieng es jedoch bald in die Praxis über und drängte das heimische Recht in den Hintergrund, weil den Rechtslehrern die systematische Uebersicht des römischen Rechts, gegenüber der Unklarheit des deutschen, mehr zusagte. Letzteres wurde durch die Vermengung mit dem römischen noch verwirrt. Zuletzt galt das heimische Recht nur als Ausnahme.

Das Gerichtswesen selbst hatte übrigens noch keine feste Gestaltung, und in Zeiten der Anarchie reichte die Macht der Gerichte nicht aus. Weil besonders in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die innern Verwirrungen in Deutschland so groß waren, daß auch die Fürsten nicht immer Gerechtigkeit verschaffen konnten und die öffentlichen Gerichte ohne Ansehen waren, so hatte man sich durch die Lehngerichte zu helfen gesucht, welche, wie man annimmt, durch die Bemühung des Erzbischofs Engelbert von Köln in Westfalen („auf rother Erde“) aufkamen und sich nachher über ganz Deutschland verbreiteten. Man nannte sie auch heimliche (d. i. besondere) Gerichte; sie waren eigentlich die alten, auf die im westfälischen Sachsenstamme damals noch üblichen Freigerichte gegründeten kaiserlichen

Sandgerichte, die neben den nachher aufgetommenen Landesherrlichen Gerichten noch fortbauerten und nur durch die Noth in außerordentliche verwandelt wurden. Ihre Verbreitung im übrigen Deutschland rechtfertigte sich durch die allgemeine Rechtsnoth, und ihre Befugniß gründete sich auf die Anschauung der Freigrafen, daß diese Gerichte den höchsten Reichsgerichten gleich zu achten seien. Weil manche Kaiser in ihrer Abwesenheit von Deutschland oder sonst aus Unmacht sich um die Rechtspflege und Gerichtsordnung nichts kümmerten, so konnten sich die Fehmgerichte leichter in selbständiger und eigenhüthlich-praktischer Weise ausbilden.

Der Vorsitzer jedes Fehmgerichts-Sprengels hieß Freigraf, ein Weiserer Freischöffe oder Wissender, die Gerichtssitzung Freiding, der Gerichtsort Freistuhl. Die Zahl der Freischöffen war anfangs 7, und stieg bis auf 30. Alle Freischöffe standen unter dem Stuhlherrn, welches meist der Landesherr war; alle Stuhlherrn standen unter dem Kaiser, wenn anders derselbe ein Wissender war; außerdem unter dem Erzbischof von Köln, als Herzog von Westfalen. Alle Wissenden (d. i. Urtheil weisenden oder Sprechenden Schöffen, deren Zahl im 14. Jahrhundert im allgemeinen auf 100,000 gestiegen sein soll, und die nur aus freien Laien von ehelich christlicher Geburt bestehen durften) verband ein feierlicher Eid, und sie erkannten sich an geheimen Lozung. Anfangs wurde das Gericht unter freiem Himmel auf alten öffentlichen Malplätzen, wiewohl in der Stille, gehalten, daher es auch Stillgericht hieß. Die strenge Gerechtigkeit, mit der sie anfangs verfahren, verbunden mit der Ehrfurcht gebietenden Feierlichkeit, von der sie umgeben waren, förderte ihre Wirksamkeit und ihre Verbreitung. Der Angeklagte wurde durch Anheftung einer Schrift an seine Thüre oder durch drei starke Schläge an die Thüre vorgeladen und ihm zur Erscheinung eine bestimmte Frist gesetzt. Erschien er auf dreimalige Vorladung nicht, so wurde er, wenn der Kläger durch 6 Eideshelfer (welches Freischöffen sein mußten) die Anklage beschwor, verfehmt oder verurtheilt. Erschien er und gestand, so wurde das Urtheil gleich vollzogen; leugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, worauf aber der Kläger zum Gegenbeweis durch zwei Eideshelfer gelassen wurde, die dann der Angeklagte überwiegen, d. i. durch 6 Eideshelfer entkräften und, wenn jener dann 14 vorführte, durch 21 überwiegen konnte, worauf er freigesprochen wurde. Die Strafe bestand bei Vergehungen in Geldbuße oder Landesverweisung; auf Raub, Mord und andere schwere Verbrechen war der Tod gesetzt. Im letzteren Fall wurde der Erschienene und Ueberführte sogleich entweder mit dem Dolch oder mit dem Strick getödtet. Den nicht erschienenen todeswürdigen Verbrecher hatte jeder Wissende die Pflicht, mit Zuziehung von noch zwei Wissenden, wo er ihn traf, zu erdolchen oder an einen Baum zu hängen, wobei ein Dolch neben dem Getödteten gelegt oder in den Baum gesteckt wurde, damit man wisse, daß ihn die heil. Fehme gerichtet habe. Ertrappten drei Freischöffen jemand auf einer todeswürdigen That, so durften sie ohne förmliches Urtheil die gleiche Strafe vollstrecken. Wer von den Wissenden einem von der heil. Acht Betroffenen vorher einen Wink gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft. Kein Freischöffe durfte seinen Weistand verweigern, selbst nicht gegen seine nächsten Verwandten.

Während die heil. Fehme den Ordnungsliebenden besonders in Zeiten der Anarchie große Beruhigung gab, übte sie Schrecken den Frevern ein, welche daher diese Gerichte zu fürchten suchten. Um sich vor der Bosheit zu schützen, fiengen die Fehmgerichte an, in wichtigen Fällen ihre Sitzungen bei Nacht und an verborgenen Orten zu halten, wobei die Richter ver mummt erschienen. Dadurch wurde das Gericht auch im andern Sinne ein heimliches. Diese Heimlichkeit erhöhte die Furchtbareit des Gerichts, setzte es aber auch der Gefahr innerer Verderbnis aus. Denn als bei der zunehmenden Menge der Wissenden auch Unwürdige zur Aufnahme kamen, mißbrauchten diese ihre Gewalt zur Befriedigung persönlichen Hasses oder zu sonstiger Willkür, so daß allgemeine Klagen entstanden und diese Gerichte an manchen Orten mit Gewalt aufgehoben wurden, bis sie zuletzt durch die bessere Ausbildung der gewöhnlichen Landesgerichte von selbst aufhörten.

177. Das Kriegswesen. Die Heeres- und Kriegseinrichtung, welche früher hauptsächlich auf der Reiterei, deren Kern die Ritter waren, beruhte, war allmählich durch die Vertheidigungsweise der Städte sowie durch die Einführung der Söldnerheere geändert worden, so daß die Wichtigkeit des Fußvolkes (der deutschen Landsknechte) mehr hervortrat. Durch die Erfindung des Schießpulvers (1354) aber erfuhr das Kriegswesen eine völlige Umgestaltung, indem von nun an

weniger die Kraft des tapfern Arms, als die Geschützkunft dem Kampfe den Ausschlag gab.

Das Schießpulver oder eine demselben ähnliche Mischung war schon in frühen Zeiten bei den Chinesen, Indern und nachher bei den Mauren bekannt; auch erwähnt der Engländer Roger Bacon schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine ähnliche Mischung wie die des eigentlichen Schießpulvers. Im Rammelsberg bei Goslar wurde schon im 12. Jahrhundert eine Art Schießpulver zur Sprengung des Gesteins gebraucht. Die geläufige Erzählung nennt als Erfinder den Franziskanermönch Berthold Schwarz von Freiburg im Breisgau, der bei alchimistischen Versuchen darauf gekommen sein soll.

Anfangs wurde es beim großen Geschütz (den Kanonen und Mörsern), und dies zuerst bloß bei Belagerungen, angewandt. Die ersten tüchtigen Geschützmeister lieferten die Städte; schon 1356 kommt in der Stadtrechnung Nürnberg's gekauftes Geschütz und Pulver vor; Lübeck baute 1360 die erste Pulvermühle. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts fiengen die Handbüchsen und Musketen an in Gebrauch zu kommen. Schon im Hussitenkriege kam das Schießpulver in häufigere Anwendung, und diese gab dem Fußvoll ein immer größeres Uebergewicht. Mit der Verminderung des Werthes der persönlichen Tapferkeit verlor sich der Geist des Ritterthums.

Da die veränderte Bewaffnung eine fortdauernde Uebung fordernte, so gab dies allmählich Veranlassung zu den stehenden Heeren, die anfangs noch aus gedungenen Söldnern bestanden, später aber (weil diese Söldner durch ihre Rohheit und Eitellosigkeit dem Freund wie dem Feind oft gleich gefährlich wurden) den Kern der kriegsfähigen Bürger des Landes in sich aufnahmen.

178. Handel und Gewerbefleiß. Der Landbau und die Viehzucht hoben sich durch die allmähliche Entstehung eines freien Bauernstandes, sowie durch die steigende städtische Industrie, welche ihrerseits durch den erweiterten Handel mächtig belebt wurde. Insbesondere blühten gegen das Ende dieser Periode die niederländischen Tuchfabriken, sowie die niederländischen, westfälischen und schlesischen Leinwandfabriken auf. Auch der Bergbau vermehrte den Reichthum mancher deutschen Länder; besonders gaben die meißnischen und sächsischen Bergwerke, vorzüglich die 1471 eröffnete Silbergrube in Schneeberg reiche Ausbeute.

Da sich der Seehandel, den besonders die Portugiesen, Venetianer und Niederländer betrieben, durch den Gebrauch der Magnetnadel oder des Compasses immer mehr über bisher unbekannte Länder ausdehnte, so wurde auch der Binnenhandel Deutschlands immer bedeutender. Haupthandelsplätze waren für den Osten: Wien und Regensburg; für den Norden: Lübeck und Danzig; für das mittlere Deutschland: Augsburg, Nürnberg und Frankfurt; für den Nord-Westen: Köln und Brügge. „Unter den deutschen Städten (schrieb als Augenzeuge Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II.) ragt Augsburg im Wohlstand über alle Städte der Welt empor; Brügge ist der Sammelplatz und das Lager aller Kaufleute und Waaren in Europa; Straßburg gleicht, ja übertrifft Venedig; Danzig beherrscht die Ostsee, Lübeck die nordischen Reiche, Frankfurt am Main ist der Vermittlungspunkt des ober- und niederdeutschen Handels, und Köln ist durch unübertreffliche Meisterwerke der Baukunst die prächtigste Stadt Europa's“. Und von Nürnberg schrieb er: „Wenn man von Niederfranken kommt und diese herrliche Stadt von ferne erblickt, zeigt sie sich in wahrhaft majestätischem Glanze, der beim Eintritt in die Thore durch die Schönheit der Straßen und durch die Fierlichkeit ihrer Häuser noch vermehrt wird. Die Kirchen von St. Sebald und St. Lorenz sind ehrenwürdig und prächtig; die kaiserliche Burg blickt stolz und fest herab; die Bürgerhäuser scheinen für Fürsten erbaut: wahrlich die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie wie die Bürger von Nürnberg wohnen könnten“. Künste und Wissenschaften wurden in Nürnberg wie in keiner andern Stadt emsig gepflegt, so daß dort selbst viele Frauen und Jungfrauen nicht nur die zum Waarenhandel nöthige Rechenkunst, sondern auch Musik und Latein verstanden.

Lübeck war der Mittelpunkt der Hanfa, die als eine selbständige Macht gegen das Ende des 14. Jahrhunderts gegen 80 verbündete Handelsstädte (Norddeutschlands, der Niederlande und Preußens) begriff, und deren Handel die Nord- und Ostküsten Europa's von Nowgorod bis Lissabon umfaßte. Alle diese Hansestädte

sandten Abgeordnete auf einen jährlichen Städtetag, auf welchem sie sich Ordnungen für das merkantile Leben gaben, Streitigkeiten belegten, Widerstrebende strafen, Bündnisse und Verträge mit in- und auswärtigen Fürsten errichteten, Krieg und Frieden beschloßen. Städte, die nicht Kriegskleute und Schiffe schiden konnten, zahlten ihre Beiträge in Geld. Die Hanfa war in vier „Quartiere“ eingetheilt, von welchen Lübeck, Rön, Braunschweig und Danzig als die Häupter galten; sie hatte in allen Seehäfen des baltischen und deutschen Meeres, in den skandinavischen Reichen, in England, ja selbst in Spanien und Portugal ihre Comptoire, führten mit mächtigen Flotten eigene Kriege, insbesondere gegen die skandinavischen Reiche und gegen England, um sich Handelsmonopole zu erkämpfen oder dieselben zu behaupten. So führte die Hanfa 1368 einen großen Seekrieg mit dem König Waldemar III. von Dänemark und mit dem König Hakon von Norwegen, eroberte Kopenhagen und andere feste Plätze, sperrte den Sund und richtete in beiden Ländern große Verheerungen an, bis ihr jene Könige im Frieden die errungenen Privilegien zugestanden und Dänemark insbesondere schwur, keinen König ohne Einwilligung der Hanfa zu wählen. So konnten auch die kleineren Fürsten in Norddeutschland nicht gegen die Hanfa aufkommen, und als ein Herzog von Braunschweig mit den hansestädtischen Braunschweigern in eine heftige Fehde gerieth, that die Hanfa einen Machtspruch zum Frieden. Als Kaiser Karl IV., als Besitzer von Brandenburg, sich eine Seeherrschaft an der Ostsee gründen wollte und darum der Hanfa schmeichelte, wußte sie ihn kluglich von jeder Einmischung in ihre Angelegenheiten abzuhalten. Sie übte ohne urkundliche Bestätigung vom Kaiser die volle Gewalt eines Gemeinwesens, das natürlich der Fürstenmacht gefährlich erschien.

Die Entdeckung Amerika's durch den Genueser Christoph Columbus 1492 und die Entdeckung des Seewegs von Ostindien durch Vasco de Gama 1498 gab dem Welthandel und somit auch dem Binnenhandel eine andere Richtung, die sich jedoch erst in der folgenden Periode kund giebt.

179. Sittenzustand. Seitdem weder Kreuzzüge noch Römerfahrten mehr dem Thätigkeitstriebe des Ritter- oder Adelsstandes Nahrung gaben, gieng ein großer Theil der Kraft desselben ohne Ziel und Zweck im Müßiggang verloren. Die sittenverwildernde Fehdesucht, von der die Mehrzahl dieses Standes ergriffen wurde, die entehrende Raubsucht, in welche der im Vermögen herabgekommene Theil des niedern Adels verfiel; die Trunksucht, die selbst in den höchsten Ständen überhand nahm; die Brunksucht und der Aufwand, der an Höfen, bei Turnieren und bei sonstigen Festen zu herrschen begann; die Ausschweifungen in andern sinnlichen Beziehungen, denen besonders die meisten Geistlichen in Stiftern und Klöstern, ja selbst oft die höchsten geistlichen Würdenträger fröhnten, alles dies bewies, daß das deutsche Volksleben im 14. und 15. Jahrhundert von keiner höhern Idee mehr, geschweige von echt christlichem Geiste getragen war.

Zwar wurzelte seit dem Verfall des Ritterthums vorzüglich in dem Bürgerthum der Städte die meiste deutsche Nationalkraft. Während indes die Lebensfälle, die sich besonders in den handels- und gewerbreichen Städten zeigte, in äußerer Zunahme begriffen war, und die Städte des 15. Jahrhunderts in der vollsten Blüthe ihrer Macht standen, zehrte innerlich bereits der Wurm des Verderbens daran. Denn gerade in den gewerb- und handelsreichen Städten nahm die Entartung der Sitten durch Kleiderpracht, Tischaufwand, Spielsucht und Unzucht am meisten überhand und drang von da in die übrigen Städte. Doch ließ sich hierbei ein Unterschied zwischen den aristokratisch und demokratisch regierten Städten wahrnehmen, indem dort die Patricier, wenn auch meist nur durch äußerliche Mittel, den Sittenverfall aufzuhalten suchten, während bei rein demokratisch-regierten unter der Führung der sogenannten Volksmänner öfters nicht bloß eine größere Tyrannei die Bürger drückte, sondern auch der allgemeine Hang zu Ausschweifungen größeren Spielraum fand.

So erzählt Aeneas Sylvius in seiner Beschreibung Deutschlands von Wien, wo weder der Fürst noch der Magistrat die Ordnung gehörig aufrecht zu halten verstand, daß es dort Tag und Nacht zwischen Handwerkern und Studenten Handel gab, die in wahre Schlachten ausarteten, daß dort selten ein Zusammenstoß von Menschen gewesen, ohne daß ein Mord dabei vorfiel, daß dort fast jeder Bürger eine Zechstube gehalten, daß überhaupt das ganze Volk dem Bausche gebient habe, und daß die Sonn- und kirchlichen Festtage durch Werttagelaben entheiligt wurden. In demokratisch

regierten Städten, wo ehrgeizige Demagogen den Ton angaben, wie in Gent, Lüttich, Brügge u. a. herrschte meist ein wilder Geist des Aufbruchs und beständiger Agitation. Eben in der sittlichen Zuchtlosigkeit und in dem Empdrungsgeiste solcher Städte lag die Rechtfertigung der strengen Polizei, welche das mehr aristokratisch regierte Nürnberg über seine Bürger übte. Uebrigens gab es auch Städte, wo das Bürgerweien weniger streng beschränkt war und doch im allgemeinen ein mehr ehrbarer Geist herrschte; dies war z. B. in dem gleichfalls aristokratischregierten Basel der Fall, wo (nach Aeneas Sylvius), ungeachtet der strengen Scheidung des vornehmen Standes von dem gemeinen, das gesellige Leben freier und doch dabei im ganzen wohlgeordnet war. Ueberhaupt zeigte sich in den Reichsstädten verhältnißmäßig die meiste sittliche Kraft.

180. Die Pünkte. Hatte in den höhern und reichern Ständen das allgemeine Trachten nach Erwerb und Genuß nicht nur den Sinn für das Ideale erstickt, sondern auch die sittliche Kraft gelähmt, so fand sich wenigstens die letztere noch in dem einfachen, schlichten Theile der deutschen Bürgerschaft vor, und gab sich auch in einer, wenn gleich handwerksartigen Beschäftigung mit der Dichtkunst kund. Diese war als Kunstpoesie früher von Verufenen aus dem Herrenstande betrieben worden (153), aber im 14. und 15. Jahrhundert durch das Ueberwiegen der Form über den Geist, der bunten Schildei über den innern Gehalt in Geistesleerheit und Geschmacklosigkeit verfallen und zuletzt zur bloßen Reimkunst herabgesunken. Anstatt Neues zu schaffen, bearbeitete man in der Regel die Dichtwerke der ältern bessern Zeit, schmolz dieselben um und verwischte deren Schönheiten und Eigenthümlichkeiten fast gänzlich. So erfuhren die alten Heldenjagen schon in dem ersten „Heldenbuch“ eine Umbildung, in dem spätern sogenannten Heldenbuch aber eine völlige Zerstörung ihres Kerns. Auch die Thiersage entfernte sich von ihrem ursprünglichen einfachen Wesen, und wenn auch die verschiedenen Umarbeitungen des Reineke Fuchs, besonders die, welche von Heinrich von Alemar (welchen einige von Ric. Baumann unterscheiden) herrührte, eine starke Beimischung von Witz und Satire erhielten und dadurch pikant wurden, so verlor diese Dichtart doch gerade dadurch das Eigenthümliche ihrer Natur. Dasselbe widerfuhr der erzählten Poesie, worin sich die reimenben Neuerer in Abenteuerlichkeiten überboten. Besonders zeugte die eifrige Anwendung der Allegorie von dem Absterben der Dichtkunst. Das Geist- und Geschmackloseste in dieser Gattung ist der *Therwand* von Melchior Pfingling, worin die Zugschicksale des Kaisers Maximilian I. und der Weiskönig von Treigsauerwein, worin die spätern Regierungskhaten dieses Kaisers beschrieben sind, zwei Werke, an denen nur ihre meisterhaften Holzschnitte einen Werth haben.

Gleich nach dem Kunstpos waren auch die Töne der Kunstlyrik verklungen, der Minnesang mit dem Verfall des Ritterthums verstummt. An die Stelle des Minnesangs (153) trat vom 14. Jahrhundert an der Meistersang, d. i. die von schlichten Handwerksmeistern nach festgestellten Regeln schulmäßig betriebene Reimkunst, die allerdings keinen poetischen Werth hatte, aber von der sittlichen und frommen Haltung der ehrsamten Bürger in den Reichsstädten zeugte. Die Kunst der Meistersänger kam nach dem sonntäglichen Nachmittagsgottesdienst (anfangs auf dem Rathhaus, in der Folge in der Kirche) zusammen, und wer von ihnen ein gereimtes Gedicht gemacht hatte, trug es vor der Versammlung zuhörender Bürger vor. Die darin gegen die Tabulatur, d. i. die aufgestellten Reimregeln, gemachten Fehler wurden vom Merkmeister oder Kunstrichter und den ihm beigegebenen Gehilfen gemerkt. Wer von den aufgetretenen Sängern von dem Gernerk als der Beste erkannt wurde, bekam von dem hiezu aufgestellten Kronmeister einen Kranz und süßte sich mit seiner ganzen Familie hochgeehrt. Hauptschulen der Meistersänger blühten in Nürnberg, Straßburg und Augsburg. Der beste Meistersänger war *Hans Sachs*, Schuhmachermeister in Nürnberg, gehört aber mehr der folgenden Periode an (245).

Dem regellosen Meistersang gegenüber entwickelte sich in ungebundener poetischer Freiheit das weltliche Volkslied, das ohne künstliche Mittel, von der augenblicklichen Empfindung eingegeben, in Begleitung der mit ihm zugleich entstandenen Melodie die Herzen gleichgestimmter Hörer ergriff, und wenn es auch seine derben Auswüchse hatte, doch in der Regel die jeweilige Stimmung der Gemüther in den verschiedenen Lagen, denen es galt, wahr und treu, nicht selten sehr poetisch ausdrückt. Dahin

gehören die verschiedenen Wanderlieder, Scheidelieder, Grußlieder, Naturlieder, Kriechlieder, Kriegs- und Schlachtlieder, Jägerlieder bis herab zu den Kinderliedern.

Die deutsche Prosa hob sich in dieser Periode allmählich und trug einerseits in Chroniken (wie die Strassburger, die des Zwingen von Königshofen), anderseits in geistlichen Reden (eines Heinrich Suso, Johann Tauler, Geiler von Kaisersberg) zur Ausbildung der Muttersprache bei.

Was die übrigen Künste betrifft, so war die deutsche Baukunst, die auch in Frankreich und England Aufnahme fand, schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts in Abnahme gekommen; dagegen begann die Malerei sich mehr zu vervollkommen, besonders am Rhein, in Franken und in Schwaben. Die besten Maler dieser Periode waren von der niederländischen Schule: Johann von Enk aus Brügge (gest. 1445), der die Oelmalerei erfand und sein Schüler Hans Memling; von der oberdeutschen Schule: Michael Wohlgemuth und vorzüglich Albrecht Dürer von Nürnberg, der zugleich als Kupferstecher, Bildhauer und Formenschnitzer berühmt war und darum vom Kaiser Maximilian mit dem Adel beehrt wurde. Die Plastik als Bildhauerei, Schnitzkunst und Bildgießerei erreichte im 13. Jahrhundert, besonders in Nürnberg durch Peter Vischer und andere, einen hohen Grad der Ausbildung.

181. Stand der Wissenschaften. Lange hatte die Scholastik überall, also auch in dem anfangs wissenschaftlich mehr nur receptiven, d. i. von andern annehmenden, noch nicht selbständig schaffenden Deutschland, alle Gebiete der Wissenschaft beherrscht und sie in die Form ihrer Fesseln geschlagen. Als aber zuerst in Italien durch das Studium der alten Klassiker, welches durch griechische Gelehrte, die theils schon vor der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken dahin kamen, theils nach derselben dahin auswanderten, wieder gewedt wurde, fieng durch die Wiederanknüpfung an die Literatur der alten Welt das bisher zwischen der Scholastik und Hierarchie bestandene Band an zu zerreißen. Denn die aus dem Studium der griechischen und römischen Schriften hervorgehende humanistische Bildung stand der scholastischen geradezu entgegen. Die Begeisterung, mit der man sich in Italien dem neu eindringenden Geiste derselben hingab, riß alles mit sich fort; jeder Fürst in Italien wollte nach dem Vorgang der Mediceer (in Florenz) für einen Beschützer der classischen Studien gelten, und selbst der päpstliche Hof wurde vom Strom des Zeitgeistes so ergriffen, daß es fast zum guten Ton gehörte, gegen alles Scholastische Verachtung an den Tag zu legen. Da aber die Italiener das Studium des Alterthums noch höchst äußerlich und einseitig betrieben, und der in der Kirche eingerissene todte Glaube dem in den Schriften der Alten wachenden Geiste des Heidenthums keine sittliche Kraft entgegensetzen konnte, so vermehrten die humanistischen Studien bei den Italienern die Unchristlichkeit, und jene Verachtung der Scholastik traf zugleich das Christenthum selbst, das in den Herzen der meisten Humanisten dem alten Heidenthume weichen mußte.

Das neue rege Wissenschaftsleben verpflanzte sich im 15. Jahrhundert auch nach Deutschland und sollte dasselbst, wo sich verhältnißmäßig, besonders an einzelnen Orten, noch ein tiefer christlicher Sinn erhalten hatte, als Durchgang zu neuen Hilfsmitteln für die so nothwendig gewordene Reinigung der Theologie und Kirche dienen.

Anfangs fand die classische Literatur und Bildung in Deutschland gleichfalls zuerst bei den Fürsten, die es darin gern den Medicern nachthun wollten, einzelne Unterstützung. Hatte doch schon Aeneas Sylvius (der nachherige Papst Sixt II.), als er noch Rath bei Kaiser Friedrich III. war, die classischen Studien durch seine Aufmunterung zur Aufnahme bringen helfen. Einen vorzüglichen Beförderer fanden sie an Kaiser Maximilian I. Dadurch wurde allmählig die öffentliche Meinung gewonnen. Lange aber noch widerstrebten die Universitäten, als die Hauptbollwerke der Scholastik. Daher hatten sich schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, durch die Bemühungen der von Gerhard Groot gestifteten Hieronymianer oder Brüder vom gemeinsamen Leben (182), in deren Brüderhäusern selbständige Gelehrtenanstalten ausschließlich für classische Studien gebildet, vorzüglich zu Deventer in den Niederlanden und zu Elftstadt im Elsaß, von denen jenes bald für Norddeutschland, dieses für Süddeutschland ein Haltpunkt für classische Gelehrsamkeit wurde.

Mit der Vermehrung ihrer Vertreter wuchs die Zahl der Feinde der scholastischen Gelehrsamkeit, zumal als auch die beiden Universitäten Heidelberg und Tübingen,

jene durch Rudolf Agricola († 1485), diese durch Johann Neuchlin (geb. 1455, † 1522), den classischen Wissenschaften den Eingang öffneten. Anfangs hielten sich die meisten deutschen Gelehrten, gleich den italienischen, nur an die vollendete Form der antiken Literatur: sie betrachteten und behandelten sie als Zweck und schädeten damit sowohl der nationalen Eigenthümlichkeit als auch dem Christenthum. Tiefere Geister aber, wie die obengenannten, brauchten sie als Mittel zu einem höhern Zweck, zur Erforschung der Wahrheit, und wandten sie auf Philosophie und Theologie an, so daß sie sich des nämlichen Gebietes, auf dem bisher die Scholastik geherrscht hatte, bemächtigten, aber mit den neuen Hilfsmitteln, nämlich der genauen Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache, welche beide den Scholastikern größtentheils fremd waren und fast für fegerisch galten.

Außer jenen beiden Stiftern einer zahlreichen humanistischen Schule ist noch besonders Erasmus von Rotterdam (geboren 1476) hervorzuheben, der mit Neuchlin unter die Vorläufer der Reformation gehört, und zwar sowohl der Reformation der Kirche als der Schule, inwiewohl beiden diese Ehre in verschiedener Hinsicht gebührt. Denn Neuchlin war mit heiliger, ernstlicher Liebe für das Christenthum und für eine reine Kirche erfüllt, Erasmus dagegen, bei all' seiner großen Gelehrsamkeit, dem innern Glaubensleben fremd, sowie der Kirche nicht sehr zugethan. Der scharfe Verstand des letztern konnte wohl „Irrthümer nachweisen, aber nicht die Wahrheit lehren.“ Nichts desto weniger arbeitete er nicht sowohl durch seine lateinischen Uebersetzungen griechischer Kirchenväter, als weit mehr noch durch seine Ausgabe des griechischen Neuen Testaments (mit einer lateinischen Uebersetzung, durch die er sämmtlich die Vulgata verbesserte) den Reformatoren vor. Neuchlin hat in dieser Beziehung noch ein größeres Verdienst, indem er von sich sagen konnte: „Ich bin von allen der erste, welcher das Griechische wieder in Deutschland eingeführt hat, und von allen habe ich zuerst der Kirche die Kunst und das Studium des Hebräischen geschenkt und übergeben.“

Eine ganz besondere Förderung erfuhren die Wissenschaften durch Erfindung der Buchdruckerkunst, welche als das Mittel einer raschen und allgemeinen Gedankenmittheilung einen mächtigen Einfluß auf den Umschwung und Austausch der Ideen und dadurch auf die geistige Umbildung und Erneuerung der Zeit gewann. — Schon Lorenz Koster von Harlem hatte seit 1420 ganze Seiten in Holztafeln geschnitten und in solcher Art Bücher gedruckt, soll auch schon metallene Lettern zum Druck verwandt haben. Johann Gutenberg aus Mainz hat, jedenfalls unabhängig von jenem, in Straßburg, seit 1436, die beweglichen Lettern erfunden, die er anfangs mit Fäden aneinander reihete, sie mit Zinte oder Lampenruß bestrich und so druckte. Diese Methode verbesserte er in Mainz, wo er sich mit Johann Faust (nicht Faust), der das Geld vorschob, verband und im Jahre 1440 die erste vervollkommnete Druckerpresse zu Stande brachte. (Zum Druck wurde Leinenpapier genommen, dessen Erfindung ebenfalls für Deutschland, das Vaterland der Leinwand, in Anspruch genommen werden muß, wie denn die oberschwäbische Stadt Ravensburg (die „Wiege des alten Welfenstammes“) schon 1324 eine Papierfabrik besaß und 1390 Ulrich Stromer in Nürnberg eine solche gründete. Die erste sichere Urkunde auf Leinenpapier ist aus dem Jahre 1318.)

Nachher veruneinigten sich Faust und Gutenberg, und letzterer mußte sein ganzes Druckgeräth Faust überlassen, der sich nun mit Peter Schöffer von Gernsheim verband, welchem man die Verbesserung der Matrizen und der Buchdruckschwärze verdankt. Zwar fand Gutenberg Mittel, noch eine zweite Presse in Mainz zu errichten, gab sie jedoch bald wieder auf und starb als Bediensteter am Hofe des Kurfürsten von Mainz.

Das erste gedruckte Buch war der lateinische Psalter vom Jahre 1457, worauf 1461 die erste lateinische und 1462 die erste deutsche Bibel herauskam. Eine solche gedruckte Bibel kostete anfangs 60, dann 30 Goldgulden, während eine geschriebene mit 400 bis 600 Goldgulden hatte bezahlt werden müssen. Daher war auch niemand der Erfindung dieser Kunst mehr gram als die Mönche, von welchen viele bisher von dem Abschreiben der Bibel und der lateinischen Classiker zu einem Gewinn hatten. Und wie sie die Verbreitung der griechischen und hebräischen Sprache für eine Keterei erklärten, so gaben sie auch die Buchdruckerkunst für eine „Erfindung des Teufels“ aus und stellten den Dr. Faust als im Bunde mit demselben dar.

Die Buchdruckerkunst wurde anfangs als Geheimniß behandelt. Als aber 1462

mit der Eroberung von Mainz (durch Adolf von Nassau in seinem Streite mit Dietrich von Isenburg um den erzbischöflichen Stuhl, 1170 a. C.) die Drucker-gehilfen sich zerstreuten, so entstanden bald in andern Orten und Ländern Druckerpressen, die dem geistigen Verkehr rasches Vorschub leisteten. Einerseits wurde durch den Druck der griechischen und römischen Classiker die Klarheit der Begriffe und die Bildung des Geschmacks, anderseits und hauptsächlich durch Verbreitung der heil. Schrift die unmittelbare Erkenntniß des Wortes Gottes gefördert, und so durch die daraus hervorgehende Sichtung des Glaubens die Reformation der Kirche vorbereitet.

182. Kirche und christliches Leben. Die Macht, welche die Kirche durch die Kreuzzüge und während ihres siegreichen Kampfes mit den Hohenstaufen errungen hatte, schien zwar äußerlich fortwährend an Ausbreitung zu gewinnen; aber die Mißhandlung, welche die Völker, besonders das deutsche Volk, durch die Willkür des römischen Kirchenregiments erfuhren, fiel in ihren Folgen auf die Kirche selbst zurück. Wie die Verfolgungen der Waldenser durch die Inquisition nur dazu dienten, ihre Sache weiter auszubreiten (151), so haben auch die Interdicts, durch welche besonders die Päpste zu Avignon den größten Theil Deutschlands außerhalb alles Gottesdienstes setzten, der Kirche selbst den größten Schaden gebracht. Denn da an manchen Orten zwanzig Jahre lang die Kirchen geschlossen waren und viele Menschen ohne Sacrament geboren wurden und starben, so lernten die Laien sich auch ohne Priester behelfen; viele traten als Tertiärer in die Bräderschaft der antipapistischen Franziscaner; andere Laien errichteten die geistlichen Brüder- und Schwesternschaften der Begarden und Beguinen. Und als der schwarze Tod einen so großen Theil Menschen dahintrastete und im Gefolge anderer Naturschreden die Gewissen erschütterte (135), kamen die Gesellschaften der Geißelbrüder oder Flagellanten auf, die, immer hinter der Peß herziehend, dem Volke Buße predigten. Allein diesen einseitigen und vielfach mit Irrthum verbundenen Versuchen, sich ohne Vermittlung des Priesterstandes, durch eigene Buße mit Gott zu versöhnen und sich, so gut es gieng, des menschlichen Elends anzunehmen, lag das Gefühl zum Grunde, daß von der Kirche in ihrer damaligen Beschaffenheit keine gründliche Hilfe kommen werde. Mit der darauf eintretenden, oben erwähnten vierzigjährigen Kirchen-spaltung und den sie begleitenden, für das innerliche Leben der Kirche so verderblichen Umständen trat nothwendig der Rückgang der hierarchischen Macht ein.

An dem in die Kirche eingebrungenen Verderben trug die Entartung der Geistlichkeit eine Hauptschuld. Von der Tiare bis zur groben Mönchskutte herab war die Mehrzahl der Glieder dieses Standes mit Greueln besetzt, und vielfach entehrt erschien die Würde des geistlichen Wächteramtes. In Unwissenheit aufgezogen, den Kopf mit leeren scholastischen Formeln gefüllt, in Sünden ergaunt, hatten viele Priester kaum eine Bibel gesehen, geschweige in ihr geforscht, und daraus den lebendigen rechtfertigenden Glauben geschöpft. In Spiel und Wollust ihre Zeit vergeubend, brachten die Meisten in ihren Predigten lieber Legenden und Märchen, oft Schwänke und Pöffen anstatt des Wortes Gottes vor, oder wußten nur von der Hitze des Fegfeuers, von den Wundern der Heiligen, von den Wirkungen der Reliquien zu reden, oder den Nutzen der Seelenmessen, der Gaben und Opfer einzuschärfen, Indulgenzen für Geld zu ertheilen, und höchstens Stellen aus Kirchenvätern oder aus der Ethik des Aristoteles zu citieren. Kein Wunder, daß bei solcher Seelsorge das Volk in immer tieferer Unwissenheit und Sittenlosigkeit versank.

Obgleich das innere christliche Leben im 14. Jahrhundert zurückgebrängt erschien, so fanden sich doch in der damaligen allgemeinen Kirche manche erleuchtete Männer, welche das Evangelium besser kannten und reiner lehrten. Sie gehörten der deutschen Mystik an, welche, aus rein innerem religiösem Bedürfnisse hervorgegangen, dem gesetzlichen Formeldienst der Scholastik ab- und dem innersten Gemüthsbedürfnis zugewandt, die Reime tieferer, lebendiger Wahrheit für eine spätere bessere Zeit rettete. Unter diese Männer sind vorzüglich zu rechnen der gottinnige, kindlich fromme Heinrich Buse (ein geborner Graf von Berg, † 1365) aus der stillen Gemeinschaft der „Gottesfreunde“, und der demüthige, geistvolle und dabei praktische Johann Tauler, Prediger in Straßburg († 1361); ganz besonders aber die Hieronymianer oder Brüder vom gemeinsamen Leben, die den Geist des Evangeliums in der römischen Kirche lebendig zu machen suchten und auf die stillliche Erweckung des Volkes am erfolgreichsten wirkten. An ihrer Spitze stand der oben (181) schon erwähnte Gerhard Groot

(geb. zu Deventer 1340, † 1384) und sein Schüler Florentius Radewin († 1400), die Stifter und Pfleger jener Gemeinschaft, die den Zweck hatte, ohne bindendes Gelübde und ohne klösterliche Abgeschlossenheit, bloß durch gegenseitige Ermahnung und fleißiges Forschen in der heil. Schrift, sich im Glauben zu stärken, den Lebensunterhalt sich durch Händearbeit zu erwerben, durch christliche Volksbildung, durch Verbreitung nützlicher Schriften und durch Verbesserung des Unterrichts und der Schulen auf das Volk zu wirken, und zwar ohne sich dabei von der Kirche abzusondern. Es waren dies die guten Elemente einer in der Kirche selbst auftretenden Opposition, die jedoch nicht im Stande war, die Kirche selbst zu erneuern.

Aber auch die andern, mehr negativen Elemente der Opposition erhielten durch die andauernd gleichgiltige Haltung der Kirchenleiter eine gewisse Berechtigung. Seit vordem die Concilien zu Konstanz und Basel den Augen der Welt und insbesondere der Laien die großen Gebrechen, an denen die Kirche litt, auf das greifste aufgezeigt hatten, bekam die gegenkirchliche Opposition im 15. Jahrhundert Nahrung in Fällen. Schienen auch die Beschlüsse dieser Concilien die Allgewalt des Papstes wesentlich zu beschränken, so wußte doch derselbe, was die Deutschen davon angenommen hatten, durch die Wiener Concordate (1448), denen nach und nach die Fürsten beitraten, größtentheils wieder zu bereiteln. Dessenungeachtet war die Macht der Hierarchie gebrochen und konnte aus dem Grunde nicht mehr die alte Kraft entwickeln, weil die Geistlichkeit nirgends mehr so geschlossen und einmüthig, wie früher, der andrängenden Opposition gegenüberstand, sie war nach verschiedenen Seiten hin in sich selbst gespalten. Vergleichene Spaltungen schwächten die Achtung des Volkes, und da sich in sehr vielen Klöstern aus Mangel an Zucht auch die meiste sittliche Verfunkenheit offenbarte, so lehrte sich die öffentliche Meinung immer offener gegen die Mönche.

So schlimm es in der Kirche des 15. Jahrhunderts ausah, so gab es doch auch in ihr einzelne ehrwürdige Geister, welche, von den Kirchenleitern wenig beachtet, in ihrem verborgenen Wirkungskreise theils in praktischer Weise auf ein lebendiges, den innern und äußern Menschen heiliges Christenthum drangen, theils einen schriftgemäßen Grund zur Umgestaltung der Theologie zu legen suchten. Zu jenen praktisch wirkenden gehört: 1. **Thomas a Kempis** (eig. Hammerken aus Kempen bei Köln) aus der Schule der Hieronymianer, regulierter Augustiner Chorherr und Vorsteher des Klosters auf dem St. Agnes-Berg bei Zwoll, † 1471, dessen Büchlein „Von der Nachfolge Christi“ eines Christus-Ebenbildes Lehre enthält und von des Verfassers Gottinnigkeit zeugt, so daß es nächst der Bibel die meisten Auflagen erlebte; 2. der unbekannte Verfasser des Büchleins: „**Von der deutschen Theologie**,“ in welchem gelehrt wird, wie „Adam in uns sterben und Christus in uns ersehen solle“. (Auch Luther hat diese beiden Büchlein hoch gehalten.) — Zu den Männern, welche eine schriftgemäße Grundlage der Theologie aufzustellen suchten, gehören: 1. **Johann von Goch** (eig. Joh. Pupper aus Goch bei Cleve, † 1475), der in seinen Schriften bereits die zwei Hauptlehren evangelischer Reformation aufstellte, nämlich die Alleingiltigkeit der heiligen Schrift im Gegensatz gegen die Tradition oder Kirchenüberlieferung und Schuldoctrin wobei er nicht bloß auf das Verstehen der Schrift, sondern auch auf das innere Erfahren des Verstandenen drang, und die Lehre vom Seligwerden (Freiwerden von der Sünde) durch Gottes Gnade, und zwar sowohl nach der religiösen als nach der moralischen Seite hin; — 2. **Johann von Wesel** (d. i. aus Ober-Wesel, † 1481), zuletzt Prediger in Worms, der auch jene beiden Lehrstücke vertheidigte, aber weniger wissenschaftlich und mit mehr Irthümern untermischt; daher er der Ketzerei angeklagt, zu lebenslänglicher Haft in einem Kloster verurtheilt wurde; 3. **Johann Wessel** geboren 1420 zu Broeninghen, aus der Schule der Hieronymianer, † 1489, der gleichfalls die h. Schrift als einzige Heilserkenntnisquelle und die Gnade als alleinigen Heilsgrund erkannte, daher die schädliche Anwendung des Ablasses und die in der Praxis der Kirche herrschende Wertheiligkeit verwarf, und „war mit der Kirche, aber nicht an die Kirche glauben, und nur so weit mit dem Papste gehen wollte, als dieser mit der heiligen Schrift gieng“, (so daß nachher Luther sagte: wenn er Wessels Bücher zuvor gelesen hätte, so würden seine Widersacher meinen, er habe seine Lehre dem Wessel entnommen, so sehr stimme beider Geist zusammen).

Dennoch war das Wort dieser Vorläufer der Reformation, (die man auch Vorreformatoren nennt, noch zu schwach und einzeln stehend und nicht im Stande, zur kirchenumgestaltenden That zu werden, obwohl diese Männer weit tiefer als Hus und dessen Anhänger in den Wahrheitsgrund eindringen. Auch bedurfte es dazu eines weit kräftigeren und eindringenderen Organs., als ein Soch oder Wessel war, und dieses konnte nicht eher hervortreten, als bis die ganze Zeit nach allen Seiten dazu vorbereitet und mit Hilfsmitteln ausgerüstet war, daß es gleichsam als der von selbst sich ergebende äußere Ausdruck einer innerlich gereiften Gedanken- und Empfindungswelt anzusehen war.

Daß es soweit kam, dazu trugen im entgegengesetzten Sinne viele kirchliche Würdenträger und unter ihnen oft gerade die höchsten das Meiste bei, und zwar durch das zäheste Festhalten an allen Mißbräuchen, selbst an denen, welche die gemäßigtesten Forderungen der Einsichtigen schon längst als abzuschaffende erkannt hatten. In dem Wahne, daß das Papstthum gegen die Stürme der Concilien für immer gesichert sei, überließen sich die Päpste der angegebenen vier letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts, wie Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Julius II., entweder der rücksichtslosesten Verfolgung eigensüchtiger Zwecke, oder führten zum Theil einen so verwerflichen, ja wie namentlich Papst Alexander VI., einen so gottlosen, greuelhaften Wandel, daß die dreifache Krone durch ihre ärgsten Feinde nicht tiefer hätte in den Staub herabgezogen werden können.

Das Unterbleiben der freien Selbsterneuerung, wie sie von jenen Concilien, wenigstens in ihren bessern Elementen, angestrebt worden war, mußte dazu dienen, die in der Kirche vorhandenen, tiefliegenden Schäden im Laufe eines vollen Jahrhunderts zur allgemeinsten Erkenntniß zu bringen. Sagt doch selbst der Cardinal Bellarmin, daß nach den Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller „keine Schärfe in den geistlichen Gerichten, keine Zucht in Betreff der Sitten, keine Kenntniß der heil. Schrift, keine Ehrfurcht vor göttlichen Dingen, ja kaum etwas von Religion übrig geblieben war; so daß die Priester von den Vätern verachtet und verachtet wurden und an einer schweren und langwierigen Ehrlosigkeit litten“.

Sechster Zeitraum.

Vom Beginn der Reformation bis zum westfälischen Frieden.

1517—1648.

Kap. 31. Anfang der Reformation.

183. Das Bedürfniß einer Reformation der vielfach in Aberglauben versunkenen und von weltlichen Interessen beherrschten Kirche hatte endlich seinen Höhepunkt erreicht und machte sich in allen Kreisen der europäischen Christenheit, besonders aber in Deutschland, auf eine unwiderstehliche Weise geltend. Allein einerseits der vieljährige hartnäckige Widerstand des päpstlichen Kirchenregiments, anderseits die Einmischung weltlicher Absichten und die Anwendung fleischlicher Waffen waren Schuld, daß dieses Bedürfniß nicht auf organischem Wege eine friedliche Erneuerung bewirkte, sondern mit Gewalt sich Bahn brach, und in Folge göttlicher Gerichte zu bleibender Kirchentrennung führte, welche zu überwinden bereits nicht mehr in der Macht menschlicher Bestrebungen zu liegen, sondern einer neuen Offenbarung des Geistes und der Kraft von Oben vorbehalten zu sein schien.

In den längst aufgehäuften Zündstoff der Reformation fiel der Funke, der das Feuer zum Ausbruch brachte. Allmählich hervorgerufen wurde sie durch den Streit des Papstthums mit dem Kaiserthum um die Oberherrschaft; durch den Mißbrauch des in diesem Streite von der kirchlichen Autorität erungenen Sieges zu schnödem Geldgewinn und zur Befriedigung der Herrschsucht; durch das verderbliche Schisma und seine äußerliche Lösung ohne innerliche Kirchenreinigung; durch die Steigerung des in der Kirche eingerissenen Sittenverderbnisses; durch die große Unwissenheit der meisten Geistlichen und den dadurch im Volke bedrohlich überhand nehmenden Aberglauben (der besonders in den Hexenprozessen eine schauerhafte Richtung nahm); durch die Vernachlässigung der Belehrung des Volks über die Lehre von der Fürbitte und Anrufung der Heiligen, von der Verehrung der Reliquien, vom Gebrauche der Bilder und von dem Ablasse; überhaupt durch die Vernachlässigung der heiligen Schrift und des Predigtamtes; endlich durch die beharrliche Zurückweisung aller Reformvorschläge und durch die

große Sicherheit, in welcher die damalige Kirche — in ihren zwischen 1464 und 1515 hinter einander regierenden Kirchenhäuptern (182 a. C.) — auf der eingeschlagenen Bahn fortschritt, ohne sich durch die, von so vielen Seiten her erhaltenen Mahnungen zu einer freiwilligen Selbsterneuerung bestimmen zu lassen, zu welcher sie sich erst anschickte, als schon die allgemeine Trennung eingegriffen war.

Wesentlich vorbereitet wurde die Reformation durch das Zurückgehen der Waldenser, Willeliten und Hussiten auf die heilige Schrift (wenn dies zuerst auch nicht ohne Irrthum geschah), so wie durch den auflebenden Eifer für die Wissenschaften, insbesondere die alten Sprachen, deren Kenntniß zur gründlichen Bibelauslegung führte.

Außerlich gefördert wurde sie durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch die fortschreitende politische Vereinzelung der Staaten, weil kirchliche Verfolgte leichter in dem andern Staate Schutz fanden.

Zunächst veranlaßt wurde sie durch den vom Papst Leo X. in Deutschland ausgeschriebenen Ablass, dessen Erlös den von Julius II. begonnenen Bau der prachtvollen Peterskirche in Rom zu fördern bestimmt und von dem jungen Kurfürst Erzbischof von Mainz für Deutschland in Pacht genommen war, so wie durch die unverantwortliche Art, wie vorzüglich der Dominicaner Johann Tetzel, einer von den zum Ablassverkauf aufgestellten Ordensgeistlichen, dieses Geschäft in Sachsen betrieb. Doch wird gesagt, der Bau der Peterskirche sei nur der scheinbare Grund gewesen, der wahre aber der, daß der Papst seine Schwester Margaretha auf's glänzende habe aussteuern wollen.

Die Ablassbulle Leo's vom 13. September 1517 gab unter der Bedingung „reumüthiger Reichte“ und andächtigen Kirchenbejuchts für die zum gedachten Bau bestimmten Opfer „den vollkommensten Erlaß aller Sünden“, namentlich in Bezug auf Simonie, Wucher, unerlaubte Ehen, Meineid, Mord etc. Und Tetzel, auf solche Autorität gestützt und auf des Papstes, wie des Erzbischofs und seinen eigenen Vortheil gleich bedacht, betrieb diesen Ablass als förmlichen Handel und verfuhr (obgleich die ihm ertheilte Instruction von den Ablassnehmern „Buße und Reue“ verlangte) dabei so gewissenlos, daß die Leute wähten, Gnade und ewiges Leben für Geld erkaufen zu können. Auch von Wittenberg aus ließen die Leute scharenweise nach Jüterbogk (wo Tetzel mit großem Gepränge sein Wesen trieb), um sich dort Ablass zu holen, den sie in den Reichthümern erstorber Priester nicht so leicht bekommen konnten. Als einst der Zulauf nachzulassen schien, fieng Tetzel (wie Myconius als Augenzeuge erzählt) an, zu drohen, „er werde nunmehr bald das aufgerichtete Ablasskreuz wieder überlegen und die bis daher offen gestandenen Pforten des Himmels wieder zuschließen, mit dem Befügen, daß es künftig niemals wieder geschehen werde, daß das ewige Leben und die Vergebung der Sünden um so geringen Preis zu erhalten sein würde; so sei auch keine Hoffnung, daß jemals, so lange die Welt stehe, eine so große Freigebigkeit der römischen Stuhles wieder nach Deutschland kommen dürfte“.

184. Die Empörung über den Tetzel'schen Unfug ergriff alle Theile jener Zeit; doch zum Handeln fühlte sich der Glaubensmuth nur ein Mannes gedrungen, der, ohne es anfangs zu wollen, in der Hand der göttlichen Vorsehung bald das Werkzeug zur Abschaffung der schreiendsten kirchlichen Mißbräuche werden sollte.

Dr. Martin Luther, geb. den 10. November 1483 zu Eisleben, wo sein Vater (ein armer, rechtschaffener Bergmann aus dem thüringischen Dorfe Möhra) u. seine gottesfürchtige Mutter damals sich aufhielten, wuchs unter strenger häuslicher Zucht auf. Er besuchte zuerst die Schule zu Mansfeld, wohin seine Eltern gezogen waren, nachher die Klosterschule zu Magdeburg und fand sodann als armer Ci-

rendsschüler zu Eisenach bei wohlthätigen Leuten (z. B. der Frau Cotta) Unterstü-
zung. Hierauf ließ ihn sein Vater 1501 die hohe Schule zu Erfurt beziehen, wo
er anfangs die scholastische Philosophie studierte. Obgleich das scholastische
Formelwesen ihn nicht befriedigte, so brachte er es doch durch seinen Fleiß dahin, daß
er 1505 Magister der freien Künste wurde und mit Beifall Vorlesungen über Ari-
stoteles hielt.

Nach dem Willen seines Vaters sollte er nun zum Studium der Rechtswissenschaft
übergehen, um ein angesehenener Weltmann zu werden; aber dazu fühlte er keinen Be-
ruf. Vielmehr erweckte das Auffinden einer Bibel in der Erfurter Bibliothek die
Sehnsucht nach dem geistlichen Stande in ihm. Er gerieth daher in große innere
Kämpfe, so daß er in eine Krankheit verfiel und dem Tode nahe war. Nach seiner
Genesung traf es sich, daß er einmal von einem Gewitter zu Boden geworfen ward,
so daß er mit Angst vor dem Tode und mit Sehnsucht nach größerer Heiligkeit, als
er in sich gewahrte, erfüllt wurde. Diese dachte er im Mönchsleben zu erreichen, ent-
sagte daher, obgleich wider den Willen seines Vaters, der Welt und trat in das Au-
gustinerkloster zu Erfurt, um durch Fasten und Beten seine Seligkeit zu schaffen.
Aber auch die ängstlich gewissenhafteste Beobachtung aller kirchlichen Gelezeswerke konnte
ihm den Frieden nicht geben, so daß er nahe daran war, sich geistig und leiblich auf-
zureiben. Erst als ein alter Klosterbruder ihn mitleidig an die Worte des apostolischen
Glaubens: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden“ erinnerte, der erste Däm-
merstrahl des göttlichen Lichtes in seine Seele, und die aufrichtenden Belehrungen seines
ehrwürdigen Vorgesetzten, des Generalvicars des Augustinerordens in Deutschland, Jo-
hann von Staupitz, der ihm ein Exemplar der h. Schrift schenkte, brachten ihn
dem Troste immer näher, den er von nun an im Evangelium selbst durch allmäh-
lich fortschreitende Erkenntniß fand, weil seine innern Kämpfe ihm das Wort der Schrift
lebendig gemacht hatten.

Bald sollten seine Erfahrungen in einem größern Wirkungskreise auch andern zu
Gute kommen. Einige Jahre zuvor (1502) hatte nämlich der Kurfürst Friedrich der
Weise von Sachsen, der überhaupt mit seinem durchdringenden Geiste die Bedürfnisse
des Reiches wie der Kirche am klarsten erkannte, die Universität Wittenberg gestiftet
und suchte die neue Schule mit guten Lehrern zu versehen. Daher wurde Luther von
Staupitz, der in ihm eine bedeutende sittliche und geistige Kraft hatte schätzen
lernen, anfangs zum Lehrer der Weltweisheit vorgeschlagen und nach Wittenberg
berufen, wo er 1508 zu lehren begann. Nachdem er ein Jahr gezwungen war, ari-
stotelisch-scholastische Vorträge zu halten, wurde er 1500 Baccalaureus der Theologie.
Als solcher fieng er an, die heil. Schrift nicht nach den Kirchenvätern, sondern mehr
unmittelbar aus ihr selbst auszulegen, und diese Methode, die er auch beim Pre-
digen beobachtete, brachte bei seinen Zuhörern eine große Wirkung hervor.

Bald darauf fand er auf einer Reise nach Rom, die er 1510 in Sachen des
Augustinerordens machen mußte, Gelegenheit, das geistliche Leben, wie es sich da-
mals am Orte und unter den Augen der päpstlichen Heiligkeit selbst gestaltet hatte, in
einer Weise kennen zu lernen, die auf sein deutsches, mit Ernst nach Heiligung ringen-
des Gemüth einen höchst abstoßenden Eindruck machte. Je klarer ihm das Grund-
erdrerbliche der bloßen Geselchlichkeit sowohl als der Wertheiligkeit wurde, desto mehr
Licht gieng ihm über die wahre „Rechtfertigung“ auf, die ihm vorzüglich der
Brief Pauli an die Römer erschloß, den er besonders eifrig studierte.

Zu noch tieferem Forschen wurde er dadurch veranlaßt, daß er, zurückgekehrt nach
Wittenberg, 1512 feierlich zum Doctor der heil. Schrift ernannt und eiblich ver-
pflichtet wurde, sie auszulegen und ihr gemäß zu predigen. Deshalb verdoppelte er
seine schon früher von ihm betriebene Studium der biblischen Grundsprachen, und wie
er schon das Studium des Kirchenvaters Augustinus in der Lehre von der Sünde
und des dem freien Willen geholfen hatte, sich von den scholastischen Fesseln loszumachen,
so lehrte ihn das sorgfältigste ernste Forschen im Worte Gottes selbst, wiewohl nur
in der vor Gott geltenden Gerechtigkeit.

wo sein
ra) und
ausliche
gezogen
ter Ge-
Als Tezel an der kursächsischen Grenze seinen Ablass verkaufte
Luther an seinen Beichtkindern die üblen Folgen davon nur zu deut-
würte, so predigte er unerschrocken gegen den Mißbrauch des Ablasses,

und als jener auf dem Markte zu Jüterbogk ein Feuer anzündete und erklärte, daß alle legerischen Widersacher des Papstes darin verbrannt zu werden verdienten, so ließ Luther, um das, was er als Seelsorger lehrte und that, auch wissenschaftlich zu begründen, am Vorabend des Allerheiligentages den 31. October 1517 fünfundneunzig Thesen oder theologische Streitsätze in lateinischer Sprache an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlagern, in welchen er jenen Mißbrauch, sowie noch andere kirchliche Gebrechen angriff, ohne übrigens damit eine Kirchentrennung, ja auch nur eine Opposition gegen die Kirche zu beabsichtigen. Daß sie nicht auf das Volk berechnet waren, erhellt daraus, daß sie in lateinischer Sprache verfaßt waren und bloß eine Disputation in gelehrtem Kreise veranlassen sollten, was damals nichts Ungewöhnliches war. Uebrigens hatte er diese Thesen, ehe er sie bekannt machte, an den Erzbischof von Mainz und an vier Bischöfe mit der Bitte um Abstellung des Tegel'schen Verfahrens geschickt, aber keine Antwort erhalten; nur der Bischof von Brandenburg ließ ihm rathen, seine Predigt vom Ablass nicht mehr auszugeben, gab aber dabei zu verstehen, daß er selbst die „unbedachtige“ Verkündigung des Ablasses mißbillige. Aus sieben dieser Thesen geht sogar hervor, daß Luther damals noch die Autorität des Papstes anerkannte.

In wenigen Wochen waren die Sätze Luther's, die von andern sogleich überseht wurden, in ganz Deutschland, ja in ganz Europa verbreitet und begierig gelesen. Es entstand zunächst ein heftiger Schriftenstreit zwischen Luther und Tegel's Gehilfen, welche die Lehre vom Ablass nur mit canonischen und scholastischen Gründen zu stützen wußten und mit Bann und Scheiterhaufen drohten.

Bisher hatte Luther nur den Mißbrauch des Ablasses angegriffen; als aber der Dominicaner Sphexer Prierias (Aufseher des päpstlichen Palastes und Obercenfor) in einer Schrift die unbedingte Macht des Papstes in Betreff der Wirkung des Ablasses behauptete und die Gültigkeit der heiligen Schrift von der Autorität der römischen Kirche herleitete, fand sich Luther bewogen das Wesen der päpstlichen Ablasslehre zu untersuchen und diese in einer besondern Schrift zu verwerfen. Diese Schrift schickte er Papst Leo zu, der bisher bei seinen ungeistlichen Beschäftigungen die ganze Sache für ein gewöhnliches Mönchsgezanke gehalten und den Augustinergeneral beauftragt hatte, den Mönch zum Schweigen zu bringen.

Als hierauf Johann Eck, Doctor der Theologie und Prokanzler der Universität Ingolstadt, mit einer Schrift gegen Luther hervortrat, in welcher er den Lehren desselben Aehnlichkeit mit den hussitischen vorwirft, so daß viele, welche bisher Luther's Beginnen gebilligt hatten, sich ängstlich zurückzogen, wurde Luther nach Rom zur Verantwortung gefordert. Weil sich aber unter den hiesig niedergesetzten Richtern auch Prierias befand, so brachte es Luther's Freund, der Hosprediger Spalatin, um ihn vor Fanatismus und Willkür zu schützen, durch den Kurfürsten dahin, daß sich Luther zu Augsburg vor dem römischen Cardinallegaten Cajetan (eigentlich Thomas de Vio aus Gaeta) stellen durfte. Als Luther von diesem zum Widerruf aufgefordert wurde, erklärte er sich zu gütlicher Beilegung bereit, wenn man ihn zuvor, namentlich in Betreff der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, aus der heiligen Schrift widerlegt hätte.

Da ihn aber der Legat vorzüglich durch die Berufung auf die Bulle Unigenitus widerlegen wollte und unbedingten Widerruf verlangte, so sah sich Luther zu einer schriftlichen Erklärung genöthigt, in welcher er zum ersten Mal bestimmt aussprach, daß des Papstes Stimme nur dann für Gottes Stimme zu achten sei, wenn sie der heiligen Schrift nicht entgegen sei. Da wies ihn der Legat unter Androhung kirchlicher Strafen von sich und äußerte nachher entüßet, er wolle „mit dieser Bestie nicht mehr sprechen, denn sie habe tiefe Augen und wunderbare Speculationen im Kopf!“

Weil daher Luther, von Staupitz gewarnt, ein ähnliches Schicksal wie Hus fürchtete, so entfernte er sich mit Hinterlassung einer schriftlichen Berufung „von dem übelberichteten Papste an den besser zu berichtenden“, in der Stille aus Augsburg, indem ihm ein von Staupitz gewonnener Rathsherr früh Morgens ein Mauerspörtchen öffnen und ein Pferd geben ließ, auf dem er nach Wittenberg zurückkehrte, wo er unter dem Schutze seines Kurfürsten sich sicher wußte. Zwar war dieser, als ihm Cajetan unter Drohungen die Auslieferung oder Landesverweisung Luther's zumuthete, anfangs schwankend, ob er ihn nicht entfernen sollte, so daß Luther schon im Begriff war, Wittenberg zu verlassen; allein, seiner Stellung als erster Reichsfürst sich bewußt, entgegnete der Kurfürst in einem Schreiben an den Cardinal: Luther's Lehre sei noch von keinem deutschen Gelehrten als unchristlich und legerisch verdammt worden: sobald demselben die ihm vorgeworfenen Irrthümer nachgewiesen würden, so wolle er sich als christlicher Fürst erweisen, der keiner solchen Ermahnungen bedürfe. Zugleich ließ er Luther zur Abfassung einer Verantwortung auffordern. Diese in einem ruhigen Ton abgefaßte Verantwortung Luther's legte der Kurfürst seinem Antwortschreiben an den Cardinal bei. Anderseits ermahnte der alte Kaiser Max in einem Schreiben den Papst, in diesem gefährlichen Lehrstreite, der „leicht auch großer Herren und Fürsten Gunst und Beistand nach sich ziehen könnte“, eine Entschlieung zu fassen.

Hierauf erklärte Papst Leo X. die von Luther angegriffenen Lehren ausdrücklich für Kirchenlehren und hoffte, durch seinen Gesandten Karl von Miltiz (einen sächsischen Edelmann) den Kurfürsten, welcher nach kurz vorher erfolgtem Tode des Kaisers Max (187) Reichsverweser geworden war, mittelst Uebersendung der goldenen Rose zu gewinnen. Miltiz verstand sich auf den Wunsch des Kurfürsten zu einer gütlichen Unterhandlung mit Luther, die zu Altenburg 1516 stattfand. Bei dieser brachte er ihn durch seine Feinheit und Milde zwar nicht zum Widerruf, aber doch dahin, daß er versprach, schweigen zu wollen, wenn auch seinen Gegnern Schweigen auferlegt würde, und daß er in einem Schreiben an den Papst erklärte, er sei zu heftig und zu scharf gewesen und habe die römische Kirche als solche nicht antaasten wollen. Zugleich gab Luther in einer Schrift Unterricht, wie man der Kirche zu gehorchen habe, wobei es sich zeigte, daß er noch an vielen Lehren des Papstthums hieng, die er später, bei genauerer Beschäftigung mit der h. Schrift, verwarf. Der Nuncius legte nun den eiden Parteien Stillschweigen auf.

Nicht lange zuvor (1518) war die Professur der griechischen Sprache an der Universität Wittenberg mit einem Verwandten Reuchlin's, dem damals noch jungen Philipp

Melancthon besetzt worden. Dieser, mit seinem eigentlichen Namen Philipp Schwarz-
 erd geheissen, geb. 1497 zu Bretten in der Unterpfalz, wo sein Vater ein geschickter
 Waffenschmied und gottesfürchtiger Mann war, machte auf der Schule zu Pforzheim so
 große Fortschritte, daß er schon in seinem 13. Jahre die Universität Heidelberg be-
 ziehen konnte, wo er wegen seiner bewundernswürdigen Kenntnisse, besonders im Grie-
 chischen, in einem Alter von 14 Jahren das Baccalaureat der Philosophie erhielt.
 Hierauf ging er 1512 auf die Universität Tübingen, wo er in seinem 17. Jahre
 Magister wurde, und in seinem 21. Jahre eine griechische Grammatik verfaßte
 und dadurch, sowie durch seine Vorlesungen über Schriften der Alten seinen Ruhm
 begründete. Obgleich er in vielen andern Wissenschaften erfahren war, blieb doch die
 Theologie das Hauptfeld seines Forschens, und besonderer Eifer wandte er dem
 Neuen Testamente zu, wovon ihm Reuchlin ein Exemplar geschenkt hatte, das er
 immer bei sich trug. Eben durch Reuchlin wurde er dem Fürstbissen von Sachsen
 für die Universität Wittenberg zum Lehrer der griechischen Sprache empfoh-
 len. Da er mit einem milden und besonnenen Charakter eine tiefe humanistische und
 theologische Gelehrsamkeit vereinigte, so erhielt nicht nur diese Universität an ihm eine
 Hauptstärke, sondern auch Luther nachmals bei seinem begonnenen Werk den treus-
 ten Kampfgenossen. Denn Melancthon's größere Bedachtsamkeit und bis zur
 Angstreue gehende gewissenhafte Abwägung alles dessen, was er für die Sache des
 Evangeliums redete und schrieb, bildet mit Luther's vertrauensmuthigen, rücksichtslos-
 offenem, nicht selten mit ungemeinlicher Dröbheit sich äussernden Kraftwesen einen starken
 Gegensatz, in welchem beide sich ergänzten und einander unentbehrlich wurden. In Be-
 zug auf diese ihre Charakterverschiedenheit sprach sich Luther in seiner ge-
 wöhnlichen Offenheit in der Folge so aus: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Mo-
 ten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch
 und kriegerisch sind. Ich muß die Rüdze und Stämme ausreuten, Dornen und Heden
 weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldbrecher, der Bahn brechen und
 zureichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und
 pflanzet, säet und beegüßet mit Lust, nach dem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich.“

186. Aber Luther's Hauptgegner, der oben erwähnte Dr. Eck, der die
 Gefahr für die römische Kirche durchschaute, mochte nicht schweigen,
 sondern forderte zunächst Luther's Amtsgenossen Carlstadt (eigentlich
 Dr. Andreas Bodenstein aus Carlstadt), im Grunde aber Luther selbst da-
 mit meinend, zu einer Disputation in Leipzig heraus, welche, vom
 1519 27. Juni an, 17 Tage lang währte, und deren hiefiger Verlauf und Aus-
 gang Luther in die Bahn der Opposition gegen die römische Kirche
 selbst fortriß.

Diese Disputation hatte der Curator der Universität Leipzig hintertreiben
 wollen, weil er Gefahr für die Kirche befürchtete; aber auf Eck's Zureden
 bestand der Herzog Georg von Sachsen, ein Gegner Luther's, fest darauf
 und wohnte ihr selbst täglich bei. In der ersten Woche disputierten Eck
 und Carlstadt über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen
 Gnade, in der zweiten Woche Eck und Luther über den Primat des
 Papstes, über den Ablass, die Buße und das Fegfeuer, worauf in den letzten
 Tagen Eck und Carlstadt den Kampf beschloßen. Jedermann bewunderte
 einerseits Eck's große scholastische Gelehrsamkeit und dialectische Gewandtheit,
 andererseits Luther's große Kenntniß der heiligen Schrift und feste Herzens-
 überzeugung, so daß die Zuhörer je nach ihrer eigenen Stellung zur Sache
 entweder Eck oder Luther den Sieg zuschrieben.

Bei dieser Disputation, die im Saale des herzoglichen Schlosses (der Pleißen-
 burg) gehalten wurde, waren außer mehreren Vornehmen viele Professoren und Stu-
 denten verschiedener Universitäten zugegen; von Wittenberg allein hatten Luther 200
 Studenten begleitet. Als im Laufe des Streits Dr. Eck einige Behauptungen Luther's
 justifische Reaktionen nannte, entgegnete Luther: nicht alles, was *h*u*s* gelehrt habe

sei Kezerei gewesen. Dies bewog Ed zu der triumphierenden Gegenfrage: „Ist hat das Concilium zu Constanz geirrt, als es Hus verdammt? Ist Luther entgegnete, es habe allerdings geirrt, wie jedes Concilium, wenn es sich nicht an das Wort Gottes halte, fuhr Herzog Georg von seinem Sitz auf und rief mit Unwillen: „Das walt' die Sucht!“ — Melancthon giebt in seinem Bericht über diesen Kampf Ed wegen seiner Disputationsgewandtheit große Anerkennung; „an Luther aber (fährt er fort) muß ich seinen lebhaften Verstand, seine Gelehrsamkeit und Verschämtheit bewundern und sein aufrichtiges und durchaus christliches Gemüth lieben.“ Der berühmte D. Rosellanus, der im Namen des Herzogs die Einleitungsrede gehalten hatte, schrieb an seine Freunde: „Ihr glaubt nicht, wie fast alle, die wir hierher gekommen, gegen Martinum viel milder gestimmt worden sind!“

Während Ed mit seinem Anhang triumphierend abzog und in Rom persönlich die Verdammungsbulle Luther's betrieb, hatte Luther nicht nur den größten Theil der Bürger in den Städten, sondern auch einen großen Theil des niedern Adels, so wie auch alle Humanisten (d. i. diejenigen Gelehrten, die sich mit dem Studium der alten Classiker beschäftigten) auf seiner Seite. Ueberall in Deutschland und selbst auch im Ausland regte sich der Geist „evangelischer Freiheit“, wenn er auch noch von den Wenigsten lauter erfasst wurde, ja viele Geister dieses Wort zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten.

Der Bürgerstand, besonders in den Reichsstädten, freute sich über Luther's muthiges Auftreten gegen so offenkundige Schäden und Mißbräuche in der Kirche am unbefangenen, wie denn Hans Sachs den angeschlagenen Ton der „Wittenbergischen Nachtigal“ kindlich begrüßte.

Der niedere Reichsadel fand sich seit Errichtung des Landfriedens durch die rechtliche Unmöglichkeit, nach Belieben Fehde anzufangen und durch seine Bündnisse den Fürsten gewissermaßen das Gleichgewicht zu halten, gegenüber der dadurch in ihrem Wachsthum befestigten fürstlichen Macht in empfindlichen Nachtheil gesetzt, und es war in einem großen Theile der Ritterschaft eine tiefe Erbitterung gegen Kaiser und Fürsten entstanden. So kam es, daß in dem starken, hochstrebenden Geiste des an der Spitze dieser unzufriedenen Ritterschaft stehenden schwäbischen Reichsritters Franz von Sickingen, dieses „Spiegels des Adels seiner Zeit“, sich Gedanken zum Umsturz der bisherigen Reichsverfassung bildeten, zu welchen die von Luther erzeugte Bewegung der Geister benützt werden zu können schien.

Schon sein Vater, Schweikard VIII. von Sickingen, angesehen sowohl durch seine reichen Besigungen (darunter die Stammburg Sickingen im Kraichgau bei Bretten, die Ebernburg, Rheingrafenstein, Landstuhl, Hohenburg und viele andere Schlösser und Güter) und durch seine Familienverbindungen, als auch durch seine kühnen Wagnisse und unaufhörlichen Fehden, war wegen gewaltfamer Eingriffe in die Reichssagungen als Hochverrätzer durch kaiserlichen Blutpruch verurtheilt und enthauptet worden. Franz selbst, mit edlen Anlagen begabt, aber von gleich hochfahrendem Unabhängigkeitsinn befeelt, und mit vielen seiner Standesgenossen beim Streben nach Selbsthilfe sich in seinem guten Rechte glaubend, trat schon frühe in einzelnen Fehden als Vertheidiger Solcher auf, die, um sich selbst Recht zu schaffen, zu seinem Schutze ihre Zuflucht nahmen, und war dabei zu jedem Opfer und zu jedem Wagniß bereit, so daß er bald unter einem großen Theil der Reichsritterschaft für den ersten galt. Da er sich bei allen seinen Fehden hohe Abfindungssummen von den Besiegten zahlen ließ, so erwarb er sich dadurch reiche Besigungen und gebot über mehr als 15,000 Soldner. Nachdem er sich durch eine hartnäckige Fehde mit der Reichsstadt Worms die Reichsacht zugezogen, dessen ungeachtet aber bald darauf in einer Fehde mit dem Herzog von Lothringen neuen Ruhm und, wie gewöhnlich, durch hohe Löfungssummen neuen Reichthum erworben hatte, trat er in die Dienste des Königs Franz I. von Frankreich, der ihm reiche Geschenke und einen Jahresgehalt von 5000 Livres gab, wogegen Sickingen versprach, dem Könige in seinem Streben nach der deutschen Krone „seine Partei unter dem deutschen Adel stärken“ zu wollen. Denn er selbst hoffte zugleich, im Fall des Gelingens, eine einflußreiche Rolle zu spielen. Da ihm aber der König keine Kriegsmannschaft anvertrauen wollte,

in der Besorgniß, dieser Ritter mit seinen 15,000 Söldnern möchte eine Verstärkung zu eigenem Zwecke mißbrauchen, so wurde Sickingen fähler in seinem Verhältnis zu Frankreich, und nachdem er noch die Stadt Metz besetzt und gebrandschatzt hatte, suchte er bei dem alten Kaiser Max in Innsbruck um Veröhnung nach und erhielt sie unter der Bedingung, daß er aus dem Dienstvertrage mit Frankreich zurücktrete und den schwäbischen Bunde gegen den Herzog Ulrich von Württemberg Beistand leistet. Nach Aufhebung der Reichsacht begann Sickingen eine Fehde mit dem Landgrafen Wilhelm von Thüringen, sowie nachher eine Fehde mit der Stadt Frankfurt, und trug aus beiden Unternehmungen ebenfalls reiche Summen davon.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian bemühte er sich, mit dem großen Anhang seiner Freunde, für die Wahl Karl's V. und wurde dafür von demselben als oberster Feldhauptmann, Kämmerer und Rath angestellt. Vergebens bot ihm König Franz I. eine große Belohnung, wenn er wieder in seine Dienste trete. Als kaiserlicher Feldherr machte Franz von Sickingen im Jahre 1521 einen Zug wider Frankreich mit und stand in der Belagerung von Metz dem berühmten französischen Ritter Bayard gegenüber, der sich nur durch eine Kriegslift rettete.

Die unterdessen begonnene Kirchenreformation fand durch die Begeisterung seines Freundes Ulrich von Hutten für Luther's Sache auch in Franz von Sickingen's entschiedenem Charakter eine lebhafteste Theilnahme. Hutten gehörte zu den Humanisten oder Pflegern der altclassischen Philologie, die schon vorher, unabhängig von Luther, eine scharfe Richtung gegen die Kirche (in einem Theil ihrer Bekenner auch gegen den Glaubensgrund selbst) genommen hatten.

Er war den 21. April 1488 auf dem Schlosse Steilenberg am Speßart (in der Nähe der Rinzigquellen unweit Fulda) aus einem alten fränkischen Rittergeschlechte geboren und anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, dem er sich aber nach einem fünfjährigen Aufenhalt im Kloster Fulda durch die Flucht entzog, weshalb er von seinem Vater verstoßen wurde. Er trieb nun humanistische Studien auf den Unversitäten Erfurt, Köln, Frankfurt a. O., Greifswalde, Moskau und Wien mit solcher Hingebung an den Geist der Alten, daß er classisches Latein schrieb und Meister im Stil wurde, aber in seinem Kampf gegen die Unwissenheit des Klerus und gegen die Mißbräuche der Hierarchie so weit gieng, daß sich sein Haß gegen die Geistlichkeit zu einem wahren Vernichtungskrieg steigerte. Von Natur ein genialer, aber regelloser Geist, zog er seit 1509 theils als fahrender Gelehrter, theils als Kriegsmann in Italien, Frankreich und Deutschland von Ort zu Ort umher und lebte ohne besondern Beruf, bald an Fürsten- und Prälatenhöfen, bald bei gelehrten Freunden, bald krank oder Noth und Hunger leidend, von den einen geehrt, von den andern gefürchtet, von Angegriffenen gehaßt und verfolgt, unfrät und ruhelos seine edle Kraft vergeubend. Um die Günst seines Vaters wieder zu erwerben, studierte er die Rechtswissenschaft in Pavia, wurde aber von Soldaten ausgeplündert und nahm, um sich zu erhalten, selbst Kriegsdienste, während welcher er Gedichte schrieb, durch die er bewies, daß sich die Schwingen seines Geistes unter dem Druck des Elends nur noch kühner entfalteten. Ein Trostgedicht auf den Tod eines Verwandten bewog seinen Vater zur Veröhnung, und nun fand er auch bei dem Kurfürsten von Mainz Unterstützung, so daß er in Bologna das Rechtsstudium fortsetzte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er 1517 vom Kaiser zum Poëta laureatus gekrönt und trat in kurmainzische Dienste. Bald aber zog ihn die kriegerische Stellung des schwäbischen Bundes gegen den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in das Feldlager, wo er sich an Franz von Sickingen angeschlossen, für dessen politische Pläne ihm Luther's beginnende Reformation wie gemacht schien. Er richtete sich eine geheime Druckerei ein, ließ eine Schrift nach der andern gegen die römische Kirche ausgeben. Gerade in Hutten's verzehrendem Feuergeiste und deutschem Freiheitsfinne hatte die römische Kirche den kühnsten, schonungslosesten Gegner; denn er vorzüglich drang darauf, Deutschland müsse sich von Rom unabhängig machen und zu seinen Bischöfen zurückkehren. Sein Angriff auf das Papstthum in der Schrift Trias romana zog ihm Verfolgung zu, gegen die er bei Sickingen auf der Ebernburg (bei Kreuznach) Schutz fand. In der Hoffnung, die reformatorische Bewegung zu ihren politischen Zwecken benutzen zu können, boten die beiden Ritter Luther die Ebernburg als Schutzort gegen seine Feinde an und erklärten, der Sache des Evangeliums ihre weltlichen Waffen leihen zu wollen. Allein Luther entzog sich ihrer Anerbietung durch die Miß-

billigung jeder Gewalt in Sachen des Wortes Gottes. „Denn (schrieb er) die Welt ist durch das Wort überwunden, die Kirche dadurch gerettet worden, und sie wird also auch durch das Wort wieder hergestellt werden.“

Sidingen's eifriges Bestreben für Erweiterung der Rechte der Reichsritterschaft und für Verstärkung ihres Ansehens concentrirte sich zuletzt in dem Gedanken, sich als Rächer der deutschen Freiheit an die Spitze der durch Luther angeregten großen geistigen Bewegung zu stellen und sie zum Umsturz des Regiments der Fürsten und Prälaten in Deutschland zu benützen. Eine Versammlung seiner Anhänger zu Landau übertrug ihm förmlich die Vertretung des Adels gegen die Fürstenmacht. Welche Stellung Sidingen nach gelöster Aufgabe in der neuen Ordnung der Dinge einnehmen wollte, bleibt unentschieden, wiewohl viele seiner Gegner ihm die Absicht, sich sogar zum Kaiser oder wenigstens zu einem Kurfürsten erheben zu lassen, beilegten.

Die von Sidingen und seinem Adelsbunde bezweckte Waffenerhebung richtete sich zunächst gegen den Kurfürsten Richard von Trier, den sie als das Haupt der Gegner Luther's ansahen, und dem, wie sie hofften, der Kaiser nicht beistehen werde, weil er bei der Kaiserwahl für den französischen König gewirkt hatte. Luther ließ Sidingen durch den Ritter Hartmuth von Kronenberg von diesem Vorhaben abmahnen; allein jener achtete nicht darauf. Der äußere Vorwand zur Befehdung des Kurzbischofs war bald gefunden. Sidingen begann die Feindseligkeiten mit der Eroberung von Biescasel und St. Wendel und belagerte Trier. Unterdeßsen aber hatte der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurpfalzgraf Ludwig V., wohl wissend, daß nach des Trierer's Untergang sich der Angriff gegen sie wenden werde, ein Schutz- und Trugbündniß abgeschlossen. Auf die Nachricht vom Anzug dieser beiden Fürsten zog Sidingen von Trier ab, wurde aber von dem Kurfürsten und seiner Mannschaft verfolgt und zugleich vom Reichsregimente mit der Reichsacht belegt.

In dem fortgesetzten Kriege der Fürsten gegen Sidingen, dessen Aufruf an den Adel und die Städte nur theilweisen Erfolg hatte, wurde er zuletzt in Landstuhl belagert. Spottend ließ er ihnen sagen, er habe neue Mauern, sie neues Geschütz, das er gerne hören möchte; allein ihre Antwort: „er solle gemacht thun, ihr Geschütz werde er mehr zu hören bekommen, als ihm lieb wäre“, erfüllte sich wörtlich. Das ununterbrochene Geschützfeuer zerbrach ihm die dicksten Mauern und erfüllte die Berwegenßen in der Burg mit Schrecken. Als Sidingen, der an der Dicht litt, sich an eine Mauerstelle führen ließ, um den Schaden zu besichtigen, schlug die Kugel einer feindlichen Rotzschlange so heftig an einen Balken, daß ein Stück desselben an seine Seite fuhr und ihm eine Wunde beibrachte, durch welche man Lunge und Leber im Leibe sehen konnte. Man trug ihn in sein Gemach, aber auch dorthin verfolgte ihn das Geschützfeuer so heftig, daß man ihn in ein unterirdisches Gewölbe trug, wo er noch einige schmerzhaftige Tage verbrachte, während welcher er Unterhandlungen wegen der Uebergabe anknüpfte. Als dieselbe erfolgt war, traten die Fürsten zu dem Schwerverwundeten in das Gewölbe und konnten sich nicht enthalten, ihm Vorwürfe zu machen, die er aber ehrerbietig beantwortete. Nur vom Kurfürsten von Trier wandte er sich unwillig ab mit den Worten: „Ich habe jetzt mit einem größern Herrn zu reden.“ Als sich die Fürsten entfernt hatten und zu einer Berathung zusammen saßen, that Sidingen seine Beichte; doch ehe ihm noch das Sacrament gereicht werden konnte, verschied er (am 7. Mai 1523). Auf die Nachricht hievon beleten die Fürsten ein „Water-unser“ für seine Seele. Darauf brachen sie seine übrigen Burgen und theilten seine Güter unter einander, ohne seinen Kindern etwas zu lassen. Erst in der Folge wurden diese in einen Theil ihrer Güter wieder eingesetzt.

Hätte sich Luther's guter Sinn und Tact nicht von der politischen Verbindung mit Sidingen und seinen Genossen ferne gehalten, so wäre seine Sache demselben Verderben anheimgefallen. Auch Hutten, der gleich nach der Aufhebung der Belagerung von Trier die Ebernburg verlassen hatte, erlag, wiewohl in anderer Weise, der Verfolgung. Er suchte vergebens eine Zuflucht in der Schweiz. Nachdem er das Bad Pfäfers gegen eine ihn schon seit vielen Jahren quälende Krankheit gebraucht hatte, starb er nach weiterem Umherirren, von allen verlassen, 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See im 35. Lebensjahre. Mit Luther stimmte er nur im Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenerneuerung überein, aber in den Mitteln und Wegen wichen beide gänzlich von einander ab.

Durch den Beifall, der von so verschiedenen Seiten her für Luther's reformatorisches Streben erscholl, wurde derselbe zu um so größerer Zuversicht ermuntert, so daß er zwei Schriften ausgeben ließ, in welchen er die römische Kirche in ihren tiefsten Fundamenten angriff: die Schrift „Aufruf an Kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung“, worin er jedem wahren Christen das geistliche Priestertum zuspricht, — und die andere: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, worin er die Lehre von den sieben Sacramenten, insbesondere aber die katholische Abendmahlsfeier angriff.

Indessen erschien die päpstliche Bulle *Exsurge Domine* (vom 15. Juni 1529), welche 41 Sätze aus Luther's Schriften verdammt und den großen Bann über alle, die sie annehmen würden, aussprach, Luther selbst aber zum Widerruf nach Rom beschied und alle seine Schriften zum Feuer verurtheilte. Der eben von Rom zurückgekehrte Dr. Eck machte sich ein besonderes Geschäft daraus, sich zum Verkündiger und Vollstrecker dieser Bulle aufzudrängen, und weil er dadurch als Ankläger und Richter zugleich erschien und die Drohung der Bulle auch auf die angesehensten Freunde Luther's (einen Wilibald Pirtheimer, Lazarus Spengler zc.) ausdehnte, so zog er sich großen Haß zu, und mehrere Bischöfe, wie auch Karl von Miltitz, sahen sich durch sein Verfahren verletzt. Ja, Miltitz nahm, um Eck zu beschämen, die frühere Unterhandlung mit Luther wieder auf und suchte ihn zu einem Versöhnungsschreiben an den Papst zu bewegen, dessen Ton aber so ausfiel, daß es mehr erbitterte als begütigte, zumal Luther seine kurz zuvor erschienene Schrift: „Von der Freiheit des Christen“ beilegte, worin er die von der römischen Kirche bisher angewandten Mittel zur Erzeugung wahren Glaubens für unnütz und kraftlos erklärte.

Diese Bulle hatte im allgemeinen die gegentheilige Wirkung: an unzähligen Orten riß man sie ab und achtete ihrer nicht. Als zwei päpstliche Gesandte nach Wittenberg zum Kurfürsten kamen und ihn aufforderten, Luther's Schriften zu verbrennen und ihn selbst gefangen nach Rom bringen zu lassen, lehnte der Kurfürst dieses Ansinnen um so mehr ab, da ihn ein Gutachten des berühmten Erasmus gestärkt hatte.

In diesem Gutachten mißbilligte Erasmus das Verfahren des päpstlichen Stuhls als ein ungerechtes und hartes, weil Luther's Sache noch nicht gründlich untersucht worden sei, und rieth, ein Schiedsgericht von unbefangenen, angesehenen Männern und Gelehrten unter Zugiehung der Könige von Spanien, Frankreich und Ungarn niederzusetzen und ihnen die Entscheidung zu überlassen. Beliebe man dies nicht, so möge man ein allgemeines Concilium berufen. Kaum hatte Erasmus diesen Rath schriftlich abgegeben, so kam ihn eine Furcht vor den päpstlichen Legaten an, so daß er sein Gutachten wieder vom Kurfürsten zurückverlangte. Der Kurfürst aber behielt es und benutzte es, um den Kaiser für den bevorstehenden Reichstag in Luther's Sache günstig zu stimmen.

Während so die Wirkung der Bulle entkräftet wurde, ließ Luther selbst dieselbe mit einer Gegenerklärung drucken und wiederholte seine schon zwei Jahre zuvor ausgesprochene, jetzt aber in gerichtlicher Form ausgestellte Appellation an ein allgemeines, freies Concilium, in welcher er in der kühnsten Sprache den Papst als einen ungerechten Richter, Unterdrücker der h. Schrift und Verächter eines freien Conciliums darstellte.

Hierauf that Luther den letzten formellen Schritt der Lossagung von

der bisherigen Kirchengemeinschaft. Denn als er hörte, daß man zu Ingolstadt, Mainz, Köln, Löwen und Antwerpen (wiewohl unter lauten Aeußerungen des Volksunwillens) seine Schriften verbrannt hatte, gieng er am 10. December im Geleite von Magistrern und Studenten vor das Eßlerthor, 1520 und nachdem dort einer der Magister einen Holzstoß errichtet und die canonischen Bücher nebst Ed's und anderer Schriften darauf gelegt und dann das Ganze angezündet hatte, warf Luther die päpstliche Bulle mit den Worten in's Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“

Dies war der verhängnißvolle Schritt, durch welchen der Riß in die ganze abendländische Christenheit entstand, der fast durch alle innern und äußern Lebensverhältnisse hindurchgieng. Unter denen, welche anfangs Luther Beifall gezoßt hatten, nun aber, als sie den Sturm ausbrechen sahen, sich zurückzogen, befand sich auch Erasmus, der nur darauf bedacht war, keinem Theile Anstoß zu geben. Selbst Staupiß wandte sich, als er sah, daß die Bewegung nicht mehr innerhalb der Kirche blieb, allmählich von Luther ab. Der Umstand, daß der Reformation gleich anfangs auch eine Menge nach Ungebundenheit lüfterner Menschen aus verschiedenen Ständen sich angeschlossen, welche der Sache des Evangeliums durch ihren fleischlich-rohen Sinn großen Schaden brachten, schreckte viele zurück. Mußte doch selbst Luther nur zu bald klagen, daß so viele die evangelische Freiheit nur zum Deckel der Bosheit nahmen und aus ihr eine zügellose Freiheit des Fleisches machten. Gegen diese glaubens- und zügellose Masse, deren unevangelisches Treiben von den Gegnern als unmittelbare Folge der Lehre der Reformation dargestellt wurde, kämpfte Luther sein Leben lang mit eben so heftigem Unmuth wie gegen die „Papisten“ selbst, und wenn er oft in dem Papste den „Antichrist“ sah, so erschien ihm nicht minder die Rottte der falsch evangelischen Christen als „vom Teufel besessen“.

187. Unterdeſſen waren die Gemüther der Mächtigen auf die neue Kaiſerwahl gerichtet, von der man Befestigung der bereits wieder wankenden Ordnung in den Reichsangelegenheiten und besonders die Beilegung des kirchlichen Streites erwartete, wie denn zu dieser Zeit vorzugsweise die zwei großen Gedanken, der einer Erneuerung der kirchlich-religiösen Zustände und der einer nationalen ständischen Regierung den Geist des deutschen Volkes beschäftigten.

Der alte Kaiser Maximilian hatte kurz vor seinem Tode, 1518, noch einen Reichstag zu Augsburg gehalten, auf welchem 100 Beschwerden der deutschen Nation gegen das päpstliche Regiment vorgelegt wurden, aber die zugleich betriebene Erwählung seines Enkels Carl, der bereits in Spanien zur Thronfolge gelangt war, nicht durchsetzen können, weil Papst Leo und König Franz I. von Frankreich durch Bestechung dagegen wirkten. Mißmuthig darüber, und bereits kränkelnd verließ Max Augsburg (zwei Tage vor Luther's Zusammenkunft mit Cajetan) und begab sich nach Innsbruck, wo die Bürger, die von früher noch eine Schuld an ihn zu fordern hatten, sein Gefolge aufzunehmen sich weigerten. Diese Kränkung verschlimmerte seine Krankheit, so daß er zu Wells in Oberösterreich liegen bleiben mußte. Seine Gedanken waren auf das Jenseits gerichtet, wie er denn in den letzten vier Jahren seinen Sarg immer mit sich geführt hatte. Nach Empfang der Absolution und des Abendmahls leidete er sich selbst in sein Todtenhemd und erwartete ruhig sein Ende, und als die Umstehenden meinten, rief er ihnen tröstend zu: „Was weint ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben seht?“ Kurz darauf verschied er am 11. Januar 1519 im 60. Jahre seines Lebens und im 26. seiner Regierung.

Die Fürsten hatten Friedrich den Weisen, Kurfürsten von Sachsen, der bei ihnen wegen seiner Besonnenheit, Redlichkeit und Geschäftserfahrung das größte Ansehen genoß und stets ein vorzugsweise ständisches Reichsregiment angestrebt hatte, zum Kaiser wählen wollen; aber er hatte die Krone ausgeschlagen, und auf seinen Rath war Maximilian's Enkel, der Herrscher Spanien's, der Niederlande, Oesterreich's, Neapel's und Sicilien's, sowie der neu entdeckten Länder Amerika's, am 28. Juni 1519 zum deutschen König gewählt und im nächsten Jahre als Karl der Fünfte zu Aachen gekrönt worden, nachdem er zuvor die Wahlcapitulation, d. i. einen Wahlvertrag, durch welchen sich die Fürsten Deutschlands gegen den Mißbrauch kaiserlicher Gewalt zu schützen suchten, unterzeichnet hatte. (Bis zu dieser Krönung war das Regiment des Reichs noch in den Händen des Kurfürsten Friedrich geblieben.)

In jener Wahlcapitulation verpflichtete sich Karl, alle bestehenden Gesetze und Ordnungen des deutschen Reichs aufrecht zu erhalten, den Ständen ihre herkömmliche Landeshoheit nicht zu schmälern; ohne ihre (zum wenigsten der Kurfürsten) Einwilligung weder Reichskriege anzufangen noch fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu führen, keine unnöthigen Auflagen zu machen; keine Reichstage deutscher Nation außerhalb des Reichs zu halten: die Reichs- und Hofämter nur mit Deutschen zu besetzen, in öffentlichen Reichsverhandlungen und Schriften keine andere als die deutsche Sprache anwenden zu lassen, keinen Reichsstand vor ein Gericht außer dem Lande zu fordern u. a. m. Auch verpflichtete er sich, alle gegen die Fürsten gerichteten Adels- und Städtebündnisse, desgleichen die Bündnisse der Kaufleute zu verbieten, den römischen Stuhl zur Zurücknahme der wider die Concordate deutscher Nation gerichteten Maßregeln und zur pünktlichen Haltung dieser Concordate zu vermögen, dabei aber doch Schirmherr der Kirche den päpstlichen Stuhl zu schützen.

Alles war in gespannter Erwartung, auf welche Seite sich der neue Kaiser (denn dieser Titel war ihm vom Papst gleich nach seiner Krönung in Aachen gewährt worden) in der Kirchenfrage wenden werde. Aber Karl war noch jung, mit dem Wesen und der Sprache der Deutschen völlig unbekannt und zugleich der Hilfe des Papstes, sowohl in dem voranzuführenden Kriege mit Frankreich als auch in seiner Stellung zu den spanischen Ständen, bedürftig.

Diesen Ständen zu Gunsten hatte der Papst kurz vorher die Inquisition, die in Spanien meist dem weltlichen Regimente zum Werkzeuge diente, gemildert, und Karl sah dadurch seine dortige Regierung gefährdet; er drang daher beim Papste auf Zurücknahme des Milderungsbreves, und dieser gewährte sie für Karl's Beistand gegen Luther's Lehre, welcher bereits einige Fürsten, wie Kurfürst Friedrich von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Markgraf Albrecht von Brandenburg, geneigt waren.

188. Theils um die Verhältnisse des Reichsregiments, insbesondere des Reichskammergerichts zu ordnen, theils um die ständische Beihilfe zu seinem Kampfe mit Frankreich, der hauptsächlich in Italien geführt werden mußte, zu erhalten, theils um die Bewegung gegen die Kirche zu unterdrücken, eröffnete Karl V. unter allgemeiner Erwartung den Reichstag zu Worms. Hier erschien Luther, ungeachtet der päpstliche Legat Alexander die Bannbulle für ihn mitgebracht hatte, nach vorangegangener Vorladung und nach dem Empfang eines richtig formulierten kaiserlichen Geleitsbriefes, trotz aller Warnungen seiner Freunde, unter dem Zufließen einer ungeheuren Volksmenge am 16. April in Person. Er erregte um so größere Erwartungen, als sämtliche Reichsstände, darunter der eifrig katholische Herzog

Georg von Sachsen, in 105 Artikeln große Beschwerden gegen den römischen Hof und gegen die Entartung der Kirche erhoben hatten.

Gleich nach Carl's Wahl hatte Luther an ihn geschrieben und ihn gebeten, daß er ihn nicht unverhört und unwiderlegt verdammen lassen möchte, und Kurfürst Friedrich hatte diese Bitte so kräftig unterstützt, daß der Kaiser, ungeachtet der päpstliche Legat Alexander die Sache als eine schon entschiedene Beurtheilung wissen wollte, ein besonderes Vorladungsschreiben an Luther erließ, weil selbst die Reichsstände auf vorangehende persönliche Vernehmung Luther's drangen. — Die genannten reichsständischen Beschwerden (Gravamina) gegen den römischen Stuhl enthielten unter andern Klagen auch die, daß der Papst die Rechte Deutschlands nicht achte, geistliche Ämter um hohen Preis verkaufe, sich die Vergebung der Sünden bezahlen lasse, indem päpstliche Heiligkeit täglich so viele Indulgenz und Ablass in die deutsche Nation schide, dadurch arme Einfältige verführe und nur ihrer Barschaft bethört würden. Auch klagten sie über den Mißbrauch des Bannes, daß oft „um 4 und 8 Kreuzer willen mit dem Banne gedroht werde.“

Luther sah in der Berufung vom Kaiser „eine Berufung von Gott“ und ließ sich nicht abhalten, Folge zu leisten. Noch in der Nähe von Worms ließ ihn Spalatin warnen, die Stadt zu betreten; aber Luther entgegnete unersehroden: „Wenn so viele Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein!“ Und so fuhr er auf einem offenen Wägelin in einer Mönchskutte unter ungeheurem Zulauf in Worms ein, wo bis in die Nacht hinein Fürsten, Grafen und Herren ihn in seinem Quartier besuchten. Am 17. April, Nachmittags 4 Uhr, geleiteten ihn der Reichsmarschall von Pappenheim und ein Ehrenherold aus Vorstadt durch Nebengänge in das Rathhaus. Vor dem Eintritt in den Reichssaal klopfte ihm der alte Feldherr Georg von Frundsberg auf die Schultern und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, desgleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allereruesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen!“

Vor der Reichsversammlung durch den kurtrierischen Official Dr. Ed befragt, ob er alle seine Schriften anerkenne, that er es, und als er sie widerrufen sollte, bat er sich Bedenkzeit aus, um weder „das Wort Gottes“, noch „seiner Seele Seligkeit“ durch eine unbedächtige Antwort zu gefährden. Vielen erschien dieses Aufschubbegehren als ein Zeichen der Unsicherheit, und sie erwarteten schon mit heimlicher Freude einen verzagten Widerruf. Aber am folgenden Tage, um dieselbe Zeit, ließ er sich mit bescheidener Rede in einer längern Verantwortung in deutscher und lateinischer Sprache vernehmen und schloß im Angesichte des Kaisers und der Fürsten im vollsten Glaubensmuth mit den Worten: „Es sei denn, daß man mich mit Zeugnissen der heiligen Schrift und mit hellen klaren Gründen überweise, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders: Gott helfe mir! Amen.“

Auf dies hin erklärte der Kaiser, gleich am folgenden Tage, ohne eine gemeinsame Verathung mit den Fürsten abzuwarten, den Reichsständen schriftlich, daß er sich berufen fühle, die ihm von seinen Vorfahren gleichsam erblich hinterlassene römische Kirche zu schützen und Luther's gottloses Vorhaben mit aller seiner Macht zu hindern; daher er ihn nicht weiter hören, sondern nach Ablauf des freien Geleits gegen ihn als offenbaren Ketzer verfahren werde.

Einige hatten nämlich dem Kaiser gerathen, Luther als einem Ketzer das Geleit nicht zu halten, aber Carl soll diese Anmuthung mit den Worten abgewiesen haben: „Ich will nicht mit Sigismund erröthen!“ Luther wurde entlassen, aber nach der Abreise der beiden Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz durch ein (den vier übrigen Kurfürsten geschickt abgewonnenes

und deshalb zurückdatiertes) Edict in die Reichsacht erklärt, seine Bücher zum Feuer verdammt und geboten, daß Luther nach abgelaufenem Geleite (das noch auf 21 Tage weiter erstreckt wurde) an den Kaiser ausgeliefert werden solle. Der Kaiser selbst aber begab sich auf lange Zeit nach Spanien und überließ die Leitung der deutschen Angelegenheiten dem für die Dauer seiner Abwesenheit auf dem Wormser Reichstage eingesetzten, anfangs in Nürnberg, dann in Eplingen residierenden Collegium von Reichsständen, an dessen Spitze sein jüngerer Bruder Ferdinand stand, welchem er die deutsch-habsburgischen Erbländer samt der Anwartschaft auf Ungarn und Böhmen überlassen hatte.

Um den Gehannten und Geächteten den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen, ohne ihn öffentlich schützen und dadurch sich geradezu gegen Kaiser und Reich ungehorsam zeigen zu müssen, sorgte Friedrich der Weise dafür, daß Luther auf seiner Rückreise an einen verborgenen Ort gebracht wurde. Als das Nachtbedict öffentlich erschien, war Luther schon auf der Wartburg (bei Eisenach) in Sicherheit. Auch wurde die Acht trotz der ihr angehängten Strafandrohungen nirgends in Deutschland beachtet; selbst Luther's Schriften fanden nur um so mehr Abgang und bloß in Köln und Wien bereitwillige Hände, sie zu verbrennen.

Der Befehl des Kurfürsten, Luther irgend wohin in Sicherheit zu bringen, wurde auf folgende Weise vollzogen. Luther hatte eben seine Reisegefährten nach Waltershausen vorausgeschickt und nur Nikolaus von Amstorf war bei ihm im Wagen. In einem Hohlwege sprengten zwei Edelleute mit ihren Knechten herbei und fielen den Pferden in die Bügel, rissen Luther scheinbar gewaltthätig aus dem Wagen und ließen ihm Reiterkleidung anlegen; dann setzten sie ihn auf ein Pferd und ritten mit ihm in der Nacht auf die Wartburg, wo er in Ritterkleidung unter dem Namen „Junfer Georg“ verborgen leben mußte. In Deutschland verbreitete sich das Gerücht, Luther sei durch Mord aus dem Wege geräumt worden. Die Trauer darüber sprach Albrecht Dürer, der zu Luther's entschiedenen Bewunderern gehörte, in seinem Tagebuche mit den Worten aus: „O Gott! ist Luther todt, wer wird uns hierfür das heilige Evangelium so klar fürtragen? O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig betheuern diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende.“ Später wurde zwar Luther's Aufenthalt bekannt, doch ohne ihm Gefahr zu bringen, da niemand den Bann und die Acht berücksichtigte.

In der Stille dieses verborgenen Aufenthaltes begann Luther seine unübertroffene Übersetzung der Bibel aus den Grundsprachen und schrieb mehrere Abhandlungen und Auslegungen, während in Wittenberg sein gelehrter Freund Philipp Melancthon, welcher unterdessen auf ruhigem, wissenschaftlichem Wege an dem gleichen Ziele, wie Luther auf praktischem Wege, angelangt war, die Reformation durch ein Lehrbuch förderte, das unter dem Titel *Loci communes rerum theologicarum* zum erstenmal ein aus der heiligen Schrift selbst zusammengestelltes Lehrgebäude des christlichen Glaubens enthielt.

Luther's Übersetzung des Neuen Testaments erschien schon im September 1522 im Druck und machte einen um so größern Eindruck, weil darin zum ersten Mal dem Volke das Evangelium in seiner Reinheit dargeboten wurde, welches ihm bisher nur durch menschliche Zusätze entstellt bekannt gewesen war. Mathesius schrieb: „Dies ist der größten Wunderwerke eins, das unser Gott durch Dr. M. Luther vor'm Ende der Welt hat ausgerichtet, daß er uns eine schöne deutsche Bibel läßt zurichten, und redet und erklärt uns, was sein ewig göttlich Wesen und gnädiger Wille ist, in guten, derben und verständlichen deutschen Worten.“ Die Schriften des Alten Testaments, bei deren Übersetzung ihm, außer Melancthon, seine Freunde Cruciger, Bugenhagen, Justus Jonas und Aurogallus Beistand leisteten, erschienen

nach und nach zwischen den Jahren 1523 bis 1534. Luther nahm „keinen Heller“ Lohn dafür, sondern unterzog sich der schweren Arbeit rein „zu Gottes Ehren und zum Dienst der lieben Christen.“ — Die Bibelübersetzung Luther's, ein Meisterstück deutscher Sprache und deutschen Gemüths, war und blieb von maßgebendem Einfluß auf Sprache und Gesinnung. Vier Wochen nach dem Erscheinen des Neuen Testaments erließ Herzog Georg einen Befehl an seine Unterthanen, alle Exemplare dieser Verdeutschung auszuliefern, was Luther veranlaßte, seine Schrift „Von weltlicher Obrigkeit“ herauszugeben, worin er nachweist, daß weltliche Obrigkeit eine Ordnung Gottes sei, gegen die das Evangelium Gehorsam fordere, daß sie aber nicht Macht habe, das Gebiet des Glaubens und religiösen Gewissens anzugreifen. Thue sie dies, so dürfe man nicht folgen, doch aber auch nicht mit Gewalt widerstehen, sondern lieber Unrecht leiden um Gottes willen.

189. Unterdeffen waren an verschiedenen Orten Neuerungen im Gottesdienst durch Abschaffung der Messe, der Bilderverehrung, des Klosterlebens 2c. vorgenommen worden. Auch in Wittenberg fiengen Luther's Anhänger an, auf eigene Hand den öffentlichen Gottesdienst umzuändern, wobei der fanatische Reformeifer Carlstadt's, welcher sich sogar der in Zwickau entstandenen, das sogenannte „innere Licht“ über das Wort Gottes stellenden, schwärmerischen Secte der Wiedertäufer oder Anabaptisten angeschlossen, den Bildersturm zu Wittenberg erregte. Schon jubelten die Gegner der Reformation; selbst Erasmus erinnerte an seine Prophezeiung, und der Kurfürst sah sich gewissermaßen bloßgestellt. Da ließ sich Luther, ohne vor dem Wormser Edict und vor dem warnenden Verbot seines Landesherren, der ihn außerhalb der Wartburg nicht schützen zu können erklärte, zu erschrecken, nicht länger zurückhalten, sondern verließ seinen Schutzhort und eilte nach Wittenberg, um dort die Ordnung wieder herzustellen. Es gelang ihm, binnen acht Tagen, durch tägliche Predigt die schriftwidrigen Behauptungen und revolutionären Bewegungen dieser Schwärmer zu widerlegen, so daß Carlstadt und seine Anhänger, die „Zwickauer Propheten“, unter denen auch Thomas Münzer war, aus Wittenberg wichen, um in anderen Gegenden den Samen ihrer seelen- und staatsgefährlichen Lehre auszustreuen. Denn die Wiedertäufer vermischten Geistliches und Weltliches und wollten den Gang der Reformation, der ihnen zu langsam vorlam, beschleunigen, indem sie eine kirchlich-bürgerliche Reformation der Massen, eine „Verbesserung für das Volk durch das Volk“ anstrebten.

Hierauf bemühte sich Luther, den Gottesdienst durch deutsche Liturgie, Austheilung des h. Abendmahls in beiderlei Gestalt und Hervorhebung der Predigt zu regeln, sowie überhaupt (im Verein mit seinem Freunde Melancthon) durch beglückende Rede und Schrift der Reformation, die sich unterdessen immer weiter ausgebreitet hatte, feste Bahn und Richtung zu geben.

Neben der Fortsetzung seiner Bibelverdeutschung, die 1534 beendet wurde, ließ er verschiedene Schriften zur Einrichtung des Gottesdienstes und christlicher Schulen ausgeben. Schon auf der Wartburg hatte er eine Kirchenpostille begonnen. Seit 1523 nahmen auch andere Städte die Reformation an, wie namentlich Frankfurt durch das Beispiel Hartmuth's von Kronenberg, der seine Unterthanen zum evangelischen Glauben anleitete; Magdeburg durch Amsdorf, Straßburg durch Hedio, Capito, Bucer, Nürnberg durch Osiander, Wilibald Pirckheimer u. a. Die kräftigsten Verkündiger der Reformation lieferten die Mönchsflüster. So entschieden sich fast alle Augustiner für Luther's Lehre; so die antipapistische Fraction der Franziskaner, darunter Eberlin von Günzburg, der heftige Reformator Lampert, Myconius, Luther's Freund; so andere aus andern Orden. Wo es an Geistlichen gebrach, traten Ritter und Handwerker, Frauen und

Jungfrauen fördernd ein. Argula von Grumbach forderte sogar die Universität Ingolstadt zu einer Disputation auf den Grund des Wortes Gottes heraus. Durch alles dieses wurde die Reformation Volksache, und vergebens klagte Ferdinand als Reichsverweser, daß Luther's Lehre so allgemeinen Beifall finde.

Allerdings hatten seine früheren Schriften durch die oft ungemessene Heftigkeit und Verbtheit der darin herrschenden Sprache besonders die unteren Stände stark aufgeregt. Aber Empörung durch Gewalt und Aufruhr verabscheute er und wollte keine andern als die Waffen „geistlicher Ritterschaft“ gebraucht wissen. Dies bewies er zunächst bei folgender Gelegenheit.

Das arme Landvolk im südlichen Deutschland und am Rhein, wo die weltliche Gewalt meist in den Händen kleiner (insbesondere geistlicher) Fürsten und Herren war, hatte sich schon im letzten Viertel des vorangegangenen Jahrhunderts, um sich ein besseres Los zu verschaffen, mehrfache Aufstände gegen die Obrigkeit erlaubt und jedesmal die Religion mit eingemischt.

Ein größerer Aufstand dieser Art war der sogen. Bundschuh zur Abschaffung der geistlichen Gerichte, Zölle und übertriebenen Steuern gewesen, der zuerst 1493 im Elsaß, dann 1505 bei Speyer und 1513 im Breisgau sich erhoben hatte, das letzte Mal mit der Forderung, der Kaiser solle ohne Fürsten regieren, das römische Recht abthun und Wald und Wasser frei geben. Ein Zweig dieser Bauernverschwörung war der Bund des armen Konrad in Württemberg.

Als Luther in seinen Schriften von „evangelischer Freiheit“ sprach und die Fürsten aufforderte, das schlechte Kirchenregiment zu verbessern, da mißverstanden die Bauern in Schwaben und am Rhein in ihrer Unwissenheit, in der sie von ihren geistlichen Führern gehalten worden waren, jene Lehren und verlangten Freiheit von allen sie drückenden Lasten und Abgaben, und als man ihnen die Gewährung ihrer Forderungen unbedingt verweigerte, während doch einige darunter billig waren, so erhoben sie sich im Aufruhr gegen ihre Guts herrschaften. Es entbrannte zunächst in Südwestdeutschland der große Bauernkrieg (1524—1525), der sich besonders durch die communistischen Lehren und Umrtriebe Thomas Münzer's und anderer wiedertäuferischer Prädicanten auch in Mitteldeutschland verbreitete und schreckliche Verheerungen anrichtete.

Thomas Münzer, geb. zu Stolberg am Harz um 1490, Lehrer am Martinshgymnasium in Braunschweig, trieb sich stets unruhig umher, bis er in Zwickau ein Diaconat erhielt und sich der von Luther ausgegangenen Richtung angeschlossen. Er kam dort mit den Bettelmönchen in Streit, wurde aber auf Luther's Fürsprache vom Stadtrath geschützt. Als er sich mit den andern Predigern überwarf und Luther zum Guten reden wollte, faßte er auch gegen Luther einen Haß und verband sich mit dem schwärmerischen Luchsmacher Nikolaus Storch, der einen Conventikel hielt und im geistlichen Hochmuth aus seinen Anhängern 12 Apostel und 72 Jünger auswählte, um durch sie seine wiedertäuferischen Lehren zu verbreiten. Wegen fortgesetzter Streitigkeiten mit andern Geistlichen wurde Münzer seines Amtes entsetzt und wegen Aufwieglung der Luchsmachergefallen gegen den Magistrat aus der Stadt gewiesen.

Er wandte sich nun nach Wittenberg, wo er mit Carlstadt und den sogen. Zwickauer Propheten die oben erwähnten Keuerungen begann, welche Luther zur Rückkehr von der Wartburg bestimmten. Als Münzer mit den Zwickauern aus Wittenberg weichen mußte, gieng er anfangs nach Böhmen, dann nach Nordhausen und wurde 1528 Pfarrer in Allstädt, blieb aber mit den Wiedertäufern in Verbindung, die überall für ihr neues himmlisches Reich warben. Ein Prädicant derselben brachte die Bauern im Forchheimer und Germannstädter Grunde in Aufstand. Als Münzer davon hörte, riefte auch er Bauern zusammen und führte sie zur Zerstörung emer Kapelle aus. Deshalb wurde er von Allstädt verwiesen.

Er zog nun nach Mühlhausen, wo er sich mit dem Prädicanten Pfeifer ver-

band und hier ebenfalls zu wählen anfieng. Auch von hier vertrieben, gieng er nach Nürnberg und ließ dort eine heftige Schmähſchrift gegen Luther ausgehen, weil dieſer in einer Schrift an die ſächſiſchen Fürſten gegen den um ſich greifenden aufrühreriſchen Geiſt gewarnt hatte. Auch aus Nürnberg vertrieben, gieng Münzer nach Baſel, wo der vom ſchwäbiſchen Bunde wegen Landfriedensbruchs aus ſeinem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg Truppen ſammelte, um mit Benützung der Bauernbewegung durch einen Einfall in Deutſchland ſich wieder ſeines Landes zu bemächtigen. Der ſchwäbiſche Bund hatte daſſelbe (172) gegen Erſatz der Kriegskoſten an den Kaiſer verpfändet, der es dann ſeinem Bruder Ferdinand zu Lehen gab.

Hier an der Schweizer Grenze, beſonders in Waldſhut, wie überhaupt in Oberſchwaben, nährte Münzer die Aufregung des Bauernvolkes gegen die geiſtlichen und weltlichen Herrſchaften in jeder Weiſe; denn er und ſeine Prädicanten giengen darauf aus, geiſtliches und weltliches Regiment umzuſtürzen, und ſein und ſeiner Gefellen Wahlſpruch: „Omnia sunt communia!“ zeigt deutlich, was ſein letztes Ziel war. Dadurch ſtreute er, auf Träume und Viſionen ſich ſtützend, viel böſen Samen aus.

Neun herumziehende demagogiſche Prädicanten münzeriſchen Geiſtes kamen auch in das Gebiet des Fürſt-Abts von Rempten und machten deſſen Unterthanen aufrühreriſch, ſo daß die e den Abt in ſeiner Burg belagerten und ihm Zugeſtändniſſe abnöthigten. Dadurch ermuntert, erhob ſich das Landvolk in ganz Südweſtdeutſchland. Gleich anfangs trat der ſchwäbiſche Bund der Bewegung entgegen, konnte aber, weil Herzog Ulrich ſeinen Einfall in's Werk ſetzte, eine Zeit lang nicht kräftig genug gegen die aufländiſchen Bauern verfahren. Dieſe hatten drei „helle Hauſen“ (im Allgäu, am Bodensee und an der Donau) gebildet und wollten die Fürſten, Edelleute und Geiſtlichen zur Abſtellung bürgerlicher und kirchlicher Mißbräuche zwingen, indem ſie überall, wo ſie ſich erhoben, Schlöſſer und Klöſter plünderten und niederbrannten, Edelleute und Geiſtliche arg mißhandelten. Selbſt die Bauernweiber rotteten ſich an manchen Orten bewaffnet zuſammen und ſchrieten nach Plünderung der „Pfaffenhäuſer“ oder waren mit Wagen bereit, die Beute wegzuführen. Die Führer der vielen wilden Hauſen waren meiſt verſchuldete Wüſtlinge oder hab- und herrſchſüchtige Schreiber, unter ihnen Jäcklin Rohrbach aus der Nähe von Heilbronn, ſein Schreiber Wendel Hippler, ehemals Kanzler (Verwaltungsbeamter) der Grafen von Hohenlohe, und Georg Mezler, ein Wirth aus dem Odenwald, die beſtärkſten.

Die Strenge, mit welcher der Graf Eruchſek von Waldburg, als Heerführer des ſchwäbiſchen Bundes, verfuhr, dämpfte das Feuer nur theilweiſe. Denn nun verbreitete ſich der Aufſtand vom Odenwald aus nach Franken und ſprungweiſe in die meiſten Länder Mitteldeutſchlands. Die Führer des Aufſtandes, dem ſie den Namen „Chriſt-Einigung“ gaben, giengen ſogar darauf aus, eine Art Bauernſtaat zu gründen. Ihre Rohheit und Graufamkeit gipfelte ſich in der Mißhandlung des Grafen Ludwig von Helfenſtein. Dieſer war mit 70 Reifigen den Bürgern von Weinsberg zu Hilfe geſandt worden. Da aber die Bürger nicht feſt genug zu ihm ſtanden, drangen die Bauern ein und nahmen den Grafen gefangen. Der Bauernrath beſchloß nun, zur Rache für ihre durch den Grafen Eruchſek von Waldburg geſallenen Brüder im Oberland, alle Fürſten, Edelleute und Pfaffen umzubringen und gleich mit dem gefangenen Grafen den Anfang zu machen. Fußfällig bat ſeine Gemahlin, mit ihrem zweijährigen Söhnlein auf dem Arm, die Bauern um das Leben ihres Gatten. Hühnend ſieß man ſie zurück, riß ihr das Geſchmeide ab und verwundete ihr Kind mit einem Spieß. Dann wurde der Graf mit den übrigen Edelleuten von den Bauern umringt und gezwungen, im Kreiſe, den die Bauern um ſie gebildet hatten, hin- und herlaufend wider die Spieße zu rennen, bis alle, von tauſend Stichen durchbohrt, niederfielen. Einer der Auführer, ein ehemaliger Diener des Grafen, Namens Melchior Kunnenmacher, blies zu dieſem Todeslaufe die Pfeife.

Weil es der ganzen Bewegung an Einheit fehlte, ſo zwangen die Klügeren, um ihrer Sache mehr Ordnung und Anſehen zu geben, den fränkischen Ritter Götz von Perleſingen, der zu denjenigen ſeines Standes gehört hatte, die ſich ſchwer in den Landfriedensſchäden und das Fehderecht für ſich in Anſpruch nahmen, ihr Hauptmann zu werden. Er nahm dieſe gefährliche Stelle zwar an, aber nur mit Widerſtreben, theils um ſein Leben und Vermögen zu retten, theils um ſeine Standesgenoſſen vor größeren Nachtheilen zu bewahren. (Dieſes bewieſen in der Folge die Ausſagen der 33

von Obz benannten Zeugen, und es ist auch durch viele andere Urkunden erhärtet.) Aber es war ihm nicht möglich, der Unordnung Einhalt zu thun; er legte daher schon nach einer Woche die Hauptmannschaft nieder, weil die Bauern beschloßen, alle Fürsten und Herren, die ihre Reformation nicht annehmen würden, todt zu schlagen. Inbes wurde er von ihnen streng bewacht. Die meisten Edelleute suchten sich durch Verträge zu retten; einige Bauernanführer giengen darauf aus, den Adel auf ihre Seite gegen die Fürsten zu ziehen, wozu es aber der Haß der Bauern nicht kommen ließ.

Bald nach dem Ausbruch des Aufbruchs hatte Luther ein strafendes Schreiben an die Rebellen erlassen, in welchem er ihnen sagte, „gesetzt auch, eine Obrigkeit sei im Unrecht, so entschuldige das doch keine Kotterei, noch Aufruhr,“ und andererseits die Fürsten nachdrücklich aufforderte, diesen aufrührerischen und unchristlichen Bewegungen zu steuern, aber dabei unverhohlen äußerte, daß die Fürsten selbst durch Druck und Uebermuth solch Unheil hervorgerufen hätten. Und als die Bauerngreuel ihren höchsten Gipfel erreichten, schrieb er im äußersten Unwillen seine Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“. Auch Melancthon schrieb wider dieselben.

Inzwischen hatte Graf Truchseß die Bauern aus dem Allgäu geschlagen; darauf wandte er sich gegen den 30,000 Mann starken Haufen der Schwarzwälder und Württemberger und zerstreute sie bei Böblingen.

Hiebei fielen 8000 Bauern. Unter den Gefangenen befand sich jener Mensch, der den unglücklichen Edlen bei Weinsberg zu ihrem Spießlauf geiffen hatte. Truchseß ließ ihn mit einer Kette an einen Baum befestigen und in einiger Entfernung um ihn herum Feuer anlegen, von dessen Glut gepeinigt er an der Kette hin- und herprang, bis er mit verbrannten Gliedern todt niederfiel. Acht Tage darauf eroberte Truchseß Weinsberg, ließ die Stadt anzünden und erklärte die Gemeinde für aufgelöst; Jäcklin Rohrbach, der dabei ergriffen wurde, ließ er ebenso, wie jenen Kunnemacher, mit einer Kette an einen Baum gebunden, sich am Feuer zu Tode laufen.

Zuletzt brachte Truchseß dem dritten Haufen, den Odenwäldern und Franken, welche bereits rath- und muthlos verschiedene Städte um Hilfe angingen, bei Königshofen eine blutige Niederlage bei, worauf die Reste der zerprengten da und dort vollends vernichtet wurden. Nur in Bayern, in der Oberpfalz und in dem größten Theile von Kurachsen, war die Bevölkerung ruhig geblieben.

190. Unterdessen war Thomas Münzer, bald nach dem Anfang des Bauernaufstandes, nach Thüringen zurückgekehrt und, nachdem er unterwegs zu Fulda gefangen worden und wieder losgekommen war, nach Mühlhausen gegangen, wo sich sein Spießgeselle Pfeifer mit Hilfe aufrührerischer Bauern bereits festgesetzt hatte. Beide bemächtigten sich mit ihrem Anhang aller Kirchen und zuletzt, durch Vertreibung des alten und Einsetzung eines ihnen ergebenen Rathes, des Stadtreiments. Münzer gieng mit seiner Kotte darauf aus, eine auf Gütergemeinschaft (Communismus) gegründete Theokratie aufzurichten. Zu diesem Zwecke wogelte er durch Aussendlinge sowohl die Bürger in anderen Städten, z. B. in Erfurt, Nordhausen, Eisenach zc., als auch das Landvolk auf, das in Thüringen, Hessen, Meissen und im Braunschweigischen ähnlich hauste wie die Bayern in Schwaben und Franken.

Die ganze anarchische Bewegung richtete auch in diesen Ländern durch Zerstörung von Schlössern und Klöstern und durch Verübung der ärgsten

Greuelthaten schreckliche Verwüstungen an, und konnte nur durch die vereinte Kraft der Fürsten unterdrückt werden. Nachdem der thatkräftige Landgraf Philipp von Hessen den Aufstand in seinem eigenen Lande, besonders durch die Niederlage der Bauern in und um Fulda gedämpft hatte, zog er nach Thüringen und schlug in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig und dem Herzog Georg von Sachsen bei Frankenhäusen den von Münzer geführten Haupthausen, der 1525 theils vernichtet, theils zerstreut wurde.

Der Bauernhaufe, der auf der Anhöhe bei Frankenhäusen hinter einer Wagenburg stand, betrug 8000 Mann. Das Heer der Fürsten bestand aus 6000 Mann, meist Rittersn und Reissigen, und war mit gutem Geschütz versehen, während die Bauern kaum Pulver hatten. Da entsank den meisten Bauern der Muth, und als Münzer wahrnahm, daß sie Lust hatten, ihn auf das Verlangen der Fürsten auszuliefern, so entschloß er sich zur Annahme der Schlacht, obwohl er des Krieges unfähig war. Um ihren Muth zu befeuern, sagte er unter andrem, sie sollten sich ja nicht vor dem Geschütz fürchten, er werde alle Büchsensteine des Feindes mit seinem Rockärmel auffangen. Und um ihnen alle Aussicht auf die Gnade der Fürsten zu benehmen, ließ er vor ihren Augen einen jungen Ritter, der als Parlamentär an sie geschickt war, niederstießen und darauf das Lied: „Komm' heil'ger Geist!“ anstimmen. Allein mit allen Kriegsbedürfnissen schlecht versehen, aller Zucht und Ordnung bar und vom Gefühl ihrer schlechten Sache gedrückt, setzten die Bauern dem Angriff der Fürsten nichts als ihren brüllenden Gesang und eine dumpfe Erwartung entgegen, ob Münzer die Kugeln auffangen werde; denn anfangs glaubten sie dies wirklich, weil die ersten Schüsse der Angreifer nicht trafen. Bald aber, als die Kugeln und Schwertschläge der feindlichen Reiter rechts und links einschlugen, ergriffen sie unaufhaltsam die Flucht, auf der 5000 getödtet wurden.

Als auch die kurfürstlich-sächsischen Truppen zu den Verbündeten stießen, wurde Mühlhausen erobert und bestraft. Münzer selbst, der bei der Einnahme der Stadt sich auf einem Speicher in einem Bette versteckt hatte, aber an seiner daneben liegenden Briefftasche entdeckt und erkannt wurde, suchte sich zwar durch den Widerruf seiner Irthümer zu retten, wurde aber hingerichtet und sein Haupt auf einer Stange im Felde aufgesteckt. Die aufständischen Bauern in Franken wurden theils von dem bündischen Heere, theils von den rheinischen Fürsten unter der Führung des pfälzischen Kurfürsten Ludwig V. bei Pfeddersheim zur Unterwerfung gebracht.

Von den Häuptern des Aufstandes wurde Hippler, der sich noch länger als ein Jahr in verstellter Tracht umhertrieb, in der Pfalz verhaftet und starb im Gefängniß zu Neustadt an der Haardt.

Leider verfuhr nach gedämpftem Aufruhr die durch den religiösen Gegensatz verstärkte Rachsucht mancher Fürsten gegen die Besiegten durch unzählige Hinrichtungen und Gütereinziehungen auf das Härteste, selbst gegen solche, die dem Aufruhr ganz fremd geblieben waren. Die Empörer bekamen nicht nur keine Erleichterung ihres Zustandes, sondern verloren auch noch ihre früheren Freiheiten, nur der pfälzische Kurfürst und der Erzherzog Ferdinand gewährten ihren Bauern einige Erleichterung.

Der Bauernkrieg mit seinen nächsten Folgen hemmte den ruhigen und sichern Gang der Reformation, deren Grundsätzen ihre Gegner all' das Unheil zuschrieben, das in diejem Volksaufruhr heraustrat, wiewohl sie nicht leugnen konnten, daß gerade im sächsischen Auktreise die Ruhe nicht gestört worden war. Daher hielten auch die Freunde der Reformation stets an der Gegenbehauptung, daß es nirgends zur Empörung gekommen wäre, wenn man der „neuen Lehre“ Eingang gelassen hätte.

Jedenfalls hatte Luther, der im Kampfe mit dem Papste die Macht des Schriftwortes an sich erfahren hatte, nun anderseits im Kampfe mit der Revolution und Anarchie gelernt, daß nur das positivste Halten am Worte Gottes dem Mißverstände in der Auffassung desselben begegnen könne. Daher trat er von nun an immer fester auf dem objectiven Boden auf, ohne dabei einen Fuß breit dem Papstthum einzuräumen. Dasselbe war der Fall bei allen denen, welche den Kern der Lehre aus innerer Erfahrung kannten. Auch Kurfürst Friedrich der Weise, der während des Bauernaufstandes krank war und eine gütliche Beilegung desselben lebhaft wünschte, hielt fest an der erkannten Wahrheit und ließ sich noch vor seinem Sterben das heil. Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen.

Er starb zu Bockau den 5. Mai 1525. Als seine Leiche in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt wurde, hielt ihm Melancthon die Grabrede. Friedrich hatte den Kurkreis stets allein, das übrige sächsische Gebiet 28 Jahre lang mit seinem Bruder Johann gemeinschaftlich und in voller Eintracht regiert. Seine besonnene Haltung hatte der Reformation zur wesentlichen Förderung gedient.

Die wichtigste Folge des Bauernkriegs war die, daß dadurch die reformatorische Bewegung vieles von ihrem volkstümlichen Charakter verlor und durch Einmischung weltlicher Absichten einen politischen Zwiespalt heraufführte, welcher später mehr und mehr hervortrat.

Kap. 32. Weiterer Fortgang der Reformation.

191. Gegen die gemeinsame Gefahr des Bauernaufstandes standen die Gefährdeten, katholische wie evangelischgesinnte Stände, zwar zusammen, nach Beseitigung der Gefahr aber trat, wegen der dabei untergelaufenen religiösen Verfolgungen, der Gegensatz der Parteien nur desto stärker hervor, ein Gegensatz, der unter den Reichsständen schon vor dem Ausbruche des Bauernkriegs durch folgenden Umstand offen herausgetreten war.

Es hatte nämlich das deutsche Reichsregiment selbst auf ein allgemeines Concilium in Speyer angetragen; dem Papst aber war es in Verbindung mit den katholischen Ständen gelungen, den Kaiser zu einem entschiedenen Verbot der anberaumten Versammlung zu vermögen. Den „evangelischen Ständen“ blieb also nichts übrig, als fortzufahren, sich an die ihnen günstigen Reichsabschiede von 1523 und 1524 zu halten. So entstand eine Spaltung der Stände, die nun bleibend wurde.

Auf den Papst Leo X. war nämlich unterdessen der Papst Hadrian VI. gefolgt. Karl's V. Lehrer, der ein ernstgesinnter, frommer und gelehrter Mann, aber als Deutscher von Geburt, und weil er selbst die Entartung des damaligen römischen Hofes als die Ursache des traurigen Zustandes der Christenheit bezeichnete, den Römern verhaßt war. Sein strenges Breve, das die Unterdrückung der lutherischen Lehre bezweckte, veranlaßte die weltlichen Reichsstände, 100 Beschwerden (gravamina) gegen die päpstliche Curie und Verwaltung mit dem Bemerken einzureichen, daß ohne billige Abstellung derselben weder Friede noch Einigkeit zwischen den Ständen, noch eine Unterdrückung aufrührerischer Ausbrüche möglich sei. Dabei forderten sie ein freies christliches Concilium deutscher Nation. Da alle ihre Forderungen zurückgewiesen wurden, und einerseits der Kurfürst von Sachsen sich nicht schrecken ließ, anderseits auch die katholischen Stände die Unmöglichkeit der Ausführung des Wormser Edictes erkannten, so richtete Hadrian nichts aus, und auch sein klügerer Nachfolger Clemens VII. brachte es nur dahin, daß die Stände im nächsten Reichstagsabschiede (1524) versprachen, dem Edict „so viel ihnen möglich“ nachzukommen, aus welchem Ausdruck der Kaiser selbst erkannte, daß es auch ferner unvollzogen bleiben werde.

Ungeachtet der Bauernaufrehr den Eifer des Adelslandes und darauf die Unterdrückung jenes Aufrehrs den Eifer des Bauernlandes für die Reformation ziemlich geschwächt hatte, so machte diese doch immer weitere Fortschritte, nicht bloß durch Geistliche und Schriftsteller, sondern auch durch Staatsmänner, wie Hartmuth von Cronenberg, Wilibald Pirtheimer u., durch reformierende Magistrate, wie in Nürnberg, in Magdeburg u., selbst durch die Verfolgungen gegen die Evangelischgesinnten, deren einige bereits als Märtyrer ihres Glaubens, wie die beiden Augustiner Heinrich und Johann von Brüssel zu Antwerpen, verbrannt wurden. (Von anderen evangelischen Blutzegen s. unten 194.)

Auch von Seiten einiger Fürsten erfreute sich die Reformation einer offeneren Theilnahme. Insbesondere entschied sich jetzt Friedrichs des Weissen Bruder und Nachfolger, der Kurfürst Johann der Beständige, öffentlich, durch die Umänderung des Gottesdienstes in seiner Schlosskirche, für die Reformation, die nun an diesem Fürsten voll tief religiösen Ernstes den eifrigsten Beförderer fand. Nicht minder trat Landgraf Philipp von Hessen fühner auf, obgleich er selbst noch keine tiefe Erkenntniß hatte, und Markgraf Albrecht von Brandenburg that seinen schon länger vorbereiteten Schritt, indem er als Hochmeister des deutschen Ordens auf seine geistliche Stellung verzichtete, und bei seinem Übertritt zur lutherischen Lehre mit Einwilligung der Ordensstände das Ordensland Preußen unter dem Titel eines erblichen Herzogthums, jedoch als polnisches Lehen, in weltlichen Besitz nahm.

1525

Hätte er Polens Lehnshoheit nicht anerkannt, so wäre das Land bei seiner damaligen Hilflosigkeit gezwungen worden, polnische Provinz zu werden; so aber konnte es nach und nach völlig deutsch und in späterer Zeit eine Hauptstütze für Entwicklung deutscher Kultur und Rationalität werden. Herzog Albrecht hatte in Nürnberg durch Slander den ersten Aufschluß über die evangelische Lehre, und durch seine persönliche Unterredung mit Luther den ersten Gedanken zur Umwandlung seines geistlichen Herzogthums in ein weltliches empfangen. Durch den von Luther ihm zugesandten Theologen wurde Johann der Bischof von Sameland für die Reformation gewonnen, so daß dieser der erste evangelische Bischof war, der dann mit dem Bischof von Ermeland der preussischen Geistlichkeit das Beispiel zur Nachfolge gab. — (Über die frühere Geschichte Preußens siehe 149 und 175.)

Das Bestreben, sich der geistlichen Gewalt zu entziehen, fieng überhaupt an, sich auch bei den Großen zu regen, und nicht bloß evangelisch-gesinnten, sondern auch katholischen Fürsten kam der Gedanke, der Geistlichkeit die Verwaltung des Weltlichen abzunehmen. Erzhzog Ferdinand war der erste, der ein Bisthum (Brixen, welches dessen Bischof gegen die aufrehrerischen Bauern nicht hatte behaupten können) durch einen seiner weltlichen Räte „bis auf ein künftiges Concilium oder bis auf eine Reformation des Reichs“ verwalten ließ. Ja schon gegen Ende des Jahres 1525 brachte ein Entwurf für ein künftiges Reichsregiment, der selbst in der Reichsversammlung zur Sprache kam, die Säkularisation der geistlichen Güter in Vorschlag. Doch die geistliche Fürstengewalt war noch zu stark und die Geistlichkeit überhaupt entschlossen, beim Kaiser auf Wiederherstellung ihrer frühern Gewalt zu dringen.

192. Um alles, was die Anhänger der lutherischen Lehre errungen hatten, zu sichern, brachte Landgraf Philipp von Hessen ein Schutz- und Trutzbündniß der reformierenden Fürsten in Vorschlag; aber Luther und Melan- ch-

thon waren dagegen, weil sie von der Einmischung des weltlichen Arms Gefahr für das Evangelium befürchteten. Als jedoch die katholischen Fürsten, erschreckt durch die Fortschritte der Reformation in Deutschland, sich über gewaltsame Gegenwirkungen beriethen, gieng der Kurfürst von Sachsen auf Philipp's Vorschlag ein, und so kam im Jahre 1526 das Torgauer Bündniß zu Stande, in Folge dessen die „evangelischen Stände“ auf dem Reichstage des nämlichen Jahres so entschieden auftraten, daß ihnen der Speyrer Reichsabchied ein freies Concilium zur gemeinschaftlichen Schlichtung der kirchlichen Angelegenheiten in Aussicht stellte, und in Betreff des Wormser Edictes es jedem Reichsstande anheimstellte, „so zu leben, zu regieren und es zu halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue.“

Dem Torgauer Bündniß traten nach und nach bei: die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der Herzog von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg; auch der Markgraf von Brandenburg verpflichtete sich, dem Kurfürst von Sachsen im Fall eines Angriffs beizustehen.

Durch diese weite Fassung des Reichsabchieds, welche die Evangelischen vorzüglich dem Kurfürsten Johann zu danken hatten, war der Ausbildung der deutschen Landeskirchen Raum gegeben, zumal des Kaisers auswärtige Politik Sicherheit vor seinem Einschreiten gewährte. In allen Reichstheilen, wo die Reformation durchdrang, nahm man die unterdessen in Sachsen bestätigte Kirchenreform zum Muster: das Klosterwesen und der Eölibat wurde aufgehoben, der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, die Bibel in der Volkssprache verbreitet, den Laien der Antheil am Reich zurückgegeben, und der christliche Unterricht der Jugend und des Volkes auf das sorgfältigste betrieben.

Zur Unterstützung des Religions-Unterrichts in Kirche und Schule verfaßte Luther, weil er auf einer Kirchen- und Schulvisitationsreise (1527—1528) die große Unwissenheit des Volkes sowohl als der Geistlichen kennen lernte, seinen großen und kleinen Katechismus, welche beide 1529 gedruckt wurden und symbolisches Ansehen erhielten. Eben jener kleine Katechismus hatte nächst der Bibelübersetzung die allergrößte Einwirkung auf die Befestigung der evangelischen Kirche, da er in faßlicher Form den Kern der evangelischen Wahrheit enthält. Den kindlichen Ton darin konnte nur ein so guter Hausvater treffen, wie Luther, der seit dem 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora verheiratet war. Sie war früher Nonne im aufgelösten Cistercienserkloster Nimptschen. Zwar gab Luther durch diesen Schritt bei seinen Gegnern und selbst bei vielen seiner Freunde großen Anstoß; aber er that ihn in seiner kurzentschlossenen Weise, um seine Lehre von der Schriftwürdigkeit des Eölibats oder der gezwungenen Ehelosigkeit der Geistlichen durch sein eigenes Beispiel zu befestigen. (Er führte bis an sein Ende eine glückliche Ehe und sein ganzer Hausstand war gesegnet. Seine Kinder liebte er mit großer Zärtlichkeit, wie unter vielem Andern der Brief an sein „Hänschen“ und sein Verhalten beim Tode seines „Magdalenschen“ bezeugt.)

Von tiefer und ergreifender Wirkung auf die Erwedung und Verbreitung des evangelischen Glaubens war um diese Zeit die Entstehung des Kirchenlieds, welches im edelsten Volkstone theils den Psalmen, theils allen lateinischen Gesängen nachgebildet oder auch aus dem neuerwachten Geiste ursprünglich hervorgegangen, bald in Häusern und Kirchen Eingang fand und sich gemeinschaftlich gesungen, zu einer Geismacht erhob, durch die unzählige Herzen und ganze Städte wie mit Sturm für die Reformation gewonnen wurden. Daher fand auch der geistliche Gesang an Luther selbst den wärmsten Beförderer, als welchem wir ihm die bekannten erhebenden Lieder und Melodien danken, denen sich bald andere, darunter auch den Hüften entnommene, angeschlossen. Der erste deutsche Gesangbuch, das nur 8 Lieder enthielt, erschien 1524 im Druck.

Die Errichtung und Erhaltung von Schulen schärfte Luther in einer eigenen Schrift allen Stadtoberkeiten aufs nachdrücklichste ein, und drang neben dem Volksunterricht auch auf ein gründliches wissenschaftliches Sprachstudium, dessen sich vorzüglich Melancthon, der „Praeceptor Germaniae“, annahm.

Bei Eingiehung der Kloster- und Kirchengüter drang Luther überall auf ihre Verwendung zu frommen Zwecken, namentlich zur Erhaltung der Pfarren und Errichtung von Schulen, und forderte seinen Kurfürsten auf, das neue Kirchenwesen unter seine Obhut zu nehmen. Durch diese Übertragung der bischöflichen Rechte an den Landesherrn benahmen die Reformatoren selbst, ohne es zu wollen, der Kirche ihre vorige Freiheit und Selbständigkeit; sie finden aber in der damaligen Lage der Umstände ihre Entschuldigung. Der Kurfürst von Sachsen übernahm diese Rechte nur ungern und ließ sie durch eine eigene (gemischte) Commission ausüben, woraus sich dann allmählich die lutherische Consistorialverfassung entwickelte. In Hessen geschah die Kirchenreform nach Melancthon's Gutachten mit möglichster Schonung; denn dieser rieth, alle diejenigen Einrichtungen, die nicht offenbar der heiligen Schrift entgegen seien, fortbestehen zu lassen. Eine öffentliche, vor den versammelten Ständen gehaltene Disputation, in welcher der Professor Franz Lambert, ein ehemaliger Franziskaner, einen päpstlichen Gegner besiegte, bewirkte die allgemeine Zustimmung zur Durchführung der Reformation im ganzen Lande. Aus den eingezogenen Klöstergütern stiftete Landgraf Philipp die Universität Marburg, welches die erste war, auf der kein päpstliches Recht mehr gelehrt wurde. Auch übertrug er die eigentliche Kirchenverwaltung einer jährlich sich in Marburg versammelnden Synode. In Preußen hielt sich die neue evangelische Agende so nahe wie möglich an das Herkömmliche. Luther's Schüler verbreiteten die Reformation schon nach Kiefland, Dänemark und Schweden.

Doch waren rücksichtlich der Ausstattung der Kirchen und Schulen mit den Gefäßen der eingezogenen geistlichen Stiftungen nicht alle reformierenden Landesherren und Obrigkeiten so gewissenhaft wie Kurfürst Johann. Wenn auch an der Ausbreitung der Reformation die innerste redliche Überzeugung den Hauptantheil hat, so waren doch auch die weltlichen Vortheile, welche die Landesherren durch die Säkularisationen oder Eingiehungen geistlicher Güter und durch die Vereinigung der bischöflichen Rechte mit ihrer Landeshoheit fanden, kein geringer Grund, warum die Reformation bei manchem Mächtigen Schutz fand.

193. Wie die Reformation schon im J. 1518 in Schlesien Eingang und durch den Herzog Friedrich II. von Liegnitz Förderung gefunden hatte, so hatte sich auch in der Schweiz in dem gleichen Jahre schon in Basel und in Bern eine durch Luther's Schriften angeregte reformatorische Bewegung gezeigt, und selbst in die gebirgigen Theile der Schweiz war dieser Geist durch Studierende, die aus Wittenberg zurückkehrten, hie und da eingedrungen. Doch hatte ein anfangs von Luther sowohl, als von Basel und Bern unabhängiger reformatorischer Geist in der Stadt Zürich durch den daselbst seit 1519 wirkenden Leutpriester Huldreich Zwingli Boden gefaßt, der eine für sich bestehende, sich eigenthümlich entwickelnde Reformation zu Stande brachte, indem er im Jahre 1522 den Magistrat vermochte, den alten Gottesdienst abzuschaffen und eine neue Kirchenordnung einzuführen.

Huldreich Zwingli, geb. am 1. Jan. 1484, Sohn des Ammanns zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg, Cantons St. Gallen, erhielt seine humanistische Vorbildung bis zu seinem 15. Jahre in Bern, widmete sich dann zu Wien den philosophischen Studien und erhielt nachher eine Lehrerstelle in Basel, wo er daneben von dem damals durch seine freiere theologische Richtung berühmten Thomas Wittenbach tiefer in das Studium der Classiker eingeführt wurde. Hiezu kam nachher das Forschen in der heil. Schrift, deren Urtext ihn die Mißbräuche der herrschenden Kirche noch schärfer erkennen ließ. In seinem 22. Jahre wurde er als Prediger nach Clarus be-

rufen, wobei er das Studium der h. Schrift fortsetzte. Bereits 1516 erklärte er dem Cardir. albischof Schinner von Sitten unverhohlen, daß das Papstthum in der Schrift keinen Grund habe. Dabei beschäftigten ihn auch die politischen Verhältnisse, weil die Kriege der Franzosen in Italien damals die Schweiz in große Bewegung setzten und die kriegslustige Jugend dahin zogen, so daß Zwingli selbst seine kriegerische Gemeinde in's Feld (vor Marignano) hatte begleiten müssen. Die Überhandnahme des Reiselaufens, die Annahme von Sold und Jahrgeldern von auswärtigen Mächten und die daraus für die Schweiz entstehenden Nachtheile bestimmten ihn, seine Stimme gegen dieses Unwesen zu erheben und nachher selbst auf die päpstliche Pension zu verzichten, die er eine Zeit lang bezogen hatte. Deshalb verfolgte ihn die französische Partei in Glarus, so daß er eine ihm angebotene Leutpriesterstelle in Maria-Einsiedeln annahm. Hier wurde er durch den Anblick der vielen Tausende, die zu dem Marienbild in Einsiedeln wallfahrten, bewogen, das Volk daselbst zu belehren, daß Gott überall dem suchenden Herzen nahe sei, und daß es nur Einen Erlöser von Sünde und Tod gebe. Als hierauf im Jahre 1518 der päpstliche Ablasskrammer Samson, ein Minorite aus Mailand, nach Schwyz kam und es wie Tegel machte, predigte Zwingli gegen ihn, so daß derselbe Schwyz verlassen mußte, worauf Zwingli gegen den Ablass und andere Mißbräuche schrieb. Zwingli nahm hierauf einen Ruf als Leutpriester am Münster in Zürich an, wo er, vom 1. Jan. 1519 an, gegen die kirchlichen und politischen Mißbräuche mit offener Entschiedenheit auftrat. Seine Predigten, in welchen er ganze Bücher der h. Schrift im Zusammenhang erklärte, waren von so eindringlicher Wirksamkeit, daß der Züricher Rath schon 1520 reformvorbereitende Verordnungen erließ. Auch nahm Zwingli nähere Kenntniß von Luther's Sache und vertheidigte ihn gegen die päpstliche Bulle. Er zollte Luther volle Anerkennung und nannte ihn „einen so trefflichen Streiter Gottes, als keiner in tausend Jahren je gewesen ist.“ Dennoch blieb Zwingli in seinen Ansichten mehr für sich stehen, da der ganze Kreis, in welchem er sich bewegte, nicht bloß ein engerer, sondern auch ein anderer war.

Der Unterschied zwischen ihm und Luther war ein wesentlicher. Während Luther durch Reinigung des Glaubens auf die Umgestaltung des sittlichen Lebens zu wirken strebte und in seiner monarchischen Gesinnung nur so viel am Bestehenden änderte, als sich mit dem klaren Worte Gottes nicht vereinbaren ließ, indem er die Kirche nur reinigen und von unbegründeten Zusätzen und Verunstaltungen befreien wollte; wollte Zwingli gleich von vorn herein und unmittelbar die Sitten bessern und gieng in seiner republikanischen Gesinnung darauf aus, die Kirche auf die ersten Zustände der christlichen Gemeinde, zugleich aber auch die Eidgenossenschaft auf ihre ursprünglichen politischen Grundsätze zurückzuführen.

Da die neuen Grundsätze Zwingli's schon in vielen eidgenössischen Orten, namentlich in Bern durch Haller, in Basel durch Otolompadius u. Eingang fanden, so trat Luzern entgegen und suchte durch den Bischof von Constanz (vom Geschlechte derer von Sandenberg) die Reformation zu unterdrücken, vertrieb den Dr. Rhconius, der in Luzern zu lehren begonnen hatte, und gewann die Tagsatzung für Verwerfung der Anträge von 11 schweizerischen Reformatoren. Nur Zürich blieb standhaft. So lange Zwingli's Lehren daselbst die äußere Kirchenordnung noch nicht berührt hatten, hatte ihn, während Luther schon längst in Bann und Acht war, sein Bischof gewähren lassen, damit die Werbung der schweizerischen Mannschaft, deren der päpstliche Hof bedurfte, nicht gestört werde. Als man aber im März 1522 zu Zürich die Fackeln brach, da forderte der Bischof endlich den Züricher Rath zur Aufrechthaltung der kirchlichen Gebräuche auf.

Als hierauf Zwingli in zwei öffentlichen Disputationen den (192) genannten Franciscaner Lambert belehrte und den bischöflichen Vicar Faber überwand, so erklärte der Züricher Rath, es solle nur „das reine Wort Gottes“ in der Stadt gepredigt werden und kirchlich nur das gelten, was sich nach demselben beweisen lasse. Im Einverständnisse mit dem Rathe, in dessen politischer Gewalt Zwingli zugleich das Recht der Kirchengemeinde dargestellt sah, wurde das Klosterwesen abgeschafft, der Zehnten für Behrweide verworfen, die Messe aufgehoben und die neue Kirchenverfassung auf die Idee der Gemeinde gegründet, als deren Diener er auch den Geistlichen betrachtete, eine Annahme, durch die sich sein Kirchenbau wesentlich von dem Luther's unterschied, welcher den Prediger und Seelsorger als „Diener Gottes an die Gemeinde“ und das Amt desselben als eine göttliche Einsetzung betrachtete, insofern

Gott das Evangelium, welches der Geistliche zu verkündigen, und die Sacramente, die er zu spenden hat, als Mittel gab, durch welche Gott den h. Geist mittheilt.

Die von Zwingli ausgearbeitete Instruction für die Geistlichen wurde von den Reformirten in der deutschen Schweiz angenommen.

Da diese Bewegungen gegen die römische Kirche in der Schweiz immer weiter um sich griffen, so brachten es die Katholiken, um die alte Kirche zu erhalten, auf Betrieb Faber's und Ed's zu einem Religionsgespräch in Baden 1526, in welchem Haller und Kolampadius den Gegnern den Sieg nicht einräumten, so daß dem Beispiele Zürich's zunächst die Städte Basel, St. Gallen, Bern und Mühlhausen folgten, von wo aus sich Zwingli's Reform auch in Oberdeutschland, und zwar in Strassburg (durch Bucer und Capito), in Lindau, Memmingen, Ulm, Augsburg, Konstanz, Reutlingen verbreitete. Dagegen hielt im Innern der Schweiz — in Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, in Zug und Freiburg — das Bergvolk und der Adel am alten Glauben fest, und beide traten zur Erhaltung der römischen Kirche zusammen.

Weil Zwingli im Verwerfen des bestehenden Cultus (sogar der Orgel und des Gesangs) Luther zu weit gieng, besonders aber in der Lehre von der Taufe und dem Abendmahl eine von der heil. Schrift abweichende Ansicht aufstellte, so sah Luther ihn gleichfalls für einen Sectierer an, und es war schon seit 1523 zwischen beiden Reformatoren ein heftiger Schriftensireit entstanden, der allmählich die Anhänger der Reformation in zwei sich bekämpfende Parteien schied.

194. In Deutschland hatten unterdessen die katholischen Fürsten und Bischöfe Versuche gemacht, sich für die Aufrechthaltung des alten Gottesdienstes zu einigen; aber sie waren selbst noch unter einander getheilt. So schloßen die Fürsten von Oesterreich und Bayern und zwölf Bischöfe eine Separat-Convention zu Regensburg zur gegenseitigen Hilfe gegen etwaige Empörungen; aber die drei geistlichen Kurfürsten nebst dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und dem Herzog Georg von Sachsen hielten sich davon fern. Als sodann Maßregeln zur gewaltsamen Unterdrückung der neuen Lehre getroffen wurden, so trugen diese Verfolgungen durch den standhaften Zeugnemuth der Getödteten oder Eingekerkerten nur zur Stärkung und Ausbreitung der Reformation bei.

Die ersten lutherischen Blutzegen waren zwei junge Augustinermönche, G. Voß und J. Esch, welche in Antwerpen 1523 auf dem Scheiterhaufen starben. In Wien wurde unter andern Kaspar Tauer 1524 enthauptet und verbrannt; in Württemberg wurden einige Prediger an Bäumen aufgehängt. In München wurde 1527 G. Carpentarius, ein Geistlicher, in Passau Leonh. Kayser, in Halle G. Winkler verbrannt. In Melbors (im Südbithmar'schen) wurde der sanfte und edle Heinrich von Zütphen auf das schrecklichste zu Tode gemartert, so daß in ganz Deutschland die größte Theilnahme sich kund gab und Luther ihn selig pries. In Wien starben 1529 Adolf Klarenbach und Peter Flyskeden den Zegentod in den Flammen. Als die Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg sich in der Stille das h. Abendmahl in lutherischer Weise reichen ließ, drohte ihr Gemahl, Kurfürst Joachim, sie einmauern zu lassen; sie rettete sich aber, als Bäuerin verkleidet, durch die Flucht zu ihrem Vater, dem Kurfürsten von Sachsen.

Nach und nach geschah es jedoch, daß sich die katholischen Bischöfe zu einem engeren Zusammenhalten vereinigten und die katholischen Fürsten sich näher verständigten; insbesondere verbanden sich letztere 1526 bei der Krönung Ferdinand's zum Könige von Böhmen zu einem gemeinsamen Angriff

auf die lutherische Partei, so daß die Reichsgewalt ungetheilt in den Händen der katholischen Mehrheit war. Als daher die Gefahr durch die Türken (welche 1521 Belgrad erobert, 1526 die Ungarn bei Mohacz besiegt hatten und 1529 im Begriff waren, in Deutschland einzudringen) den Reichstag zu Speyer nöthig machte, so brachte es die katholische Mehrheit unter dem Vorstize Ferdinand's dahin, daß der den Evangelischen günstige Artikel des Reichsabschieds von 1526 aufgehoben, das Wormser Aichsedit gegen Luther für die katholischen Länder auf's neue bestätigt und jede weitere Neuerung in evangelischen Ländern untersagt, die Zwinglischgesinnten nebst den Wiedertäufern aber völlig verworfen wurden.

Zwar wollten die evangelischen Stände in Gewissenssachen die Mehrheit nicht gelten lassen, aber vergebens. Da traten die evangelischen Stände (lutherische und reformierte) in ein Nebenzimmer ab, verfaßten auf der Stelle eine Protestation oder Verwahrung und verlasen sie vor den noch versammelten Ständen, obgleich des Kaisers Stellvertreter Ferdinand, ohne auf ihre Rückkunft zu warten, sich mit den kaiserlichen Commissarien schon entfernt hatte. Wegen dieses Einspruchs gaben ihnen die Gegner den Namen **Protestanten**. Als ihnen die Protestation von Ferdinand zurückschickt wurde, stellten sie vor Notar und Zeugen eine Appellation an den Kaiser, an das verheißene freie allgemeine Concilium und an die gesamte deutsche Nation aus. Der Eindruck dieses Schrittes war gewaltig, weil jeden eine Ahnung überkam, wohin diese Entzweiung der Stände führen werde.

Die protestierenden Stände bestanden damals aus 7 Landesherren: Sachsen, Hessen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld, und aus 15 Reichsstädten: Magdeburg, Straßburg, Nürnberg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Repton, Heilbronn, Nördlingen, Isny (im Württembergischen), Weissenburg, St. Gallen. (Köln und Frankfurt hatten auch mit unterschrieben, zogen aber nachher ihre Erklärung wieder zurück.)

Noch in Speyer wollten Hessen, Sachsen und Nürnberg mit Ulm und Straßburg, auf den Fall, daß sie um des Evangeliums willen angegriffen würden, ein Bündniß zur Vertheidigung schließen. Weil aber Luther und Melanchthon die Anwendung von Waffengewalt stets mißbilligten und auch eine nähere Verbindung mit den Zwinglischgesinnten mißriethen, da Luther der Meinung war, daß, wo es an Glaubensübereinstimmung fehle, auch eine volle Treue in der Noth nicht erwartet werden könne: so faßte Landgraf Philipp den Entschluß, vor allem die Häupter der streitenden Theologen und durch diese die beiden Parteien, behufs gemeinsamer politischer Unternehmungen gegen die Katholiken, zu vereinigen. Daher brachte er noch in demselben Jahre zwischen Luther und Zwingli

1529 das Gespräch zu Marburg zu Stande, das aber nicht zum vollen Ziele führte.

Mit Luther waren Melanchthon, Jonas, Myconius, Brenz, Oslander, Agricola, Schnepp und andere; mit Zwingli waren unter andern Colampadius, Bucer und Hedio erschienen. Im Verlauf der Verhandlungen erklärte sich Zwingli in vielen Punkten, worin er sonst weiter als Luther gegangen war, mit diesem einverstanden; nur in der Abendmahlslehre gieng er von seinem Erklärungsversuche nicht ab, und da Luther selbst in sich über das Wesen des h. Abendmahls den ernstesten inneren Kampf gehabt und gerade in dem Mysticism der Eucharistie den Mittelpunkt des Glaubens und des Cultus gefunden hatte, so konnte eine Einigung nicht zu Stande kommen.

Vielmehr trat die Verschiedenheit nur deutlicher hervor und verstärkte die Spaltung der Lutheraner und Reformierten, eine Spaltung, die von den traurigsten Folgen war und von niemand mehr beklagt wurde, als von Luther selbst, der, um eine volle Uebereinstimmung in der Erkenntniß der beiden Sacramente zu erzielen, „sein Leben lieber dreimal daran gesetzt hätte.“ Ähnlichen Schmerz empfand anderseits der redliche Zwingli, wie seine Thränen bei jenem Gespräche bezeugten. Doch schieden beide, der deutsche und helvetische Reformator, unter Zusicherung gegenseitiger Duldung und Liebe.

195. Da inzwischen der Kaiser in Italien weder die Protestation noch die Appellation der Evangelischen angenommen hatte und die Abgesandten derselben sogar hatte festsetzen lassen, so entstand unter den lutherischen Ständen die Frage über das Recht des Widerstandes gegen das Reichsoberhaupt. Obgleich die sächsischen Juristen die Rechtmäßigkeit des Widerstandes behaupteten, so erklärte sich doch Luther, der stets die Vermischung der Politik mit der Religion als unchristlich verwarf, fest dagegen mit der Aeußerung, wenn auch der Kaiser wider seinen Eid handle, so sei er doch die von Gott verordnete Obrigkeit, der man (ausgenommen in reinen Glaubenssachen) zu gehorchen habe. Die lutherischen Fürsten und Städte sahen dies ein, und wie sie um des Gewissens willen nicht glaubten, sich mit den Zwinglißgesinnnten verbinden zu dürfen, so traten sie nun auch aus reiner „großartiger Gewissenhaftigkeit“ von einer Vereinigung zu gewaltsamem Widerstande gegen den Kaiser ab.

Wie gut Luther Weltliches und Geistliches zu scheiden mußte, hatte er auch kurz vor dem Speyrer Reichstag gezeigt in seinem Aufruf an die Fürsten seiner Partei, sich gegen die dem gemeinsamen deutschen Vaterlande drohende Türkengefahr zu vereinigen und Gott zu Ehren mit dem Kaiser in den Krieg zu ziehen. Das Gleiche that er nachher in seiner „Heerpredigt wider die Türken“ und bewirkte, daß die Protestanten mit den Katholiken, unter Pfalzgraf Friedrich, dem Reichsfeldherrn, aufbrachen, um das bedrängte Wien zu retten.

Es waren nämlich nach dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen, gemäß dem in 174 a. E. erwähnten Vertrag zwischen Vladislaw und Maximilian I., diese beiden Königreiche an das Haus Oesterreich gefallen und zwar an den König Ferdinand, welcher 1526 in Stuhlweißenburg gekrönt wurde. Weil manche deutsche Reichsfürsten diese Machtvergrößerung Oesterreichs ungern sahen, so waren sie auch wenig geneigt, ihn in der Behauptung der ungarischen Krone zu unterstützen. Auch ein Theil der ungarischen Großen versagte ihm die Anerkennung und wählte Joh. von Zapolya, Woywoden von Siebenbürgen, zum König. Zwar wurde derselbe von Ferdinand bei Tokaj geschlagen; aber nun unterwarf sich Zapolya dem Sultan und erleichterte dadurch den Türken den Einbruch in Ungarn. Sie eroberten Ofen, hieben wider ihr gegebenes Wort die ganze Besatzung nieder und zogen den deutschen Grenzen zu.

Der Sultan selbst, Soliman II., hatte bereits mit 250,000 Mann Wien eingeschlossen, das nur von 17,000 Mann deutscher Truppen vertheidigt war. Die Donau war ganz mit türkischen Segeln bedeckt. So klein die Besatzung der Stadt war, so trefflich war sie von dem alten Grafen Nicolaus von Salm und dem kriegskundigen Giteled von Reischach geleitet, so daß die Türken bei jedem Sturm durch das gut bestellte Geschütz und durch die Tapferkeit der Vertheidiger mörderische Verluste erlitten. Diese tapfere Ausdauer der kleinen Besatzung und die Nachricht von dem herbeieilenden Entsatz der Deutschen, auf deren fortbauernde Uneinigkeit der Türke gerechnet hatte, nöthigte

den Sultan, an den Abzug zu denken. Er versuchte zwar noch einen Hauptsturm; allein seine Leute mußten mit Gewalt dazu getrieben werden und lagen scharenweise dem wohlunterhaltenen Feuer. So war Wien gerettet; aber Ungarn blieb noch größtentheils in der Gewalt der Türken, da es König Ferdinand an Mitteln fehlte, seine Anhänger in Ungarn zu unterstützen.

Kap. 33. Befestigung der habsburgischen Macht in Italien und der Reformation in Deutschland.

196. In die Zeit, in welcher alle diese religiösen Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz vorgingen, nämlich in die neun Jahre 1521–29 fielen die Kriege Karl's V. gegen Franz I. von Frankreich. Schon unter König Maximilian hatten die französischen Könige, Karl VII. und Ludwig XII., Neapel zu erobern versucht, es aber jedesmal wieder aufgeben müssen (174). Als sodann der kriegslustige und ehrgeizige König Franz I., welcher 1515 zur Regierung kam, bei seiner Bewerbung um die durch Maximilian's Tod erledigte deutsche Krone dem spanischen Habsburger Karl nachstehen mußte, forderte er die Rückgabe des von König Ferdinand dem Katholischen eroberten Königreichs Navarra und verfolgte die französischen Ansprüche auf Mailand, das er durch seinen glänzenden Sieg über die Schweizer bei Marignano 1515 einnahm. Daher setzte Kaiser Karl V. seinem französischen Gegner die habsburgischen Seits nie aufgegebenen Ansprüche an das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) entgegen, das Ludwig XI. an sich gerissen hatte (163), und daraus entstanden zwischen diesen beiden mächtigsten Monarchen Europa's vier Kriege. Die drei ersten hatten zugleich den Zweck, den vollen kaiserlichen Einfluß in Oberitalien wieder herzustellen.

Im ersten italienischen Kriege (1521–1526) ließ Franz seine Heere gleichzeitig in Spanien und Italien einrücken. Allein in der Lombardie wurden die Franzosen unter Lautrec bei Bicocca (in der Nähe von Mailand) von dem kaiserlichen Feldherrn Marchese de Pescara, besonders durch die Tapferkeit der deutschen Landsknechte und ihres berühmten Führers Georg von Frundsberg, zurückgeschlagen und nach der Einnahme von Mailand und Genua aus Italien vertrieben. Mailand wurde vom Kaiser als Lehen an Francesco Sforza zurückgegeben. So war der Kaiser wieder Herr der alten Reichskammerländer und hatte die Genugthuung, ohne Hilfe der Schweizer, nur mit deutscher Kraft, die Eroberung vollbracht und sich die Aussicht auf Verwirklichung noch tiefer liegender Pläne geöffnet zu haben.

Als hierauf König Franz sich auf's neue rüstete und wieder in's Mailändische eindrang, trat sein von ihm zurückgesetzter und beleidigter Verwandter, der Connetable Karl von Bourbon, zum Kaiser über. Die Franzosen mußten wieder aus dem Mailändischen weichen und abermals Italien verlassen. Bei diesem Rückzug fiel der tapfere Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel“, in einem Gefechte an der Sesia; ganz Frankreich war um diesen Helden in Trauer.

Der Herzog von Bourbon, der wegen seines großen Güterbesitzes und wegen seiner Tapferkeit und Freigebigkeit in allgemeinem Ansehen stand, hatte sich, ehe König Franz einen Thronerben besam, auf den französischen Thron Hoffnung gemacht. Als daher Franz seine Dynastie durch einen thronfähigen Nachkommen gesichert sah, schloß er den Herzog, aus Besorgniß vor dessen Ehrgeiz, von allen Staatsgeschäften aus und entzog ihm sogar die Connetablewürde. Dadurch machte er ihn zum Haupt der Opposition, und als vollends des Königs Mutter nach dem Tode der Mutter Bourbon's sich das Hauptbesitzthum anmaßte und der König es für die Krone einziehen wollte, bot Bourbon seine Dienste dem Kaiser an.

Pierre de Terrail de Bayard gehörte durch seine ritterliche Tapferkeit, Tugend und Ehrenhaftigkeit zu Frankreichs größten Helden. Franz I. hatte sich von ihm (vor der Schlacht bei Marignano) zum Ritter schlagen lassen. Als echter Ritter hatte Bayard einen besonderen Haß gegen die Geschüßkunst. Er fiel von einer Halenbüchsentugel getroffen im Thale von Nosa 1524.

Hierauf unternahm Pescara mit den Kaiserlichen auf Bourbon's Rath einen Einfall in Südfrankreich, belagerte Marseille, konnte es aber nicht erobern, da die Franzosen die ganze Umgegend verwüßtet hatten. Daher machte Franz einen nochmaligen Versuch zur Wiedereroberung Mailands. Er brach in Person über den Mont Genis in Italien ein, gieng über den Tessin und nahm fast ohne Widerstand Mailand ein, das wegen der darin herrschenden Pest nicht recht verttheidigt werden konnte. Pescara hatte ihn nicht aufhalten können, weil derselbe auf seinem Rückzug aus Südfrankreich noch in den Gebirgen zurückgehalten worden war. Während Franz sich mit der Belagerung von Pavia aufhielt, welches von einer tapferen Besatzung deutscher Landsknechte verttheidigt wurde, brachte Bourbon und Georg von Frundsberg in Deutschland, jener aus eigenen Mitteln achtzehn, dieser mit dem von Lannoy (dem kaiserlichen Vicelkönig von Neapel) empfangenen Gelde elf Fähnlein deutscher Landsknechte auf, und ehe sich es König Franz versah, brachen Pescara, Frundsberg und Bourbon mit diesen Truppen aus den Alpen hervor, griffen ihn in seinem wohlverschänzten Lager an und nöthigten ihn am 24. Februar 1525 zu der Schlacht bei Pavia, in welcher vorzugsweise deutsche Kraft einen vollständigen Sieg davon trug. Franz selbst mußte sich, ungeachtet seiner großen persönlichen Tapferkeit, den Siegern ergeben.

Er wollte seine fliehenden Leute wieder zum Stehen bringen, wurde aber selbst von den nacheilenden Deutschen erreicht und verwundet, und als er, stets um sich hauend, als könnte er die Schlacht noch gewinnen, sich retten wollte, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, so daß er zu Boden stürzte. Zwei Spanier wollten ihn tödten, aber ein unter Bourbon dienender Franzose erkannte ihn und wandte die Gefahr ab. Doch wollte er sich nur dem Vicelkönig Lannoy ergeben, welcher, herbeigerufen, knieend dem Könige den Degen abnahm und ihm dafür den seinigen gab.

Während über die Bedingungen seiner Freiheit unterhandelt wurde, hielt man ihn in der oberitalienischen Festung Pizzighetione in Haft, von wo aus er nach Spanien, und zwar auf seinen eigenen Wunsch nach Madrid in Gewahrsam gebracht wurde, aus welchem Kaiser Karl ihn erst nach einem Jahre in Folge des Madrider Vertrags vom 14. Febr. 1526 unter der eidlichen Bedingung entließ, daß Franz Burgund wieder herausgeben und allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua, sowie auf Flandern und Artois entsagen wolle. Vor der feierlichen Eidesleistung hatte aber Franz vor seinen Råthen eine geheime Protestationsurkunde ausgestellt, worin er erklärte, diesen Vertrag, als einen erzwungenen, nicht halten zu wollen.

So, vermeintlich, im Gewissen gedeckt gab er Eid und Ehrenwort. Selbst noch beim Abschied wiederholte er dem Kaiser sein Gelöbniß, indem er ein am Scheiteweg stehendes Crucifix zum Zeugniß nahm. Er wurde nun bis an die Grenze begleitet und dort gegen seine zwei ältesten Söhne ausgewechselt, welche beide als Geiseln bis zur Erfüllung der Friedensbedingungen in Madrid bleiben sollten.

In Frankreich angekommen, hielt Franz zu Paris eine feierliche Parlementsitzung, in welcher dieser Gerichtshof den Madrider Vertrag als erzwungen für ungiltig erklärte. Als der Kaiser ihm hierauf sagen ließ, daß er ein feiger, niederträchtiger Vülgner sei, forderte Franz ihn zum Zweikampf. Was half es dem Kaiser, daß er die Herausforderung annahm und sogar den Ort bestimmte? Franz ließ nichts mehr darüber vernehmen; denn er hatte einen andern Plan: er schloß mit England, Venedig, Mailand (Sforza) und dem Papste Clemens VII., der ihn von seinem Eide entbunden hatte, die sogenannte heilige Liga, um die kaiserliche Uebermacht in Italien zu brechen, und begann darauf, zwischen den Jahren 1526—1529, den zweiten Krieg in Italien. Das unzumuthbare Zusammenwirken der Verbündeten und die rechtzeitige Erscheinung eines deutschen Söldnerheeres (abermals unter Frundsberg) machte es jedoch den kaiserlichen Feldherren bald möglich, noch vor dem Auftreten des französischen Heeres siegreich in Italien vorzudringen, als die außer Berechnung gelegene Erstürmung und Plünderung Rom's durch den Ungeßüm der Söldner dem Kaiser das Uebergewicht über alle seine Gegner gab und den Papst zur Nachgiebigkeit stimmte.

Der Papst wurde durch eine kaiserliche Schar, die in Rom eindrang, gezwungen, von der Liga abzutreten. Dennoch hätte der Kaiser (der übrigens nicht persönlich in Italien war) in dem ruinierten Lande nichts ausrichten können, wenn ihm nicht der alte Georg von Frundsberg, der unterdessen den Bauernkrieg hatte beenden helfen, mit 16,000 deutschen Landsknechten, die er aus eigenen Mitteln geworben, aus Deutschland zu Hilfe gekommen wäre. Frundsberg umgieng die Veroneser Klause, zog siegreich über den Po an die Trebia, wo sich der kaiserliche Feldherr Bourbon und sein zuchtloses und heutigeriges Heer mit ihm vereinigte, worauf beide langsam, unter vielen Meutereien ihrer Söldner, die nicht bezahlt werden konnten, gegen Rom zogen, durch dessen Einnahme sich diese Söldner schadlos halten wollten.

Unterwegs brach die Meuterei bei den Spaniern und Italienern aus, welche Bourbon's Zelt plünderten, so daß dieser sich nur durch Entspringen rettete. Dann theilte sich die Wuth den Deutschen mit. Frundsberg trat unter sie, hieß sie einen Kreis schließen und suchte sie durch Vorstellungen zu begütigen. Allein mit dem Gebrüll: „Geld! Geld!“ legten sie die Spieße ein, als wollten sie ihn durchbohren. Diesen Un dank konnte der greise Held, stets gewohnt, von den Seinen als Vater geehrt zu werden, nicht ertragen; er verlor, vom Schlage gerührt, das Bewußtsein und die Sprache und sank auf eine Trommel nieder. Da legte sich das wilde Loben, und still entfernte sich die Menge. Erst nach vier Tagen erhielt Frundsberg die Sprache wieder, aber seine Kraft war gebrochen; er mußte in seine Heimat nach Windelheim in Oberschwaben zurückgebracht werden, wo er, kaum angelangt, starb. Weber Lannoy's Vermittelung, noch des Papstes Anerbietungen konnten den ungestümen Haufen deutscher, spanischer und italienischer Truppen von Rom zurückhalten.

Da der Papst, in der Hoffnung auf Entsatz, die von Bourbon geforderten Abfindungsgelder verweigerte, so schritt dieser zum Sturm auf die Stadt. Die deutschen Landsknechte erkriegten zuerst die Mauer und erleichterten den Spaniern die Nachfolge. Da fiel Bourbon, der an der Spitze der Spanier stand, von einer Büchsentugel getroffen, als er eben, um den Seinen ein Beispiel zu geben, im Begriff war, eine Sturmleiter zu erklimmen. Nichts desto weniger wurde die Stadt genommen, der Papst in der Engelsburg eingeschlossen und Rom mehrere Tage geplündert und grausam behandelt. Endlich sah sich Papst Clemens genöthigt, mit den Hauptleuten des Heeres einen Vertrag zu schließen, nach welchem er 400,000 Ducaten zahlen sollte. Die Deutschen,

unter denen sehr viele Lutheraner waren, ließen ihren muthwilligen Spott gegen das Papstthum oft auf rohe Weise aus.

197. Obgleich dieses Alles ohne Vorwissen des Kaisers geschehen war, so konnte er es doch nicht ändern, gewährte aber dem Papste in einem neuen Vertrage einige Erleichterungen, wogegen dieser versprach, ein Concilium zur Einigung und Reformierung der Kirche zu berufen. Clemens erhielt zwar seine Freiheit; weil er sich aber in Rom nicht sicher hielt, so entwich er in das ligistische Lager, und bald darauf trat er, von Frankreich bestimmt, wieder der Liga bei. Nun versuchte es Franz, der unterdessen, von englischem Geld unterstützt, durch ein Heer unter Lautrec Genua und Pavia wieder eingenommen hatte, dem Kaiser Neapel zu entreißen. Lautrec belagerte diese Stadt zu Lande, während Andreas Doria sie mit der genuesischen Flotte bedrohte. Doch zwei Umstände — der Abfall des von Franz gekrönten Doria, welcher, auf des Kaisers Seite tretend, den Franzosen die Zufuhr zur See abschnitt, sowie auch eine verheerende Seuche im französischen Belagerungsheere, welche auch dessen Führer Lautrec dahintrassie, — zwangen das französische Heer zum Abzug, auf welchem es durch eine völlige Niederlage vernichtet wurde. So war Neapel gerettet und der Kaiser weitaus im Vortheil. Daher mußte sich Franz zum **Frieden von Cambray** bequemen, in welchem Burgund zwar bei Frankreich, aber das 1529 Herzogthum Mailand beim deutschen Reiche, somit das Ueberge wicht in Italien auf Seite des habsburgischen Hauses blieb. Auch behielt sich der Kaiser ausdrücklich seine Ansprüche auf Burgund vor; Franz aber mußte auf Flandern und Artois verzichten und zwei Millionen Kronen für die Freilassung seiner beiden in Madrid zurückbehaltenen Söhne zahlen.

Diesen Frieden nannte man den **Damenfrieden**, weil die geheimen Verhandlungen über denselben durch die Tante Karl's V., Margaretha von Oesterreich, und Franz' Mutter, Luise von Savoyen, geführt wurden, welche beide deshalb in Cambray ganz nahe Wohnungen bezogen hatten. Die Moral des französischen Königs ver schmähte es nicht, seine Zuflucht wieder zu dem unwürdigen Mittel einer geheimen Protestation gegen alle diese Bewilligungen zu nehmen.

Mit dem Papste schloß der Kaiser einen eigenen Friedensvertrag zu Barcelona, in welchem er Neapel als zinsloses Lehen erhielt, dagegen dem Papste die Herstellung der Medicer zu Florenz (also den Einfluß auf Toscana) und die Ausrottung der lutherischen Lehre versprach. Nun kam der Kaiser selbst mit einem Heere nach Italien und hielt mit seinem bisherigen Gegner und nunmehrigen Verbündeten Clemens VII. eine Zusammenkunft in Bologna (1530), wo er die lombardische und römische Krone empfing.

Gern hätte der Kaiser die Krönung in Rom empfangen; aber er konnte sich in Italien nicht lange aufhalten, da sein Bruder Ferdinand dringender als je auf des Kaisers Rückkehr nach Deutschland bestand. Die Krönung geschah übrigens „in ganz spanischer Umgebung mit spanischem Gepränge,“ ohne Einberufung der Kurfürsten, welche deshalb ihre Verwahrung einlegten. Kaum hatte der Kaiser nach der Krönung den hölzernen Verbindungsgang zwischen der Kirche und seinem Palaste zurückgelegt, als derselbe hinter ihm zusammenstürzte. Lächelnd sah sich Karl um; er war der letzte Kaiser, der zu einer römischen Krönung gelangte.

198. So in der Fülle seiner Macht wandte sich der Kaiser, nach neun-jähriger Abwesenheit von Deutschland, wieder den Angelegenheiten dieses

Reichs zu. Er schrieb daher in der Absicht, erstlich seinem Bruder Ferdinand die römische Königswürde zu verschaffen (sie also beim habsburgischen Hause zu befestigen), zweitens künftigen Türkengefahren vorzubeugen, und drittens die kirchlichen Dinge zu ordnen, einen Reichstag auf den 8. April nach Augsburg aus und verlegte einstweilen seinen Hof von Bologna nach Innsbruck, von wo aus er durch Geschenke und Versprechungen an verschiedene Reichsglieder sich zum Voraus einen guten Erfolg zu sichern suchte.

Unterdessen versammelten sich die Stände in Augsburg. Kurfürst Johann von Sachsen erschien zuerst, von seinen Theologen Spalatin, Melancthon und Justus Jonas begleitet (4. Mai 1530); Luther hielt, als geächtet, sich in Coburg auf. Alle protestantischen Stände fühlten die Wichtigkeit des Augenblicks und benützten daher die lange Verzögerung der kaiserlichen Ankunft zur Erzielung eines genauen Verständnisses unter einander.

Weil sich nämlich zu denen, die der Stimme der Reformatoren aus reinem Wahrheitsgrunde gefolgt waren, (wie schon oben §. 186 bemerkt wurde) auch viele herangedrängt hatten, die theils aus Unglauben, theils aus schwärmerischem Sectengeiste die römische Kirche verließen und überhaupt gegen alle Lehren und Anordnungen, die ihnen nicht gefielen, willkürlich protestirten, wodurch die Sache der Reformation als aufrührerische Neuerung verdächtigt wurde, so war es den protestantischen Ständen darum zu thun, deutlich und klar zu zeigen: „daß sie keine neue Kirche stiften, sondern nur die alte gereinigt wieder herstellen wollten.“ Was ihre Reformatoren in den drei Bekenntnissen der ältesten Kirche als schriftgemäß befunden und beibehalten, auch schon mehrmals in ihren Schriften bekannt hatten, das wollten sie in einem klar zusammengestellten Bekenntnisse öffentlich und bestimmt aussprechen, um sich dadurch einerseits gegen den Vorwurf der Häresie und Sectirerei, anderseits aber auch, auf den Grund der Rechtfertigung durch den Glauben, gegen die Mißbräuche, die Wertheiligkeit und Selbstgerechtigkeit der damaligen Kirche zu verwahren. So kam der 15. Juni herbei, an welchem Kaiser Karl seinen feierlichen Einzug in Augsburg hielt.

Sogleich nach seiner Ankunft wurde den evangelischen Fürsten bedeutet, ihren mitgebrachten Geistlichen das Predigen während des Reichstags zu untersagen und am folgenden Tage in Person mit dem Kaiser der Frohnleichnamsp procession beizuwohnen. Letztere Zumuthung lehnten die evangelischen Fürsten durch den Mund des Markgrafen Georg von Brandenburg ab, der mit Bestimmtheit erklärte, es sei dies gegen das Gewissen der Evangelischen, lieber wolle er sich, ehe er von Gottes Wort abtrete, den Kopf abschlagen lassen. Der Kaiser erwiderte zwar einlenkend: „Löwer Först, nit Kopp ab! nit Kopp ab!“ bestand aber doch auf seiner Forderung. Die Fürsten blieben jedoch standhaft auf ihrer Weigerung, was einen um so mächtign Eindruck machte, da man hierin auf einen Triumph über die Protestanten gerechnet hatte.

1530 Als hierauf der Reichstag zu Augsburg am 20. Juni 1530 eröffnet wurde, übergaben die lutherischen Stände ihr Glaubensbekenntniß und erhielten, wiewohl mit Mühe, die Bewilligung, es am 25. Juni öffentlich vor Kaiser und Reich vorzulesen und in deutscher und lateinischer Sprache zu übergeben. Dasselbe war von Melancthon, nach vorhergegangenen Berathungen mit andern vorzüglichen lutherischen Theologen auf Grund der 13 von Luther aufgestellter Torgauer Artikel, mit der äußersten Gewissen-

haftigkeit in jenen beiden Sprachen abgefaßt und von Luther gebilligt worden.

Auch mit den Fürsten und mit den Vertretern der Städte war vorher jeder Artikel dieser Confession sorgfältig durchgegangen und das Ganze Luther zur Begutachtung nach Coburg gesandt worden. Dieser schrieb darüber zurück: „Sie gefällt mir sehr wohl, und ich weiß nichts daran zu bessern und zu ändern, würde sich auch nicht scheiden, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten.“ — Beide Urkunden waren unterschrieben vom Kurfürsten Johann und seinem Sohne (dem Kurprinzen Johann Friedrich), dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzogen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Abgeordneten der Städte Kärnberg und Reutlingen (denen sich später Rempten, Heilbronn, Windsheim und Weissenburg anschloßen). Alle diese hielten sich in dieser Zeit der Prüfung handhaft, vor allem Kurfürst Johann, welcher, als ihm seine Theologen die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, vorstellten, und sich erboten, das Bekenntniß bloß in ihrem Namen zu unterzeichnen, seine Unterschrift mit den Worten gab: „Das wolle Gott nicht, daß ich mich ausschleiche! Ich will meinen Christus auch mit bekennen!“ Und gegen seine Rätze äußerte er oft, seine Gelehrten sollten thun, was recht sei, Gott zu Lob, und ihn und sein Land nicht ansehen. Von diesem Zeugnismuthe erhielt er auch den Namen „der Beständige“. Auch den Markgrafen Georg konnten weder die Versprechungen des Kaisers, noch die bittern Vorwürfe seines Veters, des Fürsten Joachim I., zum Wanken bringen: „er habe es in seinem Herzen erfahren, daß Luther's Lehre auf Christum hinweise; solle er aus seinem Lande verjagt werden, so müsse er es Gott empfehlen.“ Und der alte Fürst Wolfgang sagte: „Ich habe für meine Herren und Freunde manchen Ritt gethan, mein Herr Christus verdient wohl auch, daß ich etwas für ihn thue!“ Gleich handhaft hielten sich die Städteabgeordneten, besonders die Kärnberger, welche schrieben: „Unseres Trachtens ist nicht zu weichen, man müßte denn des Kaisers Gnade höher anschlagen als die Guld Gottes.“

Die Vorlesung des Bekenntnisses geschah in der Kapelle der bischöflichen Burg, welche der Kaiser bewohnte. Da zu besorgen war, der Kaiser möchte die Vorlesung in der lateinischen Fassung vorziehen, was den Eindruck verhindern hätte, so nahm der Kurfürst von Sachsen das Wort und sagte: „Wir sind Deutsche und auf deutschem Boden laßt uns deutsch reden!“ Der Kaiser willigte ein, und nun las der kursächsische Kanzler, Dr. Bayer, das Bekenntniß so laut und vernemlich, daß auch viele Außenstehende es verstehen konnten. Nach der Vorlesung, die beinahe zwei Stunden währte, fühlten sich alle Evangelischen gehoben in dem Bewußtsein, ihr Gewissen gewahrt und ihren Glauben frei bekannt zu haben, und selbst viele Gegner staunten über die Christlichkeit der lutherischen Lehre, von der sie sich vorher so viel Entsetzliches hatten jagen lassen.

Dieses Glaubensbekenntniß, bei dessen Ablegung es deutlich wurde, daß die Reformation eine Angelegenheit des deutschen Volkes geworden war und sich auch bereits von Luther's Person abgelöst hatte, erhielt von nun an den Namen *Augsburgische Confession* und gab der lutherischen Kirche als solcher das Dasein. Denn schon von 1532 an ließen die Reformatoren selbst alle diejenigen darauf verpflichten, die zu einem Kirchenamte wahlfähig waren.

Daß durch dieses Verfahren nur die Bewahrung der Kirche vor schriftwidrigen Neuerungen und kein Glaubenszwang bezweckt wurde, erhellt aus einer andern spätern symbolischen Schrift der lutherischen Kirche, der sogenannten *Concordienformel*, die jedes menschliche Ansehen verwirft und die Geltung der Symbole nur dadurch bedingt, daß sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen. (Der Name „lutherisch“, gegen welchen selbst Luther längst protestiert hatte, blieb übrigens fortan bei dieser Kirche als gegensätzliche Bezeichnung gegen die Lehre der „Reformierten“, die sich in der Folge neben ihr geltend machte.)

Von den acht zwinglisch-gefinnten deutschen Städten schloßen sich vier an die

Lutherischen an; die übrigen, nämlich Straßburg, Lindau, Memmingen und Constanz, reichten bei der Reichsversammlung eine eigene Confession ein (die sogen. Tetrapolitana), welche Bucer, Capito und Hedio verfaßt hatten, die aber so wenig als die von Zwingli selbst überschickte angenommen ward. Späterhin traten übrigens auch diese vier Städte der augsburgischen Confession bei, und so verlor die Tetrapolitana ihre symbolische Kraft. Denn durch die Augustana war ein fester Mittelpunkt gegeben, um welchen sich nachher nicht nur andere „Evangelische“, sondern auch solche, die es werden wollten, sammeln konnten.

Der Kaiser ließ hierauf durch katholische Theologen (Cf., Cochläus u.) eine Confutation oder Widerlegung der Augsburgischen Confession abfassen und gleichfalls vorlesen. Man gab aber den Protestanten keine Abschrift davon, ja verbot selbst eine Entgegnung. Dessenungeachtet verfaßte Melancthon nach dem, was Camerarius beim Vorlesen niedergeschrieben hatte, eine Schutzschrift, die sog. *Apologie*, welche die lutherischen Stände dem Kaiser überreichten, der sie aber nicht annahm.

Die weiteren Vermittlungsversuche führten zu keinem Ziele. Der Kaiser machte es zur ersten Bedingung, daß die Evangelischen wieder zur verlassenen Kirche zurücktreten sollten, die Mißbräuche werde er und der Papst schon abschaffen. Die evangelischen Stände erklärten sich zu jeder andern Ausgleichung bereit, nur nicht zu Abweichungen vom geschriebenen Worte Gottes; von der christlichen Kirche seien sie nicht abgetreten; nur könnten sie wider ihr Gewissen das abgeschaffte Römische nicht wieder einführen.

Der Reichsabschied erklärte sich daher äußerst scharf gegen die Lutherischen Stände und legte ihnen harte Bedingungen auf, indem er ihnen z. B. in Glaubenssachen etwas drucken zu lassen verbot, die Absetzung der verehrlichen Geistlichen verordnete und eine gänzliche Restitution unter Androhung der Reichsexecution in Aussicht stellte. Darum unterschrieben sie ihn nicht, und so entstand eine förmliche Trennung zwischen den katholischen und protestantischen Ständen. Die letzteren erkannten auch die nun erfolgende Wahl Ferdinand's zum deutschen König nicht an, und hierin waren auch die bayerischen Herzoge mit ihnen einverstanden.

199. Gern wäre jetzt der Kaiser mit dem Schwerte gegen die Protestanten aufgetreten, aber die katholische Ständemehrheit wollte noch Aufschub der Gewaltmittel und schlug vor, ihnen erst auf dem Wege Rechts beizukommen, nämlich durch Prozeßverfolgungen von Seiten des Reichskammergerichtes, das man zu diesem Zwecke neu und mit lauter Katholiken besetzt hatte. Deswegen schloßen die Stände Augsburgischer Confession den *schmalkaldischen Bund* am 29. März des Jahres 1531, vorläufig auf sechs Jahre mit dem Zwecke, sich, wenn das Kammergericht gegen einen oder den andern einschreiten würde, gegenseitigen Rechtsbeistand zu leisten. Und da wirklich zwischen Ferdinand und dem Papste über Kriegsrüstungen gegen die Protestanten verhandelt worden war, und deshalb die protestantischen Juristen erklärten, daß man, weil der Kaiser ja nicht allein, sondern mit den Ständen zu regieren habe, im Angriffsalle demselben die Vertheidigung entgegensetzen dürfe, so gaben auch die protestantischen Theologen ihre Zustimmung, und man fieng an, sich in Vertheidigungszustand zu setzen.

In Beziehung auf die juridische Vertheidigung (vor dem Kammergericht) wurden Procuratoren bestellt. In Bezug auf die kriegerische Vertheidigung wurde in der Bundesformel ausdrücklich festgesetzt, daß man sich „allein gegenwehr- und ret-

lungsweise" verbunden habe, und daß es nicht darauf abgesehen sei, „als solle jemand unter uns einen Krieg anfangen"; weder dem Kaiser, noch sonst jemand solle durch diese Uebereinkunft Eintrag geschehen. — Die ersten Unterzeichner dieser Urkunde waren Sachsen, Hessen, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, Mansfeld und die Städte Reutlingen, Ulm, Constanz, Straßburg, Memmingen, Lindau, Biberach, Isny, Magdeburg, Bremen, Lübeck.

Da sah der Kaiser ein, daß er mit bloßen Machtsprüchen nichts ausrichten werde. Zugleich drohte der alte Reichsfeind, der Türke, der sich die Spaltungen der Deutschen zu Nutzen machen wollte, mit einem neuen Angriff; ja Soliman erklärte sich schon zum voraus zum Herrn von Ungarn und Deutschland und gedachte von Constantinopel aus des Abendland zu beherrschen.

Weil ohne die Hilfe der Protestanten an keine erfolgreiche Abwehr zu denken war, diese aber die Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse gegen sie, einen allgemeinen Frieden und ein allgemeines freies Concil forderten, so entschloß sich der Kaiser auf Ferdinand's Rath, zumal die Türken bereits in mächtigem, wohl geordnetem Anzug gegen Ungarn waren, den Protestanten auf dem von Regensburg nach Nürnberg verlegten Reichstage ihre Forderungen zu bewilligen und mit ihnen den **Nürnberger Religionsfrieden** (am 23. Juli und 2. August) zu schließen, der ihnen freilich wegen Mangels **1532** an rechtsgültiger Form keinen festen Sicherheitsgrund gewähren konnte, indem die katholische Ständemehrheit mit den daran geknüpften Zugeständnissen nicht einverstanden war und deren Veröffentlichung nicht zugab.

Diese Zugeständnisse betrafen die Einstellung der fiscalischen Prozesse in Glaubenssachen, sowie die Unterlassung gegenseitiger Befehdung, an deren Stelle „rechte Freundschaft und christliche Liebe" zwischen beiden Theilen geknüpft werden sollte. Durch diesen Frieden hatte es der Kaiser mit seiner eigenen Partei verdorben, die ihm bittere Bormürfe machte, daß er noch kein Concil, als das einzige Mittel gegen den Abfall, betrieben habe, und daß er durch diesen Frieden im Grunde alle zu Worms und Augsburg gegen die neue Lehre erlassenen Verbote zurücknehme.

Doch hielt dieser Friede, über den sich Kurfürst Johann noch vor seinem kurz darauf erfolgten Tode ganz besonders freute, eine Zeit lang den Ausbruch der feindlichen Gesinnungen zurück und hatte für das gemeine deutsche Vaterland den günstigen Erfolg, daß die Türken bei dem Anblick des 80,000 Mann starken deutschen Heeres, des schönsten, das man seit Jahrhunderten in der Christenheit gesehen hatte, schon in Ungarn den Rückzug antraten. Zu diesem Rückzug bewog den Sultan Soliman die unerwartete Einigkeit der Deutschen, welche auf ihn die Wirkung einer Niederlage machte, insbesondere der verzweifelte Widerstand, den eine vorgeschobene türkische Heeresabtheilung bei der Belagerung des Städtchens Günz fand, sowie auch die Nachricht, daß seine Flotte auf dem ionischen Meere durch den Admiral Andreas Doria bedrängt werde. Ungarn aber mußte Ferdinand noch in der Gewalt der Türken lassen, da die katholischen Fürsten wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Protestanten nichts zu seinem Privatvorteil thun wollten.

200. Nach Beseitigung dieser Gefahr erweiterte sich der schmalkaldische Bund durch den Beitritt neuer Mitglieder, und seine politische Bedeutung wuchs mehr und mehr. Selbst solche Fürsten, die von Oesterreich zu fürchten hatten, näherten sich dem Bunde, und insbesondere ward sein Bestehen von den bayerischen Herzögen gern gesehen, da ihr Land fast

ringsum von Oesterreich, als dem Erbbesitzer vieler schwäbischen Länder und als damaligem Inhaber des Herzogthums Württemberg, umschlossen war. Auch die andern katholischen Mitglieder des schwäbischen Bundes, welcher Oesterreich in Süddeutschland bisher zur Hauptstütze gedient hatte, aber bereits in der Auflösung begriffen war, waren mit Oesterreich nicht zufrieden, und ließen es daher gern zu, daß Landgraf Philipp von Hessen durch Waffengewalt die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs Ulrich (§. 189) betrieb.

Nachdem nämlich sämtliche Kurfürsten, auf Landgraf Philipp's Versicherung, nicht gegen sie unternehmen zu wollen, sowie auf das Versprechen Bayerns, den König Ferdinand nachher anerkennen zu wollen, ihre Einwilligung zu diesem Vorhaben gegeben, König Franz von Frankreich aber Geldhilfe zugesichert hatte, erschien der Landgraf mit einem Heere von 24,000 Mann im Felde, schlug 1534 das 10,000 Mann starke österreichisch-schwäbische Heer (das von dem österreichischen Statthalter Württembergs, dem Pfalzgrafen Philipp befehligt war) bei Lauffen am Neckar und führte den Herzog Ulrich wieder in sein Land zurück. König Ferdinand suchte zwar beim Papste um Hilfe nach; da dieser die Sache aber für einen Privatkrieg erklärte, so mußte sich Ferdinand im Frieden zu Radan (in Böhmen den 29. Juni 1534) zu einem Vergleich verstehen und das Geschehene wenigstens dahin bestätigen, daß Herzog Ulrich Württemberg als Ackerlehen von Oesterreich besitze, dabei aber doch Sitz und Stimme im Reiche haben sollte. Als sich die Herzoge von Bayern dadurch von ihren Besorgnissen befreit sahen, schlossen sie sich enger an Oesterreich an und suchten den Kaiser zu ernstlichen Schritten gegen die Protestanten zu bewegen. Auch Sachsen erklärte sich nun bereit, Ferdinand als römisch-deutschen König anzuerkennen.

Darauf gab sich der schmalkaldische Bund eine kriegerische Verfassung und wählte zu seinen Hauptführern den Landgrafen Philipp, der in Hessen und Oberdeutschland, und den kräftigen Kurfürsten Johann Friedrich (den Großmüthigen), Johann's Sohn und Nachfolger, der in Sachsen und Westfalen den Befehl haben sollte.

201. Unter diesen Umständen fand die Reformation im Süden und Norden Deutschlands noch weiteren Eingang und geringeren Widerstand. In Württemberg, wo vorher Oesterreich die (von Brenz begonnene) Reformation niedergehalten hatte, führte Herzog Ulrich durch den Prediger Ambrosius Blaurer und den Professor Erhard Schnepf die lutherische Reformation durch, indem letzterer eine Abendmahlformel aufstellte, mit der auch die Oberländer einverstanden waren. Die eingezogenen Klostergüter wurden theils zur Bezahlung von Landesschulden und für Landesbedürfnisse, theils für die Schulen verwendet. Tübingen wurde seitdem eine vorzügliche Pflanzstätte protestantischer Gelehrsamkeit. Dem Beispiele Württembergs folgten Elßaß, Baden und andere oberdeutsche Landstriche und Reichsstädte, unter letztern auch Augsburg.

Von den norddeutschen Städten, in denen (wie in Magdeburg, Braunschweig, Goslar, Göttingen, Einbeck, Rostock, Hamburg, Lübeck, Bremen) die Reformation (Anfangs zwar unter mehr oder minder starkem Widerstreben des Stadtraths, endlich aber mit seiner Einwilligung) durchgedrungen war, traten immer mehr zum schmalkaldischen Bunde.

Nur in einigen Theilen Niederdeutschlands, besonders in Westfalen, war die Reformation von heftigen inneren Kämpfen mit dem Klerus und dem Adel begleitet, so daß es an einigen Orten zu Gewaltausbrüchen kam. Zu dem heftigsten, aber nur von sectirerischen Umtrieben herbeigeführten Kampfe kam es in der Stadt Münster in den Jahren 1533—1535 durch die Mi-

Wiedertäuferischen Unruhen, welche dort von dem fanatischen Schwärmer Johann von Leyden erregt wurden.

Es war nämlich zu Münster der Prädicant Rottmann reformierend aufgetreten und hatte bald großen Anhang gefunden, so daß der Bischof die Stadt verlassen und sich in einem Vertrage zur Freigebung der Predigt augsburgischer Confession verstehen mußte, worauf die Stadt mit dem schmalkaldischen Bund über ihren Beitritt verbandelte. Indes gab sich Rottmann bald den Grundsätzen der Wiedertäufer (Anabaptisten) hin, welche sich seit der Münzerischen Niederlage meist nach den Niederlanden gezogen hatten und nun von dort, besonders von Leyden aus, wo ein Väter, Jan Matthes, ihr Haupt war, in andere Länder ausgingen, um ihr sitten- und staatsgefährliches Wesen zu treiben.

Im Jahre 1534 erschien dieser Matthes selbst mit einem seiner fanatischsten Anhänger, dem gewesenen Gewandschneider- (d. i. Tuchmacher-) Gesellen Jan Bockold oder Bockelsohn aus dem Haag, genannt Johann von Leyden, in Münster und verschaffte bald den Wiedertäufern daselbst das Uebergewicht, so daß sie die ganze städtische Gewalt in die Hand bekamen und, von Fanatismus und Habsucht getrieben, alle ihre Gegner aus der Stadt jagten, sich in ihre Habe theilten und Gütergemeinschaft einführten. Zum Glück für Deutschland blieb ihre Herrschaft nur auf Münster beschränkt, weil der Bischof mit andern Fürsten bereits die ganze Stadt eingeschlossen hatte.

Als Matthes in einem Ausfall getödtet worden war, trat Bockold an die Spitze, ließ hinrichten, wer sich nicht fügte, und führte Vielweiberei ein. Empört über diese schreiende Verhöhnung aller christlichen Sitte, bildete sich eine Gegenpartei, wurde aber von den Fanatikern aus der Stadt gejagt. Hierauf ließ sich Bockold zum König des neuen Israel ausrufen, schickte Apostel nach allen Seiten aus, ernannte zwölf Herzoge für Deutschland und schrieb an die benachbarten Reichsfürsten wie an seines Gleichen. In der Stadt selbst führte er mit seinen Helfershelfern Rottmann, Knipperdolling und Krechting ein fanatisch-tyranniisches Regiment, in welchem sich geistlicher Hochmuth mit fleischlicher Sinnenslust, frommer Wahnsinn mit blutdürstiger Roheit auf das widerlichste mischte. (So hielt er einmal auf offenem Markte mit 4200 Männern und Weibern ein sog. Abend- und Liebesmahl, wobei er einen ihm unbekannten Fremden, von dem er sagte, er habe kein hochgeitlich Kleid an, vom Tisch wegführte und mit eigener Hand enthauptete, worauf er sich mit aller Fröhlichkeit wieder zu Tisch setzte. Als ihm einst eine seiner 17 Frauen einen Vorhalt machte, führte er sie auf den Markt, enthauptete sie selbst, stieß ihren Leichnam von sich und tanzte singend mit Männern und Weibern um denselben). Dieses Tollhauswesen dauerte so lange, bis das schwache Belagerungsheer des Bischofs allmählich Verpfärkung erhielt, worauf den Belagerten die Zufuhr abgeschnitten wurde, so daß Hungernoth in der Stadt entstand, und endlich in der Johannisnacht 1535 die Stadt durch Verrath erobert wurde. Die Meisten fielen bei der Vertheidigung mit den Waffen in der Hand (auch Rottmann; doch soll er, nach Andern, entkommen und verschollen sein). Johann von Leyden und die beiden andern Hauptschuldigen wurden gefangen. Beim Verhör war Jan anfangs trotzig und blieb im Gespräch mit heftigen Theologen starrsinnig auf seinen Irrthümern; bald aber widerrief er sie alle und erbot sich gegen Vagnabigung, alle Wiedertäufer zur Unterwerfung zu bringen. Auch als er sah, daß keine Gnade zu finden war, blieb er reumüthig und gestand, zehnfach den Tod verdient zu haben. Knipperdolling und Krechting blieben hartnäckig bei ihrer Behauptung, nicht wider Gottes Ordnung gescheit zu haben. Alle drei wurden auf dem Markt von Münster mit glühenden Zangen gewidert und zuletzt mit einem glühenden Dolche getödtet. Ihre Körper wurden in drei eisernen Käfigen zur Abschreckung auf einem der Kirchthürme zu Münster aufgehängt. Die Vertriebenen (nur noch ein Drittheil der früheren Einwohner) kehrten in die Stadt zurück, die ihre vorige Freiheit verlor und den Katholicismus in seiner ganzen Form und Strenge wieder annehmen mußte. Viele Wiedertäufer, welche nun überall verfolgt wurden, fanden in England Aufnahme, wo, was sich Besseres und Religiöses-Sittliches in ihnen vorfand, als Baptismus und Quäkertum sich ausbildete. In Deutschland und in den Niederlanden entstand durch Menno Simonis die ruhige stille Secte der Mennoniten.

Dieser neue Auswuchs, der die Sache des Evangeliums zu entstellen drohte,

hatte indeß nur dazu gedient, den wahren schriftgemäßen Protestantismus zu desto größerer Nüchternheit und Klarheit zu erheben.

Kap. 34. Weitere Verbreitung der Reformation und vergebliche Vereinigungsversuche.

202. Unterdeß war in der Schweiz der Haß der Religionsparteien, d. i. der reformierten und der katholischen Kantone, zum gewaltthätigen Ausbruch gekommen. Die ersten gewaltthätigen Schritte giengen von den katholischen Fünfforten, d. i. Zug und den vier Waldstätten (Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden) aus, die bewaffnet in's Berner Gebiet einfielen, worauf die beiden reformierten Kantone Zürich und Bern ihnen durch Schließung der Alpenpässe die Zufuhr abschnitten.

Zwingli hatte nämlich bereits (193) Zürich, Basel, Bern, St. Gallen, Biel und Mülhausen reformiert; die andern Städte, besonders jene Fünfforte ließen sich weder das Recht, in fremde Kriegsdienste zu treten, noch den alten Gottesdienst nehmen, bestraften Abfällige durch Gefängniß, Ruthenschläge, Landesverweisung, tödteten mehrere zu ihnen kommende reformierte Prediger und fielen, den Landfrieden brechend, in das Berner Oberland ein, um dort das Landvolk in seinem Widerstand gegen Reformanordnungen der Stadt-Obrigkeit zu unterstützen. Als sie von da wieder vertrieben waren, schloßen die Fünfforte, wider das eidgenössische Recht, 1529 einen Bund mit dem König Ferdinand zu gegenseitiger Hilfe und verbrannten einen Züricher Prediger, der seine evangelische Kirche in einem ihnen nicht einmal gehörenden Orte hatte besorgen wollen.

Dieses Verfahren bewog Zürich zum Krieg, und Zwingli, der von keinem Frieden wissen wollte, wenn nicht die Predigt in allen Kantonen freigegeben würde, zog als Feldprediger mit aus. Allein das auf Zürich eifersüchtige Bern versagte seinen Beistand und brachte durch Vermittlung die Fünfforte dahin, den Bund mit Oesterreich aufzulösen und in den von den Kantonen gemeinschaftlich verwalteten Bogteien der Mehrheit der Stimmen die Entscheidung über den Glauben zu überlassen. Um mit mehr Nachdruck auftreten zu können, versuchte man vor dem Augsburger Reichstag noch einmal eine Vereinigung mit den Lutheranern; allein obwohl Bucer und Oecolampadius ihnen näher traten, so konnte doch Zwingli nicht dazu gebracht werden.

Da die Fünfforte auf's neue mit Oesterreich in Unterhandlung traten und in der Tagssatzung die Mehrheit auf ihrer Seite hatten, so stieg die Erbitterung gegen sie, und Zwingli, der nicht bloß die kirchliche, sondern auch die politische Umgestaltung der Schweiz stets vor Augen hatte, trieb auf's neue zum Krieg gegen die Fünfforte. Bern schlug abermals seinen Beistand ab, machte aber den Vorschlag, die Fünfforte durch Entziehung der Zufuhr nachgiebig zu machen.

Die nun eintretende Grenzsperrre brachte einen Mangel an den nothwendigen Lebensmitteln hervor und trieb die Fünfforte zum Aeußersten. Sie brachen aus ihren Alpenpässen hervor und fielen, 8000 Mann stark, plündernd ins Gebiet der Züricher ein, die nur 1200 Mann bei Kappel stehen hatten. Die strenge Grenzaufsicht hatte verhindert, daß den Zürichern Nachricht von diesem feindlichen Vorhaben zukam, und da sie versäumt hatten, den Paß über den Albis zu besetzen, so konnten die Gegner so schnell und so weit vordringen. Diese Ueberraschung brachte in Zürich so große Unordnung hervor, daß von der Stadt aus kaum 700 Mann, darunter auch Zwingli, zu Hilfe eilten. Von zwei Seiten angegriffen, wurden die Züricher bei Kappel am 11. Oct. 1531 geschlagen. Auch Zwingli, welcher schwer verwundet unter einem Baume mit gefalteten Händen lag,

erhielt von einigen Kriegsknechten den Todesstoß und starb mit den Worten: „den Leib können sie tödten, aber die Seele nicht“. Als man am andern Tag seinen Leichnam erkannte, hielten die Gegner Gericht über denselben, viertheilten und verbrannten ihn und streuten die Asche in die Luft.

Zu spät kamen die reformierten Bundesgenossen mit 1200 Mann herbei, und noch dazu mit so geringer Vorsicht und Geschicklichkeit, daß auch sie von dem kleinen Heere der Fünforte eine Schlappe erhielten. Obgleich König Ferdinand dem Kaiser rieth, die reformierten Schweizer jetzt offen anzugreifen, so kam es doch zwischen den beiden eidgenössischen Parteien zum Frieden, demzufolge die Fünforte das Uebergewicht behielten, und der Katholicismus in vielen Orten wieder hergestellt, ja auf die folgenden Jahrhunderte hinaus befestigt wurde.

202. Nach Zwingli's Tod erhielt die Züricher Gemeinde an Heinrich Bullinger (geb. 1504) zwar einen kräftigen Vertreter; doch fand die schweizerische Reformation im allgemeinen mehrere Jahre hindurch keinen eigentlichen Leiter, der alle zerstreuten Kräfte vereinigt hätte. Erst in Calvin, der aber nicht aus Zwingli's Schule, auch nicht aus der deutschen Schweiz hervorgieng, sondern aus Frankreich vor den über die dortigen Protestanten verhängten Verfolgungen des Königs Franz I. sich in die Schweiz flüchtete, kam der Mann, der als Gründer der französisch-schweizerischen Reformation das Werk Zwingli's weiter führte.

Johann Calvin, eig. Jean Cauvin, geb. den 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, Sohn eines Geheimsehreibers in der bischöflichen Kanzlei, erhielt mit den Söhnen einer vornehmen Familie eine sorgfältige Erziehung, bezog früher die Universität Paris und erhielt schon in seinem 18. Jahre eine Pfarrei. Da aber sein Vater ihn gern in weltlichen Würden sehen wollte, gab er seine Pfründe auf und ergriff auf den Universitäten Orleans und Bourges das Studium der Jurisprudenz, das seinem zu strenger Gelehrtheit geneigten Wesen noch mehr Nahrung gab. Er war schon Doctor der Rechte, als er eine Bibel in die Hand bekam. Begierig, das Evangelium in der Ursprache zu lesen, lernte er von einem deutschen Professor (Wolmar) die griechische Sprache und erhielt von ihm zugleich Anleitung zum Schriftverständnis. Bald verließ er das Rechtsstudium und trat in den Versammlungen der Evangelischgesinnten als Prediger auf. Ungeachtet der heftigen Verfolgungen, welche der König Franz über die Evangelischen verhängte, wirkte er durch Schrift und Rede so kräftig und entschieden, daß auch ihn persönlich die Verfolgung erreicht hätte, wenn er sich derselben nicht durch die Flucht an den Hof der Königin Margaretha von Navarra (Franz' Schwester), welche die Evangelischen in Schutz nahm, entzogen hätte. Von ihr unterstützt, konnte er (1535) nach Basel entkommen, wo er von Capito das Hebräische lernte und durch sein Hauptwerk „Christianae religionis institutio“, d. i. Unterweisung in der christlichen Religion, dem Protestantismus eine vorzügliche Stütze ließ. Im folgenden Jahre gieng er nach Ferrara, wo sich die Evangelischen um die Herzogin Renata (eine Schwägerin des Königs Franz) sammelten, mußte aber bald der Wachsamkeit der Inquisition weichen und wollte nach Frankreich zurückkehren, um die Seinigen zur Auswanderung zu bewegen. Auf der Rückreise kam er nach Genf.

Als Calvin 1536 nach Genf kam, wo seit 1532 Wilhelm Farel nebst seinem Freunde Biret eine evangelische Gemeinde gebildet hatte, veranlaßte ihn jener, dort Prediger und Lehrer der Theologie zu werden. Aber die von ihm versuchte Einführung einer strengen Sittenzucht erregte die Opposition der sittenlosen Libertiner dafelbst in solchem Grade, daß er vor ihnen aus der Stadt weichen mußte. Nachdem er drei Jahre in Straß-

burg als Prediger der französisch-reformierten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität gewirkt hatte, wurde er wieder nach Genf berufen, um die unterdessen verfallene kirchliche und bürgerliche Ordnung herzustellen. Ungern entließen ihn die Straßburger, und reuig nahmen ihn die der anarchischen Zuchtlosigkeit der Libertiner überdrüssigen Genfer auf. Und nun legte er mit Varel, Beza und Viret den Grund zur calvinisch-reformierten Confession mit ihrer auf Einheit der Lehre, des Cultus und der Disciplin ruhenden Verfassung, deren streng sittlicher Geist allmählich auch das ganze bürgerliche Leben des kleinen Freistaates in einer Weise durchdrang, daß Genf Fremde aus allen Ländern herbeizog und die Mutterstadt des reformierten Glaubens zunächst für die Völker romanischer Bildung wurde.

Weil aber Calvin in der Abendmahlslehre sich bis auf einen gewissen Grad der lutherischen Auffassung näherte und deshalb von den beiden sächsischen Reformatoren als evangelisch anerkannt wurde, so zerfielen die Reformierten in zwei Parteien, in Zwinglianer und Calvinisten, von denen die letztern in der Schweiz allmählich das Uebergewicht erhielten, in Frankreich aber und späterhin in den Niederlanden, in Schottland und theilweise in England ausschließlich den Protestantismus darstellten.

In der Schweiz vereinigte sich schon 1540 der oben genannte Zwinglisch-gefinnte Bullinger, welcher durch Musculus, einen Schüler Melancthon's, milder gestimmt worden war, mit Calvin in dem Consensus Tigurinus, der aber erst 1531 allgemein angenommen wurde. Auch in Deutschland fand Calvin in der Folge viele Anhänger, ohne es jedoch zu einer Vereinigung mit der lutherischen Confession bringen zu können, indem vielmehr durch Calvin's strenggefaßte Lehre von der Prädestination oder Gnadenwahl beide protestantischen Parteien nur noch weiter aus einander traten (223).

Die gottesdienstliche Verfassung der Calvinisten war (in Nachahmung der alten Presbyterial-Verfassung) eine collegiale Vereinigung von geistlichen und Laien-Presbytern zu Einem Presbyterium, als der Repräsentation der Gemeinde, während die lutherische Verfassung eine kirchenregierend Vereinigung von geistlichen und weltlichen Behörden mittelst Consistorien, Superintenden und Synoden der (bloß als Private angesehenen) Presbyter war. Die deutschen Reformatoren giengen dabei von dem Grundsatz aus, die Verfassung müsse sich von innen heraus, von der Lehre und dem Glauben aus, allmählich von selbst erbauen; sie waren aus innerlichen und äußerlichen Gründen abgehalten, ein solch einheitliches Kirchenregiment zu organisiren, mit welchem die monarchischen Regierungen sich nicht gut vertragen hätten. Schon der Umstand, daß Deutschland in mehrere hundert Staaten getheilt war, machte eine bestimmte gemeinschaftliche Verfassungsform unmöglich.

Auf der andern Seite hatte eine so überaus gesetzliche Strenge, wie Calvin sie in dem kleinen Genf durchführte, ihre großen Gefahren. Von der Strenge dieser Zucht geben folgende Züge einen Begriff: Wer die Kirche veräumte, mußte drei Sols zahlen; wer einmal nicht zum Abendmahl gieng, wurde auf ein Jahr aus der Stadt verbannt; wer beim Leib und Blut Christi schwur, mußte am Pranger stehen und fünf Sols Strafe zahlen; eine Frau, die ein weltliches Lied nach einer Psalmmelodie sang, wurde mit Ruthen gepeitscht; Trunkenheit wurde mit Geldstrafe belegt; Spieler wurden an den Pranger gestellt; Ehebruch mit dem eisernen Halsband, doppelter Ehebruch mit dem Tode bestraft; ein Mädchen, das seine Mutter schlagen wollte, wurde öffentlich gepeitscht und aus der Stadt gewiesen; ein anderes, das seine Mutter wirklich schlug, wurde geköpft. So mußte die Genfer Kirche eine Zwangsanstalt und somit von dieser Seite das Gegentheil der Urkirche Christi werden, auf die doch Calvin alle kirchlichen Ordnungen zurückzuführen strebte. Allerdings kamen noch lange nach Calvin's Tode in der Genfer Republik so arge Laster nicht vor, wie da, wo die Kirchenzucht danielerlag und kein Sittengericht öffentlich die Bürger prüfte.

Die gleiche Strenge ließ Calvin in der Bewahrung der Kirchenlehre walten, wie er denn später (1553) in dem Prozeß des Antitrinitariers Servet die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Keger, wenn sie nicht widerriefen, zu rechtfertigen suchte, freilich mit wenig Glück. Mich. Servet aus Villanueva in Aragonien leugnete in einer theologischen Schrift nicht nur die Trinität, sondern noch andere Grundlehren des Christenthums und überhäufte Calvin in Briefen mit hochmüthigen Schmähungen, so daß dieser ihm zuletzt keine Antwort mehr gab. Jener Schrift wegen wurde Servet zu Vienne in's Gefängniß geworfen, entkam aber aus demselben und flüchtete sich nach Genf. Dort veranlaßte Calvin in der Sorge um seine Gemeinde seine Verhaftung; denn dazu hielt er sich nach dem alten, allgemein geltenden Rechte verpflichtet, wie es denn auch der Stadtenat, obgleich damals gegen Calvin feindselig gestimmt, ebenfalls für seine Pflicht hielt, einen Mann von so umstürzenden Lehren in's Gefängniß zu setzen, um nicht nur sein eignes Stadtgebiet, sondern auch die christliche Welt gegen solche „Verpestung“ zu schützen. Das weltliche Gericht beschloß seine Versekung in Anklagestand. Calvin's Anklageschrift und Servet's Vertheidigungsschrift wurden vom Senat den schweizerischen Kirchen Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen zugesandt, und alle vier Gutachten stimmten darin überein, daß, wenn Servet nicht widerrufen, „das Recht“ gegen ihn angewandt werden solle, damit er nicht weiter schade. Nach gepflogenen Verhandlungen erfolgte das Urtheil, Servet solle an einen Pfahl gebunden und mit seinen Schriften verbrannt werden. In Bezug auf diese Krisis schreibt Calvin: „Seitdem Servet der Ketzerei und Gotteslästerung überwießen war, habe ich nichts gethan, um seine Bestrafung mit dem Tode herbeizuführen. Für das, was ich hier sage, find mir nicht nur alle Rechtsschaffenen Zeugen, sondern ich fordere auch die Vorkhasten auf, das Gegenheil zu bezeugen, wenn sie können.“ — Nach der Fällung des Urtheils trug Calvin mit der ganzen Geistlichkeit auf den gelindern Tod des Schwertes an, wurde aber damit abgewiesen. Noch versuchte Calvin in einer besondern Unterredung mit Servet (im Beisein zweier Rathsherren) denselben zu einem Widerruf zu bewegen; aber Servet legte dem Zureden Schweigen entgegen. „Da wollte ich“, schreibt Calvin, „nicht weiser sein, als die Vorschrift meines Meisters; nach der Regel des heil. Paulus zog ich mich zurück von einem ketzerischen Menschen, der verkehrt ist und sich selbst verurtheilt hat.“

Daß der Reformator den Weg der religiösen Toleranz nicht fand, lag darin, weil er, nach dem Wegfall der Hierarchie, als der Trägerin des damaligen öffentlichen Lebens, den Staat zum Träger des gottverliehenen Rechts und zum Beschützer der gottgewollten Ordnung in der Art machte, daß „er an die Stelle des hierarchischen Irrthums den theokratischen“ setzte. Ist auch der Mangel an heilsamer Kirchenzucht und der Reinheit der Kirchenlehre ein großer Uebelstand, so mußte doch durch die Vermischung des Geistlichen und Weltlichen, wie dies in Genf der Fall war, das kirchliche Leben zur drückendsten Fessel werden. Die Durchführung der von ihm angestrebten Theokratie verlegte den Reformator oft in die größte Noth, da er gegen alle Arten des tiefsten sittlichen Verderbens zu kämpfen hatte; nichtsdestoweniger verfolgte er mit eiserner Consequenz sein Ziel. Durch ihn wurde Genf die Zufluchtsstätte vieler verbannter Ausländer und besonders der Mittelpunkt für die französischen Reformirten.

Calvin, der von Luther und dessen Werken stets nur mit hoher Achtung sprach, nahm im Jahre 1556 die (freilich veränderte) Augustana an, gehörte also im Melancthonischen Sinne zu den Augsburgerischen Glaubensverwandten, wie er denn auch zu den deutschen Reformatoren in größerer Geistesverwandtschaft stand als Zwingli.

204. Eben gieng der Kaiser mit dem Gedanken um, die deutschen Fürsten, die seinem Hause das württembergische Land wieder entzogen hatten, diese Eigenmacht entgelten zu lassen, als ihn die keden Seeräuberien, durch welche Henradin, genannt Barbarossa, das Mittelmeer beunruhigte, zu dem Entschluß bewogen, einen Kriegszug gegen Tunis zu unternehmen. 1535

Jener Korsar hatte sich nämlich schon früher in Algier festgesetzt, einen Barbarensknaat gegründet und, um sich zu halten, an den türkischen Soliman sich angeschlossen, in dessen Diensten er, um dem Kaiser zu schaden zu machen, Neapel und Sardinien bedrohte und sich durch eine List an der Stelle Muley Hassan's auch zum Herrn von Tunis machte, von wo aus er mit seinen Raperjähnen den spanischen und italie-

hatte indes nur dazu gedient, den wahren schriftgemäßen Protestantismus zu desto größerer Reife und Klarheit zu erheben.

Kap. 34. Weitere Verbreitung der Reformation und vergebliche Vereinigungsversuche.

202. Unterdeffen war in der Schweiz der Haß der Religionsparteien, d. i. der reformierten und der katholischen Kantone, zum gewaltthätigen Ausbruch gekommen. Die ersten gewaltthätigen Schritte giengen von den katholischen Fünften, d. i. Zug und den vier Waldstätten (Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden) aus, die bewaffnet in's Berner Gebiet einfielen, worauf die beiden reformierten Kantone Zürich und Bern ihnen durch Schließung der Alpenpässe die Zufuhr abschnitten.

Zwingli hatte nämlich bereits (193) Zürich, Basel, Bern, St. Gallen, Biel und Mülhausen reformiert; die andern Städte, besonders jene Fünfte ließen sich weder das Recht, in fremde Kriegsdienste zu treten, noch den alten Gottesdienst nehmen, bestraften Abfällige durch Gefängniß, Ruthenschläge, Landesverweisung, tödteten mehrere zu ihnen kommende reformierte Prediger und fielen, den Landfrieden brechend, in das Berner Oberland ein, um dort das Landvolk in seinem Widerstand gegen Reformanordnungen der Stadt-Obriegkeit zu unterstützen. Als sie von da wieder vertrieben waren, schloßen die Fünfte, wider das eidgenössische Recht, 1529 einen Bund mit dem König Ferdinand zu gegenseitiger Hilfe und verbrannten einen Züricher Prediger, der seine evangelische Kirche in einem ihnen nicht einmal gehörenden Orte hatte besorgen wollen.

Dieses Verfahren bewog Zürich zum Krieg, und Zwingli, der von keinem Frieden wissen wollte, wenn nicht die Predigt in allen Kantonen freigegeben würde, zog als Feldprediger mit aus. Allein das auf Zürich eifersüchtige Bern versagte seinen Beistand und brachte durch Vermittlung die Fünfte dahin, den Bund mit Oesterreich aufzulösen und in den von den Kantonen gemeinschaftlich verwalteten Vogteien der Mehrheit der Stimmen die Entscheidung über den Glauben zu überlassen. Um mit mehr Nachdruck auftreten zu können, versuchte man vor dem Augsburger Reichstag noch einmal eine Vereinigung mit den Lutheranern; allein obwohl Bucer und Desampadius ihnen näher traten, so konnte doch Zwingli nicht dazu gebracht werden.

Da die Fünfte auf's neue mit Oesterreich in Unterhandlung traten und in der Tagung die Mehrheit auf ihrer Seite hatten, so stieg die Erbitterung gegen sie, und Zwingli, der nicht bloß die kirchliche, sondern auch die politische Umgestaltung der Schweiz stets vor Augen hatte, trieb auf's neue zum Krieg gegen die Fünfte. Bern schlug abermals seinen Beistand ab, machte aber den Vorschlag, die Fünfte durch Entziehung der Zufuhr nachgiebig zu machen.

Die nun eintretende Grenzsperrung brachte einen Mangel an den notwendigen Lebensmitteln hervor und trieb die Fünfte zum Aeußersten. Sie brachen aus ihren Alpenpässen hervor und fielen, 8000 Mann stark, plündernd ins Gebiet der Züricher ein, die nur 1200 Mann bei Kappel stehen hatten. Die strenge Grenzaufsicht hatte verhindert, daß den Zürichern Nachricht von diesem feindlichen Vorhaben zukam, und da sie versäumt hatten, den Paß über den Albis zu besetzen, so konnten die Gegner so schnell und so weit vordringen. Diese Ueberraschung brachte in Zürich so große Unordnung hervor, daß von der Stadt aus kaum 700 Mann, darunter auch Zwingli, zu Hilfe eilten. Von zwei Seiten angegriffen, wurden die Züricher bei Kappel am 11. Oct. 1531 geschlagen. Auch Zwingli, welcher schwer verwundet unter einem Baume mit gefalteten Händen lag,

erhielt von einigen Kriegsknechten den Todesstoß und starb mit den Worten: „den Leib können sie tödten, aber die Seele nicht“. Als man am andern Tag seinen Leichnam erkannte, hielten die Gegner Gericht über denselben, viertheilten und verbrannten ihn und streuten die Asche in die Luft.

Zu spät kamen die reformierten Bundesgenossen mit 1200 Mann herbei, und noch dazu mit so geringer Vorsicht und Geschicklichkeit, daß auch sie von dem kleinen Heere der Fünfforte eine Schlappe erhielten. Obgleich König Ferdinand dem Kaiser rieth, die reformierten Schweizer jetzt offen anzugreifen, so kam es doch zwischen den beiden eidgenössischen Parteien zum Frieden, demzufolge die Fünfforte das Uebergewicht behielten, und der Katholicismus in vielen Orten wieder hergestellt, ja auf die folgenden Jahrhunderte hinaus befestigt wurde.

202. Nach Zwingli's Tod erhielt die Züricher Gemeinde an Heinrich Bullinger (geb. 1504) zwar einen kräftigen Vertreter; doch fand die schweizerische Reformation im allgemeinen mehrere Jahre hindurch keinen eigentlichen Leiter, der alle zerstreuten Kräfte vereinigt hätte. Erst in Calvin, der aber nicht aus Zwingli's Schule, auch nicht aus der deutschen Schweiz hervorging, sondern aus Frankreich vor den über die dortigen Protestanten verhängten Verfolgungen des Königs Franz I. sich in die Schweiz flüchtete, kam der Mann, der als Gründer der französisch-schweizerischen Reformation das Werk Zwingli's weiter führte.

Johann Calvin, eig. Jean Cauvin, geb. den 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, Sohn eines Geheimsehreibers in der königlichen Kanzlei, erhielt mit den Söhnen einer vornehmen Familie eine sorgfältige Erziehung, bezog früher die Universitäten Paris und erhielt schon in seinem 18. Jahre eine Pfarrei. Da aber sein Vater ihn gern in weltlichen Würden sehen wollte, gab er seine Pfünde auf und ergriff auf den Universitäten Orleans und Bourges das Studium der Jurisprudenz, das seinem zu strenger Gehehllichkeit geneigten Wesen noch mehr Nahrung gab. Er war schon Doctor der Rechte, als er eine Bibel in die Hand bekam. Begierig, das Evangelium in der Ursprache zu lesen, lernte er von einem deutschen Professor (Bolmar) die griechische Sprache und erhielt von ihm zugleich Anleitung zum Schriftverständnis. Bald verließ er das Rechtsstudium und trat in den Versammlungen der Evangelischgefinnten als Prediger auf. Ungeachtet der heftigen Verfolgungen, welche der König Franz über die Evangelischen verhängte, wirkte er durch Schrift und Rede so kräftig und entschieden, daß auch ihn persönlich die Verfolgung erreicht hätte, wenn er sich derselben nicht durch die Flucht an den Hof der Königin Margaretha von Navarra (Franz' Schwester), welche die Evangelischen in Schutz nahm, entzogen hätte. Von ihr unterstützt, konnte er (1535) nach Basel entkommen, wo er von Capito das Hebräische lernte und durch sein Hauptwerk „*Christianas religionis institutio*“, d. i. Unterweisung in der christlichen Religion, dem Protestantismus eine vorzügliche Stütze ließ. Im folgenden Jahre gieng er nach Ferrara, wo sich die Evangelischen um die Herzogin Renata (eine Schwägerin des Königs Franz) sammelten, mußte aber bald der Inquisition weichen und wollte nach Frankreich zurückkehren, um die Seinigen zur Auswanderung zu bewegen. Auf der Rückreise kam er nach Genf.

Als Calvin 1536 nach Genf kam, wo seit 1532 Wilhelm Farel nebst seinem Freunde Biret eine evangelische Gemeinde gebildet hatte, veranlaßte ihn jene, dort Prediger und Lehrer der Theologie zu werden. Aber die von ihm versuchte Einführung einer strengen Sittenzucht erregte die Opposition der sittenlosen Libertiner daselbst in solchem Grade, daß er vor ihnen aus der Stadt weichen mußte. Nachdem er drei Jahre in Straß-

burg als Prediger der französisch-reformierten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität gewirkt hatte, wurde er wieder nach Genf berufen, um die unterdessen verfallene kirchliche und bürgerliche Ordnung herzustellen. Ungern entließen ihn die Straßburger, und reuig nahmen ihn die der anarchischen Zuchtlosigkeit der Libertiner überdrüssigen Genfer auf. Und nun legte er mit Barel, Beza und Viret den Grund zur calvinisch-reformierten Confession mit ihrer auf Einheit der Lehre, des Cultus und der Disciplin ruhenden Verfassung, deren streng sittlicher Geist allmählich auch das ganze bürgerliche Leben des kleinen Freistaates in einer Weise durchdrang, daß Genf Fremde aus allen Ländern herbeizog und die Mutterstadt des reformierten Glaubens zunächst für die Völker romanischer Bildung wurde.

Weil aber Calvin in der Abendmahlslehre sich bis auf einen gewissen Grad der lutherischen Auffassung näherte und deshalb von den beiden sächsischen Reformatoren als evangelisch anerkannt wurde, so zerfielen die Reformierten in zwei Parteien, in Zwinglianer und Calvinisten, von denen die letztern in der Schweiz allmählich das Uebergewicht erhielten, in Frankreich aber und späterhin in den Niederlanden, in Schottland und theilweise in England ausschließlich den Protestantismus darstellten.

In der Schweiz vereinigte sich schon 1540 der oben genannte Zwinglisch-gefinnte Bullinger, welcher durch Musculus, einen Schüler Melancthon's, milder gestimmt worden war, mit Calvin in dem Consensus Tigurinus, der aber erst 1531 allgemein angenommen wurde. Auch in Deutschland fand Calvin in der Folge viele Anhänger, ohne es jedoch zu einer Vereinigung mit der lutherischen Confession bringen zu können, indem vielmehr durch Calvin's strenggefaßte Lehre von der Prädestination oder Gnadenwahl beide protestantischen Parteien nur noch weiter aus einander traten (223).

Die gottesdienstliche Verfassung der Calvinisten war (in Nachahmung der alten Presbyterial-Verfassung) eine collegiale Vereinigung von geistlichen und Laien-Presbytern zu Einem Presbyterium, als der Repräsentation der Gemeinde, während die lutherische Verfassung eine kirchenregierend Vereinigung von geistlichen und weltlichen Behörden mittelst Consistorien, Superintendenten und Synoden der (hoß als Private angesehenen) Presbyter war. Die deutschen Reformatoren giengen dabei von dem Grundsatze aus, die Verfassung müsse sich von innen heraus, von der Lehre und dem Glauben aus, allmählich von selbst erbauen; sie waren aus innerlichen und äußerlichen Gründen abgehalten, ein solch einheitliches Kirchenregiment zu organisiren, mit welchem die monarchischen Regierungen sich nicht gut vertragen hätten. Schon der Umstand, daß Deutschland in mehrere hundert Staaten getheilt war, machte eine bestimmte gemeinschaftliche Verfassungsform unmöglich.

Auf der andern Seite hatte eine so überaus gesetzliche Strenge, wie Calvin sie in dem kleinen Genf durchführte, ihre großen Gefahren. Von der Strenge dieser Zucht geben folgende Züge einen Begriff: Wer die Kirche versäumte, mußte drei Sol's zahlen; wer einmal nicht zum Abendmahl gieng, wurde auf Ein Jahr aus der Stadt verbannt; wer beim Leib und Blut Christi schwur, mußte am Pranger stehen und fünf Sol's Strafe zahlen; eine Frau, die ein weltliches Lied nach einer Psalmenmelodie sang, wurde mit Ruthen gepeitscht; Trunkenheit wurde mit Geldstrafe belegt; Spieler wurden an den Pranger gestellt; Ehebruch mit dem eisernen Halsband, doppelter Ehebruch mit dem Tode bestraft; ein Mädchen, das seine Mutter schlagen wollte, wurde öffentlich gepeitscht und aus der Stadt gewiesen; ein anderes, das seine Mutter wirklich schlug, wurde geköpft. So mußte die Genfer Kirche eine Zwangsanstalt und somit von dieser Seite das Gegentheil der Urkirche Christi werden, auf die doch Calvin alle kirchlichen Ordnungen zurückzuführen strebte. Allerdings kamen noch lange nach Calvin's Tode in der Genfer Republik so arge Laster nicht vor, wie da, wo die Kirchengucht daniederlag und kein Sittengericht wöchentlich die Bürger prüfte.

Die gleiche Strenge ließ Calvin in der Bewahrung der Kirchenlehre walten, wie er denn später (1553) in dem Prozeß des Antitrinitariers Servet die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Keher, wenn sie nicht widerriefen, zu rechtfertigen suchte, freilich mit wenig Glück. Mich. Servet aus Villanueva in Aragonien leugnete in einer theologischen Schrift nicht nur die Trinität, sondern noch andere Grundlehren des Christenthums und überhäufte Calvin in Briefen mit hochmüthigen Schmähungen, so daß dieser ihm zuletzt keine Antwort mehr gab. Jener Schrift wegen wurde Servet zu Vienne in's Gefängniß geworfen, entkam aber aus demselben und flüchtete sich nach Genf. Dort veranlaßte Calvin in der Sorge um seine Gemeinde seine Verhaftung; denn dazu hielt er sich nach dem alten, allgemein geltenden Rechte verpflichtet, wie es denn auch der Stadtienat, obgleich damals gegen Calvin feindselig gestimmt, ebenfalls für seine Pflicht hielt, einen Mann von so umstürzenden Lehren in's Gefängniß zu setzen, um nicht nur sein eignes Stadtgebiet, sondern auch die christliche Welt gegen solche „Verpestung“ zu schützen. Das weltliche Gericht beschloß seine Verurteilung in Anklagestand. Calvin's Anklageschrift und Servet's Verteidigungsschrift wurden vom Senat den schweizerischen Kirchen Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen zugesandt, und alle vier Gutachten stimmten darin überein, daß, wenn Servet nicht widerrufe, „das Recht“ gegen ihn angewandt werden solle, damit er nicht weiter schade. Nach gepflogenen Verhandlungen erfolgte das Urtheil, Servet solle an einen Pfahl gebunden und mit seinen Schriften verbrannt werden. In Bezug auf diese Krisis schreibt Calvin: „Seitdem Servet der Kezerei und Gotteslästerung überwiegen war, habe ich nichts gethan, um seine Bestrafung mit dem Tode herbeizuführen. Für das, was ich hier sage, find mir nicht nur alle Rechtshaffenen Zeugen, sondern ich fordere auch die Boshafften auf, das Gegentheil zu bezeugen, wenn sie können.“ — Nach der Fällung des Urtheils trug Calvin mit der ganzen Geistlichkeit auf den gelindern Tod des Schwertes an, wurde aber damit abgewiesen. Noch versuchte Calvin in einer besondern Unterredung mit Servet (im Beisein zweier Rathsherrn) denselben zu einem Widerruf zu bewegen; aber Servet sagte dem Zureden Schweigen entgegen. „Da wollte ich“, schreibt Calvin, „nicht weiser sein, als die Vorschrift meines Meisters; nach der Regel des heil. Paulus zog ich mich zurück von einem kezerischen Menschen, der verkehrt ist und sich selbst verurtheilt hat.“

Daß der Reformator den Weg der religiösen Toleranz nicht fand, lag darin, weil er, nach dem Wegfall der Hierarchie, als der Trägerin des damaligen öffentlichen Lebens, den Staat zum Träger des gottverliehenen Rechts und zum Beschützer der gottgewollten Ordnung in der Art machte, daß „er an die Stelle des hierarchischen Jrrthums den theokratischen“ setzte. Ist auch der Mangel an heilsamer Kirchengucht und der Reinheit der Kirchenlehre ein großer Uebelstand, so mußte doch durch die Vermischung des Geistlichen und Weltlichen, wie dies in Genf der Fall war, das kirchliche Leben zur drückendsten Fessel werden. Die Durchführung der von ihm angestrebten Theokratie verurtheilte den Reformator oft in die größte Noth, da er gegen alle Arten des tiefsten sittlichen Verderbens zu kämpfen hatte; nichtsdestoweniger verfolgte er mit eiferner Konsequenz sein Ziel. Durch ihn wurde Genf die Zufluchtsstätte vieler verbannter Ausländer und besonders der Mittelpunkt für die französischen Reformierten.

Calvin, der von Luther und dessen Werken stets nur mit hoher Achtung sprach, nahm im Jahre 1556 die (freilich veränderte) Augustana an, gehörte also im Melanchthonischen Sinne zu den Augsburgerischen Glaubensverwandten, wie er denn auch zu den deutschen Reformatoren in größerer Geistesverwandtschaft stand als Zwingli.

204. Eben gieng der Kaiser mit dem Gedanken um, die deutschen Fürsten, die seinem Hause das württembergische Land wieder entzogen hatten, diese Eigenmacht entgelten zu lassen, als ihn die fieschen Seeräubereien, durch welche Heinrich, genannt Barbarossa, das Mittelmeer beunruhigte, zu dem Entschluß bewogen, einen Kriegszug gegen Tunis zu unternehmen. 1535

Jener Korsar hatte sich nämlich schon früher in Algier festgesetzt, einen Barbarenstaat gegründet und, um sich zu halten, an den türkischen Soliman sich angeschlossen, in dessen Diensten er, um dem Kaiser zu schaden zu machen, Neapel und Sardinien bedrohte und sich durch eine List an der Stelle Muley Hassan's auch zum Herrn von Tunis machte, von wo aus er mit seinen Raperkschiffen den spanischen und italie-

nischen Handel schwer beeinträchtigte. Vergebens bekämpften ihn von Malta, 1530 und dem afrikanischen Tripoli aus die Johanniter (Malteser-Ritter), welche einige Zeit zuvor für den Verlust der Insel Rhodus, die ihnen von den Türken entzogen worden war, von Karl V. diese Besitzungen im Mittelmeere unter der Bedingung eingeräumt erhalten hatten, dasselbe gegen die Barbaren zu schützen.

An der Spitze eines aus Spaniern, Italienern und Deutschen bestehenden Heeres von 26,000 Mann landete der Kaiser auf einer Flotte von mehr als 400 spanischen und italienischen Schiffen glücklich im Golf, erstürmte Goletta, zersprengte Hehradin's doppelt so starkes Heer durch den Sieg vor Tunis und nahm ohne Widerstand die in sich entzweite Stadt ein, in welcher bereits die Menge der gefangenen Christensklaven sich befreit, des Schlosses bemächtigt und Hehradin zur Flucht genöthigt hatte. Mehr noch als über diesen Sieg freute sich der Kaiser über das Glück, 22,000 Christensklaven der Freiheit zurückgeben zu können. Die von den Soldaten geplünderte Stadt übergab er samt dem Lande ihrem vorigen Besitzer Muley Hassan wieder (doch unter spanischer Oberhoheit) und behielt nur Goletta und einen Küstenstrich.

Schon handelte es sich um ein ausgedehntes Unternehmen gegen die Türken, als Franz I. von Frankreich den dritten Krieg anfieng. Nach dem Tode des Herzogs Franz Sforza von Mailand nahm Karl das Herzogthum als eröffnetes Reichslehen in Besitz, während Franz verlangte, daß er einen seiner Söhne damit belehnen solle. Rasch sammelte der Kaiser in Italien ein Heer von 30,000 Mann und fiel in Südfrankreich ein, während von den Niederlanden her ein kaiserliches Heer auch in Nordfrankreich einbrang. Aber jenes wurde nach einem vergeblichen Angriff auf Marseille durch Mangel und Krankheiten zum Rückzug genöthigt, und dieses richtete gleichfalls nichts aus. Damals trat Franz in ein offenes Bündniß mit den Türken, wie dies später in den Kriegen Frankreichs gegen Oesterreich noch einmal der Fall war. Es wurde jedoch dieser Krieg im Jahre 1538 durch den Waffenstillstand von Nizza unterbrochen.

205. Für die Protestanten, welche nichts weiter wollten, als dem Kaiser „die rechtliche Anerkennung ihrer Glaubens- und Lebensform abgewinnen“, hing alles von dem Bestehen und der Fortbildung ihres Bundes ab. Ungeachtet des Nürnberger Friedens war ihre rechtliche Stellung noch sehr unsicher, zumal das Kammergericht seitdem nicht aufgehört hatte, einzelne Stände des schmalkaldischen Bundes zu belästigen, insbesondere diejenigen, welche im Nürnberger Frieden nicht namentlich aufgeführt waren.

Eine Vergünstigung König Ferdinand's aber, gemäß welcher er bei der von ihm bewilligten Erneuerung des Stillstandes der Kammerprozesse die namentliche Aufführung der Bundesglieder ganz wegließ (um eine größere Annäherung der Protestanten an Frankreich zu verhindern), gab den schmalkaldischen Ständen die Möglichkeit, durch Aufnahme neuer Glieder ihren Bund zu erweitern und zu befestigen.

Im Vertrauen auf diese Zusicherung wurden die Herzoge von Württemberg und Pommern, die Fürsten von Anhalt und die Städte Augsburg, Frankfurt, Hamburg, Hannover und Rempten aufgenommen, die militärischen Bundesleistungen auf 24,000 Mann festgesetzt und der Bund im Jahr 1536 auf weitere zehn Jahre erneuert. Im Jahr 1538 trat auch Dänemark bei.

Zugleich erfolgte auch durch Vermittlung Bucer's eine Versöhnung der oberländischen Städte mit den Lutherischen, indem jene in der sogenannten Wittenberger Concordie vom Jahre 1536 ebenfalls die Augsburgerische Confession und Apologie annahmen; aber Melancthon's Änderung des Abendmahlsartikels durch eine allgemeinere Fassung erwarb ihm bei den meisten Glaubensgenossen keinen Dank, zog ihm vielmehr bitteren Verdruss zu. Jener Vereinigung traten im Jahre 1537 auch sieben Schweizerische Städte bei, nämlich Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Mühlhausen und Biel, worüber Luther in einem eigenen Schreiben seine innige Freude bezeugte.

Bei der Erneuerung des schmalkalbischen Bundes (1537) wurden auch die von Luther verfaßten, nachher zu den Symbolen gezählten schmalkalbischen Artikel aufgestellt, welche zur Vorlage bei einem künftigen allgemeinen Concilium dienen sollten. Denn der Kaiser, welcher stets der Ansicht war, daß eine befriedigende Herstellung und Befestigung der kaiserl. Macht im deutschen Reiche ohne Wiederherstellung der kirchlichen Einheit nicht zu erzielen sei, hatte schon seit 1530 ein allgemeines Concilium bei den Päpsten betrieben; aber diese hatten stets einem Concil, wobei es der Kaiser auf die Einschränkung ihrer Macht ab sah, auszuweichen gesucht. Als Paul III. den römischen Stuhl bestieg, hielt er die Verhältnisse zu einem Concil geeignet und schrieb dasselbe 1537 nach Mantua aus, jedoch mit dem ausgesprochenen Zwecke der „Ausrottung der lutherischen Ketzerei.“ Ein solches Concil wiesen die Protestanten zurück; und weil sie, wie immer, ein unparteiisches, freies, d. i. von Rom unabhängiges Concil auf deutschem Reichsboden verlangten, so verschob es der Papst, indem er hinwiederum auf jeinem Standpunkt ein solches nicht gewähren konnte.

206. Obgleich dem Kaiser alles daran lag, die Protestanten zu beruhigen, und sie nicht auf Frankreichs und Englands Seite hinüber zu treiben, erklärte doch sein Vicekanzler Held, ein ehrgeiziger, gegen die Protestanten mit Bitterkeit erfüllter Mann, den schmalkalbischen Bundesgliedern, daß alle bisherigen ihnen günstigen Zusicherungen und Abreden ungiltig seien, und betrieb (behufs der Execution der kammergerichtlichen Beschlüsse) ein katholisches Bündniß, das 1538 zu Nürnberg unter dem Namen „Christliche Einigung“, jedoch nur unter den eifrigsten katholischen Fürsten zu Stande kam und den Herzog Ludwig von Bayern und Herzog Heinrich von Braunschweig zu Bundeshäuptern hatte.

Um dieses — wie es schien unbefugte — Verfahren seines Dieners einigermaßen gut zu machen, bewilligte der Kaiser 1539 auf dem Frankfurter Anstand den Protestanten Proceßstillstand auf anderthalb Jahre, bestätigte jedoch, auf päpstliche Gegenvorstellung, zugleich den katholischen Bund; wie sich denn Karl stets schwankend benahm, weil sein Ziel keine offene, geradeausgehende Politik zuließ.

Da indes der eifrigste Gegner der Reformation, Herzog Georg von Sachsen, 1539 starb und sein Bruder Heinrich die Reformation in Dresden und Leipzig einführte; da ferner der Erzbischof von Mainz das ihm gleichfalls zuständige Erzbisthum Magdeburg und Bisthum Halberstadt gegen Bezahlung seiner Schulden den Protestanten freigab; da auch Markgraf Joachim II. von Brandenburg nach seines Bruders Joachim I. Tode zur Reformation überging; da endlich der protestanteneindliche Rangler Held starb und der friedlichere Granvelle das deutsche Reichsiegel bekam: so hatten die Protestanten günstigere Aussichten.

207. Da unterdessen der (mit dem sächsischen Hause verwandte) Herzog Wilhelm von Cleve durch einen Vertrag in den Besitz von Geldern kam, und der Kaiser aus einer Vereinigung von Cleve-Geldern (eines Gebietes, das von der Werra bis zur Maas und auf beiden Seiten des Rheins von Köln bis gegen Utrecht reichte) mit dem schmalkalbischen Bunde Gefahr für seine Niederlande befürchtete, der Papst aber zu keinem Concil zu vermögen war: so versuchte der Kaiser selbst, die getrennten Theile zu einer Verständigung zu bringen. Er lud ihre Theologen mehrmals zu Religions-

gesprächen (zu Speyer, Hagenau, Worms) ein; doch, kaum begonnen, wurden sie stets wieder abgebrochen, bis endlich am 5. April 1541 das Religionsgespräch zu Regensburg (während des Reichstags) zu Stande kam, das protestantischer Seits von Melanchthon, Pistorius und Bucer, katholischer Seits von Eck, Pflug und Gropper, unter Leitung des päpstlichen Legaten Contarini und unter dem Voritze des kaiserlichen Abgeordneten Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, sowie des kaiserlichen Kanzlers Granbella gehalten wurde und große Erwartungen erregte.

Denn in der römischen Kirche war durch die Rückwirkung der Reformation in vielen bedeutenden Geistern ebenfalls ein Bedürfnis nach Reinigung der wesentlichsten Heilslehren entstanden und noch unter Leo X. in Italien eine Gesellschaft, genannt „Oratorium der göttlichen Liebe“, von 50 bis 60 ausgezeichneten Männern gestiftet worden, die namentlich mit der augustinischen Rechtfertigungslehre vertraut und einverstanden waren. Vier von ihnen wurden nachher Cardinale, und einer unter diesen war der eben genannte Legat Contarini, der mit seinem christlichen Wahrheitsfinne in dem Regensburger Gespräche die Verhandlungen über Erwarten günstig leitete. Es wurde dabei ein von Gropper verfaßtes Buch zu Grunde gelegt, in welchem sehr vieles mit der evangelischen Lehre übereinstimmte, der Papst nur erster Bischof genannt, die Lehre von den Heiligen gemildert, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten gestattet war u. Von Seite der Protestanten legte man dabei das Augsburger Glaubensbekenntniß, aber nicht in seiner ursprünglichen, sondern in der von Melanchthon veränderten Gestalt zu Grunde, die man die Variata nennt. Er hatte nämlich die Augustana 1540 ausführlicher bearbeitet und, um die Häupter der Reformation zu gewinnen, den 10. Artikel, der vom heiligen Abendmahl handelt, durch eine weniger bestimmte Fassung verändert, übrigens dadurch die ursprüngliche Augustana keineswegs ungiltig machen wollen. (In der Folge wurde diese Variata in mehreren deutschen Landeskirchen auf längere oder kürzere Zeit kirchengebräuchlich. Der Streit über dieselbe war übrigens heftig und lang andauernd.)

Schon hatte man sich über vier streitige Hauptartikel des christlichen Glaubens vereinigt, als plötzlich das Einigungswerk abgebrochen werden mußte. Denn weder Luther, noch der Papst bestätigten das Verhandelte, weil beide den Grund ihres Standpunktes gefährdet sahen: Luther aus Besorgniß, die römische Kirche möchte durch scheinbares Nachgeben die Protestanten gewinnen und nachher wieder unter das Joch ihrer Satzungen bringen wollen; der Papst aus Besorgniß, theils der römischen Kirche zu viel zu vergeben, theils durch eine Wiedervereinigung Deutschlands die Stellung des in Italien ohnedies so mächtigen Kaisers für Rom noch gefährlicher zu machen.

Ungeachtet der Kurfürst von Mainz und die Herzoge von Bayern den Kaiser zu einem Krieg und den Papst zu einem Kreuzzug gegen die Protestanten aufforderten, fiel doch der Reichsabschied unerwartet milde aus, indem der Nürnberger Friede wieder anerkannt und „erstrekt“ und die kammergerichtlichen Prozesse gegen die Protestanten eingestellt wurden. Den Landgrafen Philipp von Hessen und den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg aber verpflichtete der Kaiser durch religiöse Zugeständnisse, sich der Aufnahme des Herzogs von Cleve in den schmalkaldischen Bund zu widersetzen und jede Vereinigung dieses Bundes mit Frankreich zu verhindern.

208. Hierauf nahm der Kaiser seine Unternehmung gegen die Raubstaaten wieder auf (§. 204), welche die italischen und spanischen Küsten zu plündern fortführen, und trat, jedoch wider den Rath des erfahrensten See-

mannes, Andreas Doria aus Genua, noch im Spätherbste den Zug nach 1541 Algier an, wo ein Gefährte Ghebradin's, Hassan Aga, den Spaniern großen Schaden that; aber anhaltende Regengüsse und furchtbare Stürme zwangen den Kaiser, Afrika's Küsten, an denen er kaum gelandet war, wieder zu verlassen und die Eroberung Algier's aufzugeben.

Der Kaiser war mit 22,000 Mann eingeschiff und hatte am 24. October die afrikanische Küste erreicht. Aber schon in der zweiten Nacht nach der Landung brach ein so heftiger Aquinotialsturm mit unaussprechlichen Regenströmen aus, daß die ohne Segel unter freiem Himmel lagernden Truppen kaum Fuß fassen konnten und der größte Theil der Schiffe theils zerstreut, theils zerstört wurde, so daß am Morgen der Strand voll Schiffstrümmer und Leichen lag. Zu gleicher Zeit machten die Türken einen Ausfall aus der Stadt, welcher bei dem erschwerten Gebrauch des Geschüßes nur mit Noth zurückgetrieben wurde. Unter unausgesetzten Angriffen und unter Entbehrungen aller Art, an denen der Kaiser mit dem standhaftesten Muth theilnahm, zog das Heer drei Tage lang an den Küsten hin bis zum Vorgebirge Metafuz, wo sich die zerstreuten Schiffe gesammelt hatten. Kaum waren die Schiffe befestigt, als ein abermaliger Sturm sie wieder zerstreute. Der Kaiser betrat nach vielen Gefahren zu Carthagena den spanischen Boden.

Nachdem auch ein mit Hilfe der Protestanten unternommener Reichskrieg gegen die Türken (1542), um sie aus Ungarn hinauszutreiben, keinen Erfolg gehabt hatte, unternahm Frankreich im Bunde mit den Türken, den Dänen, den Schweden und dem Herzog von Cleve zum vierten Mal einen Feldzug gegen den Kaiser. Franz griff die Niederlande an, Soliman selbst machte sich gegen Deutschland auf, und Nizza sollte ein Hauptangriffspunkt werden.

Um in dem großen Kampfe gegen die Franzosen und Türken nicht allein zu stehen, mußte sich der Kaiser an England und an die deutschen Protestanten wenden.

Zwar hatte der schmalkaldische Bund soeben durch den Landgrafen Philipp von Hessen den Herzog Heinrich von Braunschweig, weil dieser in Folge eines Kammergerichtspruchs die schmalkaldischen Städte Goslar und Minden (ohne kaiserliche Zustimmung) gewaltsam bedrängt hatte, mit einem Heere von 20,000 Mann aus seinem Lande vertrieben und sich förmlich vom Reichskammergerichte losgelöst. Während der Landgraf das feste Wolfenbüttel einnahm und dort die erste evangelische Predigt halten ließ, flüchtete sich Herzog Heinrich nach Bayern, um im Reich Hilfe zu suchen, erhielt aber dort von des Kaisers Räten nur Vorwürfe; denn der Kaiser mußte aus Politik zu jenem eigenmächtigen Verfahren schweigen, um den Beistand dieser Fürsten zum Kriege zu gewinnen. Daher kam es, daß noch viele Städte und Stände, darunter auch der Erzbischof von Köln (Hermann v. Wied) und Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg, zur Reformation übergingen. Als der Erzbischof von Köln bei seinem Uebertritte das von Melancthon verfaßte Gutachten über die „Anstellung einer christlichen Reformation“ seiner Kölner Universität und seinem Domkapitel vorlegte, erklärten sich beide in so heftigen Ausbrüchen dagegen, daß Melancthon in seiner musterhaften Antwort darauf sagte: „Was sollen Schmähungen bewirken? Solche unwürdige Mittel müssen den Unwillen aller würdigen Männer erregen.“ — Als daher auch der Bischof von Münster, Osnabrück und Minden um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund nachsuchte, wurde es ihm zur Bedingung gemacht, erst mit seinen Ständen und Domkapiteln darüber zu verhandeln.

Die Protestanten hätten in diesem Augenblicke sich die festeste Stellung erringen können; allein Hessen und Brandenburg waren bereits in Betreff Cleve's durch Vertrag an den Kaiser gebunden. Desgleichen waren auch Kurfürst Johann Friedrich und der junge Herzog Moriz von Sachsen (Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen) wegen des städtischen Wurzen so entweit, daß es zwischen ihnen zur Wurzenener Fehde kam, welche zwar auf Luther's Friedensermahnung durch einen Vergleich beigelegt wurde, aber zwischen beiden eine Spannung zurückließ. Moriz

gieng dabei so weit, daß er aus dem schmalkaldischen Bunde trat und sich an den Kaiser angeschlossen. Daher hatte der Kaiser bei der Uneinigkeit des schmalkaldischen Bundes in den bevorstehenden Kämpfen gegen Cleve freie Hand.

Unterdweilt zog er mit einem Heere aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere von 35,000 Mann den untern Rhein hinab, um vor allem den Herzog von Cleve zu strafen, der ihm seiner Niederlande wegen und als Bundesgenosse Frankreichs als der gefährlichste Vasall erschien, zumal er soeben (1543) auch zur Reformation übergetreten und zur Aufnahme in den schmalkaldischen Bund vorgeschlagen war. Cleve zählte auf Frankreich, und dieses ließ es im Stich. Nach dem Falle der für unbezwinglich gehaltenen Festung Püren that der Herzog Abbitte, verzichtete zu Gunsten des Kaisers auf Geldern und Zutphen und verstand sich dazu, die Reformation in seinem Lande wieder aufzuheben. Zu dieser Aufhebung mußte sich auch der alte Erzbischof von Köln verstehen, der aus innerer Ueberzeugung die evangelische Lehre angenommen hatte.

Um nun den Krieg mit Frankreich nachdrücklich führen zu können, zumal England schlechte Hilfe leistete, sprach der Kaiser auf dem Reichstage zu Speyer 1544 die Hilfe des Reichs an und erhielt — gegen Vertröstung auf ein allgemeines freies Concilium, gegen stillschweigendes Zugeständniß der von der Hierarchie getrennten Landeskirchen und gegen Gewährung völliger Rechtsgleichheit vor dem Kammergericht — die Hilfe der kriegsmächtigen schmalkaldischen Stände, die sie um so lieber gewährten, weil König Franz die Protestanten in seinem Lande zu verfolgen fortfuhr und sich als der „allerchristlichste“ König zu allgemeiner Schmach mit dem Erzfeind der Christenheit, dem Türken, verbunden hatte.

Nach den trefflichsten Vorbereitungen (namentlich in Betreff der Lebensmittel) begann der Kaiser an der Spitze eines fast ganz deutschen Heeres von 32,000 Mann zu Fuß und 8000 zu Pferd den vierten Krieg mit Franz durch Eroberung mehrerer französischen Festungen, wandte sich dann gegen Chalons und gieng plötzlich die Marne abwärts geradezu auf Paris los. Schon war er zu Soissons, als sich, über diese Kühnheit erschreckt, der französische König (der seit seiner Niederlage bei Pavia grundsätzlich jede offene Feldschlacht vermied) beeilte, den Frieden zu Crespy 1544 einzugehen, in welchem Franz auf Mailand, Piemont, Neapel, Flandern und Artois, Karl auf das ältere Burgund verzichtete, und beide sich gegen die Türken verbanden.

209. Dieser Friede mit Frankreich machte es dem Kaiser leichter, seinen Bemühungen für die Einigung Deutschlands mehr Nachdruck zu geben. Aber obgleich er mit einer ansehnlichen Kriegsmacht in Deutschland stand; obgleich die beiden Häupter und manche andere Mitglieder des schmalkaldischen Bundes unter sich uneinig waren: so behandelte der Kaiser doch sämtliche Protestanten mit der größten Rücksicht, stets in der Hoffnung, sie würden sich dem Concilium fügen, welches der Papst Paul III. mit dem Barbaren ausschrieb, sich dabei den leitenden Einfluß nicht entwinden oder auch nur schwächen zu lassen. Paul bezeichnete, wiewohl ungern, Orient (das noch als reichsangehörig gelten konnte) zum Versammlungsort.

Weil aber an die Protestanten keine Einladung oder Ankündigung

erging und ihnen dabei der Papst als Richter erschien, so glaubten sie, ein solches Concil (zumal es anfangs nur mit ausländischen Theologen besetzt war) nicht als ein freies ansehen zu können, sondern blieben auf ihrer Forderung eines Concils deutscher Nation.

Ohne die Unterwerfung der Protestanten unter das Concil konnte der Kaiser keinen Schritt in seiner Politik thun, und war daher, so wenig er selbst mit der Zusammensetzung dieses Concils zufrieden war, entschlossen, die Protestanten dazu zu zwingen. Daher unterhandelte der Kaiser, der nun von England und Frankreich nichts zu fürchten hatte, mit den Türken einen anderthalbjährigen Waffenstillstand, und trat, nachdem er so den Rücken frei hatte und der Hilfe der Protestanten nicht mehr bedurfte, dem Papste wieder näher. Dieser versäumte nichts, durch Versprechungen von Mannschaft und Geld einen endlichen Bruch zwischen dem Kaiser und den Protestanten herbeizuführen.

In dem Tractat zwischen dem Kaiser und Papst vom 26. Juni 1546 verpflichtete sich der Kaiser, nicht nur keinen Vertrag mehr mit dem schmalkaldischen Bunde ohne päpstliches Einverständnis einzugehen, sondern auch nach vergeblichem Ökumenischen Concilium jenes Bundes und überhaupt sämtliche Protestanten mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen den heil. Stuhl zurückzubringen. Dagegen versprach der Papst zu diesem Kriege 200,000 Kronen (Scudi) beizusteuern und 12,000 Mann zu Fuß mit 500 Reitern auf sechs Monate zu unterhalten; auch bewilligte er dem Kaiser den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter für das laufende Jahr. Zudem gab er nachher in einer besonderen Bulle allen denjenigen Ablass, die am Kriegszug gegen die Protestanten Theil nehmen würden.

Noch versuchte der Kaiser, um seine Plane zu verdecken, durch ein Religionsgespräch zu Worms eine Einigung zu Stande zu bringen; aber die katholischen Unterhändler (darunter Cochläus) waren so unnachgiebig, daß die Protestanten das Gespräch bald aufgaben. Vorsichtig suchte inzwischen der Kaiser, selbst mit Opfern, überall Verbündete zu bekommen, sogar unter den protestantischen Ständen, unter denen er sich vorzüglich den Herzog Moriz von Sachsen ersah, der ihm durch hellen Verstand und sein kräftiges einnehmendes Wesen Achtung eingeflößt hatte.

Der Kaiser hatte auch besonders deswegen Vertrauen zu ihm, weil ihm bekannt war, daß Moriz seit der Würzener Fehde (208) mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, gespannt und neuerdings über den Besitz der Stifter von Magdeburg und Halberstadt in Streit war, die jeder von ihnen gern für sich gehabt hätte. Vom Kaiser nach Regensburg eingeladen, folgte der ehrgeizige Moriz nach einigem Schwanken und riß sich, gelockt durch den Adler jenes Besitzes, ja durch die ferne Aussicht auf die Kurwürde, von seinen Blutsverwandten und von der Gemeinschaft mit den Evangelischen los.

Moriz ward gewonnen und erhielt durch geheimen Vertrag vor der Hand die Stifter Magdeburg und Halberstadt und die Zusicherung, daß den Protestanten seines Landes trotz des Concils, das er beschiden sollte, die hauptsächlichsten Confessionspuncte (die Rechtfertigung, der Reich, die Ehe der Geistlichen) belassen werden sollten.

Von den übrigen protestantischen Fürsten versprach Joachim II. von Brandenburg, sich neutral zu halten; der Markgraf von Eßstrin hielt es mit dem Kaiser; Herzog Erich von Göttingen-Calenberg und Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach traten sogar in des Kaisers Dienste. Unter den katholischen Fürsten gewann der Kaiser die Herzoge von Bayern durch die Aussicht auf die pfälzische Kur. Dafür versprach Bayern heimliche Hilfe an Kriegsbedarf zu leisten, während es äußerlich gegen die Protestanten Neutralität zu beobachten

sich das Ansehen gab. Alle übrigen katholischen Fürsten hielten es verstanter Weise mit dem Kaiser.

210. Jetzt, als eben auch der Papst und der spanische Staatsrath die verheissenen Geldunterstützungen sandten, beschloß der Kaiser den Krieg, und der Papst sah die künftigen Beschlüsse des Concils gesichert. Doch hatte der Kaiser dabei weniger die völlige Unterdrückung des protestantischen Glaubens, die er nicht mehr hoffen konnte, als vielmehr theils die Befestigung und Erweiterung der Macht seines Hauses durch Unterwerfung der Protestanten unter das Concil, theils die Geltendmachung des kaiserlichen Einflusses auf eine Erneuerung der römischen Kirche im Auge.

Von diesen Absichten und geheimen Abmachungen hatten die Protestanten bis zum letzten Augenblicke keine Ahnung, und erst als der Kaiser auf dem Regensburger Reichstag auf ihre Forderung eines Nationalconcils und eines sichern Friedens wider seine ernste Gewohnheit lachte, wußten sie sich die bisher gemachten Rüstungen des Kaisers zu deuten und dachten an ihre Vertheidigung.

Nicht lange vor diesen Anzeichen, die den Ausbruch eines Religionskrieges in Deutschland verkündigten, war am 18. Februar des Jahres 1546 Luther in einem Alter von 63 Jahren zu Eisleben gestorben, wo der viel Beschäftigte und viel Angegangene eine Streitigkeit zwischen den Grafen von Mansfeld zu schlichten hatte.

Körperliche Schmerzen (Stein und Kopfsicht) hatten ihn schon seit mehreren Jahren schwer geplagt; die Uneinigkeit unter den Protestanten und das dem Evangelium so wenig entsprechende Leben und Treiben der meisten Prediger und ihrer Gemeinden hatte seine Seele mit Kummer erfüllt, und seine letzten Lebensjahre waren noch besonders durch die Wahrnehmung getrübt worden, daß das protestantische Kirchenwesen nicht zur rechten Selbstständigkeit kommen konnte, weil die oft rücksichtslose Einzulehung der geistlichen Güter die Kirche zu arm gemacht hatte, und manche landesherrliche Macht die ihr von den Umständen eingeräumten bishöflichen Rechte stark mißbrauchte.

Am 23. Jan. 1546 reiste Luther auf Ersuchen seiner ehemaligen Landesherren, der Grafen von Mansfeld, von Wittenberg ab, um Streitigkeiten, die unter denselben in Bergwerksangelegenheiten entstanden waren, zu schlichten. Die ausgestretenen Wäster nöthigten ihn unterwegs, drei Tage in Halle zu verweilen, worauf er mit seinen drei Söhnen und dem Dr. Jonas auf einem Rahn mit Gefahr über das Wasser setzte und, an der Grenze von einem gräflichen Geleite empfangen, am 28. Januar in Eisleben anlangte. Dort wurde er unwohl, widmete sich aber, ungeachtet abwechselnder Schwachheitsanfälle, bis zum 16. Februar dem verwickelten Geschäft der Grafen. Dann aber bekam er einen stärkeren Anfall, dem er schon am 17. Februar erlag, nachdem er viel gebetet und zuletzt auf des Dr. Jonas Frage, ob er auf Christus und die Lehre des Evangeliums, die er gepredigt, sterben wolle, noch mit einem klaren Ja geantwortet hatte. Auf Befehl des Kurfürsten wurde sein Leichnam unter großem Geleite aus allen Städten, durch die der Zug gieng, nach Wittenberg gebracht und am 22. Februar, nach einer deutschen Predigt von Dr. Bugenhagen, genannt Pommeranus, über 1. Theß. 4. 13, 14 und einer lateinischen Rede Melancthon's, in der dortigen Schlosskirche beigesetzt.

Der Schmerz, das weltliche Schwert als Schiedsrichter in Sachen des Glaubens eingreifen zu sehen, sollte dem Manne erspart werden, welcher, ungeachtet der ihn selbst oft schwer drückenden Heftigkeit seines Temperaments, doch durch seinen tiefen Wahrheitsinn und vor allem durch die unerschütterliche Kraft des Glaubens einer Sache zu dienen berufen war, die nur in dem Schwerte des Geistes, welches ist das geschriebene Wort Gottes, ihre einzige Schutzwehr sucht.

Kap. 35. Der schmalkaldische Krieg und seine Folgen bis zum Religionsfrieden.

211. Der schmalkaldische Bund war gerade zu dieser Zeit in einem sehr gelockerten Zustande: Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hatte seine lutherische Kirchenordnung mit dem Versprechen erhalten, nicht zum Bunde zu treten; Dänemark hielt sich vom Bunde beleidigt und darum jezt fern; der Markgraf von Pommern wagte wegen seines Schwiegervaters, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, nicht aufzutreten; den Kurfürsten von der Pfalz hatte man aus bedenklicher Rücksicht auf Bayern, welches Ansprüche auf die pfälzische Kur machte, noch nicht zugelassen; Moriz war ausgetreten; sechs evangelische Städte, darunter Nürnberg und Regensburg, giengen ihren eigenen Weg; die übrigen Bundesglieder endlich waren über manche Bundesfachen bisher nicht ganz einig gewesen.

Doch die so nahe tretende Gefahr einigte die noch übrigen Glieder fester, als man glaubte. Sie erneuerten ihren Bund, brachten jedes Opfer und bald standen sie mit einem wohlgerüsteten Heere von 40,000 Mann schlagfertig da, während der Kaiser seine Truppen noch aus Italien und den Niederlanden erwartete und nur mit einigen hundert Mann zu Regensburg sich aufhielt.

Allein die Verbündeten benützten ihren Vortheil schlecht. Alle kräftigen Schritte des kriegserfahrenen Anführers der oberländischen Städtemacht, Sebastian Schärtlin's von Burtenbach, welche jeden Erfolg gesichert und den Krieg mit Einem Schlag beendigt hätten, wurden durch die Bedenklichkeit des Kriegsraths der beiden (ohne dies in ihrem Charakter so verschiedenen) Bundeshäupter und durch ihre Unkunde über die geheimen Verabredungen der Feinde zu nichte gemacht.

Schärtlin wollte über die Donau setzen, um, rasch durch das bayerische Gebiet ziehend, den Kaiser in Regensburg zu überfallen; aber die schmalkaldischen Fürsten, welche Bayern für neutral hielten, während es mit dem Kaiser in geheimem Einvernehmen war, unter sagten ihm dies, aus Besorgniß, Bayern gegen sich zu reizen. Nun eroberte Schärtlin die Clausse bei Füssen und wollte durch Tyrol dringen, um das Concilium bei Trient auseinander zu sprengen oder wenigstens dem Kaiser den Zug der italiischen Truppen abzuschneiden; aber die Fürsten verboten dies, um den König Ferdinand nicht zu beleidigen, von dem sie meinten, er werde seines Bruders, des Kaisers, Kriegsentwurf nicht billigen. Mit schwerem Herzen gehorchte Schärtlin und kehrte an die Donau zurück, und so kamen die Väter in Trient mit dem bloßen Schreden davon."

212. Sonach konnte der Kaiser in Regensburg ruhig bleiben, und als eben Zug von seinem Bruder aus Ungarn angekommen und die Hilfe aus Italien durch Tyrol in nahesten Anzug war, trat er mit der Reichsacht gegen die beiden schmalkaldischen Bundeshäupter hervor.

Ihre Unentschiedenheit wurde dadurch anfangs vermehrt. Als aber ein aufgefangenes päpstliches Ausschreiben an die katholischen Stände der Schweiz ihnen über die äußersten Plane ihrer Feinde die Augen öffnete, so schwanden ihre Zweifel an der Widerstandsberechtigung, und in einer eigenen Widerlegungsschrift wiesen sie alle in der Ahtzerklärung enthaltenen Beschuldigungen als unbegründet zurück.

Doch wollten sie sich nur auf Vertheidigung beschränken. Noch beherrschten sie das rechte Rheinufer, das linke Donauufer und den unteren Lech, und es fehlte ihnen nur Ingolstadt als Stützpunkt. Weil aber die Scheu vor Bayerns vermeintlicher Neutralität sie von der Besetzung dieses Platzes zurückhielt, zogen sie donauabwärts nach Regensburg, worauf natürlich der Kaiser auf der andern Seite Regensburg verließ und selbst Ingolstadt besetzte.

Nachdem der Kaiser in der Nähe von Ingolstadt eine feste Stellung genommen hatte, schlugen die Verbündeten am jenseitigen Ufer ihr Lager auf und wagten es auch, einige Tage lang das Lager des Kaisers zu beschießen, um ihn zu einer Schlacht zu nöthigen. Allein der Kaiser ließ sich nicht aus seiner Stellung bringen. Als eine Kugel sein Zelt zerriß und nicht neben ihm niederfiel, eben da er sich von seinem Astronomen den Lauf der Planeten erklären ließ, sagte er ruhig zu dem erschrockenen Astronomen, er solle fortfahren. Als hierauf Schärtlin einen Hauptangriff machen wollte, hielten ihn die beiden Fürsten zurück und brachen auf, um ein kaiserliches Hilfsheer von 17,600 Mann, das unter dem Grafen von Büren aus den Niederlanden anrückte, von der Vereinigung mit dem Kaiser abzuhalten. Büren aber wich aus und langte unaufgehalten in Ingolstadt an.

Nun schritt der Kaiser zum Angriff, machte sich durch die Einnahme von Neuburg zum Meister der Donau, drang in Schwaben ein und wandte sich nach Ulm. Dorthin folgten ihm die Verbündeten und nahmen ihre Stellung bei Giengen. Hier lagen beide Hauptheere bis in den Spätherbst hinein untätig einander gegenüber. Als Krankheiten bei des Kaisers ausländischen Truppen einrißen, machten ihm die Bundeshäupter Friedensvorschlüge. Der Kaiser forderte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade; denn soeben trat Moriz mit seiner offenen Hilfe für den Kaiser hervor, nachdem er die religiösen Befürchtungen seiner Stände durch seine Bethuerung, am protestantischen Bekenntniß festhalten zu wollen, möglichst beschwichtigt hatte.

Weil auch im Bundesheere Mangel einriß und die oberländischen Städte keine Geldhilfe mehr zahlen wollten, und überdies Johann Friedrich hörte, daß die Böhmen in sein Land eingedrungen seien, und eine Stadt seines Landes nach der andern sich an Moriz ergab, so zogen die Fürsten am 22. Nov. mit dem ganzen schmalkaldischen Heere von Giengen ab, um ihre Länder zu vertheidigen.

Darauf wandte sich der Kaiser sogleich gegen die Bundesstädte in Süddeutschland und am Rhein, brachte eine nach der andern durch Religionszugeständnisse zur Unterwerfung und züchtigte sie alle durch starke Schatzungen. Auch der alte Herzog Ulrich von Württemberg mußte sich durch die größten Opfer des Kaisers Gnade erkaufen. Der Erzbischof von Köln wurde förmlich seiner Fürstenwürde entsetzt, eine Gewaltthat, welche gegen die Reichsgesetze war. Auf diese Weise waren wieder alle geistlichen und weltlichen Stände in Schwaben und am Rhein zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückgekehrt.

Die Städte konnten die Schatzungen als eine Strafe für ihre Engergigkeit ansehen, mit der sie der Sache des Bundes gebient hatten. Ulm mußte 100,000 Goldgulden zahlen und 12 Kanonen ausliefern; Frankfurt 80,000, Remmingen 50,000, Esslingen 40,000, kleinere Städte nach Verhältnis zahlen. Hätten sie einig und muthig zusammengehalten, so war allein ihre Macht ausreichend, dem Kaiser zu

widerstehen; aber hauptsächlich die Liebe zum Besitz und Geld bewahm ihnen die Macht. Augsburg z. B., die reichste unter ihnen, umgeben von den festesten Mauern, gefüllt von 1200 Kanonen, gefüllt mit allen Kriegs- und Lebensbedürfnissen, verwies seinen tapfern Feldhauptmann Schärtlin, als derselbe der Stadt zumuthete, sich zu vertheidigen, und als er, auf seinen Vertrag sich stützend, bleiben wollte, bat ihn die reichen Bürger mit Thränen, doch im Guten zu gehen, sie wollten ihm Ersatz für seine liegenden Güter geben. Obgleich der reiche Fugger selbst mit dem Kaiser im Namen der Stadt auf günstige Bedingungen unterhandelte, mußte die Stadt doch 150,000 Goldgulden erlegen und 12 Fähnlein Kriegerleute als Besatzung aufnehmen. Auch das mächtige München wollte keinen Widerstand wagen. „Es ist ganz unglaublich (schrieb König Franz von Frankreich an seinen Gesandten in Cassel), daß die Leute, die bei gesundem Verstande und so mächtig sind, lieber ihr Geld hingeben wollen, um sich in die Knechtschaft zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen.“ Er begriff freilich nicht, daß die Scheu vor des Kaisers Majestät einigen Antheil an jener leichten Unterwerfung hatte. Mit Recht wiesen sie die französischen Geld- und Hülfsanerbietungen zurück, selbst als der Kaiser nach dem Abzug der italienischen Soldtruppen in Noth gerieth. Der Herzog von Württemberg mußte Abbitte thun, 300,000 Goldgulden geben, drei Festungen ausliefern, alles Geschütz herausgeben und Beistand zur Achtsvollstreckung versprechen.

213. Andererseits war, unter mannichfachen Hoffnungen auf einen Weg der Versöhnung, am 13. Dec. 1545 das Concilium zu Trient eröffnet worden und in eifrigem Gange. Es war für Deutschland bestimmt, und doch war (in dieser ersten Periode des Concils) Deutschland dabei fast gar nicht, die ganze Christenheit des Abendlandes überhaupt nur durch Spanier und Italiener vertreten. Auch die dabei befindlichen Theologen zählten keine Deutschen unter sich und bestanden meist aus Ordensgeistlichen, vorzüglich Dominicanern, die noch überall die Lehrstühle inne hatten. Auch sollte nach der Mehrzahl der einzelnen Beisitzer abgestimmt und die Sitzungen sollten von dem päpstlichen Legaten geleitet werden.

Nachdem das Concilium in seinen ersten Sitzungen der ungeschriebenen Tradition die gleiche Beweiskraft mit dem Evangelium beigelegt, für letzteres aber nur die Vulgata als authentische Uebersetzung anerkannt, auch die Gültigkeit der Apokryphen ausgesprochen und so (bloß mit Widerspruch eines einzigen Bischofs, der nur die heilige Schrift als alleinige Heilsquelle gelten lassen wollte) die Grundlage festgestellt hatte, war man gleich zu der wichtigsten Rechtfertigungslehre übergegangen. Obgleich neun hohe geistliche Würdenträger theils der vollen, theils der minder strengen augustinischen Rechtfertigungslehre das Wort rebelen, so wurden ihre Anträge doch von der Mehrheit verworfen und jede Vermittlung von der Hand gewiesen. Aus dieser Festhaltung der mündlichen Tradition, so wie aus der Aufstellung der tridentinisch-katholischen Rechtfertigungslehre ergab sich alsdann die Beibehaltung der sieben Sacramente, so wie überhaupt aller übrigen, die Hierarchie stützenden Lehren von selbst.

Mit diesen Anordnungen, sowie mit den Ergebnissen der ersten Sitzungen war der Kaiser nicht zufrieden, weil er eine wenigstens theilweise Beschränkung der päpstlichen Gewalt im Sinne hatte und ihm ohne beiderseitige Nachgiebigkeit in streitigen Religionsachen keine Vereinigung zwischen Katholiken und Protestanten möglich schien, an der ihm doch alles gelegen war. Er ersuchte daher den Papst, mit der Bekanntmachung der bis dahin erzielten dogmatischen Beschlüsse noch zurückzuhalten.

Weil der Kaiser aber um der Protestanten willen dem Papste nicht zugeben wollte, daß das Concil von Trient weg, tiefer in's Italische hinein verlegt werden sollte, und der Papst erfuhr, daß der Kaiser noch immer hoffte, dem Concil eine den Protestanten günstigere Wendung geben zu können: so ließ er nicht nur jene tridentinischen Glaubensartikel jetzt schon bekannt

machen, um dem Kaiser dadurch die Protestanten gänzlich zu entfremden, sondern er zog auch seine Hilfstruppen aus Deutschland zurück und trat mit Frankreich in Verbindung, um das der römischen Kirche gefährliche Wachsthum der kaiserlichen Macht zu verhindern. Zugleich verlegte er das Concil von Trient nach Bologna, obgleich ein Theil der Glieder desselben in Trient zurückblieb und dadurch eine Unterbrechung des Concils entstand.

Eine Krankheit, an welcher zwei Prälaten und einige Personen aus der Dienerschaft der Legaten starben, und welche von den städtischen Aerzten für eine gewöhnliche Folge der Jahreszeit, von dem Arzt des Concils aber und von dem Arzt eines Cardinals für eine Seuche erklärt wurde, gab den Vorwand zur Verlegung des Concils. Acht- unddreißig Prälaten machten sich sogleich nach Bologna auf. Die kaiserlichgesinnte Minderheit (18 an der Zahl) blieb in Trient zurück, wagte es aber nicht, Verhandlungen vorzunehmen.

214. Während der Kaiser Süddeutschland unterwarf, war Johann Friedrich mit 20,000 Mann aus dem Oberland (noch im Dec. 1546) in Thüringen erschienen, hatte sein Land von Moriz' schwachen Heerhaufen befreit, dessen eigenes Land (mit Ausnahme Leipzig's) eingenommen und dadurch, sowie durch Bewegungen, die sich für ihn in der Lausitz, in Schlesien und Böhmen erhoben, eine bedeutende Stellung gewonnen. Auch hatte er sich von dem alten Erzbischof Johann Albrecht die Stifter Magdeburg und Halberstadt gegen eine Jahresrente abtreten lassen.

Noch einmal wollten sich Moriz und sein junger Bundesgenosse, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Gulmbach, vereint bei Altenburg, wo Johann Friedrich ein Winterlager bezogen hatte, diesem entgegenstellen, aber der Kurfürst über-rumpelte den Markgrafen des Nachts in Nachliß und besam ihn gefangen. Moriz mußte sich nach Dresden zurückziehen und endlich das Land räumen, weil Ferdinand mit der versprochenen Hilfe aus Böhmen ausblieb, wo die Stände (unter denen die kaiserlichgesinnten die Oberhand hatten) diese Hilfe verweigerten und mit dem Kurfürsten in Unterhandlung traten. Bereits sah das ganze Elbgebiet in Johann Friedrich seine Stütze; ja selbst England und Frankreich boten ihm Hilfe an. Der redliche Johann Friedrich aber, der „alles von Gott erwarten wollte“, nahm sie nicht an.

Diese Ereignisse, insbesondere aber die Gefahr seines Bruders Ferdinand in Böhmen, bewogen den Kaiser, seine Kränklichkeit vergessend, von Nürnberg aus mit einem Heere nach Böhmen aufzubrechen, um mit dem Gewichte des Kaisernamens den Kurfürsten zur Unterwerfung und die Böhmen zum Gehorsam zurückzubringen. Die eben einlaufende Nachricht vom Tode seines alten Gegners, Franz I. von Frankreich, gab ihm von dieser Seite alle Sicherheit.

Der Kurfürst hatte einen Theil seines Heeres an der böhmischen Grenze stehen, um Ferdinand zu beobachten, mit dem andern stellte er sich an der mittlern Elbe (bei Meißen) auf. Des Kaisers rasche Vereinigung mit Ferdinand und Moriz in Eger hielt die Böhmen ab, zum Kurfürsten zu stoßen. Als daher der Kaiser mit einem Heere von 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 Mann zu Pferd von Eger aus in das sächsische Land einrückte und den Kurfürsten vom Thüringer Land abschchnitt, ließ dieser, der gerade nur 4000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd bei sich hatte, die Brücke bei Meißen in Brand stecken und suchte in Eilmärschen nach dem festen Wittenberg zurück zu ziehen. Bald jedoch, von des Kaisers Reiterei verfolgt und ein-

geholt, wurde er am 25. April in der Schlacht bei Mülberg besiegt und 1547 nach persönlich tapferer Gegenwehr gefangen genommen.

Dem Kaiser war alles daran gelegen gewesen, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt erreichte. Er zog ihm daher am jenseitigen Ufer der Elbe bis Mülberg nach, wo der Kurfürst sein Nachtlager hatte. Spät am Abend ritt der Kaiser mit Ferdinand und Moriz an's Ufer, um zu sehen, wo der Fluß am besten zu passieren sei. Da brachte der Herzog Alba einen Müller herbei, der ihnen aus Rache gegen die Kurfürstlichen, welche ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, gegen das Versprechen von hundert Kronen nebst zwei anderen Pferden, eine Furt zeigte. Unter dem Schutze des Frühnebels setzten darauf die Kaiserlichen über die Elbe, indem je ein Reiter einen Fußknecht hinter sich nahm, jener Müller aber das Pferd des Kaisers am Zügel führte. Als die Reiterei übergesetzt war, schlug man aus eroberten Rähen eine Schiffsbrücke, um den Rest des Heeres überzusetzen. Unterdeß stellte der Kaiser, sein andalusisches Roß tummelnd und seinem Podagra gleichsam Trost bietend, das Hauptheer in Schlachtordnung und rückte gegen Mülberg an.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Kurfürst wohnte eben in dem Städtchen dem Gottesdienste bei, als er die Nachricht erhielt, der Kaiser sei mit seinem Heere über die Elbe gesetzt und im Anzuge. Johann Friedrich glaubte aber den Gottesdienst vollends abwarten zu müssen und brach erst nach demselben mit seinem Heere auf, wobei er, um leichter fortzukommen, da er sehr corpulent war, in einem Wagen fuhr. Daher wurde er auf der Lothauer Heide von des Kaisers ungarischen Husaren eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Seine Reiterei ergriff beim ersten Angriff der Husaren die Flucht. Er selbst hatte sich für seine Person durch die Flucht retten können; aber er wollte treulich bei seinem Fußvolk aushalten. Als bereits die Seinen theils die Wahlstatt deckten, theils auf der Flucht begriffen waren, verließ er seinen Wagen und ließ sich auf einen friesischen Hengst heben, um schneller zu entfliehen. Er wurde aber von einem leichten Reitergeschwarm verfolgt und eingeholt. Einige ungarische Husaren drängten sich an ihn heran; er wehrte sich mit Muth, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und als ein Herr von Trodt ihm zurief, ob er sich ergeben wolle, zog er den Ring vom Finger und gab ihm denselben zum Zeichen, daß er sich ihm als einem Deutschen ergebe. Der Kaiser hatte eben mitten in der Heide den Befehl ertheilt, sich wieder zu sammeln, als ihm der gefangene Kurfürst vom Herzog von Alba zugeführt wurde. Sein Anblick erregte allgemeines Mitleid; denn Gesicht und Panzer waren mit Blut bedeckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und sagte: „Herr Gott erbarme dich meiner! nun bin ich hier!“ Als ihm Alba vom Pferde geholfen hatte, wollte er niederknien und in deutscher Weise die Hand reichen. Aber der Kaiser ließ beides nicht zu und wandte sich ungnädig ab. Und als der Kurfürst ausrief: „Allergnädigster Kaiser!“ entgegnete Karl: „So? bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißt!“ Da sagte der Kurfürst: „Ich bin Ew. Kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um fürstliches Gefängniß!“ — „Wohl“, antwortete der Kaiser, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt!“ Darauf wurde er mit dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der gleichfalls gefangen worden war, in das kaiserliche Lager abgeführt.

Nun rückte der Kaiser über Torgau vor Wittenberg, das durch Gräben, Wälle und Bastionen und durch eine zahlreiche Besatzung stark verwahrt war. Dazu kam, daß die Anwesenheit der Kurfürstin Sibylle mit ihren beiden Söhnen und das Bewußtsein der Bedeutung des Ortes, wo die neue Kirche entstanden war, den Muth der Bürgerschaft belebte. Weil die Stadt die Aufforderung, sich zu ergeben, zurückwies, forderte der Kaiser den Kurfürsten auf, den Seinigen die Übergabe zu befehlen, und bedrohte ihn, als er sich dessen weigerte, mit dem Tode. Allein Johann Friedrich entgegnete standhaft, das Unglück habe ihm den Muth nicht benommen. Erzürnt darüber ließ der Kaiser (wider alles Fürstenrecht) über den Kurfürsten, als über einen Rebellen, das Todesurtheil aussprechen, das dieser aber mit Ruhe anhörte, da er mit seinem höhern Richter längst im Reinen war.

Es war eben mit dem Herzog Ernst im Schachspiel begriffen, als ihm das Urtheil verkündet wurde. „Der Kaiser wird“, antwortete der Kurfürst, „gnädig mit mir verfahren; kann es aber nicht sein, so bitte ich, mir den Tag meines Todes vorher anzuzeigen, damit ich noch mit meiner Gemahlin und meinen Söhnen über manches mich besprechen kann.“ Darauf fuhr er im Spiel mit den Worten fort: „Habt Acht auf Euer Spiel: Ihr seid matt!“

Bald indes gewahrte der Kaiser und die Besonneneren seiner Umgebung, namentlich der Bischof von Arras (Granbella's Sohn) und der Herzog von Alba, daß man zu weit gegangen sei und sich nur selbst schaden würde. Da auch Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Cleve sogleich herbeieilten und sich dringend für den Gefangenen verwandten, so kam es zu Unterhandlungen. Zuerst stellte man ihm die Bedingung, sich den Beschlüssen des Conciliums und den Religionsanordnungen des Kaisers zu unterwerfen. Johann Friedrich wollte aber lieber Leib und Leben lassen, als sich dieser Zumuthung fügen. Nur in weltlichen Sachen zeigte er sich nachgiebiger, weil er auf keine Hilfe rechnen konnte, da selbst der Landgraf von Hessen bereits darauf bedacht war, sich mit dem Kaiser zu vertragen.

1547 So unterschrieb denn Johann Friedrich am 18. Mai des Jahres die Wittenberger Capitulation, in welcher ihm alle Rechte auf sein Fürstenthum, sowie die Kurwürde abgesprochen und die Gefangenschaft auferlegt wurde, deren Dauer in dem Belieben des Kaisers stehen sollte. Einige Wochen darauf wurde das Kurfürstenthum an Moriz verlichen und dies noch im Lager verkündigt.

So gieng die Kur von der ernestinischen Linie auf die albertinische über.^{*)} Doch mußte Moriz den Kindern Johann Friedrich's ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden und einen Theil des Landes mit Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und anderen Orten zum Unterhalt überlassen, woraus nachher die jetzigen sächsischen Herzogthümer entstanden sind. Der gefangene Kurfürst wurde übrigens sehr milde gehalten: denn Karl suchte auf alle Weise seinem Verfahren das Gehässige zu benehmen, um sich die verschätzte Gunst der Protestanten wieder zu gewinnen. So gab er die Versicherung, daß den Einwohnern Wittenbergs ihre Habe und ihre unge störte Religionsfreiheit gelassen werden sollte; auch gab er ihnen auf ihren Wunsch keine Spanier, (vor deren Grausamkeit man sich allgemein fürchtete), sondern Deutsche zur Besatzung. Und als er bei seiner Anwesenheit in Wittenberg hörte, daß man seinetwegen den protestantischen Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt habe, gab er sein Mißfallen darüber zu erkennen, und Buzenhagen mußte wieder predigen. Als man dem Kaiser in der Schloßkirche Luther's Grab zeigte, und Alba und andere ihm riefen, die Gebeine dieses Erzherrers verbrennen zu lassen, erwiderte er: „Laßt ihn ruhen! er hat seinen Richter schon gefunden; ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!“ — Obnedies hatte sich ihm von dem Leben der Evangelischen während seines Aufenthalts in Sachsen eine ganz andere Vorstellung aufge drängt, so daß er bei seinem Abzug sagte: „Wir haben's in diesen Landen ganz anders gefunden, als uns gesagt worden ist.“

*) Die ernestinische und albertinische Linie:

Kurfürst Friedrich II. 1428–1464.

Kurfürst Ernst, † 1486.

Herzog Albert, † 1510.

Kurfürst Friedrich III.
der Weise, † 1525.

Kurf. Johann,
† 1532.

Herzog Georg.

Herzog Heinrich.

Kurf. Johann Friedrich
bis 1547.

Kurfürst Moriz,
1547–1553.

215. Auf die Nachricht von der Unterwerfung Wittenberg's gieng auch das Heer der niedersächsischen Bundesglieder auseinander; eines nach dem andern unterwarf sich dem Kaiser, nur Magdeburg widerstand seiner Aufforderung. Um sich nicht aufzuhalten, überließ der Kaiser die Bezwingung dieser Stadt ihrem neuen Landesherrn, ohne zu ahnen, daß er das ungewollene Magdeburg als „einen Dorn in seinem Fuß stecken ließ, der ihm nachher sehr schmerzhaft werden sollte.“ Hierauf hielt der Kaiser seinen Einzug in Halle, das 200,000 G. Kriegskosten erlegen mußte.

Nun sollte auch das andere Bundeshaupt, der Landgraf Philipp von Hessen, gedemüthigt werden. Der Kaiser, der beschloffen hatte, sich entweder der Person desselben zu bemächtigen oder ihn aus dem Lande zu jagen, forderte von ihm Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, fußfällige Abbitte, Schleifung aller seiner Festungen bis auf Rassel oder Ziegenhahn, Zahlung von 150,000 Goldgulden und Freigebung Herzog Heinrich's von Braunschweig.

Da Philipp auf diese schweren Bedingungen nicht eingehen, besonders sich dem Kaiser nicht persönlich in die Hände geben wollte, so erhielt Moriz den Auftrag, seinen Schwiegervater zur Unterwerfung zu bewegen. Weder Moriz, noch Kurfürst Joachim glaubten, daß der Kaiser zur persönlichen Haft schreiten werde, erstens weil ihnen des Kaisers Råthe mündlich die Versicherung gaben, daß der Landgraf weder an Leib, noch an Gut geschädigt, noch mit Gefängniß beschwert werden solle; sodann weil Ferdinand ein sicheres Geleit mündlich zugesandt, nur es nicht selbst übernehmen wollte; endlich weil der Kaiser selbst versprach, nach der Abbitte einen Sühnebrief zu geben.

Auf diese mündlichen Versicherungen trauend gaben beide Fürsten dem Landgrafen einen kaiserlichen Capitulationsentwurf, worin zwar von einer Versicherung der Nichtverhaftung nichts stand; dessen ungeachtet glaubten sie, sich für ein „sicheres, sicheres, ehrliches, ungefährliches Geleit“ verbürgen zu können.

Inzwischen hatte der Kaiser seinem Bruder geoffenbart, daß er den Landgrafen gefangen zu halten gedente, „wenn auch nur auf kurze Zeit, das würden ihm doch die Kurfürsten nicht übel nehmen, weil er ja dadurch der Versicherung nicht entgegenhandle, die er gegeben habe.“ Ferdinand mahnte ihn ab; aber der Reiz, beide, alte, ihm so furchtbare Gegner in seine Gewalt zu bekommen, verlockte den Kaiser, von der Bahn der Mäßigung abzuweichen.

Der Landgraf, von seinem Adel verlassen und der Zusage der beiden mit ihm unterhandelnden Kurfürsten Moriz und Joachim trauend, willigte in alle Bedingungen, erschien vor dem Kaiser zu Halle, that fußfällige Abbitte und erhielt die Begnadigung, in deren Formel aber die Worte: enthalten waren, daß er nicht mit ewigem Gefängniß beschwert werden solle. Ungeachtet er nun glaubte, alle Pflicht erfüllt zu haben, ward er doch gefangen gehalten und in strenge Haft (zunächst nach Donauwörth) gebracht.

Als der Landgraf nach seiner Ankunft am kaiserlichen Hoflager die ihm vorgelegte Urkunde unterschrieben hatte, forderte der Bischof von Arras (der jüngere Granvella) noch die schriftliche Versicherung von ihm, die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums annehmen zu wollen. Philipp weigerte sich; da man aber darauf bestand und sagte, der Kaiser warte schon auf ihn und werde ihm sein Zögern übel vermerken, so unterschrieb er, jedoch mit den Worten, daß er mit den beiden Kurfürsten dasjenige halten wolle, was ein christlich-freies Generalconcil beschließen werde. Hierauf begab sich der Landgraf in schwarzer Sammtkleidung, die rothe österreichische Felsbinde darunter, zwischen den beiden Kurfürsten gehend, in den Thronsaal, wo der Kaiser auf dem Throne, umgeben von einer großen Anzahl deutscher, spanischer und italienischer Fürsten, Prälaten und Gesandten, bereits seiner wartete. Als sich ihm der Landgraf genähert hatte, kniete er am Fuße des Thrones nieder, und sein Kanzler Günterode mußte, hinter ihm knieend, die Abbitte vorlesen. Als während dieser Ablegung der

Landgraf, dem diese Abbitte nicht von Herzen gieng, einige Mal aus Verlegenheit das Gesicht zum Nácheln verzog, sagte der Kaiser mit drohendem Finger in niederländischer Mundart: „Wöll, ick soll zu lehren lachgen!“ Nach Anbörung des Strafurtheils und Verlesung einer Dankagung wartete der knieende Landgraf auf des Kaisers Wink zum Aufstehen, und als dieser nicht erfolgte, stand er selbst auf, um dem Kaiser die Hand zu reichen. Dieser aber hielt die seinige zurück, worauf Herzog Alba ihm die Hand reichte. Darauf bemerkte ihm der Kurfürst Joachim gleichsam begütigend, der Kaiser wolle ihm die Hand der Sühne erst nach Erfüllung aller Capitulationspunkte geben, und lud ihn mit dem Kurfürsten Moriz ein, bei dem Herzog von Alba in der Morizburg zu Abend zu speisen. Nach der Abendtafel, während des Brettspiels, geriethen Alba und die beiden Kurfürsten im Nebenzimmer in ein eifriges Gespräch mit einander. Endlich, als der Landgraf aufbrechen wollte, erblickte er spanische Wachen, und nun traten die beiden Kurfürsten bestürzt herein und sagten ihm, daß Alba aus Auftrag des Kaisers darauf bestche, daß er, der Landgraf, in Gost bleibe; sie posten aber, am andern Morgen den Kaiser von diesem Entschlusse abzubringen; ja Moriz blieb, um seinen Schwiegervater, der ganz außer sich war, nicht zu verlassen, selbst auf dem Schlosse über Nacht. Alle nachherigen Vorstellungen der tief beleidigten Fürsten, alle Erinnerungen an mündliche Zusagen, alle Bitten, sie nicht in diesem „Unruh“ Feden zu lassen, vermochten keine Sinnesänderung bei dem Kaiser, der sich an den Wortlaut des schriftlichen Capitulationsvertrageshielt, hervorzubringen: der Landgraf war und blieb Gefangener und mußte als solcher, gleich dem Kurfürsten Johann Friedrich, dem kaiserlichen Hofsager folgen. War bei dieser Gefangennahme ein Betrug mit untergekauft, so fällt dertelbe weniger auf den Kaiser selbst als auf seine spanischen Ráthe. Es scheint übrigens, daß er sich durch diese Strenge vor Rache habe schützen wollen, ohne zu bedenken, daß diese Politik ihm nicht nur einen großen Theil des Erfolges seines bisherigen Kriegsglücks, sondern auch seines Nachruhms kosten werde. Schon der Anblick der vor ihm herreisenden, nur von Spaniern bewachten Fürsten wandte die Herzen vieler Deutschen von ihm ab, die sich ohnedies in keine kalte, abgemessene, düstere spanische Erscheinung nicht finden konnten, so sehr er sich auch bemühte, ihnen zu gefallen.

Hierauf mußte sich Böhmen und die Lauitz unter den härtesten Bedingungen unterwerfen und Ferdinand's scharfe Züchtigung fühlen. Prag verlor alle seine Freiheiten, mußte alles Góthlich ausliefern und auf alle seine städtischen Einkünfte aus Gütern und Zóllen verzichten. Nur allein die mit Johann Friedrich verbündeten niederländischen Städte widerstanden fest, ganz besonders Bremen, das Herzog Erich von Braunschweig mit 29,000 Mann belagerte, bis er durch die vereinigte Stadtkraft von Magdeburg, Braunschweig und Hamburg zum Abzug gezwungen und an der Weiser von ihr geschlagen wurde.

Gern hätte der Kaiser auch Niederdeutschland vollends unterworfen; aber sein Mißverhältniß zu dem Papste erheischte wieder seine Gegenwart in Oberdeutschland.

216. Nicht gewillt, die Verlegung des Concils nach Bologna und die bereits veröffentlichten tridentiner Glaubensartikel anzuerkennen, eröffnete der Kaiser 1547 einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem er die geistlichen Kurfürsten, sowie auch die protestantischen Fürsten (mit Ausnahme Johann Friedrich's) dahin brachte, sich dem Concil unterwerfen zu wollen, wenn es wieder nach Trient zurückverlegt und dann eine erneuerte Berathung der schon aufgestellten Dogmen vorgenommen würde.

Zu dieser Einwilligung bewog den Kurfürsten von der Pfalz die Furcht vor des Kaisers Ungnade, den Kurfürsten Moriz die Hoffnung, seinem Schwiegervater die Freiheit zu erwirken, den Kurfürsten Joachim seine halbe Stellung zur protestantischen Sache. Als der Kaiser dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zumuthete, sich wenigstens den Beschlüssen der beiden andern Kurfürsten anzuschließen,

weigerte er sich mit den Worten, „er verlasse sich auf keines Menschen Standhaftigkeit und werde kein Decret des Concils annehmen, bevor er es geprüft habe.“

Weil Paul III. aus Besorgniß vor des Kaisers Uebermacht die kaiserliche Aufforderung so gut als zurückschickte, so protestierte der Kaiser gegen jede Verhandlung zu Bologna und nannte gegen den päpstlichen Legaten den Papst einen eigensinnigen Mann, der selbst den Untergang der Kirche herbeiführe; wenn derselbe sich nicht eines Besseren besinne, werde er selbst ein Concil veranstalten, mit dem alle zufrieden sein würden.

Den großen Machteinfluß des Kaisers auf diesem Reichstag ersieht man daraus, daß das Reichskammergericht mit lauter katholischen Rätthen besetzt und dem Kaiser 1) das Recht zugesprochen wurde, für diesmal diese Rätthe allein wählen zu dürfen; 2) daß sein Vorschlag, eine Reichskriegsclasse zu bilden, angenommen wurde, wodurch ihm die Mittel gegeben wurden, jede innere Bewegung auf Kosten des Reiches zu dämpfen; 3) daß man den sog. burgundischen Vertrag (v. 1548) annahm, wodurch alle seine niederländischen Provinzen als burgundischer Kreis in das deutsche Gebiet aufgenommen wurden. Dieser Vertrag legte dem Reiche die Pflicht auf, die Niederlande zu verteidigen und deren Freiheiten unverkürzt zu belassen, und sprach dem Oberherrn der Niederlande Sitz und Stimme am Reichstag zu, ohne daß er rücksichtlich dieser Provinzen den Gesetzen und Ordnungen des Reichs verpflichtet sein sollte.

Da auch die zu Bologna versammelten Prälaten gegen eine Zurückverlegung nach Trient protestierten, so faßte der Kaiser den Gedanken, auch ohne den Papst aus alleiniger kaiserlicher Autorität eine Reformation der deutschen Kirche vorzunehmen, da ihm eine vollständige religiöse Restauration im Sinne Roms unmöglich schien. So ließ er am 15. Mai 1548 das Augsburger Interim ausgehen, d. i. eine von bevollmächtigten katholischen Theologen (dem Bischof Julius v. Pflug und Weihbischof Helding) mit Zuziehung des protestantischen brandenburgischen Hospredigers (Agricola) entworfene Glaubensvorschrift, welche einerseits die Hierarchie, auf welcher auch das Kaiserthum beruhete, aufrecht erhalten, anderseits den Protestanten die Möglichkeit gewähren sollte, sich an die katholische Kirche anzuschließen, bis ein allgemeines Concilium alle Theile befriedigen würde.

In Gemäßheit des Interims, das aus 26 Artikeln bestand, sollte den Protestanten der Kelch und die Ehe der Geistlichen zugesprochen sein; in den Artikeln der Rechtfertigung, Reisse und Kirche näherte man sich ein wenig den Protestanten; sonst aber sollte das Recht der Bischöfe, die sieben Sacramente, die Transsubstantiation, die Fürbitte der Heiligen, das Fasten, die Ceremonien beibehalten werden, im übrigen diese Interimskirche vom Papste weniger abhängig und die Protestanten wegen ihrer Abweichungen nicht schlechthin anathematisirt sein.

Da aber die katholischen Stände dieses Interim nicht annahmen, so sah sich der Kaiser gezwungen, es bloß auf die Protestanten zu beschränken. Trotz der Bedenken der Fürsten mußte der Kaiser seinen Willen durchzusetzen: der Kurfürst von Brandenburg, der Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach und der Herzog Erich von Braunschweig unterschrieben es unbedingt, Moriz bedingt, weil er seinen Ständen Religionschutz zugesagt hatte. Nur der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und der Markgraf Johann von Güttrin unterschrieben nicht, und standhaft weigerte sich auch Johann Friedrich, der seine Freiheit mit Verletzung seines Gewissens nicht erkaufen wollte.

Zahlreicher Widerspruch erhob sich aber von den protestantischen Städten; nur die süddeutschen Städtegemeinden, die sich auch im schmalhalsdischen Kriege nicht standhaft benommen hatten, gaben dem durch Droh-

ungen und Mißhandlungen gegen sie angewandten Gewissenszwang nach; ihre meisten Prediger (fast 400 an der Zahl) blieben standhaft ihrem Bekenntnisse treu und wurden verjagt. In Nord- und Ostdeutschland aber widerstanden alle Städte, namentlich Bremen, Braunschweig, Hamburg, am festesten Magdeburg, das ohnedies noch in der kaiserlichen Acht war. Ueber die letztere Stadt gerieth der Kaiser in solchen Zorn, daß er sie, als die Hegerin und Pflegerin aller kirchlichen und politischen Widerseßlichkeit, in verschärfte Acht erklärte, zu deren Vollziehung es ihm vor der Hand nur noch an Macht fehlte.

Selbst in den kurfürstlich-sächsischen Ländern weigerten sich die Städte und Stände; und Moriz, welchem der Kaiser rief, den Widerstand durch Gewalt, insbesondere durch Auslieferung Melancthon's zu brechen, folgte zwar hierin dem Kaiser keineswegs, brachte aber Melancthon zu einer Aenderung der Augsburgerischen Confession und zur Abschaffung des Leipziger Interim's. Seinem Beispiel folgten Hessen, Pommern, Cleve. Das Leipziger Interim ließ die Autorität des Papstes, die Messe, die letzte Oelung, die Fasten, das Frohnleichnamsfest und die äußeren Gebräuche zu, und stellte die Lehre von den Adiaphoris („von den Mittelbdingen“, deren Beobachtung oder Nichtbeobachtung keinen Einfluß auf die Seligkeit hätten) auf, wogegen sich vornehmlich der Wittenberger Professor M. Flacius, genannt Illyricus, heftig eifern und erhob, während Melancthon sie verteidigte.

217. Da selbst katholische Länder anfiengen, das kaiserliche Interim anzunehmen, so gelang es dem Kaiser, auch den Papst Paul dahin zu bringen, daß er durch seinen Legaten in Augsburg erklären ließ, in dem Interim sei nichts den Seelen Gefährliches oder die Gewissen Beschwerendes enthalten, und die Bischöfe könnten die den Protestanten darin gemachten Zugeständnisse dulden. Als kurz darauf Papst Paul starb und der neue Papst Julius III. dem Kaiser seine Erhebung verdankte, so hatte auch die Zurückverlegung des Concils nach Trient keine Schwierigkeit mehr.

Jetzt nahmen nicht nur die drei geistlichen Kurfürsten in Person, desgleichen noch andere Prälaten Deutschlands ihren Sitz in der Versammlung zu Trient ein, sondern auch protestantische Theologen, insbesondere die von Sachsen und Württemberg, kamen unter sicherem Geleite dort an, da jetzt ein kaiserlicher Bevollmächtigter (der schon erwähnte Bischof von Arras) den Vorsitz und die Leitung des Concils hatte. Die Wiedereröffnung geschah am 1. Mai 1551.

Der Papst hatte seine Legaten angewiesen, den Protestanten zwar freundlich zu begegnen, auch ihnen gute Versprechungen zu machen und dabei keine Kosten zu scheuen, aber zu einem Religionsgespräch mit ihnen sollten sie es durchaus nicht kommen lassen. Als daher die Gesandten der protestantischen Fürsten die Wiederbesprechung der schon veröffentlichten Artikel, die Theilnahme protestantischer Theologen an den Verhandlungen und die Anerkennung der heil. Schrift als alleiniger Entscheidungsform forderten und dem Papste den Eid verweigerten, weil das Concilium über dem Papste stehe, so erschrak die Versammlung. Und als nachher die spanischen Prälaten sich mit diesen Forderungen der Protestanten einverstanden erklärten, erkannte Rom seine ganze Gefahr.

In Deutschland galt es zunächst, Magdeburg's Widerstand zu brechen. Lange wagte niemand auf eigene Kosten die Reichsacht gegen diese wohl gerüstete Stadt zu vollziehen, bis der Kaiser durch Beschluß vom 9. Nov. 1550 den Kurfürsten Moriz beauftragte, im Namen und auf Kosten des Reichs die Achtsvollziehung zu übernehmen. Hierauf belagerte Moriz die Stadt mit einem zahlreichen Heere. Das ganze protestantische Deut-

land nahm ängstlich Antheil an der heldenmüthigen Vertheidigung dieser Stadt, von deren Schicksal die protestantische Sache abzuhängen schien.

Magdeburg hatte auf zwei Jahre Lebensmittel, alle Vorräthe und Thürme, selbst die hohen Domthürme mit schwerem Geschütz reichlich besetzt und alle Bürger und Soldner eidlch zur Treue verpflichtet. Von ihren Geistlichen mit der Zuversicht, für Gott zu streiten, erfüllt, wiesen die Bürger jede Aufforderung zur Uebergabe zurück und trauten dem Kurfürsten selbst dann nicht, als er sich erbot, ihnen freies Bekenntniß nach der Augsburgerischen Confession und die Bestätigung aller ihrer Freiheiten vom Kaiser zu erwirken, denn man traute weder ihm noch dem Kaiser. Was man nach dem Falle Magdeburg's zu erdulden haben werde, konnte man aus der Behandlung anderer Städte abnehmen. In Augsburg z. B. wurden die Bürger vom kaiserlichen Kriegsvolk (Spaniern und Italienern) wie Besiegte behandelt: Ranzeln und Kirchensühle wurden zer schlagen, während der Predigt Ball gespielt u.

In allen Städten fühlte man wachsenden Religionsdruck, der vom Kaiser und seinen spanischen Truppen ausgieng; selbst die deutschen Fürsten sahen sich geringschätziger von ihm behandelt, und besonders mußte sich Landgraf Philipp, den der Kaiser schon in Donauwörth von sich entfernt und in den Niederlanden, anfangs in Oudenarde, zuletzt in Mecheln gefangen hielt, die unwürdigste Behandlung gefallen lassen, und alle Verwendungen der weltlichen Kurfürsten für ihn halfen nichts. Der allgemeine Haß der Protestanten, wie der Katholiken gegen die übermüthigen Spanier fiel auch auf den Kaiser. Bei den Protestanten war besonders Moriz ein Gegenstand des Abscheus, weil man ihn nicht nur als einen Verräther seines Vaters, seines Schwiegervaters und der deutschen Sache, sondern auch als Verleugner des Evangeliums ansah, der sich nun auch gegen Magdeburg gebrauchen lasse.

Da die Ritterschaft seines Landes richtete bereits ihre Hoffnung auf seinen Bruder August. Die Unzufriedenheit in Deutschland war allgemein und mehrte sich noch theils durch die Furcht vor dem Tridentiner Concil, das doch nie weiter als das Interim gehen würde, theils durch die Besorgniß vor des Kaisers dynastischen Plänen, da er damit umging, den Deutschen seinen Sohn, den spanischen Philipp, als einstigen Nachfolger in der Kaiserwürde aufzudrängen, nachdem er ihm schon zwei Jahre zuvor von den niederländischen Ständen hatte huldigen lassen. Auch Ferdinand wollte die Ansprüche seiner Nachkommen nicht aufgeben und verstand sich nur dazu, daß Philipp zwar ihm in der Regierung folgen solle, sein (Ferdinand's) Sohn Maximilian aber wieder Philipp. Allein die deutschen Fürsten fühlten sich von Philipp's kaltem, finstern Wesen zurückgestoßen.

218. Plötzlich änderte Kurfürst Moriz seine Stellung gegen den Kaiser. Nicht gleichgiltig gegen die öffentliche Meinung, die ihn so streng richtete, dazu schon länger mit dem politischen Verfahren des Kaisers nicht mehr zufrieden, faßte Moriz den Entschluß, sich vom Kaiser abzuwenden. Er schloß daher mit mehreren protestantischen Fürsten einen geheimen Bund, in welchem er versprach, die Augsburgerische Confession wieder zu bekennen und zu ihrer Erhaltung, sowie zum Schutze der deutschen Freiheit Land und Leute zu wagen.

Er hatte nämlich eben ein Söldnerheer, das der ungebeugte Markgraf Johann von Cüstrin der Stadt Magdeburg zu Hilfe schickte, bei Verden besiegt, als er, „mitten im Sieg zu der Meinung der Besiegten übergehend“, 1551 jenes geheime Bündniß zuerst in Dresden mit dem Markgrafen von Cüstrin, dann in Torgau mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen schloß. Hans von Cüstrin gab sich auch alle Mühe, die beiden sächsischen Linien auszuöhnen, den Magdeburger Krieg zu beendigen und die Fürsten der östlichen und nördlichen Länder (Preußen, Lüneburg, Pommern, Holstein) in den Bund zu ziehen.

Da aber überall die Landeseinkünfte erschöpft waren, brachte Markgraf Albrecht von Culmbach (der nicht zu diesem Bunde trat, sondern für sich handeln wollte) eine Verbindung mit Frankreich in Vorschlag, um Geld zum Krieg zu bekommen, und Moriz gieng gleich darauf ein. Der französische König Heinrich II., der in seinem Lande die Protestanten verfolgte, wußte die Unterstützung derselben in Deutschland mit seiner Politik gar wohl zu vereinigen, indem sie ihm Gelegenheit bot, seine Macht nach deutscher Seite hin auszudehnen. Er schlug durch seinen Gesandten den in Bockau versammelten Fürsten einen Angriffskrieg vor, und da alle, mit Ausnahme des Markgrafen von Cüstrin, darauf eingiengen, versprach er monatlich 100,000 Kronen Subsidien und erhielt dafür von Moriz und seinen Verbündeten die Zusage, die Reichsstädte Metz, Toul, Verdun und Cambrai als Reichsbicar, d. i. mit dem Vorbehalt der Rechte des Reichs an sie, besetzen zu dürfen. Weder die Dankbarkeit gegen den Kaiser, der den Kurfürsten Moriz erhöht hatte, noch die Rücksicht auf das deutsche Reich, dessen Unverletzlichkeit ihm als einem Kurfürsten hätte heilig sein sollen, hielten ihn ab, seine vorige Untreue mit einer neuen Untreue wieder gut zu machen. Sein Vorbehalt der Rechte des Reichs an jene Städte schien ihm den Schaden zu mindern, und dieser letztere dünkte ihm jedenfalls nicht so groß, als der Gewinn, Deutschland vom Joch der spanischen Politik des Kaisers zu befreien und die evangelische Kirche dem Neze des Concils zu entziehen. So wurde der Vertrag durch den Markgrafen Albrecht am 15. Jan. 1552 in dem Schlosse Chambord abgeschlossen.

Während dieser Unterhandlungen mit Frankreich setzte Moriz die Belagerung von Magdeburg zum Schein fort, und als Frankreich den Vertrag unterzeichnet hatte, bot er der Stadt Gnade und Religionschutz an, und ließ sich von ihr huldigen, entließ aber die Truppen nicht, sondern behielt sie bis auf weiteres in seinen Diensten.

Nachdem er den sächsischen und hessischen Landständen hatte eröffnen lassen, daß man die gefangenen Fürsten befreien wolle, setzten sich Moriz, Wilhelm von Hessen und Markgraf Albrecht mit drei Heerhaufen in Bewegung, vereinigten sich bei Rothenburg an dem Tauber und schlugen ihren Weg über Augsburg nach dem Süden ein, während zu gleicher Zeit der französische König Metz besetzte und sich dort als „Vertreter der deutschen Freiheit“ verkündete.

Die sächsischen Stände hatten bei den Gegenvorstellungen, die sie anfangs ihrem Kurfürsten machten, erklärt, daß ihm „ein solches Vorhaben gegen den Kaiser bei jedermann zu höchster Verkleinerung, zum Nachtheil seines Ruhs und zu seiner und seiner Unterthanen Verderben gerathen“ werde. „Durch Bündnisse mit fremden Potentaten seien schon manche deutsche Fürsten in verderblichen Schäden gekommen.“

219. Unterdessen saß der Kaiser in Innsbruck, mit dem tridentinischen Concil und mit seinen dynastischen Entwürfen beschäftigt, und dachte, obwohl vielfach gewarnt, an nichts weniger als an Verrath, zumal er sich gerade von Moriz alles Gehorsams versah, weil dieser zum Schein bereits eine Reise zum Kaiser nach Innsbruck angetreten und seine Gesandten und Procuratoren nach Trient abgeordnet hatte. (Seinen Theologen aber, die auch schon den Weg nach Trient angetreten hatten, und unter denen sich Melancthon befand, hatte der Kurfürst den Befehl nachgeschickt, bis auf weiteres in Nürnberg

berg zu bleiben.) Auch der bei Moriz befindliche kaiserliche Commissär Sazarus Schwenbt hatte dem Kaiser stets günstige Berichte über das Verhalten des Kurfürsten erstattet. Daher konnte der Kaiser an einen Verrath Moriz' nicht glauben, bis ihn plötzlich überall in Deutschland erscheinende Manifeste der verbündeten Fürsten enttäuschten, welche ihn vielfacher Verletzungen der Wafscapitulation, wie auch der Unterdrückung deutscher Reichsfreiheit beschuldigten.

Das sächsische Manifest enthielt den Vorwurf, daß der Kaiser unter dem Schein, die Kirchentrennung heben zu wollen, nur nach Erweiterung und Vermehrung seiner Macht und nach Vernichtung der christlichen Religion Augsburgischen Bekenntnisses getrachtet habe. Desgleichen wurde ihm vorgeworfen, daß die fortwährende Gefangenschaft des Sandgrafen eine Unbilligkeit, ja eine dem Fürstenstand angethane Schmach sei, und daß er vertragswidriger Weise fremde Truppen nach Deutschland geführt habe, die durch ihre viehischen Sitten Land und Leute zu Grunde gerichtet hätten. — In dem Manifeste des Markgrafen von Culmbach wurde dem Kaiser vorgeworfen, daß er die Stände durch überhäufte theure Reichstage, die protestantischen Städte durch unerhörte Schatzungen geplagt, fremden Räten die nationalen nachgesetzt, das Reichsiegel fremden Händen anvertraut und die Deutschen genöthigt habe, in fremder Sprache ihr Recht zu suchen; daß er fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt, kurz die Freiheit der Deutschen, dieser edelsten und vornehmsten Nation der ganzen Christenheit, auf die unerträglichste Weise unterjocht habe.

Der Kaiser, hilflos wie er war, ohne Truppen, ohne Geld, dabei nichtkrank, verließ im ersten Augenblick, nur von einigen Dienern begleitet, in der Nacht des 6. April Innsbruck, um, da er in das gegen ihn aufgeregte Italien sich nicht wagte, nach den Niederlanden durchzukommen; aber Moriz hatte schon die Ehrenberger Clause gesperrt, und der Kaiser mußte wieder nach Innsbruck zurück.

Indes hatte Ferdinand für den bedrängten Kaiser gewirkt und in einer Unterhandlung mit Moriz eine Tagfahrt nach Passau zur Abstellung der Irrungen bestimmt. Weil sich aber für den Kaiser zu Ulm, Frankfurt und Reutli (in der Nähe der Ehrenberger Clause) eine Truppenmacht versammelte, zersprengte Moriz die bei Reutli aufgestellten Truppen des Kaisers, erstürmte die Clause, über die ihm ein Schäfer einen geheimen Pfad gezeigt hatte, und wollte den Kaiser in Innsbruck gefangen nehmen. Da aber schrie sein Kriegsvolk nach dem Ehrensold, der nach altem Herkommen Sturm- laufenden zusam, und wollte, da es nicht gleich befriedigt wurde, die Waffen gegen Moriz wenden, der sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes vor ihren Spießen und Schüssen rettete.

Dieser Aufenthalt verschaffte dem Kaiser Zeit, am 20. Mai bei Nacht aus Innsbruck zu entkommen und über das Tyroler Gebirg nach Villach in Kärnthen zu fliehen. Tags zuvor hatte er dem gefangenen Johann Friedrich seine Freiheit angekündigt.

Die Flucht des Kaisers erfolgte in der Nacht bei einem Regenschirm: man zog meist durch ungebahnte Gebirgspfade, der Kaiser wegen seiner Gicht in einer Sänfte, Ferdinand mit dem Hofschatz zu Pferd, manche zu Fuß, Diener mit Fackeln voran. Die Freilassung des Kurfürsten war unter der Bedingung geschehen, daß dieser noch eine Zeitlang freiwillig dem Hofschatz folge, und am andern Morgen reiste Johann Friedrich, von dessen Thüre die spanische Wache in der Nacht abgezogen war, dem Kaiser gewissenhaft nach, wobei er in der Freude seines Herzens ein geistliches Danklied anstimmte. Da er dem kaiserlichen Zuge nur mit großer Anstrengung nachkommen konnte, sagte er scherzend: „Ich wollte ja gern dem Hof nicht entlaufen, wenn der Hof mir nicht entliefe.“ Als er den Zug erreichte, und der Kaiser, um ihn zu sprechen, an einer breiten Wegstelle hielt, gieng Johann Friedrich auf ihn zu, dankte ihm

für die Freiheit und erbot sich zu Dienst und Gehorsam, worauf der Kaiser, der ihn um seines standhaften Glaubens und seiner großen Redlichkeit willen schätzen gelernt hatte, sein Haupt entblößend und ihm die Hand reichend, in deutscher Sprache sagte: er habe ihn gern erledigt und wolle ihm auch fernerhin ein gnädiger Kaiser bleiben. Auf der Weiterreise nach Villach äußerte der Kaiser zu Lazarus Schwendt: „Ich habe es mit den Deutschen gut gemeint, aber bei keinem Theile Dank verdient: bei den Katholiken nicht, denn wenn ich es diesen zu Gefallen hätte machen sollen, so hätte ich dem Kurfürsten müssen den Kopf abschlagen lassen; bei den lutherischen auch nicht, darum will ich sie Gott befehlen, der mag es gut machen.“

Am 23. Mai besetzte Moriz Innsbruck, überließ die Habe des Kaisers seinen Soldaten zur Beute, die Habe Ferdinand's aber und das Eigenthum der Bürger verschonte er. Darauf kehrte er mit seinem Heere zurück, verlegte es in's Eichstädtische und begab sich nach Passau zur verabredeten Fürstenversammlung.

Unterdessen hatte das Concil sich auf zwei Jahre für suspendiert erklärt, und die Prälaten waren, in der Meinung, Moriz' Zug gelte Trient, aus einander geflohen.

220. Es stand nun ein langwieriger und gefährlicher Krieg in Aussicht: aber König Ferdinand, der es stets mit den Deutschen besser gemeint hatte, theilte seines Bruders Ansichten und Entwürfe nicht und sah ein, daß ein Concil, wie das Tridentiner, die Protestanten nie beruhigen werde. Seiner Zusage gemäß trat er daher zu Passau mit den sechs Kurfürsten Deutschlands, mit den Herzogen von Jülich, Pommern und Württemberg, sowie auch mit dem Herzog Albrecht V. von Bayern, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und noch andern katholischen Fürsten zusammen, die alle einsahen, daß man an die Vernichtung des Protestantismus nicht mehr denken könne.

Die Frage, „ob ohne Oberhoheit des Papstes oder eines Concils ein friedliches und sicheres Dasein möglich sei“, befaßten jetzt geistliche und weltliche, katholische wie protestantische Fürsten mit der Forderung, daß der Friede beiden Theilen zu Gute kommen und beide gegeneinander sicher stellen müsse. Ohnedies war in diesem Augenblicke die ganze katholische Partei gegen die protestantische im Nachtheil und konnte auf einen ausreichenden Schutz des Kaisers nicht mehr rechnen. So kam der **Passauer Vertrag** (am 6. Juni) zu Stande, dieses merkwürdige, von den Fürsten Deutschlands verfaßte und von König Ferdinand mit unterschriebene, sowie nachher von dem Kaiser bestätigte Gutachten, welches den Protestanten Augsburger Confession völlige Gewissensfreiheit einräumte, die bürgerliche Rechtsgleichheit unter Hinweisung auf die Entscheidung des nächsten Reichstags in Aussicht stellte und für alle aus dem Lande Vertriebenen eine allgemeine Verzeihung gewährte. Eine Clausel enthielt noch die wichtige Bedingung, daß der Friede auch dann aufrecht bleiben sollte, wenn kein Religionsvertrag zu Stande komme.

Anfangs schlug der Kaiser, der von dem Gedanken einer formalen Einheit der Christenheit nicht abgehen wollte, ohne weiteres die Bewilligung eines immerwährenden Friedens ab und hatte von Villach aus neue Rüstungen betrieben, deren Mittelpunkt Frankfurt a. M. war. Moriz war daher in sein bis Mergerheim vorgeschobenes Lager gerückt und hatte dort mit seinen Verbündeten den Beschluß gefaßt, durch eine Ueberrumpelung Frankfurt den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Zu gleicher Zeit reiste Ferdinand nach Villach zum Kaiser, und nur seinen dringenden Vorstellungen hat man es zu danken, daß der Kaiser endlich einwilligte.

Nun hörte der gedrückte Zustand des Reiches auf, die vertriebenen Prediger kehrten zurück; das Interim ward feierlich abgeschafft, die über die schmalländischen Bundesgenossen verhängte Nacht aufgehoben und die beiden gefangenen Fürsten wurden frei; nur mußte der Landgraf geloben, den früheren Vertrag zu halten und seine Gefangenschaft nicht zu rächen.

Johann Friedrich mußte zuvor noch das Abkommen seiner Söhne mit Moriz bestätigen. Noch einmal wollte ihm der Kaiser zunuthen, sich den Beschlüssen eines künftigen Concils oder Reichstags in Sachen der Religion zu unterwerfen: er blieb aber bis zum letzten Augenblick standhaft in seiner Glaubensstreue. Als Johann Friedrich das sächsische Gebiet wieder betrat, ward er überall, besonders in den ihm noch gebliebenen Landschaften, fast wie ein Märtyrer empfangen, und von Alt und Jung in allen Ständen mit Freudenrufen und Thränen der Nührung, sowie mit anderen Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit überhäuft. (Ermahnenswerth ist, daß der berühmte Maler Lucas Cranaach aus Liebe zu ihm vom Jahre 1550 an die Gefangenschaft mit ihm getheilt hatte.) Landgraf Philipp, der bis zum letzten Augenblick seiner Haft üble Behandlung auszuweichen gehabt hatte und durch sein Unglück ruhiger und milder geworden war, gieng, als er nach Rassel zurückkam, gleich in die Kirche und kniete dort lange im Gebet an der Denksäule seiner inzwischen gestorbenen Gemahlin. Auch enthielt er sich fortan aller Staatsgeschäfte.

221. Hern zeigten sich die meisten deutschen Fürsten dem Kaiser willfährig, welcher, um des Reiches Würde zu wahren, den Entschluß faßte, die Franzosen wieder aus Lothringen zu vertreiben. Auch aus Spanien eilten viele Große herbei, um sich ihrem bedrängten Herrn zu Diensten zu stellen, und sein Sohn Philipp sandte ihm eine Million Ducaten, die er für ihn in Spanien aufgebracht hatte. Daher sah sich Kaiser Karl bald von einem bedeutenden Reichsheer umgeben, mit dem er sich gegen Frankreich wandte, während Moriz dem König Ferdinand in Ungarn gegen die Türken zu Hilfe zog, was er ihm vor der Eingehung des Passauer Vertrages hatte versprechen müssen. Dadurch entgieng Moriz zugleich der beschämenden Verlegenheit, gegen Frankreich mit auszugehen, um ihm das Gebiet wieder abzurufen, das er so schmachlich an dasselbe hingegeben hatte.

Anstatt daß aber der Kaiser gleich in's Innere Frankreichs eingedrungen wäre, um den unvorbereiteten König in die Enge zu treiben, hielt er sich auf Alba's Rath, ungeachtet der späten Herbstzeit, mit der Belagerung von Mez auf, wozu er sich auch die Hilfe des Markgrafen Albrecht zu gewinnen wußte, der allein sich dem Passauer Vertrage nicht hatte fügen wollen, um auf eigene Faust mit 10,000 Mann einen Plünderungskrieg in den rheinischen Bisthümern führen zu können. Aber Krankheiten im Heere nöthigten den Kaiser (im Januar 1553), die Belagerung der von dem Herzog Franz von Guise geschickt vertheidigten Stadt aufzuheben und so das wichtige Mez für das Reich verloren zu geben. Dies war die schlimmste Folge einer Verbindung deutscher Fürsten mit einem Nachbar, der stets nach Deutschlands Grenzländern seine raubsüchtigen Arme ausstreckte.

Da auch in Ungarn nichts ausgerichtet wurde, in Italien die kaiserlichen Waffen keinen Fortgang hatten, die türkisch-französische Flotte Neapel angriff und die italienischen Küsten plünderte, so gerieth des Kaisers Ansehen überall in Abnahme. Ja, als er es noch einmal versuchte, die Kurfürsten für die Wahl seines Sohnes Philipp zum König von Deutschland zu gewinnen, so schloßen katholische und protestantische Fürsten

zu Wimpfen ein förmliches Vertheidigungsbündniß, falls der Kaiser dem spanischen Philipp dem deutschen Reiche aufdrängen wollte.

Inzwischen fuhr der wilde Markgraf Albrecht in seinem Raubkrieg gegen die geistlichen Stifter, besonders in Franken, fort, um sich für die dem Kaiser bei Krieg geleisteten und nicht belohnten Dienste bezahlt zu machen. Trogend auf sein Verhältniß zum Kaiser, der ihn gewähren ließ, wies er jeden Vorschlag vermittelnder Fürsten zu einem Vergleich zwischen ihm und den fränkischen Bischöfen zurück, und als endlich die Vermittler erklärten, daß sie mit seiner Sache nichts mehr zu thun haben wollten, brach er im Unwillen wieder los, eroberte Bamberg, brandschakte im Nürnbergischen und Altburgischen Schlösser, Städte und Klöster und nahm sogar die Reichsstadt Schweinfurt in Besitz. Daher vereinigte sich Moriz mit dem König Ferdinand und dem Herzog Heinrich von Braunschweig, um den wilden Landfriedensbrecher zur Ordnung zu bringen.

Weil man nämlich wahrnahm, daß der Markgraf bei seinem Treiben von dem Kaiser gesont wurde, Moriz aber in einer etwaigen Verbindung Albrecht's mit dem Kaiser eine persönliche Gefahr für sich erblickte, so nahm er seine frühern geheimen Unterhandlungen mit dem König von Frankreich wieder auf.

Zu gleicher Zeit forderte Moriz Ferdinand auf, sich mit ihm gegen Albrecht zu vereinigen; und Ferdinand, der von Albrecht's rohem Treiben einen Umsturz der mühsam erreichten Ordnung fürchtete und von Moriz' undeutlichen Nebenansichten nichts ahnte, unterstützte ihn mit Kriegsvolk; auch Herzog Heinrich von Braunschweig trat aus gleich guter Absicht dem Bunde gegen Albrecht bei.

Hievon unterrichtet, beschloß Albrecht seinen Gegnern zuzukommen und warf sich zunächst brandschakend auf Niedersachsen, wo er rasch durch das Magdeburgische ziehen wollte, um in Moriz' Erbland einzufallen. Dieser aber verlegte ihm mit 16,000 Mann den Weg und nöthigte ihn den 9. Juli 1553 zur Schlacht von Sievershausen, in welcher Moriz zwar siegte, aber im wilden Reitergemenge eine tödtliche Schußwunde in den Leib erhielt, an der er zwei Tage darauf mit den Worten starb: Gott wird kommen —!

Sein Abfall von der protestantischen Sache hatte sie dem Untergange nahe gebracht, sein Abfall vom Kaiser die deutsche Freiheit wieder hergestellt: die doppelte Untreue sollte sein Tod sühnen. Er war erst 32 Jahre alt, als er starb, und hinterließ nur eine Tochter. Sein Bruder August, der ihm, nach einer früheren Zusage des Kaisers, in der Regierung der sächsischen Kurlande folgte, trat im Raumburger Vertrag vom 26. Februar 1554 die meißnischen Lande in Thüringen (darunter Altenburg) und in Franken dem alten Johann Friedrich wieder ab. Acht Tage darauf (am 3. März) starb der Letztere, nachdem er noch seine Söhne zur Eintracht ermahnt und mit Amsdorf gebetet hatte, mit den Worten: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Hat sich auch sein Geist in nicht sehr weiten Grenzen bewegt, so bewies er doch innerhalb des ihm zugefallenen Berufskreises eine Treue und Heflichkeit, eine Seelenstärke und Glaubensfestigkeit, auf die sich eben das an ihm zu rühmende Verdienst gründet, den Protestantismus aufrecht erhalten zu haben.

Den Krieg gegen den Markgrafen Albrecht setzte Herzog Heinrich von Braunschweig allein fort. Er schlug ihn in einem Treffen bei Braunschweig, verfolgte ihn in seine Erblande und eroberte Bayreuth und Hof. Jetzt erst sprach das Kammergericht die Reichsacht über den Markgrafen aus. Während darüber kündigte Albrecht dem Kaiser auf und zog wieder nach Norddeutschland, während Herzog Heinrich gegen alle diejenigen, welche er für Anhänger Albrecht's oder Frankreichs hielt, die Reichsacht, die der Kaiser jetzt erst bestätigte, vollzog. Endlich mußte er als Geketzter und Flüchtling über den Rhein nach Frankreich fliehen, wo er selbst sein Unglück als „eine Strafe Gottes ansah, dessen Wort er einst verfolgt habe“, schob aber doch in einer eignen Vertheidigungsschrift alle Schuld auf den Kaiser. (Nach zwei Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und starb, 35 Jahre alt, zu Pforzheim, 1557.)

Nun erst neigte sich alles zum Frieden; alle deutschen Fürsten legten ihre Privatstreitigkeiten in Güte bei und waren dem Kaiser behilflich, den König von Frankreich, der verwüstend in die Niederlande eingefallen war, in die Schranken zurückzuweisen. Doch erlangte man keine entscheidenden Vortheile und brachte es nur zu einem Waffenstillstand (1556).

222. Dem ohnedies durch zunehmende Kränklichkeit verstimmten Kaiser Karl waren seit Moriz' Abfall die deutschen Angelegenheiten völlig verleidet, und weil er theils aus religiöser Ueberzeugung, theils „aus staatsmännischem Selbstgefühl den Schimpf nicht erleben wollte“, den so lange Jahre hindurch mit allen Mitteln verfolgten Hauptgedanken seines Lebens förmlich „fallen lassen“ zu müssen, so zog er sich zurück und überließ seinem Bruder, dem König Ferdinand, die Leitung des im Passauer Vertrage verheißenen Reichstags.

Auf den Grund eines Artikels im Passauer Vertrage kam man überein, daß zuerst die Angelegenheiten des Religionsfriedens, auf Grund des Reichsabschieds von 1544 und des Passauer Vertrags, und alsdann erst die Landfriedens- und Executionsordnung vorgenommen werden solle. Nach den lebhaftesten Verhandlungen, bei welchen erst nach der Entfernung des päpstlichen Legaten, den der Tod des Papstes Julius III. zum Conclave nach Rom abrief, die mildere Stimmung obsiegte, kam am 25. September 1555 der Augsburger Religionsfriede zu Stande, welcher den Protestanten Augsburgischer Confession außer vollkommener religiöser Gewissensfreiheit auch völlige bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken einräumte und sie in dem Besitze der eingezogenen geistlichen Güter beließ, jedoch mit dem „geistlichen Vorbehalte“, daß, wenn ein katholischer Geistlicher künftig zum Protestantismus übertreten wolle, er zwar deshalb nicht angegriffen werden, aber durch seinen Uebertritt unmittelbar sein Amt und seinen Stand verlieren sollte. Ohne diesen Vorbehalt wäre eine Menge hoher und niederer Geistlichen zur lutherischen Confession übergegangen.

Auf diese Weise sicherte sich die römisch-katholische Kirche den größern Reichthum und die Kirchentreu der einflußreichen geistlichen Reichsstände und Prälaten. Und da die bereits erfolgte Einziehung von Kirchengütern verboten, ja selbst die Einziehung der den Reichsunmittelbaren gehörigen Kirchengüter ungiltig wurde, so wurde dadurch der protestantischen Kirche die ausreichende Ausstattung ihrer Anstalten und Einrichtungen unmöglich gemacht. Außer dem obengenannten geistlichen Vorbehalt oder Reservatum ecclesiasticum lag noch eine weitere Beschränkung der vollen Religionsfreiheit in der Bestimmung, daß jene Freiheit nur für die eigentlichen Reichsstände gelten solle, so daß also alle mittelbaren Stände, sowie alle Unterthanen in Bezug auf die Religion von ihren Landesherren abhängig blieben, das Reichsunmittelbaren demnach das Vorrecht hatten, als Herren der Religion ihres Gebiets die Unterthanen zum Religionswechsel zu zwingen (cuius regio illius religio), wenn anders diese nicht, was ihnen bewilligt war, das Recht des freien Abzugs vorzogen.

Ungern fügten sich die Protestanten in diese Beschränkung, welche einen Theil des Gewonnenen wieder auf's Unsichere stellte. Dennoch war dieser friedliche Austrag von unschätzbarem Werth, weil ihnen ein unbedingter ewiger Friede zu Theil wurde und das Anathema eines Concils sie nicht mehr berühren konnte. Noch aber waren die zwinglisch und calvinisch Reformirten in diesen Frieden nicht mit einbegriffen. Im übrigen war durch denselben der Sieg der Reformation vollständig entschieden

und die Macht des Papstes in und über ganz Deutschland für immer gebrochen. Daß der neugewählte Papst Paul IV. den Frieden verwarf, wurde nicht beachtet.

In politischer Hinsicht begründete dieser Religionsfriede, dem Kaiser gegenüber, vollends die fürstliche Selbständigkeit der deutschen Landesherren, deren Gewalt durch die Aufhebung so vieler geistlichen Herrschaften (mit der auch der Adel eine Hauptstütze verlor) und durch die deshalb gewonnene Möglichkeit, ihre Landesgebiete mehr abzurunden, einen bedeutenden Zuwachs erhielt.

Noch einmal gieng dem Kaiser durch Vermählung seines Sohnes Philipp II. mit der katholischen Königin Maria von England eine Hoffnung auf, von dieser Seite her seinen Lebensplan noch verwirklicht zu sehen; aber die Aussicht war eine vorübergehende, zumal Papst Paul IV. sich durch Begünstigung Frankreichs als einen Gegner des Kaisers zeigte.

Da Kaiser Karl V. alle hohen Entwürfe seines Lebens — die Demüthigung des anmaßlichen Frankreichs, die Entkräftung der Türkenmacht, die Wiedervereinigung der getrennten Religionsparteien, die Einschränkung der päpstlichen Gewalt, die Herstellung der alten Kaisermacht, die Befestigung der spanisch-habsburgischen Dynastie auf deutschem Throne — vereitelt sah, und die Ueberhandnahme seiner Körperschwäche fühlte; so entstand in ihm eine lebhafteste Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit und „klosterlicher Büssung.“ Er übergab daher in einer feierlichen Abschiedsrede zu Brüssel am 25. October 1555 seinem Sohne Philipp zunächst die Regierung der Niederlande und trat ihm am 15. Januar 1556 auch die Königreiche von Spanien und Neapel ab.

In dem reichgeschmückten Saale des Palastes erhob sich eine Estrade, zu der sieben Stufen führten, auf deren höchster, unter einem mit dem burgundischen Wappen geschmückten Thronhimmel, drei Prachtfessel standen, der mittlere für den Kaiser, der zur Rechten für Philipp, der zur Linken für des Kaisers Schwester, die Königin Maria von Ungarn, als bisherige Statthalterin der Niederlande; etwas tiefer rechts die Sitze der Ritter vom goldenen Vlies, links die übrigen Fürsten und Großen, wieder etwas tiefer die Bänke der Räthe. Der Estrade gegenüber, im Saale standen die Bänke der Abgeordneten für die verschiedenen niederländischen Provinzen. Als alle versammelt waren, trat der Kaiser, schwarz gekleidet, das Band des goldenen Vlies tragend, begleitet von Philipp und Maria, von den Vliesrittern, Geheimrathen und Hofbedienten in den Saal, mit der Rechten auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Oranien, mit der Linken auf einen Stock gestützt. Nachdem er die stehende Versammlung begrüßt und seinen Platz eingenommen hatte, lud ein Herold auf des Kaisers Wink die Anwesenden ein, sich zu setzen, und ein Staatsrath erhielt das Wort. Dieser setzte in einer langen Rede, unter Vorlesung der Urkunde, die Gründe aus einander, aus denen der Kaiser die Regierung an seinen Sohn Philipp abzutreten gedachte, und ernannte zuletzt zur treuen Unterstützung des letzteren gegen äußere und innere Feinde, zur Einigkeit und zum Gehorjam gegen den neuen Herrn. Hierauf erhob sich Karl V., auf den Oranier gestützt, und erwähnte in einer ergreifenden Rede, daß er seit seinem 17. Jahre alle seine Zeit und Kraft auf die Regierung dieser Reiche und wenig Zeit auf seine persönlichen Vergnügungen verwandt habe. Da er überall mit eigenen Augen habe sehen wollen, so sei seine Regierung eine stete Pilgerfahrt gewesen; er sei neunmal in Deutschland, sechsmal in Spanien, siebenmal in Italien, zehnmal in den Niederlanden, zweimal in England und zweimal in Afrika und dabei elfmal zur See gewesen. Jetzt mahne ihn sein hinfälliger Leib, die Last der Regierung auf jüngere Schultern zu legen. Habe er etwas Wichtiges veräußert oder irgend ein Unrecht gethan, so bitte er alle dadurch Gefränkten um Verzeihung. Die Worte des Kaisers rührten die Versammlung, und er selbst gerieth in eine solche Bewegung, daß er vor Schluchzen oft nicht sprechen konnte. Nachdem sich die Generalstaaten durch ihren Sprecher der ferneren Gnade des Kaisers empfohlen hatten, nahm der Kaiser die Ceremonie der Investitur vor, wobei Philipp vor seinem Vater kniete, der ihn dann aufhob und ihn umarmend in spanischer Sprache eindringliche Ermahnungen zu ein-

gerechten und guten Regierung gab. Vom Gefühl übermannt und erschöpft sank er in seinen Sessel zurück. Hierauf nahm Philipp, ohne sich vom Sitze zu erheben, das Wort, entschuldigte sich, daß er die französische Sprache nicht fertig sprechen könne, und ließ durch Granvella die Versicherung geben, daß er den besten Willen habe, mit Gottes und der Stände Beistand seine Regentenpflichten zu erfüllen, die ständischen Privilegien und Freiheiten zu achten und das gute Einvernehmen mit ihnen zu erhalten. Hierauf erklärte die Statthalterin in einer von ihr selbst ausgearbeiteten Rede den versammelten Ständen, daß sie sich von ihrem Posten zurückziehen und sich mit ihrem Bruder nach Spanien zu begeben beschloffen habe. Nachdem sodann der Kaiser ihr für ihre langen und treuen Dienste gedankt, auch der Sprecher der Stände ihr Worte des Dankes gesagt hatte, erhob sich der Kaiser und verließ mit seinem Gefolge den Saal, wobei die gleiche Ordnung wie bei ihrem Kommen beobachtet wurde.

Gern hätte er noch in demselben Jahre die römisch-deutsche Kaiserkrone an seinen Bruder Ferdinand übertragen, nachdem er in einem Schreiben vom 7. Sept. 1556 den deutschen Reichsständen seine Abdankung angezeigt hatte, wenn nicht erst die förmliche Wahl desselben durch die Kurfürsten hätte vorausgehen müssen; diese erfolgte, und am 14. März 1558 wurde Ferdinand der Erste deutscher Kaiser.

In der Wahlkapitulation verpflichtete sich dieser, den Religionsfrieden sowohl, als auch den Landfrieden (so wie dessen Handhabung durch die erneuerte Kammergerichtsordnung) „stet und fest“ zu beobachten und immer mit dem Willen und Rath der Fürsten und Stände zu regieren. Ebenso schloßen die Kurfürsten einen neuen Kurverein, worin sie gelobten, diese Ordnungen aufrecht zu halten und einander zu Hilfe zu kommen, wenn einer von ihnen, dem Religions- und Landfrieden zuwider, angegriffen werden sollte.

Am 17. September 1556 hatte sich Karl V. in Begleitung seiner beiden Schwestern, von Seeland aus, mit einer glänzenden Flotte nach Spanien eingeschifft. Als er in Biscaya landete, fiel er auf die Kniee und küßte die Erde. Nachdem er sich in Burgos von seinem Gefolge und in Valladolid von seinen Schwestern getrennt hatte, bezog er eine kleine Wohnung neben dem Hieronymitenkloster St. Justo bei Placencia in Estremadura, wo er noch zwei Jahre, theils mit der Lectüre der Schriften des h. Augustinus und des h. Bernhard, sowie mit ernstern Betrachtungen über die Eitelkeit irdischer Größe, theils unter Beschäftigungen mit Gartenbau und mechanischen Arbeiten lebte, ohne jedoch den Reichsgeschäften alle Theilnahme zu entziehen. Zuletzt gab er sich mit großer Angestrengtheit strengem asketischen Bußübungen hin und kurz vor seinem Ende soll er, nach den Berichten einiger Schriftsteller, sein eigenes Leichenbegängniß haben anstellen und ein feierliches Todtenamt für die Ruhe seiner Seele haben halten lassen, was ihn so angriff, daß er erkrankte und nach einigen Wochen mit einem Gebet für die Einheit der Kirche starb (21. September 1559). „Für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, war kein Raum mehr in Europa.“

An Weltübersicht und Klugheit war Karl V. allen seinen Zeitgenossen (selbst seinem Kanzler Granvella) überlegen; er hatte alle politischen Fäden Europa's in seiner Hand und leitete dieselbe nach jenem schweigsam in seiner Seele verschlossenen Grundgedanken seines Lebens. „Die Doppelseitigkeit seines Strebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften, die sich in seinem Charakter vereinigen“. Diesen bezeichnen einerseits Zweideutigkeit, stete Berechnung, mitunter Härte und Schonungslosigkeit, anderseits stolze Ruhe, Enthaltensamkeit, Seelenstärke, verbunden mit „Schwung der Gedanken“ und Würde in der Erscheinung, eine ächte Mischung spanischer und deutscher Blutes.

Kap. 36. Stellung der Parteien bis zum dreißigjährigen Krieg.

223. Während Ferdinand I. mit gemäßigtem und wohlwollendem Sinne in seiner Bemühung, den Religionsfrieden zu erhalten, fortfuhr,

zog sich mit dem Eintritt der äußern Ruhe der Religionsstreit zwischen den Katholiken und Protestanten auf das wissenschaftliche Gebiet zurück.

Unter den Protestanten selbst wurde der Streit nicht nur zwischen den Luthetianern und Calvinisten fortgeführt, sondern es entstand sogar unter den Lutheranern selbst eine Scheidung in eine strenge Partei, die in Luther's Geist blieb und an der Universität Jena ihre Stütze hatte, und in eine läge oder weniger strenge (synergistische) Partei, welche von Melancthon und der ihm seit Luther's Tode folgenden Universität Wittenberg vertreten wurde. In Folge dieser theologischen Streitigkeiten kam es an vielen Orten, besonders in Bremen, Magdeburg, Königsberg zu bedauerlichen Auftritten.

Um diese Streitigkeiten zu beenden, vereinigten sich die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Württemberg und der Herzog Wolfgang von Zweibrücken auf dem Frankfurter Pfaffensteg 1558 zu einem Vergleich, dem Frankfurter Reck, worin sie über vier streitig gewordene Punkte der Augsburger Confession eine von Melancthon entworfenen, vermittelnde Erklärung abgaben, welche jedoch die strengen Lutheraner nicht befriedigte und daher zu weitem Streitigkeiten Veranlassung gab. Daher veranstaltete der Herzog Christoph von Württemberg 1561 eine Zusammenkunft aller lutherischen Fürsten zu Raumburg, aber das Ergebniß derselben konnte den Streit gleichfalls nicht beschwichtigen, obgleich Flacius Jena verlassen mußte. Melancthon selbst, dessen Lebensabend durch die vielen Kränkungen und Schmähungen, die er wegen seiner Nachgiebigkeit hatte erleiden müssen, äußerst getrübt war, starb in einem Alter von 68 Jahren den 19. April 1560 zu Wittenberg.

Hat Melancthon auch in seiner ängstlichen Sorge um den Frieden manchen schwachen Schritt gethan, so hat er doch darüber weit mehr gelitten und getragen. Wie sehr er auch über die Streitigkeiten in der Kirche klagte, so konnte er ihnen doch nicht entgehen; denn überall in Deutschland mußte er bei Religionsgesprächen, Disputationen, Berathungsversammlungen, Kircheneinrichtungen, Vermittlungen und Vergleichen, Begutachtungen und Entwürfen sein Wort und seine Feder leihen. Auf die Vorwürfe seiner Gegner über seine Nachgiebigkeit entgegnete er: „Wenn ich irgend einen Fall gethan oder etwas zu lässig behandelt habe, so bitte ich Gott und die Kirche um Verzeihung, wünsche auch in meinem ganzen Leben nichts mehr, als daß einmal fromme und gelehrte Männer ruhig, ohne Sophistik und böse Leidenschaften über die gesamte Lehre sich besprechen, und so der Nachwelt deutliche und entwickelte Botschaften hinterlassen möchten.“ — Am 30. März 1560 erklärte er sich auf der Rückreise von Leipzig, wo er Stipendiaten geprüft hatte, und bekam vom 7. April an ein Beschäftigter, fuhr aber in fieberfreien Stunden mit seinen gewöhnlichen Arbeiten fort. In der Nacht auf den 13. April erwachte er aus einem Traum, worin ihm vorkam, er habe die Worte: „Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen“, nach der Melodie, die er einst als Knabe in den Kirchen mitgesungen hatte, so laut gesungen, daß er darüber erwachte. Er stand um drei Uhr auf, arbeitete für die Universität das Osterprogramm vollends aus, trug es selbst in die Druckerei und gieng mit der Gemeinde zum h. Abendmahl. Am zweiten Oftertag sagte er seinem geliebten Freund Camerarius: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein!“ Als ihm in einer der folgenden Leidensnächte sein Arzt und Scholager Sohn Peucer die Gefahr nicht verhehlte, sprach Melancthon mit der größten Ruhe: „Ich habe nur Eine Bestimmung, nur Eine Sorge, daß die Kirche in Christo Jesu einmüthig sein möchte.“ Unter manchen Gebetsäusserungen warf er auf sein Ende, und als dieses näher rückte, und Peucer ihn fragte, ob er etwas begehre, antwortete er: „Nichts als den Himmel; süßet meine süße Ruhe nicht! denn mein Ende ist nahe.“ Während man noch über ihm betete, gewahrte man seine Lippen sich noch betend bewegen, bis er sanft und stille entschlief. Er wurde, von Professoren getragen, in der Schlosskirche zu Wittenberg, dem Sarge Luther's gegenüber, beigesetzt. Bei vielen von denen, die zur lagen Partei neigten, machte der Calvinismus große Fortschritte. Das seit 1546 durch den Kurfürsten Otto Heintich (ehemaligen Pfalzgrafen von Neuburg) in allen pfälzischen Ländern eingeführte Luthertum mußte 1559 unter seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Friedrich III. (aus der Simmern'schen Linie), der zum allgemeinen Ersauern die schweizerische Reformation annahm, der calvinischen Einrichtung des Gottesdienstes weichen. Um dieselbe in seinem Lande zu befestigen, ließ er 1563 den Heidelberger Katechismus von Ursinus

und Meibanus verfertigen, welcher von nun an Bekenntnißschrift der Deutsch-Reformirten wurde. — Calvin starb im folgenden Jahre, am 27. Mai 1564, zu Genf nach einem mühevollen Kampfesleben, nachdem er sich noch auf seinem Sterbelager zu den in seinem Hause versammelten Geistlichen hatte tragen lassen, um an ihrer gemeinschaftlichen Vorbereitung zum heil. Abendmahl theilzunehmen. Ihm folgte die größte Theilnahme aller Stände des von ihm geordneten Freistaats.

Endlich wurde auch das Tridentiner Concilium am 4. Decbr. des Jahres geschlossen, das in 18 Jahren bei vielfachen Unterbrechungen 25 Sitzungen gehalten hatte, und welches, um keiner Art von Reformation in die von ihm aufgestellte Glaubenslehre Eingang zu gestatten, durch das jedem dogmatischen Artikel angehängte Anathema die Kluft zwischen der evangelisch-protestantischen und der römisch-katholischen Kirche auf immer befestigt hat.

Der Papst bestätigte die Beschlüsse dieses Concils am 26. Januar 1564; er konnte dies um so unbesorgter thun, da die Unbestimmtheit ihrer Abfassung ihm stets einen Ausweg bot, die Auslegung aller dieser Beschlüsse ausdrücklich dem Papste vorbehalten, und noch in der letzten Sitzung eine Clausel eingeschoben worden war, daß die Machtvollkommenheit des apostolischen Stuhls in allen Beziehungen gewahrt sein solle. Er hatte somit fast alles, was bisher auf dem Spiele gestanden war, wenigstens theoretisch wieder gewonnen, um es in günstigerer Zeit praktisch wieder anzuwenden.

Im übrigen stellte das Concil eine reinere Sittenlehre her (ein Ziel, an welchem früher der gute Wille eines Hadrian VI. gescheitert war): auch unterwarf es die katholischen Gläubigen einer strengen Kirchenzucht, schärfte den Bischöfen die Pflichten ihres Amtes, besonders die Beaufsichtigung ihres Klerus ein und stellte sonst noch mannigfaltige Mißbräuche ab, so daß die heutigen Katholiken in den Anordnungen dieses Concils ihre Reformation erblicken, auf welche unstreitig die welthistorische Bewegung des ganzen Protestantismus eine unverkennbare wohlthätige Rückwirkung gehabt hat.

Obgleich der Papst in einer eigenen Bulle alle Nachhaber aufforderte, für die Annahme der tridentinischen Decrete in ihren Ländern Sorge zu tragen, so leisteten doch nur zwei katholische Mächte Europa's (Polen und Portugal) unbedingten, die übrigen katholischen Fürsten, selbst der spanische Philipp, nur bedingten Gehorsam. Und wenn auch in Deutschland die Erzbischöfe und Bischöfe vielen Bestimmungen des Tridentinums Anwendung zu geben wußten, so wurde es doch nie durch ein Reichsgesetz eingeführt, ein Beweis, wie sehr die Macht des römischen Stuhls durch die Reformation geschwächt worden war. In Folge der nicht allgemein-unbedingten Annahme dieser katholischen Reformation unterscheidet man seitdem einen römischen und einen nicht-römischen Catholicismus.

224. Den Beschlüssen dieses Concils überall Anerkennung und Erfolg zu verschaffen, war insbesondere der von Vopola gestiftete und 1540 vom Papst Paul III. bestätigte Jesuitenorden im höchsten Grade thätig, indem er es sich zugleich zur Aufgabe machte, dem Protestantismus überall und auf alle Weise entgegenzuarbeiten.

Ignatius Loyola (eigentlich: Don Inigo Lopez de Recalde de Vopola), ein spanischer Edelmann (geb. 1491 auf dem Schlosse Vopola und erwachsen am Hofe Ferdinand des Katholischen), war in einem Feldzuge Karl's V. an beiden Beinen so verwundet worden, daß er keine Kriegsdienste mehr thun konnte, und, sich geistlicher Ritterschaft widmend, im Verlangen nach dem Ruhme der Heiligen, sich den härtesten Disziplinen, sowie schwärmerisch-visionären Verirrungen hingab. Nach einer Reise nach Jerusalem machte er in Paris theologische Studien, wobei er seine Aelse forsetzte und für seine Ansichten mehrere Freunde (darunter Franz Xaver, den nachmaligen Apostel der Chinesen, Japanesen und Indier) gewann, die mit ihm auf die Hostie schwuren, ihr Leben in völliger Armut der Christenpflege und Befehung der Ungläubigen, womöglich in Jerusalem, zu weihen, und wenn dies nicht angehe, jeder

andern Weisung des Papstes unbedingte Folge zu leisten. Als er in Venedig den freieren Teatinerorden kennen lernte, gieng ihm die Idee eines eigenen Ordens auf, und als er und seine Freunde nach Rom kamen und durch Predigt, Unterricht und Krankenpflege viele Anhänger fanden, richteten sie sich unter der Benennung „Gesellschaft Jesu“ ein, welche vorzüglich in der Tugend des Gehorsams alle andern Orden zu übertreffen und daher den Befehlen ihres Ordensgenerals sowohl, als auch des Papstes auf das unbedingteste zu folgen sich vorsetzte. Der Papst bestätigte diesen Orden am 27. September 1540 durch die Bulle *Regimini militantis ecclesiae*.

Mit Vermeidung aller klösterlichen Tracht und der zeitraubenden gemeinsame Klostergebetübungen verlegten die Jesuiten sich vorzugsweise 1. auf die Predigt, bei der sie es auf gemüthsbewegenden Eindruck, 2. auf die Beichte, bei der sie es auf unbedingte Leitung der Gewissen, 3. auf den Jugendunterricht, bei dem sie es auf Gewinnung der heranwachsenden Generation abzahen. Auf diesem Wege gieng die neugestiftete Gesellschaft Schritt vor Schritt vorwärts, um wo möglich alles, was mit der römischen Kirche nur noch lose zusammenhieng, fester mit ihr zu verbinden, oder was sich ganz von ihr losgemacht hatte, wieder zu ihr zurückzuführen. Da sie sich dabei eines vor der Welt tadellosen Wandels und eines priesterlichen Anstandes bei Amtsverrichtungen und im Umgang befleißigten, so war ihre ganze auf die Reubelebung des Katholicismus gerichtete Thätigkeit von außerordentlichem Erfolge.

Die ungemessenen Bevorrechteungen, die Pöpolä zu seinen Zwecken erhielt, machten den Orden anfangs zum Gegenstand des Reides und der Furcht sowohl bei den übrigen Orden als auch bei der Weltgeistlichkeit, so daß selbst die Universität Paris den Jesuitenorden für eine den Kirchenfrieden beeinträchtigende Gesellschaft erklärte. Allein der Orden siegte bald über alle aus katholischen Kreisen ihm entgegentretende Opposition und verbreitete sich schnell in allen romanischen Ländern. Vorzüglich bei Vornehmen Eingang findend, errichtete er Schulen und Collegien, zunächst in Italien, Spanien und Portugal, dann in Frankreich und in den Niederlanden.

In Deutschland giengen die Jesuiten vorzüglich von Wien, Ingolstadt und Ratis aus. Sie gaben sich nach und nach eine den ganzen Menschen durch den unbedingtesten Gehorsam an den Orden fesselnde Einrichtung. Diese erhielten sie durch den Scharfsinn ihres zweiten Generals und Mitstifters Jakob Sainez, eines Kastilianers. Die Verfassung war absolut-monarchisch. Die Befehle giengen von dem General, der zu Rom lebte, durch die Provinciale oder Vorsteher der Provinzen an die stufenartig geordneten Unterbehörden und durch diese an jedes einzelne Glied. Ueber jeden Einzelnen wurde die genaueste Controle gehalten und dem General berichtet, so daß jeder nach seinen Fähigkeiten und Neigungen seinen Oberrn bekannt war und darnach verwendet wurde. Die thätigsten und gewandtesten Köpfe wurden die Beichtväter und Erzieher der Fürken und Großen oder glänzten in den höchsten Staats- und Kirchenwürden, die Religionsbegeisterten wurden zur Bekehrung der Heiden ausgesandt, die Gelehrtesten dem Schulfach zugewiesen oder dem Schriftstellerberuf überlassen. Besonders mächtig wurden sie durch den Beichtstuhl; denn durch eine die Gemüther gewinnende Art ihrer Beichte bekamen sie eine ungeheure Macht über die Gewissen, wie denn ihr vielseitiger, noch dazu unentgeltlicher Jugendunterricht ihnen unzählige Anhänger verschaffte.

Allmählich drang der Jesuitenorden, der bei Pöpolä's Tod schon 1000, und ein halbjahrhundert nachher schon über 10,000 Mitglieder zählte, in alle Welttheile ein und erhielt durch Geschenke und Vermächtnisse unermessliche Reichthümer. In Europa fanden die Jesuiten im Protestantismus ihren stärksten Gegner, auf dessen Vernichtung sie es daher mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln anlegten. Bei der innern Geheiltheit des Protestantismus schien der von ihnen geleiteten Gegenreformation der volle Sieg früher oder später zufallen zu müssen. Verschaffte auch die große Klugheit und zum Theil aufopfernde Hingebung, mit der alle Glieder dieses Ordens ihre Aufgabe erfüllten, demselben ein außerordentliches Ansehen in der katholischen Welt, so haben doch die unlautern Mittel, die sich viele Jesuiten zur Erreichung ihrer Zwecke erlaubten, demselben auch großen Haß zugezogen, und insbesondere brachte das Treue und Glauben erschütternde Moralsystem, das freilich nicht der Orden als solcher, aber doch so manche seiner Glieder in Schriften aufstellten, den Namen Jesuit und Jesuitismus allmählich in den übelsten Ruf.

225. Da Ferdinand I., obgleich von Herzen Katholik, doch in den Kämpfen mit den Protestanten Mäßigung gelernt hatte und stets fortfuhr, den Papst zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen, so hat er sich bei den Protestanten das Lob eines mildegesinnten Regenten erworben. Nach seinem Tode trat sein edler Sohn Maximilian der Zweite, der schon zwei Jahre zuvor einhellig zum König gewählt worden war, die Regierung an. In den ersten Jahren derselben erfuhr der Landfriede die letzte Störung durch die „Grumbach'schen Handel.“

Der fränkische Reichsritter und Schirmvogt des Bisthums Würzburg, Wilhelm von Grumbach, hatte es in dem Kriege des Markgrafen von Sulmbach gegen die fränkischen Bisthümer mit jenem gehalten und war deshalb vom Fürst-Bischof (Sobell) seines Amtes entsetzt und seiner Würzburg'schen Lehen verlustig erklärt worden. Obgleich das Reichskammergericht zu des Ritters Gunsten entschied, so konnte er doch seine Güter von dem Bischof nicht wieder erlangen. Daher suchte er denselben in seine Gewalt zu bringen, um ihn auf diese Weise zur Rückgabe zu nöthigen. Als seine Leute aus einem Hinterhalte den Bischof, der mit einem kleinen Gefolge auf die Jagd ritt, überfielen, ward derselbe im Getümmel getödtet. Daher floh Grumbach anfangs nach Frankreich, während die rheinischen Kurfürsten und die sässerlichen Commissarien den Nachfolger des Fürst-Bischofs zur Befriedigung Grumbach's zu stimmen suchten. Da dies nichts half, so hielt dieser sich für berechtigt, die Selbsthilfe fortzusetzen. Er verband sich mit einigen andern fränkischen Rittern, gewann durch allerlei Vorpiegelungen den schwachen Herzog Johann Friedrich (den Wittlern) von Sachsen-Weimar, sammelte mit dessen Unterstützung Kriegsvolk und zwang den Fürst-Bischof von Würzburg zu einem Entschädigungsvertrag. Deshalb wurde Grumbach vom Kaiser (es war noch Ferdinand I.) in die Acht erklärt und der Herzog aufgefordert, ihn nicht länger zu bergen. Der Herzog gehorchte nicht, sondern verlegte nach Ferdinand's Tod seinen Sitz nach dem festeren Gotha, um besser widerstehen zu können. Denn Grumbach hatte ihn zu dem Versuche berebet, das seinem Vater abgesprochene sässische Kurland mit Gewalt wieder an sich zu bringen, und alles gethan, seinen Haß gegen den Kurfürsten August aufzustacheln. Daher wurde auch der Herzog in die Acht erklärt, und ehe er es sich verlaß, erschien das Executionsheer unter dem Befehl des Kurfürsten August vor Gotha. Der verblendete Mann, auf Entsatz hoffend, den ihm Grumbach vorpiegelte, verhartete im Widerstand, bis endlich sein eigenes Kriegsvolk, dem er den Sold nicht bezahlen konnte, sich empörte und ihn samt Grumbach gefangen nahm und beide samt der Stadt dem Kurfürsten August übergab, der nun eine grausame Rache nahm. Grumbach wurde nach den furchtbaren Folterqualen das Herz aus dem lebendigen Leibe geschnitten, der Leib geviertheilt und Stücke davon an den Landstraßen ausgelegt. Johann Friedrich aber wurde nach Wiener-Neustadt in lebenslängliche Haft gebracht, die seine treue Gemahlin Elisabeth (Tochter Friedrich's III. von der Pfalz) bis an ihren Tod mit ihm theilte. Selbst Kaiser Maximilian's Fürbitte für seine Befreiung fand bei dem Kurfürsten kein Gehör. Erst nach 28 Jahren (1595) befreite der Tod den unglücklichen Herzog.

Wegen Ungarns, das Ferdinand dem Hause Oesterreich wieder gewonnen hatte, wurde auch Maximilian II. mit dem alten Sultan Soliman II. in einen Krieg verwickelt, der jedoch, als Soliman, während der tapfern Vertheidigung Sziget's durch Zriny 1566, vor dieser Festung starb, durch einen neuen Waffenstillstand beendet wurde.

Maximilian II., ein Fürst voll Verstand und Herzensgüte, gab sich alle Mühe, den Religionsfrieden in Deutschland zu erhalten, während furchtbare Religionskriege in Frankreich (gegen die Hugenotten) und in England (gegen die Puritaner u.) wütheten. Seiner Milde und Unparteilichkeit giebt die Geschichte das schönste Zeugniß. Er mißbilligte laut die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich, insbesondere den Greuel der Pariser Bluthochzeit,

und ließ seinem Schwager Philipp von Spanien Vorstellungen über dessen grausame Behandlung der Niederländer machen.

Die Niederlande, einst ein Bestandtheil Deutschlands, durch Karl V. zu einem habsburgischen Kronland gemacht, bestanden aus 17 Provinzen, darunter die vier Herzogthümer, Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die sieben Grafschaften, Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Friesland, Holland und Seeland, die Markgrafschaft Antwerpen, und die fünf Herrschaften Mecheln, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Orbnigen. Jede dieser Provinzen hatte ihre, auf Herkommen und Gesetzen beruhende eigenthümliche Verfassung, welche besonders in Flandern, Brabant, Limburg und Holland dem Volke große Freiheiten gewährte. Die Freiheiten zu achten, hatte Philipp mehrmals beschworen, aber sein starrer Begriff von der königlichen Gewalt und seine Unfähigkeit, sich zu einer freieren Anschauung zu erheben und jede Nation in ihrer eigenthümlichen Art zu behandeln, entfremdete ihm die Herzen der Niederländer, die schon sein finsterner, wortkräcker Ernst und seine pedantische, in Argwohn übergehende Vorsicht von vorn herein ablehnte.

Als er nach seinem Kriege mit Frankreich, den er vorzüglich durch die Siege des Grafen Egmont bei St. Quentin und Gravelingen mit dem Frieden von Chateau-Cambresis beendet hatte (1559); wieder nach Spanien zurückkehrte, überließ er die Leitung der Niederlande einem Staatsrath, ernannte, weil er seinem der niederländischen Großen traute, seine verwitwete Halbschwester Margaretha von Parma zur Statthalterin und stellte ihr den (nachmaligen) Cardinal Granvella (Sohn des unter Karl V. so berühmten Kanzlers) als Rathgeber zur Seite. Vor seiner Abreise empfahl er ihr besondere Strenge gegen die Regier aller Art; denn schon längst hatte Calvin's Reformation Eingang in den Niederlanden gefunden und dem wiedertäuferischen Unwesen daselbst ein heilloses Gegengewicht gegeben. Um daselbst überhaupt den Protestantismus zu unterdrücken und zugleich die ständischen Freiheiten in den gewerbreichen Städten dieses Landes zu beschränken, hatte König Philipp II. 3500 Mann spanische Truppen in's Land gelegt. Da sich deshalb überall Zeichen der Unzufriedenheit und Unruhe offenbarten, zog er zwar die Truppen zurück, weil sonst weder Steuern, noch Auflagen bewilligt worden wären, versuchte nun aber durch Einführung der Inquisition zu seinem Ziele zu kommen. Zugleich erhielt Granvella vom Papste die Cardinalswürde und den Titel Groinquisitor. Darüber empört blieben Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien (Statthalter von Holland), der Graf Egmont (Statthalter von Flandern) und der Graf Horn (eig. Hornes) aus dem Staatsrath weg und traten erst wieder ein, nachdem der stolze Granvella bei der steigenden Unruhe des Volkes sich aus dem Lande entfernte hatte. Aber Philipp's Weigerung, die Regerkraften zu mildern, brachte die meisten Provinzen in neue Aufregung, und als die Inquisition wirklich in Gang kam und Folter, Peil und Scheiterhaufen ihre Schreden verbreiteten, die Reformierten aber mit ihrer Bitte um Glaubensfreiheit abgewiesen wurden und alle Berufung auf den Passauer Vertrag und den Religionsfrieden nichts half, so bildete sich unter dem Adel eine geheime Vereinigung, Compromis genannt, in welchem man sich verpflichtete, nichts wider Gott, König, Staat und Kirche zu unternehmen, aber die Inquisition nicht zu dulden. Am 5. April 1566 übergaben 300 Verbündete der Statthalterin eine Bittschrift an den König um Strafmilderung, und weil einer ihrer Räthe zu ihr sagte: „Fürchtet Euch nicht vor diesen gueux (Wettlern)!“ so griffen die Verbündeten diesen Schimpfnamen als Ehrentiteln an, und der Name Guesen wurde seitdem ein gefürchteter Parteiname.

Nachdem einige Versuche des Volkes zur Widersehllichkeit, namentlich in Antwerpen, durch die Bemühungen des Prinzen von Oranien unterdrückt worden waren, erfolgte endlich vom König eine mildernde Verordnung. Da sie aber die Inquisition und Gütereinziehungen bestehen ließ, so kam es in Flandern durch die drohende Haltung des Adels, durch erhöhte Prödicanten und fortgesetzte Inquisitionsverfolgungen dahin, daß der fanatische, durch den Zulauf Fremder verstärkte Adel zu Bilderstürereien überging, in welchen binnen wenigen Tagen 400 Kirchen und Klöster förmlich verwüstet wurden. Die erschrockene Statthalterin wollte Brüssel verlassen; aber als Oranien und Egmont ihr als einziges Beruhigungsmittel die Freigebung des Gottesdienstes vorschlugen, ließ sie sich zu einem Vertrage bewegen, in Folge dessen die Inquisition

eingestrichelt und Amnestie gewährt werden sollte. Alles hoffte nun auf die königliche Bestätigung.

Weil sich aber an manchen Orten wieder bilderstürmerische Bewegungen zeigten, ergriff die Statthalterin, im Gefühl, in den Augen des Königs zu viel nachgegeben zu haben, strenge Maßregeln: sie zog geworbene Truppen herbei, ließ die aufrührerische Stadt Valencia's beschießen und die Hauptauführer hängen, worauf auch andere aufständische Städte ihren Widerstand aufgaben. Unterdessen aber hatte der König ein spanisches Heer aufgestellt und unter dem Befehl des Herzogs von Alba nach den Niederlanden abgeschickt.

Auf die Nachricht vom Anzuge dieses Heeres wanderten viele protestantische Niederländer aus, und auch Wilhelm von Oranien, wohl erkennend, daß der Schlag hauptsächlich gegen ihn und seine Partei gerichtet sei, verließ das Land, um sich auf bessere Zeit zu sparen. Als der Herzog von Alba mit dem Heere eingerückt war, lud er in verstellter Freundlichkeit die Grafen Egmont und Hoorn zu einer Besprechung über die Landesicherheit zu sich und bewies sie gefangen. Verleßt durch dieses Willkürverfahren, nahm die Statthalterin ihre Entlassung und verließ die Niederlande für immer. Hierauf errichtete Alba einen „Rath der Unruhen“, vom Volke *Ratkrath* genannt, und verfuhr gegen alle der Empörung oder des Protestantismus Verdächtige mit unerhörter Grausamkeit. Die Folge war, daß abermals viele Tausende auswanderten, unter denen die Wittelloren sich an den Örgen von Raub zu nähren suchten und unter dem Namen Busch- oder Wasser-Geusen viele Frevel verübten. Als Johann Oraniens Bruder Ludwig von Nassau mit einer Schar Auswanderer in das Land fiel, ließ Alba die Grafen Egmont und Hoorn enthaupten und ihre Häupter auf Pfähle stecken (1568). Auch Wilhelm von Oranien rückte selbst mit 20,000 Mann in Brabant ein, sah sich jedoch durch Mangel und Krankheiten genöthigt, gegen den Winter wieder zurückzugehen.

Weil Alba Zwangsleistungen im Lande anlegte, eine neue hohe Steuer einführte und den Handel mit England verbot, so erhob sich unter Leitung Wilhelm's von Oranien in den nördlichen Provinzen ein allgemeiner Aufstand, welcher 1570 der Anfang zu einem grauenvollen Kriege war. Konnte sich auch Oranien in dem spanisch-gefeindeten Südrabant nicht halten, so standen doch Holland und Seeland fest zu ihm, und wenn auch Alba überall, wohin seine Macht reichte, mit schonungsloser Härte verfuhr, so machte doch der Aufstand immer größere Fortschritte, worauf Alba, nach einer Niederlage seiner Flotte durch die wilden Meergeusen, den König um seine Entlassung bat. Nach seiner Entferrnung wurde die Statthalterchaft einem gemäßigteren Manne, Don Juniga de Requesens, anvertraut. Weil aber dieser in Religionsfragen keine Milde rung eintreten lassen durfte, so dauerte die Unzufriedenheit und der Krieg fort; alle Bemühungen auswärtiger Mächte, darunter besonders des Kaisers Maximilian II., eine Verständigung der streitenden Theile herbeizuführen, scheiterten an der Unduldsamkeit Philipp's. Aus dem Verlauf des weiteren Krieges tritt besonders die Vertheidigung und Rettung der Stadt Breda, der Tod Juniga's und die Plünderung und Einäscherung der Stadt Antwerpen hervor, deren bisherige Handelsgröße nie wiederkehrte. Das letztere Ereigniß machte auf alle Niederländer einen so tiefen Eindruck, daß sich sogar die sieben dem Könige treu gebliebenen südlichen Provinzen bewogen fühlten, mit den abgefallenen nördlichen Provinzen 1576 den Vertrag zu Gent einzugehen, in welchem sich sämtliche Provinzen verpflichteten, einander zur Vertreibung der spanischen Heere beizustehen und die Strafbefehle wegen der Religion — bis zur Ordnung der Kirchenangelegenheiten durch einen Reichstag — unvollständig zu lassen. Diesem Vertrage gab der nachfolgende Statthalter der Niederlande, der Herzog Johann von Oesterreich (Don Juan d'Autria, Karl's V. natürlicher Sohn, welcher 1571 die türkische Flotte bei Lepanto vernichtet hatte) durch das sogenannte ewige Edict die Bestätigung, welches jedoch Holland und Seeland nicht annahmen.

Weil aber der Herzog sich dennoch viele Uebergriffe erlaubte und seine Gewalt zu erweitern suchte, so beriefen die Stände von Brabant den Prinzen von Oranien nach Brüssel und erwählten ihn zum Statthalter. Aber ein Theil des brabantischen Adels bestritt aus Reid diese Wahl und berief den Erzherzog Matthias, den Bruder des Kaisers Rudolf II., zur Regierung, während die südlichen (wallonischen) Provinzen den französischen Prinzen Franz von Anjou zu Hilfe riefen. Nach Johann's Tod wurde Alexander Farnese, Sohn Margarethens von Parma, ein eben so großer

Feldherr als kluger Staatsmann, vom König zum Generalsstatthalter bestellt. Da derselbe zwar den Niederländern die Zurückgabe ihrer vorigen Rechte und Freiheiten zusagte, aber auf Herstellung der alten Kirche bestand, so schloßen die sieben nördlichen reformierten Provinzen auf Betrieb Wilhelm's von Oranien 1579 die *Utrechter Union*, während sich die katholischen Provinzen den gewandten Unterhandlungen und glücklichen Waffen Alexander Farnese's fügten. Hierauf sagten sich die vereinigten Generalsstaaten 1581 von der spanischen Regierung los und wählten den von Philipp geachteten Wilhelm von Oranien, und als dieser 1584 zu Delft durch Mordmord fiel, den Sohn desselben, den jungen und raschen Moriz, zum Statthalter. Der Krieg dauerte fort, bis nach der Eroberung Antwerpens (1585) durch die Spanier die Engländer unter Elisabeth den Niederländern Beistand leisteten und Spanien nach Philipp's Tode (1598) genöthigt war, unter Philipp III. mit der Republik der vereinigten Niederlande 1609 einen 12jährigen Waffenstillstand zu schließen. Als freier Staat wurde sie jedoch erst im westfälischen Frieden von Spanien anerkannt.

In seiner duldsamen Gesinnung gestattete Maximilian II. dem österreichischen Adel, der sich größtentheils der lutherischen Lehre zugewandt hatte, volle Kulturfreiheit und mäßigte den Vesehrungsseifer der Jesuiten so sehr, daß die Protestanten sogar die Hoffnung hegten, er selbst werde zu ihnen übertreten, und daß der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ihn schon schriftlich dazu aufforderte. Aber obgleich er, wie sein Vater, mit der Wendung des tridentinischen Concils und dem Treiben der Jesuiten nicht zufrieden war, so konnte ihm doch auch die im Protestantismus immer weiter um sich greifende Uneinigkeit nicht gefallen; er suchte sich daher lieber über den Parteien zu erhalten und gewährte möglichste Duldung. Seine Gesinnung läßt sich besonders aus den Sprüchen erkennen, die er eigenhändig in lateinischer Sprache auf seinen Tisch geschrieben hatte. Darunter las man z. B.: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! — Ziehe das Heil der Seele allem vor, alles Uebrige ist Eitelkeit; denn alles vergeht, die Liebe Gottes ausgenommen. — Vergebens ehren sie mich, indem sie Menschengebote lehren.“ — Als er eben den Reichsständen den Reichsabschied 1576, worin er erklärte, einfach bei den Bestimmungen des Religionsfriedens beharren zu wollen, vorlesen ließ, starb er ganz unerwartet den 12. October im 50 Jahre seines Alters.

Der Eifer der Lutheraner gegen die Calvinisten sowohl, als gegen die Kryptocalvinisten (d. i. versteckten Anhänger des reformierten Bekenntnisses) und umgekehrt, brachte namentlich in Sachsen und in der Pfalz heftige innere Bewegungen hervor, zumal als sich in mehreren pfälzischen Geistlichen eine Hinneigung zur Zeugnung wesentlicher, sonst allen christlichen Religionsparteien gemeinsamer Glaubensgrundlehren zeigte und bei der obrigkeitlichen Einschreitung das Haupt dieser Irrelehrer nach Constantinopel floh und dort zum Muhammedanismus übergieng.

Diese Vorgänge betrogen den Nachfolger Friedrich's III. von der Pfalz, den Kurfürsten Ludwig IV., in seinem Lande 1576 das Lutherthum wieder herzustellen. Und in dem gleichen Jahre war auch, um die sächsische Kirche vom Kryptocalvinismus zu reinigen, durch die Synode zu Torgau die Torgauische Einigungsformel entworfen worden. Weil dieselbe aber die lutherischen Parteien nicht befriedigte, so wurde sie durch die, vorzüglich auf den Betrieb des Kurfürsten August von Sachsen unter dem Einfluß des Rübinger Kanzlers Jakob Andrea 1580 zu Stande gekommene, *Concordienformel* ersetzt, welche sodann im Jahre 1586 von 96 lutherischen Reichsständen unterschrieben wurde.

Sie umfaßt das apostolische, nicäische und athenasianische Glaubensbekenntniß, die unveränderte augsburgische Confession, die Apologie, die schmalkaldischen Artikel, Luther's kleinen und großen Katechismus und die neue Einigungsformel. Da aber die lutherische Lehre mit der größten Schärfe faßte, so nahmen einige lutherische Reichs-

Hände, wie Hessen, Pommern, Holstein, Anhalt, Magdeburg, Nürnberg, sie nicht an; ja die deutschen Calvinisten, welche damals unter den Fürsten nur den Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, Johann Casimir, zum Vertreter hatten, glaubten sich sogar durch ein Bündniß mit Frankreich, England und den Niederlanden sichern zu müssen, und als Kurfürst Ludwig starb und ihm sein unmündiger Sohn Friedrich IV. nachfolgte, führte Johann Casimir, der Oheim und Vormund desselben, den Calvinismus wieder in die Pfalz zurück. Dieser mehrfache Religionswechsel hat in diesem Lande einem lebendigen innerlichen Glaubensleben auf weit hinaus großen Abbruch gethan. In Sachsen wurde zwar unter dem Kurfürsten Christian I. durch seinen Kanzler Krell die Concordienformel wieder aufgehoben und dem reformierten Bekenntnisse der Eingang gebahnt; indes änderte des Kurfürsten früher Tod (1591) den Stand der Sache, und Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg führte das Luthertum wieder in Sachsen ein.

226. Maximilian's II. Tod war ein Unglück für das Reich; denn als Rudolf der Zweite, sein am Hofe Philipp's II. in Spanien erzogener Sohn, zur Regierung kam, stieg durch dessen Schwäche und Gleichgiltigkeit in der Politik, sowie durch dessen Abneigung gegen den Protestantismus, auch die Spannung der Katholiken und Protestanten wieder höher, indem einerseits die protestantischen Fürsten fortfuhren, kirchliche Güter einzuziehen, anderseits katholische Fürsten anfiengen, die protestantischen Unterthanen ihrer Länder mit Zwang wieder zum Katholicismus zurückzuführen, und sogar die Behauptung laut werden ließen, daß durch das Tridentiner Concilium der Religionsfriede aufgehoben sei.

In Aachen hatten sich die Protestanten, denen man stets die Ausübung ihrer Religion verweigert hatte, des Stadtreghments bemächtigt und ein Duldungsgesetz durchgesetzt; aber ein kaiserlicher Achspruch führte alles wieder in den vorigen Stand zurück. In Köln heirathete der Erzbischof Gebhard eine Gräfin Mansfeld und trat zur calvinischen Lehre über, ohne seine Würde (wie es der geistliche Vorbehalt verlangte) niederzulegen; daher wurde er vom Papste gebannt, und das Domcapitel wählte einen bayerischen Prinzen. Nun wollte Gebhard seine Sache mit den Waffen versehen, konnte aber, ungeachtet der Hilfe des Pfalzgrafen Johann Casimir, das Feld nicht halten und zog sich nach Straßburg zurück, wo er als protestantischer Domherr noch 16 Jahre lang lebte. In Straßburg, wo das Domcapitel schon vor dem Religionsfrieden auch evangelische Domherren enthielt, wurde einer der letzteren (der brandenburgische Prinz Johann Georg) zum Bischof gewählt, dem dann die katholischen einen andern (den Herzog von Guise) entgegensetzten. Es kam darüber zur Fehde, die mit einem Vergleich und Schiedsrichterspruch endete, der den Katholiken den Sieg zuwandte. Weil in Donauwörth Protestanten eine katholische Prozeßion gestört hatten, wurde die Stadt in Acht erklärt und bei der Achtsvollstreckung (durch Kurfürst Maximilian I. von Bayern) nicht nur ihrer Reichsunmittelbarkeit beraubt, sondern auch der Protestantismus daselbst unterdrückt.

Diese Stimmung bewog die Protestanten, dem Kaiser die Hilfe, die er von ihnen gegen die Türken forderte, nur unter der Bedingung zuzusagen, wenn die Bestätigung des Landfriedens erneuert würde. Als aber die katholischen Stände dagegen die Herausgabe der seit dem Passauer Vertrage wider den Religionsfriedensschluß eingezogenen Güter verlangten und die gewaltsame Unterdrückung der Protestanten in Steyermark sowie die erwähnte Bestrafung der geächteten Reichsstadt Donauwörth noch weiteres befürchten ließ; so schloß die, unterdessen durch den Uebertritt mehrerer ehemals lutherischer Fürsten (z. B. Anhalt, Hessen-Cassel) verstärkte, calvinistische Partei in Vereinigung mit den lutherischen Fürsten von Württemberg, Baden, Neu-

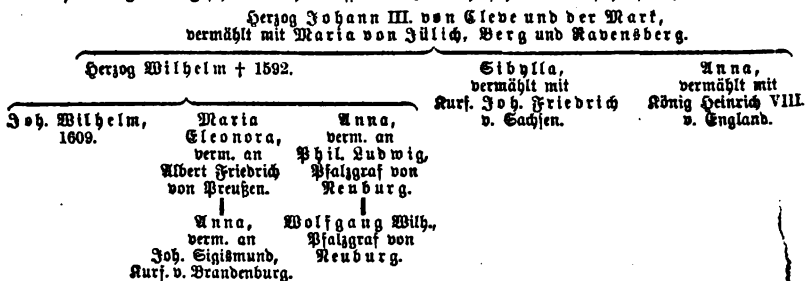
burg und Brandenburg und mit 15 Reichsstädten (darunter Straßburg, Ulm und Nürnberg) unter der Leitung des Kurpfalzgrafen Friedrich IV. 1608 den 4. Mai die protestantische Union zum Zweck gemeinschaftlicher Vertheidigung und Betreibung ihrer Beschwerden, worauf sich ihr unter dem Oberbefehl des Herzogs Maximilian von Bayern im Jahre 1609 die katholische Liga entgegenstellte. So standen die beiden Linien des Hauses Wittelsbach, die Ältere von Kurpfalz und die jüngere von Bayern, als Führer der beiden Religionsparteien einander gegenüber.

Beide Bündnisse traten zuerst im Jülich'schen Erbschaftsstreit gegen einander auf. Es war nämlich in diesem Jahre der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg kinderlos gestorben, und viele deutsche Fürsten machten Ansprüche auf die Erbschaft. Da voraussehen war, daß der Streit auf dem Rechtswege kein Ende nehmen werde, setzten sich zwei von den Erbprätendenten, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, rasch in den gemeinschaftlichen Besitz des Landes*). Hierauf erklärte der Kaiser diese eigenmächtige Besitzergreifung für einen Bruch des Reichsrechts, ernannte den Erzhzog Leopold von Steyermark (der zugleich Bischof von Straßburg und Passau war) zum Sequestrator und ließ die Stadt Jülich mit Waffengewalt besetzen.

Da schloß die Union auf Betrieb des Kurfürsten von der Pfalz, der keinen Habsburger am Niederrhein sich festsetzen lassen wollte, undeutscher Weise ein Bündniß mit Frankreich, dessen König Heinrich IV. diese Gelegenheit willkommen war, um wo möglich Oesterreich's Macht in Europa zu brechen und Deutschland eine andere Gestalt zu geben. Mit solcher Hilfe brandschakte die Union die geistlichen Stifter in Franken und am Rhein, und, die Franzosen belagerten Jülich. Nun forderte der Kaiser die Liga auf ihn zu unterstützen; ehe diese aber herbeikam, änderte sich die Lage der Dinge, indem Heinrich IV., der sich gerade zum Aufbruch an den Rhein aufschickte, in Paris ermordet wurde und die „posseidierenden Fürsten“ die Kaiserlichen aus Jülich vertrieben.

Mit der Ermordung Heinrich's IV. in Paris und mit dem bald darauf erfolgten Tode Friedrich's IV. von der Pfalz ließ die Gerechtigkeit zwischen den Unionisten und den Ligenisten für diesmal nach, und am 24. October 1610 schloß die Union mit der Liga Frieden.

*) Die genealogischen Verhältnisse im Jülich'schen Erbschaftsstreit:



Brandenburg und Neuburg wollten sich nachher durch eine Heirat des Pfalzgrafen von Neuburg mit der Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg vergleichen. Weil aber bei einer persönlichen Zusammenkunft in Düsseldorf der Pfalzgraf auf der vollständigen Abtretung bestand und in dem Wortwechsel, der sich deshalb erhob, vom Wein erhitzt, den Kurfürsten beleidigte, so soll ihm dieser einen Schlag in's Gesicht gegeben haben, der die Folge hatte, daß der Pfalzgraf die Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, also eine Katholikin, heiratete und sogar selbst katholisch wurde (1613), wodurch er die Unterstützung der Liga und der ganzen katholischen Partei gewann. Dadurch sah sich Johann Sigismund genöthigt, sich gleichfalls nach fremder Hilfe umzusehen, welche ihm die Union am besten gewähren konnte. Um diese für sich zu gewinnen, trat er am 25. Dec. 1613 zu Berlin zu den Reformirten über. Dieser Schritt war für die lutherische Kirche, deren Hauptstülze seit einem halben Jahrhundert, nächst dem sächsischen Hause, das brandenburgische gewesen war, für die spätere Folge verhängnißvoll. Im ersten Augenblick erhob sich in Berlin sogar ein Aufruhr, und in ganz Brandenburg und Preußen war eine heftige Aufregung, die aber zu keiner Aenderung des Verhältnisses führte, da Sigismund sich enthielt, seinen Glauben seinen Unterthanen mit Gewalt aufzudrängen. Darauf zog der Kurfürst niederländische, der Pfalzgraf spanische Hülfstruppen in's Rülisch'sche. Weil aber beide bald sahen, daß namentlich durch die fremden Kriegsvölker das Land ganz zu Grunde gerichtet würde, so schloßen sie 1614 den Vertrag von Xanten, in welchem Brandenburg Cleve, Mark, Ravensberg, dagegen Pfalz-Neuburg Rülisch und Berg erhielt. Doch kam derselbe nur zum Theil zur Ausführung, da die Spanier und Niederländer noch feste Plätze behielten. Vollig aus gieng der Streit erst 1686 (Vertrag zu Neuß).

So wenig Kaiser Rudolf II. vor der Beschäftigung mit seinen Liebhabereien (er war großer Pferdefenner, eifriger Sammler von Gemälden und Alterthümern, Alchymist und Astrolog) dazu kam, sich um das Reich zu bekümmern, so wenig sorgte er für seine Erbländer. Ungarn besonders litt unter seiner Sorglosigkeit unsäglich: er kam nie persönlich dahin, ließ die wichtigsten Stellen unbesezt, gab auf die wenigsten Beschwerden und Anfragen Bescheid und ließ seine Truppen nach Willkür schalten. Den Protestantismus, welchen Maximilian dort gebudet hatte, zu unterdrücken, ließ er sich sehr angelegen sein, so daß die Unzufriedenheit der Ungarn aufs höchste stieg. Als ihm Stephan Bocskai, der Führer der Oppositionspartei, deshalb Vorstellungen machen wollte, wurde er gar nicht vorgelassen. Stunden lang mußte jener in den Vorzimmern der Minister warten, so daß die Pagen, die daselbst Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen. Da eilte er im Zorn nach Ungarn zurück, rief das Volk zur Verteidigung seiner Rechte und Freiheiten zu den Waffen und machte sich zum Herrn von Siebenbürgen und Oberungarn, ohne daß Rudolf nur einen Finger regte.

Daher wurde dieser von seinen Verwandten genöthigt, Mähren, Oesterreich und Ungarn an seinen Bruder Matthias abzutreten. Um sich daher wenigstens Böhmen, das Matthias aufwiegelte, zu sichern, wollte er mit Hilfe der dortigen katholischen Partei die Protestanten unterdrücken. Als aber diese sich bewaffnet entgegenstellten, gab er nach und stellte ihnen auf ihr festes Andrängen den sogenannten Majestätsbrief aus, wodurch ihnen, als Bekennern der Augsburgischen Confession, freie Religionsübung eingeräumt wurde. Weil aber seine Soldaten dieses Land drückten, wählten die Böhmen seinen Bruder Matthias zu ihrem Könige, so daß Rudolf, der ihm auch Schlesien und Lausitz übergeben mußte, von allen seinen Kronen nur die kaiserliche blieb, vor deren schmachvollem Verlust ihn der Tod bewahrte. Denn schon hatten ihn die Kurfürsten genöthigt, einen Tag zur Wahl seines Nach-

folgers festzusetzen, als er noch vor dem Eintritt dieses Termins am 20. Januar 1612 starb.

227. Da in solchen Zeiten die römische Kaiserkrone als kein wünschenswerthes Gut erschien, so erhielt dieselbe ohne Widerspruch im Jahre 1612 Matthias, sein bereits bejahrter Bruder, dessen geringe Umsicht jedoch nicht geeignet war, den Ausbruch eines neuen und viel schrecklicheren Religionskrieges zu verhüten. Weil er kinderlos war, ließ er sich von seinen zwei Brüdern, die schon früher die Kaiserwürde ausgeschlagen hatten, bereden, seinen Vetter Ferdinand, Herzog von Steiermark, Kärnten und Krain, zu seinem künftigen Nachfolger anzunehmen, und ihm 1617 die Anerkennung der Böhmen, 1618 die der Ungarn zu verschaffen.

Ferdinand, der von den Jesuiten in streng katholischen Grundsätzen erzogen worden und dabei ein Mann von festem, entschlossenem Charakter war, hatte in seinen Erbländern den Protestantismus, welchen bei seinem Regierungsantritt die Mehrzahl der Einwohner bekannt hatte, förmlich aufgehoben und jedem, der nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, die Auswanderung auferlegt (wozu ihn freilich ein Artikel des Augsburger Religionsfriedens berechtigte). In kurzer Zeit wurde in allen drei Ländern keine protestantische Predigt mehr vernommen.

Ferdinand handelte dabei ganz nach seiner innersten, ihm von den Jesuiten von seiner Kindheit an beigebrachten Ueberzeugung von der Heilsamkeit seines Verfahrens. Er äußerte selbst, daß er diese harten Maßregeln nur aus Liebe zu den Irrenden ergreife, denen er willig sein Leben opfern würde, wenn er wüßte, daß er sie durch seinen Tod auf den rechten Glaubensweg bringen könnte. Die Jesuitenprediger selbst aber boten ihre ganze Bereitschaft auf, um die Katholiken gegen die Protestanten zur Wuth zu erhitzen, die denn auch von den Lehern nicht unerwidert blieb, so daß beide Parteien sich als Todfeinde haßten.

Die protestantischen Stände in Böhmen, welche von Ferdinand ein gleiches Verfahren gegen ihre Religionsfreiheit besorgten, suchten daher dessen Wahl zum böhmischen König zu hintertreiben; nichts desto weniger wurde Ferdinand (1617) gewählt und gekrönt; doch beschwor er dabei ihre Religionsfreiheiten.

Während Matthias nach Ungarn gieng, um auch dort Ferdinand's Königswahl zu betreiben, und Böhmen unterdessen durch eine kaiserliche Statthalterschaft (von 7 katholischen und 3 protestantischen Mitgliedern) verwaltet wurde, ereignete sich jener beklagenswerthe Vorfall, welcher die nächste Veranlassung zu einem Deutschland bis in sein tiefstes Inneres zerreißenden Religions- und Bürgerkriege wurde.

Kap. 37. Der dreißigjährige Krieg.

1618—1648.

(Hist. Atlas, Tafel XIII.)

Erste Periode: Der böhmische Krieg.

228. Die in das Jahr 1617 fallende Feier des Reformationstages hatte besonders in Böhmen die Spannung der Religionsparteien ungemein erhöht: die planmäßige Bebrüdung und Verfolgung der Protestan-

ten in den österreichischen Ländern, die auffallende Begünstigung der Jesuiten, welche dabei als Anstifter und Werkzeuge dienten, die Entsetzung des einflußreichen Grafen Matthias von Thurn von dem Burggrafenamte, gemäß dessen er die Insignien und Urkunden der Krone zu bewahren hatte, und die Aufnahme zweier den böhmischen Protestanten besonders verhaßten Männer in die Zahl der zehn Statthalter, der Grafen Martiniz und Slawata (denen das Gerücht Schuld gab, sie hätten ihre Unterthanen mit Gewalt in die Messe treiben lassen), hatte die ohnedies mißtrauischen Gemüther der Protestanten noch mehr gereizt, so daß es nur eines näheren Anlasses bedurfte, um den verhaltenen Zorn zum Ausbruch zu bringen. Die in Rudolf's Majestätsbriefe den Protestanten in Böhmen gewährte Religionsfreiheit schloß zwar die Erlaubniß in sich, protestantische Kirchen und Schulen zu errichten; doch war in diesem Brief nur dem Herrn- und Ritterstand und den königlichen Städten freie Religionsübung zugestanden, von den evangelischen Unterthanen geistlicher Stände jedoch nichts gesagt. Die Protestanten aber erklärten, daß die Geistlichkeit in Böhmen keinen besondern Stand bilde, und daß die Güter der Kirche den königlichen Besitzungen gleich geachtet würden. Sie fiengen daher sowohl in der dem Erzbischof von Prag gehörigen Stadt Klostergrab als auch in der dem Abt von Braunau untergebenen Stadt Braunau den Bau einer Kirche an.

Auf kaiserlichen Befehl aber wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen und die zu Braunau geschlossen, und als sich die protestantischen Stände in einer Versammlung zu Prag darüber beschwerten, erhielten sie ein verweisendes Schreiben und den Befehl, ihre Versammlung aufzulösen. Da erschien Abgeordnete der protestantischen Stände am 23. Mai 1618 bewaffnet unter Anführung des Paul von Ruziczka auf der Schloßkranzlei zu Prag, und stellten die Statthalter, von denen vier katholische (der Oberburggraf von Sternberg, Dippold von Lobkowitz, Martiniz und Slawata) eben anwesend waren, zur Rede, ob das kaiserliche Schreiben von ihnen veranlaßt worden sei. Auf Sternberg's ruhige Antwort, daß ihr Eid sie verpflichte, aus dem geheimen Rath nichts mitzutheilen, entspann sich ein Wortwechsel, bei dem ein Ultraquist die Grafen Martiniz und Slawata geradezu der Urheberschaft des königlichen Schreibens bezichtigte. Der Streit erhitzte sich so, daß der Graf von Thurn mit zwei andern laut erklärte, es bleibe ihnen zu ihrer Sicherheit nichts übrig, als sich solcher Feinde mit Gewalt zu entledigen, worauf ein anderer rief: „Werft sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinaus!“ Darauf führten einige Sternberg und Dippold von Lobkowitz, auf deren Leben es nicht abgesehen war, in ein Nebenzimmer; dann ergriffen sie Martiniz und Slawata und warfen sie samt dem Geheimschreiber Fabricius aus den Schloßfenstern hinab; doch blieben sie alle drei am Leben, obgleich ihnen auch einige Kugeln nachgeschossen wurden.

Zuerst wurde Martiniz von Wilhelm von Lobkowitz und noch vier andern an das Fenster gedrängt, das in den 28 Fuß tiefen, übrigen trockenen Burggraben gieng. Umsonst flehten die Unglücklichen, welche jetzt erkannten, daß man ihnen ernstlich an das Leben wolle, man möchte sie doch sich zum Tode vorbereiten lassen. Unter Hohn und Spott wurde Martiniz, der sich laut Jesu und der h. Jungfrau Maria empfahl, häuptlings zum Fenster hinausgestürzt. Darauf folgte plötzliche Stille, da selbst die Thäter über ihre That erschraden. Als aber Thurn, auf Slawata deutend, rief: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern!“ warfen sie auch diesen zu einem andern Fenster hinunter, und als er in seiner Angst sich an eine eiserne Fensterflange anklam-

merkte, hieb man ihm mit seinem eigenen Schwert so lange in die Hand, bis er losließ und hinabfiel. Und weil der Geheimschreiber hatte abwehren wollen, ward auch er ihm nachgeworfen. Martinik fiel auf einen weichen Plag, ohne verletzt zu werden; aber Slawata rief mit dem Kopf zuerst an ein unteres Fenstergefenster an und fiel dann mit dem Kopf auf einen Stein am Boden, so daß er bewußtlos in seinen Mantel verwickelt da lag. Obgleich ihnen Schüsse nachgeschandt wurden, davon drei Martinik streiften, wälzte dieser sich doch zu dem unglücklichen Slawata hin, machte ihm den Kopf frei und bestrich die Wunden mit Balsam, den er bei sich zu tragen pflegte. Aus einem benachbarten Hause ließ sodann ein Geistlicher eine Leiter in den Graben hinabstellen, auf der beide durch einige treue Diener in jenes Haus gebracht wurden, wo Slawata bei einer Gräfin Lobkowitz, der Gemahlin des Kanzlers, Verpflegung fand. Zwar kam Graf Thurn und forderte die Auslieferung desselben, aber die müthige Frau verweigerte sie standhaft. Später erhielt Slawata gegen einen Keder, daß er sich nicht rächen und das Land verlassen wollte, seine Freiheit. Martinik entkam verkleidet nach Regensburg; Fabricius hatte keinen Schaden genommen und war nach Wien entflohen, um dem Kaiser das Vorgefallene zu berichten.

Die Folgen dieser rohen Gewaltthat voraussehend, giengen die protestantischen Stände Böhmens nun weiter, rißten die Regierung an sich, bemächtigten sich der Kronegesälle, vertrieben die Jesuiten, welche in der Apologie der Utraquisten als die „Hauptursache alles Uebels“ bezeichnet wurden, und legten auf ihre Güter Beschlagnahme, riefen die Protestanten in Schlessien, Mähren, der Lausitz, Oesterreich und Ungarn zur Hilfe und stellten unter dem Grafen Thurn eine Heeresmacht auf; selbst viele katholische Stände traten aus Furcht diesen Maßregeln bei. So begann der dreißigjährige Krieg.

Der Kaiser, in der Besorgniß, auch seine übrigen Länder möchten diesem Beispiele folgen, dabei von Truppen und Geld entblößt, wollte anfangs nachgeben; allein Ferdinand, der unterdessen auch in Ungarn gewählt und gekrönt worden war, fühlte sich berufen, diese Gelegenheit zu Unterdrückung der protestantischen Lehre in allen österreichischen Ländern zu benutzen, und drang auf bewaffnetes, nachdrückliches Einschreiten, und da des Kaisers Kanzler, Cardinal Elesel, dagegen sprach, ließ er ihn gefangen nach Innsbruck abführen und brachte so den kranken Kaiser zur Einwilligung.

Noch im August desselben Jahres rückte kaiserliches Kriegsvolk in zwei Heeren unter Boucquoi und Dampierre in Böhmen ein, und ein kaiserliches Schreiben befahl den protestantischen Ständen, die Regierung aufzulösen und das Heer zu entlassen. Diese aber, welche schon zu weit gegangen waren, beharrten in ihrem Aufstande und schlugen die Kaiserlichen bei Ejslau und Lomnicq. Bald darauf erhielten sie Verstärkung: die Schlessier und Lausitzer schickten ihnen 3000 Mann unter dem Markgrafen Johann von Jägerndorf, und 4000 Mann führte Graf Ernst von Mansfeld herbei. Dieser, durch weitere Werbungen verstärkt, eroberte sogleich die Festung Pilsen und veranlaßte den kaiserlichen Hof zu Unterhandlungen in Eger. Ehe es aber zu einem Erfolg derselben kam, starb Kaiser Matthias am 20. Mai 1619 am Schlag. Sogleich ergriff Ferdinand, als designierter Nachfolger, Besitz von seinen Erbländern und bestätigte in einem Manifest den Böhmen ihre „allgemeinen“ Landesprivilegien. Weil aber dieses Patent an die ehemaligen Statthalter gerichtet war, trauten sie ihm nicht. Bereits hatten sie die Kaiserlichen nach Oesterreich zurückgedrängt; Ferdinand's Erbländer geriethen in Aufstand, selbst Niederösterreich verweigerte ihm die Huldigung; das Land ob der Enns verband sich mit den Böhmen; Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, schickte sich an, in Ungarn einzufallen, und Graf Thurn

war bereits gegen Wien im Anzug, wo Ferdinand muthig zurückgeblieben war. Anstatt aber die Stadt gleich durch einen raschen Angriff zu nehmen, unterhandelte Graf Thurn mit den österreichischen Ständen, um sie zum Anschluß an die böhmische Sache zu bewegen. Doch nur der protestantische Theil derselben verstand sich dazu und sandte eine Deputation von 16 Edel-leuten in die Burg an den König Ferdinand, um ihm die Einwilligung zu ihrem Beitritt in den böhmischen Bund abzuverlangen. Schon faßte ihn einer der Edelleute mit drohenden Worten bei den Knöpfen seines Wamses und wollte ihn zur Unterschrift zwingen, als plötzlich Trompeten schmetterten und 500 Ultrassiere, die vom österreichischen Hauptheere abgesandt worden und durch ein unbewachtes Thor in die Stadt gedrungen waren, in die Burg einrückten und Ferdinand aus seiner Bedrängniß erretteten. Jetzt erst begann Thurn, unterstützt von dem Fürsten Bethlen Gabor, die eigentliche Belagerung Wiens, mußte sich aber auf die Nachricht, daß Bouc-quoi und Dampierre den Grafen von Mansfeld in der Gegend von Budweis geschlagen hätten, wieder aufheben, um das kaiserliche Heer von weiterem Vordringen gegen Prag abzuhalten. Dies gelang ihm, und die Kaiserlichen mußten sich wieder an die Gränze Böhmens zurückziehen.

229. Unterdessen war von den Kurfürsten über die Wahl Ferdinand's viel unterhandelt worden. Weil auch die drei protestantischen Kurfürsten in einem katholischen Oberhaupt eine sichere Gewähr für den Fortbestand der deutschen Reichsverfassung erblickten, so ward am 28. Aug. 1619 Ferdinand der Zweite zum Kaiser erwählt und am 9. Sept. gekrönt. Da auf eine Protestation der Böhmen gegen diese Wahl, welche für ihre Kur gleichfalls eine Stimme beanspruchten, keine Rücksicht genommen worden war, so erklärten dieselben in einer Ständeversammlung zu Prag (d. 18. Aug.) Ferdinand als „Erbfeind des evangelischen Glaubens und als Sklaven Spaniens und der Jesuiten“ des böhmischen Thrones verlustig und wählten (im Verein mit den Schlesiern, Mähren und Laußnern) am 27. Aug. das Haupt der protestantischen Union, den jungen reformierten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem König. Und dieser — obgleich ernst gewarnt von seiner Mutter (Luise Juliane, der Tochter Wilhelm's von Oranien), und abgemahnt von einigen seiner unierten Mitstände, sowie von allen Kurfürsten, selbst von Frankreich, aber angetrieben von seinem politischen Orakel, dem abenteuerlichen Prinzen Christian von Anhalt, von seinem Hofprediger Scultetus, der ihm die Annahme zur Gewissenssache machte, ganz besonders aber von seiner ehrgeizigen Gemahlin Elisabeth, Tochter König Jakob's I. von England, — nahm verblendet die unheilvolle Krone an, empfing am 31. Oct. die Huldigung der Böhmen, Mähren und Schlesier und wurde am 4. Nov. zu Prag mit ungemeinem Pompe gekrönt.

Während Friedrich und seine Partei sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor, der sich Ungarns bemächtigte, verband, aber sich die Gemüther der Böhmen durch unkluge Maßregeln und schwaches Benehmen entfremdete, suchte Ferdinand vor allem Österreich zu behaupten, indem er die dortigen Protestanten, die es mit den Böhmen hielten, mit 8000 Kosaken schreckte, welche ihm sein Schwager Sigismund von Polen zu Hilfe schickte.

Hierauf gewann er den durch seinen Eifer für die katholische Sache, sowie

durch seine Staatsklugheit einflußreichen Herzog Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, durch das Versprechen, ihm die pfälzische Kur zu übertragen und bis zum Erfaz der Kriegskosten die Nutznießung derjenigen habsburgischen Länder zu überlassen, die er zurückerobern würde. Der Münchener Vertrag, welchen Kaiser Ferdinand mit dem Herzog Maximilian schloß, gab letzterem eine so unbeschränkte Gewalt, daß weder der Kaiser noch sonst ein Glied des kaiserlichen Hauses in seine Anordnungen etwas zu reden haben sollten. Auch machte sich der Kaiser anheischig, ohne Wissen und Willen des Herzogs mit dem Feinde weder Frieden noch Waffenstillstand noch sonstige Unterhandlungen einzugehen. Zu dem Gleichen verpflichtete sich der Herzog. Eben so sollten alle kaiserlichen Generale über alle Pläne und Unterhandlungen vorher mit dem Herzog Rücksprache nehmen. Spanien versprach, von den Niederlanden aus Hülfstruppen zu senden; der Papst gab 100,000 Kronen und versprach das Doppelte im Laufe des Kriegs, und selbst der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der es ohnedies übel empfand, daß ihm von dem Pfälzer die Leitung der protestantischen Angelegenheiten entziffen worden war, ließ sich durch den Eifer seines Hofpredigers zu solchem Haß gegen die Reformierten bewegen, daß er sich lieber mit den Katholiken verband, zumal ihm der Kaiser den Besiz der beiden Lausitzen in Aussicht stellte. Ein für den Kaiser günstiger Umstand war auch der, daß sich die protestantische Union nach einigen unentschiedenen Schritten mit der Liga versöhnte.

An dem lauen und engherzigen Auftreten der Union war die Spaltung der Glieder in lutherische und reformierte Schuld. Als endlich die Unionen ein schwaches Heer aufgebracht hatten, das unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach nach Ulm vorrückte, so daß man bald ein Treffen erwartete, ließen sie auf Antrieb Frankreichs, das von einem Siege der Reformierten in Deutschland eine Stärkung der Hugenotten befürchtete, und durch die Furcht vor den aus den Niederlanden anrückenden Spaniern, sich zu einem Vergleich bewegen, in welchem sie die Sache Böhmens und der Pfalz aufgaben.

So bekam Maximilian freie Hand, und während die Spanier unter Spinola die Pfalz und die Sachsen die Lausitz besetzten, zog er mit dem ligistischen und kaiserlichen Heere durch Oberösterreich, brachte dort die bereits im Aufstand begriffenen Protestanten zum Gehorsam zurück und rückte in Böhmen ein. Hier hatte Friedrich durch seinen parteiischen Calvinismus, durch unkluge Zurücksetzung der Böhmen im Cabinet und Feld und durch leichtsinnige Vergnügungssucht und Sorglosigkeit sich um alles Ansehen und Zutrauen gebracht, daher sich weder bei dem Adel noch bei dem übrigen Volke der Böhmen die nöthige Willenskraft und Entschlossenheit vorfand.

Obgleich Friedrich V. den drei anerkannten Confessionen seines neuen Reichs bei seiner Krönung freie Glaubensübung zugesichert hatte, und es die gewöhnlichste Klugheit gebot, die Lutheraner und Katholiken in Böhmen zu schonen, ließ er sich doch unbesonnener Weise durch den blinden Eifer seines calvinistischen Hofpredigers verleiten, gleich anfangs den Katholiken die Domkirche zu Prag für den reformierten Gottesdienst wegzunehmen und dabei einen rohen Bildersturm zuzulassen, wobei unter Hohn und Spott das Crucifix zertrümmert und religiöse Kunstgegenstände zererschlagen und verbrannt wurden. Den Lutheranern, welche unter den böhmischen Protestanten die Mehrheit ausmachten, wurde mit der Abschaffung ihrer Kirchengebräuche gedroht, indem seine Glocke mehr geläutet werden durfte, die Altäre mit Eischen, die goldenen und silbernen Gefäße mit hölzernen vertauscht wurden und beim calvinistischen Gottesdienste selbst jene Würde außer Acht gelassen wurde, mit welcher die calvinistischen Geistlichen unter den böhmischen Utraquisten ihren Gottesdienst begingen. Besonders saßen sich Thurn und

Mansfeld, welche gehofft hatten, auf den neuen König entscheidenden Einfluß zu bekommen, in ihren Erwartungen getäuscht, weil bei dem Könige der Prinz Christian von Anhalt alles galt und andere deutsche Günstlinge den böhmischen Adel um die gehofften Vortheile brachten.

Daher fanden sich, als es zur Entscheidung auf dem Kriegsfelde kam, von den böhmischen Großen kaum acht ein, und diese handelten nach Gutdünken. Bald fielen die Sachsen mit 15,000 Mann in die Lausitz ein und nahmen sie nach der Eroberung von Bausen in Besitz. Die Böhmen suchten die eindringenden Feinde durch Hin- und Hermärsche zu ermüden, und wirklich erlitt dadurch, sowie durch Mangel und Seuchen das kaiserliche Heer unter Boucquoi schwere Verluste, und die dadurch entstehende Zuchtlosigkeit seiner Soldaten mehrte das allgemeine Elend, während das ligistische Heer unter der Führung Maximilian's im ganzen strengere Mannszucht hielt.

Um daher eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, beschloß Herzog Max mit den vereinigten Heeren unmittelbar auf Prag loszugehen. Ohne sich in Unterhandlungen einzulassen, zu denen sich Friedrich sogar persönlich in des Herzogs Lager begeben wollte, brach Maximilian mit dem ligistischen Heere am 22. Oct. gegen Prag auf. Eine Zeit lang zog das böhmische Heer, geführt vom Prinzen von Anhalt, neben dem ligistischen her und suchte ihm durch beständige Angriffe Abbruch zu thun. Als es nicht mehr zweifelhaft war, daß es auf Prag abgesehen sei, was Graf Thurn durchaus nicht hatte glauben wollen, eilte Prinz Christian mit dem Heere, den Vorprung zu gewinnen, und langte nach einem beschwerlichen Nachtmarsche vor Prag an, in dessen Nähe es (gerade an dem Sonntage, da das Evangelium lautete: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“) am 8. Nov. 1620 zur Schlacht am weißen Berge kam, in welcher das entmuthigte böhmische Heer von dem stärkeren ligistisch-österreichischen Heere unter Maximilian von Bayern in einer einzigen Stunde völlig geschlagen wurde.

Das böhmische Heer, um ein Drittel schwächer als die Kaiserlichen, hatte auf dem Berge eine günstige Stellung. Als um 9 Uhr Morgens Maximilian mit dem ligistischen Heere zuerst auf dem Kampfplatze anlangte, während Boucquoi mit den Kaiserlichen noch zurück war, drang Prinz Christian auf raschen Angriff, ehe die Kaiserlichen kämen; allein der Reiterführer Graf Hohenlohe war damit nicht einverstanden, und so gieng der rechte Augenblick verloren; denn um Mittag langte Boucquoi an und bezog den rechten Flügel, während Max und Tilly den linken ordneten. Anfangs geriethen die Kaiserlichen, von heftigem Geschützfeuer empfangen, in's Wanken, so daß Christian von Anhalt schon durch einen Angriff nachrücken wollte, als plötzlich das Thurn'sche Regiment die Flucht ergriff. Dennoch stürmte Christian's Sohn mit einer Reiterabtheilung so heftig auf den Feind, daß zwei kaiserliche Regimenter anfiengen, den Rücken zu wenden. Allein Maximilian hielt sie mit dem Regen auf und Tilly warf mit den bairischen Reitern die schwache Schar der Angreifer zurück, wobei der junge Fürst verwundet stürzte und gefangen wurde. Da flohen auch die im Hintertreffen stehenden aller Zucht entwöhnten Ungarn, 6000 an der Zahl, ohne Schwertschlag und rissen die noch Uebrigen mit in die Flucht. Zwar suchten Christian, Thurn u. a. sie wieder zu sammeln und zu neuem Angriffe vorzuführen, allein sie liefen hinter ihnen gleich wieder davon, so daß (wie Christian's Bericht sich ausdrückte) „kein Alexander Magnus, Julius Cäsar und Carolus Magnus sie hätte zum Stehen bringen können.“

Ehe noch Friedrich, der eben Tags zuvor aus dem Felde in seine Hauptstadt zurückgekehrt war und gerade mit seiner Gemahlin bei der Mittagstafel von der unvermuthet begonnenen Schlacht gehört hatte, das Thor erreichte, erhielt er von dem ihm ohne Hut begegnenden Prinzen Christian die Kunde von der verlorenen Schlacht. In der Bestürzung sandte Friedrich an den

Herzog von Bayern und bat um einen Waffenstillstand von 24 Stunden, erhielt ihn aber nur auf 8 Stunden, während welcher sich kein Rath für ihn fand. Zwar war sein Heer noch nicht vernichtet; Mansfeld hatte noch viele feste Plätze inne; ein neues Heer aus Ungarn war im Anzug, und Prag hätte sich bei entschiedenem Muth den Winter über halten können; aber das in Friedrich nun hervortretende Gefühl, daß sein Königthum „keinen sichern Grund in dem Glauben des Volks an seine Rechtmäßigkeit“ habe, ließ in ihm den mannhafteu Muth zur selbstaufopfernden Behauptung desselben nicht aufkommen, und selbst der, welcher ihn am meisten angetrieben hatte, nach dieser Krone zu greifen, trieb ihn jetzt am heftigsten zum Aufgeben derselben an.

Mit Zurücklassung von Krone und Scepter, die schon gepackt waren, floh Friedrich am folgenden Morgen mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Christian nach Schlessien. Weil aber dieses Land den „Winterkönig“ (wie der Spott ihn nannte) nicht schützen konnte, sondern sich dem Kaiser gegen Bestätigung des Majestätsbriefs gleichfalls unterwerfen mußte, so begab sich Friedrich nach Berlin, um bei dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Könige von Dänemark, seinem Schwager, einen Stützpunkt zu suchen. Aber er fand ihn auch da nicht und suchte ihn daher in Holland.

Die nächsten Folgen dieser Niederlage waren, daß Friedrich geächtet und seiner pfälzischen Länder, welche unterdessen von Spinola besetzt worden waren, verlustig erklärt, Böhmen aber erobert und als aufständisches Land behandelt wurde. Nachdem Prag dem Kaiser gehuldigt und die Stände Böhmens Abbitte gethan hatten, wurde die Verwaltung des Landes einem kaiserlichen Statthalter und Tilly mit einem Theil der ligistischen Truppen die militärische Bewachung der Hauptstadt übergeben. Ehe man es wagte, an die Unterdrückung des Protestantismus zu gehen, wollte man erst das Land von den feindlichen Heeren befreien; denn von Pilsen und andern festen Plätzen aus durchzog Mansfeld noch das Land und wollte schon Prag angreifen, als Pilsen durch Bestechung in kaiserliche Hände fiel, und sich bald auch die andern Plätze ergaben. Bethlen Gabor leistete in Ungarn hartnäckigen Widerstand, ja er streifte bis vor Wien; als aber viele Magnaten von ihm abfielen, schloß er Frieden mit dem Kaiser und verzichtete auf die Krone Ungarns.

Inzwischen hatte der Kaiser zunächst in Prag die Gegenreformation begonnen. Die calvinistischen Priester wurden verbannt, sämtliche Schulen samt der Universität der Leitung der Jesuiten übergeben, welche gleich anfangs wieder zurückgerufen worden waren. Die lutherischen Prediger wurden aus Rücksicht auf Kurfachsen anfangs belassen, aber schon im nächsten Jahre aus Prag und nachher aus ganz Böhmen vertrieben. Anfangs war Ferdinand geneigt, kein Bluturtheil zu fällen; aber die Vorstellungen seines Beichtvaters, des Jesuiten Lämmermann (Lamormain), daß dem Ketzertum nur auf diese Weise gesteuert werden könnte, bestimmten ihn, von den 78 gefangenen Anhängern Friedrich's siebenundzwanzig vornehme Protestanten zum Tode zu verurtheilen. Sie wurden am 21. Juni 1621 vor dem Prager Rathhause hingerichtet, und mit den eingezogenen Gütern derselben die Jesuiten entschädigt.

Unter den hingerichteten böhmischen Protestanten, die alle mit dem Zugenuthe starben, befand sich auch der Oberflandrichter von Böhmen, Graf Andreä

Schlid, der dabei laut rief: „Zerreiße diesen Leib in tausend Stücke, durchwähle meine Eingeweide, ihr werdet nichts anderes finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Freiheit und zur Religion hat uns das Schwert in die Hand gegeben; weil aber Gott dem Kaiser den Sieg verliehen hat, so geschehe des Herrn Wille!“ Es wurde ihm zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen. Dem Universitätsrector Jessenius von Jessen, einem berühmten Arzte, wurde vor der Hinrichtung die Zunge ausgeschnitten, weil er früher das Volk oft durch seine Reden angefeuert hatte; sein Leichnam wurde dann durch vier Pferde zerrissen und die Stücke, auf Pfähle gesteckt, an den Straßen ausgestellt. Außerdem wurden 728 Personen, meist aus dem Adelsstand, zwar amnestiert, aber ihre Güter ganz oder theilweise eingezogen und dem katholischen Adel zur Belohnung seiner Dienste gegeben. Die Zurückführung Böhmens und der ihm einverleibten Aemter zum katholischen Glauben wurde nach und nach auf das strengste durchgeführt; alle protestantischen Schullehrer wurden vertrieben, den Protestanten alle Aemter entzogen, ihnen Handel und Gewerbe untersagt, und wer sich nicht zum Religionswechsel zwingen lassen wollte, mußte das Land verlassen. An 30,000 Familien, darunter 185 Adelsgeschlechter bewiesen auf diese Weise, daß ihnen der Glaube über Vaterland und Besitztum gieng; denn viele von ihnen verließen ganz arm ihre Heimat. So verlor Böhmen seine in so langen und schweren Kämpfen errungenen Freiheiten und Rechte auf einmal, und mit eigener Hand zerriß der Kaiser die darauf bezüglichen Urkunden und Zeugnisse. Wenige Jahre nachher soll die Bevölkerung Böhmens auf ein Drittel ihres vorigen Bestandes herabgesunken gewesen sein.

Da nun auch die protestantische Union (in Folge eines Vertrags mit den in der Pfalz stehenden Spaniern) fast unter Hohn und Spott sich auflöste, so wagte niemand, sich des geächteten Friedrich weiter mit Waffengewalt anzunehmen, zumal der Kaiser erklärte, daß es ihm und seinen Freunden freistünde, seine Sache auf dem nächsten Reichstage zu verfechten.

Zweite Periode: Der pfälzische Krieg.

230. Während die protestantischen Fürsten Deutschlands jeden weitem Zusammenstoß zu meiden suchten und die Sache Friedrich's dem Reichstage überließen, hielt sich der Prinz Christian von Braunschweig, Administrator des Bisthums Halberstadt, für berufen, die Vertheidigung des kurpfälzischen Hauses zu übernehmen, indem er die Stände des niederländischen Kreises vermochte, die Sache des Pfälzers zu der ihrigen zu machen.

Dies that er jedoch keineswegs aus religiösen Gründen, sondern theils aus Besorgniß, der Kaiser möchte nun den „geistlichen Vorbehalt“ (222) gegen ihn geltend machen und das Bisthum einem katholischen Fürsten übertragen, theils und hauptsächlich aus einer Art von phantastisch-ritterlicher Galanterie gegen Friedrich's Gemahlin, die Kurfürstin Elisabeth.

Von Natur wild und ausgelassen, leichtsinnig und übermüthig, setzte er den Krieg fort, plünderte mit gewordenen Heerhaufen die geistlichen Stifter Westfalen's und betrieb das Anzünden der Städte und Dörfer durch eigens angestellte Brandmeister kunstmäßig. 1621

Als er im Dom zu Paderborn die silbernen Bischofsäulen der Apostel fand, rief er lachend: „Was macht ihr hier, da geschrieben steht: Seht in alle Welt! wart, ich will euch hinausjagen!“ und ließ daraus Thaler prägen mit der Unterschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!“ Man nannte ihn daher den „tolle Christian.“

Aber auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, von holländischem Gelde unterstützt, war noch in den Waffen geblieben, um in Vereinigung mit dem kriegslustigen Parteigänger Ernst von Mansfeld dem geächteten Kurfürsten die Rheinpfalz zu erhalten. Als nun Tzerclas, Graf

von Tilly, von Böhmen heranziehend, dem Mansfeld, der die katholischen Stifter in Franken, am Rhein und im Elsaß durch Schatzungen ausbeutete, mit dem ligistischen Heere entgegentrat, wick Mansfeld nach der Unterpfalz, aus welcher Spindla (nach Flandern) abberufen worden war. Hierauf ließ sich Maximilian in der Oberpfalz, mit der ihn der Kaiser am 22. Sept. 1621 belehnt hatte, huldigen, da er sie für das ihm verpfändete Oberösterreich bekommen sollte.

Während Mansfeld die Bisthümer Speyer und Straßburg brandschatzte, wollte Tilly die Vereinigung desselben mit dem in Westfalen haufenden Christian von Halberstadt und dem Markgrafen von Baden verhindern, wurde aber von Mansfeld bei Wiesloch 1622 geschlagen, so daß dem gedächten Kurfürsten der Wiedereintritt in seine Erbländer, wiewohl nur auf kurze Zeit, möglich wurde.

Schon hoffte man, daß die verbündeten Heere den geschlagenen Feind, der bis Heilbronn zurückgetrieben war, vollends vernichten würden, als sich plötzlich Mansfeld von dem Markgrafen trennte (sei's weil sich beide im Kriegsrath, oder ihre Raubscharen sich im Lande nicht neben einander vertrugen), so daß nun der Markgraf in dem gleichen Jahre bei Wimpfen von Tilly geschlagen und nur durch den freiwilligen Selbsttod der 400 Pforzheimer vom eigenen Untergang gerettet wurde.

Einige aufstiegender Pulverwagen brachten das badiſche Heer in Verwirrung, und selbst die angestrengteste Tapferkeit des Markgrafen konnte die Niederlage nicht abwenden. Die Pforzheimer, die von ihrem Bürgermeister Deimling geführt wurden, starben alle tapfer fechtend den Tod für ihren Fürsten. In dieser Schlacht fiel auch der junge Herzog Magnus von Württemberg.

231. Wäre nun Prinz Christian von Halberstadt nicht gewesen, so wäre vielleicht der Krieg jetzt zu Ende gegangen, da Mansfeld damit umgieng, in des Kaisers Dienste zu treten. Allein weil Christian noch sein Wesen am Main trieb, so mußte die Liga sich gegen diesen wenden, und obgleich in kurzer Frist Tilly den Prinzen Christian bei Höchst, das dieser nach einem Raubzug durch Fulda und Würzburg eingenommen hatte, überraschte und ihm eine schwere Niederlage beibrachte, so gab doch Christian's nummehrige Vereinigung mit Mansfeld dem Kriegsfeuer neuen Stoff zur allmählich größern Ausbreitung. Denn beide zogen unter greulichen Verheerungen in's Elsaß, während die verlassene Pfalz von Tilly hart mitgenommen, insbesondere die Städte Mannheim und Heidelberg erobert und geplündert wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde in Heidelberg die berühmte Bibliothek geplündert, viele Bücher wurden verderbt oder um einen Spottpreis verkauft. Die wichtigsten Werke schenkte der Herzog Maximilian auf die Bitte des Runtius Caraffa dem Papste Gregor XV.; ein Theil wanderte nach Wien.

Kurz vorher hatte Friedrich V. die Pfalz wieder verlassen; denn seine Sache war zu Ende. Der Markgraf von Baden, dies erkennend, entließ sein Heer und blieb vom Kaiser unbelästigt. Auch Friedrich suchte des Kaisers Verzeihung dadurch zu erlangen, daß er Mansfeld aus seinem Dienste entließ und die Verbindung mit dem Prinzen Christian aufgab. Dagegen erklärten sich Mansfeld und Christian bereit in des Kaisers Dienste zu treten, wenn man ihren Heeren den rückständigen Sold gebe; wenigstens

solle man die Aht gegen sie aufheben und ihnen Amnestie ertheilen; dann wollten sie das Reich verlassen. Als man sie keiner Antwort würdigte, zogen sie unter Brandschätzungen und Verheerungen durch Lothringen und Flandern und erreichten mit den Trümmern ihres Heeres das holländische Gebiet, um in die Dienste der niederländischen Union zu treten.

Die Verhandlungen Friedrich's V. mit dem Kaiser gediehen nicht zum gewünschten Ziele. Weil er, anstatt den Rechtsweg zu betreten, den Kriegsweg vorgezogen hatte, waren seine und seines Schwiegervaters Schritte vergebens. Da auch keiner der Fürsten es wagte, sich seiner anzunehmen, so wurde auf dem deutschen Kurfürstentage 1623 die pfälzische Kurwürde an Maximilian von Bayern übertragen, und am 25. Febr. desselben Jahres verrichtete der neue Kurfürst bei der Festtafel zum erstenmal dem Kaiser den Dienst des Erztruchseßenamtes.

Noch erhielt Maximilian die pfälzische Kurwürde, auf Kurfürstens ausdrückliche Forderung, damals nur auf Lebenszeit, und ausdrücklich wurden den Rindern Friedrich's V. ihre Rechte vorbehalten, wenn der Beschluß einer spätern Reichsversammlung solches anzuordnen für gut finden sollte. Diese Clausel genehmigte der Kaiser in der Absicht, daß Maximilian die Erblichkeit der Kur, nach der er strebte, durch neue außerordentliche Verdienste um Oesterreich erkaufen sollte. Durch die Uebertragung der Kur an Bayern wurden die Stimmen der Protestanten im Kurfürsten-Collegium auf zwei beschränkt.

Auf einem Bundesstage der Liga wurde Johann beschloffen, das ligistische Heer unter Tilly zur Herstellung der Ordnung an der niedersächsischen Grenze stehen zu lassen, weil unterdessen Christian und Mansfeld, die mit ihren Raubscharen in den Niederlanden keine willkommene Aufnahme gefunden hatten, wieder in Deutschland einzubrechen drohten.

Dritte Periode: Der niedersächsisch-dänische Krieg.

232. Eifersüchtig auf Oesterreich's und Spanien's überwiegendes Ansehen, hatte sich inzwischen das von Richelieu geleitete Frankreich mit den protestantischen Mächten England, Holland und Dänemark verbündet, um dem Wiederaufwachen der spanisch-oesterreichischen Macht durch heimliche Unterstützung der Protestanten in Deutschland entgegenzutreten, obgleich das französische Cabinet zu der gleichen Zeit die Protestanten in seinem eigenen Lande heftig verfolgte. Von diesen Mächten, insbesondere durch holländisches Geld unterstützt, brachen Mansfeld und Christian mit neu geworbenen Heeren brandschätzend und plündernd, jener in Ostfriesland, dieser durch das Oldenburgische in's Osnabrückische ein, wo er Hameln, Rinteln und Höxter wegnahm.

Da Christian nach Böhmen marschiren und sich mit Bethlen Gabor vereinigen wollte, so rückte Tilly ihm entgegen und schlug ihn am 6. August 1623 bei Stadtloon im Münster'schen in einer dreitägigen mörderischen Schlacht so, daß sich Christian's Heer völlig zerstreute. Auch Mansfeld konnte sich nun in dem geplünderten Ostfriesland nicht mehr halten, entließ seine Soldner und begab sich nach London, während Christian in Frankreich Hilfe suchte und Bethlen Gabor, der wieder einen Einfall in Ungarn gemacht hatte, mit dem Kaiser den Frieden erneuerte (1625).

Weil Tilly im Westfälischen den durch Christian aus ihrem Besitz gesetzten

Katholiken ihr früheres Eigenthum wieder zurückgab, so erklärte der als Herzog von Holstein zu den deutschen Reichsfürsten gehörende König Christian IV. von Dänemark (in der Beforgnis, der Kaiser möchte das protestantische Bisthum Hildesheim, das Christian seinem Sohn übertragen wissen wollte, mit einem Katholiken besetzen) jenes Verfahren Tilly's für einen Uebergriff des Kaisers. Er vereinigte sich daher mit England und den Niederlanden zu einem Bündnisse, dem zufolge Christian und Mansfeld in den Stand gesetzt wurden, jener in Frankreich, dieser in England Werbungen zu betreiben, worauf beide ihre neuen Söldnerscharen zu Bergen op-Zoom vereinigten, um auf den ersten Wink die Hand dem Dänenkönige zu bieten. Selbst ein Theil der katholischen Mächte, wie Frankreich, Savoyen, Venedig, hatten ihr Interesse dabei, die Stärkung der kaiserlichen Macht verhindert zu sehen.

Diese gegen die Reichseinheit und gegen das Reichsoberhaupt gerichteten Bewegungen bewogen den Kaiser Ferdinand, der bisher viele Mäßigung gezeigt hatte, von nun an zu strengeren Maßregeln, und um bei seinen Unternehmungen nicht immer von Bayern und der Liga abhängig zu sein, beschloß er, ein eigenes Heer aufzustellen und die Werbung desselben, sowie den Oberbefehl darüber dem Albrecht von Wallenstein (eig. Waldbstein) zu übertragen. Dies war ein böhmischer Edelmann, der, geboren zu Prag den 15. Sept. 1583, von den Jesuiten zu Olmütz erzogen und auf Reisen gebildet, sich zuerst in Ungarn gegen die Türken, dann in Italien gegen die Venetianer und im böhmischen Kriege gegen die Mähren und gegen Bethlen Gabor als unternehmender und glücklicher Anführer ausgezeichnet, ein großes Vermögen theils erheiratet theils bei den böhmischen Proscriptionen sich verschafft und vom Kaiser für die Kosten der Erhaltung eines Regiments die Herrschaft Friedland an der Nordgrenze Böhmens und den Fürstenthum erhalten hatte und nun auch den Herzogstitel bekam.

Die Herrschaft Friedland stellte ein kleines Herzogthum dar, weil Wallenstein sie durch den spottwohlfeilen Ankauf von 60 confiscirten Gütern vertriebener Protestanten vergrößert hatte. Anfangs wollte man ihn nur 20,000 Mann werben lassen; allein er sagte: „ein Heer wie dieses muß vom Brandschlagen leben. 20,000 Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit 50,000 kann ich fordern, was ich will!“ Als Wallenstein seine Werbefahrten in Böhmen, Franken und Schwaben aufpflanzte, zog sein wohl bekannter Name die kühnsten und heutelustigsten Leute an, und das Heer war bald beisammen. Mit seinem Scharfblick wußte er die Tüchtigsten für die Officiersstellen auszufinden und mit seiner Strenge die Widerspenstigen im Gehorsam zu halten, den man ihm aber auch darum gern leistete, weil er das Verdienst freigeigig belohnte. Seine lange, hagere Gestalt, mit dem schwarzen, kurzgeschnittenen Haare, den schwarzrothen Hosen und Mantel, dem lebernen Wams, spanischen Halskragen und dem Plapphut mit der rothen Feder, seine geheimnißvolle Miene, sein argwöhnlicher Blick — diese ganze Erscheinung hatte für jedermann etwas Unheimliches und Grauenregendes. Zur Führung des Oberbefehls über das geworbene Heer gab ihm der Kaiser ausgedehnte Vollmachten.

Weil Tilly mit dem ligistischen Heere noch in Westfalen blieb, so beschloßen die Stände des niedersächsischen Kreises, welche bisher eine bewaffnete Neutralität beobachtet hatten, gegen ihn aufzutreten. Zu diesem Ende wählten sie zu ihrem Kriegsobersten im März des Jahres 1625 den König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein dem Verband des niedersächsischen Kreises angehörte. Diesem war es

erwünscht, unter dem Vorwand, seinem Schwager Friedrich V. zu helfen, dänischen Einfluß in Norddeutschland geltend machen zu können.

Mit dem dänischen Könige hielten es die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel, von Mecklenburg, von Holstein-Gottorp und der Markgraf von Brandenburg als Administrator des Erzbisthums Magdeburg; der Herzog Johann Ernst von Weimar, sein Bruder Bernhard und der Herzog von Altenburg traten in seine Dienste; neutral blieben Kursachsen und Kurbrandenburg. Der Herzog von Braunschweig-Celle hielt es offen mit dem Kaiser. Um diese Zeit erhoben sich in Frankreich die Hugonotten wieder; daher Richelieu, noch ehe es in Deutschland zum Schlagen kam, aus jenem Bündnisse mit den protestantischen Mächten, das der Papst ohnehin nicht billigte, zurücktrat, und die dadurch wieder hergestellte Einigkeit der katholischen Mächte zu neuen Siegen der katholischen Sache führte.

Als hierauf Tilly an die Weser vorrückte und rasch das wolfenbüttel'sche Höfzer besetzte, erklärte der Dänenkönig dies für einen Angriff auf den niedersächsischen Kreis und eröffnete in Verbindung mit Christian und Mansfeld den Krieg. Als er in Niedersachsen einrückte, fand er unter den dortigen Ständen keine Einigkeit und nur 7000 Mann bereit, zu ihm zu stoßen. Dazu kam, daß er nach der Einnahme von Hameln auf dem dortigen Walle mit dem Pferde in eine tiefe Grube stürzte und auf 6 Wochen unfähig wurde, das Commando zu führen, wodurch sein Angriffsplan auf Tilly's Stellung eine Störung erlitt.

Der König nöthigte nachher Tilly zum Rückzug nach Hameln, worauf in diesem Jahre nichts bedeutendes mehr vorkam. Zu Anfang des Jahres 1626 kam es auf Betrieb Kursachsens zu einem Waffenstillstand und zu Unterhandlungen in Braunschweig, die sich jedoch wieder zerklüfteten, weil Tilly und Wallenstein, welcher letztere mit 30,000 Mann gleichfalls in Niedersachsen eingedrungen war, den Kreis nicht räumen wollten.

Nun brach Mansfeld, von neugeworbenen Holländern und Schotten verstärkt, aus seinem Winterlager bei Lübeck hervor, zog durch das Mecklenburgische und Braunschweigische in das Anhaltische und griff mit 20,000 Mann Wallenstein an der Elbbrücke bei Dessau an, erlitt aber nach einem dreimaligen Sturm durch einen Ausfall und gleichzeitigen Hinterhalt Wallenstein's eine gänzliche Niederlage. Zwar stärkte sich der unermüdbliche Führer wieder durch einen dänischen Zuzug, mußte aber doch vor Wallenstein aus dem Brandenburgischen, wo er sich mit seinen Truppen erholt hatte, durch Schlessien nach Ungarn weichen, in der Hoffnung, an Bethlen Gabor, der unterdessen wieder in Ungarn eingefallen war, eine Unterstützung zu finden. Dies zu verhindern, brach Wallenstein auf des Kaisers Andringen mit seinem ganzen Heere in Eilmärschen durch die Lausitz, Schlessien und Mähren gleichfalls nach Ungarn auf und kam Bethlen Gabor so nahe auf den Leib, daß dieser launenhafte Fürst abermals über den Frieden unterhandelte. So sah sich Mansfeld gezwungen, den Rest seines Kriegsvolks, das in einen gebirgigen und verwüsteten Gegenden keinen Unterhalt fand, zu entlassen und machte sich nach dem Verkauf seines Geschützes mit einem kleinen Gefolge auf den Rückweg, auf dem er an den Folgen seiner unausgesetzten Anstrengungen starb.

Mansfeld wollte nämlich durch das Venetianische nach England, um dort neue Unterstützung zur Fortsetzung des Krieges zu suchen, wurde aber unterwegs in Bosnien im Dorfe Uraowitz (unweit Sarajewo) an den Folgen körperlicher Ueberanstrengung kranken und starb, indem er, gewappnet und auf zwei Adjutanten gestützt, stehend den Tod erwartete, den 20. November 1626 in einem Alter von 45 Jahren. Auch

sein tapferer Kampfgenosse, der junge Herzog Ernst von Sachsen-Weimar, erlag auf dem Rückzug aus Ungarn den übermäßigen Strapazen. Nicht lange vorher, den 16. Juni desselben Jahres, war auch Christian von Halberstadt zu Nordheim (bei Göttingen) an den Folgen seines wilden, mühen Krieglens an einem Fieber in einem Alter von 27 Jahren gestorben, und sein Heerhaufen von Tilly aufgerieben worden. Doch hatte er sich stets durch einen unversiegliden Muth und eine gewisse ritterliche Geradsinnigkeit und Offenheit ausgezeichnet.

Während Wallenstein noch in Ungarn war, gieng der Dänenkönig zur Offensive über und wollte in Thüringen einfallen, ließ aber unversehens auf Tilly, der unterdessen Göttingen erobert hatte. Er wurde von ihm gleich anfangs zurückgedrängt und bei Luttor am Barenberg 1626 (im braunschweigischen Harzbezirk, am 26. August) so völlig geschlagen, daß er mit Noth der Gefangenschaft entgieng und ganz Nordfachsen dem Heere Tilly's bloßgestellt war.

Der König hatte eben das Städtchen Luttor, das in einem walldigen Thale mit nur zwei Ausgängen liegt, erreicht und wollte, wie von einer bösen Ahnung getrieben, gleich weiterziehen, allein die Erschöpfung seiner Truppen und das zurückgebliebene Gepäc nöthigte ihn zum Verweilen. Am andern Morgen aber wurde zuerst seine Nachhut angegriffen und dadurch das ganze Heer in den Kampf hineingezogen. Christian wurde überwältigt und auf der Flucht von einem Haufen Reiter umringt. Als er zu entkommen suchte, stürzte sein Pferd und blieb liegen. Da gab ihm sein Stallmeister das seinige, und so entkam König Christian mit nur wenigen Reitern nach Wolfenbüttel.

Die Folgen dieses Sieges waren nicht nur in den kaiserlichen Erbstaaten, sondern auch im übrigen Deutschland fühlbar. In Böhmen wurden die zurückgebliebenen und noch nicht übergetretenen Protestanten 1627 durch ein neues Gezeß zum Katholicismus gezwungen. Auch für Oesterreich erschien ein Edict, daß kein protestantischer Adelige mehr geduldet werden solle; in Niederösterreich behielt nur der alte Adel als Vorrecht die Erlaubniß, die katholischen Kirchen nicht besuchen zu dürfen, die eigentlichen Protestanten wurden vertrieben. Im folgenden Jahre verlor auch Schlesien die freie Religionsübung. In der Pfalz traten ähnliche Rückwirkungen ein. Kurfürst Maximilian von Bayern erhielt im Jahre 1628 die Oberpfalz für die Summe von 15 Millionen Gulden erb- und eigenthümlich und den auf der rechten Seite des Rheins gelegenen Nientertheil der Unterpfalz als Lehen. In beiden Landestheilen wurde ebenfalls die Uebung des protestantischen Gottesdienstes untersagt.

Für Oesterreich ob der Enns wurde Graf Hebersdorf in Binz zum Statthalter eingesetzt. Dieser verfuhr gegen die Protestanten so unmenschlich, daß sich das Landvolk (gegen 80,000 Menschen) in Verzweiflung zu einem gewaltigen Aufstand erhob, ihren Unterdrücker mehrmals schlug, die Stadt einnahm und die Besatzung verjagte, bis endlich ein größeres bayerisches Heer unter Pappenheim den ungeliebten Haufen, welcher sich einen Putzmaier Fadinger zum Anführer gewählt hatten, mehrere Niederlagen beibrachte und sie zerstreute, worauf einige gehängt, die Uebigen theils zum Uebertritt, theils zur Auswanderung gezwungen wurden (1627).

233. Da sich König Christian mit Unterstützung Englands und Frankreichs abermals rüstete und bald wieder an der Elbe stand, so brach Wallenstein von Böhmen und Mähren, wo er sein zusammengeschmolzenes Heer wieder auf 40,000 Mann gebracht hatte, nach Schlesien auf, eroberte rasch eine Festung nach der andern und vereinigte sich an der Elbe, von welcher Tilly unterdessen die Dänen zurückgedrängt hatte, mit diesem und dem Herzog Georg von Lüneburg, vertrieb die Herzoge von Mecklenburg aus ihrem Lande und rückte in Dänemark selbst ein, das er von

der Südgrenze Holsteins an bis zur Spitze Jütlands auf das schrecklichste verheerte. Tilly hatte sich jedoch schon in Holstein von ihm getrennt; vermuthlich, weil ihm Wallenstein's herrisches Wesen mißfiel.

Bei der Zusammenkunft der beiden Feldherren in Lauenburg zeigte sich schon deutlich, daß sie in die Länge sich nicht mit einander vertragen würden; denn Wallenstein, der mit fürstlicher Pracht auftrat, wollte die entscheidende Stimme im Kriegsrath führen und den Führer der Liga als seinen Untergebenen behandeln, dagegen Tilly, dessen Einfachheit einen absteigenden Gegensatz bildete, bei allen äußern Ehren, die er dem Friedländer erwies, doch seine Selbständigkeit behauptete und den Ansprüchen Wallenstein's mit so unerschütterlicher Ruhe entgegentrat, daß er seine und seines bayerischen Gebietes Würde aufrecht erhielt und es dahin brachte, daß alle Beschlüsse von beiden gemeinschaftlich ausgingen. Gleich bei Besetzung der eingenommenen Länder aber kam es zwischen ihnen zu einem Zerwürfniß. Als nämlich Tilly einen Theil seiner Truppen in's Mecklenburgische versetzen wollte, hintertrieb es Wallenstein und bewirkte, daß Tilly vom Kaiser beauftragt wurde, Bremen und die Weser zu besetzen.

Indem nun Wallenstein, der in Dänemark und Brandenburg cantonierte, die dänischen Städte dahin zu bringen suchte, ihren König, der sich auf die Inseln geflüchtet hatte, abzusetzen und statt desselben den Kaiser zu wählen, bestimmte er anderseits den Kaiser, die beiden Herzoge von Mecklenburg wider alle Form Rechts abzusetzen, und ihn, den Friedländer, zum Pfand für aufgewandte Kriegskosten, 1628 mit dem Herzogthum Mecklenburg zu belehnen. Ja sein Ehrgeiz trachtete auch nach dem Besitze der pommer'schen Ostseeküste, um eine deutsche Seemacht zu gründen, die Vortheile derselben aber weniger dem Reiche, als sich zuzuwenden. Daher ließ er sich im April 1628 zum Admiral des baltischen Meeres ernennen. Darauf besetzte er Pommern unter dem Vorwand, eine dänische Landung zu verhindern, und Herzog Bogislaw XIV. mußte sich darein fügen. Nur Stralsund, als reiche und mächtige Hansastadt, wollte keine wallensteinische Besatzung aufnehmen und widerstand auf das muthigste.

Alle Bürger schwuren feierlichst, ihr Augsburgerisches Bekenntniß und ihre bürgerliche Freiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Doch wollten sie vorher noch einmal in Güte unterhandeln, und da Wallenstein unbedingte Unterwerfung verlangte, wandten sie sich an den Kaiser, der seinem Feldherrn den schriftlichen Befehl ertheilte, die Belagerung aufzuheben. Als die Abgeordneten Wallenstein in Prenzlau diesen Befehl zeigten, rief er aus: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter!“ Er ließ nach seiner Ankunft vor Stralsund alsbald Sturm laufen, verlor aber gleich beim ersten Angriff 1000 Mann; der zweite kostete ihn fast noch einmal so viel, worauf die kühnen Bürger Ausfälle über Ausfälle machten, deren einer ihm sein bestes Regiment (das Tiefenbachische) vernichtete.

Als hierauf 2000 Schweden der Stadt zu Hilfe kamen und eine dänische Flotte von 200 Schiffen an der mecklenburgischen Küste erschien, hob Wallenstein die Belagerung auf, um Mecklenburg zu decken. Die Dänen landeten indessen in Pommern und setzten sich in Wolgast fest. Wallenstein vertrieb sie zwar wieder, mußte aber darauf denken, sich einen gewichtigeren Feind vom Halse zu halten. Denn noch während der Belagerung Stralsund's hatte Christian von Dänemark einen Vertrag mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf geschlossen, der eben im Kriege mit Polen Biesland erobert hatte und nun auch die westlichen Ostseeprovinzen Polens zu nehmen gedachte. Und da sich auch England, Frankreich und die Niederlande zu kräftigerem Schutze Dänemarks geneigt zeigten, so knüpfte Wallenstein Unterhandlungen mit König Christian an und brachte (eben als der Kaiser

ein Edict gegen die Protestanten erließ, von dessen schlimmem Eindruck er Nachtheile befürchtete) in Lübeck den 25. Mai 1629 den Frieden mit Dänemark zu schnellem Abschlusse, demgemäß die dänischen Länder von Tilly's und Wallenstein's zügellosen Heeren befreit wurden.

Außer der Räumung der dänischen Länder von den kaiserlichen Heeren enthielt der Lübecker Friedensvertrag die Bestimmung, daß der Dänenkönig sich nicht mehr an den deutschen Angelegenheiten betheiligen solle, außer soweit er als holsteinischer Reichsstand dazu berechtigt war. Medlenburg und die Pfalz wurden im Vertrage gar nicht erwähnt und erschienen demnach der Willkür des Kaisers preisgegeben. Wallenstein erhielt Medlenburg, das er bisher nur pfandweise inne gehabt hatte, in der Form eines Reichslebens, und die Einreden der beiden vertriebenen Herzoge fanden keine Berücksichtigung.

Bewogen durch so viele über die Protestanten errungene Vortheile hatte der Kaiser, kurz vor dem Abschluß des Lübecker Friedens, auf Anträngen der drei geistlichen Kurfürsten, denen sich der Kurfürst von Bayern mit den übrigen Gliedern der Liga anschloß, das am 6. März des Jahres 1629 von ihm unterzeichnete Restitutionsedict erlassen, welches von den protestantischen Ständen alle unmittelbaren Kirchengüter und Stifter, die von ihnen seit dem Passauer Vertrag waren eingezogen worden (darunter auch die zwei Erzbisthümer Magdeburg und Bremen) zurückforderte, und die Vortheile des Religionsfriedens nur den Befennern der Augsburgischen Confession zugestehen wollte.

Diese Maßregel bewirkte aber mehr als alle andern die Verlängerung des unseligen Kriegs; denn um dieses Edict zur Ausführung zu bringen, behielt der Kaiser, gleich der Liga, die auf Deutschland lastenden Heere bei und regte dadurch seine in- und auswärtigen Feinde zum Neukerften auf. Die Execution wurde von den kaiserlichen Commissären und Feldherren aufs strengste und ungerechteste durchgeführt, und die restituierten Stifter und Güter nicht immer den ursprünglichen Besitzern zurückgegeben, sondern theils an Verwandte und Günstlinge des Kaisers, theils an die Jesuiten vergeben, wie denn Ferdinand's II. 15jährigem Sohne Leopold allein die beiden Erzstifter Bremen und Magdeburg und außerdem Halberstadt und Hersfeld zugetheilt waren. Es wurden mitunter solche Güter eingezogen, welche schon vor dem Passauer Vertrage in protestantische Hände gekommen waren. Durch alles dieses verlor diese harte Maßregel selbst in den Augen vieler Katholiken den Schein der Rechtmäßigkeit. Der Eindruck derselben bei den Protestanten war betäubend. Für den Augenblick war aber nichts zu machen. Auch der Kurfürst von Sachsen fand sich nicht veranlaßt, sich gegen das Edict zu erheben, weil zu seinen Gunsten die Stifter Raumburg, Merseburg und Meißen von der Restitution ausgenommen waren.

Bei der Ausführung des Restitutionsedicts kamen die Reichsstädte am schlimmsten weg. Die erste Reichsstadt, deren evangelische Prediger fortgejagt wurden und deren Bürgerschaft sich wieder dem katholischen Bischof unterwerfen mußte, war Augsburg, die Wiege des lutherischen Bekenntnisses. Ueberall unterstützten Drohungen die Forderung des Religionswechsels. Nur die Stadt Magdeburg weigerte sich, den kaiserlichen jungen Prinzen aufzunehmen, welcher ihr als Erzbischof aufgedrungen werden sollte. Da sie Wallenstein, der ihr schon früher starke Kriegszahlungen auferlegt hatte, eine neue Zahlung verweigerte, so ließ er durch Croaten ihr Gebiet verheeren und darauf die Belagerung beginnen, konnte aber diese Stadt so wenig wie Stralsund erobern und mußte durch Vermittlung der Hanse einen Vergleich gewähren. Ueberhaupt wurden im ganzen Reiche von den Feldherren und Kriegsanführern unter allerlei Vorwänden

die schredlichsten Expreßungen verübt. Was die gemeinen Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Muthwillen. Die Officiere lebten im Ueberfluß und die Generale schwelgten in fürstlicher Pracht, indes viele Leute auf dem Lande zum Theil mit Wurzeln ihr Leben fristeten, zum Theil vor Hunger starben. Ganze Städte und Dörfer wurden aus bloßem Muthwillen in Asche gelegt, ganze Districte verödet. Die Contributionen, die unter den unerhörtesten Peinigungen erhoben wurden, waren fast nicht zu erschwingen und betrugen z. B. in Hessen 7 Millionen Gulden, in Pommern 10 Millionen, in Brandenburg, wo Wallenstein's Truppen am ärgsten gehaust hatten, 20 Millionen, und so verhältnismäßig in den verschiedenen Ländern und Städten, auf welchen der Druck des Krieges lastete.

Die Ausführung des Restitutionsedicts war übrigens die letzte Maßregel, welche die Truppen der Liga und des Kaisers gemeinsam vollzogen. Es kam den ligistischen Fürsten vorzüglich darauf an, den Kaiser zur Entlassung seines Heeres und zur Entfernung Wallenstein's zu vermögen, der ihnen mit so unerhörter Anmaßung begegnete und es durch Unterdrückung der Fürstenaristokratie auf einen Militärdespotismus anzulegen schien, unter welchem es zu keinem allgemeinen Frieden kommen und Deutschland vollends zu Grunde gehen würde. Daher forderten die Fürsten den Kaiser zur Anberaumung eines Kurfürstentags auf. Anfangs wies der Kaiser diese Forderung ab. Als er jedoch bemerkte, daß die Liga ihr Heer wieder auf 33,000 Mann ergänzt hatte, daß selbst Sachsen Werbungen anstellte, Dänemark, auf Schweden gestützt, an Erneuerung des Krieges zu denken schien, Frankreich und die Niederlande auf der Lauer standen, schrieb er die verlangte Fürsterversammlung auf den 5. Juni 1630 aus, in welcher er sich persönlich einfand und die deutsche Einheit zum letztenmal vertreten war.

Einmüthig wurden von allen Fürsten, katholischen wie protestantischen, die lauteſten Klagen über Wallenstein's herrischen Uebermuth und unerhörte Länderbedrückungen geführt, und vorzüglich war es Maximilian von Bayern, der mit seiner gewichtigen Stimme wider Wallenstein's Eigenmächtigkeiten und widerrechtliche Anmaßungen auf das nachdrücklichste auftrat.

Wie gerecht die Beschwerden über Wallenstein's Prachtliebe und Verschwendung waren, ersieht man aus noch vorgefundenen Berichten. Zu des Herzogs Hofstaat gehörten 46 Heerwagen, je zu 8 Pferden, 46 Kaleschen je zu 4 Pferden, 7 Leibkutschen je zu 6 Pferden, im ganzen also 502 Wagenpferde; dazu noch 120 Reitpferde, ohne die Maulthiere und Sänftenpferde. Sein Hofadel, seine Hofbeamten und oberen Hofdiener hatten 369 Pferde. Seine niedere Dienerschaft (darunter Kammerdiener, Garderobemeister, Portiers, Fecht-, Tanz- und Voltigiermeister für die 16 Edellnaben, Reiter, Schirmmeister, 15 Köche, Kavaliers etc.) machten zusammen über 100 Personen aus; dazu noch 50 Trabanten und 100 Leibcoachen. Der Aufwand auf Speise und Trank überstieg gleichfalls alles erdenkliche Maß. Die von allen Ständen eingereichten Beschwerdeschriften gegen seine Soldatesca enthielten die schwersten Klagen über Störung von Gottesdiensten, Verübung von Kirchen und Gräbern, vießliche Behandlung von Frauen und andere unmenschliche Bedrückungen, die oft so weit gingen, daß die Ausgeplünderten vor Hunger Gras und Baumrinde, ja das Fleisch menschlicher Bediente aßen.

Betroffen durch die Einstimmigkeit der Fürsten und Stände sah sich der Kaiser theils aus Mitleid mit dem Elend des Landes, theils aus Furcht vor der Liga, theils weil er für die Wahl seines Sohnes zum deutschen König auf diesem Reichstage eine günstige Stimmung erwecken wollte, genöthigt, die Absetzung Wallenstein's auszusprechen und sein Heer zu vermindern. 1630 Wider Erwarten fügte sich Wallenstein und zog sich in stolzer Ruhe auf seine Güter in Böhmen zurück. Das wallensteinische Heer wurde hierauf vermindert und den Generalen Mäßigung empfohlen, die Protestanten aber,

um sie in etwas zu beruhigen, wurden in Betreff des Restitutionsedicts auf einen Compositionstag vertröstet.

Es galt nun, Wallenstein, der sich in Memmingen befand, seine Absetzung zu verkündigen. Mit banger Besorgniß und vielen Entschuldigungen nahen sich ihm die kaiserlichen Abgeordneten. Er aber fiel ihnen in das Wort und sagte, auf eine mit Horostopen bezeichnete Tafel hinweisend: aus diesem Sternensande könnten sie sehen, daß er ihren Auftrag zuvor gewußt habe, und daß der Spiritus des Kurfürsten von Bayern den des Kaisers beherrsche, daher er dem Kaiser keine Schuld gebe; nur thue es ihm wehe, daß Kaiserliche Majestät sich seiner so wenig angenommen habe; doch werde er Gehorsam leisten. Darauf stellte er den Gesandten ein Fest an und beschenkte sie fürstlich. Er sah voraus, daß eine Zeit kommen werde, in der man seiner wieder bedürfte. Auch blieb er für jetzt noch im Besitze Mecklenburgs, da der Kaiser die vertriebenen Herzoge auf den Weg Rechts verwies.

Vierte Periode: Schwedisch-deutscher Krieg.

234. Weil das Restitutionsedict nicht förmlich suspendiert, noch weniger zurückgenommen, der Protestantismus also fortwährend mit dem größten Nachtheil bedroht, und eine gütliche Lösung, obgleich sie der Reichstag in Aussicht gestellt hatte, bei dem errungenen Uebergewichte der Katholiken und bei dem entschlossenen Eifer des Kaisers sehr ungewiß war, so sah es für die Sache der Protestanten gefährlicher aus als je. Da erschien ihnen Hilfe von einer Seite her, von wo niemand sie erwartete.

Schon kurz vor dem Ausbruch des niedersächsisch-dänischen Kriegs hatte sich Frankreich unter Richelieu aus dem (oben §. 232 erwähnten) Bündnisse mit den protestantischen Mächten, das der Papst ohnehin nicht gebilligt hatte, zurückgezogen, weil sich die Hugenotten in Frankreich auf's neue erhoben hatten. Dadurch war es möglich geworden, daß sowohl die katholische Sache in Deutschland, als auch das österreichisch-habsburgische Haus zu jener großen Uebermacht gelangte, wodurch die Ausführung des Restitutionsedicts möglich wurde. Jetzt aber führte eine neue Störung der Eintracht jener zwei katholischen Hauptmächte Europa's einen völligen Umschwung der Dinge herbei.

Bereits im Jahre 1627 hatte Frankreich (nach der Bekämpfung der Hugenotten durch die Einnahme von Rochelle) im Einvernehmen mit dem Papst Urban VIII. das erledigte Herzogthum Mantua ohne Vorwissen des Kaisers für den Herzog von Nevers, als nächsten Erbberechtigten, besetzt und mit dem Kaiser den mantuanischen Erbfolgekrieg begonnen. Da der Kaiser anfangs die Oberhand zu bekommen schien (obgleich er später doch nachgeben und 1631 den Herzog von Nevers mit Mantua belehnen mußte) und damit umgieng, die Franzosen in ihrem Lande selbst anzugreifen: so wandte sich das katholische Frankreich, nicht ohne Zulassung des römischen Stuhls, an die einzige noch ungeschwächte protestantische Macht, an Schweden, dessen König Gustav Adolf so eben glänzende Siege über den König Sigismund III. von Polen erfochten hatte. Um Oesterreichs Machtvergrößerung zu hindern, suchte es den Schwedenkönig zu einem Einfall in Deutschland zu Gunsten der Protestanten zu bewegen. Dies gelang dem französischen Kabinett dadurch, daß es zwischen Gustav und den Polen einen Waffenstillstand unterhandelte und ihm zum Krieg gegen den Kaiser Hilfs Gelder versprach, die ihm auch von England zugesagt wurden.

Gustav Adolf hatte, als der älteste Sohn Karl's IX., in seinem 17. Jahre den schwedischen Thron bestiegen (1611), als eben sein Reich mit Dänemark, Rußland und Polen im Kampfe lag. Nachdem er mit Dänemark Frieden geschlossen und in einem Vertrag, der Rußland von der Ostsee ausschloß, Schwedens Größe vorbereitet hatte, nahm er den Krieg mit Polen auf und bewies in allen schwedisch-polnischen Feldzügen die größte Tapferkeit und den furchtlosesten Muth. Seinem umsichtigen, gebildeten Geiste diente ein kräftiger Körper zum Träger. Hoch von Wuchs (obwohl später ziemlich beleibt), hatte er eine breite klare Stirne, eine Adlernase, große (graue) Augen, eine wohlklingende Stimme und neben einem Ehrfurcht gebietenden Ernst eine Vertrauen erweckende Freundlichkeit. Ebenso groß als Staatsmann wie als Feldherr, war er zugleich ein warmer Verehrer der Wissenschaften, sprach vier Sprachen mit großer Fertigkeit, hatte theologische Einsicht und einen frommen Herzensglauben.

235. Gustav Adolf, ohnehin durch die Unterstützung, welche der Kaiser bereits im Jahre 1626 den Polen gegen ihn geleistet hatte, durch die ungerechte Vertreibung seiner Verwandten, der medlenburgischen Herzoge, getränkt, und durch Oesterreich's Pläne auf die Ostsee beunruhigt, entschloß sich muthig zum Krieg, weil er es sowohl für die Erhaltung des evangelischen Glaubens, den er so gefährdet sah, als auch aus Staatsklugheit für nöthig hielt, einen bleibenden Fuß in Deutschland zu fassen.

Sein Auszug in den deutschen Krieg war ebensowohl das Werk politischer Ueberlegung, als eines innern, „begeisterten Gedankens, einer Eingebung“, wie sein Kanzler Orenstierna behauptete, der mit seiner größern Ruhe und Besonnenheit „das aufblühende Feuer des Königs oft mäßigte“, und auch anfangs den Gedanken eines Angriffskriegs nicht billigte, da Schweden vom Kaiser nichts zu befürchten habe. Auch andere Reichsräthe verhehlten dem Könige ihre Bedenkllichkeiten nicht. Aber seine Entschiedenheit siegte über alle Einwände. Wenn auch 14 Jahre später Orenstierna im schwedischen Reichsrathe äußerte: „Kommern und die Seektisten seien für Schweden gleich einer Bastion, worin Schwedens Sicherheit gegen den Kaiser bestehe, und dabei sagte, daß das die vornehmste Ursache gewesen, welche den König in die Waffen brachte, so fand doch des Königs anderer Beweggrund, der in seinem Glauben lag, jenem nicht nach, da er bei dieser Unternehmung selbst vor der deutlichen Ahnung eines traurigen Ausganges nicht zurückgedreht und „Gott zum Zeugen nahm, daß ihn vorzüglich die Unterdrückung seiner evangelischen Glaubensgenossen in die Waffen triebe“.

Nach vorausgegangenen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Kaiser und nach vollendeten Rüstungen ließ er die schwedischen Stände seiner einzigen Tochter Christine, welche noch ein Kind war, huldigen, übergab die Regentschaftsverwesung in Schweden einem, von seinem treuen und weisen Kanzler Orenstierna, geleiteten Reichshofrathe und nahm auf eine rührende Weise von den Seinigen Abschied.

Er kenne (sagte er) die Gefahren, denen sein Leben ausgesetzt sei, und glaube sogar, daß er in diesem Verteidigungskampfe sterben werde. „Ich rufe Euch (schloß er die Rede mit Thränen in den Augen) ein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer, vielleicht sehen wir uns zum letzten Mal“. Das Schluchzen der Versammlung milderte sich erst, als er wieder das Wort zu einem Gebet nahm, das mit den letzten Versen des 90. Psalms schloß.

Zunächst gedachte er, sich gegen Wallenstein's Eroberungen an den Seektisten zu wenden, und eben als dieser vom Oberbefehl abtrat, erfolgte am 4. Juli 1630 Gustav Adolf's Landung auf der Insel Usedom mit 13,000 kriegsgelübten Schweden.

Als er das Land betrat, fiel er im Angesicht seines ganzen Heeres auf seine Kniee und flehte im Gebet um Gottes Beistand. Da er in den Augen einiger Hauptleute Thränen der Rührung bemerkte, sagte er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet! je mehr Betens, je mehr Siegs; flehig gebetet, ist halb gesiegt.“

scharen selbst einbrach, so daß nun Steggeschrei der Kaiserlichen die Stadt erfüllte und der Orreuel der Verwüstung durch Schwert und Feuer in den Straßen und Häusern begann. Kein Alter und Geschlecht wurde verschont, selbst kleine Kinder wurden von den Kroaten gespießt und in's Feuer geworfen. Weder Pappenheim, noch andere Generale konnten der Wuth der Unmenschlichen, unter welchen sich die Kroaten, Ungarn und Wallonen auszeichneten, Einhalt thun. Auf allen Straßen sah man Kinder neben ihren ermordeten Eltern liegen und jämmerlich schreien. Da Pappenheim ein dem Wall nahe stehendes, strategisch hinderliches Haus hatte wegbrennen lassen, trieb der Wind das Feuer weiter, und da unversehens an mehreren Orten zugleich Feuer ausbrach, so stand gegen Mittag die Stadt auf allen Seiten in Flammen, so daß die Sieger zu plündern aufhören mußten und sich größtentheils vor der Hitze auf den Wall zurückzogen. Wer vor Plünderungsgier zurückblieb, fand mit vielen Einwohnern den Tod in den Flammen. Die Feuersbrunst dauerte bis zum andern Tag, und von der mächtigsten Stadt Deutschlands blieben nur die Domkirche, das Liebfrauen-Kloster und einige Fischerhütten an der Elbe stehen. Von 35,000 Einwohnern sollen nur 5000 am Leben geblieben sein. Pappenheim sagt in seinem Bericht an den Kaiser: „seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung sei solch' ein Sieg nicht gesehen worden.“ Unter den Gefangenen befand sich der Administrator, der nach verweigerter Gegenwehr verwundet, überwältigt und unter arger Mißhandlung den Wall hinab in das Lager geschleppt wurde, wo Tilly ihn, als den Anführer von Magdeburgs Unglück, mit strengen Vorwürfen überhäufte. Er wurde als Gefangener nach Wien gebracht und, weil er dort zur katholischen Religion übertrat, nach einem Jahre wieder freigegeben und später mit einer Entschädigung abgefunden.

Die greußliche Zerstörung Magdeburgs ist übrigens nicht Tilly aufzubürden. Denn es ist erwiesen, daß er theils aus Abneigung gegen den Grafen Pappenheim, der aus dem Dienste Kurbayerns in den des Kaisers getreten war, theils und hauptsächlich in der Absicht, Magdeburg zu seinem Hauptwaffenplatz zu machen, eine minder gewaltsame Einnahme vorgezogen hätte. Daher hielt Tilly noch nach Mitternacht einen zweitägigen Kriegsrath, um den Sturm abzuwenden; allein Pappenheim bestand auf demselben und war selbst an der Spitze der Stürmenden. Tilly selbst betrat erst nach der Einnahme die Stadt und ließ allen, die sich in die Domkirche geflüchtet hatten, Gnade verkünden und Brod reichen, ja den gefangenen Soldaten machte er den Vorwurf, daß sie sich nicht besser gewehrt und das Unglück von der Stadt abgewendet hätten; wie denn überhaupt neuere Forschungen diesen Feldherrn von den Anschwärmungen gereinigt haben, womit der Parteigeist ihn so lange verunehrt hatte. Was den so plötzlichen Ausbruch des Feuers betrifft, so gibt der neu aufgefundenene Originalbericht Tilly's an seinen Kurfürsten, in welchem er den Brand als ein großes Unglück bezeichnete, an, daß, nach der Aussage der Gefangenen, die Besatzung selbst für den Fall einer Erstürmung denselben angelegt habe, um diese feste und wichtige Stadt zu einem Waffenplatz für die Ligisten unbrauchbar zu machen. Auch wird erwähnt, daß viele Bürger während der Belagerung in ihren Kellern Pulver aufbewahrt hätten, das dann natürlich die Verbreitung des Feuers vermehrte. Von den damals Lebenden ist Tilly eine absichtliche Zerstörung der Stadt nicht zur Last gelegt worden.

Nach dem Falle Magdeburg's gab der König zwar Spandau zurück, zwang aber den Kurfürsten durch die Drohung, seine Residenz Berlin in den Grund zu schließen, zu einem Bündniß mit Schweden und zur unbedingten Uebergabe von Spandau und Küstrin auf die Dauer des Kriegs. Hierauf wollte sich Gustav Adolf, um auch festen Fuß auf dem linken Elbufer zu fassen, nach Magdeburg ziehen; weil aber Tilly, der inzwischen Erfurt eingenommen hatte, auf die Nachricht von des Königs Bewegung, mit einem noch stärkeren Heere aus dem Thüringischen ausbrach und ihm entgegenrückte, so bezog Gustav Adolf bei Werben (am Einfluß der Havel in die Elbe) ein so festes Lager, daß Tilly es vergebens bestürmte und, von Mangel bedroht, sich entschloß, die verwüstete Altmark zu verlassen. Dadurch wurde es dem Könige möglich, Mecklenburg zu erobern und die von Wallenstein vertriebenen, ihm verwandten Herzoge wieder einzusetzen, was jedoch mit der

Bedingung geschah, daß sie ihn als Oberherrn anerkannten. Auch schloß sich nun der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der von Tilly bedrängt wurde, weil er dessen Truppen nicht in seine Festungen aufnehmen wollte, offen dem Könige als schwedischer Vasall an, und der Herzog Bernhard von Weimar trat in schwedische Dienste.

236. Anderdessen hatte Tilly vom Kaiser den Befehl erhalten, sich gegen den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu wenden, um ihn wegen seiner Theilnahme am Leipziger Congreß zu bestrafen. Jetzt erst, da Tilly's mordbrennerische Söldnerscharen dieses Land wie ein feindliches verwüsteten und bereits Leipzig zur Uebergabe zwangen, schloß der Kurfürst in seiner Bedrängniß einen Bundesvertrag mit dem Könige von Schweden, ihn flehentlich bittend, daß er ihn doch so schnell als möglich von Tilly befreien möchte. In diesem Vertrag überließ der Kurfürst sein Land, seine Soldaten und seine Festungen dem Oberbefehl des Königs auf die Dauer des Kriegs.

Als sich der König nach der Vereinigung mit dem sächsischen Heere bei Düben mit den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg berieth, ob man den Feind „durch Diversionen oder durch eine Feldschlacht“ angreifen sollte, drang der Kurfürst von Sachsen auf eine Schlacht, damit sein Land je eher, je lieber von der Last zweier so großen Heere befreit werde. Daher entschloß sich Gustav Adolf nach einigem Bedenken zu einer Hauptschlacht, obgleich dabei alles auf dem Spiele stand. So kam es am 17. September 1631 zur Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld, in welcher Gustav Adolf mittelst einer neuen Schlachtordnung und durch die standhafte Tapferkeit seiner Schweden das Heer der Liga so gänzlich besiegte, daß Tilly auf der Flucht beinahe um's Leben kam und dieser Sieg dem Kaiser fast alle Vortheile des ganzen Krieges entriß; denn nun stand ganz Deutschland dem Schwedenkönig offen.

Tilly, der eben Leipzig eingenommen und seine Truppen auf den Anhöhen bei Breitenfeld u. d.gestellt hatte, war nicht Willens, eine Schlacht anzunehmen; aber Pappenheim ließ sich wider seinen Befehl mit der Vorhut des Feindes ein, wurde zurückgedrängt und gab dadurch dem Könige Gelegenheit, zwischen zwei Dörfern seine kunstreich ausgedachte Schlachtordnung aufzustellen. Diese beruhte auf dem Grundsatz, daß sie einem wohlgeordneten Körper gleichen müsse, von dessen Gliedern nicht nur jedes sich selbst, sondern auch die andern gleichzeitig schügen könnte. Daher stellte er kleine Abtheilungen von Musketieren neben die Schlachthaufen der Pioniere und mischte wieder die ersten unter die Reiterei, indem zwischen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme von 150 bis 200 Musketieren gelassen wurden. Pike, Muskete, Pistole, Säbel, und die Wucht des Schlachtrosses mußten sich gegenseitig unterstützen. Den rechten schwedischen Flügel befehligte General Baner, den linken der Feldmarschall Horn, das Centrum General Teuffel. Der König selbst auf einem Schimmel, in lebernem Koller, mit weißem Hut und grünen Federn, nahm einen Standort, von dem aus er sich dahin wenden konnte, wo Pappenheim, der am meisten zu fürchtende, befehligen würde. — Die Kaiserlich-ligistische Schlachtordnung bildete nur eine Linie mit vielen schwerfälligen Biegeden von tiefer Stellung; auf dem linken Flügel stand Pappenheim, dem Könige gegenüber, auf dem rechten Graf Färstenberg den Sachsen gegenüber, das Centrum hielt Tilly. Die Losung der Katholiken war „Jesus Maria!“, die der Schweden: „Gott mit uns!“

Beim Beginn der Schlacht griff Tilly die Sachsen, welche der kluge Gustav Adolf als selbständigen Truppencorps auf den äußersten linken Flügel gestellt hatte, mit solcher Gewalt an, daß diese samt ihrem Kurfürsten die Flucht ergriffen. Indes schlug Gustav Adolf mit dem rechten Flügel einen siebenmaligen Angriff Pappenheim's zurück, ge-

wann die Höhen und Thäler mit dem erbeuteten feindlichen Gesäthe den Feind nach einem fünfständigen Gefechte zur Flucht. Selbst Tilly, der schon mehrere Wunden erhalten hatte, floh, und wurde von einem langen Rittmeister verfolgt, der ihn mehrmals mit umgekehrter Pike auf den Kopf schlug und ihn getödtet haben würde, wenn nicht ein herbeistreichender Reiter denselben erschossen hätte. Erst in Halle hielten Tilly und Rappenheim mit dem Rest ihrer geschlagenen Scharen, die bisher so viel Elend über Deutschland gebracht hatten.

Die Folgen dieses wichtigen Sieges entwickelten sich schnell. Während der Kurfürst von Sachsen sogleich Leipzig einnahm und dann, wiewohl höchst ungern, die Unterwerfung von Schlessien und Böhmen übernahm, ergaben sich Merseburg, Halle und Erfurt den Schweden, Anhalt und Weimar schloßen Bündnisse mit dem Könige. Darauf brach Gustav Adolf nach den fränkischen und rheinischen Bisthümern auf. Dieser sein Zug durch Franken und die Rheinlande, so wie der Umstand, daß er sich überall als Lehensherrscher huldigen ließ und zu Würzburg sogar eine „schwedische Landesregierung“ einrichtete, machte es immer deutlicher, daß er mit dem Gedanken umging, entweder selbst Kaiser zu werden oder wenigstens unter den protestantischen deutschen Fürsten sich die Hegemonie zu verschaffen, wovon übrigens das eine oder das andere in der Natur der Dinge lag, wenn er überhaupt seine Stellung in Deutschland behaupten wollte.

So sehr daher seine Erscheinung sogar bei den protestantischen Fürsten fortwährende Besorgniß erregte, so willkommen war sie dem Volke in allen protestantischen Ländern. Denn die oben angegebenen Eigenschaften seines Charakters, insbesondere seine Menschenfreundlichkeit, erweckten ihm allgemeine Bewunderung, so daß selbst seine Gegner ihn als einen sehr klugen und wachsam, muthigen und beständigen, weisen und milden Mann gerühmt haben, und die Seinigen ihm deshalb, sowie besonders auch wegen seiner ungeheuchelten Gottesfurcht, mit der größten Hingebung anhiengen. Dazu kam, daß die gute Zucht und Ordnung, an die er seine Schweden durch sein Beispiel und durch die in seinem Lager eingeführten täglichen Andachtsübungen gewöhnt hatte, den wohlthätigsten Eindruck bei allen machte, die von der Härte der andern Kriegsführer und von der Roheit ihrer Söldnerheere das Schlimmste hatten leiden müssen.

Zwar hatte Tilly, der mit seinem wieder gesammelten Heere das Hessenland schwer drückte, einen Zug zur Befreiung Würzburgs machen wollen, war aber vom Kurfürsten von Bayern bedrängt worden, sich in keine offene Schlacht einzulassen, sondern die Städte am Unterrhein und Mittelrhein zu schützen. Daher machte sich Gustav Adolf in Eile gegen den Rhein auf, zog in Frankfurt a. M. ein, das ihm auf seine Drohung die Thore öffnete, erzwang den Rheinübergang bei Oppenheim und nahm Mainz ein, wo er überwinterte. In kurzem fielen alle Orte auf beiden Ufern des Mittelrheins den Schweden zu, und selbst die Bischöfe von Worms und Speyer schloßen ein Bündniß mit dem Könige, der im Sinne hatte, die Pfalz zu seinen Eroberungen zu schlagen und daher den Kurfürsten Friedrich V., der ihn zu Frankfurt persönlich um Herstellung seines pfälzischen Besitzes bat, nur mit halben Hoffnungen hinhielt.

Weil inzwischen Tilly den Schweden Bamberg, das durch den General Horn von Würzburg aus besetzt worden war, wieder weggenommen hatte, so überließ Gustav Adolf die Dedung der Rheingegenden dem Herzog Bernhard, und zog über Rhipingen, wo er sich mit Horn vereinigte, durch das ihm freudig zuwachsende Nürnberg nach der Grenze von Bayern, wo Tilly stand, um die Neck- und Donaulinie zu decken. Nachdem Donauwörth erobert und dort den lutherischen Gottesdienst wieder herge-

stellt hatte, rückte er an den Lech, hinter welchem Tilly mit dem bayrischen Heere eine starke Stellung genommen hatte. Nach tapferem Widerstande der Bayern, welchen Kurfürst Maximilian selbst unterstützte, erzwang der König den Uebergang über den Lech, am 15. April 1632, und hiebei wurde Tilly, der Sieger in 36 Schlachten, durch eine Stüßkugel tödtlich verwundet; doch ordnete der unerschrockene Mann noch vor seinem Tode die Vertheidigung von Ingolstadt an, wo er nach 15 Tagen starb.

Tilly, ein Greis von 73 Jahren, war bis zum letzten Augenblick Soldat im vollen Sinne des Wortes, so daß ihn Gustav Adolf nur den „alten Corporal“ zu nennen pflegte. Sein Aeußeres war abschreckend; magere Gestalt, mittlere Größe, gerumelte Stirn, graues borstiges Haar, crasser, zuweilen finsterner Blick, lange Nase, hohe Wangen, spitzes Kinn mit starkem Knebelbart. Ließ er auch, wie alle Feldherren jener Zeit (Gustav Adolf ausgenommen), seinen Soldaten, bei aller Strenge gegen den Ungehorsam, oft zu sehr den Fingel schießen, so war er doch einer der ehrenwerthesten Feldherren; denn nicht nur war er stets nüchtern und enthaltsam im Genuß (und zwar in jeder Beziehung), sondern auch so uneigennützig, daß er, das gerade Gegentheil von Wallenstein, es durchweg verschmähte, sich mit Geld und Gütern zu bereichern oder Titel und höhere Würden anzunehmen; daher er auch nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterließ, das er seinen Officieren vermachte. Er starb nach einer schmerzlichen Operation am 30. April 1632, nachdem er kurz zuvor seinem Kurfürsten gerathen hatte, Regensburg wohl zu behalten, weil sonst die Kaiserkrone und der Kurhut auf dem Spiele sthe.

Nach dem Lechübergang zog Gustav Adolf vor die Stadt Augsburg, die ihm willig die Thore öffnete. Da die Bürgerschaft größtentheils evangelisch und schwedisch gesinnt war, so weigerte sie sich nicht, der Krone Schwedens förmlich zu huldigen. Auch ließ sie ihm eine Denkmünze schlagen mit der Inschrift: Gustava et Augusta caput religionis et regionis. Nach einem vergeblichen Sturm auf Ingolstadt, wobei eine 24pfündige Kanonenkugel seinem Pferde durch den Leib fuhr, so daß man ihn mit Blut und Staub bedeckt unter demselben vorziehen mußte, wollte er sich Regensburg's bemächtigen; allein Maximilian hatte diese wichtige Reichsstadt durch Ueberumpelung in seine Gewalt gebracht. Daher drang Gustav Adolf unter Beobachtung strengster Mannszucht in Altbayern ein, nahm Landsküt, Freysing und andere Orte und zog in München als schonender Sieger ein. Da ersuchte Maximilian, der sich in Regensburg befand, den Kaiser um Hilfe gegen die Schweden und wandte sich in seiner Bedrängniß sogar insgeheim an Frankreich, welches ihn gegen das Zugeständniß, das linke Rheinufer von Coblenz bis Constanz besetzen zu dürfen, mit Geld unterstützte, weil es jetzt selbst die wachsende Macht der Schweden fürchtete.

Der erschrockene Münchener Stadtrath hatte dem Könige die Schlüssel der Stadt auf den Knien dargereicht. Der König aber benahm durch die strengste Mannszucht und die größte Keufseligkeit den Bürgern die Furcht vor ihm. Beim Besuch der Jesuitenkirche empfing ihn der Vater Rector mit einer lateinischen Anrede, welche der König in der gleichen Sprache erwiderte. Da er bei allen Gelegenheiten die Bürger in Ausübung ihres Gottesdienstes Rücksichtsvoll behandelte, so änderte sich bald die Stimmung gegen ihn. Doch mußte die Stadt 300,000 Thaler Contribution zahlen, und 240 kurfürstliche Kanonen wurden nach Augsburg geschafft. Um dieselbe Zeit, als Gustav Adolf in die Hauptstadt Bayerns einzog, zog der Kurfürst von Sachsen in die Hauptstadt Böhmens ein.

237. Indessen hatte der Kaiser in seiner Noth Wallenstein, der auf seinen Gütern von den im Kriege erpreßten Millionen in mehr als fürstlicher Weise gelebt hatte, wieder als Oberfeldherren berufen. Dieser hatte sich nach

der Herzog floh, versuchte es der treue Page den König fortzubringen, konnte aber den schweren Mann nicht vom Boden aufheben. Da sprengten kaiserliche Kürassiere herbei und fragten nach dem Namen des Verwundeten. Als der König selbst seinen Namen nannte, schoß ihn einer der Kürassiere durch den Kopf, so daß er vollends sein Leben verhauchte. Nicht ohne Mühe ward sein Leichnam nach der Schlacht unweit eines Feldsteins, von andern Leichen bedeckt, entkleidet und von Blut und Hufschlägen entseelt, gefunden und nach Weiskensfeld gebracht, wo er einbalsamirt und sein ungewöhnlich großes Herz in einer goldenen Kapsel verwahrt wurde, die seine untröstliche Gemahlin zu sich nahm. (Von da wurde der Leichnam nach Wolgast gebracht und erst im folgenden Jahre in Stockholm beigesetzt).

Aber sein Fall erbitterte die Schweden zur Rache, und unter der Anführung des tapfern Herzogs Bernhard erneuerten sie den Angriff, warfen die Kaiserlichen wieder zurück und hatten schon die Hauptstellung Wallenstein's erobert, als auf einmal Pappenheim, welchen Hilboten nach Halle zurückgerufen hatten, auf dem Schlachtfelde anlangte und mit seinen frischen Reitern die Schweden abermals über die Landstraße zurückwarf. In diesem Augenblick sank Pappenheim selbst tödtlich verwundet vom Pferde, und als Bernhard noch einmal anführte und zugleich viele kaiserliche Munitionswägen, von schwedischen Kugeln entzündet, in die Luft flogen und weit umher Schrecken verbreiteten, sah sich Wallenstein genöthigt, mit Verlust all seines Geschützes das Schlachtfeld und bald darauf auch Sachsen zu räumen, um sich nach Böhmen zurückzuziehen; hier hielt er ein furchtbares Strafgericht über sein Heer, das nicht Stand gehalten.

Gustav Adolf's Tod versetzte das ganze protestantische Deutschland in die tiefste Bestürzung und Trauer, und wenn auch Kaiser Ferdinand beim Anblick seines blutigen Rollers, das ihm nach Wien gesandt wurde, sehr bewegt war, so ließ er doch, wie über den größten Sieg, ein Liedeum singen; denn mit seinem Tode war allerdings die größte Gefahr für die Katholiken verschwunden.

Den König gemeiner Eroberungslust zeihen zu wollen wäre unrecht; denn um die protestantische Sache, die an den damaligen deutschen Fürsten so engherzige und unfähige Vertreter hatte, dauernd halten zu können, mußte er, der allein nicht nur den lebendigen Glauben, sondern auch die meiste Macht hatte, andere bei diesem Glauben zu fähigen, einen bleibenden Fuß in Deutschland zu fassen suchen; die Umstände hatten ihm diesen Gedanken als eine Nothwendigkeit aufgedrängt. Darum bleibt er nach wie vor einer der edelsten Glaubenshelden.

Fünfte Periode: Das Mißgeschick der schwedischen Waffen.

238. Nach Gustav Adolf's Tode übernahm sein durch große Umsicht, Klugheit und Festigkeit ausgezeichneten Kanzler Axel Ozenstierna als Reichsverweser Schwedens auch die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland. Derselbe beschloß im Einverständnisse mit Frankreich im Namen des schwedischen Reichsraths und nach einer Verathung mit den schwedischen Generalen die Fortsetzung des Krieges, und übertrug das Commando über die in verschiedenen Ländern zerstreuten Heeresabtheilungen den ausgezeichnetesten Heerführern. So erhielt Bernhard von Weimar das Commando in Franken, zugleich auch die Bisthümer Bamberg und Würzburg unter dem Titel eines „fränkischen Herzogthums“ zu Lehen. Die angestrebte Lehenshoheit über Deutschland mußten die Schweden allmählich aufgeben; desto mehr trachteten sie darnach, sich zur Entschädigung norddeutsche Küstenländer zu erwerben.

Da es die protestantischen Fürsten begreiflicherweise schwer ankam, sich in die Abhängigkeit von Schweden zu fügen, das von nun an immer gebietender auftrat, so konnte Ogenstierna nur die protestantischen Stände von Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, wo fast überall schwedische Besatzungen waren, zum Heilbronner Bündniß vereinigen, worin ihm das Directorium zugestanden, aber ein ständischer Beirath an die Seite gesetzt wurde; doch sollte Ogenstierna in Kriegssachen die letzte Entscheidung haben. Allen Fürsten, denen Gustav Adolf zur Entschädigung geistliche Landestheile versprochen hatte, bestätigte er ihre Anwartschaft, und als die Witwe des unglücklichen Friedrich's V., der am 27. Nov. 1632 in Mainz gestorben war, für ihren ältesten Sohn die Unterpfalz verlangte, bewilligte der Kanzler sogleich diese Forderung. 1633

Obgleich der Mangel eines von allen anerkannten Kriegsoberhauptes gar bald verspürt wurde und keiner vom andern gern Befehle annahm, so hatten doch die protestantischen Heere überall die Oberhand; denn Wallenstein, der in Böhmen sein Heer wieder ergänzt hatte, verhielt sich unthätig. Statt sich gegen die in Deutschland stehenden Schweden zu wenden, unterhandelte er in Schlessien lange mit Ogenstierna und Bernhard, brach dann plötzlich den mit ihnen geschlossenen Waffenstillstand und suchte Sachsen von dem Bündnisse mit den Schweden zu trennen, Brandenburg aber zu einem besonderen Frieden zu bewegen. Um zu diesem Ziele zu kommen, ließ er das Land der beiden Kurfürsten auf das entsehrlichste verheeren; er konnte sie aber nicht zum Abfall von den Schweden bringen.

Unterdessen wurde Bayern von den Schweden auf das härteste bedrängt. Anstatt aber dem bayerischen Lande, dessen Kurfürsten er fortwährend gröhlte, selbst zu Hülfe zu kommen und Regensburg zu retten, schickte er nur einige tausend Reiter dahin ab, und als diese Stadt in Bernhard's Hände fiel, kehrte Wallenstein wieder nach Böhmen zurück, wo er Pilsen besetzte.

Aus diesem Grunde gab man ihm Schuld, daß er heimlich mit den Schweden unterhandle, um mit dem ganzen Heere zu ihnen überzugehen und sich dadurch die Krone Böhmens zu verschaffen. Auch hatte ihm wirklich Ludwig XIII. für diesen Fall Geld und Unterstützung angeboten, wiewohl kein Beweis vorliegt, daß er auf das Anerbieten einging. Da aber der Kaiser schon längst einem Manne mißtraute, dem er in der äußersten Noth einen so ungebührlich großen Theil der kaiserlichen Gewalt hatte überlassen müssen, so fanden die Klagen der Gegner Wallenstein's um so mehr Eingang bei ihm, je weniger ihn die Noth jetzt zwang, sich von einem so übermüthigen Diener Befehle vorschreiben zu lassen. Wallenstein fuhr fort, mit den Schweden zu unterhandeln und trachtete, sich auf alle Weise des unbedingten Gehorsams seiner Unterführer zu versichern, um den Oberbefehl mit Gewalt zu behaupten.

Er berief nämlich die Obersten seiner Regimenter und ließ durch einen seiner Vertrauten, den Feldmarschall Illo (eigentlich Ilow aus Brandenburg) ihnen eröffnen, daß er, um seiner Feinde am Hofe willen, das Commando niederzulegen gedenke; sie sollten sich mit ihren Geldforderungen an den Kaiser halten. Erschröden darüber, baten die Obersten den Herzog, bei der Armee zu bleiben. Wallenstein versprach, wenigstens so lange zu bleiben, bis er überzeugt sei, daß für ihren Unterhalt gesorgt werde. Auf diese Antwort stellte Illo den Obersten vor, daß es nun an ihnen sei, den Her-

zog durch die Erklärung zu erfreuen, daß sie sich nicht von ihm trennen lassen wollten. Auf ihre Zustimmung entwarfen Illo und Terzky eine Erklärung, daß sie Wallenstein, so lange er in des Kaisers Diensten bleiben oder der Kaiser seine Dienste gebrauchen werde, bis zum letzten Blutstropfen treu bleiben und einen jeden, der dies nicht thue, als Ehrlosen an Hab' und Gut, Leib und Leben bestrafen wollten. Diese Erklärung legten sie bei einem Banquet am 12. Januar 1634 zur Unterschrift vor. Ein Theil der Obersten verweigerte die Unterschrift, weil in der Urkunde die auf die Treue gegen den Kaiser bezüglichen Worte weggelassen waren; die übrigen zogen ihre Degen für Wallenstein und unterschrieben.

Dieser Schritt ward am kaiserlichen Hof als eine Verschwörung betrachtet, und zahlreiche Feinde Wallenstein's (darunter Octavio Piccolomini, Gallas und Albringer), die ihn zu stürzen trachteten, boten die Hände zur Abwehr der wirklichen oder vermeintlichen Gefahr. Daher erklärte der Kaiser, wiewohl nur gedrängt und sehr ungern, in einem Patent vom 24. Jan. an alle Generale und Officiere des Heeres, daß er mit seinem obersten Feldherrn eine Veränderung vorzunehmen sich entschlossen und den Oberbefehl einstweilen Gallas übertragen habe. Heimlich aber erhielt letzterer von der sogenannten spanischen Hofpartei den Befehl, sich des Friedländers und seiner beiden Vertrauten, Illo's und Terzky's, todt oder lebendig zu bemächtigen.

Bald darauf erschien ein zweites Patent vom 18. Februar, in welchem Wallenstein förmlich für einen Verräther erklärt wurde. Das hinterlistige Betragen seiner Gegner nöthigte ihn auf seine Sicherheit zu denken, und machte ihn zum wirklichen Verräther. Denn indem er dem Kaiser schrieb, daß er sich zur Verantwortung stellen wolle, suchte er durch Briefe den Herzog von Weimar sowohl als den sächsischen Befehlshaber zu bewegen, sich mit ihren Truppen der böhmischen Grenzen zu nähern. Indes nur der Letztere setzte sich in Bewegung, und so beschloß Wallenstein, dessen Officiere und Soldaten unterdessen, dem größten Theile nach, für den Kaiser gewonnen worden waren, sich einstweilen in die Grenzfestung Eger zu werfen. Dort aber gieng sein Stern, den er so oft in abergläubischem Sinne befragt, plötzlich unter; denn vorzüglich auf den Betrieb jener spanischen Partei am Wiener Hofe wurde durch die Veranstaltung des Obersten Buttler am 25. Februar Wallenstein ermordet. Seine Güter wurden eingezogen und verschenkt, seine Feinde mit Geld und Würden belohnt.

Wallenstein war am 24. Februar mit seinen Vertrauten Illo, Terzky und Rinsky, von 10 Reiter Schwadronen begleitet, in Eger eingezogen und hatte seine Wohnung im Hause des Bürgermeisters genommen. Buttler, von Geburt ein Irländer, der ihm gleichfalls gefolgt war, hatte den Generalen Gallas und Piccolomini versprochen, ihnen Wallenstein lebendig oder todt zu liefern. Das Letztere dünkte ihn das Sichrere. Er gewann die Schotten Gordon und Beklie, von denen der erstere, als Befehlshaber der Citadelle, die Freunde Wallenstein's zum Abendessen einlud, bei welchem sie von dreißig in das Geheimniß gezogenen Dragonern niedergehauen wurden. Darauf gieng Buttler mit zwei Hauptleuten und einer Anzahl Dragoner in die Stadt hinab und besetzte die Wohnung Wallenstein's, der bereits schlief. Der drang Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern in's Vorzimmer und ließ einen Kammerdiener nieder, der sie zurückweisen wollte. Von dem Lärm geweckt, sprang der Herzog aus dem Bett und im Hemd an's Fenster, um die Schildwache zu fragen, was es gebe. Schon hatten die Dragoner seine Thüre erbrochen, und Deveroux gieng mit vorgehaltener Hellebarde und mit den Worten auf ihn zu: „Bist du der Schelm, der Seiner kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupt reißen will? Du mußt jetzt sterben!“ Schweigend empfing Wallenstein den tödtlichen Stoß und wälzte sich rückwärts in seinem Blute.

Der Kaiser hatte weder direct noch indirect seine Ermordung veranlaßt. Als er dieses traurige Ende seines Generalissimus erfuhr, ward er zu Thränen gerührt und befahl, 3000 Seelenmessen für ihn zu lesen. Der Act der Gerechtigkeit, welcher Wallenstein im Grunde verfallen war, bekam durch die Art der Vollziehung desselben die Form eines feigen Justizmords. So viel bleibt gewiß: er wollte die Militärdictatur, die man ihm in der Zeit der Gefahr zugetanden hatte, auch nach der Beseitigung derselben behaupten; dadurch gerieth er in eine unmögliche Stellung, aus der er herauszutreten wollte; zur Unterordnung zurückzukehren, litt sein Ehrgeiz und seine abergläubische Meinung von seiner höhern Bestimmung nicht; in den Mitteln zur Erreichung des von ihm erstrebten Zieles blieb er lange schwankend; endlich traf er die Wahl, und mitten in der Ausführung ereilte ihn sein Geschick.

(Von des Herzogs Mitschuldigen wurde nur der Herzog Heinrich Julius von Bauenburg nebst seinem Bruder Franz Albrecht nach einiger Zeit freigegeben; die übrigen wurden gefangen oder hingerichtet. Wallenstein's reiche Güter wurden eingezogen und größtentheils an seine Feinde vertheilt. Seine Witwe erhielt die Herrschaft Neuschloß in Schlesien als Wittwenfug.)

239. Hierauf erhielt des Kaisers ältester Sohn Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, (dem Namen nach, in der That aber General Gallas) den Oberbefehl über das kaiserliche Heer. Dieses zog vor Regensburg, zwang den schwedischen Kommandanten der Stadt zur Capitulation und verdrängte den Herzog Bernhard aus Bayern.

In Vereinigung mit dem bayerischen Heere (unter Johann von Werth) brachten die Kaiserlichen den Schweden am 6. September 1634 in der Schlacht bei Mördlingen, in die sich der allzurasche Bernhard wider den weiseren Rath des alten Generals Horn eingelassen hatte, eine gänzliche Niederlage bei. Horn wurde gefangen, Schwaben, Franken und die Pfalz von den Kaiserlichen besetzt, der junge Herzog Eberhard von Württemberg und der Markgraf Friedrich von Baden genöthigt, nach Straßburg zu fliehen; Bernhard mußte sich nach Lothringen ziehen. In Folge dessen verließ Sachsen das schwedische Bündniß und schloß mit dem Kaiser am 30. Mai 1635 den Separatfrieden zu Prag. Durch diesen Frieden erhielt es die Bestätigung des Passauer Vertrags und des Augsburger Friedens, auf 40 Jahre den ruhigen Besitz der vor 1627 eingezeichneten geistlichen Güter und die Ober- und Niederlausitz als Mannslehen. Auch die protestantischen Fürsten von Brandenburg, Mecklenburg, Hessen-Darmstadt, Lüneburg, Anhalt, Weimar, ferner der niedersächsischen Kreis, die Hansestädte, Frankfurt und einige andere Reichsstädte traten diesem Frieden bei, so daß nur Hessen-Cassel, Württemberg und Baden noch zu Schweden hielten, dessen Uebermacht in Deutschland nun gebrochen war.

Sechste Periode: Schwedisch-französischer Krieg.

240. So schien die Kriegsflamme abermals in sich selbst zusammenzusinken; doch nochmals erhielt sie neuen Nahrungstoff von außen. Stets das alte Ziel im Auge, das bayerische Reich herabzudrücken und deutsche Länder am Rhein an sich zu reißen, mischte sich jetzt Frankreich durch Richelieu's schlaue Politik offener als bisher in die deutschen Angelegenheiten. Dadurch verwandelte sich der Krieg vollends in einen politischen Partei- und Bürgerkrieg, und selbst bei den meisten der deutschen Stände handelte es sich nicht mehr um Beschränkung oder Vertheidigung der Gewissensfreiheit, sondern um möglichst ausgedehnte Unabhängigkeit vom Kaiser.

Zunächst schloß Frankreich durch Richelieu mit den Schweden und deren Verbündeten einen Vertrag, in welchem es sich verbindlich machte, 12,000 Mann beim Bundesheere zu unterhalten, eine halbe Mill. Livr. Hilfselder zu zahlen und für Nothfälle eine Reserve-Armee am Rhein aufzustellen. Dafür ward ihm die Besetzung des Elsaßes und mehrerer fester Städte am Rhein überlassen, Sitz und Stimme im Bundesrath und die Forderung zugesprochen, daß keiner der Verbündeten sich ohne Bestimmung Frankreichs in Unterhandlungen mit dem Kaiser einlassen sollte. Zwar suchte Ogenstierna, als Sachsen den Schweden den Krieg erklärte, ernstlich einen Frieden mit Oesterreich abzuschließen; aber es kam nicht dazu; auch wirkte Frankreich dadurch entgegen, daß es mit dem Herzog Bernhard einen Vertrag schloß, durch welchen es ihm Geld zur Unterhaltung eines Heeres gab und nach dem Frieden einen Jahrgelt und den Besitz des Elsaßes, als einer Landgrafschaft, zusicherte.

So begann denn der Krieg auf's neue. Der schwedische General Banér, vom Kurfürsten von Sachsen nach Mecklenburg zurückgebrängt, rückte wieder vor und schlug bei Wittstock am 4. October 1636 (im heutigen Potsdamer Regierungsbezirk) das sächsisch-österreichische Heer. Durch diesen Sieg kam Pommern, Brandenburg, Sachsen, Thüringen und ein Theil Frankens in die Hände der Sieger, die nun das sächsische Land zur Strafe für seinen Abfall schrecklich verwüsteten und brandschatzten.

Das Feld blieb fast überall unangebaut, weil es an Saatkorn, Zugvieh und Menschenhänden fehlte; die Dörfer standen leer, weil alles in die Städte flüchtete oder das Kriegshandwerk ergriff, das noch am ehesten nährte. Der Hunger trieb zu der unnatürlichsten Nahrung; man verzehrte selbst menschliche Leichname, ja im Magdeburgischen sollen hie und da Menschen getödtet und gegessen worden sein. Jahre lang aufgehäufter Urath in den Häusern erzeugte schädliche Ausdünstungen, durch welche Krankheiten und Seuchen vermehrt wurden, welche die Menschen in Massen dahin rafften, so daß an manchen Orten die Leichname haufenweise in große Gruben geworfen wurden.

Unterdessen war auch am Rhein der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser zum offenen Ausbruch gekommen. Um den Franzosen zuvorzukommen, eroberte Gallas Mainz und suchte nachher vom Elsaß aus gegen Dijon vorzudringen, während Johann von Werth mit einem andern kaiserlichen Heere durch die Niederlande in die Picardie vordrang. Aber beide sahen sich bald wieder zum Rückzuge genöthigt und gaben den Gedanken auf, Frankreich in seinem Innern zu bekriegen.

Kurz darauf, am 15. Febr. 1637, starb Kaiser Ferdinand II., 59 Jahre alt, von den einen gerühmt wegen seiner Mäßigung im Glück und seiner Standhaftigkeit im Unglück, von den andern getadelt wegen seines strengen Religionsseifers, wegen seiner unbegrenzten Hingebung an die ihn umgebenden Geistlichen und wegen der daraus entstandenen Mißgriffe. Mit der Kur-
1637 fürsten Bewilligung erhielt sein Sohn Ferdinand der Dritte die Nachfolge, nachdem derselbe schon am 22. Dec. 1636 einmütig zum römischen König erwählt und gekrönt worden war. Er galt für weniger abhängig von den Jesuiten und für mildgesinnt gegen die Protestanten, und doch erneuerte, ja verschärfte er die strengen Religionsedikte seines Vaters. Auch täuschte er die Erwartungen vieler dadurch, daß er seit der Nördlinger Schlacht, der er beigewohnt hatte, nicht mehr im Felde erschien.

Während Gallas den Krieg mehr in Norddeutschland gegen die Schweden betrieb, rückte Herzog Bernhard, der mitten im Winter den Spaniern ge-

Franche-Comté entriffen hatte, siegend am Rheine vor, schlug am 3. März 1638 bei Rheinfelden das von Johann von Werth befehligte ligistische Heer, eroberte Freiburg und brachte am 19. Dec. das feste Breisach, den Schlüssel zu Oberdeutschland, durch Hunger zur Uebergabe. Da er es zum Stützpunkt seiner neuen Herrschaft machen wollte, ließ er sich von den Einwohnern förmlich huldigen und glaubte sich schon im gesicherten Besitze des ihm von den Franzosen verheißenen Elsaßes und Breisgaus.

Vergebens suchte ihn der Kaiser durch Unterhandlung für den Frieden zu gewinnen und von dem Bündnisse mit Frankreich abzubringen. Aber kurz darauf mußte Bernhard gewahren, wie Frankreich ihn zu hintergehen suchte; denn als er die Forderung der Franzosen, Breisach an sie herauszugeben, zurückwies, entzogen sie ihm die bisherige Geldunterstützung, so daß er den Krieg auf eigene Rechnung fortzuführen beschloß. Aber ehe er noch Gegenmaßregeln nehmen konnte, starb er den 18. Juli 1639 im Lager zu Neuburg am Rhein, und Frankreich bewies durch eine schnelle Besitznahme des Elsaßes seine habüchtigen Absichten.

Seine plötzliche Erkrankung schrieb Bernhard selbst einer Vergiftung zu; doch hatte er schon einmal vorher an einem bössartigen Fieber gelitten. In seinem Testamente verordnete er übrigens, daß alle seine Eroberungen im Elsaß beim deutschen Reiche bleiben, aber unter schwedischem Schutze von demjenigen seiner Brüder regiert werden sollten, der sie behaupten würde. Da Richelieu Bernhard's Heer mit Geld gewann, so wurde den Franzosen die Besitznahme aller festen Plätze dieses Landes erleichtert. Umsonst bemühte sich Herzog Wilhelm von Weimar, wenigstens die Befehlshaberstelle in Breisach zu bekommen, um bis zum allgemeinen Frieden ein Pfand für die Ansprüche seines Bruders in Händen zu haben; er erhielt sogar nichts von dessen Hinterlassenschaft, sondern bloß die Leiche seines Bruders, um sie in die Familiengruft nach Weimar abzuführen. Bernhard's Character als Kriegsführer und Mensch gewährt übrigens in der allgemeinen Verwirrung jener Zeit das Bild einer achtungswürdigen Persönlichkeit, deren sittliche Würde, seine Bildung und stärkliche Selbständigkeit selbst den Franzosen imponierte und dem französischen Hofe Achtung einflößte. „Im Herzog Bernhard lebte noch der volle religiöse Eifer seiner Vorfahren, bekräftigt durch das Beispiel des frommen Schwedenkönigs. Auch ließ er in seinem Lager Betstunden und Gottesdienst halten. Mit dem Fellegeheiß: „Immanuel, Gott mit uns!“ griff man an. Im heißesten Kampfe hörte man den Herzog den göttlichen Namen anrufen. Nach der Schlacht hat er wohl manchen Verwundeten oder Sterbenden mit Bibelprüchen getränkt. Davon war er in seiner Seele durchdrungen, daß er die rechte Partei habe und eine gute Sache verfechte.“

In Norddeutschland hatte unterdessen Banér, seit der Vereinigung des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Kaiser bis an die äußerste Rüste Pommerns zurückweichen müssen, war aber im Frühjahr 1638, durch frische Truppen aus Schweden verstärkt, aus Stralsund hervorgebrochen, trieb Gallas bis Schlesien und Böhmen zurück und schlug im Juni das sächsische Heer bei Chemnitz bis zur Vernichtung. Darauf drang er 1639 in Böhmen ein, konnte es aber nicht zum Anschluß an Schweden bringen und mußte das Land, nachdem seine Soldaten es barbarisch verheert hatten, im folgenden Jahre wieder verlassen, worauf er durch Sachsen nach Thüringen zog.

Längst war man des verheerenden Krieges müde, und schon 1636 hatte der Papst zum Frieden aufgefordert, den aber Frankreich und Schweden nicht wollten. Auch der Kaiser schrieb einen Reichstag nach Regensburg 1640 aus, um Versuche zum Frieden zu machen; sie hatten aber kein Ergebnis, da es den Stärkeren kein Ernst war, und namentlich Schweden und Frankreich fortwährend im Trüben fischen wollten. Vielmehr erschien Banér

miten im Winter unvermuthet vor Regensburg, um die ganze Reichsversammlung samt dem Kaiser aufzuheben. Schon beschloß er die Stadt, als Thauwetter ihn zum Abzug nöthigte. Von Piccolomini verfolgt, zog er nach Halberstadt zurück, wo er in Folge der Kriegstrapazen in der Blüte seiner Jahre starb.

241. Nach Banér's Tode bekam der aus Gustav Adolf's Schule hervorgegangene Torstenson den Oberbefehl über die schwedischen Heere, ein kühner, schnellkräftiger Mann, der, obgleich an Fußgicht so leidend, daß er sich meist in einer Sänfte tragen lassen mußte, dennoch nicht nur in die verwilderten und erschlafften Massen Ordnung und Zucht zurückführte, sondern auch mit unglaublicher Schnelligkeit Deutschland dreimal durchzog und durch glänzende Siege alle seine Gegner zittern machte. Denn während die Franzosen am Rhein vordrangen und unter Turenne und dem Herzoge von Enghien (nachmaligem Prinzen Condé) bald den kaiserlichen, bald den bayerischen Heeren zu schafften machten und mit abwechselndem Glücke sich behaupteten, durchzog Torstenson siegreich Schlessien, machte Wien zittern, schlug auf dem Rückzuge Piccolomini in einer blutigen Schlacht bei Leipzig (1642), streifte wieder bis Wien und rückte darauf plötzlich in Holstein und Schleswig ein. Bald fiel er wieder im deutschen Reiche ein, siegte zweimal über die kaiserlichen, belagerte Brünn, wandte sich, durch Seuchen genöthigt, nach Böhmen, eroberte Leitmeritz und kehrte hierauf, von Krankheit erschöpft, zurück, um den siegreichen Feldherrnstab niederzulegen, den nun Wrangel 1645 übernahm.

Des unendlichen Glücks milde, schloßen hierauf Sachsen und Brandenburg mit den Schweden Waffenstillstand, ja Kurfürst Friedrich Wilhelm, der seit 1640 seinem Vater Georg Wilhelm in der Regierung gefolgt war, wußte mit Festigkeit und Klugheit eine bewaffnete Neutralität zu behaupten. Ebenso nahm der Kurfürst von Bayern, aus Unmuth über die Weigerung des Kaisers, einen allgemeinen Waffenstillstand einzugehen, so wie auch aus Mitleid mit seinem von den Franzosen unter Turenne und von den Schweden unter Wrangel hart bedrängten Lande, das von denselben gemachte Anerbieten an und schloß am 14. März 1647 einen Separatwaffenstillstand.

Hatten auch Oesterreicher und Bayern unter dem kaiserlichen Feldherrn Mercy und dem bayerischen Johann von Werth die Franzosen (unter Turenne) bei Mergentheim geschlagen, so hatten sie doch ihrerseits bald darauf durch die Franzosen und Schweden (unter Condé und Rhinismarck) bei Allerheim am Ries eine empfindliche Niederlage erlitten.

Mit diesem Schritt des Kurfürsten nicht einverstanden, suchte sein Feldherr Johann von Werth das bayerische Heer dem Kaiser zuzuführen; da aber dieses widersprechte, flüchtete sich jener zum Kaiser nach Böhmen.

Durch den bayrischen Waffenstillstand gedeckt, wandte sich Wrangel mit seinem Heer nach Böhmen und versetzte durch die Wegnahme von Eger den Kaiser in die größte Bedrängniß. Da bereute Maximilian seinen im augenblicklichen Unmuth geschehenen Abfall vom Kaiser, und als er erfuhr, daß die Schweden seitdem auf dem Friedenscongreß ihre Forderungen nur noch höher steigerten, kündigte er, jedoch zunächst nur den Schweden, den Waffenstillstand auf und schickte den größten Theil seines Heeres nach Böh-

men dem Kaiser zu Hilfe, so daß Wrangel genöthigt war, Böhmen in Eile zu verlassen.

Nun aber kündigte Frankreich seinerseits dem Kurfürsten den Waffenstillstand auf, und Türenne und Wrangel fielen wieder in Bayern ein, schlugen das vereinigte bayrische und kaiserliche Heer am 17. Mai 1648 bei Zusmarshausen und suchten, während der schwedische General Königsmark sich mit einer Heeresabtheilung nach Böhmen wandte, Ober- und Niederbayern mit schrecklichen Verheerungen heim. Dadurch sah sich der greise Kurfürst genöthigt, nach Salzburg zu fliehen, worauf sich jene von dem angeschwollenen Inn noch der Oberpfalz zurückzogen.

Maximilian war von allen Fürsten, die den dreißigjährigen Krieg begonnen hatten, der einzige, der auch dessen Ende erlebte. Mit Recht sieht ihn die katholische Kirche in Deutschland als ihren Retter an, wie denn auch das Haus Oesterreich ihm die Erhaltung seiner böhmischen Krone zu danken hat. Auch in der innern Verwaltung seines Reichs zeichnete sich Maximilian als ein bedeutender Fürst aus. Es gelang ihm, nach dem Abschluß des Friedens durch weise Maßregeln die Wunden, die der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, bald zu heilen. Den Rest seines thatenreichen Lebens widmete er strengen geistlichen Uebungen und starb den 27. Sept. 1651. Aus seiner zweiten Ehe, die er noch in seinem 52. Jahre mit der Tochter seiner Schwester und Kaiser Ferdinand's II. schloß, erhielt er zwei Söhne, von denen ihm der Ältere, Ferdinand Marx, in der Regierung folgte. Auf diese zweite Ehe gründeten sich später (1740) Bayerns Ansprüche auf die österreichische Erbschaft.

Unterdessen war Königsmark in Böhmen bis Prag vorgebrungen und hatte die Kleinseite der Stadt schon eingenommen, wo er im königlichen Schlosse und in den Palästen der Großen unermessliche Beute machte. Schon begann er auch die andern Theile der Stadt mit glühenden Kugeln zu überschütten, fand aber an den entschlossenen Bürgern den stärksten Widerstand, bis Entsatz von Budweis herbeikam, der die Belagerer nöthigte, sich gegen denselben zu wenden. Eben wollte Wrangel den Belagerern Verstärkung bringen, als aus Westfalen die Kunde vom Abschluß des allgemeinen Friedens erscholl.

Der westfälische Friede.

242. Bereits im Jahre 1641 hatte man zu Hamburg zwischen den Gesandten Oesterreichs, Frankreichs und Schwedens vorläufig den Ort bestimmt, wo die künftigen Friedensverhandlungen vorgenommen werden sollten. Erst 1643 aber erfolgte von Wien und Madrid aus die Bestätigung. Diesen Präliminarien zufolge sollte der Kaiser zu **Onabrück** mit den Schweden, als den Vertretern der Protestanten, und in **Münster** mit den Franzosen, als Vertretern der katholischen Paciscenten, unterhandeln und die Eröffnung der Verhandlungen sollte am 11. Juli 1643 stattfinden. Die kaiserlichen Gesandten stellten sich schon im Mai ein, aber erst im December langte der schwedische Gesandte an, der französische vollends erst im April des folgenden Jahres. Da auch alle übrigen Staaten repräsentiert waren, so verlor man sich anfangs in Untersuchungen und Streitigkeiten über Rang, Titel, Ceremoniel und andere Nebendinge, und als man zu den eigentlichen Verhandlungen über den Frieden kam, so schleppten sich diese von einem Jahr in's andere fort, weil jede Partei immer auf günstige Siegesnachrichten wartete, um ihre Forderungen höher spannen zu können.

Während Oesterreich sehr gemäßigte und billige Forderungen stellte, zeigte sich Frankreich (wo nach Richelieu's Tode der Cardinal Mazarin die Regierung leitete,) am übermüthigsten und eigennützigsten und hüllte dabei seine Begehrlichkeit nach deutschen Ländern in den (seit her oft gebrauchten) Mantel gehedelter Nächsten- und Nachbarliebe, indem es sagte, es wolle ja die Länder nur zum Besten der Deutschen besetzen, damit es ihnen schneller und leichter gegen ihre Feinde bestehen könne. Dabei war Mazarin's Staatskunst so treulos, daß der französische Gesandte rieth, „die Religionsstreitigkeiten nicht zu beenden“, aus dem leicht zu errathenden Grunde, damit die dann fortbestehende Schwäche Deutschlands den Franzosen stets Grund und Gelegenheit zur Einmischung und Eroberung geben möchte. Schweden jedoch wollte über den Religionsfrieden und über den Besitz geistlicher Güter sogleich neben den übrigen Friedensangelegenheiten verhandeln und diese Wirren auf eine billige Weise gelöst wissen, um künftigen Religionsstreitigkeiten vorzubeugen. Bei so entgegen gesetzten Bestrebungen kamen die Verhandlungen lange nicht von der Stelle. Nur der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit zweier kaiserlichen Abgeordneten, des Grafen von Trautmannsdorf und des Dr. Volmar, hatte Deutschland es zu danken, daß es, gegenüber den Franzosen und Schweden, nicht in noch größere Nachtheile bei diesem so künstlich zusammen gesetzten Friedenswerke kam.

Nachdem Leidenschaft, Eigennutz und nichtswürdige Staatskunst der Fremden fünf Jahre lang das kriegsmatte Deutschland hingehalten hatten, kam d. 24. Oct. 1648 der westfälische Friede endlich zu Stande und machte durch die Gründung eines neuen Territorial- und Rechtszustandes dem langen Jammer und Elend der Menschen und der anarchischen Verwirrung des Reiches ein Ende.

In diesem Frieden erhielt:

Frankreich die volle Hoheit über die Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdun, die es schon seit dem schmalcaldischen Kriege in seinem Besitze hatte, den österreichischen Theil des Elsaßes, den Sundgau, die Festung Breisach, und zwar alles dies ohne Beziehung auf das Reich; sodann die Reichsvogtei über zehn elsässische Reichsstädte, die Grundherrlichkeit über 42 elsässische Dörfer und das Besatzungsrecht über die dem Bisthum Speyer gehörige Festung Philippsburg;

Schweden Vorpommern mit Rügen, einen Theil von Hinterpommern, Wismar und die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, jedoch unter der Hoheit des deutschen Reichs, außerdem fünf Millionen Thaler als Entschädigung für die Kriegskosten;

Kursachsen die Lausitz und vier magdeburgische Ämter;

Brandenburg, welches die nächsten Anrechte auf das seit Bogislaw XIV. Tode (1637) erledigte Herzogthum Pommern besaß, erhielt nur den östlichen Theil von Hinterpommern, die säcularisierten Bisthümer Minden, Halberstadt und Camin als weltliche Fürstenthümer, und das Erzbisthum Magdeburg als Herzogthum (jedoch mit dem Vorbehalt des lebenslänglichen Besizes des damaligen Administrators August von Sachsen);

Meklenburg für den Verlust von Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als weltliche Fürstenthümer und die dortigen Güter des Johanniter-Ordens;

Braunschweig-Lüneburg das Recht der abwechselnden Besetzung des Bisthums Osnabrück, außerdem noch die Klöster Ordningen und Walkenried;

Hessen-Kassel die säcularisierte Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg und seinen Antheil an der Warburger Erbschaft nebst 600,000 Thalern;

Bayern erhielt die Oberpfalz (mit der Grafschaft Cham) samt der Kurwürde, mußte aber die Unterpfalz zurückgeben;

die **Unterpfalz** erhielt der Sohn des geachteten Friedrich, Karl Ludwig, mit der für ihn errichteten achten Kurwürde und dem Rückfallsrecht an die Oberpfalz; eben so mußte

Württemberg, Baden, Nassau, jedes wieder an seinen vertriebenen Fürsten zurückgegeben werden;

allen übrigen Reichsständen wurde ihr Besitzstand, wie er vor dem Kriege war, bestätigt, die Niederlande und die Schweiz wurden als selbständige Staaten anerkannt.

In Betreff der Religionsangelegenheit wurde den Protestanten der Passauer Vertrag und der Religionsfriede, also freie Religionsübung,

bestätigt, der „geistliche Vorbehalt“ beseitigt, und für die Beibehaltung der eingezogenen geistlichen Güter, sowie für das jus reformandi (d. i. das den Landesherren vorher zugestandene Recht, ihre Unterthanen nach Willkür zu reformieren) das Jahr 1624 (vom 1. Januar an) als Normaljahr festsetzt. In dieses Recht wurden auch die Reformierten miteingeschlossen, mit der ausdrücklichen Anerkenntniß, daß sie zu den Augsburgischen Religionsverwandten gehörten (wie denn auch schon Friedrich III. von der Pfalz, der Veranlasser des Heidelberger Katechismus, sich früher zur Auguſtana bekannt hatte). Andersgläubige Unterthanen erhielten Duldung oder eine dreijährige Frist zur Auswanderung. In den rechtlichen Verhältnissen zum Reich sollten Katholiken und Protestanten einander ganz gleich stehen. Nur die österreichischen Erbländer blieben von diesem Friedensartikel ausgenommen.

Die den Protestanten eingeräumten religiösen Vortheile, welche man dem braunschweig-lüneburgischen Gesandten Jacob Sappadius zu danken hatte, erkannte der Papst nicht an, sondern erklärte in einer eigenen Bulle den westfälischen Frieden für nichtig; doch durfte diese Bulle in Deutschland nie und nirgends publiciert werden. Die deutschen Katholiken waren, wie das erste Mal durch den schmalkaldischen Krieg, so nun das zweite Mal durch die noch bitteren Erfahrungen des dreißigjährigen Krieges inne geworden, daß der Katholicismus, selbst wenn er alle seine Kräfte ausbiete, den Protestantismus nicht mehr überwältigen könne. (Siehe unten 244.)

In staatsrechtlicher Hinsicht sollte über Krieg und Frieden, Gesetzgebung, Steuererhebung, Truppenaushebung, Befestigungen, Bündnisse u. d. der Kaiser nur nach Abstimmung aller Reichsstände verfügen können. Die deutschen Fürsten erhielten somit, anstatt der nur beratenden Stimme, die sie bisher hatten, eine entscheidende Stimme, dazu die förmliche Bestätigung der Landeshoheit (Souveränität) mit der Befugniß, Bündnisse nicht nur unter einander, sondern auch mit auswärtigen Mächten zu schließen, insoweit dadurch Kaiser und Reich nicht gefährdet würde. Den protestantischen Bischöfen wurde die Aufnahme in's Fürstencollegium gewährt; das Reichskammergericht wurde gleichmäßig besetzt, die Reichstage erhielten gesetzgebende Gewalt und auch die Reichsstädte entscheidendes Stimmrecht.

Lange jedoch dauerte es noch, bis diese Beschlüsse alle zur Ausführung kamen. Die Franzosen räumten nur nach langem Hinhalten die von ihnen eroberten Festungen, und die schwedischen Truppen hielten fast noch sechs Jahre lang, nämlich bis zur völligen Zahlung der zugestandenen Geldsummen, die Kreise besetzt, in die sie zu diesem Zwecke vertheilt waren; ja wegen Burgund und Lothringen, welche auf Frankreichs Forderung für's erste vom Frieden noch ausgeschlossen worden waren (weil Frankreichs Krieg mit Spanien noch nicht beendet war, die Freigravität Burgund aber Spanien gehörte und der Herzog von Lothringen Spaniens Bundesgenosse war), dauerten die Feindseligkeiten noch lange fort, bis endlich auf die Klagen der rheinischen Fürsten für neue Geldeistungen die Ruhe erlauft wurde.

Der dreißigjährige Krieg hatte Deutschlands Wohlstand völlig vernichtet. Die Hälfte seiner Bewohner war durch Schwert, Hunger und Seuchen umgekommen, viele Städte waren zerstört, alle heruntergekommen, unzählige Dörfer verwüstet, zum Theil vertilgt, viele Ländereien verödet, Ackerbau, Gewerbleiß und Handel gesunken, Wissenschaft und Kunst gehemmt, großartige Werke und Schöpfungen vieler Jahrhunderte zertrümmert und verschleudert und, was das Schlimmste war, deutsche Sitte und Art schwer verletzt. Manche dieser Wunden konnte selbst die Zeit nicht mehr heilen.

Man berechnet, daß der ganze Krieg gegen zehn Millionen Menschen gekostet haben mag, was durch einzelne statistische Nachweisungen bestätigt wird. Im Bisthum Freising z. B. zählten manche Dörfer, die früher 400 Einwohner hatten, nur noch 20; manche waren gänzlich verödet. Die Einwohnerzahl der Grafschaft Henneberg, welche im Jahr 1681 noch 60,000 betrug, war im Jahr 1648 auf 16,000 herabgesunken, Augsburg von 80,000 auf 18,000, Göttingen auf die Hälfte, Nordheim auf 150 Bürger, von denen nur 40 Steuer zahlen konnten u. s. In noch größerem Maße verminderte sich der Viehstand. In verbrannten Ortschaften zählte Heßen allein 300 Dörfer, 17 Städte und 47 Schlösser, Württemberg 45 Dörfer 8 Städte, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und 3600 andere Häuser. In Belgien hatten die Franzosen allein 100 Dörfer verbrannt. Güter, die vor dem Kriege 2000 fl. werth waren, wurden nach demselben für 70 bis 80 fl. verkauft, und es waren Jahrhunderte erforderlich, um den erlittenen Schaden zu ersetzen.

Der westfälische Frieden hat in religiöser Beziehung zwischen Katholiken und Protestanten einen auf völliger Gleichstellung beruhenden, unumstößlichen Rechtszustand geschaffen, und das war für alle Folgezeit der wesentlichste Gewinn. Aber in politischer Beziehung hat er die Einheit Deutschlands gelöst, welches von da an nur noch ein loserer Bund von mehr als dreihundert großen und kleinen theils weltlichen theils geistlichen Staaten der verschiedensten Verfassungen war. Jeder derselben durfte kraft voller Landeshoheit mit auswärtigen Staaten Bündnisse schließen und Krieg führen, so daß nur die Macht der Formen dem Reiche wie dessen Oberhaupt „den Schein eines erneuerten Lebens“ lieh, und die Macht des Kaisers durch die erlangte Selbständigkeit der deutschen Fürsten zum bloßen Schatten herabsank.

Wenn gleich aus jenem Frieden „weder alles Gute, noch alles Schlimme, was seitdem geschah“, hergeleitet werden kann, so führte doch der Umstand, daß die Vollziehung des Friedens unter die Garantie von Schweden und Frankreich gestellt war, die schlimmste Folge herbei, nämlich daß von nun an Deutschland dem verderblichen Einflusse des Auslands, namentlich Frankreichs, preisgegeben war.

Kap. 38. Noch Einiges von den inneren Verhältnissen Deutschlands von der Reformation an bis zum westfälischen Frieden.

243. Das deutsche Reich. War schon vor dem dreißigjährigen Kriege die Macht des Kaisers tief gesunken, so wurde sie, wie erwähnt, durch den westfälischen Frieden, welcher die Souveränität der einzelnen Fürsten verbürgte, zum bloßen Schatten. Von da an begann die offene Schwäche des deutschen Reichs. Denn nachdem die ehemalige Einheit des Reichs sich in eine große Anzahl von Staaten und Fürstenthümern aufgelöst hatte, welche nur noch durch das Herkommen und die Form einer Reichsverfassung zusammengehalten wurden, verlor Deutschland nach Außen seine Macht und überwiegende Stellung in Europa.

Nach dem dreißigjährigen Kriege bestanden in Deutschland 9 Kurfürsten, 24 geistliche Fürsten, 9 gefürstete Äbte, 10 gefürstete Äbtissinnen, 24 Fürsten mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, 13 Fürsten ohne Sitz und Stimme, 62 Reichsgrafen, 52 Reichsstädte und etwa 1000 reichsunmittelbare Ritter. Die Reichsstädte waren zwar auf den Reichstagen noch repräsentiert, hatten aber mit ihrem Wohlstand ihren alten Einfluß und ihre frühere Bedeutung völlig verloren. Noch mehr war in Folge der steigenden Heere und der Verarmung des Bauernstandes die Reichsritterschaft in ihrer politischen Bedeutung gesunken und nicht mehr auf den Reichstagen zugelassen. Dieselbe war daher meistens genöthigt, sich an die Reichsfürsten anzuschließen, um im Staats- und Kriegsdienste oder bei Hofe eine standesgemäße Stellung zu erhalten.

Selbst die ständischen Einrichtungen der einzelnen Länder verloren ihren erhaltenden Einfluß in dem gleichen Maße, in welchem die Unumschränktheit der landesfürstlichen Gewalt sich mehr und mehr entwickelte.

Dazu kommt, daß die Abtretung zweier wesentlicher, mit Deutschland einst so lebendig verbundener Glieder (gleichsam der beiden Hörner des deutschen Ur's) seiner Stärke großen Abbruch gethan hat; und haben auch diese beiden Glieder, die Schweiz und die Niederlande, in ihrer Vereinzelung durch besondere Anstrengungen und Leistungen großen Ruhm erworben, so haben sie doch dem Leib, zu dem sie eigentlich gehörten, den größten Schaden gebracht, der auch auf sie zurückfiel; wie denn von nun an überhaupt der Ruhm und Vortheil, den nachher auch manche andere Theile Deutschlands für sich gewannen, meist auf Kosten des Gesamt Vaterlandes erworben ward.

Der Schmerz über solche Demüthigung wird übrigens gemildert durch die Betrachtung, daß die durch die Selbstständigkeit der deutschen Staaten entstandene Theilhaftigkeit Deutschlands, freilich erst in später Folgezeit, eine allseitigere Entwicklung und allgemeinere Verbreitung gründlicher Bildung möglich machte, durch die sich insbesondere der Bürgerstand, dessen ehemalige Kraft und Bedeutung in dieser Periode so tief sank, später wieder emporheben sollte.

244. Die Religionsverhältnisse. Die Reformation hatte die Lebensfragen des Christenthums aufs tiefste an- und aufgeregt und die Wahrheit des Schriftglaubens in helles Licht gesetzt. Weil sich aber mit der Verbreitung der Irrthümer und mit dem daraus folgenden allerdings nothwendigen Streben nach stärkerer Ausbildung des Lehrbegriffs bei vielen Protestanten nur zu bald rechthaberische Leidenschaft und gehässiger Verfolgungsgeist vermischte, so wurde das innere Leben des Glaubens allmählich wieder zurückgedrängt, und die lebendige Anwendung der göttlichen Wahrheit auf Herz und Wandel über der Ausbildung des Begriffs veräußert.

So würde denn eine todte (falsche) Orthodoxie (d. i. eine Ueberschätzung des Kopfes und Mundes mit dem Kirchbekenntnisse ohne Antheil an der Herzenserneuerung, welche dieses Bekenntniß voraussetzt), von welcher die protestantische Kirche im 17. Jahrhundert beherrscht war, die Früchte des Glaubenssieges fast erstickt haben, wenn nicht gerade die Trübsale des 30jährigen Kriegs in vielen Gemüthern den Glauben wieder belebt und die von den Nüchternungen Gottes Betroffenen tiefer in den reichen Schatz des göttlichen Trostwortes hineingeführt hätten. Ehrwürdige Zeugen der evangelischen Wahrheit aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind: Stephan Prætorius, Johann Arnd († 1621), Johann Gerhard, Valerius Herberger, Heinrich Müller († 1675), Christian Scriver († 1693) u. a.

Der durch das Tridentinische Concil in der römischen Kirche erneuerte kirchliche Eifer hatte sich besonders in Errichtung vieler neuen geistlichen Orden und Congregationen geäußert. Der Jesuitenorden, in welchem er sein thätigstes Organ fand, hatte bis zu dem Eintritt des 30jährigen Kriegs durch kluge Anbequemung an die Bestrebungen der Fürsten und an die Institutionen der Völker, soweit ihm dieselben nützlich sein konnten, ein Feld um das andere gewonnen, und bis zum Eintritt des Restitutionsedicts hatte der Katholicismus durch seine Einigkeit sowohl, als auch durch sein politisch-militärisches Uebergewicht sich über den in sich entzweiten Protestantismus erhoben.

Als aber im weiteren Verlaufe des 30jährigen Kriegs die beiden katholischen Hauptmächte Europa's, Frankreich und Oesterreich (aus Anlaß des mantuanischen Erbfolgekriegs, s. 234) wieder in den alten Gegensatz mit einander traten und die römische Curie, zu Gunsten Frankreichs, sich in denselben hineinziehen ließ, und darauf wegen der empfindlichen Demüthigung, die sie durch Oesterreich erlitt, Frankreich in dem Plane gewähren ließ, die (in Gustav Adolf) noch unbezwungenen Kräfte des Protestantismus gegen Oesterreich aufzurufen, wodurch denselben freiere Bahn gemacht wurde: so konnte von da an der Katholicismus, selbst als er alle seine Kräfte aufbot, den Protestantismus nicht mehr aberwältigen. Und als vollends seit Frankreichs offener Einmischung das religiöse Element gegen das politische fast gänzlich zurücktrat, so war es der Hierarchie nicht mehr möglich, die Welteroberung, die sie mit Glück wieder anzustreben begonnen hatte, weiter- und durchzuführen.

So drückte denn der westfälische Friede auf die innere Nothwendigkeit, womit der Protestantismus aus dem Katholicismus hervorgegangen ist, das Siegel der Berichtigung auf.

245. Die Bildung durch Wissenschaft und Kunst. Durch die Wiederbelebung des classischen Alterthums (gewöhnlich renaissance genannt) und durch den mit der Reformation auf gekommenen besseren Schulunterricht hatte Deutschland im Anfange dieser Periode einen mächtigen geistigen Aufschwung genommen. Durch die Gründung so vieler Universitäten, deren Deutschland bis zum Jahre 1623 bereits 27 hatte, war die Wissenschaft, vorzüglich mittelst Herstellung und Auslegung der Texte der alten Classiker, wesentlich gefördert und verbreitet worden. In allen Gebieten des Wissens verließ der durch die Reformation angeregte deutsche Geist die Ueberlieferung, die im Laufe der Zeit so viel Unrechtes aufgenommen hatte, und trat selbständig an die Quellen der Belehrung, die das verschüttete Alterthum bot, insbesondere an die Quelle der damals schon viel verbreiteten heil. Schrift, durch welche nicht nur Gelehrte und Geistliche, sondern auch Laien geringeren Standes, wie der sog. philosophus teutonicus Jacob Böhme, zu geistvollen Zeugnissen und Erzeugnissen der Wahrheit erweckt wurden, wenn sie auch, wie bei letzterem, noch mit viel subjectiven Vernunft- und Phantasiegebilden vermischt war.

Die Wissenschaft hat damals in der alten Literatur, außer den schon in der vorigen Periode genannten Gelehrten Reuchlin und Erasmus, an Melancthon, Lippius, J. Gruterus, in der deutschen Prosa an Luther und Ulrich von Hutten, im verbesserten Schulunterricht an Melancthon, Sturm und Camerarius, in der Geschichte an Joh. Sleidanus, in dem Staatsrecht an Hugo Grotius, in der Astronomie zuerst an Copernicus, dann an Kepler ihre Hauptvertreter. In Folge der traurigen Religionskriege aber folgte jenem geistigen Aufschwung eine große Ermattung.

Die Kunst erlag den gleichen Einflüssen. Was die Dichtkunst betrifft, so glauben manche, mit Unrecht, es habe die Reformation aus Haß gegen das Papstthum die Poesie der bessern alten Zeit unterdrückt. Schon lange vorher war der Sinn der Nation für die edlern Erzeugnisse der mittelalterlichen Poesie abgestumpft. Nicht nur die scholastische Streitgelehrsamkeit, sondern auch vorzüglich die philologische Gelehrsamkeit, wie sie in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts getrieben wurde (181), war es, die das Bewußtsein der altnationalen poetischen Erinnerungen gänzlich unterdrückte. Erst als das Studium der antiken Literatur seine despotische Herrschaft über den deutschen Geist zu verlieren anfieng und nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel zu höhern Zwecken (181) angesehen wurde, hatte es auch auf die Wiederbelebung der verfallenen Kunstpoesie (die Volkspoesie trieb noch eine Zeit lang, unbesümmert um die Verachtung, die sie bei den Gebildeten erfuhr, ihr munteres Wesen fort) einen merkl. guten Einfluß, so daß schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Uebergewicht der poetischen Kraft, wie überhaupt die thätige Ausbildung der deutschen Literatur auf Seite der Prottestanten zu erblicken ist.

Der schon genannte Nürnberger Meisterjänger Hans Sachs (180) war selbst ein Förderer der Reformation, besonders durch sein Gedicht: „die Wittenbergische Nachtigall“. Werkwürdig ist auch Burkard Waldis, der Verfasser von Lehrfabeln, der die Psalmen in Lieder umgedichtet hat, welche im 16. und noch im 17. Jahrhundert in den Kirchen gesungen wurden. Im Faße der lyrischen Dichtkunst hat überhaupt das evangelische Kirchenlied des 16. Jahrhunderts eine tief eingreifende Wirksamkeit und Bedeutung auf das christlich-deutsche Volksthum gewonnen, indem es mit seinem aus tief innerer Herzenserfahrung geschöpften Inhalt und mit seinen an den Text sich anschmiegenden ergreifenden Melodien die Herzen mit sich forttrieb.

Da das 16. Jahrhundert eine Zeit der größten Gegensätze und Widersprüche war, worin Alles und Neues, Höchstes und Niedrigstes, Herrlichstes und Verwerflichstes in scharfer Trennung und Begegnung neben einander herliefen, so bot es auch der Komik und Satire uner schöpfl. Stoff, welche übermüthig, fed, heftig und dorb ihre Geißel schlangen. Die Reihe der eigentlichen Satiriker beginnt mit Sebastian Brant, Syndicus in Strakburg, der in seinem „Narrenschiff“ alle Arten menschlicher Narr- und Thorheiten mit so treffend scharfen Zügen verpötte, daß selbst Geiler v. Kaisersberg viele Sprüche daraus zu Texten seiner Predigten nahm. Durch Brant's Narrenschiff angeregt, schrieb auch der Franziskaner Thomas Murner von Strakburg (1508) seine „Narrenbeschwörung“ und „Schelmenzunft“ voll des beißendsten und bissigsten, wild um sich schlagenden Witzes, womit er besonders seinen eigenen (den Mönchs-) Stand schonungslos angriff, aber auch in einer be-

sonderen Schrift (1522) die Reformation, die er nur von ihrer un rechten Seite kannte, zu vernichten suchte. Dagegen trat im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, und zwar gleichfalls in Strahsburg, in dem feineren und gebildeteren Johann Fischart das größte satirische Talent auf, das in seiner an Witz und Komik übersprudelnden, die ganze Welt des 16. Jahrhunderts widerspiegelnden Umarbeitung des französischen Sargantua und Pantagruel alles, was in diesem Gebiet vernommen worden war, hinter sich zurückließ. Zu den komischen Volksbüchern dieses Zeitraums gehört besonders der Eulenspiegel, der eine „stehende Figur“ des Volkswitzes wurde und zum Seitenstück des Laienbuch hat.

Da die Gebildeten sich nur der antiken Gelehrsamkeit zuwandten, so kam es im Drama des 16. Jahrhunderts nur zu den Versuchen eines Hans Sachs und Jakob Ayrer, die in ihren kunstlosen Fastnachtsspielen zc. oft einen sehr gelungenen raschen Dialog haben.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts verstummte die deutsche Poesie, selbst auch in ihren volkstümlichen Lauten. Denn der Pedantismus philologischer, theologischer und juristischer Gelehrsamkeit verbunden mit der lächerlichsten Nachahmung französischer Sitten und Redeweisen, überwucherte das ganze Feld nationaler Erziehung und erweiterte die Scheidung zwischen Gelehrtenbildung und Volksbildung zu einer so großen Kluft, daß die Sprache beider Bildungskreise sich gegenseitig gänzlich unverständlich wurde. Da sich die gelehrte Bildung des 17. Jahrhunderts nicht etwa an die edlern Muster der Griechen- und Römerwelt hielt, sondern bloß an das unwahre Phrasen- und Wortgellingel der spätern lateinischen Dichter, so entstand eine nur aus schlechten Nachahmungen geschöpfte noch schlechtere Nachahmung, die den deutschen Geist in die schimpflichsten Fesseln der Knechtschaft schlug und die Poesie mit ihren mythologischen und tropischen Figuren zur bloß gelehrten, dabei höchst geschmacklosen Reimerei ohne Inhalt machte.

Erst als Martin Opitz eine geregeltere Vermessung (Metrik) auf die Bahn brachte, begann eine neue Epoche deutscher Dichtkunst, obwohl er selbst noch ganz in den Fesseln der gelehrten Poesie lag. Zugleich bildeten sich zum Zweck der Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache eine Anzahl Sprachgesellschaften, die aber gleichfalls nur eine pedantische Nachahmung der in Italien bestehenden geschmacklosen, pomphaft lächerlichen Sprachakademien waren. Solche Gesellschaften waren der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft, die aufrichtige Tannengesellschaft, die deutschgesinnte Gesellschaft, der Schwannorden, der pegnesische Blumenorden. Die spielenden Bestrebungen dieser Gesellschaften förderten nur eine kümmerliche Frucht.

Was die Dichter dieser Periode betrifft, so gehörten sie verschiedenen Schulen an, die sich zwischen 1620 und 1660 bildeten, und die man nach ihrer Heimat zu benennen pflegt. Die größte und anregendste war die erste schlesische Dichterschule, die von Martin Opitz ihre Richtung erhielt und auch den andern Schulen zum Vorbild diente, z. B. der Königsberger Schule, in der sich Simon Dach durch lebendige Natürlichkeit hervorthat; der holsteinischen Schule, die durch den gewandten Johann Rist, der Nürnberger Schule, die durch den mehr künstelnden Harsdörfer; der niedersächsischen, die durch den gezierten Philipp von Zesen repräsentiert wurde. Am meisten in die opitzischen Formen eingehend, aber wahrer im Kern und von lebendigerem Geiste als alle genannten, sind der heitere Paul Fleming und der ernste Gryphius, mit welchem die erste schlesische Schule schließt.

Unabhängig von diesen Schulen und überhaupt aus dem Kreis der gelehrten Poesie heraustretend, zeigten sich folgende Dichter: Paul Gerhard, dessen tief sinnige, im vergeistigten Volkston gehaltene Lieder „ein Ehrenschild der evangelischen Kirche, sowie der deutschen Lyrik“ sind; ferner der in manchen Beziehungen mit den geistlichen Niederdichtern der evangelischen Kirche verwandte Jesuit Friedrich von Speer, in dessen sinnigen, phantastischen Liedern mit einem tiefen Gefühl für die Natur eine kindliche Liebe zum Heiland verbunden ist; der durch religiöse Tief sinnigkeit ausgezeichnete Convertit Angelus Silesius (eig. Joh. Scheffler), der aber in einzelnen Sentenzen sich in das Theosophische verliert. Kennenswerthe Satiriker dieses Zeitraums sind: Moscherosch in seinen deutschgesinnten, die Sitten und Unsitzen jener Zeit schildernden „Geichichten Philander's von Sittewalt“, und der ihn durch Geist und Humor, sowie durch lebendigen und natürlichen Stil übertreffende J. Balth. Schuppilus (welcher zu Rünker die westfälische Friedenspredigt hielt).

Die deutsche Malerei blühte noch einige Zeit lang in den verschiedenen Malerschulen (in Franken und Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz). Die Schüler Albrecht Dürer's († 1528, f. 180) strebten seinen Stil zu erhalten, konnten jedoch ihrem Meister an Ernst und hoher Befinnung nicht gleichkommen. Durch Lukas Cranach verbreitete sich der Geist dieser Schule nach Sachsen, wo er eine volkstümliche, ganz protestantische Richtung nahm. Die schwebische Malerschule (zu Augsburg) erreichte in Hans Holbein dem jüngern durch Einfachheit und Schönheit des Colorits, durch Klarheit und Würde der Formen bei deutschnationalem Gepräge eine große Vollendung. Im 17. Jahrhundert nahm die deutsche Malerei mehr das italienische Gepräge an und verlor sich allmählich in Manier.

246. **Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel.** Der Wohlstand, den Deutschland im Mittelalter durch den belebten Binnenhandel gewonnen hatte, begann schon im Anfang dieses Zeitraums mit der veränderten Richtung, welche der allgemeine Handel durch Auffindung der Seewege nahm, zu sinken, indem der Besitz des italienisch-deutschen Welthandels an die Spanier und Portugiesen übergegangen war. Doch haben außerdem noch der Umsturz des griechischen Reichs durch die Türken, die Ausbreitung der Türken an dem östlichen Küstenraum des Mittelmeeres, in Aegypten und an den Küsten Nordafrika's die französisch-deutschen und spanischen Kriege auch einen verberblichen Einfluß auf den italienisch-deutschen Handel gehabt.

Uebrigens suchte sich der deutsche Unternehmungsgeist sogleich auch der neu aufgefundenen Handelswege zu bedienen. Schon acht Jahre nach Vasco de Gama's Entdeckung des ostindischen Seewegs, welcher Portugals Handel so hoch hob, machten zwei deutsche Handelshäuser, die Fugger und Welser aus Augsburg, 1503 die niederländische Stadt Antwerpen, wohin sie aus Handelsinteressen ihren Sitz verlegt hatten, zu einer Nebenbuhlerin von Lissabon, wie denn bald die Seemacht der Niederlande als die erste galt. Die Fugger rüsteten 1506 mit nürnbergischen, geneuesischen und florentinischen Kaufleuten drei Schiffe nach Calicut aus und machten damit 175 pCt. Gewinn, und Anton Fugger besuhr mit Flotten seiner Schiffe alle Meere. Die Welser legten in Venezuela mit Genehmigung Karl's V. eine deutsche Colonie an, welche dem deutschen Vaterlande Freiheit des überseeischen Handels versprach. Da brach der Aufstand der spanischen Niederlande aus, und Antwerpens Flor gieng auf Holland (Amsterdam) über.

Auf die hanseatischen Städte des Binnenlandes hatte außer der gedachten Aenderung des Welthandels noch besonders die wachsende Fürstenmacht nachtheiligen Einfluß. Zu der Zeit nämlich, als in Dänemark nach dem Tode König Friedrich's I. (1539) ein Interregnum eintrat, in welchem der in sich uneinige dänische Reichsrath bis zur Wahl eines Königs die Regierung an sich nahm, während Christian, der älteste Sohn Friedrich's, in den Herzogthümern Schleswig und Holstein anerkannt wurde, wollte Lübeck, das Haupt der Hanse, diesen zerrissenen Zustand Dänemarks zur Vergrößerung seiner Macht benützen. Unter dem Vorwand, den gefangenen König Christian II. (Vorgänger Friedrich's I.), wieder auf den dänischen Thron setzen zu wollen, veranlaßte der Bürgermeister von Lübeck, Jürgen Wullenweber, den Grafen von Oldenburg, in Holstein einzufallen; er selbst landete sodann mit seinem Freund Marg Meyer und dem Grafen von Oldenburg auf Seeland, unweit Kopenhagen. Zwar schloß der Herzog Christian die Stadt Lübeck von der Landseite ein; dies hinderte aber die Hanseaten nicht, Kopenhagen zu belagern, bis es die Thore öffnete und die im Hafen befindliche dänische Flotte auslieferte, worauf Seeland und Schonen in die Gewalt der Lübecker fiel. Eiligst wählten nun die Dänen den Herzog Christian, der noch Lübeck belagerte, zu ihrem König (als Christian III.), der sodann mit Hilfe der Schweden die Lübecker aus Fühnen und Schonen vertrieb und darauf Kopenhagen wieder gewann. Lübeck aber begann seit diesem angestrengten Kampfe seines vorwaltend demokratischen Geistes mit den skandinavischen Fürstenmächten, noch mehr aber nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges mehr und mehr zu sinken; und insbesondere ertrugte Schweden die Herrschaft des baltischen Meeres. Hamburgs Handel gieng an London, Bremens Handel an Holland, der der großen Handelsplätze im Nordosten Deutschlands an Rußland über.

Gleichgiltig ließen es die Deutschen zu, als Dänemark den Sund, Schweden die Ostsee, Holland die Schelde und den Rhein sperrete und Englands

Elisabeth auf dem Ruin des hanseatischen Handels die englische Handelsmacht gründete.

Der dreißigjährige Krieg brachte den Rest des deutschen Handels auf lange Zeit in völligen Verfall. Von den deutschen Handelsstädten behielten nur Lübeck, Bremen und Hamburg noch einige Bedeutung, sowie Frankfurt a. M. und Leipzig etwas mehr als bloße Erinnerung an alte Größe. Neben den älteren Städten, deren Macht verfiel, kamen indes durch die zunehmende Fürstenmacht neue Städte, besonders die Residenz- und Universitätsstädte empor.

Mit dem Verfall des Handels verfielen aus den gleichen Gründen auch die Gewerbe, insbesondere litten die Tuchmanufacturen und Färbereien durch die Concurrenz mit den zum Theil feineren niederländischen und englischen Tuchen; nur die Leinwandfabrikation hob sich durch den vermehrten Absatz nach den westlichen Ländern und deren Colonieen.

Siebenter Zeitraum.

Von der Unmacht Deutschlands seit dem westfälischen Frieden bis zur Auflösung des römisch-deutschen Reichs.

1648—1806.

Kap. 39. Die Vertheidigungskriege am Rhein gegen Ludwig XIV.

247. Seit dem westfälischen Frieden trat Deutschland in die zweite Linie, und Frankreich wurde durch seine listige und selbstsüchtige Politik der einflussreichste Staat in Europa. In der unbegrenzten Willkürherrschaft der französischen Könige und des von ihnen abhängigen Adels und Klerus, in der Ueppigkeit und Pracht des französischen Hofes, in der von demselben ausgehenden, durch Kunst und Philosophie verfeinerten Sinnlichkeit und in der auf die Lüge gebauten Staatskunst desselben sah die damalige Zeit das Musterbild der Macht und Größe. Indem Deutschland in der Ohnmacht, zu der es durch den dreißigjährigen Krieg herabgekommen war, sich dem Zuge des französischen Einflusses immer mehr hingab und sogar Frankreichs Sitten knechtisch nachzuahmen suchte, hatte es von nun an seine schwere Noth, sich diesen gefährlichen Nachbar fern zu halten und nicht seine völlige Beute zu werden. Denn Frankreichs Politik, begründet durch Richelieu unter Ludwig XIII. und ausgebildet durch Ludwig XIV., strebte — im Innern durch Unterdrückung der Rechte seiner eigenen Stände, nach Außen durch Ländervergrößerung auf Kosten der Nachbarvölker — nach unumschränkter Weltherrschaft.

Ludwig XIV. (1643—1715), König von Frankreich, hatte sich die Aufgabe gesetzt, die französische Monarchie, welche Richelieu's durchgreifende Gewaltthätigkeit und Mazarin's verschlagene Staatskunst begründet und befestigt hatte, zu ihrer Vollendung zu führen. Er hatte die Geistes- und Willenskraft, sich in seinem von jenen Männern zur Einheit gebrachten Volk und Lande zum alles leitenden, alles belebenden Mittelpunkt zu machen und dadurch dieses Volk durch eine mächtige Entfaltung aller nationalen Kräfte zu einem die weitesten Lebenskreise Europa's auf weit hinaus innerlich beherrschenden zu erheben. Ludwig XIV. war von Natur kein Genie; allein man bemerkte doch stets an ihm ein klares, ruhig prüfendes Urtheil, eine glückliche Auffassung der ihn umgebenden Personen und Dinge und einen entschieden durchgreifenden Willen. Daher war er ohne besondere Anweisung und Anstrengung zu einer gewissen Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse des In- und Auslandes gekommen, als

Mazarin in der letzten Zeit seines Lebens ihn in die Regierungsgeschäfte einweihte, ihm die geheimen Fäden seiner Staatskunst in die Hand gab und die Vorzüge und Mängel der ersten Staatsbeamten aufdeckte. Je näher er der Mündigkeit kam, desto sichtlich besaß ihn die Bedeutung und Würde seiner Stellung, und mehr und mehr trat seine Ruhmsucht, seine Eitelkeit und seine grenzenlose Selbstsucht hervor. Dabei hatte er eine glücklich organisierte, durch körperliche Übungen ausgebildete und mit fast theatralischer Anmuth und Würde ausgestattete Persönlichkeit, die viel dazu beitrug, ihn lange zum Herrn und Liebling seines Volkes zu machen.

Da Frankreich seit einem halben Jahrhundert eigentlich nicht mehr eine persönliche Regierung von dem, der ihr den Namen gab, erfahren hatte, so erstaunte Hof und Volk, als der 23jährige König seinen Räten erklärte, er werde von nun an die oberste Reichsverwaltung keinem seiner Minister überlassen, sondern er gedente selbst sie zu leiten. In diesem von ihm aufgestellten und durchgeführten Grundzuge der „Vereinigung ministerieller Allgewalt mit der Majestät des Königthums“ lag ein wesentlicher Theil seiner Bedeutung für die europäische Geschichte; dadurch wurde er Selbstherrscher, und alle Fürsten, die sich als solche hervorhoben, ahmten ihm hierin nach. Seine Gabe, die ihn umgebenden Persönlichkeiten zu prüfen und zu durchschauern, verbunden mit einer ihm nicht abzusprechenden Richtung des Geistes auf das Schöne und Großartige ließ ihn in allen Zweigen des Staatswesens die zur Ausführung seiner Pläne und Beschlüsse nöthigen Männer herausfinden und benützen. Wenn ihn bei jener Richtung auch vielfach eitle Selbstsucht bestimmte, so ist doch nicht zu leugnen, daß durch ihn das ganze Volk, wenigstens in der ersten Periode seiner Selbstregierung, mit einer gewissen Begeisterung für höhere Bestrebungen erfüllt wurde, und daß neben dem falschen Schein und unlauteren Wesen, welches damit verbunden war und zum großen Theil auf weit hinaus grundverderblich wirkte, doch auch die guten Eigenschaften der französischen Nation, durch ihn angeregt, sich in einem vorher ungekannten Lichte entwickelten, wiewohl daneben auch die schlimmen Eigenschaften bei den feindlichen Verführungen mit den Nachbarn in der gefährlichsten Erscheinung zu Tage traten. — Und da dieses Königs ganzer Charakter nicht bloß dem Zuge seines Volkes folgte, sondern auf dasselbe zugleich bestimmend und maßgebend einwirkte, so erscheint sein Volk und seine Zeit in ihm gewissermaßen verpersönlicht, ja sein ganzes Zeitalter unter der Signatur dieser seiner Persönlichkeit stehend. Mit seiner Ruhmsucht hing auch seine Vergrößerungssucht zusammen, welche nach und nach in eine Ländergier ausartete, die keinem Lande so empfindliche Nothschälle verursachte als dem durch den dreißigjährigen Krieg ohnmächtig daliegenden Deutschland.

Frankreichs Absichten auf Deutschland, die schon bei Schließung des westfälischen Friedens deutlich zu erkennen waren, traten unter dem vergrößerungssüchtigen Ludwig XIV. immer unverdeckter hervor und zeigten sich zunächst in dem Streben Ludwig's, nach Kaiser Ferdinand's III. Tode die deutsche Krone für sich zu erhalten. Zum Glück besaß Deutschland in dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der kurz zuvor in dem Wehlauer Vertrage mit Polen 1657 die Souveränität über das Herzogthum Preußen erworben hatte, einen Fürsten, der, eben so groß als Staatsmann wie als Kriegsheld, die bessere deutsche Art und Sitte bewahrt und sich allgemeine Achtung erworben hatte.

Er hatte gleich die ersten Friedensjahre benützt, um seinen Staat, der durch den Ausgang des Jülich'schen Erbfolgestreites mit Cleve, Mark und Ravensberg vermehrt worden war, neu zu organisieren. Obgleich sein Land in der letzten Zeit des Krieges schwer zu leiden gehabt hatte, so kehrte doch durch seine Sorgfalt und Weisheit in demselben Ruhe, Ordnung und Wohlstand am ersten zurück. Zum ersten Mal in Deutschland sah man in Brandenburg die guten Folgen einer systematisch geordneten Verwaltung, eines geregelten Steuer- und Zollsystems und einer verständigen und kräftigen Polizeiaufsicht. Ein stets schlagfertiges, fort-

während unter den Waffen stehendes Heer, dessen Unterhaltung die wohl geordneten Finanzen möglich machten, gab auch nach außen hin dem brandenburgisch-preussischen Staate bereits eine Achtung gebietende Stellung.

1658 Dachte nun der Kurfürst selbst zwar nicht daran, deutscher Kaiser zu werden, wie er es wohl verdient hätte, so trat er doch, in Verbindung mit Sachsen, im Fürstenrathe mit dem ganzen Gewichte seines Einflusses der anmaßenden Bewerbung des französischen Königs entgegen, so daß dieser zurücktreten mußte, und Leopold der Erste, Ferdinand's Sohn, deutscher Kaiser wurde. Erst 18 Jahre alt, war Leopold in seiner Gutmüthigkeit der schlauen Politik Ludwig's nicht gewachsen. Dieser wußte die westdeutschen Fürsten unter dem Vorwand, den westfälischen Frieden aufrecht zu erhalten, zur Stiftung des niederrheinischen Fürstenbundes zu bringen, in der That aber, um dadurch desto leichter die Ostgrenze Frankreichs auf Kosten Deutschlands erweitern zu können und sich Gelegenheit zur beständigen Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu verschaffen.

248. Da in Ludwig XIV. alle Großen seines Landes (der Adel, der Klerus, die Magistratur) ihren unmittelbaren Herrn und Gebieter anerkannten und alle Klassen der französischen Nation von dem Gefühl ihrer Abhängigkeit vom Königthum und von Bewunderung der glänzenden Herrscherpersönlichkeit ihres Königs durchdrungen waren, so war es kein Wunder, daß er in seiner widerstandslos aristokratischen Stellung und in dem Bewußtsein, Muster und Vorbild des französischen Lebens zu sein, den offenen Anspruch machte, mit dem Staat identisch, ja als dessen Personification und erhöhte Individualität betrachtet zu werden. Sein Grundsatz: L'état c'est moi! war in jener Zeit keinem Franzosen anstößig, vielmehr waren sie auf ihren König, wie auf sich selbst stolz, gleichwie auch er seinen Stolz darein setzte, sein Volk zum ersten in der europäischen Völkerfamilie zu machen.

1663 Daher ließ Ludwig gleich im Anfang seiner Regierung seinen Oheim und Schwiegervater Philipp IV. von Spanien sein Uebergewicht fühlen, und als derselbe 1665 starb, erhob er einen unbegründeten Anspruch auf die zum burgundischen Kreise oder zu den spanischen Niederlanden gehörigen brabantischen Fürstenthümer, obgleich er bei seiner Verheirathung mit Maria Theresia, der älteren Schwester Karl's II., nunmehrigen Königs von Spanien, auf alles und jedes Erbrecht in den spanischen Ländern und Besitzungen verzichtet hatte. Da Spanien damals ohnmächtig und Holland im Krieg mit England begriffen war, so begann er unversehens den Krieg damit, daß er durch Luxenne und Condé etliche Festungen in Flandern wegnahm und die Freigrafschaft Burgund besetzte, welche Spanien bisher als einen Theil des burgundischen Kreises unter deutscher Hoheit besessen hatte. Allein der durch den klugen holländischen Rathspensionär Jean de Witt zu Stande gebrachte Dreimächtebund von Holland, England und Schweden nöthigte den französischen König im Mai 1668 zu dem Frieden zu Aachen, in welchem er einen Theil seines Raubes fahren lassen und sich mit zwölf flandrischen Festungen (darunter Charleroi, Doornik, Nyssel, Dudenarde, Lille) begnügen mußte.

Um sich dafür zu rächen, brachte Ludwig England und Schweden auf seine Seite und begann, von ihnen, sowie auch von dem Kurfürsten von

Röln, dem Bischof von Münster und dem Herzog von Lüneburg unterstützt, 1672 den Krieg mit Holland (den man auch den holländisch-europäischen Krieg nennt), indem er sich die Miene gab, im Namen des monarchischen Princips (als ultor regum) gegen die Republik aufzutreten, welche als Sammelplatz politischer Flüchtlinge aus allen Ländern für den Herd aller republikanischen, in der Presse und in Verschwörungen sich kund gebenden Tendenzen galt. Die französische, aus 118,000 Mann bestehende Streitmacht, bei der sich der König selbst befand, durchbrach rasch die beiden ersten Festungsgürtel; ein Platz nach dem andern (z. B. Geldern, Utrecht, Oberpfel) fiel in Turenne's oder Condé's Hände, weil die Festungen theils nicht versorgt, theils ihre Befehlshaber Verräther, die Bürger aber ungelübt in den Waffen waren. Das ganze Land schien verloren.

Doch die Rettung kam von der See. Die Holländer unter ihrem berühmten Admiral de Ruyter (spr. Reuter) erschloßen gegen die französische Flotte den Seesieg bei Southwoldbai, wodurch Seeland von der Besetzung gerettet wurde. Der Kurfürst von Brandenburg war der einzige deutsche Fürst, welcher die Gefahr des Vaterlandes erkannte, alle französischen Anerbietungen ablehnte und mit der verlassenen Republik Holland am 26. April 1672 ein Bündniß abschloß. Ehe aber hinreichende Hilfe von außen kommen konnte, betrat Holland den Weg der Unterhandlung. Weil jedoch Ludwig die maßlosten Bedingungen stellte, welche einer Vernichtung der holländischen Republik gleichkamen, so zerklüfteten sich die Unterhandlungen. Allein die Holländer faßten, ermutigt durch den Prinzen Wilhelm III. von Oranien, den heroischen Entschluß, ungeachtet aller Gefahr und ungeheuren Verlustes, mittelst Durchsichung der Dämme ihr ganzes Land unter Wasser zu setzen, um den Feind aufzuhalten. Die Begeisterung wurde allgemein: alle Parteien vereinigten sich zu verzweifelm Widerstand; Seeland und Holland forderten in der Staatenversammlung die Erhebung des Oraniers zum Statthalter und die Ernennung desselben zum Generalcapitän und Generaladmiral. Der Rathspensionär Jan de Witt mußte der Partei der Oranien-Boven nachgeben und seinem ärgsten Feinde die Oberleitung des Staates überlassen, und kurz darauf nahm jene Partei an ihm, dem sie fälschlich Verrath schuld gab, die grausamste Rache, indem die von ihr aufgestachelte Volkswuth ihn und seinen kranken Bruder im eigentlichen Sinne zerfleischte.

Die Holländer behaupteten sich unter der Führung des Oraniers zu Land gegen Turenne und unter dem Admiral de Ruyter zur See gegen die Engländer, bis ihnen der große Kurfürst von Brandenburg im Bündnisse mit dem Kaiser zu Hilfe kam. Da jedoch Oesterreich keinen ernstlichen Krieg wagte, und die rheinischen Fürsten dem brandenburgischen Kurfürsten entgegen arbeiteten, so schloß dieser (nach dem Falle von Maastricht und während der Verheerung Westfalens durch Turenne) am 10. Juli 1673 in dem Separatfrieden von Bessum (unweit Löwen) einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich, welcher Norddeutschland durch die sogenannte Demarcationslinie schützte, aber Süddeutschland sich selbst überließ, falls das deutsche Reich die Waffen gegen Frankreich erheben würde.

249. Doch erhielt Holland von einer anderen Seite Hilfe. Die Weg-

nahme Belgiens veranlaßte endlich Spanien, am 30. August 1673 ein Bündniß mit Holland abzuschließen. Diesem schloß sich am nämlichen Tage der Kaiser an, welcher durch die vielen Verletzungen des Reichsgebietes erbittert war, und versprach den Holländern gegen Subsidiengelder 30,000 Mann Hilfstruppen. Auf das hin gieng Türenne über den Rhein, plünderte und verwüsthete Süddeutschland, wurde aber von dem kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli wieder über den Rhein zurückgedrängt. Darauf eilte Montecuccoli nach dem Niederrhein, vereinigte sich bei Andernach mit dem Prinzen von Oranien, und beide unternahmen die Belagerung von Bonn, dessen Entsatz dem Prinzen von Condé nicht gelang; vielmehr mußte dieser den Rückzug antreten und ganz Holland, außer Maastricht, räumen. Auch zur See richteten die Gegner Hollands im Jahr 1672 nichts aus. Die französisch-englische Flotte wurde von den holländischen Seehelden Ruyter und Tromp besiegt und an einer Landung bei Scheveningen verhindert.

Diese Verletzung der Nationallehre und der Widerwille des englischen Volkes gegen ein Bündniß mit Frankreich veranlaßte das englische Parlament zu einem so energischen Auftreten, daß König Karl II. sich genöthigt sah, am 19. Febr. 1674 mit Holland Frieden zu schließen. Auch Münster und Köln traten von dem französischen Bündniß zurück; das deutsche Reich erließ am 28. Mai 1674 eine Kriegserklärung an Frankreich, und der Kurfürst von Brandenburg betrat in diesem Jahre mit 16,000 Mann auf's neue den Kriegsschauplatz, von Spanien und Holland mit Geld unterstützt.

Ludwig begann den Feldzug des Jahres 1674 mit drei Heeren, von welchen eines die Freigravität Burgund nahm, ein zweites unter dem Prinzen von Condé gegen Holland zog, das dritte unter Türenne in Süddeutschland eindrang. Der Letztere verwüsthete die Pfalz auf eine so grausame Weise, daß der Kurfürst Karl Ludwig, welcher von seinem Schlosse Friedrichsburg die Flammen der an der Bergstraße liegenden Ortschaften sah, Türenne eine Herausforderung zum Zweikampf zuschickte, welche derselbe mit einer Entschuldigimg ablehnte. Als der vertriebene Herzog Karl von Lothringen den Bedrängten zu Hilfe kam, wurde er von Türenne am 16. Juni 1674 bei Singheim zurück geschlagen. Andere deutsche Truppen, welche auf das linke Rheinufer übergegangen waren, wurden von Türenne in glücklichen Gefechten zurück gedrängt. Weniger glücklich kämpfte Condé in Holland. Sein Angriff auf die Truppen des Prinzen von Oranien bei dem Dorfe Senef (11. Aug.) mißlang vollständig, und er mußte sich mit der Eroberung einiger unbedeutender Orte begnügen.

Um den Kurfürsten von Brandenburg, der sich selbst beim deutschen Heere eingefunden hatte, als seinen gefährlichsten Gegner vom Rhein abziehen und in seinen eigenen Ländern zu beschäftigen, betrug der französische König die Schweden, von Pommern aus in Brandenburg einzufallen, so daß der Kurfürst selbst sich aufmachen mußte, um sein Land zu retten, da er weder die Hüfe zu Wien und Kopenhagen, noch den Reichstag zur Hüfe bewegen konnte. Ehe sich's die Schweden versahen, erschien er in Magdeburg, wo er den größten Theil seiner Truppen zurückließ, und überfiel nur mit 6000 Reitern und 1200 Musketieren die um Brandenburg und Havelberg stehenden, ihm an Zahl überlegenen Schweden (unter Wrangel)

mit solchem Ungeflüm, daß er über sie am 18. Juni (a. St.) den glänzenden Sieg bei Fehrbellin ersocht.

1675

Der Kurfürst selbst war in der Schlacht überall, wo die Gefahr am größten war, und ermunterte durch Wort und Beispiel seine tapfern Krieger. Da er einen Schimmel ritt, der ihn leicht lenklich hätte machen können, bat ihn sein Stallmeister Frobenius, sein Pferd gegen das seinige auszutauschen. Kaum war dies geschehen, als den treuen Diener eine Kanonenkugel traf, worauf er zu Boden sank und verschied. Dieser Sieg verschaffte dem brandenburgischen Namen vor ganz Europa hohen Ruhm. In den zwei folgenden Jahren nahm der Kurfürst fast ganz Schwedisch-Pommern nebst Stettin.

Unterdessen war ein neues deutsches Heer, an dessen Spitze Montecuccoli wieder trat, bei Speyer über den Rhein gegangen, um den Krieg in das Elsaß zu spielen. Um es von den französischen Grenzen abzuhalten, setzte Turenne auf das rechte Rheinufer über, auf das ihm Montecuccoli sogleich nachfolgte. Die Franzosen verloren in dem Treffen bei Salsbach im Badischen am 27. Juli 1675 ihren tapferen Feldherrn Turenne, den während des Recognoscierens eine Kanonenkugel traf. Das verlassene Heer von Montecuccoli, heftig bedrängt, eilte über den Rhein zurück.

Von da an hatten die Franzosen am Rhein wenig Glück. Wenn auch die Holländer in einem großen, jedoch unentschiedenen Seetreffen bei Agosta (in der Nähe von Messina) ihren Seehelden Ruyter verloren und französische Brander eine spanisch-holländische Flotte im Hafen von Palermo zerstörten, so zeigte sich doch Ludwig bei der Erschöpfung Frankreichs zu Unterhandlungen geneigt, welche durch Englands Vermittlung angeknüpft wurden. Während derselben nahm der Krieg seinen Fortgang: die Franzosen eroberten noch einige Städte in Flandern und drangen in's holländische Brabant vor. Als daher die Engländer drohten, auf Hollands Seite zu treten, suchte Ludwig die Sache jedes einzelnen seiner Gegner durch gesonderte Verhandlungen von der Sache der andern zu trennen, und da auch die Holländer und Niederländer des Friedens bedurften, so gelang es ihm mit Holland am 10. Aug. 1678, mit Spanien am 17. September und mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche am 5. Febr. 1679 den Rymweger Frieden zu schließen, in welchem Frankreich alle eroberten Plätze an Holland zurückgab, übrigens von Spanien 16 Festungen in Flandern und Hennegau samt der Freigravschafft Burgund, vom Kaiser aber, der sich aus Eifersucht auf Brandenburg zu diesem un deutschen Frieden hatte bewegen lassen, Freiburg im Breisgau nebst Mülingen (gegen Verzichtleistung auf das Besatzungsrecht in Philippsburg) erhielt.

Durch diesen Frieden wurden Brandenburg und Dänemark vereinzelt und mußten den Krieg mit Schweden und Frankreich allein fortführen; denn der Kurfürst wollte das eroberte Pommern nicht herausgeben. Als aber die Franzosen bei Minden siegten und das westfälische Gebiet verheerten, schloß der von Kaiser und Reich verlassene Kurfürst den Frieden zu St. Germain am 29. Juni 1679, welcher für Schweden und Brandenburg den alten Besitzstand herstellte, worauf dann zwischen Frankreich und Dänemark am 2. September der Frieden zu Fontainebleau zu Stande kam, welcher die Herstellung der Rechte von Holstein-Gottorp festsetzte.

250. Da Frankreich auch aus diesem zweiten Raubkrieg einen Länderge-

winn davon trug und der auf der Höhe seiner politischen Größe angelangte Ludwig XIV. sicher berechnete, daß keiner seiner Gegner ihm ernstlich entgegen treten werde, so setzte er, um auf anderem Wege zu weiteren Eroberungen am Rheine zu gelangen, vier sog. Reunionskammern, d. i. Untersuchungshöfe zu Metz, Tournay, Breisach und Besançon nieder, welche seine Ansprüche auf diejenigen Orte, die von den seit dem westfälischen Frieden an Frankreich abgetretenen Ländern in früheren Zeiten abhängig gewesen waren, mit einem Scheine des Rechts begründen sollten. Auf diese Weise eignete er sich einen Theil des Herzogthums Luxemburg, das Herzogthum Lothringen, das ohnedies schon in seiner Gewalt war, das Herzogthum Zweibrücken, die Pfalzgrafschaften Saarbrück, Seldenz und Lützelstein, die Grafschaften Salm, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Homburg, Bitsch zc. nebst den zehn elsäßischen Reichsstädten zu, über welche ihm vorher nur die Reichsvogtei eingeräumt worden war, und nahm alle diese Länder und Orte ohne Umstände durch Truppen in Besitz. Ja ehe noch die Klagen der beraubten deutschen Fürsten auf dem Gesandtencongresse zu Frankfurt a. M. untersucht werden konnten, nahm er, mit Verhöhnung alles Völkerrechts, wie ein Dieb in der Nacht, mitten im Frieden durch einen verrätherischen Ueberfall am 30. Sept. 1681 die freie Reichsstadt Straßburg weg, von welcher gewaltigen Festung aus seitdem ganz Oberdeutschland gelähmt war. Daß dieser ehrlose Raub ungerächt geschehen durfte, bezeichnet recht eigentlich die damalige traurige Ohnmacht Deutschlands und seiner Fürsten.

Schon seit dem Beginn des 30jährigen Krieges war Straßburg's Unabhängigkeit durch Frankreich bedroht. Wie wichtig diese reiche und feste Stadt als der Haupt Schlüssel zum Reich für Deutschland war, erkannte schon Karl V., der sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst Straßburg zu Hilfe eilen. Um diese Stadt zu überfallen, verlegte Ludwig XIV. zuerst in aller Stille einige französische Regimenter nach Lothringen, zog sie dann an einem bestimmten Tage in der Nähe von Straßburg zusammen und schloß plötzlich die Stadt ein. Zwei Tage darauf erschien Louvois mit 20,000 Mann und vielem Geschütz und forderte die Stadt unter harter Bedrohung zur Uebergabe auf. So weit hätte es nicht kommen können, wenn nicht Verrätherie mitgewirkt hätte. Diese wurde dem damaligen Stadtschreiber Gänger, sowie den Stadträthen Stöber und Obrecht zugeschrieben, welche von Frankreich durch Geld erlauft waren, und von denen der erstere seine ehrlose That noch mit dem Uebertritt zur katholischen Religion befestigt haben soll. Gewiß ist es, daß der Magistrat nicht den geringsten Gedanken an Widerstand hegte: er hat sich nur zum Schein ein paar Stunden Bedenkzeit aus, bis die Bürgerschaft mit ihm einverstanden sei; die Junksobren waren gleich gewonnen, und nun wurde den auf den Wällen der Stadt unter Waffen stehenden Bürgern der obrigkeitliche Beschluß der Uebergabe bekannt gemacht. Da sie sich lieber zur Wehr gesetzt hätten, verwünschten sie den Stadtrath und wichen bloß der Nothwendigkeit, blieben aber durchaus der Fremdherrschaft abhold: die meisten Kaufleute waren ohnedies zur Frankfurter Messe gereist. Aber von ihrer eigenen Regierung verrathen, vom deutschen Reich verlassen, von französischer List und Gewalt umstrickt, mußte die Stadt, welche Jahrhunderte hindurch ein Hauptwall gegen Frankreichs Gelfüste nach der Rheingrenze gewesen war, seufzend unter das wälsche Joch sich beugen. Schon am folgenden Tage öffneten sich ohne Widerstand die Thore. Am 28. Okt. hielt Ludwig XIV. selbst mit gewohnter Pracht seinen Einzug in die Stadt, und Bischof Franz Egon von Fürstenberg empfing ihn am Eingang des Münsters mit den gotteslästerlichen Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ — Die Capitulation sicherte zwar der Stadt ihre Verfassung, ihre Rechte und Bestellungen, auch ihre Religion zu; doch mußte der Münster dem Bischof, das Zeughaus dem Könige ausgeliefert werden. Unverweilt ließ

Johann der König durch seinen berühmten Festungsbaumeister Bauban eine neue Festung anlegen und zu den alten Städtungen neue, den Rhein fließende Befestigungen hinzufügen.

251. Solchem Umsichgreifen französischer Vändersucht ein Ziel zu setzen, schloß der Prinz von Oranien als Statthalter von Holland zwischen den vereinigten Niederlanden und Schweden (1683) ein Bündniß zur Aufrechterhaltung des Friedens, dem sich Spanien und der Kaiser mit Bayern angeschlossen, während der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eingedenk, daß man ihn beim Rymweger Frieden außer Acht gelassen hatte, zu dem gleichen Zweck lieber ein Bündniß mit Dänemark und dem Bischof von Münster schloß. Als eben diese separaten Einigungen im Grunde die innere Uneinigkeit Deutschlands wieder heraufstellten, regte sich der alte Erbfeind der Christenheit wieder und brachte dem deutschen Reiche neue Noth im Osten. Es kündigten nämlich die Türken den 20jährigen Waffenstillstand auf, der ihnen vom deutschen Kaiser seit ihrer Niederlage, die sie durch Montecucoli beim Kloster St. Gotthard an der Raab (1664) erlitten hatten, gewährt worden war, ließen den Ungarn, die sich von der österreichischen Herrschaft losmachen wollten, ihren Beistand und fielen, von Ludwig XIV. heimlich aufgestiftet, in Oesterreich ein. Um diese drängendere Noth abzuwehren, schloß Kaiser Leopold I. zu Regensburg 1684 mit Ludwig XIV. einen 20jährigen Waffenstillstand, durch welchen Frankreich im Besitz alles dessen blieb, was es sich widerrechtlich angemacht hatte.

Die ersten Regungen des ungarischen Aufstandes giengen von einem Theile des Adels aus und waren von Seite Oesterreichs durch concessionele Unbulsamkeit und ungerechte Verwaltung veranlaßt worden. Als Leopold's Minister, Fürst Soblowitz, die ungarische Krone erblich und unumschränkt machen wollte und zugleich 250 protestantische Prediger absetzte und, wie man sagt, als Kuder knechte auf die neapolitanischen Galerien verkaufte, brach unter der Führung des Grafen Tököly der offene Aufstand los, den Johann Ludwig XIV. durch seine Gesandten, von Polen und der Türkei aus, unterhielt. Der Kaiser gab nun zwar Glaubensfreiheit (1681), aber zu spät.

Schon waren die Türken unter dem Großbezier Kara Mustapha mit 270,000 Mann durch Ungarn in Oesterreich eingedrungen und setzten 1683 durch die Belagerung Wiens, das nur von 7000 Mann wehrfähiger Bürger und 6000 Söldnern vertheidigt war, die ganze Christenheit in Schrecken.

Trotz der mutthigsten Gegenwehr, welche der tapfere Graf Rüdiger von Staßberg leitete, schien die Stadt bereits verloren, und mit Zittern erwarteten die Bürger den letzten Sturm, als der edle König Johann Sobieski von Polen, in Verbindung mit den Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen und Maximilian Emanuel von Bayern und andern deutschen Fürsten mit Hilfe erschien, die Türken in die Flucht jagte und ihr Lager samt großen Schätzen erbeutete.

Obgleich die Polen stets den Interessen Frankreichs ergeben waren, so hat doch der Umstand, daß Ludwig XIV. es der Gemahlin Sobieski's, der Tochter eines französischen Edelmanns, abgeschlagen hatte, ihrem Vater die Herzogswürde zu ertheilen, die Polen in diesem Kampf auf die Seite der Oesterreicher getrieben. Außer Sobieski hatte Karl von Lothringen einen Hauptantheil am Kriege. Die Beute wurde auf 10 Millionen Thaler geschätzt. Die Dankbarkeit der Fürsten und des Volkes gegen Sobieski war groß und herzlich. Der Kaiser aber empfing den Retter seines Reichs mit kaltem, abgemessenem Ceremoniel, nachdem er sich vorher lange besonnen hatte, wie er ihn, den bloßen Wahlkönig, becomplimentieren sollte. In dem weitem Verlaufe die-

jes türkischen Krieges eroberte Karl von Lothringen Gran und Kenhausen und mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern 1686 Ofen, das 145 Jahre lang im Besiz der Türken gewesen war, und errang den großen Sieg bei Mohacz 1687, der fast ganz Ungarn und Siebenbürgen vom Joche der Türken befreite, so daß nun auf dem Reichstag zu Preßburg Ungarn, das bis dahin ein Wahlreich gewesen war, als ein Erbreich für immer dem habsburgisch-österreichischen Mannsstamme zugesprochen wurde. Nachdem durch das Blutgericht von Speries (1687) der Troß des magyarischen Abels gebrochen war und durch die Thätigkeit der Jesuiten die Zahl der Protestanten sich um die Hälfte verminderte, war Ungarn wieder eng mit Oesterreich verbunden.

Da der Sultan Mahmud wegen eines Versuchs, seinen Bruder umzubringen, von seinen Großen des Thrones entsezt wurde, so machte sein Bruder und Nachfolger Soliman III. Friedensvorschlge, die aber verworfen wurden. Im weiteren Fortgang des Krieges eroberte Kurfürst Max Emanuel 1689 Belgrad, das jedoch nicht behauptet werden konnte; auch besetzte der Markgraf Ludwig von Baden 1691 die Türken bei Salankemen. Doch noch mehrere Jahre hindurch schwankte das Kriegsglück, bis der glänzende Sieg bei Zenta, welchen Prinz Eugen von Savoyen 1697 gewann, den auf 25 Jahre geschlossenen Waffenstillstand zu Carlöwiz 1699 herbeiführte, durch welchen Siebenbürgen und Slavonien an Oesterreich, Morea und Dalmatien an Venedig kamen.

252. Durch diesen von Frankreich angeschürten Türkentrieg theilweise gedeckt, sowie durch den oben erwähnten mit dem Kaiser geschlossenen 20jährigen Waffenstillstand vor einem kräftigen Zusammenwirken seiner Gegner gesichert, brachte Ludwig XIV. auch Spanien durch einen Einfall in dessen Niederlande, besonders durch die Einnahme von Luxemburg zur Abtretung der dort durch die Reunionen beanspruchten Landestheile und zur Einräumung des Hoheitsrechts über die Festung Luxemburg.

Nicht zufrieden damit, erhob er weitere Reunionsansprüche nicht nur auf die Güter des deutschen Ordens im Elsaß und den Grundbesiz der Universität Freiburg, sondern auch Ansprüche auf Pfalz-Simmern und zwar im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin Charlotte von Orleans, Schwester des Kurfürsten Karl von der Pfalz, mit welchem 1685 die Simmern'sche Linie ausstarb. Als jene Ansprüche zurückgewiesen wurden, brach König Ludwig, auf Betrieb seines Kriegsministers Louvois, den mit dem Kaiser und Reich abgeschlossenen Waffenstillstand, indem er, ohne Kriegserklärung und ehe ein Reichsheer ihm entgegentreten konnte, die Rheinpfalz besetzte und den neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm (von Pfalz-Neuburg) aufforderte, die „Titres“ seiner Erbansprüche nach Paris zu schicken. Als der Kaiser gegen diese Annakung Einspruch that, berief sich der König auf einen Schiedsspruch des Papstes, ließ sich aber doch später mit einer Geldsumme abfinden.

Das Bündniß, das sich nun 1686 zu Augsburg auf Betrieb des Prinzen von Oranien zwischen Holland, Spanien, Schweden, dem Kaiser und Bayern bildete, konnte zu keiner eigentlichen Action kommen, da ein Theil der deutschen Kräfte zum Türkentrieg verwendet, und der Oranier selbst mit den Angelegenheiten, die ihn auf den englischen Thron führen sollten, zu sehr beschäftigt war. Daher gedachte Ludwig XIV. den Angriffen der Coalition zuvorzukommen. Erzürnt, daß ihm sein Plan, auf den erledigten Kurfürstenthuhl von Köln eine seiner Creaturen zu bringen, durch die er sich immer in die deutschen Angelegenheiten hätte mischen können, durch den Einspruch des Kaisers und des Papstes und durch die Wahl des bayrischen

Prinzen Joseph Clements bereitet wurde, begann er auf Louvois' Betrieb den dritten Kautkrieg, im Jahre 1688. Er ließ durch ein französisches Heer die Länder der Kurfürsten von Köln und Trier, durch ein anderes unter dem Dauphin Mainz, Worms und Speyer besetzen, Philippsburg erobern, Franken und Schwaben bis Augsburg brandschatzen.

Da die Verbündeten sich dadurch in ihren Käftungen nicht schrecken ließen, seine Streitmacht aber zur fortwährenden Besetzung so vieler Plätze und Orte nicht ausreichte, so faßte er auf Louvois' Rath den Entschluß, nur Philippsburg und Mainz festzuhalten und alle andern rheinischen Städte und Orte aufzugeben, dagegen aber alle diese Gegenden so zu verheeren, daß sie den vordringenden deutschen Heeren keinen Anhalt bieten könnten. Daher erhielt der am Rhein stehende Marschall Duras den Befehl, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und diesen vollführte General Melac von Heidelberg aus mit barbarischer Grausamkeit, so daß eine Menge Städte und Dörfer von Oppenheim bis in das Elsaß hinein in Asche sanken und so die schöne Pfalz in eine Wüste verwandelt wurde.

Die Verwüstung gieng soweit, daß fast alle Weinstöcke ausgerissen und die Frucht-bäume an der Wurzel abgehauen wurden, 400,000 Einwohner um ihre Habe kamen, zum Theil viehisch mißhandelt, und theilweise niedergemacht wurden. In Heidelberg wurde das schöne kurfürstliche Schloß nach vorhergegangener Ausplünderung in die Luft gesprengt. In Mannheim mußten die Einwohner selbst ihre Festungswerke und Paläste sprengen, der Rest wurde in Brand gesteckt. Speyer und Worms wurden nach schwerer Brandschatzung gänzlich zerstört und in Asche gelegt. Im Dom zu Speyer wurden die Kaisergräber aufgebrochen und die Särge ihrer Koffbarkeiten beraubt, doch die kaiserlichen Gebeine, wie sich später zeigte, geschont. In Worms blieb nur der Dom stehen. An 1200 Städte und Dörfer in den pfälzischen Rheinlanden traf ein ähnliches Los: darunter befanden sich Oppenheim, Kreuznach, Alzey, Gernsheim, Frankenthal, Wachenheim, Badensheim, Bretten, Bruchsal, Baden-Baden, Raßatt, Pforzheim u. v. a. D. Auf die Frage an den Herzog von Crequi, warum die Einwohner dieser Länder gegen allen Kriegsgebrauch so hart behandelt würden, gab er zur Antwort: Kezer verdienten ebensosehr die Ausrottung mit Feuer und Schwert wie die Muhammedaner!

Unterdessen hatte sich das Augsburger Bündniß durch den Beitritt Brandenburgs, wo nach dem Tode des großen Kurfürsten (am 19. April 1688) sein Sohn Friedrich III. zur Regierung gekommen war, ferner durch die Theilnahme von Kurachsen und Savoyen, und zuletzt durch den Beitritt Englands, (dessen Thron der Prinz Wilhelm von Oranien nach dem Sturze Jakobs II. 1689 bestieg), zu einer großen Coalition erweitert, welche noch im Jahre 1688 ihre Operationen begann. Gleich anfangs wurden die Franzosen von den Brandenburgern und Niederländern bei Neuf geschlagen, alsdenn von dem tapfern Herzog Karl von Lothringen mit Hilfe der Bayern und Sachsen aus Mainz, und von dem Fürsten von Waldeck durch ein englisch-niederländisches Heer aus Flandern vertrieben. Doch giengen nach dem Tode des Herzogs von Lothringen alle jene Vortheile durch die Schlacht bei Fleurus 1690 wieder verloren, in welcher der französische Marschall von Luxemburg das vom Fürsten von Waldeck befehligte deutsch-holländische Heer schlug. Auch begab sich Ludwig XIV. nun persönlich zum Heer und eroberte 1691 die wichtige Festung Mons. Wietwohl Louvois, der Haupturheber dieses Kriegs und Vertreter der Eroberungs- und Gewaltspolitik Ludwig's XIV., am Schlag starb, so hatte doch sein Tod auf die Fortsetzung dieses Kriegs zunächst keinen Einfluß. Der König selbst wohnte im Feldzuge

wollen; dennoch erreichte die Politik der französischen Krone, die sich das Protectorat über die katholische Kirche anmaßte, ihre Absicht, durch neu angelegte confessionelle Zermürbungen das Reich noch mehr zu schwächen. Eben in der Pfalz versuchte es bei dem nachher eintretenden Regierungswechsel der neue streng katholische Hof, mit Hilfe jener Clausel eine Gegenreformation durchzusetzen, die mit empfindenden Ungerechtigkeiten verbunden war.

Kap. 40. Minderung Habsburg's und Schwächung des deutschen Reichs.

(Der spanische Erbfolgekrieg 1701—1714.)

253. Während der nordische Krieg, welcher seit 1699 zwischen dem Schwedenkönig Karl XII. und seinen Gegnern, Rußland, Dänemark und Sachsen-Polen, geführt wurde, den Nordosten Europa's in erschütternde Bewegung setzte, gerieth Deutschland, das an seiner Ostgrenze von diesem Kriege berührt war, im Westen und Süden abermals mit Frankreich in einen heftigeren Zusammenstoß als je vorher. Die Veranlassung dazu gab der Tod des letzten Habsburgers auf spanischem Throne, Karl's II., der keinen leiblichen Erben hatte.

Nach früheren Hausverträgen hatte Habsburg-Oesterreich das nächste natürliche Recht auf den spanischen Thron; denn Kaiser Leopold I. war in erster Ehe mit der jüngeren Schwester des Erblassers (Margaretha Theresia) vermählt gewesen, und Ludwig XIV. hatte als Gemahl der älteren Schwester desselben (wie schon 252 erwähnt) auf jedes Erbrecht in Spanien Verzicht geleistet. Außerdem war der noch im Kindesalter stehende Kurfürst Joseph Ferdinand von Bayern, als Enkel jener jüngern Schwester vorhanden, für welchen sein Vater, Kurfürst Max Emanuel, die Thronerbschaft in Anspruch nahm.

Nun aber hatte Ludwig XIV. schon längst die spanische Erbfolge für sich und seinen zweiten Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, im Auge und bereits einige Jahre zuvor mit dem Kaiser über einen künftigen Theilungsvertrag in Betreff der gesamten spanischen Monarchie unterhandelt. Allein die spanischen Großen waren diesem Plane abgeneigt, so daß Karl II. es vorzog, im Einverständniß mit den Seemächten, den genannten bayerischen Kurfürsten zu seinem Nachfolger unter der Bedingung zu ernennen, daß keine Theilung stattfinden. Allein bald darauf starb dieser kaum siebenjährige Prinz zum 1699 tiefsten Schmerz seines Vaters, dem dadurch die gehoffte Regentschaft in Spanien entging. Sogleich unterhandelte Ludwig mit England und Holland über einen neuen Theilungsvertrag; aber als der Kaiser dazu eingeladen wurde, verweigerte er seine Zustimmung.

Am spanischen Hofe wirkten zwei Parteien einander entgegen, die spanisch-französische unter dem Einfluß des französischen Gesandten und die deutsch-österreichische Partei unter der Einwirkung von Karl's II. Mutter und Gemahlin. Weil die Spanier selbst in einer Verbindung mit dem mächtigen Frankreich mehr Gewähr für die ungetheilte Erhaltung ihrer Monarchie erblickten, so ließ sich Karl II. von der französischen Partei bestimmen, hinter dem Rücken seiner Gemahlin und der deutsch-österreichischen Hofpartei, in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou als Erben der Gesamtmonarchie zu bezeichnen. Obgleich Ludwig vorausah, daß er durch die

jes türkischen Krieges eroberte Karl von Lothringen Gran und Neuhausel und mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern 1686 Ofen, das 145 Jahre lang im Besitz der Türken gewesen war, und errang den großen Sieg bei Mohacz 1687, der fast ganz Ungarn und Siebenbürgen vom Joch der Türken befreite, so daß nun auf dem Reichstag zu Preßburg Ungarn, das bis dahin ein Wahlreich gewesen war, als ein Erbreich für immer dem habsburgisch-österreichischen Mannstamme zugesprochen wurde. Nachdem durch das Blutgericht von Speries (1687) der Trotz des magyarischen Adels gebrochen war und durch die Thätigkeit der Jesuiten die Zahl der Protestanten sich um die Hälfte verminderte, war Ungarn wieder eng mit Oesterreich verbunden.

Da der Sultan Mahmut wegen eines Versuchs, seinen Bruder unzubringen, von seinen Großen des Thrones entsetzt wurde, so machte sein Bruder und Nachfolger Soliman III. Friedensvorschlge, die aber verworfen wurden. Im weiteren Fortgang des Kriegs eroberte Kurfürst Max Emanuel 1689 Belgrad, das jedoch nicht behauptet werden konnte; auch besetzte der Markgraf Ludwig von Baden 1691 die Türken bei Salankemen. Doch noch mehrere Jahre hindurch schwankte das Kriegsglück, bis der glänzende Sieg bei Zenta, welchen Prinz Eugen von Savoyen 1697 gewann, den auf 25 Jahre geschlossenen Waffenstillstand zu Carlowitz 1699 herbeiführte, durch welchen Siebenbürgen und Slavonien an Oesterreich, Morea und Dalmatien an Venedig kamen.

252. Durch diesen von Frankreich angeschürten Türkentrieg theilweise gedeckt, sowie durch den oben erwähnten mit dem Kaiser geschlossenen 20jhrigen Waffenstillstand vor einem kräftigen Zusammenwirken seiner Gegner gesichert, brachte Ludwig XIV. auch Spanien durch einen Einfall in dessen Niederlande, besonders durch die Einnahme von Luxemburg zur Abtretung der dort durch die Reunionen beanspruchten Landestheile und zur Einräumung des Hoheitsrechts uber die Festung Luxemburg.

Nicht zufrieden damit, erhob er weitere Reunionsanspruche nicht nur auf die Güter des deutschen Ordens im Elsaß und den Grundbesitz der Universität Freiburg, sondern auch Anspruche auf Pfalz-Simmern und zwar im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin Charlotte von Orleans, Schwester des Kurfürsten Karl von der Pfalz, mit welchem 1685 die Simmern'sche Linie ausstarb. Als jene Anspruche zurückgewiesen wurden, brach König Ludwig, auf Betrieb seines Kriegsministers Louvois, den mit dem Kaiser und Reich abgeschlossenen Waffenstillstand, indem er, ohne Kriegserklärung und ehe ein Reichsheer ihm entgegentreten konnte, die Rheinpfalz besetzte und den neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm (von Pfalz-Neuburg) aufforderte, die „Titres“ seiner Erbanspruche nach Paris zu schicken. Als der Kaiser gegen diese Anmaßung Einspruch that, berief sich der König auf einen Schiedsspruch des Papstes, ließ sich aber doch später mit einer Geldsumme abfinden.

Das Bündniß, das sich nun 1686 zu Augsburg auf Betrieb des Prinzen von Oranien zwischen Holland, Spanien, Schweden, dem Kaiser und Bayern bildete, konnte zu keiner eigentlichen Action kommen, da ein Theil der deutschen Kräfte zum Türkentrieg verwendet, und der Oranier selbst mit den Angelegenheiten, die ihn auf den englischen Thron führen sollten, zu sehr beschäftigt war. Daher gedachte Ludwig XIV. den Angriffen der Coalition zuvorkommen. Erzhrt, daß ihm sein Plan, auf den erledigten Kurfürstenthron von Köln eine seiner Creaturen zu bringen, durch die er sich immer in die deutschen Angelegenheiten hätte mischen können, durch den Einspruch des Kaisers und des Papstes und durch die Wahl des bayrischen

Prinzen Joseph Clements bereitet wurde, begann er auf Louvois' Betrieb den dritten Raubkrieg, im Jahre 1688. Er ließ durch ein französisches Heer die Länder der Kurfürsten von Köln und Trier, durch ein anderes unter dem Dauphin Mainz, Worms und Speyer besetzen, Philippsburg erobern, Franken und Schwaben bis Augsburg brandschatzen.

Da die Verbündeten sich dadurch in ihren Rüstungen nicht schrecken ließen, seine Streitmacht aber zur fortwährenden Besetzung so vieler Plätze und Orte nicht ausreichte, so faßte er auf Louvois' Rath den Entschluß, nur Philippsburg und Mainz festzuhalten und alle andern rheinischen Städte und Orte aufzugeben, dagegen aber alle diese Gegenden so zu verheeren, daß sie den vordringenden deutschen Heeren keinen Anhalt bieten könnten. Daher erhielt der am Rhein stehende Marschall Duras den Befehl, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und diesen vollführte General Melac von Heidelberg aus mit barbarischer Grausamkeit, so daß eine Menge Städte und Dörfer von Oppenheim bis in das Elsaß hinein in Asche sanken und so die schöne Pfalz in eine Wüste verwandelt wurde.

Die Verwüstung gieng soweit, daß fast alle Weinstöcke ausgerissen und die Fruchtbäume an der Wurzel abgehauen wurden, 400,000 Einwohner um ihre Habe kamen, zum Theil viehisch mißhandelt, und theilweise niedergemacht wurden. In Heidelberg wurde das schöne kurfürstliche Schloß nach vorhergegangener Ausplünderung in die Luft gesprengt. In Mannheim mußten die Einwohner selbst ihre Festungswerke und Paläste sprengen, der Rest wurde in Brand gesteckt. Speyer und Worms wurden nach schwerer Brandschatzung gänzlich zerstört und in Asche gelegt. Im Dom zu Speyer wurden die Kaisergräber aufgebrochen und die Särge ihrer Knochenseiten beraubt, doch die kaiserlichen Gebeine, wie sich später zeigte, geschenkt. In Worms blieb nur der Dom stehen. An 1200 Städte und Dörfer in den pfälzischen Rheinlanden traf ein ähnliches Los: darunter befanden sich Oppenheim, Kreuznach, Alzey, Gernsheim, Frankenthal, Waghenheim, Bretten, Bruchsal, Baden-Baden, Raßatt, Pforzheim u. v. a. O. Auf die Frage an den Herzog von Crequi, warum die Einwohner dieser Länder gegen allen Kriegsgebrauch so hart behandelt wurden, gab er zur Antwort: Reher verdienten ebensosehr die Ausrottung mit Feuer und Schwert wie die Musammedaner!

Unterdessen hatte sich das Augsburger Bündniß durch den Beitritt Brandenburgs, wo nach dem Tode des großen Kurfürsten (am 19. April 1688) sein Sohn Friedrich III. zur Regierung gekommen war, ferner durch die Theilnahme von Kurpfalz und Savoyen, und zuletzt durch den Beitritt Englands, (dessen Thron der Prinz Wilhelm von Oranien nach dem Sturze Jakobs II. 1689 bestieg), zu einer großen Coalition erweitert, welche noch im Jahre 1688 ihre Operationen begann. Gleich anfangs wurden die Franzosen von den Brandenburgern und Niederländern bei Neuß geschlagen, alsdenn von dem tapfern Herzog Karl von Lothringen mit Hilfe der Bayern und Sachsen aus Mainz, und von dem Fürsten von Waldeck durch ein englisch-niederländisches Heer aus Flandern vertrieben. Doch giengen nach dem Tode des Herzogs von Lothringen alle jene Vortheile durch die Schlacht bei Fleurus 1690 wieder verloren, in welcher der französische Marschall von Luxemburg das vom Fürsten von Waldeck befehligte deutsch-holländische Heer schlug. Auch begab sich Ludwig XIV. nun persönlich zum Heer und eroberte 1691 die wichtige Festung Mons. Wiewohl Louvois, der Haupturheber dieses Kriegs und Vertreter der Eroberungs- und Gewaltspolitik Ludwig's XIV., am Schlag starb, so hatte doch sein Tod auf die Fortsetzung dieses Kriegs zunächst keinen Einfluß. Der König selbst wohnte im Feldzuge

1692 der Einnahme von Namur bei, und wenn auch seine Flotte bei La Hogue das Uebergewicht der englischen Flotte fühlen mußte, so hatte er doch in diesem Jahre noch die Uebermacht zu Lande.

Allein da der Markgraf Ludwig von Baden den weiteren Fortgang der französischen Waffen am Rheine hemmte, und König Ludwig auch gegen Spanien in den Pyrenäen und gegen Savoyen in Italien zu kämpfen hatte, so suchte er die Verbündeten wieder durch Unterhandlungen zu trennen, um dadurch einen günstigen Frieden zu erlangen, den seine erschöpften Finanzen bedurften.

Allein die Verbündeten, besonders England und Oesterreich, hielten noch fest zusammen, so daß Ludwig 1693 neue Anstrengungen machen mußte. Ungeachtet der Marschall von Luxemburg in Flandern am 29. Juni jenes Jahres durch den Sieg bei Neerwinden über ein von König Wilhelm III.geführtes Heer der Verbündeten, und der französische General Gatinat einen Sieg bei Marsaglia über den regierenden Herzog von Savoyen erfocht, konnte Ludwig XIV. doch nur Savoyen 1694 zu einem Separatfrieden bringen. Weil kurz vorher auch der Marschall von Luxemburg gestorben war, vorzüglich aber weil den König Entwürfe auf die bevorstehende Thronerledigung Spaniens näher beschäftigten, machte er den Verbündeten Friedensanerbietungen und erbot sich, seine Eroberungen in den Niederlanden, mit Ausnahme der Festung Luxemburg, und das Elsaß, mit Ausnahme von Straßburg, herauszugeben. Da aber die Verbündeten nicht darauf eingiengen, so versuchte er noch ein Letztes, indem er eine Kopfsteuer ausrief, der sich jeder Franzose aus Patriotismus unterwarf; selbst der Clerus gab 10 Mill. L. dazu, und bald stand ein neues Heer da, mit dem er den Marschall Villeroi nach den Niederlanden entsandte. Doch Wilhelm III. bereitete diese Anstrengung und vertrieb durch ein englisch-niederländisches Heer die Franzosen aus dem Bittichischen und nahm ihnen sogar das feste Namur wieder ab.

Da indes König Wilhelm's Gegenwart in England nöthig wurde und die Holländer eine Rauffahrteiflotte, die Spanier aber Barcelona verloren, so ließen sich die Verbündeten zu Unterhandlungen herbei, aus welchen den 20. Sept. 1697 der Friede von Ryswik (einem Dorfe bei Haag) unter Schwedens Vermittlung hervorgieng, in welchem Frankreich zwar die Franche-comté und die re-unierten Länder im Elsaß mit Straßburg behielt, aber nicht nur alles andere in diesem Krieg Eroberte an die verschiedenen Mächte, sondern auch von seinen früheren Eroberungen Lothringen mit Nancy an seinen Herzog, Zweibrücken an Schweden, Mompelgard an Württemberg, Freiburg, Breisach und Kehl an das deutsche Reich zurückgeben und außerdem das Recht des Ombres auf den englischen Thron anerkennen mußte. In Bezug auf das Zurückgegebene bestimmte jedoch eine Clausel, daß die katholische Religion überall da, wo Ludwig XIV. sie unterdessen mit Gewalt eingeführt hatte, neben der protestantischen verbleiben solle, was in 122 Orten, davon die Mehrzahl zur Pfalz gehörte, der Fall war, — eine Clausel, gegen welche, als gegen eine offenbare Verletzung des westfälischen Friedens, die Protestanten vergeblichen Widerspruch erhoben.

Zwar gaben ihnen bei der Bestätigung dieses Friedens durch das Reich die katholischen Reichsstände die förmliche Zusage, sich niemals auf diese Clausel berufen zu

wollen; dennoch erreichte die Politik der französischen Krone, die sich das Protectorat über die katholische Kirche anmaßte, ihre Absicht, durch neu angelegte confessionelle Zerwürfnisse das Reich noch mehr zu schwächen. Eben in der Pfalz versuchte es bei dem nachher eintretenden Regierungswechsel der neue streng katholische Hof, mit Hilfe jener Clausel eine Gegenreformation durchzusetzen, die mit empörenden Ungerechtigkeiten verbunden war.

Kap. 40. Minderung Habsburg's und Schwächung des deutschen Reichs.

(Der spanische Erbfolgekrieg 1701—1714.)

253. Während der nordische Krieg, welcher seit 1699 zwischen dem Schwedenkönig Karl XII. und seinen Gegnern, Rußland, Dänemark und Sachsen-Polen, geführt wurde, den Nordosten Europa's in erschütternde Bewegung setzte, gerieth Deutschland, das an seiner Ostgrenze von diesem Kriege berührt war, im Westen und Süden abermals mit Frankreich in einen heftigeren Zusammenstoß als je vorher. Die Veranlassung dazu gab der Tod des letzten Habsburgers auf spanischem Throne, Karl's II., der keinen leiblichen Erben hatte.

Nach früheren Hausverträgen hatte Habsburg-Oesterreich das nächste natürliche Recht auf den spanischen Thron; denn Kaiser Leopold I. war in erster Ehe mit der jüngeren Schwester des Erblassers (Margaretha Theresia) vermählt gewesen, und Ludwig XIV. hatte als Gemahl der älteren Schwester desselben (wie schon 252 erwähnt) auf jedes Erbrecht in Spanien Verzicht geleistet. Außerdem war der noch im Kindesalter stehende Kurprinz Joseph Ferdinand von Bayern, als Enkel jener jüngern Schwester vorhanden, für welchen sein Vater, Kurfürst Max Emanuel, die Thronerbschaft in Anspruch nahm.

Nun aber hatte Ludwig XIV. schon längst die spanische Erbfolge für sich und seinen zweiten Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, im Auge und bereits einige Jahre zuvor mit dem Kaiser über einen künftigen Theilungsvertrag in Betreff der gesamten spanischen Monarchie unterhandelt. Allein die spanischen Großen waren diesem Plane abgeneigt, so daß Karl II. es vorzog, im Einverständniß mit den Seemächten, den genannten bayerischen Kurprinzen zu seinem Nachfolger unter der Bedingung zu ernennen, daß keine Theilung stattfinden. Allein bald darauf starb dieser kaum siebenjährige Prinz zum 1699 tiefsten Schmerz seines Vaters, dem dadurch die gehoffte Regentschaft in Spanien entging. Sogleich unterhandelte Ludwig mit England und Holland über einen neuen Theilungsvertrag; aber als der Kaiser dazu eingeladen wurde, verweigerte er seine Zustimmung.

Am spanischen Hofe wirkten zwei Parteien einander entgegen, die spanisch-französische unter dem Einfluß des französischen Gesandten und die deutsch-österreichische Partei unter der Einwirkung von Karl's II. Mutter und Gemahlin. Weil die Spanier selbst in einer Verbindung mit dem mächtigen Frankreich mehr Gewähr für die ungetheilte Erhaltung ihrer Monarchie erblickten, so ließ sich Karl II. von der französischen Partei bestimmen, hinter dem Rücken seiner Gemahlin und der deutsch-österreichischen Hofpartei, in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou als Erben der gesamten Monarchie zu bezeichnen. Obgleich Ludwig voraussah, daß er durch die

Annahme mit allen Mächten in Kampf gerathen würde, so unterzeichnete er doch und proclamierte, als wenige Wochen darauf Karl II. (1700) starb, seinen 18jährigen Enkel als König Philipp V. von Spanien, den er sogleich mit Begleitung über die Pyrenäen sandte. So begann der spanische
1701 Erbfolgekrieg; denn Kaiser Leopold ergriff für sich und seinen jüngeren Sohn, den Erzherzog Karl, die Waffen.

Auf Seiten Oesterreichs standen England und Holland als alte Feinde Frankreichs, sodann Brandenburg, dessen Kurfürst Friedrich III. für diesen Beistand in Bezug auf sein Herzogthum Preußen vom Kaiser 1701 die Königswürde bekam; ferner Kurmainz, Kurtrier und Kurpfalz; endlich Hannover, für welches seit 1692 eine neunte Kur errichtet worden war.

König Wilhelm von England erhielt anfangs vom Parlament nur 10,000 Mann bewilligt. Erst als König Ludwig den stuartischen Thronprätendenten (Jacob III.) nach dem Tode Jacob's II. als rechtmäßigen König von England öffentlich anerkannte, und dadurch der englische Nationalstolz sich verletzt fühlte, bewilligte ihm das Parlament Subsidien für 40,000 Mann Landtruppen und eben so viele Matrosen.

Kursachsen war gerade in den nordischen Krieg verwickelt und konnte sich selbst nicht helfen.

Im Laufe des Kriegs schloßen sich noch Savoyen und Portugal, welche beide anfangs zu Frankreich gehalten hatten, an den Kaiser an.

Auf Frankreichs Seite stand in Deutschland der Kurfürst Joseph Clemens von Köln und sein Bruder, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, der berühmte Türkenbesieger, seit 1691 zugleich Oberstatthalter der spanischen Niederlande, welcher als Vater des oben genannten verstorbenen Kurprinzen zwar keine Ansprüche auf den spanischen Thron mehr machte, aber durch die Verbindung mit Frankreich sich wenigstens den erblichen Besitz der Niederlande zu verschaffen hoffte, obgleich seine Landstände ihn von jener Verbindung abmahnten. In einem geheimen Vertrage von Madrid war ihm auch der Besitz der spanischen Niederlande für sich und seine Nachkommen bereits zugesagt.

Während Ludwig XIV. ohne Geräusch französische Truppen in die vertheidigungslosen spanischen Niederlande einzücken ließ und durch sie mehrere Grenzfestungen besetzte, die ihm der Kurfürst Max Emanuel als Statthalter heimlich öffnen ließ, gab Kaiser Leopold dem Prinzen Eugen von Savoyen, dessen Feldherrngröße sich schon im letzten türkischen Kriege und in drei französischen Kriegen bewährt hatte, den Befehl, die spanischen Besitzungen in Italien anzugreifen, wo die Franzosen die ganze Lombardei und alle Alpenpässe besetzt hatten. Nach kühner Uebersteigung der Alpen, wobei er für sein Kriegsheer und Geschütz neue Wege bahnen mußte, auf welchen seit Menschengebunden kein Karren durchgebracht worden war, erschien Eugen unermuthet in der lombardischen Ebene, drängte die Franzosen durch einen Sieg über den Marschall Catina bei Carpi und durch einen Sieg über dessen Nachfolger, den Marschall Billeroy, bei Chiari zurück, ja nahm letzteren in Cremona gefangen. Als der Herzog von Vendôme den Franzosen Verstärkung zuführte, kämpften beide Feldherren miteinander bei Luzzara (15. Aug. 1702), jedoch ohne Entscheidung. Während Eugen nach Wien gieng, um den dortigen Kriegsrath zu größeren Rüstungen anzuspornen, gelang es dem Herzog von Vendôme, Mantua zu entsetzen und sich in Mailand zu behaupten. Dagegen verließ der Herzog Victor Amadeus von Savoyen, empört

über den Uebermuth der französischen Generale, die ihn wie einen Untergebenen behandelten, die französische Sache und trat auf die Seite des Kaisers. Für diesen seinen Abfall mußte er durch den Verlust seiner meisten Festungen büßen, deren sich die Franzosen bemächtigten.

Obgleich für das französische Heer in Belgien der im März 1702 unerwartet erfolgte Tod Wilhelm's III. von England ein Glücksereigniß zu sein schien, so hielt doch Wilhelm's Schwägerin und Nachfolgerin, die Königin Anna, an dem Bündnisse mit Deutschland fest. Die Engländer, Holländer und Preußen nahmen unter dem Oberbefehl des gewandten und kühnen Herzogs von Marlborough, der das in England vorherrschende Whigministerium leitete, mehrere feste Plätze in den spanischen Niederlanden und im Rönischen, wie Venloo, Roermund, Rättich, Gelbern, Rimbürg, und besetzten fast ganz Belgien. Der Kurfürst von Rön, welcher inzwischen das Bergische hatte verwüsten lassen, mußte nach dem Verluste von Bonn nach Frankreich flüchten.

254. Während hierauf der tapfere Markgraf Ludwig von Baden, als Oberbefehlshaber der Reichsarmee, am Oberrhein Catinat bis Straßburg zurückdrängte und am Mittelhhein Melac zwang, die Festung Landau den jungen römischen Könige Joseph I. zu übergeben, bemächtigte sich der jetzt erst offen für Frankreich auftretende Kurfürst von Bayern durch List der Reichsstadt Ulm. Darauf vereinigte er sich mit dem Heere des französischen Marschalls Villars, der vom Rhein her durch die Pässe des Schwarzwaldes marschiert war, und drang, während dieser die Reichsarmee beobachtend und Bayern deckend zurückblieb, in Tyrol ein, um der französischen Armee Vendôme's in Italien die Hand zu reichen, nahm Ruffstein und Innsbruck ein und rückte den Brenner hinauf. Allein ein wüthender Aufstand der dem Kaiserhause treuen Tyroler unter Martin Sterzinger zwang ihn nach großem Verlust zur Umkehr. Er selbst gerieth dabei in Lebensgefahr, aus der ihn nur die aufopfernde Treue des Grafen Arco rettete, welchen wegen seiner reicheren Kleidung ein Schütze für den Kurfürsten hielt und statt seiner niederschloß. Kurz darauf giengen alle Eroberungen in Tyrol, mit Ausnahme von Ruffstein, verloren, und an den Grenzorten nahmen die Tyroler schreckliche Rache.

Inzwischen hausten am Oberrhein und in Schwaben die Franzosen ungestraft auf das schrecklichste und bekamen wieder Landau und Breisach in ihre Hände. Um daher der Bedrängniß des Kaisers, der zugleich in Ungarn einen Aufstand zu bekämpfen hatte, ein Ende zu machen, zog der Herzog Marlborough aus den Niederlanden und der Prinz Eugen von Wien nach Deutschland, und beide vereinigten sich in Heilbronn am Neckar zu einem gemeinschaftlichen Plane, an dem auch der Markgraf von Baden, vom Rhein herbeikommend, Theil nahm. Eugen sollte den Rhein decken, konnte aber den Uebergang eines neuen französischen Heeres unter Tallard und dessen Vereinigung mit dem Grafen von Marsin (Villars' Nachfolger) und dem Kurfürsten nicht verhindern. Doch war er rasch hinter Tallard hergezogen und vereinigte sich bei Donauwörth mit Marlborough, der unterdessen in der Nähe dieser Stadt mit dem Markgrafen Ludwig eine 12,000 Mann starke Abtheilung Bayern am Schellenberg besiegt hatte. Der Markgraf nahm es sodann über sich, Ingolstadt zu belagern.

Vergebens ermahnten Marlborough und Eugen den Kurfürſten, dem reichsfeindlichen Bündniſſe mit Frankreich zu entſagen; auch ſeine Gemahlin und ſeine Rätke hatten dies vergebens gethan. Der Kurfürſt, auf Tallard's Hilfe ſich ſtützend, und ungeduldig, ſein Bayern vom Feinde geſäubert zu ſehen, verließ das feſte Lager bei Lauingen, in welchem ſich biſher das vereinigte Heer der Bayern und Franzoſen gehalten hatte, und bot den Verbündeten ein Treffen an. So erfolgte die Schlacht bei Höchstädt und Blenheim (13. Aug.), in welcher Eugen und Marlborough den Franzoſen eine ſolche Niederlage beibrachten, daß 14,000 Mann blieben, 13,000 (darunter Marſchall Tallard) gefangen wurden und die Beute der Sieger ungewöhnlich groß war. Das franzöſiſche Heer war ſo gut wie vernichtet, und der Name Marlborough's, den der Kaiſer aus Dankbarkeit zum Reichsfürſten erhob, wurde lange Zeit in Volksliedern geprieſen.

Der ſchwer gedemüthigte Kurfürſt von Bayern entkam zwar glücklich über die Donau, mußte aber mit den Franzoſen über den Rhein fliehen; ſein Land wurde von den Kaiſerlichen beſetzt und hart behandelt, während in den Rheingegenden Landau von dem Markgrafen von Baden erobert wurde, und Marlborough Wiene machte, in Frankreich ſelbſt einzufallen, ein Plan, welcher nur an dem Mangel an Unterſtützung von Seiten des deutſchen Reiches ſcheiterte.

Im Anfang des folgenden Jahres (1705) ſtarb Leopold, und Joſeph I. ſein Sohn und Nachfolger, ſetzte den Krieg fort. Er dämpfte zundächſt einen Aufſtand, den das bairiſche Volk gegen den barbariſchen Druck der öſterreichiſchen Soldaten und Beamten unternahm, erklärte die Kurfürſten von Bayern und Köln in die Reichsacht und gab 1706 die Oberpfalz dem Kurfürſten von der Pfalz zurück.

In dem gleichen Jahre (am 23. Mai 1706) verſchaffte dem Erzherzog Karl der Sieg Marlborough's über die Franzoſen bei Ramillies die ſpaniſchen Niederlande und der glänzende Sieg Eugen's über die Franzoſen bei Turin den Beſitz von Mailand und Sardinien. An dem letzten Sieg hatten die Preußen unter dem Fürſten Leopold von Deſſau ruhmvollen Antheil.

Zu der Schlacht bei dem Dorfe Ramillies hatte ſich der in den Niederlanden commandirende Villeroi wider des Königs Weiſung, erſt noch Zugzug vom Rhein her abzuwarten, verſeilen laſſen. Die Folgen der verlorenen Schlacht waren, daß ſich die Franzoſen in großer Unordnung gegen Löwen und nach einem Verluſt von 30,000 Mann hinter die Schelde zurückzogen, und Brabant und Flandern ſich dem Sieger beugten.

Turin wurde vom Herzog von Orleans mit 38,000 Mann belagert und von dem kaiserreichlichen Marſchall Daun tapfer vertheidigt, ſchien aber ohne Entſatz verloren zu ſein. Da eilte Eugen von Wien aus nach Italien, zog ſeine Macht zuſammen, vereinigte ſie, 24,000 Mann ſtark, mit den 18,000 Mann des Herzogs von Savoyen und griff am 7. Sept. 1706 die Belagerer mit ſolchem Ungeſtüm an, daß ſie ſtill beſetzt und auf der Flucht von den erbitterten Bauern größtentheils erſchlagen wurden. Geſchütze wurden 211 Geſchütze, 80,000 Faſſer Pulver, eine reich gefüllte Kriegskaffe, 300 Colien, 5000 Maulteſel und die meiſten Pferde von 13 Regimentern Dragoner, welche abgezogen waren, um auf der Flucht beſſer entweichen zu können. Eugen's Ruhm wurde dem Marlborough's gleichgeſetzt und in Viedern gefeiert. Kaiſer Joſeph ernannte ihn zum Dant zum Ober-Statthalter von Mailand.

Für Oberitalien trat auf Ludwig's XIV. eigenes Begehren eine Waffenruhe ein, welche ihm unter der Bedingung der Rückgabe

festen Plätze jenseits der Alpen gestattet wurde. Dadurch sah sich der Kaiser in den Stand gesetzt, einen Theil seiner oberitalischen Truppen zur Besitznahme von Neapel zu verwenden, welche im Juni des Jahres 1707 durch den General Daun erfolgte. Dagegen litt Deutschland, und zwar insbesondere Franken und Schwaben, bei der schlechten Beschaffenheit der Reichsarmee, durch die Brandschätzungen der Franzosen unter Villars großen Schaden.

Dieser Schaden war die Folge der kühnen Ueberrumpelung, welche Marschall Villars auf die für uneinnehmbar gehaltenen Schanzen unternahm, die der Markgraf von Baden zwischen Philippsburg und Stollhofen zur Abwehr französischer Einfälle angelegt hatte. Erst nachdem Villars den ganzen Sommer sein Raubwerk in jenen Ländern getrieben hatte, setzte sich der Kurfürst von Hannover mit einem Heere in Bewegung und brachte die Franzosen zum Rückzug. Prinz Ludwig von Baden war nämlich 1707 gestorben; statt seiner übernahm der unfähige Markgraf Christian von Bayreuth den Oberbefehl, legte ihn aber bald wieder nieder, worauf der thätigere Kurfürst von Hannover das Reichsheer befehligte.

Auch in Spanien war bisher das Kriegsglück abwechselnd gewesen, bis es sich, nachdem Karl eine Zeit lang die Oberhand gehabt hatte, im Jahre 1707 wieder für Philipp entschied.

Im Anfang des Kampfes in Spanien erklärte sich Castilien sogleich für Philipp, während Aragonien und Catalonien aus frühern Erinnerungen her den Franzosen abgeneigt war. Als sodann im Beginn des Jahres 1704 der Erzherzog Karl mit einem englisch-holländischen Heere von 12,000 Mann in Portugal, das zu den Verbündeten übergegangen war, landete und, durch ein portugiesisches Heer verstärkt, in Spanien vorrückte, eine englische Flotte Gibraltar in Besitz nahm und 1706 Barcelona eroberte, gewann Karl allmählich ganz Catalonien und Valencia. Vergebens belagerte Philipp Barcelona; er mußte sogar aus Madrid bis Burgos zurück weichen und den Verbündeten die Hauptstadt überlassen, wo nun vorzüglich die Portugiesen, anstatt den ersten Schreden der Franzosen zu beäugen und sie vollends aus Spanien hinaus zu werfen, sich der Unthätigkeit und Ausschweifungen überließen, welche den Haß der Hauptstadt gegen die Verbündeten steigerten. Erst vier Wochen nachher erfuhr Karl in Aragonien, daß ihm der Weg nach Madrid offen stehe, und als er dasselbst einziehen und ihn deshalb ein Theil der englisch-portugiesischen Besatzung einholen wollte, versperrte ihm der französische Feldherr, Herzog von Berwick, den Weg nach der Hauptstadt, so daß Philipp V. seinen Hof wieder nach Madrid verlegen konnte, Karl aber genöthigt war, seinen Weg nach Catalonien zu nehmen, wo er in Barcelona überwinterte. Im folgenden Frühling 1707 verlor er bei Almonza eine Schlacht, welche ihn Valencia und Aragonien kostete und auf Catalonien beschränkte, da ihm sein Bruder, der Kaiser Joseph I., keine Unterstützung schicken konnte.

255. Nun glaubte Ludwig XIV. am schädlichsten Frieden machen zu können; doch Oesterreich und England wiesen sein Anerbieten zurück, und nachdem sich Eugen, nach Beendigung des Krieges in Italien, wieder mit Marlborough vereinigt hatte, schlugen beide, stets durch Eintracht verbundene Feldherren nicht nur die Franzosen unter Vendôme im Jahre 1708 bei Dubenarde an der Schelde auf's Haupt, sondern eroberten auch die für unüberwindlich gehaltene Festung Lille (Ruppel), so daß man am französischen Hofe schon fürchtete, sie würden im nächsten Feldzuge auf Paris losgehen. Durch so viele Unfälle bewogen, erbot sich Ludwig, auf Spanien, Amerika, Mailand und die Niederlande zu verzichten und für seinen Enkel mit Neapel und Sicilien zufrieden sein.

Allein der Uebermuth der verbündeten Feldherren machte ihm die harte Bedingung, daß er seinen Neffen mit den eigenen Waffen aus Spanien

solle vertreiben helfen. Unwillig über eine solche entehrende Zumuthung, beschloß der alte König, den Krieg lieber fortzusetzen.

Als aber sein mit großer Anstrengung unter Villars neu aufgebrachtes Heer von Marlborough und Eugen in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet (1709) auf's neue geschlagen wurde, da erbot sich Ludwig, nicht nur auf die ganze spanische Erbschaft zu verzichten, sondern auch das Elsaß samt Straßburg herauszugeben und außerdem noch Hilfsgeelder von monatlich 1 Mill. Liv. zur Vertreibung seines Enkels zu zahlen. Auch dieses Anerbieten wurde mit thörichtem Uebermuthe zurückgewiesen, zumal auch aus Spanien die Botschaft kam, daß Philipp bei Saragossa geschlagen und der Erzherzog Karl am 28. September 1710 in Person seinen Einzug in Madrid gehalten habe. Ludwig's ganzer, mit so vielen Künsten zusammengefügt und aufgethürmter Nachtbau schien gänzlich zusammenzubrechen und die von seinen Gegnern bereits ausgesprochene Drohung, Frankreich zu zerstückeln, eine Wahrheit zu werden.

Da trat plötzlich in der englischen Politik eine Wendung ein, welche dem wankenden Throne Ludwig's XIV. neue Stützen bot und die Sieger wegen ihrer Maßlosigkeit zu vergeblicher Reue veranlaßte. Marlborough nämlich, der seither an der Spitze der englischen Whigpartei gestanden war und durch seine Gemahlin die regierende Königin Anna auf eine ihr unbecqueme Art geleitet hatte, fiel in Folge des übermüthigen Betragens seiner Gemahlin gegen die Königin in Ungnade, so daß das whigistische Ministerium und Parlament, das den Krieg gegen Frankreich betrieben hatte, einem mehr torpidsüßlichen weichen mußte, folglich Marlborough seinen Einfluß verlor. Zum Sturze Marlborough's kam dann noch der unerwartete Tod des thätigen und verständigen Kaisers Joseph's I., der am 17. April 1711 an den Blattern starb und, da er keine männlichen Nachkommen hatte, den Thron seinem Bruder, dem spanischen Kronprätendenten, hinterließ. Dieser hatte sich in Madrid nicht lange halten können und war wieder nach Catalonien zurückgegangen, wo er sich zuletzt bloß auf Barcelona beschränkt sah. Auf die Nachricht von seines Bruders Tode kehrte er über Genua und Mailand, wo ihm der Wahlbeschluß der Kurfürsten zukam, nach Deutschland zurück und empfing zu Mainz am 22. Dec. 1711 als Karl VI. die deutsche Kaiserkrone. Dadurch veränderte sich die ganze Situation. Denn weil dem neuen englischen Ministerium die Vereinigung dieser Krone mit der spanischen auf Einem (habsburgischen) Haupte gefährlich erschien, so eröffnete England geheime Unterhandlungen mit Frankreich und befahl Marlborough, sein Commando einem Andern zu übergeben, der den Krieg nur defensiv betrieb; und als Eugen in den Niederlanden den Feldzug von 1712 eröffnete, sah er sich von englischer Unterstützung verlassen. Er eroberte zwar noch einige Festungen, bedrohte sogar die Picardie und Champagne mit einem Einfall, so daß der Hof in Paris schon in den König drang, sich anderswohin in Sicherheit zu begeben. Da glückte es dem Marschall Villars, die reichen Vorräthe Eugen's bei Denain wegzunehmen, so daß dieser, von Mitteln entblößt, die Hoffnung, nach Paris vorzubringen, aufgeben mußte, und selbst verschiedene feste Plätze wieder an Frankreich verloren giengen.

256. Unterdessen waren die bisherigen Unterhandlungen zwischen England

und Frankreich unter dem Beitritt von Preußen, Savoyen und Portugal zum Frieden von Utrecht geblieben, der in vielen Beziehungen neue 1713 Rechts- und Territorialverhältnisse schuf, um das gestörte europäische Gleichgewicht wieder herzustellen. In diesem Frieden erkannte England Philipp V. aus dem Hause Bourbon als König von Spanien und Italien unter der Bedingung an, daß die französische und spanische Krone nie vereinigt werden dürften, und bedingte sich von Spanien Gibraltar und Menorca, von Frankreich die Abtretung von Acadien, Neufundland, Neuschottland und der Hudsons-Länder, und von beiden Mächten die Anerkennung der protestantischen Thronfolge in England aus; Preußen erhielt das Quartier von Obergeldern nebst Neuchâtel und Valengin und die Anerkennung seiner Königswürde (zunächst von Frankreich, Spanien und England), Savoyen aber Sicilien als unabhängiges Königreich und einige Festungen an seiner Grenze gegen Frankreich und außerdem die Anwartschaft auf die spanische Thronfolge für den Fall des Erlöschens der spanisch-bourbonischen Dynastie.

An diesem Friedenswerke theilte sich Kaiser Carl VI. nicht, weil er seinen bisherigen Gegner Philipp nicht als König von Spanien anerkennen wollte. Zwar räumte er vollends Catalonien, setzte aber den Krieg am Rhein fort. Doch konnte er allein stehend nichts mehr ausrichten, sondern verlor sogar Landau und Freiburg wieder. Zum Glück ließ Marschall Villars auf Befehl seines nach dem Ende des Kriegs sehnen den Königs dem Prinzen Eugen eine Unterredung in Rastatt anbieten, wozu dieser vom Kaiser die Vollmacht erhielt.

Da Frankreich jetzt im Vortheil war, so mußte bei dieser Unterhandlung auf gar manche Punkte verzichtet werden, und als endlich der Tractat zu Stande gekommen und zum Unterschreiben nach Wien und Versailles gesandt worden war, stellte Ludwig zwölf neue Forderungen, so daß Eugen, über diese Unredlichkeit aufgebracht, Rastatt verließ, und Villars, gleichfalls gekränkt, nach Paris reiste, um den König durch die eindringlichsten Vorstellungen von seinen Forderungen abzubringen. Der König gab größtentheils nach, und freudig eilte Villars nach Rastatt zurück, wohin auch Eugen auf seine Einladung wieder kam, und beide brachten nun den Friedensvertrag zu Stande, nach dessen glücklicher Beendigung in der Nacht vom 6. auf den 7. März beide Feldherren einander vor Freude in die Arme fielen.

So kam zwischen dem Kaiser und Frankreich der Frieden zu Rastatt im J. 1714 zu Stande, der nachher zu Baden im Margau auch für das deutsche Reich (d. 7. Sept.) bestätigt wurde. Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Mantua und Sardinien. Der Kurfürst von Bayern verlor die Statthaltertschaft der Niederlande, wurde aber, gleich dem Kurfürsten von Köln, wieder in seine übrigen Länder und Würden eingesetzt. Das deutsche Reich erhielt Freiburg, Altbreisach und Kehl, mußte aber Landau an Frankreich abtreten.

Auf solche Weise gieng Ludwig XIV. aus diesem dreizehnjährigen Kriege, in welchem er sich bloß für sein persönliches Interesse in einen Kampf mit halb Europa eingelassen und Frankreich bis an den Rand des Untergangs geführt hatte, doch noch ohne namhaften Länderverlust hervor und hatte das Glück, einen Sprößling seines Geschlechtes auf dem Throne Spaniens zu sehen und dadurch gegen dieses Land hin eine gesicherte Grenze zu bekommen. Aber um welchen Preis! Wiewohl Frankreich im Innern meist vom Krieg verschont geblieben war, so war es doch durch den ungeheuern

Aufwand an Geld und Menschen, durch die Störung des Handels, Ackerbaus und Gewerbes so entkräftet, daß die öffentliche Schuldenlast von 900 Mill. Thaleru einen Maßstab von der großen Noth giebt, in welche dieser König durch seine maßlose Glanz- und Eroberungssucht sein Volk gestürzt hat. Die harten Schläge, welche ihn während dieses Erbfolgekrieges betroffen hatten, führten ihn wenig zur Erkenntniß, zumal ihm der größte Theil der Landesnoth von seiner bigotten Umgebung verhehlt wurde.

Auch die mit seinem Alter zunehmende Isolirung seiner Person und die Verödung seines Hauses hätte ihm zur Demüthigung anderer Art dienen können. Sowie allmählich alle bedeutenden Geister und Charaktere, welche seiner Regierung, besonders in der ersten Hälfte derselben, den blendenden Glanz verliehen hatten, vor ihm dahin starben, ebenso mußte er auch fast alle Glieder seiner Familie Haupt um Haupt in die Gruft sinken sehen, so daß ihm zuletzt zur Nachfolge auf seinem Thron nur ein einziger Urenkel, ein Kind von fünf Jahren übrig blieb. Zwar ließ Ludwig XIV., als er (ein Jahr nach dem Rastatter Frieden) das Ende seines Lebens nahe fühlte, jenen kleinen Dauphin und die noch übrigen bourbonischen Prinzen vor sich kommen, um sie von der Kriegslust und der Unterdrückung des Volkes abzumahnern, und versäumte nichts, was den Schein eines erbaulichen Endes hervorbringen konnte. Allein alles dies hielt das Pariser Volk nicht ab, seinen Leichenzug mit solchen Schmähungen und Verwünschungen zu verfolgen, daß die Leiche auf einem Nebenweg nach St. Denys gebracht werden mußte. Er starb am 1. Sept. 1715 im 77. Jahre seines Lebens und im 54. seiner für Europa so verhängnißvollen Regierung.

Indessen dauerte der nordische Krieg (mit Karl XII.) noch immer fort. Von den deutschen Mächten hatten sich gegen das Ende desselben der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der Kurfürst Georg I. von Hannover an die Feinde Schweden angeschlossen. Dieser Krieg endete mit dem Tode Karl's XII., welcher durch einen Schuß aus der von ihm belagerten Festung Friedrichshall herbeigeführt wurde. In dem darauf folgenden Stockholmer Frieden von 1719 und 1720 mußte Schweden an Preußen Vorpommern bis zur Peene, nebst Stettin und den Inseln Usedom und Wolin (gegen zwei Millionen Thaler), an Hannover Bremen und Verden (gegen eine Million Thaler) abtreten, so daß es von seinen Besitzungen in Deutschland nur noch Stralsund, Wismar und Rügen behielt. An Rußland verlor Schweden im Rysdader Frieden 1721 die Ostseeprovinzen Livland, Esthland, Ingermannland mit einem Theil von Karelien und dem Wiborgslehen in Finnland. Durch alle diese Verluste kam Schweden um seine ganze vorige Bedeutung.

Gleich nach dem spanischen Erbfolgekrieg wurde Kaiser Karl VI. als Bundesgenosse der Venetianer, denen die Türken die Halbinsel Morea entzogen, in einen Krieg mit den Türken verwickelt, in welchem der tapfere Prinz Eugen den Sieg bei Peterwardein gewann und noch einmal die Festung Belgrad eroberte, so daß die Türken in dem Frieden zu Passarowitz 1718 den temeswarer Banat, Serbien und einen Theil der Walachei, von Bosnien und Croatien an Oesterreich abtreten mußten.

Weil während dieses Türkenkriegs Philipp V. von Spanien, den der Kaiser nicht anerkennen wollte, Sardinien und Sicilien besetzt hatte, so schloßen England, Frankreich, Holland und der Kaiser zur Aufrechterhaltung des Utrechter Friedens die sogenannte Quadrupel-Allianz oder den Viermächtebund und zwangen Philipp V., jene Insel wieder zu räumen und, gegen die Anerkennung von Seiten des Kaisers, sowie gegen die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toscana, auf alle ehemalige spanische Nebenländer von Europa zu verzichten. Der Kaiser tauschte hierauf von dem Herzog von Savoyen, der sich auf spanische Seite geschlagen hatte, Sicilien gegen die Insel Sardinien ein.

257. Da der spanische Erbfolgekrieg die Lehre gab, daß die Unbestimmt-

heit der Thronfolge das Glück der Völker gefährde, so hatte Karl VI. schon im Jahre 1713 die pragmatische Sanction, d. i. ein Hausgesetz für Oesterreich gegeben, wonach sämtliche österreichische Staaten ungetheilt auf den Nachfolger kommen, und, falls der Mannsstamm ausginge, die Erblande auf die weibliche Linie (zunächst in seinen Nachkommen, dann in denen Joseph's I.) übergehen sollten.

Weil Karl ohne männliche Erben war und nur eine einzige Tochter, Maria Theresia, hatte, welche er an den Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählen wollte, so lag ihm alles daran, jenem Hausgesetze die Anerkennung der europäischen Mächte, denen natürlich diese Machtbefestigung Oesterreichs mißfiel, zu verschaffen. Um ihre Zustimmung zu erhalten, ließ er sich's die größten Opfer kosten, Opfer, die auch dem deutschen Reiche abermals die schwersten Wunden schlugen.

Nachdem Deutschland und Europa dreizehn Jahre lang einen wohlthätigen Frieden genossen hatten, führte nach dem Tode des Königs August II. der **polnische Erbfolgekrieg** neue Verwicklungen und schwere Verluste für den Kaiser **1733** herbei. Denn weil der Kaiser, seiner Zusage gemäß, mit Rußland den von einer polnischen Adelspartei gewählten August III., Kurfürsten von Sachsen, unterstützte, Ludwig XV. von Frankreich aber seinem Schwiegervater, dem im nordischen Kriege von den Polen vertriebenen und von einer französisch-polnischen Partei zurückgerufenen König Stanislaus Leszczyński wieder zum Throne verhelfen wollte, so schloßen Frankreich, Spanien und Sardinien (unter Karl Emanuel III.) ein Bündniß und erklärten dem Kaiser 1733 den Krieg, der sowohl in Italien, als am Rhein geführt wurde. Die Anerkennung Englands und Hollands hatte sich der Kaiser 1731 durch einen Vertrag verschafft, wonach er diesen Staaten Handelsvortheile in Sicilien gewährte und die ostindische Handelsgesellschaft zu Ostende aufhob.

Gleich auf die Nachricht vom Tode Königs August II. war Stanislaus Leszczyński, als Kaufmann verkleidet, nach Polen gekommen und zu Warschau am 22. Sept. 1733 mit Hilfe der französisch-polnischen Partei wieder auf den Thron von Polen erhoben worden. Aber schon wenige Tage darauf erschien in der Nähe von Warschau ein russisches Heer, so daß Stanislaus, der keine Mittel hatte, mit seinen Anhängern nach Danzig entfloß, um dort die ihm verheißene französische Hilfe zu erwarten. Unterdessen ließ die Gegenpartei den Kurfürsten August III. zum König ausrufen.

Während ein spanisches Heer in Toscana landete, um gegen Neapel zu ziehen, besetzte ein französisches Heer Lothringen, ein anderes Heer gieng bei Straßburg über den Rhein und nahm die Reichsfestung Kehl weg, ein drittes unter Villars rückte in Italien ein, wo sich sardinische Truppen mit ihm vereinigten. Der Kaiser, unbereitet wie er war, und vom deutschen Reiche nur schwach unterstützt, sandte den Prinzen Eugen an den Rhein, doch mit so wenig brauchbaren Truppen, daß der ohnedies bejahrte und kränkliche, noch dazu vom Wiener Hofkriegsrath in allen seinen Anordnungen gehemmte Feldherr mit Schmerz die festen Plätze Erier und Trarbach und die Reichsfeste Philippsburg in französische Hände übergehen sehen mußte. In Italien aber war der Kaiser in noch größerem Nachtheil; denn Mailand wurde von den Franzosen und Sardiniern, Neapel und Sicilien von den Spaniern besetzt.

1735 Inzwischen hatte sich Stanislaus in Danzig aus Mangel an ausreichender Unterstützung nicht halten können, sondern war im Juni 1734, als Ochsenhändler verkleidet, ins Preussische gegangen, worauf Danzig kapitulierte. Da hielt es der französische Hof für klüger, mit dem Kaiser (am 3. October) einen Präliminarfrieden einzugehen, demgemäß August III. als König von Polen anerkannt werden, der Herzog Franz Stephan von Lothringen, Maria Theresia's Bräutigam, dieses sein Herzogthum samt dem Herzogthum Bar als Lehen dem Erbkönige Stanislaus, und im Todesfalle desselben als Eigenthum an Frankreich überlassen und dafür, nach dem nahe bevorstehenden Aussterben des Hauses Medici, das Großherzogthum Toscana bekommen sollte. Ferner wurde bestimmt, daß die spanisch-bourbonische Dynastie zwar Neapel und Sicilien, jedoch nur als Secundogenitur, d. h. als ein stets nur einem jüngern spanischen Prinzen zufallendes, nie mit der spanischen Krone zu vereinigendes Erbe bekommen, der Kaiser sich dafür mit Parma und Piacenza und mit der Anerkennung der pragmatischen Sanction begnügen und der König von Sardinien vom Mailändischen die Gebiete Tortona und Novara erhalten sollte.

Mit diesen Bestimmungen war Spanien nicht zufrieden, sondern wollte noch die oberitalischen Herzogthümer dazu; weil es aber seinen Forderungen keinen Nachdruck geben konnte, so fügte es sich und trat 1738 dem Frieden von Wien bei, der den 18. Nov. definitiv zu Stande kam. Franz Stephan, welcher 1736 seine Vermählung mit Maria Theresia gefeiert hatte, war schon 1737 in den wirklichen Besitz von Toscana gekommen.

Um sich für solche Nachtheile im Osten zu entschädigen, folgte der Wiener Hof der Einladung der Kaiserin Anna von Rußland zu einem Bündnisse wider die Türken, von denen sie Nowo zurüd erobern wollte. Aber der Prinz Eugen, dieser treue Schutzwächter von Deutschlands Ehre und Grenzen gegen Westen und Osten, war bereits 1736 gestorben, und so gieng für den Kaiser durch die Unfähigkeit seiner Feldherrn, Wallis und Reiperg, und durch die Engherzigkeit seines Hofkriegsraths in diesem unglücklichen Kriege der österreichische Antheil von Serbien und der Walachei samt Belgrad wieder verloren. Ein Jahr nach dem traurigen Belgrader Frieden starb Kaiser Karl VI. am 20. October (1740) als der letzte vom habsburgischen Mannesstamme und hinterließ seiner Tochter als Thronfolgerin eine schwere Aufgabe.

Kap. 41. Innere Zustände im sogenannten Zeitalter Ludwig's XIV.

1648—1740.

258. Leben und Sitten. So lag denn Deutschland in jenem Jahrhunderte, welches seit dem westfälischen Frieden bis zum Tode Karl's VI. verfloß und das Jahrhundert Ludwig's XIV. genannt wird, von dem Schlage, den ihm der 30jährige Krieg versetzt hatte, betäubt und von der arglistigen Politik Frankreichs auf allen Seiten umstrickt, in einer schmachlichen Ohnmacht und Schwäche darnieder. Während es ihm kaum gelang, das zu erhalten, was zu vertheidigen, was ihm die auf den Geist rein weltlicher Despotie gegründete Macht der (in Frankreich, Spanien und Italien nun vormaltenden) Bourbonen belassen wollte, richtete es sich auch in den Bewegungen seines innern Lebens mehr und mehr nach dem vom französischen Hofe ausgehenden Geiste einer unsittlichen, eigensüchtigen, aller

Wahrheit und Tugend Hohn bietenden modernen Lebensphilosophie.

Rücksichtslose Willkürherrschaft, üppige Sinnlichkeit, abenteuerlich-lüderliche Verschwendung, trügerischer Heuchelschein, eitle Prahlerei und falsche Ruhmsucht wirkten ansehnend auf viele deutsche Fürsten und Herren jener Zeit, die in Ludwig XIV. das Muster eines Herrschers sahen und dasselbe nach Möglichkeit in sich und in ihren Umgebungen nachzuahmen strebten. Man fieng an, die jungen Prinzen und Junker nach Paris zu schicken, damit sie die Rolle eines Ludwig XIV. spielen lernten, und der deutsche Adel that sein Möglichstes, seine Fürsten in einem Streben zu bestärken, von welchem er nur Vortheile für seinen Stand erwartete.

Die schädlichen Folgen jener Nachahmungssucht zeigten sich bald 1. in der durch den französischen Einfluß stets genährten Uneinigkeit der ohnedies nur äußerlich verbundenen Reichsglieder unter einander; 2. in der rücksichtslosen Verletzung der Unterthanenrechte von Seite vieler Fürsten, welche (gleichwie Ludwig nur in seiner Person den Staat sah und keinen freien Bürgerthum duldete) auch immer mehr darauf ausgingen, die Reichsstädte zu unterdrücken, die Landstände zu misshandeln und die Bürger ihrer alten Freiheiten zu berauben; 3. in der von vielen Höfen ausgehenden Entfittlichung und Erschlaffung des früher viel kräftigeren Volksgeistes und edleren Bürgersinns; 4. in der Verschwendung und Zerrüttung der Einkommensquellen der Staaten und in der damit zusammenhängenden größern Bedrückung und völligen Verarmung der Unterthanen.

Der erste Nachahmer Ludwig's war in der Mitte des 17. Jahrhunderts Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen, dessen verschwenderische Hofhaltung einen Bankrott nach sich zog, den die Landstände decken mußten. Noch ärger machte es sein zweiter Nachfolger, Johann Georg IV., unter dessen Erpressungen das Land furchtbar litt; am ärgsten trieb es aber sein Bruder und Nachfolger, der starke August von Sachsen, dessen Feste und Vergnügungen, Lustschlösser und Schatzkammern unermessliche Summen verschlangen, und der, selbst als er um den Preis des Religionswechsels 1697 König von Polen wurde, fort und fort das Mark des sächsischen Erblandes zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seines üppigen Prunklebens verwandte, ohne je auf die Klagen seiner Unterthanen zu hören.

Ebenso hatte die lange Verbindung des Kurfürsten Max II. Emanuel von Bayern († 1726) mit Frankreich schädlichen Einfluß auf sein Erbland, aus welchem ihm, da er als Statthalter der Niederlande meist in Brüssel lebte, zur Befriedigung seiner dem französischen Hofe gemachten huldigenenden Bedürfnisse, oft dreifache Steuern zugeschiedt werden mußten. Ihm ahmte sein Vetter, Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz († 1716) nach, der in Düsseldorf, der Hauptstadt seines jülichischen Erbes, lebte.

Auch der Hof des Kurfürsten von Braunschweig-Hannover blieb nicht hinter dem Zeitgeschmack zurück, und als Kurfürst Georg 1714 König von England, und Hannover dadurch gleichsam eine britische Provinz ward, so wurde daselbst doch der Hofprunk fortwährend gerade so beibehalten, als ob der Fürst noch anwesend wäre.

Gerade an den kleinern Höfen herrschten oft die größten und sittenverderblichsten Mißbräuche, wie unter andern am württembergischen Hofe, sowohl unter dem Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733), dessen verderbliche Regierung 1717 viele Württemberger zur ersten Auswanderung (nach Nordamerika) bewog, als auch unter dem katholischen Herzog Karl Alexander (1733—1737), dessen Günstling, der Jude Süß, das Land auf die ausgefuchteste Weise ausprekte, bis der plötzliche Tod des Fürsten das arme Land von dem Jure, sowie von einer angezeigten Verschönerung zur Katholisierung der protestantischen Einwohner befreite.

Auch die meisten geistlichen Höfe, größere wie kleinere, blieben nicht hinter den weltlichen zurück, ja überboten sie oft noch an Ueppigkeit und Schwelgerei.

Unter den besseren Höfen damaliger Zeit zeichnete sich besonders Brandenburg unter seinem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm († 1688) aus, der sich, wie oben gezeigt wurde, alle Mühe gab, deutsche Sitte und Ehre aufrecht zu erhalten. Aber sein Sohn, Kurfürst Friedrich III. (als König von Preußen Friedrich I.) führte durch seine Prachtliebe das Land in Schulden, und französische Sitten und Moden herrschten in Berlin mehr als anderswo. Nach seinem Tode 1713 stellte jedoch sein

Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I., von welchem im folgenden Kapitel näher die Rede sein wird, die eingerissene Finanznoth durch strenge Sparsamkeit und Ordnung wieder ab und suchte die verweschten Sitten durch deutsche Verbhelt und ernstern kirchlichen Sinn zu verbannen (262).

Auch der kaiserliche Hof zu Wien hielt sich vom französischen Unwesen fern, und Leopold brachte es sogar auf dem Reichstage zu Regensburg, welcher seit 1663 permanent geworden war, im Jahre 1689 dahin, daß aller und jeder Verkehr mit Frankreich, selbst die Annahme französischer Bedienten, verboten sein sollte. An Carl's VI. Hofe herrschte zwar viel überflüssiger und unnäher Prunk, aber er war mehr eine Folge der von ihm aus Spanien mitgebrachten Reisen und geschmacklosen Etikette, welche übrigens dem unter dem österrreichischen Adel und Bürgerthum einreißenden Leichtsinne einen Damm entgegensetzte.

259. Christenthum und Kirche. Unter den Protestanten führen auch nach dem westfälischen Frieden die lutherischen und reformirten Theologen fort, einander zu bekämpfen. Manche führten diesen Kampf noch aus lebendig gläubiger Ueberzeugung und duldeten um ihres Bekenntnisses willen standhaft Noth und Verfolgung, wie der als geistlicher Niederbichter berühmte Paul Gerhard (§. 245), welcher, weil er in Berlin einen sein lutherisches Bekenntniß beeinträchtigenden Revers unterschreiben sollte, lieber freiwillig seinem Amte entsagte (1667), bis er 1669 nach Rübben berufen wurde, wo er als Pastor Primarius 1676 starb. Die meisten aber bekämpften sich ohne den Geist der Liebe und thaten durch eine streitsüchtige, todte Gottesgelehrtheit dem lebendigen Glauben im Volke großen Eintrag, der ohnedies durch den von den weltlichen Oberen ausgehenden Geist unchristlicher und unchristlicher Sitte sehr zu leiden hatte.

Doch gab es auch in dieser dürrern Zeit reine Geister, die dem todten Wortglauben, neben welchem der Aberglauben forthat, entgegentraten und, wenn auch unter Spott und Verfolgung, dem in der Liebe lebendigen Glauben Raum und Bahn zu machen strebten. So ist besonders Philipp Jacob Spener (geb. 1635 im Elßässischen, Oberhofprediger in Dresden, zuletzt Probst in Berlin, wo er 1705 starb,) mit Segen zu nennen, weil ihm das ersterbende christliche Leben jener Periode neue Anregung verdankte, indem er durch seine Collegia pietatis, sowie überhaupt durch seine pastorale Thätigkeit die evangelische Theologie von dem Wege der bloßen Verstandes speculation auf den biblisch-practischen Weg der Reformatoren zurückzuführen und den Glauben durch Hervorhebung des urchristlichen Grundsatzes vom allgemeinen Priesterthum zur Herzensangelegenheit eines jeden Christen zu machen suchte. Waren auch aus dieser warmen und lebendigen Anregung keine neuen Gestaltungen des kirchlichen Lebens hervorgegangen, so hat sie doch nicht nur auf einzelne empfängliche Gemüther, sondern auch auf die edelsten Kreise des geistigen Lebens der Nation einen tiefen segneten Einfluß ausgeübt, welcher von der f. g. pietistischen Schule der Universität Halle, obwohl nicht mit gleicher Lauterkeit, noch lange fortgepflanzt wurde und bis auf unsere Tage in manchen ehrenwürdigen Erscheinungen wahrzunehmen ist. Doch ist andererseits zuzugeben, daß Spener in seinem heilsamen Gegensatz gegen den todten Glauben der Kirchenglieder und Kirchenbeamten, ohne es zu ahnen, in gewissen Beziehungen der Kirche, als solcher, zu nahe trat. Die Nachwirkungen von Spener's Geist zeigten sich insbesondere durch den Zusammentritt christlicher Gemeinschaften, denen neben dem eignen Wachsthum im Christenthum die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden am Herzen lag, eine Pflicht, welche die katholische Kirche ihrerseits nie aus den Augen gelassen hatte. Die erste deutsch-protestantische Missionsgesellschaft war die dänisch-hallische, die sich am Ende des 17. Jahrhunderts bildete, und ihre Missionäre, unter welchen Biegenbalg und Schwarz die bedeutendsten waren, nach Tranquebar in Ostindien ausandte.

Spener ähnlich, gewissermaßen aus seiner Schule hervorgegangen, aber in weitem Umfange wirkte im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts der um das praktische Christenthum, wie um die Verbesserung des Schulwesens jener Zeit gleich hoch verdiente August Hermann Franke, die Seele der theologischen Facultät der damals neu gegründeten Universität Halle und Stifter des hallischen Waisenhauses. Er war zu Rübbed 1663 geboren, studierte in Erfurt und Kiel Theologie, wurde in Leipzig Magister, errichtete dort als Dozent die Collegia philiblica, die er so lange fortsetzte, bis ihm durch exclusiv-orthodoxe Gegner Spener's diese Vorlesungen untersagt wurden. Hierauf gieng er nach Erfurt, wo er das gleiche Schicksal hatte. Da be-

kam er 1691 einen kurbrandenburgischen Ruf an die neu errichtete Universität Halle als Professor der griechischen und hebräischen Sprache und zugleich zu seinem: besseren Auskommen die Pfarrstelle zu Glaucha, die er 1714 mit einer Predigerstelle zu Halle vertauschte. Dort nahm er sich besonders der Armen und Kinder an, deren leibliche und geistige Noth er mit aufopfernder Liebe zu heben suchte. Eine in der von ihm ausgestellten Sammelbüchse vorgesehene Gabe von 4 Thalern veranlaßte ihn, eine Armenischule damit zu begründen. Er bestellte einen armen Studenten für wöchentlich 6 Groschen zum Lehren, kaufte von weiter eingehenden Beiträgen Schulbücher und unternahm Reisen, um für seinen Zweck Geld zu sammeln. Sein lebendiges Gottesvertrauen erweckte so viele Herzen, daß er ein Haus zur Aufnahme von Waisenkindern anlegen konnte. Oft gieng ihm das Geld zur Bezahlung der Bauleute aus, immer aber kam die Hilfe noch zu rechter Zeit und stärkte seinen Glauben. Die nie versiegende Quelle freiwilliger Liebesgaben setzte ihn in den Stand, seinen Plan zu erweitern. Nach zehn Jahren wurden in seiner Anstalt schon 125 Waisen und 75 arme Studenten ernährt und 800 fremde Kinder unterrichtet. Um die Mittel zur Unterhaltung und Erweiterung der Anstalt zu vermehren, verband er damit eine Apotheke, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, eine Meierei, ein Pädagogium für Söhne wohlhabender Eltern; und bald erhob sich auch ein Witwenhaus und eine Krankenpflegeanstalt. Die von ihm ausgehende verbesserte Lehrmethode und christliche Erziehungsweise machte lange Zeit hindurch das „Hallische Waisenhaus“ zu einem Vorbild im deutschen Schulwesen. Unter seinen Mitarbeitern verdient Freilinghausen eine besondere Erwähnung. Als Franke 1727 starb, wurden in seiner deutschen Schule 2125 Kinder von 136 Lehrern unterrichtet, im Waisenhause 430 Waisen, mehrere hundert andere arme Kinder und 255 arme Studenten gespeist; das Pädagogium bestand aus 152 Personen; der Gehilfen und dienenden Leute in den noch übrigen Anstalten waren es 82. Die sämtlichen mit dem Gesamtnamen „Frankische Stiftungen“ oder „Hallisches Waisenhaus“ bezeichneten Gebäude umschließen einen Hofraum, der einer sehr langen und breiten Straße gleicht.

Unter denen, die dem Aberglauben aufs schärfste entgegentraten, muß Christian Thomasius (seit 1675 Professor der Beredsamkeit zu Leipzig, von 1684 an Professor der Jurisprudenz zu Frankfurt a. d. O. und seit 1694 zu Halle, † 1728) genannt werden, dem es durch seine Beredsamkeit gelang, den Hexenprocessen ein Ende zu machen, nachdem schon früher der (245) genannte Katholik Friedrich von Spee inähnlich und schriftlich diesem Unwesen muthig entgegengetreten war. Nur hat Thomasius andererseits bei seinem Bestreben, die Achtung der Menschrechte geltend zu machen, durch seine Philosophie den Grund des positiven christlichen Glaubens untergraben helfen, insofern er z. B. den Concubinat und die Vielweiberei vom Standpunkte seines Naturrechts vertheidigte.

Uebrigens erhielt sich der Confessionsunterschied im Protestantismus fortwährend. Zwar wurden im 17. Jahrhundert die Versuche zur Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, welche von letzterer von Anfang an vergebens waren angestrebt worden, mehrfach wiederholt. Insbesondere suchte man in Brandenburg, wo seit 1540 nur die lutherische Kirchenordnung gegolten hatte, seit dem Uebertritte des Landesfürsten Johann Sigismund 1613 zur reformirten Kirche (226) dieser letztern den Eingang zu verschaffen und durch die Confessio Sigismundi, welche die schärfsten Unterscheidungslehren umgieng, auf die Vereinigung beider Confessionen hinarbeiten.

Allein die angestellten Religionsgespräche (zu Leipzig 1631, zu Thorn 1645, zu Cassel 1661) verschärften den Gegensatz nur; die lutherische Geistlichkeit und die Landstände setzten nachhaltigen Widerstand entgegen. Hierauf suchte man durch Uebertragung der lutherischen Kirchensachen auf den reformirten Geheimenrath, durch Abschaffung der Verpflichtung auf die Concordienformel, durch das Verbot des Besuchs der lutherischen Universität Wittenberg den Widerstand zu brechen. Und als unter dem großen Kurfürsten so viele um ihres Glaubens willen aus ihren Heimatlanden vertriebene reformirte Franzosen, Plzer, Holländer und Walddenser im Brandenburgischen Aufnahme fanden und dadurch, wenigstens in den preussischen Ostprovinzen, die reformirten Gemeinden zusehends wuchsen, so trat durch die Gründung eines eigenen reformirten Kirchendirectoriums 1713 die reformirte Kirche förmlich neben der lutherischen auf, welche ebenfalls, jedoch viel später (seit 1750), durch ein eigenes lutherisches Oberconsistorium vertreten wurde. Doch

1740 rungsantritt Friedrich's II. des Großen in Preußen und Maria Theresia's in Oesterreich, Ungarn und Böhmen. Insbesondere hatte der Kampf, welchen die junge Macht Preußens mit der alternden Macht Oesterreichs begann, die Bestimmung, in nationaler Beziehung den ganz verkommenen deutschen Geist und Sinn wieder zu wecken und Keime der Erneuerung und Kräftigung des deutschen Volkes herbeizuführen.

Preußen, seit 1618 mit Brandenburg vereinigt, seit 1657 unter seinem großen Kurfürsten im Belauer Vertrag mit Polen souverän geworden (248), und seit 1701 durch Friedrich I. zum Königreich erhoben (249), hatte sich unter diesem seinem ersten Könige durch eine Erbschaft aus dem oranischen Nachlasse (er war ein Sohn der ältern Schwester Wilhelm's III. von England), nämlich durch die Grafschaften Lingen und Neurs und durch die Fürstenthümer Neuchâtel und Valengin, erweitert. Durch dessen verschwenderische, dem französischen Hofe nachgeahmte Prunksucht war das Land in drückende Schuldennoth gerathen, aber durch seines Sohnes Friedrich Wilhelm I. streng geordnete Staatshaushaltung zu einem kräftigen Staate herangebiehen.

Dieser König hatte sein Gebiet durch die Waffen im Utrechter Frieden mit dem Oberquartier Geldern und im nordischen Kriege mit Stettin und den Küstenstrichen an den Obermündungen vermehrt, so daß sich seine Herrschaft von der Ostgrenze der eigentlich germanisirten Länder (mit Unterbrechungen) bis an die alten Westgrenzen Deutschlands erstreckte, demnach Rußland und Frankreich zu Grenznachbarn hatte. Doch befand sich die Grundlage seiner Macht in den mittleren Ländern an der Elbe und Oder, und auf sie vorzüglich war das „militärisch administrative System“ gegründet, das dem Ganzen Zusammenhalt gab. In diesen Gebieten war der Protestantismus vorherrschend, der noch dazu in dem streng kirchlichen Sinne dieses Landesheerrn, sowie in dem großartigen Schutze, den er seinen in andern Ländern verfolgten Glaubensgenossen gewährte, einen solchen Halt fand, daß der protestantische Name zu neuem Ansehen gelangte. Gegen französische Eingriffe hielt er stets treu zu Oesterreich; gegen Angriffe auf die Protestanten nahm er stets eine selbständige Haltung an, die ihm eine einflußreiche Stellung unter den Reichsständen verschaffte (während der sächsische Hof in Dresden durch seine Hingabe an die Jesuiten das Vertrauen der Protestanten und dadurch seine ehemalige Bedeutung im Reich einbüßte). Er war aller Wissenschaft und Kunst abgeneigt und für das Soldatenwesen allzu sehr eingenommen. Doch hat er durch Entfernung alles Luxus, durch genau berechnete Sparsamkeit und angestrenzte Thätigkeit, durch eine feste Einrichtung im Verwaltungs- und Justizwesen, durch verständige Beförderung des Land-Anbaus, sowie überhaupt durch einen guten, wenn auch rauh deutschen und streng kirchlichen Sinn seine Staaten in eine solche Ordnung gebracht, daß er seinem Sohne Friedrich, außer den erhöhten jährlichen Einkünften, einen Schatz von fast 9 Millionen Thalern und ein wohlgehaltenes Heer von 89,000 Mann hinterlassen konnte.

Friedrich Wilhelm I. verdankte die gute Einrichtung seines Heeres dem berühmten „Dessauer“, jenem Fürsten Leopold von Dessau, der im spanischen Erbfolgekrieg die Schlachten bei Höchstädt und Turin gewinnen half. Bekannt von diesem Könige ist seine Liebhaberei für riesengroße Leibsoldaten, die er um hohe Summen in allen deutschen Ländern anwerben ließ. Seine Haupterholung fand er in seinem

„Talhalsköllegium“. Sein Widerwille gegen Künste und Wissenschaften, insbesondere gegen Gelehrsamkeit scheint in ihm durch die eitle Prachtliebe seines Vaters und durch die über die weiblichen Schranken gehende Bildung seiner Mutter entstanden zu sein. Während er Gelehrten in mannigfacher Weise seine Mißachtung zu erkennen gab und ihre Gehälter beschränkte, gab er Millionen aus, um ruinierte Städte aufzubauen, verödete Landschaften herzustellen, Landschulen zu errichten und sonstige Stiftungen und andere nützliche Anstalten zu unterstützen. So gewährte er 1731 den durch den Erzbischof Firmian von Salzburg vertriebenen Protestanten, desgleichen den aus Polen flüchtenden Dissidenten Aufnahme und Schutz in seinem Staate und verschaffte mit Reisegeld, Bau- und Ackergeräthen. Auch zog er viele arme Ansiedler aus der Schweiz, aus Schwaben, Sachsen, Böhmen herbei. Er stiftete das Krankenhaus in Berlin, das nachher zur Charité erweitert wurde, desgleichen das Waisenhaus in Potsdam für 2500 arme Soldatenkinder. In religiöser Beziehung hielt er den Kirchenglauben fest, den er auch für sein Volk um jeden Preis erhalten wissen wollte, weil er von dem aus der Quelle der englischen und französischen Freidenkerei kommenden Unglauben sich nichts Gutes versah. War auch sein Glaube mehr nur formell, so hatte er doch Augenblicke, wo er sich vor einem innern lebendigen Glaubensleben, wenn es ihm in würdiger Weise nahe trat, gerne beugte. So war er ein warmer Gönner des Grafen Zinzendorf und des Aug. Herm. Franke.

So bedeutende Mittel, wie die oben erwähnten, an Geld und Mannschaft, warteten nur der rechten geistigen Kraft, um zu größern Zwecken benutzt zu werden. Diese Kraft besaß sein Sohn, Friedrich II., der Große, dem die hohe Aufgabe zufiel, den preussischen Staat in die Reihe der europäischen Großmächte einzuführen.

Friedrich II. (geb. den 24. Januar 1712) hatte bei seinem Vater eine strenge Schule durchgemacht. Von Natur mit scharfem Verstand, lebhaftem, offenem Geiste, feurigem Temperament und fester Willenskraft ausgestattet, hatte er frühe, und zwar als Kind, durch eine französische Erzieherin, und als Knabe durch einen französischen Lehrer Vorliebe für die französische Sprache gewonnen, war dann als Jüngling durch einen seiner Jugendbekannten, den Lieutenant von Ratte, mit der durch Voltaire neu aufgetommenen französischen Dichtkunst und Philosophie vertraut geworden, deren verführerischer Reiz ihn so einnahm, daß sein Vater, ein geschworener Feind alles französischen Wesens und Treibens, als er jene Richtung an Friedrich entdeckte, ihm dergleichen Beschäftigungen aufs strengste untersagte. Obnebies stießen sich Vater und Sohn von Natur gegeneinander ab, und da der junge Friedrich als Officier sich öfter über seines Vaters Härte gegen die Soldaten, sowie auch über dessen Jagdlust mißbilligend und spöttisch äußerte, so hielt ihn dieser nur desto strenger im Dienst, drückte ihn auf alle Weise und gieng in seinem Haß gegen den Sohn, der sich in keiner Weise dem Vater beugen wollte, so weit daß er ihm zumuthete, der Thronfolge zu entsagen. Aber der Prinz erklärte, er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als in dieses Begehren willigen.

Da sein Vater auch über seine Verheirathung anders verfügen wollte, als seine Mutter, die ihm ihres Bruders, des Königs von England, Tochter zugebachte hatte, so suchte Friedrich, um dem harten, ihm unerträglichen Joch des Vaters zu entgehen, auf einer Reise, die er mit ihm an den Rhein machte, nach England zu entfliehen. Aber durch einen an den Lieutenant Ratte gerichteten und aufgegebenen Brief wurde er zu Frankfurt verrathen, von seinem Vater nach harter Mißhandlung — er wollte ihn sogar mit dem Degen durchstoßen — als Gefangener nach Wesel und von da nach Cöln geschickt. Hierauf wurde in Rönneil ein Kriegsgericht niedergelegt, das sich jedoch jeder Entscheidung enthielt, weil es keinem Unterthanen zukam, über Vorfälle in der königlichen Familie zu richten. Viele befürchteten von der Hitze des Königs das Aergste, und mehrere befreundete Fürsten, auch der Fürst von Dessau, selbst der Kaiser Karl VI., legten Fürbitte ein. Diesen Urtheilen und Vorstellungen fügte sich endlich der König.

Anderß beschloß er es mit Ratte. Auch diesen fand das Kriegsgericht nicht des Todes würdig und verurtheilte ihn zu immerwährender Festungsstrafe. Der König änderte diesen Spruch in ein Todesurtheil um. Nach vier Wochen strengster Haft wurde das Rectorenfenster des Prinzen geöffnet und sein Freund und Mitwisser Ratte vor seinen Augen enthauptet. Der Prinz fiel in Ohnmacht und befiel von der

ganzen erschütternden Scene einen unauslöschlichen Eindruck. Hierauf von dem Feldprediger Müller, welcher Ratté zum Tode vorbereitet hatte, dringend ermahnt, diese traurige Begebenheit als eine Mahnung Gottes zu seiner Besserung anzusehen und sich seinem Vater gehorsam zu unterwerfen, gab Friedrich nach einiger Zeit solche Zeichen der Reue, daß ihn sein Vater der Haft entließ, nachdem der Prinz vor einer Commission einen Eid geschworen hatte, sich nie rächen und stets ein gehorsamer Sohn sein zu wollen. Diesen Schwur hat er auch nachher gewissenhaft gehalten. Vorerst aber betam er seinen Degen noch nicht zurück, sondern mußte von unten auf im strengsten Kanzleidienste sich mit allen Geschäften der Staatsverwaltung genau bekannt machen.

Nachdem er diese Prüfungszeit ein Jahr lang ausgehalten hatte, war der Vater versöhnt, ernannte den Sohn zum Inhaber eines Regiments, wählte ihm wider seinen Willen eine Prinzessin von Braunschweig-Bevern zur Gattin und gab ihm die Herrschaft Ruppin und das Lustschloß Rheinsberg, wo Friedrich bis zu seiner Thronbesteigung sich theils mit theoretischen und praktischen Uebungen im Militärdienst, theils mit philosophischen und historischen Studien, insbesondere mit der Lectüre französischer Geisteswerke, auch französischen Uebersetzungen classischer Autoren beschäftigte, theils im Umgange mit wissenschaftlichen oder geistreichen Männern seiner Umgebung, und im schriftlichen Verkehr mit Voltaire, d'Alembert, Rollin, Maupertuis und andern französischen Philosophen lebte, deren aufklärerischen Ansichten er sich mit jugendlicher Begeisterung hingab. (Die nachtheiligen Folgen werden in 269 näher bezeichnet.) Die mechanisch-formelle Art, in welcher ihm von Jugend auf die Kirchenlehre beigebracht und die häusliche Andacht mit ihm betrieben worden war, hatte ihm das innere Leben des Evangeliums nicht eröffnet und das Gegentheil von dem hervorgebracht, was man bezweckt hatte.

Außer mit den oben angeführten französischen Encyclopädisten stand er auch mit dem damaligen deutschen Philosophen Wolff und andern berühmten Männern seiner Zeit im Briefwechsel, wobei ihn theils der Trieb, seinen Geist vielseitig auszubilden, theils die Begierde leitete, Bewunderung für Bewunderung einzutauschen; denn „Ich glaube, (schrieb ein damaliger Beobachter von ihm) daß seine größte Leidenschaft die für den Ruhm ist, der nach seiner Meinung darin besteht, immer der strengsten Vernunft gemäß zu handeln und sich von keinem Vorurtheile beherrschen zu lassen. Er ist unerschütterlich in den Entschlüssen, die er nach reifer Ueberlegung gefaßt hat. Er ist großmüthig, freigebig und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empfinden ihn“. So war jedermann in Preußen voll Erwartungen von ihm, als seines Vaters Tod ihn zur Regierung berief.

Sein Vater hatte noch vor seinem Sterben ihn über seine innersten Regierungsgrundsätze belehrt, welche auf die Wehrung der Macht des Staates, auf Verbesserung des Unterthanenwohls und Fernhaltung jeder Allianz für fremde Interessen abzielten. Da Friedrich ganz auf die Ideen seines Vaters einging und dieser dabei nicht blos den guten Willen sondern auch die besonderen Fähigkeiten des Sohnes wahrnahm, pries er Gott, und als der Sohn, darüber zu Thränen gerührt, seinem Vater die Hand küßte, umarmte ihn dieser und rief aus: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!“ Freudig erwartete er nun sein Ende und zeigte den Sarg, den er sich hatte machen lassen, mit den Worten, daß er darin gut zu schlafen gedente. Er starb den 31. Mai 1740.

In der besten Kraft seiner Jahre, voll scharfblickenden Geistes und rastlosen Thätigkeitstriebes, versehen mit den ansehnlichen Mitteln, die er nach seiner Thronbesteigung vorfand, gedachte Friedrich II. seinen Staat auf eine höhere Stufe der Macht zu erheben.

Das Erste war, daß König Friedrich II. seiner Umgebung erklärte, er werde die Autorität allein ausüben; das Interesse des Landes und seiner Person sei zwar ein und dasselbe, aber wo beide collidirten, müsse der Vortheil des Landes den Vorzug haben. Und nach diesem Grundsatz traf er unverweilt in Ansehung des Hofhalts, des Heeres, der Religion, der Wissenschaften selbständig eine Maßregel nach der andern, woraus das Volk die Tüchtigkeit des neuen Herrschers erkannte. Seine ersten Regierungshandlungen bestanden darin, daß er, um einer Hungersnoth zu steuern, die Ma-

gazine öffnen und Korn zu wohlfeilen Preisen verkaufen ließ; dem Hof gab er eine anständigere Einrichtung, beobachtete aber für seine Person die größte Einfachheit. Seiner Gemahlin richtete er einen besondern Hofstaat ein, lebte aber stets getrennt von ihr, obwohl er ihr mit Achtung begegnete. Bei dem Dienst seiner Soldaten, von welchen er die theuren „Riesen“ größtentheils entließ, schaffte er die bisherigen Pladereien ab und hob manche Mißbräuche auf. In der Religion drang er auf Duldung unter den Confessionen; der Wissenschaft schenkte er volle Aufmerksamkeit und zog verschiedene Gelehrte an seinen Hof, die mit seiner Geistesrichtung übereinstimmten.

In materieller Hinsicht förderle er die Manufacturen, errichtete eine besondere Behörde für Gewerbe und Handel und regelte die Zollverhältnisse. Nachdem er auf einer Reise durch alle seine Provinzen die Huldigungen des Landes eingenommen hatte, gab er sich ganz den Regierungsgeschäften hin und arbeitete mit einer unermüdeten, von allen bewunderten Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum Abend, wo er das Vergnügen ausgejuchter Gesellschaft genoß, die er mit seinem Witz und seiner Laune belebte.

Von der Bedeutung eines Monarchen spricht er selbst folgende Ansicht aus: „Ein Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unerschoten sein und alle seine Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen.“ Es ist unverkennbar, daß dieser von ihm aufgestellten Bedeutung des Königthums eine völlig moderne, der älteren Bedeutung des Königthums entgegengesetzte Anschauung zu Grunde liegt, welche die Beziehung des Königthums zum Inhaber desselben, sowie die Beziehung des Regierenden zu den Regierten allmählich im tiefsten Grunde umzulehren geeignet war.

In Bezug auf die auswärtigen Mächte blieb er nicht lange schwankend: anfangs suchte er sich zwar dem französischen Hofe zu nähern; weil dieser aber in Bezug auf das Herzogthum Berg, auf das schon sein Vater nach dem Aussterben des pfalz-neuburgischen Hauses Ansprüche erhoben hatte, sich nicht für ihn erklären wollte, so gab er den Gedanken an diese Allianz auf. Als durch Kaiser Karl's VI. Tod der Thronwechsel in Oesterreich erfolgte, so glaubte der junge König diese Gelegenheit benützen zu müssen, um sich für jenen zurückgewiesenen Anspruch auf Berg in anderer Weise zu entschädigen und zugleich der Geringschätzung, mit der man an den großen Höfen von dem kleinen Preußen sprach, ein Ende zu machen.

263. In Oesterreich hatte in dem gleichen Jahre, als in Preußen Friedrich II. das Scepter ergriff, die 23jährige Maria Theresia, Gemahlin des Erzherzogs Franz Stephan von Toscana, vermöge der pragmatischen Sanction ihres Vaters den Thron bestiegen. Selten war ein Regierungsantritt mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als der Maria Theresia's. Denn der Staatsschatz war leer, die Armee in schwachem Zustande, Hungersnoth vor den Thoren und Aufregung in den entfernten Provinzen bemerkbar. Doch Maria Theresia hatte bei ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihrer Sittenreinheit und Herzensgüte, ihrer Wohlredenheit und Bildungsempfänglichkeit, einen entschlossenen, festen, ja heroischen Charakter, der ihr die Kraft gab, sich in ihren schweren Stand zu finden und die rechten Mittel zu ergreifen, um sich zu helfen. Zwar hofften die alten Minister ihres Vaters, nun volle Gewalt über sie zu bekommen; allein sie war nicht

genommen, ihnen, ja nicht einmal ihrem Gemahle, obgleich sie ihn sehr liebte und zum Mitregenten ernannte, einen wesentlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten.

Anfangs schien alles ruhig abzulaufen: Ihre Unterthanen huldigten, und Rußland, Preußen, Sachsen und Polen schickten Gesandte zur Beglückwünschung. Nur Frankreich zauberte, und der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der als directer Nachkomme Anna's, der ältesten Tochter Kaiser Ferdinand's I., Ansprüche auf Oesterreich, Böhmen und Ungarn machte, protestierte gegen den Regierungsantritt Maria Theresia's.

Die Vergleichung der beiden Exemplare des Testaments Ferdinand's I., von denen das eine in München, das andere in Wien war, ergab aber, daß die Wiener Urkunde die Worte „ehelichen Stammes“, die Münchener Urkunde die Worte „in nulligen Stammes“ enthielt, so daß, da sich für den Kurfürsten kein eigentlicher Vertheidiger erhob, sich von bayerischer Seite keine ernste Folge zu ergeben schien.

Eine ernstere Gefahr drohte von Preußen. Denn diesen Augenblick erfaßte sich Friedrich in seiner Begierde nach Ruhm und Machtvergrößerung, um mit alten Ansprüchen auf vier kleine schlesische Fürstenthümer (Brieg, Liegnitz, Wohlau und Jägerndorf) hervorzutreten; und als das kaiserliche Cabinet, wie vorauszu sehen war, diese Ansprüche als unbegründet zurückwies, ließ er ein schlagfertiges Heer an die schlesische Grenze marschieren.

Die Ansprüche auf jene vier Fürstenthümer, deren Friedrich's Vater auch öfter erwähnt hatte, gründeten sich auf alte, bis dahin zwar ungelöst gebliebene, aber unzweifelhafte Rechtsansprüche. Friedrich holte sie im Glauben an die für Kurbrandenburg sprechende Rechtsgiltigkeit hervor, um durch sie die Macht seines Hauses zu vermehren. Für den Fall, daß man ihm willfahre, erbot er sich, Oesterreich mit den Waffen zu vertheidigen und dem Großherzog von Toscana seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. Allein Oesterreich ließ sich in keine Unterhandlung ein.

Auf diese Weigerung rückte Friedrich mit 30,000 Mann über die Grenze und begann den ersten schlesischen Krieg den 16. Dec. 1740. Da er nach seinem Einrücken den Schlesiern ungestörte Religionsübung zugestand, strenge Mannszucht hielt und alle Bedürfnisse seiner Soldaten bezahlte, so fielen ihm gleich die Evangelischen zu, so daß er bald in Breslau einziehen konnte, dessen Einwohnern er um ihres Handels willen Neutralität zuerkannte. Auch mehrere Festungen ergaben sich; andere wurden blockiert, und während Graf Schwerin in Oberschlesien gegen den Feldmarschall Browne zu Felde lag, gieng Friedrich nach Berlin, um den Feldzug für den Frühling vorzubereiten. Nach seiner Wiederkehr im Februar eroberte er durch den Erbprinzen von Dessau die Festung Glogau, mußte aber von Brieg ablassen und sich, von zwei österreichischen Heeren in die Mitte genommen, zu einer Feldschlacht entschließen. Es war dies die Schlacht bei Mollwitz, in welcher ihm am 10. April 1741 der tapfere Schwerin den Sieg erschocht, der die Uebergabe von Brieg nach sich zog und den König wieder nach Breslau führte, daß ihm nun, da es die Neutralität nicht gehalten hatte, huldigen mußte.

Die Schlacht bei Mollwitz war mörderisch. Die überlegene österreichische Reiterei bemächtigte sich der preußischen Kanonen und wüthete schrecklich unter der preußischen Infanterie. Schon war der linke preußische Flügel geworfen, so daß Schwerin dem Könige rief, sich zu seiner Rettung nach Oppeln zu begeben und den Rückzug über die Ober zu decken. Ungern befolgte der König den Rath. Hierauf erneuerte Schwerin die Schlacht, zog alle verfügbare Mannschaft an sich und säumte mit seltenem Todes-

muth so ungehört gegen die Oesterreicher an, daß deren Führer, Graf Reipperg, den Rückzug befahl und die Preußen den Wahlsitz behaupteten.

Durch dieses Kriegsglück Preußens ermutigt, hatte sich inzwischen der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern mit Frankreich, Spanien, Preußen und Sachsen verbündet, um seine Erbansprüche auf einen großen Theil des österreichischen Ländergebietes auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen. Das von Frankreich betriebene Rymphenburger Bündniß vereinigte alle jene Mächte zu dem ausgesprochenen Plane, die ganze österreichische Monarchie zu zerstücken und den Kurfürsten von Bayern zum deutschen Kaiser zu machen, an welchem Frankreich ein gefügigeres Werkzeug seiner niederreißenden Politik zu haben glaubte.

Der Vertrag von Rymphenburg sicherte dem Kurfürsten von Bayern ein französisches Hilfsheer von 16—26,000 Mann, die jedoch der Kurfürst besolden sollte. Auch versprach ihm Frankreich zur Unterstützung seiner Wahl zum Kaiser ein Heer von 60,000 M. auf französische Kosten über den Rhein zu senden, wogegen der Kurfürst als künftiger Kaiser im voraus die Eroberungen anerkennen mußte, welche Frankreich in den Niederlanden oder sonst wo machen werde. Während das Nähere dieses Vertrags dem König Friedrich unbekannt war, schloß er zu dem vorauszu sehenden europäischen Kampfe mit Bayern einen Vertrag, worin Friedrich sich den Besitz der Grafschaft Glaz garantiren ließ und dagegen dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach, ohne sich jedoch zu einer bewaffneten Unterstützung der bayerischen Erbansprüche an Oesterreich zu verpflichten. Auch Sachsen, durch die Aussicht auf Oberschlesien und Mähren gewonnen, ließ Truppen gegen die böhmische Grenze rücken.

So begann der österreichische Erbfolgekrieg, indem am 31. Juli 1741 ein bayerisches Heer in Passau einrückte, und der Kurfürst mit einem französischen Heere über Linz, wo er sich von den Oesterreichern als Erzherzog huldigen ließ, gegen Wien vordrang, sich dann aber plötzlich nach Böhmen wandte und sich in Prag huldigen ließ, worauf er am 12. Februar 1742 als Karl der Siebente in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde.

Schon beim Einbruch der Bayern in Oesterreich war der Wiener Hof nach Preßburg geflüchtet und hatte auf den Rath Englands dem Könige von Preußen in einer geheimen Unterhandlung (von Klein-Schnellendorf) Niederschlesien samt Breslau und Neiße zugestanden gegen die mündliche Zusicherung, daß er Oesterreich nicht weiter angreifen wolle. Da aber Oesterreich die von Friedrich gestellte Bedingung der strengsten Verschwiegenheit nicht hielt und durch Veröffentlichung der Unterhandlungen Mißtrauen unter seinen Feinden zu erregen suchte, so erklärte Friedrich jene Verabredungen für ungiltig, schloß mit den Kurfürsten von Bayern und Sachsen am 1. und 4. November 1741 Verträge und ließ sich von dem ersteren die Grafschaft Glaz übertragen.

In dieser Bedrängniß gewann Maria Theresia in Preßburg den Beistand Ungarns (freilich nur gegen bedeutende Zugeständnisse), erhielt die Krönung und beschied am 11. Sept. die Stände vor sich, denen sie erklärte, daß sie, von allen verlassen, ihre Zuflucht zur alten Treue und Tapferkeit der Ungarn nehme und ihnen ihre Person und ihren kleinen Sohn Joseph anvertraue. Als ihr bei den letzten Worten die Thränen hervorbrachen, wurden die Abgeordneten so tief ergriffen, daß sie mit einem einstimmigen Vivat Domina et rex noster Maria Theresia Blut und Leben für sie zu opfern gelobten und sogleich zwei Hilfsheere aufboten.

Auch erhielt sie Geldhilfe von England und Holland, und in kurzem schnitt Graf Reipperg die Bayern und Franzosen von Oberösterreich ab,

so daß der österreichische Hof nach Wien zurückkehren konnte, worauf ungarische und italienische Truppen die Franzosen aus Böhmen zurückwarfen und durch die Einnahme von Scharding den Weg nach Bayern öffneten, in Folge dessen, während Karl in Frankfurt gekrönt wurde, die Oesterreicher in München einzogen und bald darauf ganz Bayern einnahmen.

In Folge des Mißlingens jener Verabredungen von Klein-Schnellendorf hatte Friedrich sogleich den Krieg wieder aufgenommen und Olmütz und Glaz wegnehmen lassen. Zwar wurde er von den Oesterreichern wieder nach Böhmen zurück gedrängt, erfocht aber selbst am 17. Mai 1742 einen Sieg bei Gzaskau (Chotusitz) in Böhmen, welcher Maria Theresia bewog, sich unter Englands Vermittlung zu den Breslauer Friedensunterhandlungen herbeizulassen und am 28. Juli 1742 den Berliner Frieden zu unterzeichnen, der den ersten schlesischen Krieg beendigte und Ober- und Niederschlesien (mit Ausnahme von Teschen und eines Theils der Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Reife) nebst der Grafschaft Glaz an Preußen überließ.

Das eroberte Gebiet umfaßte 650 Q.-M. mit 1,200,000 Einwohnern deutschen und slavischen Ursprungs in 150 größeren und kleineren Städten und 5000 Dörfern, also ein Drittel des damaligen preussischen Staates. Friedrich gab sogleich dem Lande eine neue Organisation und nahm in Bezug auf Steuern und Abgaben, Verwaltung und Gesetzgebung viele Aenderungen vor, denen sich die neuen Unterthanen ohne ernstlichen Widerstand fügten, weil er alles that, sie durch humane Behandlung, durch Religionsbuldung und Förderung des Handels und der Gewerbe zu gewinnen.

264. Auf solche Weise ihres Hauptgegners entledigt, zugleich auch mit Sachsen wieder ausgesöhnt, konnte Maria Theresia im österreichischen Erbfolgekrieg angriffsweise verfahren. Daher wurde es ihr leicht, nachdem der französische Marschall Belleisle von Prag nach Eger abgezogen war, Prag wieder zu gewinnen, das mit Freuden zum österreichischen Hause zurückkehrte, während ihre Verbündeten mit der s. g. pragmatischen Armee, die aus österreichischen, englischen, niederländischen, hannoverschen und hessischen Truppen bestand, durch Jülich und Köln nach dem Mittelrhein vorrückten.

Inzwischen war Kaiser Karl VII. im April 1743 wieder nach München zurückgekehrt. Aber die Oesterreicher wandten sich von Böhmen und Bayern, schlugen eine bayerische Heeresabtheilung und nöthigten den Kaiser zum zweiten Mal zur Flucht aus München, worauf sich Maria Theresia in München huldigen ließ. Dies geschah, während die pragmatische Armee ein neues französisches Heer unter dem Marschall Noailles bei Dettingen (in der Nähe von Aschaffenburg) schlug und über den Rhein zurück trieb.

Da nun Maria Theresia auch mit Sachsen und Sardinien ein Bündniß schloß, so hatte Friedrich Grund zu der Besorgniß, daß sie ihm Schlessien wieder entreißen wolle; daher beschloß er, seinen Feinden zuvorzukommen. Er stellte sich durch die Verheirathung des russischen Thronerben Peter mit der Prinzessin Katharina von Anhalt-Zerbst in ein gutes Vernehmen mit Rußland und schloß am 22. Mai 1744 mit dem Kaiser Karl die sog. Frankfurter Union, welcher auch Frankreich beitrat.

So begann er mit 80,000 Mann sog. „kaiserl. Hilfstruppen“ 1744 den zweiten schlesischen Krieg, indem er in Böhmen, auf dessen Eroberung und Theilung es zunächst abgesehen war, einfiel, am 16. Sept. Prag einnahm und bald auch Labor und Budweis in seine Gewalt bekam. Er konnte

aber das Eroberte nicht behaupten, sondern mußte sich mit Verlust des in Prag befindlichen preussischen Geschüzes wieder nach Schlesien zurückziehen und ganz Böhmen wieder unter die Herrschaft Oesterreichs zurückkehren sehen. Dem Kaiser jedoch war es inzwischen gelungen, Bayern wieder einzunehmen und in seine Hauptstadt zurückzukehren. Hierauf ließ Maria Theresia sogleich ein Heer unter dem Prinzen von Lothringen in Oberschlesien einrücken und Glatz, Troppau und Jägerndorf besetzen, während ein anderes österreichisches Heer (unter Bathianz und Bärenklau) wieder in Bayern bis an die Isar vordrang und den Kaiser abermals nöthigte, sich von München nach Augsburg zu flüchten. Schon hatte Friedrich mit Frankreich und dem Kaiser einen neuen Feldzug verabredet, als Karl VII. am 20. Jan. 1745 starb. Da sein Sohn und Nachfolger, der junge Kurfürst Maximilian III., nach einer Niederlage, welche das bairisch-französische Heer bei Pfaffenhofen erlitt, erkannte, daß er die Ansprüche seines Vaters nicht werde behaupten können, so schloß er am 22. April 1745 den Frieden zu Füssen, in welchem er gegen Zurückgabe Bayerns auf die österreichische Erbschaft verzichtete und für die bevorstehende Kaiserwahl dem Gemahle Maria Theresia's, Franz Stephan, seine Stimme versprach, der alsdann gewählt und am 13. Septbr. 1745 zu Frankfurt gekrönt wurde.

Unterdessen war Friedrich in Gefahr, Schlesien zu verlieren; aber sein glänzender Sieg bei Hohenfriedberg (in Schlesien) über die vereinigten Oesterreicher und Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen, dann sein Sieg bei Sorr (in Böhmen), sowie nachher der Sieg des alten Dessauer's über die Sachsen bei Kesselsdorf und die Einnahme Dresdens beendigten diesen zweiten schlesischen Krieg, und erhielten den König durch den Dresdner Frieden am 25. Dec. 1745 im Besitze von Schlesien und Glatz. Ueberall empfing den König bei seiner Rückkehr nach Berlin der Jubelruf seiner Unterthanen, die sich seitdem in allen von ihm beherrschten Provinzen täglich mehr und mehr als Ein Volk zu fühlen begannen.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745), einem schlesischen Dorfe an der Landstraße von Zauer nach Landsbut, ließ Friedrich mit Tagesanbruch durch einen wüthenden Reiterangriff beginnen und schon um 9 Uhr Vormittags war der Sieg entschieden. Jener Angriff geschah von dem General Winterfeld auf die Sachsen, welche ungeachtet ihrer Tapferkeit aus ihrer Stellung verdrängt wurden. Beim Angriff auf die Oesterreicher gerieth zwar der linke preussische Flügel durch das schlimme Terrain in Unordnung, warf aber doch zuletzt den Feind über den Haufen. Um 7 Uhr Morgens war der linke österreichische Flügel bis zum Centrum geschlagen. Als hierauf der besonnene Feldmarschall Leopold von Daun durch ein furchtbares Feuer dem preussischen Fußvolk schwere Verluste beibrachte, säumte in der Erbitterung darüber das Bayreuther Dragonerregiment mitten durch eine Lücke in den Feind, schlug den ganzen österreichischen Flügel in die Flucht, erbeutete 66 Fahnen und erhielt vom Könige noch auf dem Schlachtfeld ein Belohnungsschreiben für seine Tapferkeit. 5000 Oesterreicher lagen auf der Wahlstatt, 7000 wurden gefangen. Die Folge dieses Sieges war der Rückzug der Oesterreicher nach Böhmen. Als der König nach der Schlacht Landsbut passirte, trat ein Haufe von einigen tausend Bauern vor den König mit der Frage, ob sie ihre katholischen Nachbarn todtgeschlagen sollten zur Vergeltung für den Druck, den die Protestanten früher von ihnen erlitten hätten. Der König erinnerte sie an das Evangelium, das die Feinde zu Lieben gebiete, worauf die Bauern ihm Recht gaben und ruhig heimgingen.

Im ganzen Lande fühlte man, daß diese Schlacht eine dauernde Entscheidung gebracht habe. Alle Evangelischen daselbst erkannten, Gottes Schutz habe augenscheinlich gewaltet, und Friedrich, davon ergriffen, sagte zum franzö-

fischen Gesandten: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar beschützt.“ Er beschloß den Krieg fortzusetzen, aber nur um sich den Frieden zu verschaffen, wie er denn England die Versicherung gab, daß er, wenn man ihm Schlessien garantiere, keine neue Eroberung bezwede. Allein Maria Theresia erklärte, sie wolle lieber den Tod vom Leibe als Schlessien verlieren, und bewog den Prinzen von Lothringen noch eine Schlacht zu wagen. Dies war die Schlacht bei Sorr am 30. Sept., in welcher Friedrich mit nur 18,000 Mann von 40,000 angegriffen wurde, aber durch die Schnelligkeit seiner Reiterei siegte, so daß er glücklich wieder nach Schlessien zurückkehren konnte.

Als er vernahm, daß man auf den Vorschlag des sächsischen Ministers, des Grafen von Brühl, von zwei Seiten in das Herz des preussischen Staates eindringen wollte, um ihn zu zwingen, Schlessien aufzugeben, kam er seinen Feinden zuvor, ließ die Pässe nach Böhmen und der Lausitz besetzen und trieb durch Winterfeld und Zieten die Sachsen in die Flucht. Der alte Dessauer nahm Leipzig ein, gieng auf Dresden los und brachte es durch seinen Sieg bei Kesselsdorf in Friedrich's Gewalt.

In der Schlacht bei Kesselsdorf (den 15. Dec.) hatten die Preußen die ungünstigste Stellung. Schon glaubten die Sachsen und Oesterreicher durch ihr fürchtbares Kartätschenfeuer den Sieg in Händen zu haben und brachen daher aus ihren Verschanzungen bei dem Dorfe hervor. Aber dadurch gaben sie ihre feste Stellung auf, und als auf dem linken Flügel Prinz Moriz, der Sohn des Feldherrn, 9 Bataillone durch das eisige Wasser eines Grabens geführt hatte, erklimmen diese die steilen, mit Eis und Schnee bedeckten Berge, die den Sachsen zum Stützpunkt gedient hatten, trieben den Feind zurück und entzogenen so die Schlacht, die übrigens auf beiden Seiten über 5000 Tode kostete. Der alte Fürst von Dessau, dessen langer Kriegeruhm sich durch diese seine letzte That noch glänzend bewährt hatte, war ganz glücklich, seinen König, der, von Reußen herkommend, ihn mit entblößtem Haupte grüßte und umarmte, auf dem Schlachtfelde umher führen zu dürfen. Am andern Tage nahm Friedrich Dresden in Besitz und der sächsische Hof war froh, daß ihm keine schwereren Bedingungen auferlegt wurden als die früher schon angebotenen. Dies bewog auch Oesterreich, den Frieden anzunehmen, der auf Grund des Berliner Friedens geschlossen wurde, wogegen Friedrich den Gemahl Maria Theresia's als Kaiser anerkannte. Bei seiner Rückkehr nach Berlin wurde Friedrich zum erstenmal feierlichst als „der Große“ begrüßt.

Maria Theresia aber hatte noch etliche Jahre theils in Italien mit den Spaniern und Franzosen, theils in den österreichischen Niederlanden mit Frankreich zu kämpfen, das durch die Siege des tapfern Marschalls Moriz von Sachsen (eines natürlichen Sohnes König August's II. von Polen) im Vortheil war.

In Italien hatten die Spanier, von den Franzosen unterstützt, Piemont, Mailand, Parma und Piacenza für Don Philipp, den zweiten Sohn Philipp's V. erobert; doch gewann Oesterreich in Verbindung mit Sardinien allmählich wieder mehr Boden, bis nach dem Tode Philipp's V. 1746 die herrschsüchtige Königin (aus dem Hause Parmese) ihren lang behaupteten Einfluß verlor und der neue spanische König Ferdinand V., von England gewonnen, seinen Halbbruder Don Philipp schwächer unterstützte, so daß die Oesterreicher Genua eroberten, das sie aber nicht behaupten konnten.

In den Niederlanden bekamen die Franzosen nach einem Siege bei Fontenay Westflandern, Hennegau, Brabant u. in ihre Gewalt, und 1747 eroberte der Marschall von Sachsen sogar Holländisch-Flandern.

Da gaben sich die Holländer in Wilhelm IV. von Oranien einen Erbstatthalter und betrieben eine Volksbewaffnung, um die Fortschritte der Franzosen aufzuhalten. Weil auch die russische Kaiserin Elisabeth sich für

Oesterreich rüstete und schon ein Heer von 40,000 Mann gegen den Rhein aufbrechen ließ, so beschleunigte Frankreich die früher begonnenen und lange hingehaltenen Friedensunterhandlungen, welche, eben als Maastricht in die Hände der Franzosen fiel, die Beendigung des österreichischen Erbfolgekriegs durch den Frieden zu Aachen herbeiführten, der am 30. April geschlossen und am 18. October 1748 bestätigt wurde. In diesem Frieden gab Frankreich alles Eroberte zurück, Oesterreich trat Parma, Piacenza und Guastalla an Spanien, und zwar an den Infanten Don Philipp) als eine Secundogenitur, an Sardinien ein Stück von Mailand ab, und dem Könige von Preußen wurde der Besitz von Schlessien zugestanden. Das deutsche Reich wurde bei diesem Frieden gar nicht gefragt, weil es als solches gar keinen Antheil am Kriege genommen hatte, und willig hatte es die Verletzung des westfälischen Friedens hingenommen, der doch Bündnisse mit auswärtigen Mächten gegen Kaiser und Reich verbot. Um den Preis solcher Opfer sah Maria Theresia die im Anfange des Krieges in Frage gestellte Existenz ihrer Gesamtmonarchie gerettet.

265. Maria Theresia konnte aber bei ihrem lebhaften Geiste und tief empfindlichen Gemüthe das Verlangen nicht bergen, Schlessien wieder zu bekommen. Sie erneuerte daher zu diesem Zwecke zuerst das Bündniß mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die dem preussischen König unversöhnlich feind war, weil er sich oft über ihre Schwächen in heißenden Spottreden ausließ. Sodann gewann sie den sächsisch-polnischen Hof wieder, wo unter August III. der Graf Brühl noch das Staatsruder führte, der, gleichfalls von Friedrich's verächtlichen Spottreden beleidigt, als abgesagter Feind desselben den österreichischen und russischen Hof beständig gegen Preußen aufreizte.

Von dem geheimen österreichisch-russischen Bündnisse durch Bestechung eines Schreibers in der Dresdner Kanzlei in Kenntniß gesetzt, erkannte Friedrich die ihm drohende Gefahr. Allmählich kam auch ein noch tiefer angelegter Plan Oesterreichs zu Tage, indem der österreichische Minister, Graf (nachher Fürst) Kaunitz, die Abneigung Maria Theresia's gegen Frankreich, den alten Erbfeind des habsburgischen Hauses, zu überwinden und die Kaiserin sogar dahin zu bringen mußte, daß sie einen eigenhändigen Brief an die von ihr verabscheute, aber an Ludwig's XV. Hofe und in ganz Frankreich allmächtige Marquise von Pompadour schrieb und durch Kaunitz dem französischen Hofe ein Bündniß antrug.

Da gieng Friedrich ungesäumt auf eine Verbindung mit England ein, das so eben mit Frankreich wegen eines Grenzstreites in Nordamerika in einen neuen Seekrieg gerathen war und aus Besorgniß für Hannover mit Friedrich das Bündniß zu Westminster (v. 16. Jan. 1756) schloß und auch die Höfe von Braunschweig, Hessen-Cassel und Sachsen-Gotha zum Anschluß an Preußen vermochte. Diese Vereinigung förderte den Plan des Fürsten Kaunitz, und es kam am 1. Mai 1756 das österreichisch-französische Bündniß zu Versailles zu Stande, das alle einsichtsvollen Staatsmänner jener Zeit mißbilligten, weil es der ganzen bisherigen österreichischen und französischen Staatskunst geradezu entgegenließ.

Weil Oesterreich in Böhmen, Rußland in Lithauen bereits Truppen zusammenzog, so faßte Friedrich den Entschluß, seinen Feinden rasch zuzurufen.

kommen. So begann im Jahre 1756 der siebenjährige Krieg (oder der dritte schlesische), welchen der König damit anfieng, daß er noch im Herbst unvermuthet mit 70,000 Mann in Sachsen einbrach und am 9. Sept. in Dresden einzog, wo er eine preussische Landesverwaltung einsetzte, ein Schritt, der vielen als neue Verletzung des Völker- und Reichsrechts erschien, während er andere in den größten Enthusiasmus versetzte.

Weil der Kurfürst-König August sich weder mit ihm verbünden noch sein Heer entlassen wollte, schloß Friedrich mit einem Theile seines Heeres die Sachsen bei Pirna ein, welche dort, 17,000 Mann stark, ein festes Lager bezogen hatten. Mit dem Hauptheer rückte er in Böhmen ein und schlug die unter dem Feldmarschall Browne gegen ihn heran ziehenden, an Zahl fast viermal stärkeren Oesterreicher am 1. Okt. bei Zomossitz (am Fuß des böhmischen Mittelgebirgs), worauf die Sachsen eiligst das Lager bei Pirna aufgaben und sich über die Elbe nach dem Lilienstein zogen, aber dort die Waffen streckten. Dies war der erste Feldzug, der die best combinirten Kriegsplane der Gegner in solche Verwirrung brachte, daß sie die Nachtheile davon nicht mehr gut machen konnten.

In der Schlacht bei Zomossitz befehligte Browne 70,000, Friedrich nur 20,000 Mann. Schon hatte man einen halben Tag gekämpft, und dem linken preussischen Flügel war das Pulver ausgegangen; da rief der denselben commandierende Herzog von Bevern: „Kinder, habt ihr denn keine Bajonette?“ Ermuthigt dadurch machten die Preußen in geschlossenen Reihen einen Bajonetangriff und brachten dadurch den Feind zum Weichen. „Nie haben“, schrieb Friedrich an Schwerin, „meine Preußen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet, seit ich die Ehre habe, sie zu commandieren.“ Dieses Wort hob den preussischen Kriegerstolz ungemein. Bei der Waffenstreckung der Sachsen mußten die Officiere ihr Ehrenwort geben, nicht gegen Preußen zu dienen; 14,000 Mann wurden in die preussische Armee eingereiht; da sie aber nicht vertheilt, sondern beisammen gelassen wurden, so desertirten sie regimenterweise meist nach Polen, wohin auch ihr König sich geflüchtet hatte.

266. Im zweiten Feldzuge traten Friedrich's Gegner, denen auf Raumsitz' Betrieb auch Schweden, welches französische Subsidien bekam, und das deutsche Reich, welches Friedrich's Einfall in Sachsen für eine Verletzung des westfälischen Friedens erklärte, sich zugesellte, mit der vereinten Macht von einer halben Million Krieger gegen ihn auf, während er mit genauer Noth nur zwei Fünftheile von einer solchen Macht aufbringen konnte und im übrigen sich auf seinen Geist und seine Schnelligkeit verlassen mußte.

Während Friedrich seinen Bundesgenossen (England, Hessen-Cassel, Braunschweig und Gotha) es überließ, die Franzosen abzuhalten, stellte er einen Theil des preussischen Heeres den Russen und Schweden entgegen; mit dem andern Theile brach er selbst im März aus Schlesien und Sachsen gegen die Oesterreicher in Böhmen auf und erschien am 6. Mai in der Nähe von Prag, wo Prinz Karl von Lothringen eingetroffen war, um die belagerte Stadt zu retten. Da dieser die Ankunft des Generals Daun erwarten wollte, so überraschte ihn Friedrich mit dem Angriff und schien 1757 durch den glänzenden Sieg bei Prag, den ihm Schwerin's Heldenmuth und Heldentod gewann, schon Böhmen in seiner Gewalt zu haben.

Die Schlacht bei Prag war dem Plane nach ein Werk Friedrich's, dem Erfolg nach ein Werk Schwerin's. Dieser hatte ungern in sie gewilligt, weil er den ermüdeten Truppen erst einen Tag Ruhe gönnen und dem Prinzen Moriz Zeit lassen wollte, über den Fluß eine Schiffsbrücke zu schlagen und sich mit ihnen zu vereinigen. Aber Friedrich entgegnete: „Nichts, nichts! es muß noch heute sein! frische Fische, gute

Fische!" „Muß es denn noch heute sein," entgegnete Schwerin, den Gut festig in's Gesicht drückend, „so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe." Allein das feindliche Feuer war so fürchterlich, daß ganze Reihen niederknieten und die schönsten Regimenter zerschmettert wurden, so daß am Ende keines mehr vorwärts wollte. Da nahm Schwerin, der 73jährige Greis, einem stehenden Fährndrich die Fahne aus der Hand, rief den Seinigen zu: „Heran, ihr Kinder!" und trug die Fahne den Feuerschlangen entgegen. Kaum aber war er einige Schritte vorgeedrungen, als er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt fiel und seine Heldenseele aushauchte. Die Fahne hob sogleich General Ranteuffel auf und führte das Heer weiter vorwärts. Alle wetteiferten in Selbstaufopferung. General Fouqué, dem eine Kartätschenkugel das Gesicht des Dagens in der Hand zerschmetterte, ließ sich einen andern, den ihm ein zu Tode verwundeter Officier reichte, an die Hand binden; des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Leute zu Fuß gegen den Feind und eroberte eine Batterie; der Herzog von Braunschweig trieb den Feind von Berg zu Berg. Dennoch schwankte der Sieg, als plötzlich der österreichische Feldmarschall Browne, der für den erkrankten Prinzen Karl von Lothringen das Commando übernommen hatte, tödtlich verwundet wurde und nun Friedrich selbst, den Schrecken der Oesterreicher behebend, mit dem Mittelkreuze den blutigen Kampf entschied, in welchem 18,000 Preußen theils getödtet theils verwundet worden waren.

Allein Prag, von 46,000 Oesterreichern vertheidigt und auf Entsatz von Daun hoffend, ergab sich nicht, ungeachtet Friedrich es fünf Wochen lang unaufhörlich beschloß. Da die Franzosen vom Rhein aus vorrückten und von der anderen Seite die Russen im Anzug waren, so zog Friedrich mit einem Theile des Belagerungsheeres gegen Daun, der mit 66,000 Mann an der Elbe stand, griff ihn in ungeduldiger Hast an und erlitt die Niederlage bei Collin, die es ihm unmöglich machte, Prag zu erobern und Böhmen zu behaupten.

Das Unglück bei Collin (18. Juni 1757) wurde durch die Ungebuld und die Hartnäckigkeit des Königs herbeigeführt. Zieten hatte es vorhergesagt, weil der König in seiner üblen Laune den zuverlässigen Berichten desselben nicht hatte glauben wollen. Der Angriffsplan des Königs war zwar meisterhaft, aber er selbst wich gleich anfangs davon ab, und als Prinz Moriz in ihn drang, einen sührenden Befehl zurückzunehmen, wies er ihn mit gezogenerm Degen zum Gehorsam. Dieser Fehler war die erste Ursache der Niederlage. Aber auch einige Generale wichen von den erhaltenen Befehlen ab. Nach vergeblichen Anstrengungen überließ sich das durch das österreichische Geschütz und die stärkste Reiterei gesicherte Fußvolk des linken Flügels der Flucht. In der Bergweisung wollte Friedrich selbst mit nur 40 Mann eine Batterie angreifen. Obgleich diese wenigen theils fielen theils flohen, so ritt Friedrich doch immer vorwärts, und erst als ihm ein Major zurief: „Sire! wollen Sie denn die Batterie allein erobern?" lehrte der König um und ritt zum rechten Flügel, der, obgleich bisher im Vortheil, nun auch wich, aber, da der stets vorsichtige Feldmarschall Daun ihn nicht verfolgte, wenigstens einen geordneten Rückzug machen konnte. Von 32,000 Preußen waren 14,000 gefallen, darunter 326 Officiere.

Als sich Friedrich in die Oberlausitz zurückgezogen hatte, erhielt er die Nachricht, daß die englisch-hannoversche Armee unter dem Herzog von Cumberland (dem zweiten Sohne des damaligen Königs Georg II. in England) von den Franzosen bei Hastenbeck (einem Dorfe an der Weser) geschlagen worden sei, und daß derselbe mit ihnen die Convention zu Kloster-Seven eingegangen habe, durch welche Norddeutschland den Franzosen preisgegeben wurde. Dazu kam, daß die Schweden in Pommern einfielen und die Russen (unter Apraxin) den preussischen General Lehmann bei Großjägerndorf schlugen. Doch zogen sie sich, auf erhaltenen Befehl, (wegen Erkrankung der Kaiserin Elisabeth) wieder zurück, so daß es dem General Lehmann gelang, die Schweden zurückzudrängen.

Schwer betroffen durch so viele Nachtheile, suchte König Friedrich mit

Frankreich zu unterhandeln, wurde aber zurückgewiesen; vielmehr rückte ein starkes französisches Heer unter dem Herzog von Soubise in Verbindung mit der unter dem Prinzen von Hildburghausen stehenden deutschen Reichsarmee durch Thüringen gegen Sachsen vor, um den König daraus zu vertreiben. Auf die Nachricht hiervon eilte Friedrich herbei, vereinigte sich bei Leipzig mit dem Feldmarschall Keith und schlug den dreifach überlegenen Feind am 5. Nov. 1757 in der Schlacht von Kossbach an der Saale in so schimpfliche Flucht, daß die prahlenden Franzosen nach dem Verluste ihres mit Luxus- und Modeartikeln aller Art angefüllten Lagers erst am Rhein Halt machten, und ganz Deutschland darüber in Jubel ausbrach; denn dieses von den Franzosen gegebene „Ridicule“ entschädigte die Deutschen für allen von Frankreich jemals erduldeten Spott.

Kurze Zeit vorher war Marschall Soubise von dem preussischen Reiterführer Seidlitz artig abgeseift worden. Denn als jener mit 8000 Mann Sotha eingenommen und sich im herzoglichen Schlosse mit seinen Officieren eben zu Tische gesetzt hatte, überfiel ihn Seidlitz mit nur 1500 Mann und verjagte ihn aus der Stadt. In der Schlacht bei Kossbach hatten die Franzosen und die Reichsarmee 64,000 Mann; das Heer der Preußen betrug 22,000 Mann. Jene machten Front gegen Halle, woher sie des Königs Angriff erwarteten. Friedrich aber gieng bei Weiskensfeld über die Saale und bezog ein Lager. Auf die Nachricht hiervon änderte Soubise seine Stellung und verschlangte sich hinter steilen Abhängen. Da der König das feindliche Lager so stark fand, daß er seine Leute nicht bei einem Sturme opfern wollte, so bezog er ein neues Lager zwischen Kossbach und Nebra. Diese Lagerveränderung Friedrich's sahen die Franzosen für einen Rückzug an und kanonierten, jubilierten und spotteten viel, daß man „dem Marquis de Brandebourg die Ehre anthue, mit ihm une espèce de guerre zu führen.“ Und als Soubise beim Recognoscieren die geringere Zahl der Preußen gewahrte, sagte er zu seinen Officieren: „Messieurs, ce n'est qu'un déjeuner!“ Hierauf nahm er mit dem Heere den Weg nach Reinhardtswerben, um von dort den Angriff zu machen, wandte sich aber plötzlich, wider den Rath des Prinzen von Hildburghausen, nach der Seite von Merseburg hin, in der Meinung, dem König in den Rücken zu fallen. Der König sah eben an der Mittagstafel im Kossbacher Edelhof, als er den Anzug der Feinde erfuhr. Sogleich gab er dem General Seidlitz den Befehl zu einem Reiterangriff; er selbst übernahm die Führung des Fußvolks. Plötzlich brachen die Preußen ihre Zelte ab und festen sich hinter einem langen Höhenrücken, der sie den Blicken der Feinde verbarg, in Marsch. Diese hatten den Abzug der Preußen wahrgenommen, aber nicht die von denselben eingeschlagene Richtung sehen können, so daß sie keine andere Sorge hatten, als der König möchte ihnen mit seinen Häuflein gegen Merseburg hin entrinne. Während sie, in dem Wahn den König zu verfolgen, unter lustiger Feldmusik dahin zogen, empfing sie von jenen Höhen, welche der König inzwischen besetzt hatte, eine Kanonade, und aus einem Hohlwege hervor brach Seidlitz im Sturm mit seinen Fusaren in ihre Reiterei ein, die mit Schreden sich überflügelte sah und nach schwachem Widerstande sich in Flucht auflöste. Darauf erfolgte die Infanterieschlacht. Friedrich überfiel mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich und dem General Keith, das gegen Reinhardtswerben heran ziehende feindliche Fußvolk, welches, zugleich von Seidlitz im Rücken bedroht, sich gleichfalls in wilde Flucht ergoß. So befand sich nach anderthalb Stunden die ganze Armee auf der Flucht; 7000 Mann mit 9 Generalen und 320 andern Officieren wurden gefangen, während die Preußen diese Franzosenjagd nur 91 Tode und 274 Verwundete kostete.

Hierauf eilte Friedrich durch Sachsen, wo unterdessen der Herzog von Webern mit Zieten bei Moxs (bei Görlitz) von den Oesterreichern unter Radachy geschlagen und Winterfeld tödtlich verwundet worden war, nach dem bedrängten Schlesien, wo Webern dem Herzog Karl von Lothringen bei Breslau abermals unterlegen, auch die Festung Schweidnitz in die Hände der Oesterreicher gefallen war und sogar Breslau sich mit seinen reichen Vorräthen dem Sieger ergeben hatte. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen,

griff Friedrich mit 32,000 Mann das 80,000 Mann starke österreichische Heer unter Daun an und erfocht den glänzenden Sieg bei Leuthen, der ihm zur Wiedereroberung von Breslau und zum Wiedergewinn Schlesiens (bis auf Schweidnitz) verhalf, und so diesen wechselvollen Feldzug mit einem glücklichen Ausgange krönte.

Friedrich gewann die Schlacht bei Leuthen (d. 5. Dec.) durch seine sog. schiefe Schlachtordnung. In drei Stunden war Daun's schönes Heer bis auf ein Drittel theil vernichtet. Tausende bedeckten das Schlachtfeld, auf welchem das ermüdete Heer der Preußen eine kurze Ruhe hielt. Das aufdämmernde Dunkel der Nacht, die schneidende Luft, das Stöhnen der Sterbenden und Aechzen der Verwundeten erfüllte jedes Herz mit schaurigen Empfindungen. Auf einmal fieng ein Soldat laut und feierlich das Lied: „Nun danket alle Gott“ zu singen an; sogleich fielen ein paar Spielleute mit ihren Blasinstrumenten begleitend ein, und bald sang das ganze Heer mit und fühlte sich dadurch neu gestärkt zum Abzug, der noch vor dem Einbruch der Nacht erfolgte.

267. Aus den Anstrengungen, welche die Oesterreicher für den Feldzug 1758 machten, aus dem Ausbruch der Russen schon im Vorfrühling und aus einem neuen Rheinübergang der Franzosen erkannte der König, daß auch nach diesem blutigen Feldzug noch an keinen Frieden zu denken sei. Doch hatte er die Genugthuung, daß die seit der Kofsbacher Schlacht für seinen Ruhm begeisterten Engländer auf den Antrag ihres berühmten Ministers Pitt die mit Frankreich geschlossene Convention von Seven aufgehoben und vier Millionen Thaler jährlicher Subsidien zur Aufstellung eines neuen Heeres bewilligt hatten, für das sie dem Könige die Wahl eines Feldherrn überließen. Er bestimmte dazu den tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sogleich Nordwestdeutschland besetzte, die Franzosen aus Hannover vertrieb, sie von der Elbe bis zum Rhein zurückdrängte und am 23. Juni bei Crefeld schlug.

Friedrich hatte indessen Schweidnitz, die letzte Festung, welche Oesterreich in Schlessen noch besessen hatte, eingenommen und war in Mähren eingedrungen, wo er Olmütz belagerte. Allein der österreichische General Laudon schnitt ihn von Schlessen ab und nöthigte ihn zum Rückzug, den Friedrich übrigens in meisterhafter Weise durch Böhmen nahm, worauf er an der schlesischen Grenze bei Landskron ein festes Lager bezog. Dort ließ er den Feldmarschall Keith zurück und wandte sich gegen die Russen, welche unterdessen Königsberg eingenommen hatten und durch Pommern bis Cüstrin vorgezogen waren. Als er ihr 50,000 Mann starkes Heer antraf, griff er es mit 32,000 Mann an und besiegte es, vorzüglich durch seinen vortrefflichen Reitergeneral Seidlitz, am 25. August in der mörderischen Schlacht bei Borndorf (unweit Cüstrin), in welcher gegen 30,000 Tödt, (darunter ein Drittel Preußen) das Schlachtfeld bedeckten. Friedrich hatte befohlen, keinem Russen Pardon zu geben.

Diese Schlacht dauerte von Morgens 9 Uhr bis Nachts 10 Uhr. Da das preussische Fußvolk mehr neue als altgediente Leute hatte, so wich es anfangs und wurde überflügelt. Aber Seidlitz stellte die Ordnung her und gewann die Schlacht. Seidlitz war überhaupt unter den Kriegsgesellen Friedrich's nebst Winterfeld in erster Reihe. Er galt für den besten Reitergeneral seiner Zeit. „Persönlich tapferer war keiner als er. Immer gieng er in den Schlachten voran; nie war er in Verlegenheit, wenn er einen drei- oder viermal stärkern Feind täuschen oder besiegen wollte.“ Diese Schlacht war sein Meisterwerk. Wiederholt verwarf er hier sogar die Befehle des Königs, so daß dieser ihm sagen ließ, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verantworten haben,

worauf jedoch Seidlitz zu dem Adjutanten ruhig sagte: „Sagen Sie dem König, nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache“. Nach der Schlacht umarmte der König den Weitherselben mit den Worten: „Auch diesen Sieg hab' ich Ihm zu danken!“

Als hierauf der König seinem Bruder Heinrich, der in seinem Lager bei Dresden von Daun hart bedrängt wurde, zu Hilfe eilte, ließ er sich von Daun in eine ungünstige Stellung locken und erlitt von dem ihm an Zahl doppelt überlegenen Gegner den nächtlichen Ueberfall bei Hochkirch (in der Nähe von Bautzen). Dennoch gelang es ihm Schlessien wieder zu befreien und sich in Sachsen zu behaupten, so daß am Ende des Jahres nur noch Preußen von den Russen besetzt war.

Den Ueberfall bei Hochkirch (13. auf 14. Octbr.) zog sich Friedrich durch sein allzu großes Vertrauen auf sein Glück und auf Daun's Langsamkeit zu, indem er, ohne auf die Vorstellungen seiner Generale zu achten, sich auf die Mittheilungen eines vom Feinde befohlenen Rundschaffers verließ und ganz in der Nähe des lauernden übermächtigen Daun sein Lager aufschlug. Noch schlief der König mit seinem ganzen Heere, und nur Bieten mit seinen Husaren wachte gerüstet, ohne Wissen des Königs. Plötzlich brach der Feind in das Dorf ein, bemächtigte sich einer preussischen Batterie und schmetterte die aus ihren Zelten aufgeschreckten Preußen nieder. Während Bieten und Seidlitz außerhalb des Dorfes die nachrückenden Feinde aufzuhalten suchten, wüthete der Kampf in dem brennenden Dorfe auf das schrecklichste; dem Prinzen Franz von Braunschweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; Feldmarschall Keith fiel von zwei Kugeln getroffen; Moriz von Dessau wurde schwer verwundet weggetragen; ein Major Lange vertheidigte mit 600 Preußen den Dorfkirchhof gegen 8 österreichische Grenadierbataillone und wurde erst, als noch 14 Bataillone gegen ihn anrückten, bewältigt. So dauerte der Kampf bis Morgens 9 Uhr, worauf sich Friedrich, nach Verlust des Lagers und Geschützes, in sein früheres Lager bei Bautzen zurückzog.

Im folgenden Frühjahr traten Friedrich's Gegner mit verstärkter Macht auf, während der Kern seines Heeres durch die vielen Schlachten und Anstrengungen bedeutend gelitten hatte, so daß der vierte Feldzug für ihn sehr unglücklich ausfiel.

Auf der einen Seite mußte der Herzog von Braunschweig nach einem vergeblichen Angriff auf die Franzosen am 13. April bei Bergen (unweit Frankfurt a. M.) ihnen das nordwestliche Deutschland überlassen, gewann es jedoch wieder durch einen Sieg bei Minden am 1. August über die französische Hauptarmee. Auf der andern Seite wurde eine preussische Heeresabtheilung unter General Wedell am 23. Juli bei Ray (unweit Bückeburg) von den Russen unter Soltikow geschlagen. Die Vereinigung der Oesterreicher und Russen war nun nicht mehr zu verhindern. Friedrich griff mit etwa 43,000 Mann ihr vereinigttes Heer an (gegen 70,000 Mann), erlitt aber in der Schlacht bei Kunersdorf (in der Nähe von Frankfurt a. d. O.), nachdem er anfangs schon die Russen geschlagen hatte, durch die unter dem klugen Laudon im entscheidenden Augenblicke hervorbrechenden Oesterreicher eine solche Niederlage, daß alles verloren gewesen wäre, wenn ihn nicht die Uneinigkeit seiner Feinde noch gerettet hätte.

In der Schlacht bei Kunersdorf (d. 12. Aug.), durch welche Friedrich die Niederlage des Generals Wedell wieder gut machen wollte, hatte Friedrich eine äußerst ungünstige Stellung. Dennoch war nach sechs Stunden der ganze linke Flügel der Russen geschlagen, so daß der König schon die Siegesbotschaft nach Berlin abfertigte. Über noch fand der rechte russische Flügel unerschüttert und die Oesterreicher waren noch gar nicht in's Treffen gekommen. Als sich daher der geschlagene linke Flügel wieder zu sammeln begann, rieth Seidlitz, den Kampf abubrechen; aber Friedrich bestand auf dessen Fortsetzung. Da bei dem Angriff auf die von den Oesterreichern be-

sehten Höhen das preussische Fußvolk reihenweise von den Russischen niedergestreckt wurde, griff der König zum äußersten Mittel und befahl den Reiterangriff. Zwei Mal weiterte sich Seidlitz, mußte aber gehorchen, und stürmte gegen die Feuereschütze an, vor denen Roß und Mann zusammenstürzte; auch Seidlitz wurde verwundet weggetragen. Nun führte der König selbst den Rest gegen den Feind, konnte aber gegen dessen feste Stellung nichts ausrichten, und als vollends die österreichische Reiterei hervorbrach, wurde die Niederlage all gemein. Umsonst suchte der König, dem eine Pistolenkugel in die Westentasche schlug, welche aber an einem goldenen Stui abprallte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!“ rief er verzweifelt aus, und es schien, als ob sich die Verwünschung erfüllen sollte; denn eine österreichische Reitereschar sprengte gegen ihn heran. Aber in diesem Augenblicke umringte ihn Rittmeister von Britzow mit einem Husarentrupp und brachte ihn in Sicherheit. Der König war wie vernichtet und hielt alles für verloren. Während Tausende in ihrem Blute auf dem weiten Felde lagen (darunter auch Ewald v. Kleist, der „Dichter des Frühlings“), suchte der König in einer halb zerstörten Bauernhütte, auf Stroh liegend, vergebens den Schlummer, und die Zukunft stand schwarz vor seinen Augen. Als er an den alten Obersten Möller die Frage richtete, warum denn seine Truppen nicht mehr solche Thaten verrichten könnten wie früher, antwortete der fromme Kriegsmann: daran sei wohl die Sünde des Heeres Schuld, weil in den letzten Jahren die Betstunden eingestellt worden seien. Kurz darauf führte der König den Feldgottesdienst wieder ein. Er hatte in dieser Schlacht 20,000 Mann und alles Geschütz verloren, und nur 8000 Mann deckten seinen Rückzug. Laudon forderte den russischen General Soltikow auf, den König zu verfolgen; Soltikow aber antwortete (in der Voraussicht einer baldigen Regierungsveränderung in Rußland), er habe keinen Auftrag, den König von Preußen zu vernichten.

Als der König den Rest seines geschlagenen Heeres gesammelt hatte, zog er sich nach Fürstenwalde zurück, um dort dem Feinde eine zweite Schlacht anzubieten, fest entschlossen, lieber zu sterben, als seinen Ruhm zu überleben und den Feind in seiner Hauptstadt zu wissen. Indessen da Daun nach Böhmen zog und die Russen, anstatt nach Berlin zu gehen, durch Niederschlesien hinter die Weichsel und Warthe in ihre Winterquartiere zurückgingen, war der König von seiner Sorge befreit. Noch verlor er zwar Dresden an Daun, und der preussische General Zink, der Daun umgehen und ihn von Böhmen abschneiden sollte, mußte sich am 20. Nov. bei Magden ergeben, so daß die Gegner spottend vom „Finkensfang“ sprachen; dennoch behauptete Friedrich am Ende des Feldzugs das übrige Sachsen, sah sich aber von jetzt an gezwungen, einen bloßen Verteidigungskrieg zu führen.

268. Während die Feinde, von ihrem Glück ermuthigt, ihre Gesamtmacht auf 250,000 Mann verstärkten, wurde es dem Könige schwer, sein Heer auf 75,000 Mann zu ergänzen, da die Oesterreicher und Russen die Gefangenen nicht herausgaben und die neu geworbenen Truppen erst eingelebt werden mußten. Daher gieng ihm gleich im Anfang des Feldzugs durch die übrigens ehrenvolle Niederlage des Generals Fouqué bei Landsküt, die derselbe 1760 am 23. Juni nach tapferster Verteidigung gegen die ihm an Zahl viermal überlegenen Oesterreicher unter Laudon erlitt, Schlesien verloren. Aber durch seinen Sieg bei Miegitz am 15. August über die mehr als dreifach stärkere vereinigte Heeresmacht Daun's und Laudon's (95,000 Mann), in Folge dessen die Vereinigung der Russen und Oesterreicher verhindert wurde, gewann Friedrich Schlesien (bis auf die Festung Glatz) wieder.

Hierauf besetzten die Russen und Oesterreicher unter Zottleben und Lasch Berlin und brandschatzten es einige Tage. Die Sachsen verwüsteten Charlottenburg auf's furchtbarste. Aber die Nachricht von Friedrich's Annäherung

verjagte ſchon am dritten Tage (am 12. Oct.) die Feinde aus der Hauptſtadt. Daher wandte er um und gewann durch den Sieg bei Torgau, den vorzüglich ſein tapferer und frommer Huſarengeneral Zieten gegen die Deſterreicher unter Daun entſchied, Sachſen wieder, welches Daun beſetzt gehalten hatte.

Die Schlacht bei Torgau (3. Nov.) eröffnete der König durch ein Mißverſtändniß zu früh. Am Abend des blutigen Tages lag der Kern des preußiſchen Fußvolks auf der Baſilſtatt: 10,000 Verwundete durchſeufzten die lange, kalte Nacht, während der König in der Dorffirche Befehle ertheilte und den Plan zum zweiten Schlachttag machte. Als er mit der erſten Dämmerung zum Dorf hinaus ritt, begegnete er ſeinem Huſarengeneral Zieten, der im Ordonnanzton ihm meldete, daß er auf der einen Seite des Schlachtfeldes den Sieg erſochten habe, und daß der Feind ſich geſchlagen zurückziehe. Darauf ſich gegen ſeine Huſaren wendend, rief Zieten: „Hurra! unſer König hat die Schlacht gewonnen, unſer großer König lebe!“ — „Ja, antworteten ſie, unſer König Fritz ſoll leben, aber unſer Vater Zieten auch!“ Dieſe Schlacht hatte die Preußen 13,000 Mann, die Deſterreicher 20,000 Mann gekoſtet.

1761 Im Laufe dieſes Jahres hatte der König einige vergebliche Verſuche zu einem ehrenvollen Frieden gemacht. Aber er wurde von ſeinen Gegnern in der beſtimmten Hoffnung zurückgewieſen, daß er ſich unmöglich lange mehr werde halten können. Die unglücklichen Ereigniſſe des darauf folgenden Kriegsjahres brachten ihn in die äußerſte Noth. Die engliſchen Subſidien blieben aus, denn ſeit dem Tode Georg's II. (25. Oct. 1760) war unter deſſen Nachfolger Georg III. bei dem ſinkenden Einfluße des großen Pitt das engliſche Parlament einer ferneren Bewilligung abgeneigt; Deſterreich hatte durch den Beſitz von Glatz und Dresden eine feſte Stellung in Schleſien und Sachſen; die Franzoſen ſtanden unter Broglie und Soubiſe mit 150,000 Mann in dem niederrheinſiſchen und heſſiſchen Gebiet und brandſchagten es; die Vereinigung der Ruſſen und Deſterreicher (unter Laudon und Buturlin) in Schleſien konnte Prinz Heinrich nicht länger aufhalten, ſo daß der König daſelbſt eine vereinigte Macht von 140,000 Mann vor ſich hatte, denen er nur 55,000 Mann entgegenſtellen konnte. Zum Glück für ihn waren jene beiden Feldherrn uneinig, ſo daß Friedrich Zeit gewann, ſich bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz feſt zu verſchanzen. Die Ruſſen trennten ſich wieder von den Deſterreichern und giengen über die Ober zurück. Während aber Friedrich gegen Neiße zog, um die Deſterreicher in der Ebene zu einer Schlacht zu zwingen, erſtürmte Laudon in der Nacht vom 30. Sept. auf den 1. Oct. Schweidnitz, und mit dem Fall dieſer Feſtung verlor der König halb Schleſien. Am 16. Dec. fiel die Feſtung Colberg und dadurch die Hälfte von Pommern in die Hände der Ruſſen. Mit Mühe hielt Prinz Heinrich die Deſterreicher, welche halb Sachſen inne hatten, von weiteren Fortſchritten in Sachſen, Herzog Ferdinand die Franzoſen von Hannover ab, ſo daß zu beſorgen ſtand, der nächſte Feldzug werde eher mit dem Untergang als mit der Erhaltung Preußens endigen.

Friedrich's Geiſt war von den düſterſten Gedanken erfüllt. Da riß ihn am 5. Jan. 1762 der Tod der Kaiſerin Eliſabeth, ſeiner bitterſten Feindin, aus ſeiner verzweifeltſten Lage. Denn ihr Neffe und Nachfolger, Peter III., ein aufſichtiger Bewunderer Friedrich's, machte Frieden mit ihm, gab ihm alles Eroberte ſamt allen preußiſchen Gefangenen (ohne Löſegeld) zurück und

trat sogar als Verbündeter auf seine Seite, indem er ihm ein russisches Heer unter Czernitschem zu Hilfe schickte.

Da auch die Schweden, der russischen Stütze beraubt, mit Preußen Friede machten, so konnte der König alle seine Kräfte gegen Oesterreich wenden, und eben wollte er, um sich wieder in den Besitz von Schweidnitz zu setzen, den Feldmarschall Daun, der zur Deckung dieser Festung die Burkersdorfer Höhen besetzt hatte, angreifen, als die Nachricht vom gewaltsamen Tode des Kaisers Peter und von der Thronbesteigung Katharina's II. in Rußland Friedrich's Hoffnungen zu nichts zu machen schienen. Denn diese Kaiserin hob sogleich das Bündniß mit Preußen auf. Doch bestätigte sie den Frieden.

Peter hatte sich Regierungsenerungen erlaubt, welche in der Nation eine feindselige Stimmung gegen ihn hervorriefen. Dies benutzte die Partei seiner von ihm mißhandelten Gemahlin zu seinem Sturze und zu ihrer Erhebung auf den Thron. Da sie glaubte, König Friedrich sei es gewesen, welcher Peter die verhaßten Neuerungen und das harte Verfahren gegen sie anempfohlen habe, so nahm sie in einem Manifest alle dem Könige gemachten Einräumungen zurück und erklärte ihn für den Hauptfeind Rußlands. Als sich aber unter Peter's hinterlassenen Papieren Briefe von Friedrich fanden, welche im Gegentheile dem Kaiser ein bedachtameres Vorgehen und ein edleres Verfahren gegen seine Gemahlin anriethen, so nahm Katharina das Manifest zurück und ließ es beim Frieden, rief aber ihr Heer zurück.

Obwohl nun Czernitschem von seiner Kaiserin schon den Befehl hatte, mit dem russischen Heere zurückzutreten, so blieb er doch auf Friedrich's geheimes Ersuchen noch drei Tage lang in seiner Stellung bei den Preußen und rückte sogar noch unter dem Schein eines Verbündeten am 21. Juli mit Friedrich gegen Daun zur Schlacht bei Burkersdorf aus und hielt, ohne jedoch zu fechten, bloß durch seine Aufstellung denjenigen Theil des österreichischen Heeres, welchen Daun den Russen gegenüberstellte, in Unthätigkeit, so daß Friedrich mit seinen Preußen den Sieg davon trug. Darauf eroberte dieser am 9. Oktober Schweidnitz und kam dadurch wieder in den Besitz des größten Theiles von Schlesien.

Da indeß auch Seidlitz und Kleist in Sachsen Vortheile errungen hatten und in Böhmen eindringen, Prinz Heinrich mit Seidlitz am 29. Okt. die Oesterreicher samt der Reichsarmee bei Freiberg in die Flucht schlug, auch der Herzog Ferdinand gegen die Franzosen glücklich war und am 1. Nov. Cassel eroberte: so schloß zuerst Frankreich (welches in seinem gleichzeitig mit England geführten See- und Colonialkriege fast alle seine außereuropäischen Länder verloren hatte) am 3. Nov. mit England die Friedenspräliminarien zu Fontainebleau, wonach Frankreich auch alle Feindseligkeiten gegen Preußen aufgab. Dadurch sah sich der Wiener Hof genöthigt, am 24. Nov. 1762 einen Waffenstillstand einzugehen, in den aber das deutsche Reich nicht mit eingeschlossen war.

Während Friedrich seine Winterquartiere in Leipzig hatte, machte Kleist einen Streifzug nach Franken, der mehrere Reichsfürsten bewog, von der österreichischen Seite zurückzutreten. Nun stand Maria Theresia allein. Bei der geringen Wahrscheinlichkeit, im Kriege etwas auszurichten, bei ihrem Wunsche, ihren Sohn Joseph zum deutschen Kaiser gewählt zu sehen, besonders aber bei der ungeheuren Zunahme der Staatsschulden machte sie Friedrich die ersten Friedensanträge. Am 15. Februar 1763 kam der Hubertsburger Friede zu Stande, in welchem alle Theile ihre Eroberungen zurückgaben, Friedrich aber Schlesien für immer bekam und außerdem die Bewunderung von

ganz Europa, sowie einen wesentlichen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten als Gewinn davon trug. Preußen nahm von nun an den Rang unter den fünf Großmächten Europa's ein.

Fünf Tage vorher, den 10. Febr., war zwischen England, Frankreich und Spanien der Pariser Friede geschlossen worden, aus welchem England mit vermehrter, Frankreich mit geschwächter Macht hervorgieng:

Kap. 43. Das Zeitalter Friedrich's des Großen.

269. Hatte König Friedrich durch die Entschlossenheit und Standhaftigkeit, Schnellkraft und Ausdauer, die er als Feldherr bewies, halb Europa in Begeisterung versetzt, so erwarb ihm nicht minder seine unermüdete Thätigkeit in der Selbstregierung seines Landes, insbesondere seine strenge Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt und seine Bemühungen um unparteiische Rechtspflege die größte Bewunderung. Der Beiname des Großen drückt die Stimmung des von seinem Geiste beherrschten Zeitalters aus, dessen Einflüsse sich selbst seine bisherigen Feinde nicht entziehen konnten. Durch sein Beispiel angeregt, entstand von nun an unter den besseren deutschen Fürsten und Staatsmännern ein Wettstreit, für das „Wohl der Völker“ thätig zu sein und der Kraft derselben mehr Raum zur Uebung, besonders aber der Justizverwaltung mehr Sorgfalt zu widmen. Friedrich nannte sich den ersten Beamten seines Staates. Seiner Verwaltungssorge gelang es früher als allen andern Fürsten, die schweren Wunden, welche dieser Krieg den deutschen Ländern geschlagen hatte, in seinem Staate durch Steuererlasse, Vertheilung des Getreides in den Kriegsmagazinen an die am meisten beschädigten Landleute, durch Urbarmachung wüster Gegenden, durch Anlegung von Dörfern und Colonieen, Straßen und Kanälen, Unterstützung des Ackerbaus und Fabrikwesens zu heilen. Die Zahl der Familien, welche er allmählich in's Land zog, belief sich auf mehr als 40,000; sie bevölkerten über 500 Dörfer, um welche herum über 300,000 Morgen urbar gemacht wurden.

Indem er durch Verbesserung des Steuersystems die Staatseinnahmen vermehrte, verwandte er sie alle nur auf die Staatsbedürfnisse, band sich aber bei dieser Verwendung so wenig wie seine nächsten Vorgänger an eine Controle der Provinziallandstände, sondern ließ sich bloß von seinem „Pflichtbewußtsein“ leiten.

Zur Regelung des Steuerwesens errichtete er eine General-Boll- und Acciseadministration (Regie), bei der er meistens Franzosen anstellte. Wurde auch dadurch die Staatseinnahme um eine Million Thaler erhöht, so war anderseits das Volk weniger über die Erhöhung der Steuern als über den Druck und Uebermuth dieser französischen Beamten erbittert. Auch die vielen Monopole, die der König an Fabrikanten und Manufacturisten ertheilte, und die damit zusammenhängenden Waarenverbote und Handelsperren, welche den inneren Wohlstand heben sollten, erwiesen sich in der Folge als eine reiche Quelle von Klagen.

Den geringsten Aufwand verursachte sein Hof, der höchst einfach und bürgerlich eingerichtet war und nicht mehr als 220,000 Thaler jährlich im Durchschnitt erforderte, während kleinere Fürsten das Zehnfache dafür verschwendeten. Die größere Hälfte des Einkommens erforderte das Heer, das den preussischen Staat auf diese Höhe gehoben hatte und ihn durch beständige Schlagfertigkeit auf derselben erhalten sollte. Während im Heere der Adel eine allzu bevorzugte Stellung vor den andern Ständen einnahm (was sich späterhin als nachtheilig erwies), galt in bürgerlicher

Nemtern der Grundsatz der vollkommensten Gleichberechtigung aller Unterthanen. Ebenso galt unter ihm vor Gericht sein Ansehen der Person und kein Standesvorzug, die einmal erworbenen Vorrechte eines Standes aber ließ er unangetastet.

Zur Einführung einer möglichst gleichförmigen, dabei einfachen, raschen und uneigennütigen Rechtspflege ließ er durch den Rechtsgelehrten Coccejus neue Gesetze entwerfen, aus denen nachher das „preussische Landrecht“ erwuchs. So entstand durch ihn eine Staatsschöpfung, die, weil sie das höchste Maß politischer Einsicht damaliger Zeit ausdrückte und ihre einzelnen Gebrechen nicht erkannt wurden, im Vergleich mit dem, was bis dahin im Verwaltungs- und Gerichtswesen geleistet worden war, als eine Art Ideal erschien, dem viele andere nachzustreben suchten. Dagegen hat die schiefe Stellung, welche Friedrich, bei aller persönlichen Geistesbildung und regen Theilnahme für wissenschaftliche Fortschritte, zur deutschen Bildung (die er freilich in seiner Jugend nur in ihrer Ausartung hatte kennen lernen) sein ganzes Leben hindurch einnahm, keine die deutsche Wissenschaft fördernde, vielmehr nur eine sie hemmende Folge haben können.

Einige Züge von der Gerechtigkeit des Königs sind geschichtlich geworden. Derselbe wünschte das Grundstück einer Windmühle zu kaufen, welches an den Park seines Schlosses zu Sanssouci angrenzte; aber der Besitzer wollte es nicht abtreten, weil es ein Familienerbstück war. Da sagte der König endlich ungeduldig: „Wenn du es nicht verlaufen willst, so bin ich dein König und kann es nehmen“. „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ gab der Windmüller zur Antwort und befiehlt seine Windmühle, welche noch heute steht und zum Andenken erhalten wird. In einem andern Falle ließ Friedrich die Mitglieder eines Tribunals sämtlich abjehen, welche gegen den Müller Arnold ein, wie er glaubte, ungerechtes Urtheil gefällt hatten, und erst nach des Königs Tode wurden sie wieder zum Staatsdienst zugelassen.

Seine schon oben berührte große Vorliebe für die französische Sprache, in der er in der Regel sprach und schrieb, ja selbst als Dichter und Schriftsteller glänzte, sowie überhaupt seine Vorliebe für französische Bildung und Geistesrichtung, der zu Liebe er zu seinem nächsten Umgang Franzosen wie Mauvertuis, d'Argens, de la Mettrie wählte, ließ ihn das Gute, welches sich in der deutschen Sprache und Bildung damals bereits durch Lessing und Klopstock zu entwickeln begonnen hatte, ganz übersehen, sowie überhaupt das ganze deutsche Wesen mehr als billig verkennen.

Bei allen Mängeln seiner Ansichten und Grundsätze aber wurde er doch vermöge seines reichen Geistes, seines großen Charakters und seiner ruhmvollen Thaten ein Liebling des deutschen Volkes, in dessen Andenken er unter dem Namen „der alte Fritz“ noch immer fortlebt und durch die Geschichte wie durch zahlreich überlieferte Anekdoten erhalten wird.

Hinsichtlich der Toleranz pflegte Friedrich zu sagen: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden!“ Auch übte er dieselbe gleichmäßig gegen Protestanten und Katholiken, welchen letzteren er in Berlin den Platz zu einer Kirche (der Hedwigskirche) schenkte; ja er nahm selbst Jesuiten im Lande auf, welche anderwärts ausgewiesen waren. Aber seine von Jugend auf eingesogene Vorliebe für die französische Philosophie hatte ihn gegen den christlichen Offenbarungsglauben, der ihn in seiner Jugend nur in einer todten Form vorgekommen war, eine Abneigung fassen lassen. Sein Enthusiasmus für Voltaire, den Hauptvertreter jener gänzlich verkehrten Verstandesrichtung, gieng so weit, daß er ihn an seinen Hof zog und ungeachtet seiner sonstigen Sparsamkeit schwere Summen an seinen Besitz wandte. Doch minderte eben diese Nähe die persönliche Bewunderung, da der Bewunderte die Fehler weiblicher Eitelkeit und Eifersucht, des Reides, der häßlichen Bosheit, der gewissenlosesten Verleumdung, der Habguth, ja des gemeinsten Betruges an den Tag legte, so daß Friedrich zuletzt jedes persönliche Verhältniß zu ihm aufgab.

270. Das deutsche Reich verlor im zweiten Jahr nach dem Frieden mit Preußen sein Oberhaupt, das in österreichisch-conservativem Sinne über dasselbe gewaltet hatte. Denn Kaiser Franz I. starb unerwartet zu Innsbruck am 18. Aug. 1765, worauf Joseph der Zweite, sein älterer, drei Jahre zuvor zum römischen König gewählt und von seiner Mutter zum Mitregenten ernannter 24jähriger Sohn, die Kaiserkrone erhielt. Er konnte aber anfangs für seine dem preußischen Ideal nachstrebende Regierungsthätigkeit nicht den vollen Spielraum finden; denn Maria Theresia behielt die Regierung der österreichischen Erblande fortwährend in ihren Händen, weil sie ihres Sohnes hasstige Neuerungsucht fürchtete. Sie war eine wahre Mutter ihrer Unterthanen; ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr gerader, redlicher Sinn erhielten ihr Andenken in Segen.

Auch Maria Theresia war gleich nach dem Frieden mit Preußen in ihren österreichischen Ländern sorgfältig darauf bedacht, die Wunden des Kriegs zu heilen, Staatsverbesserungen anzubahnen und mit Gerechtigkeitsliebe und mütterlichem Sinne das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern.

Um Einheit in die Grundsätze der verschiedenen Provinzialverwaltungen zu bringen, errichtete sie einen Staatsrath zur Vorberathung der wichtigsten Gegenstände und zur Ueberwachung der verschiedenen Vollziehungsbehörden. Die Vermittlung zwischen dem Staatsoberhaupt und den Provinzialverwaltungen bildeten die in Wien für die verschiedenen Provinzen aufgestellten Hofkanzleien.

Um den Staatshaushalt zu ordnen, begann sie mit Ersparungen an sich und ihrem Hofe, begünstigte das Fabrikwesen (zum Theil auch durch Monopole), förderte den Handel durch Anlegung von Kanälen und Häfen und errichtete zu diesem Zweck den Hofcommerzienrath. (Die Einführung der Zahlenlotterie und der Bankzettel erwies sich in der Folge als höchst nachtheilig.)

Zur Verbesserung des Justizwesens ließ sie ein Strafgesetzbuch fertigen, durch welches die Tortur abgeschafft wurde. Auch sorgte sie für die Erleichterung des Loses der Weibeigenen. Die Mängel des Heerwesens, die sich in den drei schlesischen Kriegen gezeigt hatten, suchte sie durch bessere Einrichtungen zu heben: sie führte die Conscription ein und organisierte die Militärgrenze, deren soldatische Bewohner im Frieden sich selbst erhielten, im Kriege sich selbst ergänzten.

Wie fast alle europäischen Mächte damaliger Zeit führte auch sie den Grundsatz der unumchränkten Monarchie in ihren Staaten durch; selbst die Ungarn gewöhnten sich an die Regierungsweise der „Mutter Maria Theresia“, obgleich sie in ihrer 40jährigen Regierung nur drei Mal den ungarischen Landtag berief. Nur in Tyrol tastete sie die landständische Ordnung nicht an.

In kirchlicher Beziehung war sie das Gegentheil von Friedrich: sie hielt die Nichtkatholiken nieder und konnte sich nicht zu derjenigen Toleranz erheben, die in einem Staate von verschiedenen Religionsgenossen zur politischen Klugheit gehört. Doch hielt sie sich auch gegen Rom ziemlich abschließend und wußte das Eingreifen der päpstlichen Curie in vielen Beziehungen zu beschränken.

Wäre es nach ihrem Sinn gegangen, so wäre das Unrecht nicht geschehen, das der polnischen Nation, dieser ehemaligen Vormauer Deutschlands gegen den slavischen Norden und Osten, in dieser Zeit angethan wurde. Nach dem Tode August's III. von Polen hatte die russische Kaiserin Katharina II. den Polen, deren Unterjochung Rußland sich zum geheimen Ziele setzte, ihren Günstling Stanislaus Poniatowsky als König aufgenöthigt, und um dieselben durch Zwietracht zu schwächen, den Nichtkatholiken (Dissidenten) gleiche Bürgerrechte mit den Katholiken eingeräumt und Zutritt zu allen Ehrenstellen gewährt. Daher schloß ein Theil des katholischen Adels von Polen im Febr. 1768 die Conföderation zu Bar (in Podolien), ergriff die Waffen gegen die russischen Besatzungen und verübte die ärgsten Erpressungen und Verge-

waltigungen gegen ruhige Bürger. Anfangs traten ihnen die Russen mit Schonung entgegen; als aber immer neue Haufen austraten und schreckliche Grausamkeiten begingen, steigerte sich auch bei den Russen die Leidenschaft so, daß sie nach der Einnahme von Bar und Krakau die Gefangenen grausam behandelten. Vergebens hofften die Conföderirten auf die Hilfe Friedrich's II.; er rieth ihnen zur Ruhe und sicherte seine Grenzen durch aufgestellte Truppen. Frankreich begnügte sich, die Türkei zum Krieg gegen Rußland aufzureizen, gab den Conföderirten Geldunterstützung, und diese erklärten nun den König Stanislaus für abgesetzt und machten sogar ein Attentat auf seine Freiheit. Zuletzt zog aber die Conföderation den Kürzern, und da die Türken nichts gegen die Russen ausrichteten, so erhielt Rußland ein leichteres Spiel.

Gleich im Anfang des russisch-türkischen Kriegs hatte Oesterreich zum Schutze seines Gebiets einen Militärcordon gegen Polen und die Türkei gezogen und auf alte Ansprüche hin 13 Städte der Zipser Starostie besetzt. Auch Friedrich der Große war durch das Verhalten Rußlands gegen Polen für Preußen besorgt, rückte seinen Grenzcordons weiter vor und wollte mit Oesterreich ein Gegengewicht bilden. Daher hielt er mit dem ihn enthusiastisch bewundernden Joseph II. seine erste Zusammenkunft zu Reize im Aug. 1769, wobei sie in einem geheimen Vertrage sich gegenseitige Neutralität für ihre Besitzungen zusicherten.

Als im nächsten Jahre die Russen die Walachei, Moldau und Arim erobert hatten, und der gedemüthigte Sultan Oesterreich und Preußen um Vermittlung bei Rußland anging, so hielten Friedrich und Joseph eine zweite Zusammenkunft bei Neustadt in Mähren, wobei Friedrich es über sich nahm, die Czarin zur Annahme dieser Vermittlung zu bewegen. Dieses Geschäft übernahm sein Bruder, der Prinz Heinrich, persönlich in Petersburg; aber die Czarin stellte zu hohe Forderungen.

Da gab Oesterreich, ohne es zu ahnen und zu wollen, durch die Ausdehnung der Besetzung über die ganze Starostie Zips sowohl als auch über die Starostie Zander Anlaß zu einer neuen Wendung der Dinge. Denn nun hielt Katharina II. es für zweckmäßig, ihre weitem Absichten auf Polen Friedrich mitzutheilen. Da dieser wußte, daß Rußland ganz Polen verschlingen wolle, und die ungeheure Anschwellung dieser Macht für eine Gefahr für Deutschland ansah, so glaubte er, von zwei Uebeln das geringere wählen zu müssen, und gieng auf die russische Politik ein, um sie durch die Theilnahme Preußens in Schranken zu halten. Nach langen Verhandlungen über die russischen Ansprüche bei einer etwaigen Theilung Polens, legte man den Plan auch dem Fürsten Kaunitz vor und eröffnete demselben, daß Rußland und Preußen ebenfalls gegründete Ansprüche an verschiedene Theile Polens hätten, und daß es daher der Grundsatz des Gleichgewichtes erfordere, daß die drei Mächte sich über den Umfang und über die Verhältnisse dieser Ansprüche näher verständigten. Nun zeigte auch Kaunitz ein großes Entgegenkommen, und so kam nach vielen Unterhandlungen der drei Höfe am 5. August 1772 die erste Theilung Polens zu Stande. Mit Widerstreben aber gab Maria Theresia zu dieser Politik ihre Einwilligung, indem sie ihre Unterzeichnung mit den Worten schloß: „Wenn ich schon längst todt bin, wird man erfahren,

was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“

Die drei Mächte besetzten je den dritten Theil Polens in der Art, daß Oesterreich davon Ostgalizien und Lodomerien als ein eigenes Königreich, Preußen Westpreußen (außer Danzig und Thorn) und den polnischen Regedistrikt, Rußland aber (gegen die Herausgabe der Moldau und Walachei) das Land bis an die Duna und den Dniepr sich zueignete. Damit die Form des Rechts nicht fehle, mußte der polnische Reichstag seine Einwilligung dazu geben.

271. Eine Zeit lang bestand zwischen Friedrich II. und Joseph II. ein freundschaftliches Verhältniß. Doch als Friedrich erfuhr, daß man aus Anlaß der Gicht, an der er litt, am Wiener Hofe sich von seinem baldigen Tode unterhalte, so faßte er großes Mißtrauen gegen den Kaiser, weil er besorgte, man möchte seinem Thronfolger Schlessen abdringen wollen. Wenn auch Joseph II. dies nicht beabsichtigte, so war er doch voll Ehrgeiz und Begierde nach einer großartigen Thätigkeit, indem er das alte Kaiserthum wieder zu beleben und an die Stelle des leeren Namens eine wirkliche Macht zu setzen gedachte. Daher ließ er sich nach der Theilung Polens von den Grundfäden einer Politik, die das Gewissen weniger als den eigenen Vortheil befragte, verleiten, seine Hand nach dem benachbarten Baiern auszustrecken, wo eben mit dem Kurfürsten Maximilian III. Joseph, welcher keine Kinder, Brüder und Seitenverwandte hatte, der wittelsbachische Mannsstamm jüngerer Linie ausgestorben war, und aus der ältern Linie im Jahre 1777 der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz vermöge des Lehnrechts und eines schon im Jahre 1774 mit Maximilian Joseph geschlossenen Erbfolgevertrags, die Regierung von Baiern angetreten hatte. Joseph machte Ansprüche auf Niederbayern, auf die ehemaligen böhmischen Lehen in der Oberpfalz und auf das im Schwäbischen gelegene Fürstenthum Mindelheim, was zusammen genommen die Hälfte von Bayern ausmachte. Da Karl Theodor große Vorliebe für die Pfalz, insbesondere für Mannheim, und kein Herz für Bayern und ohnedies keine erbfähige Nachkommenschaft hatte, so berebete ihn Joseph, der ihm allerhand persönliche Zusicherungen machte, leicht, jene Landestheile an Oesterreich abzutreten, und ließ sie rasch durch seine Truppen besetzen.

Dieses Verfahren erschreckte alle Reichsfürsten, und die muthige Herzogin Maria Anna (Witwe des verstorbenen Herzogs Clemens, eines ohne Erben verstorbenen Brudersohnes Kaiser Karl's VII.) forderte Karl Theodor's nächsten Lebenserben, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der sich schon darein hatte ergeben wollen, auf, seine Rechte zu wahren und Friedrich den Großen um Schutz anzufragen. Da Joseph den schriftlichen Vorstellungen Friedrich's kein Gehör gab und sich gegen vermittelnde Schritte seiner Mutter Maria Theresia unbedingt erklärte, so unterstützte Friedrich II. in Verbindung mit Sachsen (dessen Kurfürst, der noch unmündige Friedrich August III., ein Sohn der Schwester Maximilian Joseph's, Ansprüche auf die Alodialerbschaft machte) die mit Joseph's Plänen unzufriedenen Bayern im 1778 bayrischen Erbfolgekriege, indem er zwei preussische Heere in Böhmen und Schlessen einrückte und dem österreichischen Heere gegenüber in der Grafschaft Glatz eine feste Stellung nehmen ließ. Bald aber kam es ohne Schlacht durch eine heimliche Unterhandlung Maria Theresia's mit Friedrich und durch eine drohende Erklärung Rußlands gegen Joseph den 13. Mai 1779 zum Frieden von Teschen, der dem pfälzischen Hause Bayern, dem österreichischen

Hause aber das Innviertel (zwischen dem Inn, der Salzach und der Donau) mit der Hauptstadt Braunau, und dem preussischen Hause die Erbfolge in den Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zusprach.

Das Innviertel entfiel 41 $\frac{1}{4}$ Quadratmeilen mit 139,000 Einwohnern. Mindelheim blieb bei der Pfalz, die ehemaligen böhmischen Lehen bei Bayern. Sachsen bekam 6 Millionen Gulden und die lehensherrlichen Ansprüche auf fünf kleine Herrschaften. Den König Friedrich kostete dieser kurze Krieg, durch den er die Vergrößerung Oesterreichs verhinderte, 20,000 Soldaten und 19 Mill. Thaler.

Noch einmal schien sich zwischen Friedrich II. und Maria Theresia ein Zerwürfniß bilden zu wollen, indem jedes von beiden für die bedürftigste Erlebigung des Kurerzbisthums Köln und des Bisthums Münster einen andern Coadjutor vorschlug; doch ließ am Ende Friedrich den von Maria Theresia vorgeschlagenen Erzherzog Maximilian, ihren jüngsten Sohn, unbeanstandet. Nicht lange darauf, am 29. Nov. 1780, starb Maria Theresia an der Brustwassersucht, nachdem sie ihr Ende mit klarem Bewußtsein und christlicher Heiterkeit erwartet hatte.

Wenige Tage vor ihrem letzten Lager hatte sie am Sterbelage ihres Gemahls, wie sie jährlich zu thun pflegte, sich in die Gruft desselben (in welche hinabzusteigen ihr ihre Corpulenz nicht mehr gestattete), durch eine Maschine hinab- und herauswinden lassen, und als beim Hinaufziehen das eine Seil riß, nahm sie dies als ein Zeichen näher Wiedervereinigung und rief: „Er will mich bei sich behalten! O ich werde bald kommen!“ Von dem Stand ihrer Selbsterkenntniß zeugt ein in ihrem Gebetbuch von ihrer Hand aufgeschriebenes Bekenntniß, in welchem es heißt: In geistlichen, Justizsachen, Kinderzucht, Standesobligationen weiß ich mich nichts Besonderes schuldig. Ich klage mich aber an — aller unwissenden, vergessenen Sünden und aller meiner Gebrechen; erkenne mich vor Gott schuldig aller in meinem Leben begangenen Kriege aus Habschheit, Reid, Zorn, Trägheit, Weichlichkeit, Läßigkeit in der h. Weichte und Communion, wider den Nächsten in Reden wenig Charität. — (Vermöge ihres sanguinisch-holerischen Temperaments war sie nämlich leicht aufgebracht, aber auch leicht besänftigt, und wenn sie jemand Unrecht gethan zu haben glaubte, so entschädigte sie ihn im Uebermaß, wie überhaupt ihre Wohlthätigkeit seine Grenzen kannte). Sie war von allen Selbstherrscherinnen, welche die Geschichte kennt, eine der besten und ließ ihr weltliches Reich in einem Zustand der Ordnung und des Wohlstandes zurück, wie er kaum je vorher erreicht worden war.

Als Friedrich der Große ihren Tod erfuhr, schrieb er an einen seiner Minister: „Maria Theresia ist gestorben: es beginnt eine neue Ordnung der Dinge!“ — denn er glaubte, Joseph II. werde jetzt gegen ihn eine herausfordernde, überhaupt eine nach Außen um sich greifende Stellung einnehmen. Allein Joseph wendete seine Hauptpflege auf seine eigenen Staaten, und es folgten einige Jahre der Ruhe. Doch hatte Friedrich stets ein waches Auge auf Joseph's äußere Politik, und nicht ohne Grund; denn im Jahre 1786 machte Joseph einen zweiten Versuch, Bayern an sein Haus zu bringen, indem er Karl Theodor gegen die Abtretung seines Landes die österreichischen Niederlande (mit Ausschluß von Luxemburg und Namur) als burgundisches Königreich und drei Millionen Gulden versprach. Die unruhigen Niederlande waren für das entfernte Oesterreich ein unsicheres Besitztum. Da Frankreich und Rußland damit einverstanden waren, so wäre der schwache Karl Theodor darauf eingegangen, wenn nicht der Herzog Karl von Zweibrücken mit seinem Bruder Maximilian Joseph dagegen protestiert und sich an Friedrich den Großen gewandt hätte. Dieser unterstützte die Protestation und brachte durch seine Vorstellungen die Kaiserin Katharina dazu, dem Kaiser ihre Unterstützung bei diesem Ländertausche zu entziehen, worauf Joseph den Plan aufgab.

Um ähnlichen Eingriffen des Reichsoberhaupt's in die bestehenden Reichsverhältnisse vorzubeugen, stiftete Friedrich zur Erhaltung des bedrohten Gleichgewichts noch in demselben Jahre zwischen den Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover den sog. deutschen Fürstenbund, dem nachher noch Braunschweig, Gotha, Weimar, Mecklenburg, Zweibrücken, Baden, Hessen-Cassel, Osnabrück, Anhalt (Bernburg, Dessau, Köthen), Ansbach-Bayreuth und zuletzt Kurmainz beitraten. Seitdem zog sich Joseph mehr von den Reichsangelegenheiten zurück, um in seinen eigenen Staaten seine Reformideale durchzuführen.

Mit diesem Werke schloß nach einer 46jährigen Regierung der bereits hochbetagte König sein thatenreiches Leben; denn bald darauf, den 17. August 1786 starb Friedrich der Große, unter der Theilnahme von ganz Europa, am besten erkannt aus dem Denkmale, das er sich in der durch ihn errungenen Größe seines Hauses, sowie auch durch seine Schriften, gesetzt hat.

Er war auch in seinem hohen Alter in pünktlicher und beharrlicher Ausübung seiner Regentenspflichten sich gleich geblieben. An seiner Person und in seiner Umgebung trieb er in seinen spätern Jahren die Einfachheit fast bis zur Vernachlässigung des Aeußern, so daß es die Würde seines Standes beeinträchtigte; doch verrieth stets sein feurig blickendes Auge seinen scharf blickenden Geist. Da er von seiner Gattin getrennt lebte und ohne Kinder war, so fühlte er sich mehr und mehr vereinsamt und freudlos, so daß er selbst seine Stöße, die er meisterhaft spielte, liegen ließ. Er wurde mürrisch und mißtrauisch, besonders wenn er merkte, man glaube, er sei nicht mehr der Alte. Wie er auch stets dem positiven Christenglauben abgewandt, so vertheidigte er doch die christliche Moral gegen den groben Materialismus, ja, er beklagte gegen das Ende seines Lebens schmerzlich den durch den Unglauben im Volke eingerissenen tiefen Verfall der Sitten und sagte zu seinem Großkanzler Carmer: „er wollte seinen kleinen Finger darum geben, könnte er das Land so hinterlassen, wie er es von seinem frommen Vater übernommen habe.“ Er hinterließ seinem Neffen Friedrich Wilhelm II. einen (durch Schlessen 1763, Ostfriesland 1744 und Westpreußen 1772) um 1325 Quadratmeilen vergrößerten und in materieller Hinsicht wohl eingerichteten Staat von 6 Millionen Einwohnern nebst einem Schatz von 72 Millionen Thalern und einem geübten, stets schlagfertigen Heere von 200,000 Mann. Aber die nun folgende Sünlingsregierung verkaufte diesen Schatz bald mit 20 Millionen Schulden, zerstörte jene Ordnung in theilweise Verwirrung und warf den preussischen Staat (trotz der völlig verfehlten Censur- und Religionsedikte, welche der zunehmenden Entfesselung und dem frechen Unglauben steuern sollten) auf eine Zeit lang in seiner Entwicklung zurück.

272. Joseph, der von Anfang an, besonders als er nach dem Tode seiner Mutter 1780 die Selbstregierung seiner österreichischen Länder antrat, sich vorzüglich Friedrich zum Muster genommen und bei seinem hellen Verstande sich durch Lectüre wie auf Reisen viele Kenntnisse erworben hatte, war voll der besten Absicht, durch strenge Gerechtigkeit und äußerste Einfachheit, sowie durch Abstellung vieler Mißbräuche seine Völker zu beglücken. Weil er aber, dem herrschenden Aufklärungsgeiste des 18. Jahrhunderts eifrigst huldigend, auf einmal alles Alte mit der Wurzel ausrottete und durch allzu rasche, zum Theil umstürzende Neuerungen ohne Uebergang und Vorbereitung die ihm vorschwebenden Ideale der Freiheit und des Rechts verwirklichen wollte, so erwarb er sich zwar bei den Freunden der damaligen Zeitphilosophie großen Beifall, entfremdete sich aber anderseits den größten Theil seiner Unterthanen in allen Ständen.

Seine erste Sorge war auf Herstellung eines bessern Beamtenstandes gerichtet. Unter den darauf abzielenden guten Vorschriften gab er aber so viele idealistische, daß

die Befolgung meist hinter der Anforderung zurückblieb. Im Steuer- und Handelswesen huldigte er französisch-encyclopädischen Grundsätzen; er erschwerte die Einfuhr fremder Producte und begünstigte das inländische Fabrikwesen. Er gab eine neue Gerichtseinrichtung, in welcher die Todesstrafe abgeschafft wurde, an deren Stelle er Anshärdung in ewigem Gefängniß und andere qualende Strafen setzte; ja, er verschärfte oft willkürlich die Strafurtheile der Gerichtshöfe und überließ, bei Abwägung der Strafen (aus einem Mißverständniß des Grundsatzes der Gleichheit vor dem Gesetze) die in der Bildung liegende Ungleichheit der zu Bestrafenden. Die Pressefreiheit, die er auf kurze Zeit gewährte, kam nur den niederreisenden Tendenzen zu Gute. An ihre Stelle trat eine einzige Censur-Commission in Wien für Gesamtösterreich, für welche er selbst sehr liberale Normen aufstellte.

Sein kühner Versuch, die katholische Kirche seines Staates von dem Papste unabhängig zu machen und den Bischöfen ihre ursprüngliche Gewalt wieder zu geben, sowie die mit diesem Plane zusammenhängenden Anordnungen, namentlich die Aufhebung von 700 Klöstern (die übrigen 1324 wurden nur belassen, weil sie dem Unterricht und der Krankenpflege dienten), die Erlassung des Toleranzedicts (durch welches er jedem freie Religionsübung gestattete), die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken in allen seinen Staaten, die Verleihung bürgerlicher Rechte an die Juden etc., verschafften ihm den Beifall der Aufgeklärten, zogen ihm aber den Haß der Geistlichkeit, das Uebelwollen des Adels und selbst die Abneigung vieler im Volke zu.

Die Vorstellungen und Bitten des Papstes in Betreff der Zurücknahme vieler in die Rechte der Kirche tief eingreifenden Verordnungen waren vergebens, und selbst die persönliche Reise des Papstes Pius IV. nach Wien (1782) konnte den Kaiser zu keinem Zugeständniß vermögen. Von den eingezogenen geistlichen Gütern wurden Pfarreien und Schulen, Seminarien für Geistliche und Schullehrer, Taubstummenanstalten und dergleichen wohlthätige Institute gegründet. Auch hob er in der ganzen Monarchie die Leibeigenschaft auf und stellte zwischen den Bauern und ihren früheren Herren ein billiges Verhältniß her. Uebrigens verletzte Joseph die gebotene Gleichberechtigung vor dem Gesetz selbst oft durch eingreifende Cabinetsjustiz, durch welche er Richter und Parteien zu seinen Grundsätzen zu zwingen suchte. Denn so freisinnig er in seinen Ansichten war, so despotisch war er in seiner Handlungsweise.

Der Gipfel seiner übereilten und darum unweisen Neuerungen war sein unnatürlicher Versuch, den so verschiedenen Völkern seines Reiches die deutsche Sprache und gleichförmige Verwaltungsgrundsätze mit Gewalt aufzudrängen, so daß es kein Wunder war, daß er dadurch den größten Theil seiner Unterthanen, besonders die Ungarn, zur höchsten Unzufriedenheit, die Niederländer sogar zur offenen Empörung brachte.

Die Niederländer hatten vermöge ihrer verbrieften Verfassung viele Rechte und Freiheiten. In diese griff Joseph auf rücksichtslose Weise durch eine neue Eintheilung des Landes und durch Umänderung aller politischen, kirchlichen, ökonomischen und gerichtlichen Einrichtungen ein. Empört über eine Willkür, welche fremde Rechte nicht achtete, wenn sie mit ihrer Ansicht nicht übereinstimmten, erregten die Niederländer zuerst einen Aufstand zu Löwen, wo er die Vorrechte der Universität aufgehoben hatte und ein nicht unter der Leitung des Bischofs stehendes theologisches Generalseminar gründete. Hier wurde der Aufstand leicht unterdrückt. Darauf versagten die Stände die Geldbewilligungen, und an diesen Widerstand knüpften sich die Volksereignisse zu Brüssel, Antwerpen, Mecheln und in andern Städten. Die Versicherung Joseph's, daß er bei jenen Veränderungen nur das Wohl der Niederländer vor Augen gehabt, halfen natürlich nichts. Da Joseph

eben im Begriff war, in Verbindung mit Rußland einen Feldzug gegen die Türkei zu machen, so nahm er einige Verordnungen in Belgien zurück, in der Hoffnung, das Land dadurch zu begütigen.

Der Feldzug, welchen Joseph in Verbindung mit Katharina II. 1788 unternahm, und in welchem er auch als Feldherr aufzutreten gedachte, war der zweite russisch-österreichische Türkenkrieg. Das österreichische Heer, dessen Hauptcorps Joseph in Person befehligte, betrug 200,000 Mann, bildete aber einen zu weiten Bogen, der leicht durchbrochen werden konnte. In ungeduldiger Hast rückte Joseph vor Belgrad, mußte aber von der Belagerung absteigen und wurde von den Türken in das Banat zurückgebrängt. Zwar nahmen Laudon und der Herzog von Coburg einige feste Plätze ein; da aber die Russen durch einen Einfall der Schweden verhindert waren, mit mehr Nachdruck in der Türkei aufzutreten, kam es zu einem dreimonatlichen Waffenstillstand, während dessen Joseph unmutig und unwohl nach Wien zurückkehrte.

Der Aufstand in Belgien hatte sich unterdessen, trotz der strengsten militärischen Maßregeln, weiter verbreitet. Ein Manifest der drei flandrischen Stände erklärte den Kaiser der Herzogswürde verlustig, die österreichischen Niederlande für unabhängig und berief einen allgemeinen Kongreß nach Brüssel. Dieser Erklärung schloßen sich die andern Provinzen an, worauf das kaiserliche Heer Belgien, mit Ausnahme Luxemburgs, räumte. Zu gleicher Zeit mehrten sich die Klagen der Ungarn; nur die Gegenwart der kaiserlichen Heere und Joseph's Widerruf seiner meisten Verordnungen hielt sie von einem wirklichen Aufstand zurück.

Tief gekränkt, daß seine Volksbeglückungspläne so hartnäckigen Widerstand erfuhren, und daß die ihnen zu Grunde liegende rebsüchtige Absicht sogar von denen, welchen er damit eine wirkliche Wohlthat erwies, verkannt wurde, und in tiefer Seele verwundet, daß er selbst den größten Theil seines Staatsreformwerks wieder zertrümmern mußte, erkrankte der edle Joseph II. in Folge der Anstrengungen im türkischen Feldzug, und starb am 20. Febr. 1790 mit dem Wunsche, daß man auf sein Grab schreiben möchte: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen!“ Die Grundursache dieses Scheiterns erkannte er freilich nicht.

In einem Artikel seines Testaments schrieb er: „Ich befehle, daß gegenwärtige Schrift, welche meinen letzten Willen enthält, nach meinem Tode öffentlich bekannt gemacht werde, und bitte diejenigen, welchen ich vielleicht gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, mir als Christen oder als Menschen zu verzeihen. Ich bitte sie, zu bedenken, daß ein Monarch auf dem Thron, wie der Arme in seiner Hütte, Mensch bleibt, und daß beide denselben Irrthümern unterworfen sind. Von seinen treuesten Dienern und Freunden nahm er rührenden Abschied, und noch in der Nacht vor seinem Sterbemorgen dictirte er Briefe an bestimmte Personen. Dann ließ er sich von seinem Beichtvater vorbereiten und hörte gesammelt zu, wie ihn denn sein Bewußtsein bis zum letzten Augenblick nicht verließ. Er starb erst 49 Jahre alt.

Da Joseph keine Leibeserben hinterließ, so übernahm der Ordnung gemäß Leopold II., sein Bruder, (bis dahin Großherzog von Toscana), die Regierung Oesterreichs und damit die schwere Aufgabe, die abgefallenen oder im Abfall begriffenen Völker seines Staates zu beruhigen und das gestörte Verhältniß zu den auswärtigen Mächten herzustellen. Seiner Klugheit und Besonnenheit gelang es; sich zunächst mit Preußen zu verständigen, das sich kurz vor Joseph's Tode mit der Pforte verbunden und gegen Oesterreich zu rülsten begonnen hatte.

Dieser Ausöhnung folgte die unbestrittene Wahl und Krönung Leopold's II.

zum deutschen Kaiser den 30. September und 9. October 1790 und der Friede von Sistowa mit der Türkei. Den Niederländern bot er Amnestie nebst der Verwilligung und Ausdehnung ihrer früheren Rechte an. Zwar verwarf die demokratisch-revolutionäre Partei, auf das revolutionäre Frankreich sich stützend, jedes Anerbieten; aber als er zur Unterstützung der gemäßigten Partei 30,000 Mann einrücken ließ, kehrten die Niederländer unter den angebotenen Bedingungen wieder zu Oesterreich zurück. Die Ungarn, von denen eine Partei schon die Erbfolge des habsburgischen Hauses aufgehoben wissen wollte, brachte er theils durch Aufhebung der mißfälligsten josephinischen Verordnungen, theils durch festes Beharren auf den Bestimmungen der pragmatischen Sanction dahin, daß sie ihm die Krönung gewährten und sich seinen Sohn zum Palatin erbaten. Die Hierarchie suchte er durch einlenkende Zugeständnisse zu beruhigen, ohne jedoch die den Protestanten gewährte Duldung aufzuheben oder dasjenige aufzugeben, was die edlere Seite der josephinischen Bestrebungen ausmachte und den Unterthanen eine wirkliche Erleichterung gewährte.

Rap. 44. Deutschland im Kampfe mit der französischen Revolution.

Histor. Atlas, Tafel XIV.

273. In den politisch und social verderbten Verhältnissen der christlichen Staatenwelt lag gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der Zündstoff bereit, der nur des einschlagenden Funkens wartete, um zur mächtigen Flamme hervorzubrechen. Unchristliche Beherrschung und Bedrückung der Gewissen von Seiten der Kirche, Mißbrauch der Gewalt und andere Willkür von Seite des Staats, Uebermuth der höhern Stände und ungleiche Vertheilung der Lasten hatten in den Herzen vieler eine solche Erbitterung erzeugt, daß ihnen die heilsamen Bande der Gesellschaft, die unter dem Einfluß des Christenthums entstanden waren, als unerträgliche Fesseln erschienen. Freiheit für die Menschheit, Freiheit für die Völker, Freiheit für die Individuen wurde daher die vorherrschende Idee, welche die innerlich und äußerlich unbefriedigte Welt der Aufklärungsbildung in eine aufgeregte, zum Theil fieberhafte Bewegung setzte, die in ihren idealisch erscheinenden Anfängen selbst in Deutschland edle Gemüther, wie verschieden sonst ihre Ziele waren, stark ergriff.

Diese große, Staat und Kirche im tiefsten Grund erschütternde Bewegung war die *französische Revolution*, welche ein Jahr vor dem Tode des unbewußt nach ihren Principien wirkenden Kaisers Joseph II. ausbrach und allen 1789 europäischen Verhältnissen, insbesondere den deutschen, eine völlige Umbildung gegeben hat.

Das Land, in welchem sie ausbrach, war jenes Frankreich, von dem in den zwei letzten Jahrhunderten so viel Unbill und Unrecht, Drang und Noth über das deutsche Reich gekommen war. Dort hatte Ludwig's XIV. Eroberungssucht und Gamliebe, sowie Ludwig's XV. grenzenlose Verschwendung eine unermessliche Schuldenlast auf den Staat gewälzt. Dies hatte durch ungleiche Vertheilung der öffentlichen Lasten, welche nur der Bürger und der Landmann zu tragen hatte, während der Adel und der Klerus davon frei war, einen unerträglichen Abgabendruck zur Folge. Auch hatte die

alles Recht verletzende Willkürregierung jener beiden Könige und ihrer Minister und Günstlinge, so wie insbesondere die unter der Regierung des Herzogs von Orleans und unter der Regierung Ludwig's XV. am Hofe herrschende und alle Stände ansteckende Unsittlichkeit in dem Herzen des Volks eine große Verachtung des Königthums erzeugt. Der sich hoch über das Volk stellende Adel hatte durch Uebermuth und Leichtsinns, Stolz und Eitelkeit, insbesondere der Hofadel durch seine Theilnahme an der Verschwendung und den Ausschweifungen des Königthums den Neid der Bürger und den Haß der Bauern sich zugezogen. Die Geistlichkeit hatte durch die äußerste Verweltlichung ihrer meisten Glieder, durch das sittenlose Leben ihrer höheren Würdenträger, durch die seit der Unterdrückung der Reformation in den obern Schichten der Gesellschaft herrschend gewordene heuchlerische Bigotterie, sowie durch Trägheit und Unwissenschaftlichkeit der kirchlichen Corporationen alle Kraft zum Widerstand gegen den einreißenden Unglauben verloren. Die diesen Unglauben nährenden leichtsinnigen Philosophie der französischen Freigeister endlich hatte theils eine völlige Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen die christliche Religion und ihre Diener, theils ein starkes Verlangen der also Aufgeklärten nach politischen Neuerungen, besonders nach freieren, sogar republikanischen Einrichtungen hervorgerufen, ein Verlangen, welches noch durch die Hülfeleistung genährt wurde, die der junge unerfahrene Ludwig XVI. den nordamerikanischen Freistaaten gegen ihren Mutterstaat England angedeihen ließ.

274. Um den Einfluß der französischen Revolution auf das Geschick Deutschlands besser zu verstehen, möge hier der Gang derselben, jedoch nur in seinen äußersten Umrissen, vorangehen.

Als nach der Mißregierung Ludwigs XV. der zwanzigjährige Enkel desselben, der mit dem Beinamen „der Ersehnte“ begrüßte Ludwig XVI., die Regierung antrat, hatte er, als ein von Natur wohlwollend gesinnter Fürst, den besten Willen, sein Land zu beglücken. Aber es fehlte ihm zum Regenten die selbständige Einsicht in den Geist seiner Zeit, in die kritischen Zustände seines Landes und in die Fähigkeiten seiner Regierungsführer, und er besaß nicht die Kraft, dem allmählich aufziehenden Sturme zuvorzukommen oder ihn abzuleiten.

Um den Staat aus seiner Finanznoth zu retten, suchte Ludwig XVI. die Ausgaben zu beschränken, und sein Finanzminister Turgot trug auf Abschaffung der schreiendsten Mißbräuche, zunächst der Frohndienste der Bauern beim Straßenbau und auf Entfesselung des inneren Verkehrs an. Aber er fand bei den bevorrechteten Ständen solchen Widerstand, daß ihn der König entließ. 1776. Das gleiche Loß traf den Nachfolger desselben, den Genfer Rector, welcher die Besitzungen des Adels und der Geistlichkeit besteuern wollte. Auf den Rath des neuen Finanzministers Calonne, der Anleihen auf Anleihen häufte und in 3 Jahren die Staatsschuld um 1000 Millionen Francs vermehrte, berief der König 1787 eine Notabelnversammlung und ließ ihr Vorschläge zur Deckung des jährlichen Deficits machen (durch Errichtung von Provinzialständen, durch eine allgemeine Grundsteuer, durch Veräußerung der Domänen, durch neue Stempelabgaben, durch Veränderung der Steuer zu Gunsten der ärmeren Klasse, durch Freigebung des Getreidehandels im

Innern, durch Loslauf der Grundzinsen an die Geistlichkeit, durch Verlegung der Zölle an die Grenzen des Reichs und durch andere Maßregeln). Es erhob sich ein langwieriger Streit zwischen der Regierung und dem Pariser Parlament, welchem die Beschlüsse der Notabeln, überhaupt alle Steueredikte und Gesetze zur Registrierung vorgelegt werden mußten. Der wieder berufene Nader wußte keine Aushilfe, als die allgemeinen Reichsstände, die seit 175 Jahren nicht mehr befragt worden waren, am 5. Mai 1789 zu berufen, von denen die Hälfte der Abgeordneten aus den Vertretern des dritten oder Bürgerstandes bestehen sollte. Weil aber die Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit nicht mit den Abgeordneten des dritten Standes zusammenzutreten wollten, so erklärten sich diese letztern 1789 (den 17. Juni) als die allein wahre Nationalversammlung und machten sich zur Aufgabe, eine neue Constitution oder Verfassung für das Land zu entwerfen, womit der Anfang zur Revolution gemacht war.

Die Zusammenziehung eines Heeres und die Entlassung Nader's hatte die Erstürmung der Bastille durch den Pariser Pöbel (13. u. 14. Juli) zur Folge. Nader wurde zurückgerufen, die Nationalgarde errichtet, ganz Frankreich bewaffnete sich, Soldaten und Landvolk erhoben sich gegen die Obrigkeit, viele adelige Schlösser und Abteien wurden geplündert und zerstört. Schon damals begann die Auswanderung der Adelligen. In der Nacht vom 4. Aug. schaffte die Nationalversammlung das Lehnswesen samt allen Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit, den Zehnten, die Zünfte und die Frohndienste ab und führte dagegen Gleichheit der Abgaben und der Berechtigung zu Staatsämtern ein. Die Volkshouveränetät wurde erklärt und zuletzt die Macht des Königs auf ein bloß aufschiebendes Veto beschränkt.

Als darauf die Nationalversammlung, immer weiter gehend, alle geistlichen Güter (im Werth von 8000 Mill. Fr.) für Nationalgüter erklärte, die Klöster, die geistlichen Orden und den Erbadel abschaffte, so suchte der König, der in den Tuilerien wie ein Gefangener bewacht wurde, sich dieser traurigen Lage durch die Flucht zu entziehen, wurde aber zu Varennes angehalten und nach Paris zurückgeführt. Es blieb ihm nichts anders übrig, als die Verfassung von 1791, so sehr sie auch die königlichen Rechte beschränkte, zu beschwören (30. Sept. 1791).

Inzwischen hatten die Ausgewanderten, bestehend aus Adelligen, Geistlichen und königlichen Prinzen (darunter der Graf von Artois, Bruder des Königs), sich in Coblenz und in andern Städten des Rheins gesammelt und suchten von da aus alle europäischen Mächte zum Kriege gegen ihre Feinde im Vaterlande zu bewegen; aber selbst von den durch die Revolution beeinträchtigten deutschen Fürsten wollten sich nur wenige in einen Angriffskrieg einlassen.

Um jedoch die von Frankreich her allen Fürstenthronen drohenden Gefahren von Deutschland abzuhalten, schloß Kaiser Leopold II. mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen ein Vertheidigungsbündniß. Als nach Leopold's kurz darauf erfolgtem Tode (im Jahre 1792) Franz der Zweite, sein Sohn und Nachfolger, die Herausgabe der von der französischen Nationalversammlung eingezogenen Besitzungen deutscher Fürsten im Elsaß und in Lothringen verlangte, so nöthigte die Volksvertretung König Ludwig XVI., dem Kaiser und seinen Verbündeten den Krieg zu erklären. Da das fran-

französisches Heer in Folge der Revolution seiner Auflösung nahe schien, so glaubte man, von den Emigranten gekauft, mit geringer Macht und in kurzer Zeit der königlichen Partei in Frankreich wieder das Uebergewicht verschaffen zu können.

So zog denn das preussische Heer, nach einem gegen die Franzosen in ihrer Gesamtheit gerichteten und darum ihr Nationalgefühl erbitternden Manifest des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, mit kaum 45,000 Mann über die französische Grenze in die Champagne, um nach Paris vorzudringen, während die Oesterreicher von den Niederlanden aus einrücken sollten. Allein die Preußen mußten sich, wegen Ungunst der Witterung und schwieriger Verpflegung, nach dem unentschiedenen Treffen bei Valmy (25. Sept. 1792), nicht ohne schweren Verlust, wieder zurückziehen. Darauf zogen die Franzosen unter Custine an den Rhein, eroberten durch Verrath und durch die Muthlosigkeit der Befehlshaber Mainz und machten es zum Mittelpunkt der Revolutionirung der geistlichen und weltlichen Territorien am Rhein, so daß sich diese deutschen Länder, in welchen die französische Bewegung bereits bei vielen Anstang gefunden hatte, völlig mit Frankreich vereinigten. Dergleichen giengen durch Dumouriez' Sieg bei Jemappes (in der Nähe von Mons) über die Oesterreicher, welche nur halb so viel Truppen hatten als die Franzosen, die österreichischen Niederlande verloren. Im Jubel über diese Fortschritte forderte ein Conventsdecret alle Bürger auf, sich von der Tyrannei zu befreien, und gab durch die selbstthätigerische Lösung: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ der republikanischen Sache einen neuen Aufschwung.

275. In Frankreich war inzwischen, vorzüglich aus Veranlassung jenes preussischen Manifestes und auf die Nachricht von dem Vorrücken der Deutschen, die Revolution erst recht in vollen Gang gekommen. Ein Sturm des von den Jacobinern aufgeregten Pariser Pöbels auf die Tuilerien veranlaßte den König, sich in die gesetzgebende Versammlung zu flüchten, die ihn, als des Einverständnisses mit den auswärtigen Mächten verdächtig, mit seiner Familie in dem Temple gefangen setzte.

Von nun an herrschte die Revolution so srankenlos, daß von dem wüthenden Pöbel bei dem sog. Septembermord, d. i. in einem mehrtägigen Blutbade vom 2. bis 5. Sept., in den Gefängnissen von Paris 3000 Royalisten und außerdem noch mehrere Tausende zu Versailles, Lyon u. a. O. ermordet wurden. Zu ohnmächtig, diesen Greueln zu steuern, löste sich die gesetzgebende Versammlung auf, und an ihre Stelle trat der Nationalconvent, der d. 1. Sept. das Königthum abschaffte und Frankreich für eine untheilbare Republik erklärte. Bald darauf setzte die durch Robespierre, St. Just, Danton und Marat geleitete Partei der fanatischen Jacobiner, welche die Vertilgung der Fürsten und des Adels, die Aufhebung aller Vorrechte und die Freiheit und Gleichheit Aller erstrebte, gegen die gemäßigteren Girondisten es durch, daß der schuldlose König auf ihre Anklage, er halte es mit Frankreichs Feinden und beabsichtige Gewalt gegen die Bürger, mit einem Mehr von fünf Stimmen zum Tode verurtheilt und demnach am 21. Januar d. J. 1793 Ludwig XVI. durch die Guillotine enthauptet wurde.

Empört über diesen Königmord schloß England unter Pitt mit den meisten europäischen Mächten die erste große Coalition gegen Frankreich, und bald hatten die Oesterreicher durch den Sieg bei Neerwinden über Dumouriez Belgien, und die Preußen, über den Rhein rüdend, Mainz wieder gewonnen, zumal in diesen Gegenden die anfängliche Begeisterung für die Revolution, wenigstens bei dem besonneneren Theile der Bevölkerung, durch das raubsüchtige, barbarische Betragen der französischen „Besreier“, welche überall brandschatzten und Contributionen erhoben, schon abgetüht war. Zu gleicher Zeit eroberte die englisch-spanische Flotte Toulon.

Da indes die Bewegungen der (in Folge des allgemeinen Aufgebots an Truppenzahl überlegenen) Franzosen von Einem Geiste, dem umsichtigen Carnot, geleitet wurden, die Verbündeten aber nicht immer einig und uneigennützig zusammen wirkten, so waren letztere trotz mehrerer Siege doch bald wieder im Nachtheil. Sie wurden von den Republikanern unter Jourdan bei Fleurus (26. Juni 1794) geschlagen, mußten sich über den Rhein zurückziehen und Holland preisgeben, welches mitten im Winter mit Hilfe der gefrorenen Gewässer erobert, 1795 in eine batabische Republik verwandelt und von Frankreich abhängig gemacht wurde. Auch jenseits der Alpen und Pyrenäen waren die Franzosen siegreich.

In dem gleichen Jahre erfuhr Polen seine letzte Verküdlung. Schon zwei Jahre zuvor hatte Rußland, weil Polen sich durch eine neue Verfassung dem russischen Einflusse hatte entziehen wollen, in Verbindung mit Preußen 1793 die zweite Theilung Polens vorgenommen, aus welcher Rußland die Hälfte von Lithauen, Preußen aber das fehlige Südpreußen nebst Danzig und Thorn bekam. In der Verzweiflung erhob sich Polen unter Kosciuszko, um die Freiheit wieder zu gewinnen, erlag aber in dem Kampfe gegen die eindringenden Heere Rußlands, Preußens und Oesterreichs und mußte 1795 die dritte Theilung und dadurch den Verlust seiner Selbständigkeit erdulden. Dabei wurde zwischen Preußen und Oesterreich die Weichsel, zwischen Rußland und Oesterreich der Bug, zwischen Preußen und Rußland der Niemen als Grenze festgesetzt.

276. Im Innern Frankreichs hatten inzwischen die den Convent beherrschenden „Männer des Bergs“ mit Hilfe des Pariser Völkels durch Einschließung des Conventlokals den Sturz der ihrem anarchischen Treiben entgegenstehenden und auf einen geordneten Zustand dringenden Girondisten bewirkt und unter der Leitung des an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses stehenden Robespierre die sog. Schreckensherrschaft herbeigeführt. Durch 20,000 im ganzen Land verbreitete Revolutionsausschüsse wurden alle Gegner (selbst die schwer geprüfte Königin Marie Antoinette) auf die Guillotine gebracht, die christliche Religion (auf Betrieb Herbert's) abgeschafft, ja das Dasein Gottes geleugnet und dafür ein sog. Vernunftgottesdienst eingeführt (wobei eine Frauensperson die Göttin Vernunft darstellte) und alles unterdrückt, was nur irgend einer höhern und edlern Geistesrichtung angehörte.

Doch mißbilligte Robespierre dieses Treiben der Hebertisten, weil er erkannte, daß Atheismus zur Anarchie führe, durch die sein Zugendsaat gefährdet sei. Daher beschloß er die Hebertisten und alle Widerstrebenden auszurotten. Als die Häupter derselben gefallen waren, ließ er durch den Convent den Glauben an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit decretiren. Anstatt aber nun Milde und Mäßigung eintreten zu lassen, steigerte er vielmehr das Schreckenssystem, um alle Opposition niederzuschlagen, und die Hinrichtungen wurden ohne alle Proceßformalitäten in Masse betrieben.

1795

Diese gräßliche Blutherrschaft dauerte vom 10. August 1793 bis zum 28. Juli 1795, an welchem Tage Robespierre, dessen rasender Fanatismus weder Feind noch Freund schonte, von seiner eigenen Partei durch die Beschuldigung des Strebens nach der Dictatur gestürzt ward. Er fiel mit 20 seiner Anhänger unter der Guillotine, und in den nächsten Tagen kamen noch 71 Jacobiner um, worauf im Nationalconvent die gemäßigte Partei der Thermidorianer die Oberhand gewann. Nun wurde der Jacobinerclub aufgehoben, die Kerker geöffnet, die Freiheit der Religionsübung wieder hergestellt und eine neue, weniger demokratische Verfassung gegeben, der gemäß durch indirecte Wahlen eine Directorialregierung an die Stelle des Convents trat, welche (bestehend aus fünf Directoren mit der vollziehenden Gewalt, aus dem Rath der Fünfhundert und dem Rath der (250) Alten mit der gesetzgebenden Gewalt) der Zerstörung Einhalt that und es versuchte, auf den Trümmern des umgestürzten Alten ein Neues aufzubauen.

Der im Jahr 1793 ausgebrochene Krieg in der Vendee, deren Bewohner nach der Hinrichtung des Königs für dessen jungen Sohn Ludwig XVII. unter ihren Führern Chateilinau und Stofflet die Waffen erhoben, war bald von den Republikanern beendet worden. Die Grausamkeit der Schreckensregierung machte ihn aber sowohl in der Vendee, als auch in einem Theile der Bretagne (unter den Chouans) wieder an, und tapfere Männer wie Barochejaquelin und Charette machten den republikanischen Heeren viel zu schaffen, bis sie durch die Truppen der Generale Kleber und Westermann beseitigt wurden.

Eben so hatte 1793 der Sturz der Girondisten im südlichen Frankreich durch gestützte Girondisten einen bewaffneten Widerstand gegen den Convent veranlaßt; doch machte die baldige Unterwerfung der Städte Bordeaux und Marseille und die harte Bestrafung Lyon's und Toulon's dem Kriege noch in demselben Jahre ein Ende.

Die Kriege nach Außen aber hatten noch einen vieljährigen Verlauf und eine weitere Veränderung der europäischen Territorial-Verhältnisse zur Folge.

Im Anfange des Jahres schloßen die Preußen, die sich, ungeachtet ihrer Siege bei Kaiserslautern (1793), über den Rhein zurückgezogen hatten, mit der französischen Republik den verhängnißvollen Frieden zu Basel (5. April 1795), den sie nur durch Abtretung ihrer Provinzen am linken Rhein (Cleve, Geldern etc.) für das nördliche Deutschland erlangten, indem eine Demarcationslinie vom Rhein bis Schlesiens angenommen wurde, welche die Franzosen in ihrem Kriege gegen Oesterreich und das Reich nicht zu überschreiten sich verpflichteten. Da auch andere norddeutsche Staaten aus dem bisherigen Bündnisse traten und mit der Republik Frieden schloßen, so standen Oesterreich und England allein gegen die Republik.

Die Feldzüge von 1793 und 1794 waren anfangs den Verbündeten günstig, so lange die größere militärische Ausbildung der österreichischen und preussischen Heere ihnen einige Ueberlegenheit verschaffte. Als aber der Ungestüm der in immer größeren Massen auftretenden Revolutionsheere den Krieg zu einer Art Volkskrieg machte und die verbündeten Befehlshaber nicht von ihrer althergebrachten Tactik abgehen wollten, so wurden sie von der sich entwickelnden neuen Kriegsweise der Franzosen allmählich in die Lage bloßer Vertheidigung zurückgedrängt, und die meist bejahrten Generale der Verbündeten waren, wenn auch noch persönlich tapfer im Felde, doch in der Kriegsführung den jüngern, aus den Reihen des freiheitsstürmenden Volkes hervorgegangenen militärischen Talenten nicht gewachsen. Dazu kam, daß die Kriegsführung der Verbündeten unverhältnißmäßige Geldsummen kostete, während die Franzosen nach dem Grundsätze handelten, daß der Krieg sich selbst nähren müsse. Wenn auch seit dem Verluste von Mainz, wo verbündete Deutsche sogar eine deutsche Republik

aufzurichten wollten, daß deutsche Reich ebenfalls am Krieg gegen Frankreich sich theiligte, so gewährte die üble Beschaffenheit und der lahme Geist der Reichscontingente eine nur gering anzuschlagende Hilfe. Die Verbindung Preußens und Oesterreichs war von Anfang an nur eine laue, und als Oesterreich mit Rußland ein Bündniß schloß und Preußen von der letzten Theilung Polens ausschließen zu wollen schien, so verschaffte sich Preußen durch den oben erwähnten Separatfrieden mit Frankreich eine Neutralität, die, weil sie den Krieg auf Süddeutschland wälzte, zwar Anfangs den norddeutschen Ländern Ruhe gewährte, später aber bittere Folgen bereitere.

Nach einer kleinen Waffenruhe wurden die unter Jourdan und Pichegrü (1795) vordringenden Franzosen von den Oesterreichern unter Clairfait wieder über den Rhein geworfen, und als sie im folgenden Jahre mit zwei Heeren unter Jourdan und Moreau in Süddeutschland einbrangen, so nöthigte der Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder (damals erst 25 Jahre alt), zuerst Jourdan durch den Sieg bei Würzburg zur wilden Flucht, und zwang dann das zweite durch Franken und Schwaben in Bayern vordringende Heer zu dem durch Moreau's Geschicklichkeit berühmt gewordenen Rückzug an den Oberrhein. Dadurch wurde Süddeutschland vom Feinde befreit, wiewohl ohne dauernden Erfolg für das Reich. 1796

Denn in Italien führte der damals 27jährige Obergeneral Napoleon Bonaparte das dritte französische Heer, dem dort die Oesterreicher unter dem 80jährigen Beaulieu und dem alten Wurmser entgegenstanden, von Sieg zu Sieg, zwang das mit Oesterreich verbündete Sardinien zum Frieden, sowie zur Abtretung von Savoyen und Nizza, eroberte die Festung Mantua und die ganze Lombardei, und schloß mit den kleinen italienischen Fürsten und dem Papste günstige Friedensverträge. Den Erzherzog Karl, der ihm jetzt erst, jedoch mit einem zu schwachen Heere entgegengesetzt wurde, drängte er nach Steiermark zurück und war schon bis Judenburg vorgeedrungen, als sich hinter ihm in Tyrol und im Venetianischen das Volk in Waffen erhob und er fürchten mußte, von Italien abgeschnitten zu werden. Daher hielt er es für rathlich, den ihm vom Erzherzog angebotenen Waffenstillstand anzunehmen und den Präliminarfrieden von Leoben (v. 18. Apr.) einzugehen, welchen Bonaparte beabsichtigte, um Venedig zu besetzen. Oesterreich, das unterdessen vergebens auf einen Erfolg der Royalisten in Frankreich gehofft hatte, entschloß sich nach langen Unterhandlungen, wider den Rath des Erzherzogs Karl, mit der französischen Republik den Frieden von Campo Formio am 17. Oct. zu schließen, in welchem es Belgien (die 1797 österreichischen Niederlande) und die Lombardei nebst Mantua an Frankreich überließ und die neugeschaffene cisalpinische und ligurische Republik anerkannte, dagegen die von Bonaparte mit dem Verlust ihrer Selbstständigkeit bestrafte und ausgeplünderte Republik Venedig nebst Istrien und Dalmatien erhielt.

In einem geheimen Artikel wurden dem österreichischen Hause noch das Erzbisthum Salzburg und einige Gebietstheile von Bayern und Schwaben versprochen, wozu das deutsche Reich seine Zustimmung geben sollte. Dagegen sollte das linke Rheinufer von Basel bis gegen Andernach bei Frankreich bleiben und die deutschen Fürsten entschädigt, alle diese Punkte aber auf einem Congreß gemeinsam geregelt und festgestellt werden. Als Congreßort wurde nachher Raastatt bestimmt.

Napoleon Bonaparte, geb. den 15. August 1769 zu Ajaccio auf Corsica, aus einer adeligen Familie, wurde von seinem 9. Jahre an in der kaiserlichen Militärschule zu Brienne, vom 14. Jahre an in der Kriegsschule zu Paris ausgebildet, war mit dem 16. Jahre Unterlieutenant in Grenoble und schloß sich 1789 zu Valence, nachher auf Corsica der Revolutionspartei und in Paris den Jacobinern an. Als sich die aus Cor-

sica durch Paoli verbannte Familie Bonaparte in Marseille niederließ, wurde Napoleon in Südfrankreich gegen die dort aufständischen Girondisten verwendet und zeichnete sich durch seine Grschicklichkeit im Artilleriewesen bei der Belagerung von Toulon so aus, daß er zum Artilleriegeneral ernannt wurde. Nach Robespierre's Sturz verlor er durch die Thermidorianer seinen Posten und wurde in Nizza verhaftet, doch wieder freigegeben. Nach einiger Zeit bekam er, von Barras begünstigt, als General die Leitung der Verteidigung des Convents, dem er in dem Straßenkampfe vom 5. Oct. 1795 zum Sieg über die Pariser Bürger- und Wählerschaft verhalf. Als nach der Errichtung des Directoriums und nach dem Eintritt des Friedens mit Preußen Frankreich seine ganze Landmacht gegen die Oesterreicher am Rhein und in Italien verwenden konnte, wurde ihm der Oberbefehl über die italienische Armee übertragen, an deren Spitze er die oben erwähnten Eroberungen machte.

Kap. 45. Frankreichs Uebermacht und die Auflösung des römisch-deutschen Reiches.

Hist. Atlas, Tafel XIV.

277. So sehr sich das französische Directorium bei seinem ersten Auftreten bemüht hatte, durch erhöhte Steuern, welche allerdings nun gleichmäßiger vertheilt waren, die Ausgaben mit den Einnahmen in besseres Gleichgewicht zu setzen, so war es doch nicht im Stande, den Staatsbankrott zu verhüten oder auch nur hinauszuschieben. Es versuchte zwar durch Umwandlung der im Werth tief gesunkenen Assignaten in Territorial-Mandate, d. i. in Anweisungen auf bestimmte Grundstücke der Staatsschuld, eine reellere Grundlage zu geben; allein bald sanken auch diese Mandate (wegen des auf 72,000 Millionen Fr. vermehrten Papiergeldes) so im Werthe, daß die Directorialregierung am Ende die Annahme des Papiergeldes zum ursprünglichen (Nenn-) Werthe verweigerte. Damit war der Staatsbankbruch erklärt (im Juli 1796), und Hunderttausende von Inhabern dieser Papiere wurden in Noth und Elend gestürzt. Um die leere Staatskasse mit Baarem zu füllen, wurde das System der Eroberungen erweitert und jene oben erwähnten Armeen ausgesandt, um Deutschland und Italien auszubeuten und durch Contributionen die Regierungskasse zu füllen, wie denn namentlich Bonaparte Millionen an das Directorium ablieferte und auch mit manchen Millionen die in Deutschland operierenden Generale unterstützte.

Gegen die Einigkeit und Thatkraft der französischen Armeen im Ausland stach die Uneinigkeit und Rathlosigkeit des Directoriums, das in seinem Schoße auch royalistische und terroristische Elemente hatte, auf fallend ab, und als eine neue Wahl vorherrschend monarchisch ausfiel, steigerte sich die Hoffnung der Royalisten, zumal alle Ordnungsliebenden erkannten, daß das Verwaltungsgeschick, die feile Rechtspflege und die tyrannische Polizei der Directorialregierung die Fehler und Gebrechen des alten Regiments noch überboten. Allein drei unter den Directoren (genannt die Triumvirn) gewannen einen Theil der Armee (selbst Bonaparte's Zustimmung) und führten am 4. Sept. 1797 einen Staatsstreich aus, indem sie mit militärischer Hilfe den Rath der Fünfhundert sprengten, die Wahlen ihrer Gegner cassierten, mehrere deportierten oder verbannten und so unter dem Schein der Republik einen vollen Despotismus zur Herrschaft brachten.

Da Bonaparte bei der so verstärkten Gewalt des Directoriums nicht

hoffen konnte, sich schon jetzt der obersten Gewalt zu bemächtigen, überließ er das Commando in Italien einem Andern und begab sich nach Paris, wo er vom Volke mit aufrichtiger, von dem ihm mißtrauenden Directorium mit erheuchelter Begeisterung aufgenommen wurde. Um ihn aus ihrer Nähe, jedoch in ehrenvoller Weise, zu entfernen, gaben ihm die Directoren den geheimen Auftrag, eine Expedition nach Aegypten zu unternehmen, wodurch der Herrschaft der Engländer im Mittelmeer und in Ostindien ein Schlag beigebracht werden sollte, und verdeckten diesen Plan durch scheinbare Vorbereitungen zu einer Landung in England.

Während der Ausrüstung der ägyptischen Expedition wurde der Friedenscongreß in Rastatt eröffnet, bei welchem außer den Gesandten von Frankreich, Oesterreich und Preußen auch die Gesandten der wegen ihrer kaiserlichen Besitzungen theilhaftigen anderen deutschen Staaten zugegen waren. Weil auf diesem Congresse das französische Directorium sein begonnenes Raubsystem durch die Forderung der Abtretung des linken Rheinufers von dem deutschen Reiche vor aller Augen bloßlegte und während der Verhandlungen schon die Rheinschanze bei Mannheim wegnahm, Ehrenbreitstein belagerte, den Reichsstädten Hamburg und Bremen Contributionen auferlegte, die Schweiz demokratisirte und ausraubte und daraus eine helvetische Republik machte, zugleich in Italien nach der Gefangennehmung und Wegschleppung des Papstes Pius VI. den Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelte, ja auch das noch übrige Italien zu „republikanisieren“ unternahm, so brachte England mit Oesterreich, Rußland, Neapel und sogar mit der Türkei, diesem alten Bundesgenossen Frankreichs, die zweite Coalition gegen Frankreich zu Stande. Auch Schweden und Portugal traten ihr bei; Preußen unter seinem neuen König Friedrich Wilhelm III. hielt sich zurück. 1798

In dem erneuerten Kriege warfen zuerst die Franzosen in Italien das neapolitanische Heer nach Sicilien, machten Neapel zu einer parthenopelischen Republik, entrißen Toscana seinem Fürsten und zwangen den König von Sardinien, Piemont abzutreten und sich mit der Herrschaft über die Insel Sardinien zu begnügen.

Als sie aber mit neuen Heeren über den Rhein in das südliche Deutschland einbrachen, drängte der Erzherzog Karl durch einen Sieg bei Stodach (25. März) Jourdan über den Rhein und Massena am 4. Juni von Zürich zurück. (Schon im April hatte sich der Rastatter Congreß aufgelöst. Die drei französischen Gesandten wurden bei der Heimreise von österreichischen Husaren angefallen und zwei ermordet.) Noch schwerere Verluste erlitten die Franzosen in Italien, seit der russische Feldmarschall Suworow ihnen durch seine Siege über Moreau und Macdonald fast ganz Italien (bis auf Genua und Nizza) entriß, so daß die Bourbonen wieder in Neapel, der neue Papst Pius VII. in den wiederhergestellten Kirchenstaat einziehen konnte, und ganz Italien in Suworow seinen Ketter ehrte. 1799

Die Eifersucht der österreichischen Generale brachte Uneinigkeit unter das russisch-österreichische Heer. Daher unternahm Suworow den überaus kühnen und beschwerlichen Uebergang über den St. Gotthard, während ein anderes russisches Heer unter Korsakow durch Deutschland in die Schweiz zog, um dort mit Suworow sich zu vereinigen. Weil aber dieses Land von den Oesterreichern zu schnell geräumt wurde, um nach einem Befehl von Wien

sich am Rhein aufzustellen, so kam es, daß Korsakow bei Zürich Massena unterlag, und Suworow, sich seitwärts wendend, nur durch die beschwerlichsten Märsche über die unwegsamen Gebirge von Schözn, Glarus und Graubünden nach Deutschland gelangen konnte.

Weil kurz vorher ein russisches Heer, das, mit einem englischen vereinigt, auf englischen Schiffen an der Nordküste von Holland landete, durch das Ungeschick des Herzogs von York daselbst nichts ausrichten konnte und die holländische Küste wieder räumen mußte, so wurde Kaiser Paul auf England sowohl wie auf Oesterreich unwillig und rief Suworow mit allen russischen Heeren zurück. Dennoch blieben die Franzosen in diesem Kriege im Nachtheil; ja Oesterreich rüstete sich eben, in Frankreich einzurücken, als der französische General Bonaparte, von seiner Expedition in Aegypten zurückgekehrt, mit Hilfe der mißvergnügten Partei im Rathe der Alten und mit den ihm ergebenen Truppen die unfähige und despotische Directorialregierung stürzte, eine Consularregierung errichtete und als erster Consul den Frieden anbot.

Bonaparte hatte Aegypten durch die Schlacht bei den Pyramiden und die Einnahme von Cairo erobert und war nach Syrien aufgebrochen. Dort konnte er aber das von den Engländern vertheidigte Acco (St. Jean d'Acre) nicht erobern, so daß er wieder nach Aegypten zurückkehrte, wo er ein türkisches Heer bei Mufir schlug. Nachrichten aus Frankreich von den zerrütteten Verhältnissen des Directoriums bestimmten ihn, das Commando in Aegypten an Kleber abzugeben und schleunigst nach Frankreich zurückzukehren. In Paris, wo alle Parteien mit seiner Hilfe zum Siege zu gelangen hofften, erkannte er, daß nur eine Umgestaltung der Verfassung helfen könne. Daher verabredete er mit seinem Bruder Lucian (Präsidenten der Fünfhundert) und mit dem Rath der Alten einen Staatsstreich und sprengte an der Spitze der bewaffneten Macht (am 10. Nov.) die Mehrzahl der Fünfhundert aus einander. Darauf richtete er die neue Constitution ganz nach seinem Willen ein. Dieser Übertrag der vollziehende Gewalt auf 10 Jahre drei Consuln, von denen er als erster Consul in der That die entscheidende Gewalt hatte, während den beiden andern fast nur eine beratende Stimme zukam. Von ihm abhängig war der Senat; der gesetzgebende Körper und das Tribunat bestanden fast nur noch dem Scheine nach.

Da sein Friedensanerbieten von den Verbündeten verworfen wurde, schickte er ein Heer unter Moreau über den Rhein nach Deutschland; er selbst aber rückte über den großen Bernhard und gewann am 14. Juni 1800 bei Marengo Italien wieder; Moreau drang nach seinem entscheidenden Sieg bei Hohenlinden über den 19jährigen Erzherzog Johann gegen Wien vor. Nun schloß Kaiser Franz II. (ohne England) für sich und das deutsche Reich den Frieden zu Ameneville am 9. Febr. 1801, durch welchen, außer Italien, das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten, die dadurch benachtheiligten deutschen Fürsten durch Einziehung von 46 deutschen Reichsstädten und durch Säkularisierung aller geistlichen Herrschaften entschädigt wurden. In dem Reichsdeputations-Hauptschlusse von 1803 wurde jene Entschädigung nach Frankreichs Gutdünken festgestellt. Württemberg, Hessen-Cassel und Salzburg wurden Kurfürstenthümer, und von den 52 Reichsstädten blieben nur Augsburg, Nürnberg, Frankfurt a. M., Bremen, Lübeck und Hamburg bestehen, die übrigen wurden Provinzial-Städte. Das deutsche Reich aber hatte bei dieser gewaltsamen Veränderung 1150 Quadratmeilen seines Landes mit $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern verloren und den ersten Schritt zu seiner Auflösung gethan.

Oesterreich erhielt für den Breisgau die Bisthümer Trient und Brixen.

Bayern wurde mit Bamberg, Würzburg, Passau und 17 Reichsstädten, Preußen mit Paderborn, Hildesheim, Erfurt, einem Theil von Münster und einigen Abteien und Reichsstädten, Hannover mit Osnabrück entschädigt, Baden mit Constanz, Heidelberg, Mannheim, Württemberg mit einigen Prälaturen und Reichsstädten, Hessen-Darmstadt mit einzelnen Theilen aus den Bistümern Mainz und Worms, Nassau mit pfälzischen und mainzischen Aemtern vergrößert. Von den geistlichen Fürsten blieb nur der Kurfürst von Mainz, Karl von Dalberg; er verlor sein Reichsgebiet samt Mainz und erhielt dagegen als Kurerzkanzler Regensburg. Es mußten sogar noch drei fremde Fürsten in Deutschland entschädigt werden, indem der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena, beide aus dem österreichischen Hause, jener das Erzbisthum Salzburg, dieser den Breisgau, der Erbstatthalter der Niederlande (aus dem Hause Nassau-Oranien) Fulda bekam. Die Schweiz erhielt 1803 durch die Mediationsacte eine neue Eintheilung in 19 Cantone. Der Canton Wallis blieb von diesem Schweizerbunde ausgeschlossen und wurde später (1810) zu Frankreich geschlagen wegen der Verbindung Frankreichs mit Italien durch die Simplonstrafe.

278. So war es durch das getheilte Interesse der deutschen Fürsten dahin gekommen, daß Frankreich unter den europäischen Mächten des Festlandes ein Uebergewicht bekam, welches durch Bonaparte's weltbezwingenden Willen noch gewaltzamere Erschütterungen und Umgestaltungen hervorrief.

Ein Jahr nach dem Lüneville Frieden schloß Frankreich mit England (nach Pitt's Rücktritt) den Frieden zu Amiens (1802), in welchem letzteres seine meisten Eroberungen an Frankreich zurückgab. Aber schon 1803 kam es wieder zwischen diesen todsfeindlichen Mächten zum Bruch; denn Bonaparte, der sich unterdessen (1802) zum alleinigen Consul mit unumschränkter Gewalt hatte erheben lassen, machte die Schweiz zu einem Bundesstaate Frankreichs, besetzte Hannover und verwandelte die französische Republik, welcher er seit seinem Consulate bloß die Formen gelassen hatte, in ein Kaiserthum, die cisalpinische Republik in das Königreich Italien. Er ließ sich unter dem Namen Napoleon zum erblichen Kaiser der Franzosen am 18. Mai ernennen und am 2. Dec. vom Papst Pius VII. salben, im nächsten Jahre zum König von Italien erklären, wobei die ligurische Republik Genua mit Frankreich vereinigt wurde. Gegen diese willkürlichen Verletzungen der Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens stiftete England (nach Pitt's Wiedereintritt) mit Oesterreich, Rußland und Schweden die dritte Coalition gegen Frankreich.

1804

1805

Bereits am 11. August 1804 hatte Kaiser Franz II. sich unter Beibehaltung seiner Würde als deutscher Kaiser zum Erbkaiser von Oesterreich erklärt. Dies that er zwar im Vorgefühl, daß das deutsche Reich seinem Untergange entgegen gehe; zunächst aber, um nicht als Wahlkaiser dem erblichen Kaiser der Franzosen nachstehen zu müssen. Preußen wurde durch Friedrich Wilhelm's III. bedenkliche Vorsicht und besonders durch des Ministers Haugwitz allzu große Gefälligkeit gegen Frankreich bestimmt, in seiner Neutralität zu verharren.

Nach rückte Napoleon mit fünf Heeren in Deutschland ein, zwang Baden, Württemberg und Bayern, sich mit ihm zu verbinden, brachte ein österreichisches Heer von 25,000 M. (unter Mack) bei Ulm zu schmachvoller Uebergabe und in Folge derselben die Russen, die sich unter Kutusow der bayerischen Grenze näherten, zum Rückzug nach Mähren, besetzte durch Murat das vom kaiserlichen Hof verlassene Wien und nahm selbst sein Hauptquartier im kaiserlichen Palast zu Schönbrunn.

Inzwischen hatte Kaiser Alexander I. von Rußland den König von Preußen bei einem persönlichen Besuch zum Vertrag von Potsdam (3. Nov.) vermocht; aber

obgleich beide in der Nacht darauf am Grabe Friedrich's des Großen einander ewige Freundschaft schwuren, so wollte doch der König zuerst einen Vermittlungsversuch bei Napoleon machen, der unmöglich einen Erfolg haben konnte.

1805 Vergebens suchte Murat die Vereinigung Kutusow's mit einem zweiten russischen Heere zu verhindern; in kurzem stand dieser mit 84,000 M. Russen und Oesterreichern in einer festen Stellung bei Olmütz. Um durch einen schnellen Schlag auf Napoleon den König von Preußen zu einer Entscheidung zu bringen, rückte Alexander mit Kutusow aus Olmütz heraus dem mit 70,000 M. bei Brunn stehenden Napoleon entgegen, in der Hoffnung, ihn nach Böhmen zu werfen und von Wien abzuschneiden. Allein Napoleon, den Plan durchschauend, traf seine Gegenanstalten und besiegte seine Gegner (am 2. Dec.) in der **Freikaiferschlacht bei Austerlitz** so entscheidend, daß sie 15,000 Tödt und Verwundete hatten und 20,000 Gefangene mit 200 Kanonen verloren.

Kurz vor der Schlacht war Haugwitz zu Brunn vor Napoleon mit dem Auftrag erschienen, ihn zum Frieden aufzufordern oder, falls er nicht darauf einginge, ihm den Krieg zu erklären; allein Napoleon wies ihn nach Wien an Talleyrand, wo er die Entscheidung abwarten sollte. Nach der Schlacht erklärte ihm Napoleon, er gebe ihm nur einige Stunden Frist, für Preußen Krieg oder Frieden zu wählen, worauf dieser das von Napoleon angetragene Bündniß annahm, demgemäß Preußen Hannover behalten, aber seinen Antheil an Cleve und Rheydt an Napoleon, Ansbach an Bayern abtreten sollte. So entrüstet man in Berlin über des Ministers eigenmächtiges Vorgehen war, so mußte man sich doch darein fügen.

Hierauf schloß Kaiser Franz II., nach einer persönlichen Unterredung mit Napoleon, einen Waffenstillstand und noch in demselben Monate (26. Dec.) mit Frankreich den **Preßburger Frieden**, in welchem er 100 Mill. Franken Kriegskosten an Napoleon bezahlen, sein venetianisches Gebiet an das Königreich Italien, Tyrol mit Borarlberg und Passau an Bayern, seine schwäbischen Besitzungen an Baden und Württemberg abtreten und die Königswürde Bayerns und Württembergs, welche Napoleon diesen beiden Staaten bewilligte, anerkennen mußte. Preußen mußte für die schon erwähnten Abtretungen an Frankreich Hannover annehmen, auf das aber England (Georg III.) nicht verzichtete, vielmehr deshalb mit Preußen Krieg begann, so daß nun Napoleon nur noch freiere Hand erhielt.

Bayern, das vom Kurfürsten von Salzburg, welcher durch Würzburg entschädigt wurde, auch noch Eichstädt erhielt, wurde um 400 Q.-M., Württemberg um 40 Q.-M., Baden um 20 Q.-M. vergrößert.

279. Gleich nach dem Preßburger Frieden trat Napoleon immer deutlicher mit dem Plane hervor, eine europäische Universalmonarchie zu gründen und die einzelnen Länder, die seine Macht erreichen konnte, durch Familienbände mit seiner Dynastie zu vereinigen. So entriß er den Bourbonen Neapel und gab es seinem Bruder Joseph; dann gab er Holland als ein Königreich seinem Bruder Ludwig, das Herzogthum Cleve, Jülich und Berg seinem Schwager Murat, Neuenburg dem Marschall Berthier, das italienische Fürstenthum Ponte Corvo dem Marschall Bernadotte, das Fürstenthum Benevent Talleyrand. Ueber Italien setzte er seinen Stieffohn Eugen Beauharnais als Vicekönig. Um West- und Süddeutschland an sich zu ketten, stiftete er zwischen Bayern, Württemberg, Baden, 1806 Hessen, Nassau und noch 11 andern kleinen deutschen Fürsten den **Rheinbund** und ließ sich zum Protector desselben wählen.

An der Stiftung des traurigen Rheinbundes hatte der Kur-Erzkanzler Karl von Dalberg einen Hauptantheil, ungeachtet er kurz vorher bei einer Abstimmung in der Reichsversammlung seine deutsche Gesinnung versichert hatte. Jedes der Bundesmitglieder erhielt volle Souveränität im Innern seines Staats, Frankreich aber das Recht, die Waffenmacht der Bundesglieder zu jedem Krieg nach Gefallen aufzubieten und Frieden ohne Rücksprache mit dem Bunde zu schließen. Die Fürsten des Rheinbundes wurden durch diesen Tausch ihres Oberherrn abhängiger als zuvor, ihre Unterthanen, zusammen 18 Millionen, verloren alle ihre ständischen Rechte. Auf dem Bundestage zu Frankfurt a. M. sollte Dalberg als Fürst Primas den Kurfürst und der französische Kaiser das Recht haben, den jedesmaligen Nachfolger desselben zu ernennen. Wer von den süddeutschen Fürsten und Herren sich nicht zeitig genug dem Bunde anschloß, wurde mediatisiert. Bei der Länderabrundung der Bundesglieder bekam Bayern noch die Reichsstadt Nürnberg, der Fürst Primas die Stadt Frankfurt. — Der Kurfürst von Baden, der Herzog von Berg und der Landgraf von Darmstadt wurden Großherzoge, die Fürsten von Rastau erhielten den Herzogstitel.

Der Austritt dieser Fürsten aus dem deutschen Reichsverbände hatte zur Folge, daß sich, nach fast 1000jährigem Bestande, noch in demselben Jahre 1806 das heilige römische Reich, deutscher Nation förmlich auflöste, indem Kaiser Franz II. am 6. Aug. seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs niederlegte und von nun an nur den schon 1804 angenommenen Titel eines Erbkaisers von Oesterreich führte.

Ein solches Ende nahm das deutsche Kaisertum, das ein Jahrtausend bestanden und dessen Oberhaupt einst die höchste weltliche Würde der Christenheit befeßen hatte. War dieses Reich auch in den letzten Zeiten seines Bestandes fast nichts als der Name des Schattens seiner großen Vergangenheit, indem der ganze Reichskörper schon vor seinem Ende abgestorben war, so fiel doch allen denen, deren Gefühl nicht in Habsucht erstickt war, der förmliche Eintritt seiner Auflösung schwer auf's Herz, und die Sehnsucht nach seiner Wiedererziehung blieb in vielen deutschen Gemüthern um so lebendiger, je form- und rechtsloser man von nun an die Willkür eines fremden Herrn in deutschen Ländern schalten sah.

Achter Zeitraum.

Von Deutschlands tiefstem Fall bis zu seiner Wiedererstehung
als deutscher Staatenbund.

1806—1815.

Kap. 46. Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.

280. Während durch den Rheinbund 13 Millionen Deutsche an den Siegeswagen des fremden Protector's gebunden waren und die meisten den Verlust ihrer Freiheit noch nicht so sehr fühlten, lebte man in Preußen in der gedrücktesten Stimmung, theils weil England im Unwillen über den Verlust Hannover's durch Sperrung der preussischen Häfen anfieng, den Seehandel zu stören, theils weil man in Bezug auf die übrigen Punkte des Haugwitzischen Vertrags schon die Abhängigkeit fühlte. Besonders vermünschte der preussische Officiersstand, noch fußend auf den Traditionen des alt-preussischen Kriegsrühms, die Haugwitzische Politik, und es begann, ermuthigt durch die hochsinnige Königin Luise, eine Kriegspartei sich zu bilden, welche sich durch die Hinweisungen einzelner auf die vorhandenen Schäden des Kriegswesens nicht irre machen ließ. Indes glaubte der König auf anderem Wege die Gefahr abwenden zu können und stiftete mit den noch übrigen freien Staaten Norddeutschlands unter seinem Protectorate einen norddeutschen Fürstenbund, um dem Rheinbunde das Gegengewicht zu halten.

Napoleon nahm den Schein an, als habe er nichts dagegen; allein schon längst hatte er es auf Preußens Verderben abgesehen. Er versagte die Entschädigung, welche Preußen für Ansbach versprochen worden war, nahm die Festung Wesel weg, duldete, daß Murat drei preussische Abtheilen mit seinem Großherzogthum Berg vereinigte, und bot insgeheim den Engländern Hannover wieder an, das er so eben an Preußen überlassen hatte. Entrüstet darüber unterhandelte Friedrich Wilhelm III. über ein Bündniß mit England, Rußland und Schweden, die sich auch dazu geneigt zeigten; Oesterreich aber, ebenfalls dazu eingeladen, fühlte sich noch zu schwach und mißtraute Preußen, weil es von ihm im Kampfe mit Napoleon nicht unterstützt worden war.

Bereits hatte der König sein Heer auf den Kriegsfuß gesetzt, und mit ungeduldiger Kampfbegier erwarteten die jüngern Officiere den Befehl zum Ausmarsch. Im voraus siegestrunken, schien es ihnen ebenso leicht als nothwendig, die preußische Ehre an dem treulosen Korsen zu rächen. Wenige zweifelten, der Geist Friedrich's des Großen, an dessen Einrichtungen in Staat und Heer man bisher der Form nach so pünktlich festgehalten hatte, werde das Seinige thun und zum Siege verhelfen. Nur der vorsichtige König wollte noch Friedensunterhandlungen versuchen.

Alein Napoleon hatte noch 150,000 Mann in Süddeutschland stehen, und ehe man sich es versah, erschien er persönlich in Deutschland, trieb die Rheinbundsglieder zu vermehrten Anstrengungen, gewann den Großherzog von Würzburg für den Bund und machte den Kurfürsten von Hessen durch Gewährung der Neutralität dem preußischen Bunde abwendig. Als bereits Napoleon's Bundesarmeen in ihre angewiesenen Stellungen einrückten, bedrohte Preußen, ohne die Russen abzuwarten und bloß von Sachsen unterstützt, den Kaiser Napoleon mit Krieg, wenn er nicht Wesel herausgebe und sich hinter den Rhein zurückziehe. Dabei zauderte man mit einem kühnen Vorgehen und blieb an der Grenze des Thüringer Waldes stehen, um auf Napoleon's Antwort zu warten. Da sie ausblieb, erfolgte die Kriegserklärung Preußens am 9. Oct. 1806.

Aber schon an demselben Tage wurde (zwischen Hof und Schleiz) ein preußisches Corps (durch Bernadotte) zum Weichen gebracht und Tags darauf die Vorhut der hohenloheschen Armee von einem, durch den Thüringer Wald anrückenden französischen Corps bei Saalfeld geworfen und ihr Führer Prinz Louis von Preußen, welcher überkühnen Muths der Uebermacht nicht weichen wollte, in einem Reiterkampfe getödtet.

Napoleon hatte nämlich an der Spitze einer Streitmacht von 200,000 Mann untermuthet die Richtung nach Hof eingeschlagen, um von dort aus die Preußen östlich zu umgehen und sie auf der Seite und im Rücken zu fassen. Das preußische Hauptquartier mit dem Könige und dem Oberfeldherrn, dem alten Herzog von Braunschweig, befand sich in Weimar, das des Fürsten von Hohenlohe in Jena. Die Preußen hatten 140,000 Mann. In Weimar hatten die Erfahrenen unter den Militärs die Unzulänglichkeit des Oberfeldherrn schon aus dem Mangel an rechter Verpflegung erkannt, und gewichtige Stimmen erklärten den Krieg für verfrüht.

Als Jersprenge von Saalfeld her in Jena ankamen, wurde man mit Schrecken gewahr, daß Napoleon von Gera her über Raumburg anrückte, also sich im Rücken der preußischen Armee befand. Die Unordnung, die nun im Heere entstand, war groß. Da man bei der Räumung Jena's den wichtigen Landgrafenberg bei Jena nur schwach besetzte, so ließ Napoleon in der Nacht Kanonen hinausschleppen und entzog durch die Besetzung dieses Bergs den Preußen den Vortheil der bisherigen Stellung. Napoleon überfiel das preußische Heer, das hier keinen Angriff erwartete, am 14. Oct. So erfolgte die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, in welcher die preußischen Heere 1806 geschlagen wurden und auf ihrem ungeordneten Rückzuge größtentheils die Waffen strecken mußten.

Bei Jena, wo Napoleon selbst commandierte, wurde Fürst Hohenlohe geschlagen und zog sich gegen Weimar zurück. Am gleichen Morgen wurde bei Auerstädt, wo der Marschall Davoust das Commando hatte, der Herzog von Braunschweig, während der Recognoscierung einer Batterie, von einer Kugel in's rechte Auge getroffen, so daß er besinnungslos zurückgetragen werden mußte. Die Truppen, welche er in die Schlacht geführt hatte, wurden geschlagen und ein neues zu Hilfe rückendes Corps mit

in die Flucht gerissen. Noch einmal machte der König selbst und sein Bruder Wilhelm einen muthigen Angriff; da es aber nicht glückte, die feindlichen Biviere zu durchbrechen, so gebot der König, der von dem Verluste bei Jena noch keine Kunde hatte, den Rückzug in der Absicht, am folgenden Tag die Schlacht zu erneuern. Allein die Flucht der hohenloheschen Krone gestattete dies nicht. Daher begab sich der König nach Magdeburg, um den Rest seines Heeres zu sammeln und durch Heranziehung der bei Halle stehenden Reserve Berlin zu decken. Allein Prinz Eugen von Württemberg blieb in unbegreiflicher Sicherheit bei Halle stehen und ward geschlagen. Nicht besser gieng es den übrigen Heeresabtheilungen jenseits der Elbe und Oder: die eine unter Hohenlohe ergab sich bei Prenzlau (an der Ufer) ohne Schwertschlag, zwei andere bei Anklam und Pasewalk. Denn überall schlug der Uebermuth, der sich in vielen preussischen Führern gezeigt hatte, in Kleinmuth und Kathlosigkeit um. Nur Blücher (damals bereits 60 Jahre alt) verlor den Muth nicht und schlug sich mit 20,000 Mann nach Lübeck durch.

Hierauf ergaben sich die meisten preussischen Festungen, wie Erfurt, Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg, Hameln, Nienburg &c., welche meist von unfähigen Führern aus der alten Schule befehligt wurden, größtentheils fast ohne Widerstand. Nur die Festung Colberg, wo Major Gneisenau, von dem in Streifzügen unermüdblichen Dragonerlieutenant Schill und von dem Bürgermeister Kettelbeck unterstützt, kommandirte, vertheidigte sich auf das heldenmüthigste. Auch Graudenz hielt sich bis zum Frieiden, Thorn und Danzig einige Zeit. Blücher kämpfte in Lübeck, wenn auch hoffnungslos, mit der größten Tapferkeit, zog aber dadurch der Stadt (nach ihrer Erstürmung durch Bernadotte) die barbarische Mißhandlung der siegestrunkenen Franzosen zu.

Als Napoleon mit Sachsen Frieden gemacht hatte, ließ er seinen Bruder Jerome und Bonaaparte in Schlesien einrücken, wo sich die Festungen mit etwas mehr Ausdauer, ja einige mit großem Eruß vertheidigten. So fiel Glogau erst nach dreiwöchentlicher Vertheidigung; Breslau wurde von feigen Officieren zum Verdrusse der Gemeinen übergeben; das mächtige Schweidnitz ergab sich schon nach fünf Tagen; am ehrenhaftesten und längsten vertheidigten sich Neiße, Cosel und Glatz. Die beiden letzteren und die Felsenfeste Silberberg kamen nicht in feindliche Hände.

Schon am 24. October hatte Napoleon durch Davoust Berlin besetzen lassen und hielt seinen Einzug in der preussischen Hauptstadt am 27. Nov. durch das Brandenburger Thor, von welchem er die Ehrenzierde der Stadt, die Victoria mit dem Biergespann, wegnehmen ließ. Sie wurde nebst dem in Potsdam aufbewahrten Degen Friedrich's des Großen und anderen Reliquien dieses Königs nach Paris gebracht. Hierauf mußte die Stadt dritthalb Millionen Thaler Contribution erlegen, und alles eroberte preussische Land wurde in vier französische Departements verwandelt. Der Herzog von Braunschweig, der unglückliche Feldherr von Auerstädt, und der Kurfürst von Hessen, der neutral geblieben war, wurden ihrer Länder beraubt, das Kurfürstenthum Sachsen aber, weil es nach der Schlacht bei Jena Frieden geschlossen hatte, zum Königreich erhoben. Es trat mit den sächsischen Herzogen, mit Mecklenburg und Oldenburg dem Rheinbunde bei. Von Berlin aus ließ Napoleon am 21. Nov. 1806 den Befehl der Continentalsperrre ausgehen, wonach England's Handel auf keinem Theile des europäischen Festlandes zugelassen werden sollte und alle vorhandenen englischen Waren verbrannt werden mußten. Dadurch wurde den Engländern großer Schaden zugefügt, kein geringerer aber dem Handel auf dem Continent.

Während ein Theil der französischen Armee in Norddeutschland stand, wandte sich Napoleon mit dem Hauptheere nach der Weichsel und vertrieb die Preußen aus Posen, wo ihn die Polen um die Wiederherstellung ihres Reiches baten, worauf er ihnen, um Oesterreich nicht zum Kriege zu reizen, eine unbestimmte Antwort gab. Hierauf nahm er Warschau ein und schlug in mehreren Gefechten, besonders bei Pultusk, ein von Bennigsen befehligtes russisches Heer. Zwar schlug nun Bennigsen das Corps Bernadotte's, wurde aber von Napoleon zur Schlacht bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Febr.) gezwungen, welche, so mörderisch sie war, doch im Grunde unentschieden blieb, da die russisch-preussische Armee Napoleon das Schlachtfeld zwar überließ, dieser aber es nicht wagte, sie zu verfolgen.

Hierauf bot Napoleon dem König von Preußen, um ihn von Rußland zu trennen, den Frieden an. Der König nahm ihn aber nicht an, weil er sich von Rußland nicht trennen wollte, und zog sich mit der Königin von Königsberg nach Memel zurück, wo Kaiser Alexander mit ihm einen engeren Bundesvertrag (25. April) schloß, der die Wiederherstellung Preußens, die Auflösung des Rheinbunds und die Befreiung Deutschlands zum Ziel hatte.

Inzwischen hatte Bennigsen ein neues russisches Heer gesammelt und bei Heilsberg am 10. Juni muthig gefochten. Aber ungeachtet ihrer bewundernswürdigen Tapferkeit verloren die Russen am 14. Juni 1807 die Schlacht bei Friedland und mußten sich mit den Preußen hinter den Memel zurückziehen. Da auch Königsberg in die Hände der Franzosen fiel, so trug Alexander, um den Krieg von seinen Ländern abzuhalten, auf einen Waffenstillstand an, welchen Napoleon in der Hoffnung annahm, Alexander's Freundschaft zu gewinnen. Die beiden Kaiser hielten auf einem Floß mitten im Memelfluß eine Zusammenkunft und versicherten sich gegenseitiger Freundschaft. Auch der König von Preußen überwand sich Tags darauf, an der Zusammenkunft theilzunehmen; er behauptete aber dabei seine persönliche Würde und erniedrigte sich nicht zu Bitten.

Hierauf wurden die Unterhandlungen eröffnet und am 7. und 9. Juli 1807 der Friede zu Tilsit geschlossen, in welchem Preußen zwar einen Theil des Verlorenen aus Rücksicht für Rußland wieder zurückbekam, aber doch alle Länder zwischen der Elbe und dem Rhein samt dem größten Theil von Preußisch-Polen mit Danzig und dem Bezirk Bialystok, also weit mehr, als die Hälfte seines Königreichs mit fast 5 Millionen Einwohnern verlor, sich für Hannover mit dem Versprechen einer künftigen Entschädigung von 400,000 Seelen begnügen, auf künftige Erwerbungen zwischen Elbe und Rhein, sowie auf den directen Handel mit England verzichten, ja noch überdies sich zur Zahlung einer Contribution von (anfangs 180 Mill., dann auf Alexander's Fürbitten) 150 Mill. Franken verstehen mußte, ungeachtet die Franzosen alle Kassen in den preussischen Provinzen schon geleert hatten. Bis zur Zahlung jener Summe mußte Preußen französische Truppen im Lande dulden und die Festen Glogau, Stettin und Güttrin pfandweise französischen Besatzungen überlassen.

Auch die edle Königin Louise, welche wegen ihres patriotischen Sinnes von Napoleon schwer beleidigt worden war, erschien auf erfolgte Einladung in Tilsit, um durch ihren Einfluß zu retten, was möglich sei. Zwar ließ es Napoleon an der ihrer edlen Würde gebührenden Rücksicht nicht fehlen, gewährte aber ihren Wünschen und Klagen so viel wie nichts und ließ, um dieselben abzuschneiden, die Friedensunterhandlungen be-

schleunigen. Der König blieb fortwährend in einer ruhigen und festen Haltung, so daß Napoleon's Umgebung, welche des Königs geraden, keiner Heuchelei fähigen Sinn nicht kannte, das Urtheil fällte, er benehme sich, als wäre er der Sieger und die Franzosen die Besiegten. Wie würdig sich das schwer heimgesuchte Königspaar auch nachher während der Dauer seines Unglücks benahm, davon wären viele Bände zu berichten. Von unerhörten Forderungen gepreßt, von unbegrenzten Staatsschulden gedrückt, stützte sich mit seiner Familie auf das Nothwendigste beschränkt, wies der König den Antrag, den Staatsbankrott zu erklären, mit den Worten zurück: „Auch im Unglück nie ehrlos!“ Er schickte sein goldenes Tafelservice in die Kasse und wollte an seinem Tische nicht eher Champagner trinken, als bis alle seine Unterthanen wieder satt hätten.

Aus jenen eroberten deutsch-preussischen Ländern bildete Napoleon mit Hinzunahme von Braunschweig, Kurhessen und einem Theile von Hannover das Königreich Westfalen (bestehend aus 688 Quadratmeilen mit fast 2 Mill. Einwohnern) und gab es seinem jüngsten Bruder Jérôme. Den größern Theil Hannovers bekleidete er unter seiner eigenen Verwaltung. Das Großherzogthum Berg wurde mit einigen Herrschaften vergrößert. Aus den polnischen Provinzen machte er ein sogenanntes Herzogthum Warschau und theilte es dem zum Königreich erhobenen Sachsen zu. Bialystok wurde den Russen überlassen. Das feste Danzig wurde ein sogenannter Freistaat, in der That aber eine Zwingburg Napoleon's gegen den europäischen Osten. Viele Rheinbundfürsten erhielten Ländervergrößerungen, und viele kleinere mittel- und norddeutsche Fürsten beeilten sich, dem Rheinbunde beizutreten um ihre Existenz zu sichern. So war die Hälfte des ehemaligen deutschen Reichs theils unmittelbar, theils mittelbar eine französische Provinz und das Ziel der Politik eines Ludwig XIV. mehr als erreicht; denn Napoleon war nun in der That Herr von Deutschland vom Rhein bis zur Elbe, von der Nordsee bis zu den Alpen.

Bald nach dem Tilsiter Frieden setzte sich der zum König von Westfalen gemachte Jérôme auf seinen neuen Thron in Kassel und richtete sich mit Hilfe dreier französischer Staatsräthe einen deutschen Hof ein. Indes ließ sich nur ein kleiner Theil des alten Landabfels dazu herbei; der größere Theil und das ganze Volk war von Anfang an dem neuen Herrscher abgeneigt und wurde der französischen Herrschaft je länger, je mehr überdrüssig, da es nur dazu dienen sollte, dem verderblichen Hofe die Mittel zu seiner Verschwendung und Ueppigkeit zu liefern und zugleich sein bestes Mark für die Bedürfnisse dessen herzugeben, der diese seine neue Staatschöpfung als eine fortwährend auszubehutende Provinz betrachtete.

Ein in allen Rheinbundstaaten vollständig organisiertes Polizeisystem diente dem Protector dazu, alle innern Zustände und Bewegungen, und zwar der Regierungen sowohl als der Völker, in diesen Ländern bis in's Einzelne zu überwachen und alles seiner Gewalttherrschaft Hinderliche durch die ihm gehorsamen Organe unterdrücken zu lassen. Insbesondere wurde Schrift und Rede auf's strengste bewacht, und wo irgend die Polizei nicht schnell und kräftig genug in seinem Sinne handelte, da griff er mit seinem überall gegenwärtigen Militärarm ein. So mußte der unglückliche Buchhändler Palm in Nürnberg die Veröffentlichung einer patriotischen Schrift über „Deutschlands tiefste Erniedrigung“ dadurch büßen, daß ihn Napoleon plötzlich festnehmen und nach Braunau abführen ließ, wo er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und, weil er sich edelmüthig weigerte, den Verfasser zu nennen, erschossen wurde (26. August 1806). Desgleichen drang Napoleon in den Rheinbundsländern auf möglichste Annäherung im Verwaltungs- und Gerichtsweisen an die Institutionen des französischen Kaiserreichs, in der geheimen Absicht, dadurch die künftige Einverleibung der Rheinbundländer in Frankreich vorzubereiten. Auch hoben die meisten Rheinbundfürsten kraft der neu erworbenen Souveränität die letzten Reste landständischer Einrichtungen auf, und selbst die wenigen Spuren corporativer Rechte, die sich in vielen Stadtgemeinden erhalten hatten, verschwanden und wurden von landesherrlichen Beamten ausgeblät.

Viele dieser neuen Institutionen förderten allerdings das materielle Wohl des Volks; allein die wachsende Steuerlast, die Conskriptionen, die Anmaßungen der Beamtenherrschaft, die Einquartierungen und beständigen Durchzüge französischer Heermassen und andere Pladerien steigerten auf der andern Seite die bestehende Unzufriedenheit des Volkes zum entschiedenen Haß gegen das Franzosenthum; mit dem sich nur die Beamten- und Militärwelt zu vertragen vermochte. Daher konnte keine allgemeine patriotische Erregung entstehen, zumal sich in den souveränen gewordenen Rheinbundsstaaten mehr und mehr der stärkste Particularismus ausbildete, der gegen die allgemeinen Leiden unempfindlich war, so daß sich sogar nicht selten ein Bruderkamm freute, wenn der andere von der eisernen Ruthe des fremden allgebielenden Nachhabers gestraucht wurde; wie denn auch viele sich nicht schämten, in Schriften und Zeitungen das große Tagesgestirn in einer mehr als erniedrigenden Weise zu preisen. Haben doch nicht weniger als 90 deutsche Schriftsteller ihre Werke dem Kaiser Napoleon gewidmet. Nur Jean Paul, Ernst Moriz Arndt, Seume, und Adam Müller, die damals schon das wachsende Verderben erkannten und, jeder in seiner Weise, muthig ihre Warnstimme erhoben, machten eine ehrenvolle Ausnahme in jener Zeit tiefster Erniedrigung.

281. Der Tilsiter Friede legte nicht nur Deutschlands, sondern auch Europa's Schicksal einzig in Napoleon's Hand. Denn auch auf dem Congreß von Erfurt, welchen Napoleon mit dem Kaiser Alexander 1808 (im September) hielt, wußte er sich für seine beabsichtigte nachdrücklichere Führung des seit dem Mai desselben Jahres begonnenen spanischen Kriegs, der als ein Volkskrieg ihm gefährlich zu werden drohte, wenigstens eine vorläufige Ruhe vor Rußland zu verschaffen. Doch gelang es ihm nicht, den russischen Selbstherrscher zu einer so engen Verbindung mit sich zu bringen, als er gewünscht hatte.

Um seinen in Spanien auf dem Spiele stehenden Ruhm und Namen zu behaupten, wandte sich der Eroberer in eigener Person dahin, nöthigte durch List die dortige bourbonische Familie, Karl IV. und seinen Sohn Ferdinand VII., zur Thronentsagung und verließ die spanische Krone an seinen Bruder Joseph. Den bisherigen König von Neapel, 1808. Letzteres Königreich erhielt nun Murat. Im folgenden Jahr schlug er das Gebiet des Kirchenstaates, dessen standhaftes und widerstrebendes Oberhaupt, Pius VII., er nach Savona hatte abführen lassen, theils zum Königreich Italien theils zum französischen Reich und decretierte die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes.

Empört über diese Gewaltthaten und angetrieben von der Gefahr einer Verbindung Frankreichs mit Rußlands zur Unterdrückung Oesterreichs rüstete, auf den Rath des hochwichtigen Erzherzog Karl, der Kaiser Franz in der Stille seine Streitkräfte und ersah sich zum Vorschlagen die Zeit, wo Napoleon gegen die muthig sich erhebenden Spanier und gegen die sie unterstützenden Engländer stritt. Unvermuthet erklärte Oesterreich an Frankreich den Krieg i. J. 1809, so daß sich Napoleon gezwungen sah, seine bedrängten Heere in Spanien zu verlassen, um sich auf dieser Seite zu sichern.

Die allgemeine deutsche Volkshebung aber, auf welche Oesterreich gerechnet hatte, blieb aus, und so mußte es sich auf seine eigenen Kräfte stützen. Von dem Heere, das Oesterreich aufgebracht hatte, stand die Hauptmasse von 175,000 Mann unter dem Erzherzog Karl an der nördlichen Grenze Oesterreichs, ein Corps von 35,000 Mann unter dem Erzherzog Ferdinand an der südlichen Grenze, und ein anderes von 80,000 Mann unter dem Erzherzog Johann an der östlichen Grenze von Italien. Als Frankreich kam, um diesen Kampf aufzunehmen, fand er in seinem eigenen Walle ein Mißtrauen in die Bestän-

digkeit seines „Sterns“ vor. Dennoch fand er bald Mittel zu einem energischen Feldzug, da die Rheinbundstaaten noch seiner Uebermacht vertrauten, Preußen sich nicht rühren konnte und (seit der Erfurter Zusammenkunft) Rußlands Ruhe ihm gewiß war. Schon am 9. April hatte sich die französische und rheinbündische Streitmacht, 180,000 Mann stark, unter Berthier's Oberbefehl in Bayern zusammengezogen, und bald erfolgte, weil Erzherzog Karl die Seinigen zu weit aus einander gelegt hatte, nach den ungünstigen Gefechten bei Abensberg und Landsbut, am 22. April die Schlacht bei Smohl, nach deren Verlust der Erzherzog über Regensburg, wo er noch einen Angriff von Napoleon auszuhalten hatte, sich nach Böhmen zurückziehen mußte.

Nun drang Napoleon ohne wesentlichen Aufenthalt bis Wien vor, das er nach kurzer Beschießung zum zweiten Mal in seine Gewalt brachte, worauf er sein Hauptquartier wieder in Schönbrunn aufschlug. Weil Erzherzog Karl zum Entsatz in raschem Anzuge war, so beschleunigte Napoleon die Ueberbrückung der Donau da, wo sie die Insel Lobau bildet, um noch vor dessen Ankunft das jenseitige Ufer zu gewinnen. Als er am 21. Mai einen Theil seines Heeres über die Brücke geführt hatte, erlitt er durch den dort bereits angekommenen Erzherzog Karl in der zweitägigen erbitterten Schlacht bei Aspern seine erste Niederlage auf deutschem Boden. Napoleon mußte unter großen Schwierigkeiten sich wieder über die Donau zurückziehen, um in Wien neue Kräfte zur Wiederherstellung seiner Kriegsgheire zu sammeln.

Die moralische Wirkung dieses Sieges, der die Oesterreicher 20,000 Mann kostete, auf Deutschland wäre bedeutender gewesen, wenn die französische Polizei die Kunde davon nicht durch die Presse unterdrückt und die rasche Aufeinanderfolge der weitem Ereignisse den Einbruch nicht verwischt hätte. Unterdessen hatte der Erzherzog Johann in Italien zwar den Vicekönig Eugen Beauharnais besiegt, zog sich aber auf die Nachricht von der Einnahme Wiens aus Italien zurück und erlitt dabei durch Verfolgung schwere Verluste. Nun zog Napoleon die Armee des Vicekönigs, sowie auch neue Truppen aus Frankreich und aus den Rheinbundstaaten an sich und brachte dadurch sein Heer wieder auf die alte Stärke.

Bald verfuhr Napoleon wieder angriffsweise. Um den Erzherzog Karl, der noch bei Aspern stand und dort den Angriff erwartete, zu täuschen, ließ er von der zum Theil besetzten Insel Lobau aus eine fortwährende Kanonade unterhalten, welche den Erzherzog bewog, dritthalb Tage daselbst unter den Waffen zu stehen, um den Uebergang zu verhindern. Inzwischen aber hatte Napoleon weiter abwärts sechs Brücken über den Fluß schlagen lassen und dort mit seinem Hauptheer den Uebergang bewerkstelligt, so daß es am 5. Juli Abends zur Eröffnung der Schlacht bei Wagram kam, welche am Nachmittag des andern Tages damit endigte, daß Erzherzog Karl wegen der Uebermacht des Feindes die Schlacht abbrach und sich in guter Ordnung nach Znaim zurückzog. Diese große Schlacht hatte die Oesterreicher 20,000, die Franzosen 14,000 Mann gekostet.

Der Waffenstillstand von Znaim, den sich der Erzherzog vom Kaiser Napoleon auf vier Wochen erwirkte, führte am 14. Oct. desselben Jahres 1809 zum Frieden von Wien. In diesem mußte Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden (278 a. C.) nebst dem Inn- und halben Hausrußviertel an Bayern, Westgalizien mit Krakau an das Herzogthum Warschau, einen Theil von Ostgalizien an Rußland, Krain, den Villacher Kreis, Croatien bis

an die Saba und Dalmatien samt Triest an Italien, im ganzen 2000 Quadratmeilen mit vierthalb Millionen Einwohner, an Napoleon abtreten, der daraus die sog. illyrischen Provinzen bildete und mit Frankreich vereinigte. Auch mußte Oesterreich sich zur Continentsperre verpflichten.

Als Napoleon Schöndbrunn, wo am 12. October der 18jährige Jüngling Friedrich Staps aus Raumburg a. B. einen Mordversuch auf ihn gemacht hatte, verließ, um nach Frankreich zurückzukehren, kehrte Kaiser Franz unvermuthet und ohne alle Begleitung nach Wien zurück, dessen Bewohner in dicht gedrängter Menge mit vor Freude strahlenden Gesichtern seinen einfachen Wagen umgaben und ihm, wie einem heimkehrenden Vater, einen Willkomm bereiteten, der schöner war als der schönste Triumph. Hatte er doch das Seinige gethan, wenn auch für jetzt noch vergebens, um Deutschland von dem französischen Joch zu befreien.

Während dieses Krieges hatte auch das seinem alten Regentenhause treue Tyrol, welches im Preßburger Frieden von Oesterreich abgerissen und wider seinen Willen mit Bayern vereinigt worden war, unter der Führung des Andreas Hofer, Sandwirts von Passier, einen Aufstand gegen die bayerische Herrschaft erhoben. Der bayerische Minister Montgelas erbitterte das Volk durch Aufhebung der Abgaben und Einziehung der Klostersgüter, durch Niederreißung und Veräußerung ihrer Andachtsstätten und Heiligtümer, durch Trennung der Schule von der Kirche, durch Aufhebung ihrer Landesverfassung und Landesrechte und durch eine dem Volke fremdartige und dabei wenig Rücksicht nehmende Verwaltung. Schon hatte Hofer, unterstützt von dem kühnen Schützen Speckbacher und dem fanatisch-tapfern Kapuziner Haspinger, ganz Tyrol (mit Ausnahme der Festung Auffsein) von den eingebrungenen Bayern und Franzosen befreit, als Napoleon Verstärkungen gegen sie sandte, durch welche Innsbruck eingenommen wurde. Nun rief Hofer alles Volk zu den Waffen, drang wieder in Innsbruck ein und befreite zum zweiten Mal das Land. Während des Inaimer Waffenstillstandes aber nahmen die Franzosen Innsbruck nochmals ein, erlitten aber von den über diesen Waffenstillstandsbruch erbitterten Tyrolern mehrfache Niederlagen, und das Land schien zum dritten Mal befreit. Nun aber erfolgte der Wiener Friede, in welchem sich auch die Tyroler wieder unterwerfen mußten. Zwar ließ sich Hofer, nach Niederlegung seines Oberbefehls, durch den willkührenden Haspinger bereben, wieder die Waffen zu ergreifen, aber er konnte es nicht mehr zu einem Aufstand bringen, verbergte sich daher in einer Senzhütte, ward verrathen, gefangen und von den Franzosen in Mantua standrechtlich erschossen (18. Febr. 1810). Um die Kraft der Tyroler zu brechen, schlug Napoleon Südtirol zur Provinz Illyrien; das übrige Land wurde von Bayern mit Schonung und Milde behandelt.

282. Preußen war seit dem Tilsiter Frieden im Zustand der Unterdrückung durch Tyrannei. Das Land war bis zu Ende des Jahres 1808 von französischen Truppen besetzt, von Napoleon's Spähern fast bis in das Königs- haus auf das schärfste überwacht. Es konnte Oesterreich in seinem Kampfe mit Frankreich nicht beistehen, ohne sich dem Untergang auszusetzen. Seit der österreichischen Niederlage wurde seine Stellung noch schlimmer. Dem Tilsiter Frieden zuwider, erpreßte Napoleon von Preußen noch mehr Durchzugs- strassen, schlug einen Theil von dem ehemaligen Südpreußen zum Großherzogthum Warschau und überließ alle in diesem polnischen Lande gelegenen preußischen Güter dem Könige von Sachsen gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Thalern, welche nicht Preußen, sondern Napoleon erhielt.

Mit der zunehmenden Bedrängniß aber wuchs in Preußen die gegenseitige Liebe zwischen König und Volk in noch höhern Grade, weil jeder- mann die Absicht des Siegers erkannte, Preußen durch ausgesuchte Demü-

thigungen und Reinigungen innerlich zu zersehen und aufzureiben. Dadurch kam der vor 1806 theils im todtten Formelwesen erlahmte, theils an Selbstüberschätzung franke Nationalgeist zur Erkenntniß dessen, was ihm fehlte, und vornehmlich war es der König, der schon während des Unterliegens die Gebrähen des alten Heersystems erkannt und sich gleich nach dem Frieden von Tilsit mit zuverlässigeren Berathern umgeben hatte, welche sowohl in der Staats-, als auch in der Heeresverwaltung bessere Zustände anbahnten.

Daher bereitete sich in Preußen zunächst von Innen heraus durch Stein's Reformen in der Gesetzgebung, durch Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Anwendung der Idee der politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, durch Verbesserung der Gemeinde- und Städteordnung ein neuer Staatsbau vor, in welchem an die Stelle des Absolutismus Friedrich's II. eine freiere Staatsverfassung treten sollte. Da jedoch der Urheber dieses Plans nur kurz am Ruder war, so konnte die Anwendung jenes Grundgedankens nicht zur vollen Ausführung kommen. Indes wurde schon damals das ganze Staatsgewebe viel einfacher, im Gange weniger kostspielig und rascher in einander greifend.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr von und zu Stein (in Nassau) an der Lahn, aus einem alten reichsritterlichen Geschlechte, war 1780 in preussische Dienste getreten, hatte als Berath bergmännische Reisen in Deutschland und Großbritannien gemacht und wurde wegen seines seltenen Talents und seiner einsichtsvollen Thätigkeit nach und nach Chef der Civilverwaltung der Provinz Westfalen. Im Jahre 1804 wurde er Finanzminister, zuerst aber bei der französischen Invasion mit den andern Ministern und selbst mit dem Könige, dem er zu stürmisch und durchgreifend war, so daß er seinen Abschied nahm und sich auf seine Güter zurückzog. Die Noth des Staates bewog den König, ihn wieder zu berufen und ihn an die Spitze der innern Angelegenheiten zu stellen. Feind alles Gemeinen und Schlechten und schonungslos gegen alles Ungehörige und Unnützbige, war er besonders mit Schmerz über die Schmach des Vaterlandes erfüllt und voll glühenden Eifers, es wieder frei und mächtig zu sehen. Der edle Stein konnte aber die Zeit der Reife in der Ausführung seiner großartigen Reform-Ideen kaum erwarten und brachte sich dadurch in die Lage, seine persönliche Thätigkeit dem preussischen Staate eine Zeit lang entziehen zu müssen. Er hatte nämlich einen Brief an den Fürsten von Wittgenstein geschrieben, in welchem er sich über den Plan zu einer Erhebung des deutschen Volkes gegen Napoleon beifällig aussprach. Dieser Brief wurde von den Franzosen aufgefangen und kam in die Hände Napoleon's, der den edlen Verfasser sogleich für einen Feind des Rheinbundes erklärte. Die Aht über ihn aussprach und seine Güter einzog. Daher nahm Stein seine Entlassung und begab sich anfangs nach Oesterreich, später nach Rußland und war auch hier für Deutschlands Rettung thätig.

Zugleich war man auf Herstellung der Kriegsmacht bedacht, durch die allein man hoffen konnte, einst wieder in den Besitz des Verlorenen zu kommen. Scharnhorst's Geist war es, der, von Gneisenau unterstützt, mit Benützung der ausgebildeteren Grundsätze französischer Kriegskunst in geräuschloser Weise die Gebrähen des altpreussischen Heerwesens hob und in kurzer Zeit ein von einem neuen, besseren Geiste beseeltes Militärsystem schuf. Napoleon, die Gefahr ahnend, zwang Preußen durch einen neuen Vertrag, die Stärke seines Heeres auf 42,000 Mann zu beschränken. Allein die Durchführung der allgemeinen Heerdienstpflicht, vermöge deren jeder waffenfähige Preuze ohne Ausnahme den militärischen Uebungen sich unterziehen mußte, machte es möglich, in jedem Augenblick durch Einberufung der Reserven das Heer auf 150,000 Mann zu bringen.

Dabei wurde unter Hardenberg's Ministerium die von Stein begonnene

Reform der Landesverwaltung durch gestammungsverwandte Männer wie Schön, Stägemann, Riebuhr u. A. ausgeführt, aber alles vermieden, was, namentlich in der auswärtigen Politik, den argwöhnischen Zwingherren zu neuen Einschränkungen hätte veranlassen können. Wegen der Strenge, mit welcher die Regierung jede Aeußerung eines deutschen Patriotismus zurückdrängte, steigerte sich im preussischen Volke der Haß gegen das Fremdjoch nur desto mehr.

Die nationale Stimmung gegen die französische Unterdrückung wurde noch durch ein anderes Moment bedeutend erhöht, durch die in Preußen gleichfalls neu gegründete, auf das Ideal vollständiger Freiheit gerichtete wissenschaftliche Thätigkeit, welche unter Hinweisung auf die verlorene Größe Preußens und Deutschlands in systematischer Weise den Patriotismus pflegte. Der Hauptherd dieser Pflege war die Universität Berlin, auf welcher Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ die Flammen der Begeisterung zu entzünden suchte. Mit denselben Gehebel wirkte der Jugendbund, der sich in der Form eines sittlich-wissenschaftlichen Vereins mit andern ihm ähnlichen geheimen Bündnissen über ganz Norddeutschland verbreitete. Mit Noth konnte die preussische Regierung vorzeitige Ausbrüche der gesteigerten Volkskraft zurückhalten. Als der preussische Major v. Schill mit seinem Husarenregiment aus Berlin auszog, um auf eigene Hand Westdeutschland zum Aufstand zu bringen und den König von Westfalen zu vertreiben, that sie alles, um ihr Nichteinverständnis mit dieser That zu bekunden und durch Dämpfung jeder patriotischen Regung den Verdacht Napoleon's abzulenken. Schill erlag in Stralsund den Angriffen der Holländer und Dänen. Auch der Erhebungsversuch des von Napoleon aus seinem Erbe vertriebenen Herzogs von Braunschweig-Oels mit seinen „Schwarzen“ mißglückte; doch zog der tühne Mann mit dem Rest seiner Schar mitten durch Deutschland hindurch bis Elsfleth, einem Hafenort an der untern Weser, wo englische Schiffe ihn und die Seinigen aufnahmen. Die Befreiungsversuche, mit welchen die gleichfalls verunglückten Unternehmungen des Hauptmanns Ratt in Magdeburg und des Oberst Dörnberg in Rassel in Verbindung standen, hatten wenigstens den Erfolg, daß das übrige, bis dahin noch empfindungslos schlummernde Deutschland geweckt wurde und den Gedanken an die Möglichkeit einer Befreiung zu fassen begann.

Dem Kummer über das Unglück ihres Landes unterlag die edle Königin Luise, deren Herz die Leiden des Volkes doppelt empfang, so daß sie noch in der Blüte ihrer Jahre nach kurzer Krankheit durch einen unerwarteten Tod (am 19. Juli 1810) ihren treuen Gemahl und das ganze Preußenland in eine unbeschreibliche Trauer versetzte, aber auch in allen mannhaften Herzen, die mit Begeisterung an ihrem Hochbild gehangen, die Begierde steigerte, ihren Tod einst an dem Landesfeinde zu rächen.

283. Napoleon's Plan zu Deutschlands völliger Unterjochung sollte durch eine Verbindung mit Oesterreich gefördert werden. Zu dem Ende schied sich Napoleon von seiner edlen Gemahlin Josephine, welche ihm keine Kinder geboren hatte, und warb um Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz. Diese Verbindung mit einem so alten, hochstehenden Throngeschlechte Europa's sollte zugleich seinem Throne durch den Schein der Legitimität eine größere Sicherung geben. Mit schwerem Herzen gab Kaiser Franz seine Einwilligung. Die Ehe wurde am 11. März 1810 zuerst durch Procuration geschlossen, wobei Erzherzog Karl Napoleon's Stelle vertreten mußte; die Civilehe erfolgte am 1. April zu St. Cloud, die kirchliche Trauung am 2. April zu Paris durch den Cardinal Fesch. Fünf Königinnen hielten dabei der Kaiserin die Schleppe.

Die Freudenfeste zur Huldigung Napoleon's und seiner neuen Gemahlin drängten sich. Vielen schwebten dabei die traurigen Folgen der frühern österreichischen Heirat vor Augen. Besonders erinnerte der tragische Ausgang des glänzenden Freudenfestes, wel-

des der österreichische Gesandte, Fürst Schwarzenberg, im Namen seines Kaisers am 1. Juli 1810 dem Kaiserpaare gab, an das ähnliche Omen, das sich bei Maria Antoinettes Vermählung mit Ludwig XVI. zugetragen hatte. Der große, zu diesem Feste gebaute Ballsaal gerieth in Brand: viele Gäste kamen in den Flammen um, andere wurden im Gedränge zertreten oder sonst verletzt; das Unglück war entsetzlich. Napoleon hatte seine Gemahlin gleich anfangs in Sicherheit gebracht; die Schwägerin des Fürsten Schwarzenberg, welche ihre schon gerettete Tochter suchte, verbrannte auf schreckliche Weise.

Schon vor seiner Vermählung hatte Napoleon durch ein Decret den von ihm erwarteten Sohn aus dieser Ehe zum König von Rom bestimmt, und nun ließ er auch für sich selbst in Rom den Quirinal zum Kaiserpalast einrichten, um anzudeuten, daß er die alte römische Kaiserkrone auf seinem Haupte erneuern und den Italienern und Deutschen als ihr rechtmäßiger Oberlebensherr erscheinen wolle. Als vollends am 20. März des Cometenjahres 1811 Marie Luise ihm einen Sohn gebar, da schien es, als ob der göttliche Wille selbst das Siegel auf die Dauer seiner Dynastie legen wollte.

Napoleon's Herrschaft umfaßte jetzt außerhalb Frankreich: das Königreich Neapel, das Königreich Petrurien, die illyrischen Provinzen, das Königreich Holland (das er seinem Bruder Ludwig, weil derselbe die Continentsperre nicht streng beobachtete, wieder nahm und mit Frankreich vereinigte), das Großherzogthum Berg, das Königreich Westfalen, das Herzogthum Oldenburg mit Ostfriesland, die Ostseestädte Hamburg, Bremen, Lübeck und den Canton Wallis. Außerdem gehorchten ihm die deutschen Staaten des Rheinbundes, welchem, mit Ausnahme Preußens, alle deutschen Staaten beigetreten waren. Polen, Dänemark und Schweden (wo der französische Marschall Bernadotte zum Thronfolger ernannt wurde) standen unter seinem Einflusse; Portugal und Spanien war er im Begriff, sich zu unterwerfen; selbst Rußland mußte mit den übrigen Mächten des europäischen Festlandes die Continentsperre beobachten.

So stand Napoleon im Jahre 1810 auf dem Gipfel seiner Macht, und nichts schien ihm auf die Länge widerstehen zu können; kaum schien Deutschland, auf welchem dieses Fremdjoch am schwersten lastete, je wieder auf Befreiung hoffen zu dürfen, und am wenigsten konnte, schien es, das so außerordentlich geschwächte Preußen dem Völkerbezwiner Besorgniß einflößen.

Kap. 47. Deutschlands Befreiung vom Fremdjoch.

284. Der Krieg in Spanien zog sich durch den heldenmüthigen Widerstand des spanischen Volkes und durch die Verstärkung des englischen Beistandes unter Wellington, welcher 1811 Portugal befreite und sogar Madrid, wenn auch nur vorübergehend, besetzte, in die Länge. Nichts desto weniger dachte Napoleon, im eiteln Wahne seiner unbegrenzten Herrschsucht, auch Rußland sich zu unterwerfen, dessen Herrscher Alexander, getränkt durch die Vertreibung seines Verwandten, des Herzogs von Oldenburg, und die Einverleibung dieses Landes in Frankreich, die Continentsperre in England nicht im Sinne Napoleon's ausführte und von Frankreich die Räumung Preußens verlangte.

Um im Rücken gedeckt zu sein, schloß Napoleon mit Preußen ein Bündniß.

sieß sich einige Festungen einräumen und 20,000 Mann Hilfstruppen stellen. (Dieses Bündniß mit dem Unterdrücker empörte die preussischen Patrioten so sehr, daß Blücher, Scharnhorst, Sneysenau, Bogen, Clausen und 300 Officiere ihren Abschied nahmen.) Ebenso schloß er mit Oesterreich einen Vertrag, der ihm 30,000 Mann unter Schwarzenberg's Führung zur Verfügung stellte. Die Hauptcontingente stellten die Rheinbundstaaten, so daß mit Einschluß der französischen Truppen die ganze Heeresmasse sich auf 600,000 Mann belief.

Nach so umfassenden Vorbereitungen, schon des Sieges gewiß, brach im Frühjahr Napoleon gegen Rußland auf, hielt in Dresden einen Congreß deutscher Fürsten, auf dem Schlachtfeld von Friedland eine große Heerschau und ließ dabei mit großen Worten den Zweck des Zuges verkünden. Darauf rückte das Heer in acht Armeecorps auf drei Wegen über die russische Grenze. Napoleon selbst überschritt mit dem Centrum am 24. Juni den Niemen und drang, während die Feinde sich planmäßig in das Innere ihres Landes zurückzogen, in seiner Ungebuld dem Verpflegungs-Convoi voraus über Wilna (wo eine Deputation von Polen wieder um die Herstellung ihres Reiches bat) und über Witebsk (wo sich's fand, daß er schon ein Drittheil seines Heeres aus Mangel an Verpflegung eingebüßt hatte) bis Smolensk vor, das, hartnäckig vertheidigt, bei der Einnahme in Brand ausgieng, während hinter der Stadt ein Heer unter Barclay de Tolly stand.

Die nun erfolgte Schlacht bei Smolensk (17. und 18. August) brachte aber keine Entscheidung; denn die Russen zogen, alles hinter sich verheerend, auf dem Wege nach Moskau ab. Als Napoleon bei dem Flusse Moskwa ankam, ließ er auf ein von Kutusow geführtes russisches Heer von 120,000 M., das ihm den Weg nach der alten Hauptstadt zu verlegen suchte. Nachdem Napoleon beim rothen Aufgang der Sonne nicht ermangelt hatte, die Seinigen an die „Sonne von Austerlitz“ zu erinnern, erfolgte am 7. Sept. die blutige Schlacht bei Borodino, welche mit dem Rückzug Kutusow's endigte. 80,000 Menschen lagen verwundet oder todt auf dem Schlachtfeld. Kutusow konnte Moskau nicht vertheidigen und nahm daher die berühmte „Flankenstellung bei Kaluga“.

Als Napoleon am 14. Sept. in die unvertheidigte Hauptstadt des Czarenreiches einzog, war sie wie ausgestorben, denn alle Behörden mit dem Adel und den Kaufleuten, die Geistlichen mit den Kirchenschätzen und die meisten Bürger samt der Büchmannschaft hatten die Stadt verlassen. Raum waren die Franzosen in die Häuser eingedrungen, um Speise für ihren Hunger und Ruhestätten zu suchen, als in der ersten Nacht (auf den 15. Septbr.) der Brand von Moskau ausbrach, der in sechs Tagen vier Fünftheile der großen Stadt in Trümmer legte und für Napoleon verhängnißvoll wurde.

Der Brand von Moskau, dessen schauderhaftem Anblick (nach Napoleon's eigener Aussage), trotz aller Schilderungen der Poesie vom Brande Troja's. nie etwas in der Wirklichkeit gleich kam, wurde dem Gouverneur der Stadt, General Kostoffin, zugeschrieben. Die Glut war so heftig, daß sie selbst der hohen Czarenburg, dem Kreml, gefährlich wurde und Napoleon von dort in ein Lußschloß, eine halbe Stunde von der Stadt, sich rettete. Als er wieder in den Kreml zurückgekehrt war, verkündete er der Welt in einem Bulletin, daß Moskau nicht mehr existiere, sein Heer mit allen Vorräthen versehen sei und seine Vorhut schon auf der Straße nach St. Petersburg stehe.

Die Friedensvorschläge, welche Napoleon von Moskau aus an den Kaiser

Alexander abgehen ließ, hielt der schlaue Kutusow in seinem Feldlager bei Kaluga zurück. Vier und dreißig Tage wartete Napoleon in dem verödeten Moskau auf Antwort, wiewohl ihm jeder Tag den einbrechenden Winter und die Gefahr näher brachte, seine Verbindung mit Polen und Deutschland zu verlieren. Zu spät entkündet, war Napoleon genöthigt, den Rückzug auf dem verödeten und verheerten, 150 Meilen langen Wege anzutreten. Sein Plan, die südliche Straße über Kaluga einzuschlagen, war durch Kutusow's erfolgreichen Widerstand (am 24. Oct.) vereitelt worden. Am 6. Nov. begann mit Schnee und Eis der gefürchtete russische Winter. Auf allen Seiten vom Feinde bedrängt, von Schwert, Frost und Mangel aufgerieben, verschwand die Riesenarmee, und nur noch 1000 bewaffnete und 20,000 waffenlose, halb abgeehrte Franzosen kamen über den Niemen zurück. Napoleon selbst war, nach dem mit schweren Opfern erkämpften Uebergang über die Beresina, seinem fliehenden Heere über Wilna, Warschau und Dresden vorausgeeilt, um in Frankreich durch seine Gegenwart einem Volksaufstande zuvorzukommen und ein neues Heer aufzubringen.

In Wilna, wo man über die plötzliche Erscheinung des großen Welteroberers erstaunt war, da man bis dahin weder in Polen noch in Deutschland von dem Unglück der französischen Armee etwas erfahren, sondern in allen bisherigen Bulletin's nur von Siegen gelesen hatte, machte Napoleon in Betreff seines Zuges nach Rußland die Bemerkung, daß „vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei“. Man hat berechnet, daß von den 600,000 Mann, 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, womit er nach Rußland gezogen war, im ganzen (die Trümmer seines Centrums und das noch unterfehrt Schwarzenberg'sche Corps mitgerechnet) nur 58,000 Mann, 18,000 Pferde und 120 Kanonen zurückkamen.

285. Da erkannte das deutsche Volk, daß Gott die Schmach von ihm nehmen und die Völkergeißel zerbrechen wolle. Aber weder in den Rheinbundländern, wo alles vom schwer gefühlten Drucke noch scheu und zaghaft, noch in Oesterreich, wo außerdem der Staatshaushalt noch zerrüttet war, konnte man den Muth zum Anfang der Erhebung finden. Auf Preußen, wo man schon lange die Stunde der Befreiung vorbereitet hatte, richtete sich daher der Hoffnungsblick der Vaterlandsfreunde, und von dort aus fiel auch der zündende Funke in den aufgehäuften Brennstoff.

Es hatte sich nämlich der General York, der mit dem preussischen Hülfscorps der Macdonald'schen Armee vor Riga beigegeben war und auf dem Rückzug von dort die Nachhut zu decken hatte, — ein ächter Repräsentant des alten strengen Preußenthums, fest, energisch, „scharf wie gehärtetes Eisen“ —, nach einem schweren innern Kampfe mit sich selbst, mit 17,000 Preußen von den Franzosen getrennt und mit dem sie verfolgenden russischen General Diebitsch die Neutralitätsvereinbarung von Tauroggen geschlossen (30. Dec. 1812). Dies suchte Napoleon fälschlich als den Grund seines ganzen Unglücks in Rußland darzustellen und zum Vorwand zu einem neuen Kriege gegen Preußen zu nehmen. Uebrigens gab dieser berühmte Abfall York's allerdings zu Preußens Erhebung den Anstoß.

Anfangs war König Friedrich Wilhelm III., weil von allen Seiten in Berlin von Franzosen umstellt und bewacht, in die peinliche Lage versetzt, die Absetzung York's auszusprechen. Als aber Rußland sich insgeheim zu einem Bündniß mit Preußen geneigt zeigte, so verlegte der König, um die Freiheit seiner bedrohten Person zu wahren, seinen Hof von Berlin nach Breslau

(22. Jan.) und erließ von dort aus die Verordnung zu freiwilliger Bewaffnung (3. Febr.), welche besonders in der Provinz Preußen, auf Stein's und York's Betrieb, durch Errichtung einer Landwehr u. auf das opferwilligste bewerkstelligt wurde.

Stein war als Bevollmächtigter Alexander's nach Königsberg gekommen, um dort alle Militär- und Geldkräfte zur Bewaffnung des Heeres und Volks zu verwenden. Weil er aber diese Aufgabe in der Meinung, der Volksgeist schlummere noch, mit diktatorischer Gewalt durchführen wollte, so stellten ihm York, Schön u. A. vor, daß alles, was in Preußen zu thun sei, nicht auf russisches Commando, sondern durch Preußen und mit des Königs Willen geschehen müsse. Zwar meinte Stein, dadurch gehe die beste Zeit zum Vosschlagen verloren, gab aber endlich der Festigkeit York's und der Vorstellung nach, daß der Mangel königlicher Genehmigung wenigstens durch die Stimme eines zu berufenden Landtags ersetzt werden müsse. Da nun dieser Landtag gleich im Beginn eine patriotische Befinnung an den Tag legte, so überließ Stein die ganze Sache jenen Männern. Der Landtag nahm hierauf einen von Clausenwitz, Dohna, Schön u. A. beratenen und von York gebilligten Antrag auf Errichtung einer Landwehr an, dem nachher die königliche Bestätigung zu Theil wurde.

Nach dem Abschlusse des Vertrags von Kalisch (28. Februar), in welchem sich Preußen mit Kaiser Alexander verbündete, und nach dem Einzug beider Monarchen in Breslau (15. März) erließ Preußens König dem Aufruf: „An mein Volk“ am 17. März 1813 und forderte zum letzten Entscheidungskampfe auf. Dieser Aufruf wurde mit einer Begeisterung aufgenommen, die einzig in der Geschichte dasteht, und sich durch ihr mächtiges, alle Stände, Alter und Geschlechter durchdringendes, nachhaltiges Feuer von dem wilden, flüchtigen Rausche einer falschen oder gekünstelten Erregung wesentlich unterschied.

Hierauf erklärte der König am 17. März den Krieg an Frankreich, aus welchem Napoleon bereits mit einem beträchtlichen Heere neu ausgehobener junger Mannschaft im Anzuge war.

Die Begeisterung für Errichtung der freiwilligen Jäger erleichterte auch die Einführung der allgemeinen Conscription, welche die Erhaltung der Nationalkraft ungemein förderte. Da es aber galt, das ganze weiffähige Volk zu den Waffen aufzubieten, so erfolgte die Errichtung einer allgemeinen Landwehr, und die Bildung des Landsturms. Das Kreuz auf der Mütze des Landwehrmanns mit der vom Könige selbst gewählten Devise: „Mit Gott für König und Vaterland“ wurde von da an die allgemeine Losung aller preussischen Vaterlandsfreunde. Durch die allgemeine Landwehr wurde das stehende Heer um 140,000 Mann verstärkt. Außer dem regelmäßigen Wehrkörper traten noch besondere Freischaren auf, unter welchen besonders das Freicorps des Majors von Sadow, bei welchem auch der Freiheitskämpfer Theodor Körner sich befand, durch die höhere Bildung und patriotische Begeisterung seiner jungen Kämpfer einen ruhmvollen Namen erwarb. Besonders rühmig war auch die Turnjugend, in welcher schon seit mehreren Jahren von dem Turnmeister Jahn der patriotische Sinn geweckt worden war.

Jetzt eilte vollends alles zu den Waffen, niemand wollte zurückbleiben. In den Reihen der Freiwilligen aller Gattungen fanden sich Prinzen neben den Bürgerjüngern ein, Professoren neben den Studierenden. Alle Beherstühle und Hörsäle leerten sich; die Regierungscollegien und Gerichtshöfe wurden kleiner; der Handwerker verließ seine Werkstätte, der Kaufmann sein Comptoir, der Landmann seinen Pflug, der Familienvater Weib und Kind: alle eilten nach den Sammelorten. Mütter entließen mit Selbstverleugnung ihre Söhne, Bräute ihre Verlobten; selbst der Furchtsame wurde vom Muth fortgerissen, und viele, denen es noch an der nöthigen Körperkraft gebrach, boten sich an und trauerten, wenn sie zurückgewiesen werden mußten; selbst im weiblichen

Geschlechter erwachte männliche Kampfbegier und manche Jungfrau (z. B. Prochaska) kämpfte im Männerleide in diesem Freiheitskriege mit. Nicht minder thätig und bereit waren die, welche daheim bleiben mußten, im Geben und Sammeln patriotischer Beiträge und Hilfsmittel für die verschiedensten Kriegsbedürfnisse. Im freudigsten Vertrauen auf die gerechte Sache gab jeder in Preußen sich und seine Habe für das große Ziel der Landesbefreiung hin; und wenn auch in der Folge erst die Vereinigung mehrerer Mächte zum Siege führte, so wäre doch ohne Preußens Begeisterung und begeisternden Aufschwung das große Ziel nicht erreicht worden.

Der Beispiele von Opfern und Gaben von Hohen und Niederen, Reichen und Armen sind unzählige, viele von rührenden Beweisen hingebender Gesinnung begleitet. Die Anzahl von Ringen, Ketten und Ohrgehängen belief sich allein auf 160,000. Besonders thätig für Sammlungen von Gaben waren die Frauenvereine, zu denen der Anstoß von den königlichen Prinzessinnen ausgieng.

Inzwischen hatten die Russen die französischen Truppen aus den preussischen Provinzen zurückgedrängt. Nach der Vereinigung der preussischen und russischen Waffen bekam Blücher den Befehl über ein preussisches Heer in Schlessien, Wittgenstein (nach Kutusow's Tod) den Befehl über Russen und Preußen in der Mark. Schweden trat dem Bunde, gegen die Aussicht auf Norwegens Besitz, bei; aber die sämtlichen Rheinbundstaaten blieben noch mit Napoleon verbunden, und auch Oesterreich setzte seine Politik noch in das Zukunften; nur der Herzog von Mecklenburg-Schwerin schloß sich an Preußen an und sprach: „Mit Gottes Hilfe werde ich mich der Ehre würdig zeigen, ein deutscher Fürst zu sein.“

In Preußen hatten jetzt König und Volk nur ein Ziel, das der Abwehr drückender Noth, der Abschüttelung schmachvollen Jochs und der Wiederherstellung alter Ehre und Unabhängigkeit. Es galt aber nicht bloß Preußens Befreiung, es galt die Befreiung von ganz Deutschland.

286. Schon in der zweiten Hälfte des Märzmonats hatte Napoleon mit der ihm eigenen Kraft und Schnelligkeit ein großes Heer in Deutschland bereit, um Magdeburg und Wittenberg, die Hauptübergangsplätze über die Elbe, zu schützen. Nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit die Kaiserin Marie Luise zur Regentin ernannt hatte, verließ er am 14. April Paris, empfangend in Mainz mehrere der Rheinbundfürsten und traf am 25. April in Erfurt ein, wo er die Aufstellung seiner Truppen vollendete.

Daß man Napoleon Zeit gelassen hatte, so nahe heranzukommen, daran war die Bggerung Kutusow's Schuld, der mit den Russen erst am 24. April von Rastisch her an der Elbe anlangte, so daß die Corps von Bülow und Wittgenstein drei Wochen lang am Vorrücken aufgehalten waren. Inzwischen wurde das so lange von den Franzosen hart bedrückte Hamburg, nach dem Abzug der letzteren, durch den Kaiserlichen Fetenborn besetzt, Båbed errang wieder seine Unabhängigkeit, und durch die glückliche Besignahme der ganzen Niederelbe wurde der Muth der Nation gehoben.

Da im Nordwesten Deutschlands die Russen mit zu geringen Streitkräften standen, so wollte der Vicelkönig Eugen von Magdeburg 'aus einen Angriff auf Berlin machen, aber York und Bülow schlugen ihn bei Möckern (5. April) zurück. Als kurz darauf Kutusow in Bunzlau (28. April) starb, erhielt Wittgenstein den Oberbefehl über die preussischen und russischen Heere, und nun beschloßen die Verbündeten, den Kaiser Napoleon in den Ebenen

von Leipzig zu einer Schlacht zu nöthigen. Allein ihr Angriff und Ver-lust bei Lützen (zwischen Groß- und Kleingörschen am 2. Mai) bewog sie über die Elbe nach der Lausitz zurückzuweichen und Sachsen ihrem Gegner zu überlassen.

In dieser Schlacht war Napoleon seinen Gegnern um 23,000 Mann überlegen. Indes hätte ihn die ihm zuge dachte Umgehung schwer getroffen, wenn nicht Wittgenstein's Oberbefehl durch Planlosigkeit sich ausgezeichnet hätte. Mit Ingrimm sagte sich der alte Blücher, der 19 Stunden lang, obgleich verwundet, nicht vom Pferd gekommen war, in den gebotenen Rückzug. Unter den Schwerverwundeten befand sich der treffliche Scharnhorst, der nachher wegen Vernachlässigung seiner Wunde in uner-müdlichem Diensteifer am 28. Juni zu Prag starb.

Nachdem die Preußen und Russen unterhalb Dresden glücklich über die Elbe gekommen waren, besetzte Napoleon sogleich Dresden. Entschlossen, die Macht seiner Feinde zu brechen, lieferte er ihnen (den 20. u. 21. Mai) die Schlacht bei Bautzen, die er nur mit schweren Opfern gewann, ohne einen vollen Sieg zu erringen, da sich die Verbündeten in Ordnung nach Schlesien zurückzogen.

Den Verlust der Schlacht bei Bautzen mißt man der Einmischung des in der Kriegskunst nicht sehr erfahrenen Kaisers Alexander in den Heerbefehl Wittgenstein's bei. Besonders wurde es veräumt, den Kaiser Napoleon schon Tags zuvor anzugreifen, ehe der Marschall Ney mit 70,000 Mann zu ihm gestoßen war; denn nach dieser Vereinigung war Napoleon's Heer 160,000 Mann stark, während die Verbündeten nur 80,000 beisammen hatten. Am ersten Tag suchten sie Bautzen ausgeben, am zweiten Tage wurden sie bei Wurzen geschlagen. Nach der Schlacht legte Wittgenstein das Ober-Commando nieder, das nun Barclay de Tolly übernahm.

Weil Napoleon sah, daß er es nicht bloß mit den Kabinetten, sondern auch mit dem Geist der Völker zu thun habe, so gieng er am 4. Juni einen durch Oesterreich vermittelten Waffenstillstand ein, der zuletzt bis zum 10. August verlängert wurde.

Anfangs waren die deutschen Vaterlandsfreunde über den Waffenstillstand, der zu einem unthätlichen Frieden zu führen schien, voll tiefen Schmerzes, während Napoleon den Frieden und dadurch die Wiederbefestigung seiner Macht schon in den Händen zu haben glaubte. Doch war gerade für die Verbün-deten der Waffenstillstand sehr nützlich.

Nicht Tage vor dem Eintritt des Waffenstillstandes war Hamburg wieder in die Hände der Franzosen gefallen und mußte für seinen Abfall 48 Mill. Fr. Strafe zahlen und sich die argen Mißhandlungen Davoust's und Vandamme's gefallen lassen. Die Bülow'sche Schar wurde nach dem Eintritt des Waffenstillstandes bei Rügen am 17. Juni widerrechtlich überfallen und verlor 300 Mann. Seitdem wurde sie an die Niederelbe herberbt und abschließig vom Centrum des Freiheitskampfes zurückgehalten.

Während dieses Waffenstillstandes suchten sich beide Theile möglichst zu ver-stärken. Zwar versuchte Oesterreich einen Frieden zu vermitteln, wurde aber von Napoleon zurückgewiesen und dadurch bewogen, seinen neutralen Standpunkt aufzugeben. Denn als sich England für Preußen und Rußland erklärte, trat auch Oesterreich, durch die Bemühungen preussischer Patrioten zu einer kühneren Politik ermuthigt, unter Metternich's Leitung auf die Seite der Verbündeten und erließ am 12. August eine Kriegserklärung an Napoleon. So sah sich dieser, nach abgelaufenem Waffenstillstande, bei Dresden, das er zum Mittelpunkt seiner Operation nahm, von den drei mächtigen Heeren der Verbündeten umstellt.

Die Gesamtzahl der letzteren betrug über 800,000 Mann, die Macht Napoleon's 550,000 Mann. Die Streitkräfte der Verbündeten waren aber weit vertheilt, so daß gegen die französische Hauptarmee in Sachsen nur etwa 490,000 Mann zu verwenden

waren. Den Oberbefehl über die böhmische oder Hauptarmee hatte der österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg; sie betrug 240,000 Mann; bei ihr befanden sich Friedrich Wilhelm und Alexander. Der greise, aber noch jugendkräftige Blücher, dessen Vertrauen auf die Wiederherstellung Preußens nie gewankt hatte, befehligte mit seinem von Sneyenau geleiteten Stabe die schlesische Armee, welche 100,000 Mann stark war. Die dritte, die Nordarmee zählte 154,000 Mann und stand unter dem Befehl des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte), unter welchem Bülow die Preußen commandierte. Die numerische Ueberlegenheit und der Enthusiasmus des preussischen Volkes legten das Gewicht auf die Seite der Verbündeten, wiewohl die Vielsüßigkeit der Oberleitung in ihrer Politik und Kriegsführung von Nachtheil war. Auf französischer Seite war die Einheit des Willens, das Kriegsgenie Napoleon's und der Vortheil der centralen Stellung, dagegen große Entmutigung des Heeres und merkwürdiger Kriegsüberdruß unter den Generalen, die ihre einzige Hoffnung auf den Glückstern ihres Kaisers und auf etwaige Fehler der Verbündeten setzten. Nach dem in Trautenberg verabredeten Kriegsplan sollten diese drei Heere, von Süden, Osten und Norden her, gemeinschaftlich gegen Dresden ziehen. Dasjenige, gegen welches Napoleon selbst heranzöge, sollte sich zurückziehen, während die beiden anderen ihn in Rücken und Flanke bedrohen.

Schwarzenberg rückte mit der böhmischen Armee vor Dresden und griff die Stadt am 26. August an. Napoleon, welcher nach Schlessien aufgebrochen war, um Blücher einen Schlag zu versetzen, eilte am nämlichen Tage nach Dresden zurück, entriß Schwarzenberg die bereits eroberten Punkte und schlug ihn am 27. August zurück.

Napoleon's Triumph darüber wurde aber anderwärts fast zu gleicher Zeit durch drei bedeutende Siege der Verbündeten gedämpft. Denn schon drei Tage zuvor (am 23. August) hatte Bülow mit den Preußen des Nordheers in der Schlacht bei Großbeeren (zwei Meilen von Berlin) den Marschall Oudinot geschlagen. Am 26. August besiegte Blücher mit dem schlesischen Heere den Marschall Macdonald in der Schlacht an der Ragbach (zwischen Jauer und Liegnitz) und rettete dadurch Schlessien. Am 29. August hielten 15,000 Russen unter dem Grafen Ostermann und dem Prinzen Eugen von Württemberg den General Vandamme, welcher 38,000 Mann hatte und die geschlagene böhmische Armee auf ihrem Rückzug im Rücken und in der Flanke fassen sollte, bei Kulm mit großer Tapferkeit auf. Durch österreichische und russische Truppen und durch den General Kleist, welcher mit den Preußen von Rollendorf her kam, verstärkt griffen die Verbündeten am 30. August auf's neue an, siegten bei Kulm und Rollendorf, vernichteten fast das ganze Heer Vandamme's und nahmen gegen 10,000 Franzosen und ihn selbst gefangen.

Die Schlacht an der Ragbach begründete Blücher's Heldennam. Als die anrückenden Franzosen über den vom Regen angeschwollenen Fluß drangen und ihn größtentheils überschritten und einen Berggrund zu erstiegen angefangen hatten, rief Blücher: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber! nun vorwärts!“ und nun gieng's unaufhaltsam auf den Feind. Weil wegen des Regens viele Flinten nicht losgiengen, so drehen die Soldaten eines brandenburgischen Bataillons die Gewehre um und erschlugen den größten Theil eines französischen Bataillons buchstäblich mit dem Kolben. Als darauf die französische Reiterei vorbrach und der Sieg sich auf ihre Seite wenden wollte, da zog Blücher seinen Säbel und stürmte an der Spitze eines Geschwaders mit dem Ruf: „Vorwärts! Hurrah!“ in den Feind. Bald waren die Franzosen den steilen Rand hinab gegen die wüthende Reize geworfen, wo sie entweder ertranken oder erschlagen oder gefangen wurden. Blücher eroberte 103 Kanonen und nahm 3 Generale mit 18,000 Mann gefangen; überdies bedeckten 12,000 todt oder verwundete Franzosen das Schlachtfeld. Seit dem Siege stiegen selbst die Russen an, vor Blücher Respect zu bekommen, und gaben ihm den Namen „General Vorwärts“.

Sein König erhob ihn in der Folge wegen dieser That zum Fürsten von Bahlratt (nach dem Namen eines Dorfes, das dem Schlachtfeld von Ragbach nahe liegt).

Da der Kronprinz von Schweden in steter Unthätigkeit verharrte (weil er seine Schweden für die Besitzergreifung Norwegens sparen, und die Franzosen schonen wollte, um nach Napoleon's Sturz Aussicht auf den französischen Kaiserthron zu haben), so ließ Napoleon denselben durch Ney, seinen tapfersten Marschall, mit 75,000 Mann angreifen. Schon war der linke Flügel des Nordheeres zurückgedrängt, als Bülow, der die Gefahr erkannte, mit 50,000 Preußen dem Marschall Ney in die Flanke fiel und ihn durch den Sieg bei Dönnewitz (an der Straße von Wittenberg nach Bitterbogl) in die Flucht schlug.

Als der Sieg errungen war, kam der Kronprinz herbei, verweigerte aber seine Reiterei zur Verfolgung und suchte den Ruhm Bülow's in einem unrichtigen Schlachbericht zu schmälern. Bülow wurde im folgenden Jahre von seinem Monarchen in den Grafenstand erhoben und mit dem Ehrentamen von Dönnewitz geschmückt.

287. Napoleon hatte bereits 120,000 Mann eingebüßt und war nur noch halb so stark als die Verbündeten. Anstatt auf einen ungehinderten Rückzug bedacht zu sein, verweilte er noch vier Wochen in Dresden und suchte bald das böhmische (schwarzenbergische), bald das schlesische (blücher'sche) Heer zu einer Hauptschlacht zu verlocken und die Elbe zu halten, wobei ihm die fortdauernde Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden zu Statten kam.

Als jedoch Schwarzenberg sein Heer durch die russische Reserve unter Bennigsen verstärkt sah, machte er am 26. Sept. seinen längst beabsichtigten Linksabmarsch über das Erzgebirg nach Sachsen, während Bennigsen auf Dresden losgieng und Blücher auf seinem Rechtsabmarsch durch York's Sieg bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwang und sich mit der nun gleichfalls über die Elbe rückenden Nordarmee vereinigte.

Bei Wartenburg macht die Elbe einen Bogen und bildet eine durch Dämme gesicherte Halbinsel, welche Marschall Ney durch den General Bertrand hätte besetzen lassen. Den Angriff auf diese feindliche Stellung leitete General York, der am 3. Oct. unter dem größten Feuer der französischen Batterien über die Elbe gieng und die Halbinsel eroberte, worauf Blücher am andern Tag mit seiner ganzen Armee den Uebergang bewerkstelligte.

Durch diese vereinten Bewegungen der verbündeten Heere sah sich Napoleon gezwungen, Dresden als Stützpunkt aufzugeben und, nach Zurücklassung eines Besatzungscorps von 30,000 Mann unter St. Cyr, die Elbe abwärts zu ziehen. Nachdem er vier Tage in Lüben (8 Stunden von Wittenberg) rathlos zugebracht hatte, faßte er am 13. October den Entschluß, alle seine Armeecorps bei Leipzig zu concentriren. Dahin folgten ihm die verbündeten Heere, und schon am 14. Oct. bestand die Reiterei der schwarzenbergischen Vorhut mit Murat's Reitercorps bei Liebertowitz ein lebhaftes, aber unentschiedenes Gefecht. Der 15. October verlief auf beiden Seiten mit Vorkehrungen zur Schlacht, welche sich sodann am 16. und (nach eintägiger Ruhe) am 18. October als die Völkerschlacht bei Leipzig mit 1831

ewig denkwürdigen Zügen in die Tafeln der Geschichte eingrub, indem sie Deutschlands Befreiung vom französischen Fremdyoch entschied und die deutschen Völkerstämme wieder zu einem Brudervolke vereinigte.

Das Schlachtfeld, eine mehrere Meilen weit bei Leipzig sich hinziehende baumlose Ebene auf der rechten Uferseite der Elster und Pleiße, ist durch die Partha,

einen kleinen Fluß, der, um Landau herumbeugend, unterhalb Leipzig in die Pleiße fällt, in zwei Theile getheilt, auf deren südlichem der Hauptkampf vorfiel. Die Hauptmacht Napoleon's, die am 15. October 190,000 Mann, am 18. October noch 150,000 Mann betrug, dehnte sich anfangs in einem Halbkreis von Paunsdorf nach Propstheida bis an das Gehölz von Connewitz aus. Die ihn umkreisende Heeresmasse der Verbündeten betrug 300,000 Mann. Das schließliche Heer unter Blücher stand bei dem Dorfe Großflugel Key gegenüber; von dem böhmischen (Schwarzenberg'schen) Heere stand eine Abtheilung zwischen der Elster und Pleiße bei Pegau gegen Connewitz hin, eine zweite Abtheilung auf dem linken Ufer der Elster theils gegen den Paß von Bindenau, welchen Bertrand vertheidigte, um dem Kaiser die Rückzugstraße nach Erfurt zu decken, theils auf dem rechten Ufer der Pleiße Napoleon gegenüber, der zu Propstheida seinen Stand hatte. Das Nordheer stand noch bei Halle.

Die Leipziger Schlacht war im Grunde eine Reihe von Schlachten und Gefechten, die sich zwei Tage hinzogen. Am ersten Tage fielen die Schlachten bei Wachau, bei Bindenau und Möckern vor: in den beiden erstgenannten Schlachten siegte Napoleon (bei Wachau durch Marshall Victor, bei Bindenau durch Marshall Bertrand), die letztere gewann Blücher mit dem Hort'schen Corps (über den Marshall Marmont) und stellte dadurch das Gleichgewicht wieder her. Am Nachmittage des ersten Tages trat bei Göltenhofa ein entscheidender Moment ein, indem Napoleon beschloß, das dort stehende Centrum der Verbündeten zu durchbrechen. König Murat ließ durch Latour-Maubourg mit 9000 Reitern einen wüthenden Angriff machen. Schon hatte dieser die russische und österreichische Reiterei zerstreut und stürzte auf den Hügel zu, wo die beiden Monarchen standen, so daß sie einen andern Standpunkt nehmen mußten, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen. Da stellte sich Fürst Schwarzenberg selbst an die Spitze des Leibbataillonsregiments und schlug mit ihm und noch hinzukommenden Dragonern den athemlos ansturmenden Feind glücklich zurück. In der Nacht vom 16. auf den 17. machte Napoleon durch den geschlagenen General Meerfeldt Friedensvorschläge und wartete am 17., ohne die Schlacht zu erneuern, auf deren Annahme. Da diese nicht erfolgte, so ließ er vorjünglich Bertrand nach Weißenfels aufbrechen, um dort den Uebergang über die Saale zu sichern.

Am 18. October erfolgte die Hauptschlacht. Napoleon hatte seinen Standort auf einer Anhöhe bei einer Windmühle. Ein Gewitterdonner aus mehr als 1000 Kanonen eröffnete die Schlacht, die auf verschiedenen Punkten entbrannte und in ihrem Verlauf sich auf Napoleon's rechtem Flügel um Propstheida, auf dem linken Flügel um Schönfeld concentrirte. Der Kronprinz von Schweden mit dem Nordheere rückte erst um 4 Uhr Nachmittags in die Schlachtlinie ein. Napoleon wurde auf beiden Flügeln zurückgedrängt, behauptete sich aber im Centrum bei Propstheida, und seine junge Garde vertheidigte den Bindenauer Paß den ganzen Tag mit Erfolg, weil man veräußt hatte, Verstärkung dorthin zu schicken. Da jedoch mitten in der Schlacht die auf 4166 Mann zusammengeschmolzenen Sachsen (bmt. s. mer württembergischen Reiterbrigade zu den Verbündeten übertraten und Napoleon nach so großen Verlusten auf einen glücklichen Ausgang nicht mehr hoffen konnte, so ertheilte er beim Einbruch der Nacht Rückzugsbefehle, welche in der Nacht ausgeführt wurden.

Nach ertheilten Anordnungen zum Rückzug ließ sich Napoleon auf dem Platze bei jener Windmühle, von wo aus er den Tag über meistens die Schlacht geleitet hatte, einen hölzernen Schemel bringen, auf dem er erschöpft in Schlummer fiel. Däßer und stumm standen die Generale und Adjutanten am Wachtfener, dessen Schein auf sein blaßes Gesicht fiel. Doch schon nach einer Viertelstunde erwachte er wieder und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher, sah sich aber gleich und fuhr fort weitere Befehle zu ertheilen. Plötzlich schlug eine Granate in's Wachtfener und wühlte es auseinander. Als man es wieder anschürte, fuhr eine Kanonentugel mitten in dasselbe hinein und löschte es vollends aus. Rußig blieb Napoleon stehen und betrachtete sinnend die Kugel. Sodann brach er auf (es war 8 Uhr) und ritt nach Leipzig hinein, wo er im Gasthaus zum König von Preußen abstieg und tief in die Nacht hinein mit seinen Vertrauten arbeitete.

Die Monarchen veranstalteten auf dem Hügel, auf welchem sie die Schlacht beobachtet hatten, eine Versammlung der Heerführer. Ein Theil war der Rei-

nung, Napoleon werde die Schlacht am andern Tag erneuern, und verlangte die hierfür zweckmäßigen Anordnungen. Alexander und Blücher, überzeugt, Napoleon denke nur auf Rückzug, riefen, ihm auf dem Rückzug in die Seite zu fallen, drangen aber nicht durch.

Nachdem Napoleon, von allen Seiten in die Enge getrieben, den Rückzug angetreten hatte, schritten die Verbündeten am Morgen des 19. Octobers zur Erstürmung Leipzigs, das von Macdonald und Boniatowsky so lange vertheidigt wurde, bis die Reiterei und die Garden abgezogen waren. Diese beiden Marschälle wichen nur nach dem angestrengtesten Kampfe und wollten sich dann auf die Eiserbrücke gleichfalls auf den Rückzug machen, als kurz vor ihrem Uebergang jene Brücke durch eine voreilig angezündete Mine in die Luft sprang und beide sich vom Rückzuge abgeschnitten sahen. Um sich zu retten, drängte sich die Masse der Abgeschnittenen nach dem Flusse; aber nur Macdonald kam glücklich über denselben, der junge Polenheld Boniatowsky, von seinem scheuen Pferde fortgerissen, ertrank, und mit ihm fanden Tausende theils in den Wellen theils durch die Kugeln der Verfolgenden ihren Tod.

Unter dem letzten Donner des Geschüßes hielten die Monarchen ihren Einzug in Leipzig. Der dort verweilende König von Sachsen wurde für einen Gefangenen erklärt und unter Bedeckung nach Berlin gebracht. So war denn Deutschlands Befreiung durch diese Völkerschlacht erkämpft. Alles Volk in ganz Deutschland gab sich der Siegesfreude hin und faßte Hoffnung auf eine große Zukunft. Aber schwer wog der Preis dieses Kampfes; denn der Verlust an Streitkräften betrug in diesen vier Tagen auf Seite der Verbündeten an Todten und Verwundeten 51,000 Mann. Napoleon hatte neben 15,000 Todten noch 15,000 Gefangene verloren und 23,000 Verwundete in Leipzigs Lazarethten zurückgelassen.

Die Verbündeten standen von einer energischen Verfolgung ab, und so konnte das fliehende Heer der Franzosen theils über Naumburg, theils (und zwar Napoleon selbst) über Freiburg (an der Unstrut) entkommen, so daß er sechs Tage nach der Leipziger Schlacht Erfurt erreichte, von wo aus er seinen Weg über Hanau nahm. Dort stellte sich ihm am 30. und 31. Oct. das vom Feldmarschall Wrede geführte Heer der Bayern entgegen, deren trefflicher König Max I. sich schon am 8. Oct. (also noch vor der Leipziger Schlacht) durch den Vertrag von Ried an die Verbündeten angeschlossen und am 14. Oct. den Krieg erklärt hatte; allein Wrede konnte das weit stärkere Heer Napoleon's nicht aufhalten, der nach der Einnahme von Hanau über Mainz nach Paris eilte.

Wrede war mit 31,600 Bayern und 25,000 Oesterreichern am 17. Oct. bei Donauwörth über die Donau und von da über Ansbach nach Würzburg gezogen und hatte zwischen dem 24. und 25. Oct. diese Stadt, jedoch ohne die Festung genommen. Ein Befehl der Verbündeten rief ihn von da nach Hanau, um den von der Rheinarmee nach dem Main und Rhein fliehenden Franzosen entgegenzutreten. Da er ungewiß war, ob Napoleon den Weg nach dem Rhein über Wehrhau oder über Hanau wählen würde, so entsendete Wrede verschiedene Corps theils nach Gelnhausen, theils nach Frankfurt und befiel nur 40,000 Mann bei Hanau. Als daher Napoleon mit 65,000 Mann bei Hanau anlangte, so war Wrede im Nachtheil. Da es dem Kaiser nicht um eine eigentliche Schlacht zu thun war, so galt es für ihn, auf Einem Punkte durchzubrechen. Dies gelang ihm mit Hilfe des heftigsten Geschüßfeuers und angestammten Reitersturms. Zwar befohl Wrede einen erneuerten Angriff mit 60 Geschüßen zu machen, erhielt aber zur Antwort, daß der bayrisch-oesterreichischen Artillerie die Munition ausgegangen sei; daher blieb ihm nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. W

ein abermaliges Vordringen Brede's zu verhindern, ließ Napoleon die Stadt nehmen und brach nach Frankfurt auf. Brede nahm zwar den Franzosen in einem Sturm die Stadt wieder und verfolgte sie bis an die Ringisbrücke, wurde aber durch eine Kugel schwer verwundet. Von Frankfurt aus, wo noch ein Gefecht stattfand, zog Napoleon über Höchst und Mainz, von wo er im Frühjahr mit 300,000 Mann ausgezogen war, und wohin er jetzt mit noch 70,000 Mann zurückkam, über den Rhein. Auch Jerome war bereits am 26. Oct. aus Cassel nach Frankreich entflohen.

288. Weil die Fortsetzung des Kriegs den Monarchen bedenklich schien, so ließen sie Napoleon den Frieden anbieten, wenn er sich mit der Rheingrenze begnügen wollte. Napoleon gieng nicht darauf ein und betrieb zu gleicher Zeit umfassende Rüstungen. Daher beschloßen die Monarchen den Krieg fortzusetzen. Die verbündeten Heere rückten wieder vorwärts, und in kurzem war das ganze rechte Rheinufer befreit. Der Rheinbund, das Königreich Westfalen und die Großherzogthümer Frankfurt und Berg lösten sich auf; Württemberg und die noch übrigen Rheinbundfürsten traten der Sache der Verbündeten bei. Die vertriebenen deutschen Fürsten kehrten in ihre Länder zurück, Preußen nahm die verlorenen Provinzen wieder in Besitz. Sachsen, Frankfurt und Berg wurden einstweilen unter eine Centralverwaltungsbehörde gestellt und aus den Contingenten der bisherigen Rheinbundländer acht Armeecorps, zusammen 290,000 Mann gebildet. (Die Organisation einer Volksbewaffnung, wie sie Preußen hatte und behielt, ließ sich nicht durchführen.)

Mit der unbedingten Zurückgabe aller jener Länderteile an ihre vorigen Besitzer wurden die Erwartungen vieler Patrioten in Betreff der Wiederherstellung eines deutschen Reiches nicht erfüllt. Denn ein größeres einheitliches Deutschland lag nicht in den Absichten Alexander's, weil dann Rußland weniger Einfluß auf dasselbe hätte üben können; anderseits erschien dem Fürsten Metternich, als dem Senker der österreichischen Politik, der deutsch-nationale Aufschwung gefährlich. Darum wurde auch die schon seit dem Frühjahr eingesetzte und unter Stein's Leitung gestellte Centralverwaltungsbeförderung für Deutschland in ihrer Wirksamkeit möglichst eingeschränkt, so daß ihr nur Sachsen, Frankfurt, Berg, als gewissermaßen noch herrenlose Gebiete, unterstellt wurden.

Die meisten von den Franzosen besetzten Festungen ergaben sich (doch Glogau, Magdeburg, Würzburg, Wesel und Mainz hielten sich bis zum Frieden). Die Dänen wurden durch den Kronprinzen von Schweden zum Frieden von Kiel und zur Abtretung Norwegens an denselben gezwungen und begnügten sich mit Schwedisch-Pommern, welches Preußen von ihnen gegen das Herzogthum Lauenburg eintauschte.

Da nach vielfachen Erwägungen beschlossen wurde, Napoleon in Frankreich selbst zu bekriegen, so rieth Blücher zu einem raschen Einbringen und Vorgehen auf Paris, ehe Napoleon Zeit gewonnen habe, seine großen Rüstungen zu vollenden. Allein es wurde Schwarzenberg's Angriffsplan, Frankreich von verschiedenen Seiten her durch getrennte Heere langsam zu überziehen, vorgezogen, und so gedachte Napoleon, der bereits 120,000 Mann beisammen hatte, in seiner gewohnten Weise, die Feinde einzeln zu vernichten.

Der rechte Flügel der Verbündeten, von Bülow befehligt, drang schon im November in Holland ein, befreite es und gab es seinem rechtmäßigen Fürsten, Wilhelm von Oranien, zurück. Der linke Flügel, aus dem Hauptheere von 130,000 Mann bestehend und von Schwarzenberg befehligt, rückte durch die Schweiz bei Basel (am 20. und 21. Dec.) über den Rhein

in das Burgundische ein, um den aus Spanien vorrückenden Wellington, der unterdessen durch seinen Sieg bei Victoria (21. Juni 1813) die Franzosen aus Spanien zurückgedrängt hatte und schon auf französischem Boden stand, die Hand zu bieten.

Mit dem schlesischen Heere überschritt in der Neuja h r s n a c h t 1814 Blücher den Mittelrhein (bei Coblenz, Taub und Maunheim), drang durch Lothringen und stieß am 29. Jan. bei Brienne auf Napoleon. Das Treffen war zwar unentschieden, doch mußte sich Blücher zurückziehen. Allein schon am 1. Febr. brachte er in Verbindung mit dem Corps des Kronprinzen von Württemberg Napoleon bei La Rothière eine Niederlage bei, so daß derselbe zurückwich und den Verbündeten die Champagne preisgab. Nach diesem Siege hielten Schwarzenberg und die beiden Monarchen eine Zusammenkunft mit Blücher in Brienne, wobei letzterer auf einem raschen vereinigten Vordringen gegen Paris bestand. Allein er wurde überstimmt und eine abermalige Trennung der Hauptheere beschloffen, angeblich weil der Unterhalt für so große Truppenmassen auf Einem Terrain zu schwierig war. Diese Trennung konnte dem Kaiser Napoleon nur erwünscht sein. Er warf sich daher, ohne das Corps Schwarzenberg's zu beachten, wieder auf das an der Marne abwärts ziehende Heer Blücher's, und da dieses unvorsichtiger Weise in vier getrennten Abtheilungen vorrückte, so wurde jede derselben von Napoleon einzeln geschlagen und Blücher selbst nur durch die aufopfernde Tapferkeit der Preußen unter Kleist und Zieten gerettet.

Die erste Abtheilung wurde am 10. Febr. bei Champaubert von Napoleon selbst, die zweite bei Montmirail, die dritte (unter Mort) bei Chateau-Thierry, die vierte (unter Blücher) am 14. Febr. bei Baugamps geschlagen. Das schlesische Heer erlitt in diesen vier Treffen einen Verlust von 15,000 Mann. Doch brachten diese Nachteile den Vortheil herbei, daß sie einen faulen und schlechten Frieden verhinderten; denn wäre man nach Blücher's Vorschlag ohne Aufenthalt nach Paris vorgedrungen, so hätte Napoleon vielleicht die ihm in Chatillon angebotenen Friedensbedingungen mit den Grenzen von 1792 angenommen, und alle bisherigen Anstrengungen, Napoleon's Macht unschädlich zu machen, wären vergeblich gewesen.

Hierauf wandte sich Napoleon gegen Schwarzenberg und schlug mit einem dreimal stärkeren Heere am 18. Febr. den Kronprinzen von Württemberg bei Montereau, worauf sich Schwarzenberg bis Troyes zurückzog. Die Monarchen boten Napoleon einen Waffenstillstand an, aber dieser vertwarf ihn mit den Worten, er stehe jetzt Mainz näher als Paris. Auch Blücher hatte von Schwarzenberg den Befehl erhalten, sich zurückzuziehen; da aber Blücher in Uebereinstimmung mit seinem Könige sich nicht dazu hergab, so wurde beschloffen, wieder angriffsweise zu verfahren, und auch Schwarzenberg erhielt die Weisung, sein Zurückweichen einzustellen. Schwarzenberg errang am 27. Febr. einen Sieg bei Bar sur Aube über Dubinot und Macdonald, und in dem Vertrag von Chaumont (1. März) erneuerten die drei Monarchen ihren Bund. Nachdem sich hierauf Blücher nördlich gewandt und mit dem aus Holland heranziehenden Bülow vereinigt hatte, beschloß er, gegen Paris zu ziehen. Napoleon eilte ihm entgegen, griff das russische Corps, welches das Plateau von Craonne besetzt hielt, am 7. März an, zwang es nach hartnäckiger Verteidigung zum Rückzug, verlor aber 8000 Mann, die Russen 4800. Um einen vortheilhafteren Sieg zu erringen, griff er das auf den Höhen von Laon postirte Heer Blücher's am 9. März an, konnte aber kein Resultat erreichen. Vielmehr wurde sein rechter Flügel unter

Marmont in der darauf folgenden Nacht durch York und Kleist überfallen und zersprengt. Napoleon blieb am folgenden Tage in seiner Stellung, zog dann ab und wandte sich wieder gegen Schwarzenberg. Dieser schlug bei Arcis sur Aube am 20. und 21. März den Angriff Napoleon's zurück, welcher, als er gewahrte, daß er das ganze schwarzenbergische Heer vor sich habe, die Schlacht schnell abbrach und sich vor dem Untergang rettete.

Als der Kaiser Napoleon in dieser Schlacht bemerkte, daß sein Fußvolk wankte und über eine Brücke fliehen wollte, warf er sich den Flüchtigen mit dem zornigen Ruf: „Wer will über die Brücke eher als ich?“ entgegen und brachte sie zu erneuertem Angriff. Kurz darauf platzte eine Granate vor seinen Füßen und hüllte ihn in eine Wolke von Staub und Rauch, so daß man ihn verloren hielt. Er war wirklich mit dem Pferde gestürzt, erhob sich aber rasch wieder, setzte sich auf ein anderes und führte das Commando fort.

Hierauf faßte Napoleon den Gedanken, sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen, und wandte sich zum Schein dem Rhein zu, um dadurch seine Gegner dorthin zu locken. Er ahnte nicht, daß dieser Gedanke sein Verderben war. Denn da er dadurch die Straße von Paris offen ließ, traten sogleich die Monarchen mit ihren Heerführern in einen Kriegsrath zusammen, worin beschloffen wurde ihm den Rhein preiszugeben, dagegen alle Truppenkörper in der Gegend von Chalons zusammen zu ziehen, um einen gemeinsamen Schachzug zu thun. Der Kaiser Franz, der sich damals in Bar sur Aube befand, ließ sich bestimmen, mit dem diplomatischen Corps zur Südmarmee nach Dijon zu gehen, um mit derselben die Verbindung mit Italien offen zu erhalten. Nun konnten desto ungehinderter die Männer der Kriegspartei die früher schon angeregte Idee eines Zugs nach Paris aufgreifen, und da Kaiser Alexander aus aufgefangenen Depeschen des Pariser Polizeichefs Sabary an Napoleon und aus andern Nachrichten darthun konnte, daß man in Paris wegen der Fortsetzung des Kriegs in der gedrücktesten Stimmung und die Stadt so gut wie vertheidigungslos sei, so ließ sich auch der König von Preußen für den Plan gewinnen, und Schwarzenberg erklärte, daß jetzt der strategische Moment gekommen sei, in welchem sich der Angriff auf Paris ausführen lasse. Am 25. März zog die ganze verbündete Armee auf getrennten Straßen Paris zu. Um Napoleon zu täuschen, wurde ihm der russische General Winkingerode mit 8000 Reitern nachgeschickt; andere Streifcorps machten die Verbindung Napoleon's mit Paris unmöglich.

Die Marschälle Marmont und Mortier, welche 25,000 Mann bei sich hatten und, ohne etwas von den Vorgängen zu wissen, von Napoleon beordert waren, sich mit ihm zu vereinigen, stießen am 25. März bei Fère Champenoise auf die Reiterei des Kronprinzen von Württemberg und des Generals Balthen, wurden geschlagen und mußten sich nach einem Verlust von 5000 Todten und Verwundeten und 4000 Gefangenen nach Paris zurückziehen.

Am 30. März standen die verbündeten Heere vor Paris. Die Besetzung in dieser Stadt war groß: Marie Luise nebst ihrem Sohn verließ Paris und begab sich hinter die Loire nach Blois; alle Großwürdenträger entflohen, bis auf den schlaun Talleyrand, der insgeheim seinen Vorthell bei den Verbündeten suchte. Marmont und Mortier vertheidigten mit 20,000 Mann und der Nationalgarde die Stadt, der erstere die Ostseite auf einem

Plateau (zwischen Vincennes und einem Canal), der andere die Nordseite mit dem Montmartre.

Schwarzenberg nahm seine Stellung auf der Ostseite, Blücher auf der Nordseite des Montmartre. Nach der Einschließung der Stadt begann der Angriff, und noch am Abend desselben Tages capitulierte die Stadt.

Marmont setzte zwar den äußersten Widerstand entgegen, wurde aber zurückgedrängt. Während der Sturm auf dieser Seite im Gang war, bestürmte Blücher den Montmartre, auf welchem König Joseph als Statthalter die Verteidigung leiten sollte. Erschrocken über den massenhaften Andrang eilte dieser nach Paris zurück, gab den beiden Marschällen Vollmacht zu Unterhandlungen und flüchtete sich ebenfalls nach Blois. Als Marmont das Plateau nicht mehr halten konnte, Blücher's linker Flügel bereits in eine Vorstadt eindrang, und die wichtigsten Punkte bis an die Barriären in den Händen der Verbündeten waren, suchte Marmont um einen Waffenstillstand nach und erhielt ihn behufs einer Capitulation. Schon hatte Blücher 84 Kanonen auf den Montmartre hinaufschleppen lassen, um die Stadt zu beschießen, als er zu seinem Verdrusse Kunde von der Capitulation bekam, bei welcher der Stadt die größte Schonung zugesagt war.

Am andern Tag, den 31. März, hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm an der Spitze ihrer Heere ihren Siegeseinzug in die Hauptstadt Frankreichs, deren Bevölkerung sie sogar mit Jubel aufnahm, wobei einige Royalisten die Bourbonen hochleben ließen.

Noch an demselben Tage erklärten die Verbündeten in einem Manifest, daß Napoleon zu regieren aufgehört habe, und am andern Tage sprach sich der französische Senat für die Rückkehr der Bourbonen aus und bestellte bis zur Ankunft Ludwigs XVIII. (des ältesten Bruders Ludwigs XVI.) einstweilen eine provisorische Regierung von vier Mitgliedern mit Talleyrand an der Spitze.

Unterdessen war Napoleon, als er gewahr wurde, daß ihm auf seinem Zuge an den Rhein nicht die ganze verbündete Armee, sondern nur ein Streifcorps nachfolge, in Eilmärschen gegen Paris gezogen, um die Capitulation zu hintertreiben, kam aber zu spät und faßte nun den Plan, mit seinen Garden und andern Truppen, etwa 50,000 an der Zahl, Paris wieder zu erobern. Aber die Verbündeten hatten in dieser Voraussicht 100,000 Mann auf dem linken Seineufer vereinigt, und als Napoleon dennoch zum Angriff schreiten wollte, bezeugten seine Generale keine Lust, sich für eine verlorene Sache zu opfern, ja ein Theil seines Heeres fiel von ihm ab. Er sah sich daher genöthigt, seine unbedingte Abdankung für sich und seine Nachkommen (in Bezug auf Frankreich und Italien) zu unterschreiben und mit der italienischen Insel Elba als künftiger Herrschaft vorlieb zu nehmen, deren kleine Fläche der Rieseengeist, der einer Welt geboten hatte, in wenigen Stunden durchzählen konnte.

Seine Gemahlin Marie Luise erhielt Parma mit Piacenza und Guastalla als ein Großherzogthum; seine übrigen Verwandten durften mit dem Prinzentitel nicht nur alle ihre Güter behalten, sondern erhielten noch 2 1/2 Mill. Fr. Einkünfte. Josephine bekam eine Million besonders (sie starb aber noch in demselben Jahre); der Vicekönig Eugen bekam die Anwartschaft auf ein mediatisirtes Fürstenthum außerhalb Frankreichs.

Frankreich kam wieder an die Bourbonen und erhielt durch Ludwig XVIII., der am 3. Mai seinen feierlichen Einzug in Paris hielt, eine constitutionelle Verfassung und im Frieden von Paris (d. 30. Mai) die Grenzen von 1792.

Diese Grenzen wurden ihm noch durch die Grafschaften Avignon und Venaissin und durch 150 Q.-M. in Savoyen und am Oberrhein vermehrt. Daß dem „restaurierten Frankreich“ nicht nur alles, was es vor der Revolution besessen, sondern auch das, womit es sich auf Kosten Deutschlands vergrößert hatte, gelassen und nicht einmal eine Entschädigung für die seit 20 Jahren in Deutschland erhobenen unermeßlichen Contributionen auferlegt wurde, hatte es der Kunst französischer Diplomatie, namentlich Talleyrand's, welcher auf manche Persönlichkeiten geschickt einzuwirken wußte, sowie der gegenseitigen Eifersucht der Verbündeten zu danken. Stand man doch auch von der Zurückforderung der geraubten Kunstschätze ab; ja die wunderthame Großmuth der Sieger machte sich sogar antheilhaft, die Schulden, welche ehemals auf den an Frankreich abgetretenen Provinzen gehaftet hatten, durch Ankauf des Kapitalbetrags der Renten zu lösen. Auch auf dem in Aussicht gestellten europäischen Congress erhielt Frankreich Sitz und Stimme. Daher war vorauszusetzen, daß es die außerdeutschen Mächte zu einer von den Deutschen gewünschten Reichseinheit nicht würden kommen lassen, zumal sich die meisten Rheinbundstaaten vorher von Oesterreich und den andern Mächten ihre Souveränitäten hatten zusichern lassen. — Ehe die Monarchen mit ihren Feldherren und Staatsmännern die Rückkehr in ihre Staaten antraten, machten sie (mit Ausnahme des Kaisers Franz, der nach Wien zurückkehrte, um Anstalten für den Congress zu treffen), auf Einladung des Prinz-Regenten von England einen Besuch in London und empfingen dort die dankbare Huldigung des englischen Volks. Besonders war Fürst Blücher, der Heldengreis, Gegenstand vieler Ehren von Seiten des Hofes und des Volkes.

289. Am Europa's und Deutschlands Angelegenheiten zu ordnen, wurde (a. 1. Nov.) der Monarchen-Congress zu Wien eröffnet. Es war diese Versammlung von Kaisern, Königen, Fürsten und Staatsmännern die glänzendste, welche je, auch die Zeiten des ehemaligen römisch-deutschen Reiches nicht ausgenommen, gehalten worden war. Die hohen Häupter und sonstigen vornehmen Gäste mit ihren Gemahlinnen bewegten sich in einem fortwährenden Zauberkreise von Festen und Vergnügungen, die von der großartigsten Gastfreundschaft des Kaisers Franz und von der Erkenntlichkeit der andern Monarchen zeugten. (Auch hier, wie vorher in Paris, bildete Kaiser Alexander den Mittelpunkt der Huldigungen.)

Dazwischen und daneben beriethen sich die Minister und andere Diplomaten in verschiedenen, je nach den Beratungsgegenständen abgetrennten Sitzungen über die Art und Weise, wie die durch die französische Revolution und napoleonische Herrschaft veränderten Besitz- und Territorialverhältnisse in ein neues, den Umständen angemessenes Gleichgewicht könnten gesetzt werden. Daß nicht alle großen und kleinen Mächte mit ihren theils begründeten theils unbegründeten Forderungen gleichmäßig befriedigt werden könnten, war vorauszusetzen. Daß es aber dabei zu einem solchen Chaos von Verwicklungen und auf einander stoßenden Interessen kommen werde, hatte man sich nicht gedacht.

Daher nahmen die Verhandlungen, die sich meist um Länderentschädigungen drehten, einen sehr langsamen Gang, der bei dem Widerstreit der Forderungen und Wünsche sogar mit Uneinigkeit zu endigen drohte. Da Kaiser Franz sich weigerte, die deutsche Kaiserkrone wieder anzunehmen, Rußland und England ein einheitliches deutsches Reich nicht in ihrem Vortheil liegend fanden, so kam diese dem deutschen Volke anfangs in Aussicht gestellte Idee gar nicht auf die Tagesordnung des Congresses, sondern es handelte sich nur darum, wie Deutschland in einen Bund unabhängiger Staaten umzuwandeln sei. Die Beratungen darüber sollten sich auf die föderative Form, also auf die Verhältnisse der Bundesglieder zu einander beziehen; das Ver-

hältniß des deutschen Bundes zu den europäischen Staaten zog der Congress vor sein allgemeines Forum.

Als Glieder des deutschen Bundes wurden von vornherein nur diejenigen Staaten und Landestheile, welche (mit Ausnahme Belgiens) zum deutschen Reiche gehört hatten, erklärt und unter diesen Staaten nur die souveränen anerkannt, unter welchen Oesterreich den Vorrang bekam. Welche Staaten zu den souveränen gehören sollten, hing bloß von der Bestimmung der größeren Staaten ab, die erst später die kleineren zu den Beratungen zuließen.

Die größten Schwierigkeiten bei den allgemeinen Congressverhandlungen boten Polen und Sachsen. Ueber den Besitz Polens entzweiten sich gleich anfangs die Hauptmächte so, daß es zwischen England, Frankreich und Oesterreich einerseits und Rußland andererseits fast zum Krieg gekommen wäre. Denn Alexander forderte das ganze Herzogthum Warschau, und als Oesterreich und England in diesen Zuwachs russischer Macht nicht einwilligten, ließ Alexander durch seinen Bruder Constantin die Polen zu den Waffen rufen, wogegen Oesterreich, England und Frankreich einen Vertrag zu bewaffnetem Widerstand schloßen. Preußen stand anfangs auf russischer Seite, weil ihm Alexander dafür ganz Sachsen versprochen hatte; dagegen hatte Kaiser Franz dem König von Sachsen versprochen ihm nicht sein ganzes Land nehmen zu lassen, und wurde hierin von Frankreich und England unterstützt.

Endlich verglichen sich die streitenden Theile meist auf Kosten Preußens, daß, für die Hingabe von Ostfriesland an Hannover (also für den Verlust seines Antheils an der Nordsee) und für die Abtretung der Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth an Bayern, sich mit der kleineren und ärmeren Hälfte Sachsens, mit Posen und einem Zuwachs am Rhein begnügen mußte, während sich Oesterreich (für die Niederlande und Oberschwaben) mit Venedig und mit seinem ehemaligen Antheil an Galizien, Rußland mit dem größten Theile des früheren Großherzogthums Warschau (unter dem Titel eines Königreichs) vergrößern durfte.

Der Besitz von Belgien, das vor der Revolution österreichisch gewesen war, regte gleichfalls die Gemüther auf. Anstatt Preußen für Ostfriesland mit Belgien oder wenigstens mit Luxemburg und Lüttich zu entschädigen, bestand England auf der Vereinigung Belgiens mit Holland, um durch ein unnatürliches Königreich der Niederlande ein vermeintlich starkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Desgleichen gab die Schweiz und ihre Verhältnisse, nach der Aufhebung der napoleonischen Mediationsacte, Stoff zu langen Verhandlungen.

In der Schweiz blieben die Cantone Waadt und Aargau von Bern getrennt. Außer diesen Cantonen traten noch Tessin, Graubünden (ohne Veltlin, das an Oesterreich fiel), Wallis, Gené, Neuchâtel (letzteres jedoch unter preussischer Hoheit) in die Eidgenossenschaft ein, welcher die Föderativverfassung und eine beständige Neutralität (1815) garantirt wurde. Die 22 Schweizercantone sollten in der Tagssatzung vertreten werden und in dieser die Cantone Bern, Zürich und Luzern den Vorrang abwechselnd haben.

Bei allen diplomatischen Verhandlungen und Beratungen hatte Fürst Metternich einen wesentlichen Einfluß; den wichtigsten Theil der Geschäftsführung hatte der I. I. Geh. Rath Friedrich Gentz, der als Protokollführer der Congressberatungen und als Mitglied vieler Commissionen und Ausschüsse einen europäischen Ruhm genoß, nach seinen politischen und moralischen Grundsätzen aber mehr berüchtigt als berühmt war.

290. Noch war der Widerstreit dieser und vieler anderer Interessen un-

ter den Congreßgliedern in lebhaftem Gange, da mahnte unerwartet eine neue Gefährdung der für gesichert gehaltenen Ruhe zur Einigung. Napoleon's kühne Flucht von Elba und seine Landung in Frankreich setzte wie Blitz und Schlag die diplomatischen Geister und Federn in Schreden und alles bis dahin Errungene in Frage.

Unterrichtet durch seine geheimen Agenten von dem drohenden Zerfall der Coalition der Mächte, sowie von der in Frankreich herrschenden Unzufriedenheit des Volkes mit den zurückgekehrten Bourbonen, dem Emigrantenadel und dem Klerus, und von der Sehnsucht des französischen Heeres nach dem Ruhm des Kaiserreichs, gedachte sich Napoleon durch einen kühnen Handstreich wieder des Thrones zu bemächtigen. Von seinen Anhängern in Frankreich unterstützt und im Einverständniß mit Murat, der, um sich auf dem Thron von Neapel zu erhalten, gleich nach Napoleon's Sturz mit Oesterreich sich verbündet hatte, nun aber gegen dasselbe zu Feld zog, verließ Napoleon mit etwa 900 Soldaten heimlich die Insel Elba und landete in der Bucht

1815 zwischen Cannes und Antibes (am 1. März).

Werkwürdiger Weise hatten die Mächte keine Gesandten bei Napoleon auf Elba, welche dort seine Schritte hätten beobachten können. Er hatte sich übrigens weder gegen seine Generale und Soldaten, noch sonst gegen jemand auf der Insel über seinen Entschluß ausgesprochen; erst kurze Zeit vor seiner Einschiffung theilte er ihn den Generalen Bertrand und Drouot mit. Die englischen Wachtschiffe waren zwar in der Nähe: da aber ihr Commandant sich gerade nach Livorno begeben hatte, so war die Ueberrumpfung nicht streng. Nachdem Napoleon auf dem Schiffsdeck die Seinigen gemurmelt hatte, rief er: „Grenadiere, wir gehen nach Frankreich, nach Paris!“ und jubelnd erwiderten ihm die Soldaten mit dem altgewohnten Vive l'empereur!

Sogleich erließ er nach allen Seiten hin Proclamationen, in welchen er sich als „Befreier Frankreichs vom schimpflichen Joch der Bourbonen“ ankündigte und besonders die Soldaten aufforderte, sich unter ihrem alten Führer zu sammeln, dessen Adler schnell durch ganz Frankreich „von Kirchthum zu Kirchthum fliegen werde, um sich auf dem von Notre-dame niederzulassen“. Von Cannes aus zog er mit täglich sich mehrendem Anhang über Grenoble und Lyon gegen Paris.

Die von König Ludwig abgeschickten Truppen giengen unter Marschall Ney zu Napoleon über; der vom Heere verlassene Ludwig mußte sich, begleitet von seinen Ministern und von den Marschällen Berthier, Marmont, Macdonald, Victor, Dubinot und St. Cyr (die sich alle von dem Wiederkehrenden nichts Gutes versahen), nach Gent flüchten, und Napoleon zog am Abend des 20. März wieder in Paris ein, wo ihn die ihm zujauhelnden Officiere die Treppen der Tuilerien hinauftrugen. Schon von Lyon aus hatte er in einem Manifest versichert, den Pariser Frieden halten zu wollen, und von Paris aus suchte er besonders Rußland für sich zu gewinnen; allein schon am 13. März hatten die auf dem Congreß schnell zu einem neuen Bündniß geeinigten Hauptmächte die europäische Acht über den Friedensstörer ausgesprochen und einen allgemeinen Heereszug gegen ihn beschlossen; doch erklärten sie (auf Talleyrand's schlaun Betrieb), daß sie die Bestimmungen des Pariser Friedens aufrecht erhalten wollten.

Während die Kriegsrüstungen gegen den Geächteten betrieben wurden, eilte man die rückständigen Congreßfragen vollends ins Reine zu bringen und den sämtlichen Beschlüssen durch Unterzeichnung die nöthige Gültigkeit zu geben. Am 26. März verließen Alexander und Friedrich Wilhelm

den Congreß, und als die Bevollmächtigten am 10. Juni die deutsche Bundesverfassung (dieses Wort eiligen und ungereiften Compromisses s. Kap. 48) vollendet und unterzeichnet hatten, löste sich am 11. Juni 1815 der Congreß auf.

Bald hatte sich in Belgien unter Wellington ein englisch-niederländisches Heer, 100,000 Mann stark (meist Hannoveraner, Holländer, Braunschweiger und Nassauer) zusammengezogen, und ein preussisches Heer von 115,000 Mann unter Blücher nahm seine Stellung an der Maas. Es schien aber, als ob Napoleon nicht hier im Norden zuerst angreifen werde, weil sich inzwischen in Italien ein Kriegsschauspiel eröffnet hatte. Dort nämlich hatte König Murat von Neapel, auf die Nachricht von Napoleon's begeisterten Aufnahme in Frankreich, gegen Oesterreich sich erhoben und war schon bis an den Po gerückt. Aber er wurde von den Oesterreichern zurückgedrängt, bei Tolentino (2. und 3. Mai) geschlagen und aus Neapel verjagt. (Später als er von Frankreich aus, wo ihn Napoleon zurückwies, auf eigene Hand einen abenteuerlichen Versuch zur Wiedererlangung seines Thrones machte und mit 30 Mann in Calabrien landete, ward er gefangen genommen und am 13. Oct. erschossen.)

Indessen hatte Napoleon ein Heer von 150,000 Mann aufgebracht. Mit dem größern Theile desselben wandte er sich rasch gegen die in Belgien noch unvereinigt stehenden Heere der Preußen und Engländer und schlug am 16. Juni die Preußen (unter Blücher) bei Wigny zurück, während am gleichen Tage Ney bei Quatrebras unentschieden gegen die Engländer focht.

Die Schlacht bei Wigny hatte Blücher gegen Napoleon's Uebermacht nicht angenommen, wenn ihm nicht Wellington vorher Hoffnung auf Unterstützung gemacht hätte. Wellington zögerte mit dieser Hilfe, weil er, wie nun angenommen werden kann, selbst von Ney bedroht war, der, eben um diese Hülfsleistung unmöglich zu machen, von Napoleon gegen ihn abgesandt worden war. Blücher wurde das Pferd unter dem Leibe gestöbzt, beim Sturz kam er unter dasselbe zu liegen und war in großer Gefahr, von der vorbeisauenden französischen Reiterei gefangen genommen zu werden; er wurde aber von seinem Adjutanten, Grafen Kossig, gerettet und kam glücklich in Wavre an, wohin bereits Sneyenau mit überlegtem Blicke den Rückzug dirigiert hatte: denn nicht allzuweit davon hatten die Engländer ihre Stellung.

Marshall Ney war unterdessen mit 40,000 M. gegen die auf der Höhe von Quatrebras aufgestellten wenigen englischen Truppen angestrichen, worauf Wellington eiligst von Brüssel aufbrach, um Verstärkung dahin zu werfen. Darunter befand sich der alte, tapfere Herzog von Braunschweig-Oldes, welcher beim Ansturm auf ein französisches Reitercorps durch eine Kugel den Tod fand. Nach einem hartnäckigen Kampfe mußte sich Ney Abends zurückziehen. Als Wellington am folgenden Morgen die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bei Wigny erfuhr, machte er eine Rückbewegung und zog noch andere Corps in sein Lager bei Mont St. Jean zusammen. Dagegen sandte Napoleon von Wigny aus den General Grouchy mit 36,000 Mann nach Wavre ab, um Blücher zu verfechten und seine Vereinigung mit Wellington zu verhindern. Er selbst vereinigte sich mit Ney, um mit 75,000 Mann gegen Wellington vorzubringen, der mit 67,000 Mann auf den vorhin genannten Anhöhen von St. Jean, vor dem Walde bei Soignies in Kampfbereitschaft stand. Hier erfolgte die entscheidende Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1815, wie die Engländer sie nach einem dortigen Dorfe,

oder bei Belle Alliance, wie die Preußen sie nach einem dortigen Vorwerke, oder bei Mont St. Jean, wie die Franzosen sie nannten.

Napoleon's Schlachtordnung wird als großartig und imposant geschildert: „sie gewährte diesem Schlachtenmeister alle Mittel, einen Angriff von jedem Punkt aus unmittelbar und kräftig zu verstärken und mit hinreichenden Massen einer Offensive entgegenzutreten“. Um Mitternacht machte er, ungeachtet eines starken Regens, mit Soult die Kunde bei den Vorposten und überzeugte sich, daß Wellington wirklich zu einer Schlacht entschlossen sei. Er glaubte aber, es mit den Engländern allein zu thun zu haben, indem er die Preußen theils vernichtet theils durch Grouchy aufgehalten wähnte. Wellington hatte jedoch Tags zuvor bei Blücher anfragen lassen, ob er ihn mit zwei Corps unterstützen wolle, und Blücher hatte geantwortet: „Nicht bloß mit zwei, sondern mit meiner ganzen Armee!“ Den Sturm begann Napoleon erst um 11 Uhr Vormittags auf die von den Engländern besetzten Anhöhen. Der Kampf war hartnäckig. Wellington leitete von seinem Standpunkt aus fest und besonnen die Schlacht und ritt selbst im dichtesten Regenzeigen durch die Reihen, um mit kurzen Worten die Seinigen zu ermuntern. Stunde um Stunde verging, und noch zeigten sich keine Preußen; doch Wellington verrieth keine Uneduld.

Blücher war schon am frühesten Morgen, als es noch regnete, von Wavre aufgebrochen, wo er nur ein schwaches Corps stehen ließ, um vor Grouchy seinen Abzug zu verbergen. Aber der vom Regen aufgeweichte Boden, auf dem die Geschütze nur mit der äußersten Anstrengung fortgeschafft werden konnten, hielt seinen 8 Stunden weiten Marsch unglaublich auf. Bei jeder Stodung rief er seinen Soldaten sein ermunterndes „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ zu, und wenn sie über den Regen ungeduldig wurden, sagte er: „Kinder, scheltet mir nicht über den Regen! das ist ja unser alter Alliierter von der Raghach her! Da können wir dem König wieder Pulver sparen!“ Als die Soldaten bei allzuwierigen Stellen meinten, es gehe unmöglich, rief er: „Es heißt wohl, es geht nicht, es muß wohl gehen! Kinder, wir müssen vorwärts! Ich hab's ja meinem Freunde Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!“

Es war schon Nachmittags 4 Uhr, als Napoleon einen Versuch machte, mit verdoppelter Heftigkeit das Centrum der Engländer zu durchbrechen. Wellington setzte dem Sturm die größte Kaltblütigkeit entgegen, aber sein Heer schmolz mehr und mehr zusammen. Schon wich ein Theil; das englische Geschütz wurde matter, und Wellington dachte an den Rückzug. Da kamen zwischen 5 und 6 Uhr die ersten Preußen, das Bülow'sche Corps, bald darauf auch das Zieten'sche. Diese entrißen der französischen Garde das Dorf Planchenois, womit gegen 8 Uhr die Schlacht entschieden war.

Die Standhaftigkeit Wellington's und das entscheidende Eingreifen Blücher's führte zu einem Sieg, welcher der sogenannten Herrschaft der hundert Tage ein Ende machte. Das französische Heer floh in gänzlicher Auflösung. Bei der von Gneisenau mit Bülow's Corps ausgeführten Verfolgung erbeuteten die Preußen Napoleon's Reisewagen, den derselbe nebst Mantel, Hut und Degen verlassen hatte, um zu Pferd zu fliehen.

Nach seiner Rückkehr nach Paris machte Napoleon Versuche, sich noch zu halten; allein da die Kammer ihn mit Absetzung bedrohte, so entsagte er am 22. Juni seinen Ansprüchen auf Frankreich zu Gunsten seines Sohnes. Darauf bestellte die Kammer aus ihrer Mitte eine provisorische Regierung, welche eine Deputation nach Hagenau schickte, wo bereits die Monarchen mit einem russischen und einem österreichischen Heere aus Deutschland angelangt waren, und eine andere Deputation den anrückenden Preußen entgegen sandte, um wegen der künftigen Regierung Frankreichs Unterhandlungen anzuknüpfen.

Vergebens erbot sich Napoleon, der als Privatmann seinen Aufenthalt in Malmaison genommen hatte, der provisorischen Regierung als General zu dienen; sie bestand darauf, daß er Frankreich verlassen solle. Als daher die Preußen immer näher rückten, reiste er am 29. Juni nach Rochefort, um

sich nach Amerika einzuschiffen, wurde aber von dort kreuzenden englischen Schiffen an der Flucht verhindert und entschloß sich daher, auf englische Großmuth und Gastlichkeit bauend, freiwillig das Schiff *Vellerophon* zu besteigen und sich dem Schutze der Regierung Englands anzuvertrauen.

Von dieser wurde er, nach eingeholtem Beschluß der Verbündeten, als Europa's Gefangener nach der Insel *St. Helena* (mitten im atlantischen Ocean) geführt, wo das für ihn ungesunde Klima, die Ungebuld über die ihn beengende Haft und der Mangel an gewohnter Thätigkeit den kräftigen Körper, — der Gram über seinen Sturz und der Aerger über die strenge Ueberwachung, die er vom englischen Gouverneur *Hudson Lowe* erfuhr, den stolzen Geist dieses ehemals Mächtigsten unter den Mächtigen der Erde schwer beugte, bis er nach sechsjähriger Seelenpein am 5. Mai 1821 sein Leben endigte.

Kurz nach Napoleon's Abgang, am 7. Juli, hielten die Sieger mit dem preussischen und englischen Beisatzungsheere, am 8. Ludwig XVIII. und seine Anhänger, am 9. Juli die drei verbündeten Monarchen zum zweiten Mal ihren Einzug in Frankreich's Hauptstadt. Im zweiten Pariser Frieden, der erst am 20. Nov. unterzeichnet wurde, ward Frankreich auf die Grenzen von 1790 beschränkt, mußte alle in andern Ländern geraubte Schätze der Wissenschaft und Kunst herausgeben, 700 Millionen Franken Kriegssentenschädigung zahlen und bis zu deren Abtragung ein Bundesheer von 150,000 M. in seinen Grenzländern und Grenzfestungen aufnehmen und die Unterhaltungskosten derselben auf fünf Jahre übernehmen. Das Königthum der Bourbonen unter Ludwig XVIII. wurde wiederhergestellt und die Familie Bonaparte bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt.

Die deutschen Vaterlandsfreunde hatten erwartet, daß man diesmal nicht so glimpftich mit Frankreich verfahren und ihm wenigstens die Rückgabe Lothringens und des einst den Deutschen so schmähtlich geraubten Elsasses auferlegen werde. Allein die Monarchen, unter ihnen besonders Alexander, dem daran lag, Frankreich stark zu erhalten, hielten sich im allgemeinen an ihren, im ersten Pariser Frieden besetzten Grundsatz und trennten von Frankreich auf der deutschen Seite nur die Festungen *Philippeville*, *Marienburg* und *Bouillon*, welche an die Niederlande fielen, *Saarlouis* und *Saarbrück*, welche an Preußen, und *Landau*, welches an Bayern abgetreten wurde. Auch wurde die Schleifung der Festung *Hünigen* zur Bedingung gemacht. (Auf der italienischen Seite wurde der sardinische Antheil, den man im ersten Pariser Frieden bei Frankreich belassen hatte, an Savoyen zurückgegeben, obgleich dieses schon Genua dafür bekommen hatte.) — Von den 700 Mill. Kriegssentenschädigungskosten, die in bestimmten Fristen gezahlt werden sollten, wurde ein Drittel für Festungsbauten an den französischen Grenzen bestimmt; 300 Mill. bekamen Oesterreich, Preußen und Rußland zu gleichen Theilen, 100 Mill. die kleineren Staaten der Allianz und 25 Mill. wurden England und Preußen für ihre neuesten Anstrengungen zuerkannt.

Bei der Rückgabe der geraubten Kunstschätze an die verschiedenen Staaten erhielt auch der Papst die Schätze des Vatican's wieder und gab, erfreut darüber, einen Theil der im dreißigjährigen Kriege aus Heidelberg nach Rom geschleppten altdeutschen Handschriften zurück.

Kap. 48. Die Stiftung des deutschen Bundes.

291. Von den Wiener Congreßverhandlungen macht die deutsche Bundesacte vom 10. Juni 1815 (später durch die Schlußacte von 1819 ergänzt) einen sehr wichtigen Theil aus. Was die Staaten Deutschlands be-

trifft, so ordneten sich ihre Verhältnisse und Angelegenheiten folgendermaßen:

1. Elfaß und Lothringen, die Schweiz und die Niederlande wurden nicht mehr zu Deutschland gerechnet;
2. Oesterreich erhielt die jetzigen Königreiche Ägypten und Dalmatien, das
3. lombardisch-venetianische Königreich, ferner Tyrol, Vorarlberg, Salzburg, das Inn- und Hausrudiviertel und seinen ehemaligen Antheil an Galizien; Preußen erhielt von Polen das jetzige Großherzogthum Posen nebst Danzig, für seine übrigen polnischen Länder die Hälfte von Sachsen, außerdem Schwedisch-Pommern samt Rügen (für Pauenburg), ferner das ehemalige Großherzogthum Berg und Jülich, das Großherzogthum Niederrhein mit Bezirken an der Saar, das Herzogthum Westfalen, so wie Neuchâtel mit Valengin und einige andere Orte und Landstriche, und zählte nun im Ganzen 10,600,000 Einwohner;
4. Hannover erhielt Ostfriesland nebst andern kleinen Bezirken und wurde zum Königreich erhoben;
5. Bayern erhielt noch Würzburg, Aschaffenburg, Bayreuth, sowie die Pfalz am linken Rhein;
6. Sachsen wurde fast um die Hälfte verkleinert und behielt nur 1,200,000 Einwohner;
7. Hessen-Cassel erhielt Fulda;
8. Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz wurden zu Großherzogthümern erhoben. Auch Luxemburg, das zu den Niederlanden gerechnet wurde, erhielt diesen Titel.

Die übrigen deutschen Staaten erhielten ebenfalls angemessene Entschädigungen, zum Theil Vergrößerungen.

Außerdem wurde Holland und Belgien mit Inbegriff des ehemaligen burgundischen Kreises zu einem neuen Königreich unter dem Namen Königreich der Niederlande gemacht und dem Hause Oranien zugetheilt.

Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck wurden als freie Städte anerkannt.

Die Schweiz erhielt drei neue Cantone und die Anerkennung neutraler Unabhängigkeit.

292. Die deutschen Staaten vereinigten sich in dem unauflöslichen deutschen Bund zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesstaaten.

Die Mitglieder des Bundes waren folgende souveräne Staaten, nach der Ordnung ihres Beitritts:

1. Das Kaiserthum Oesterreich, 2.—6. die Königreiche Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, 7. das Großherzogthum Baden, 8. das Kurfürstenthum Hessen-Cassel, 9. das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, 10. Dänemark wegen des Herzogthums Holstein, 11. Niederlande wegen des Großherzogthums Luxemburg, 12. das Herzogthum Braunschweig, 13. das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 14. das Herzogthum Nassau, 15. das Großherzogthum Sachsen-Weimar, 16.—19. die Herzogthümer Sachsen-Gotha, -Coburg, -Meiningen, -Gildburgshausen, 20. das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, 21. das Großherzogthum Holstein-Oldenburg, 22.—24. die Herzogthümer Anhalt-Deßau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Röthen, 25.—28. die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenollern-Hechingen, Lichtenstein, Hohenollern-Sigmaringen, Waldeck, Neuf ältere Linie, Neuf jüngere Linie,

Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, 37.—38. die freien Städte Albed, Frankfurt, Bremen, Hamburg, 39. die Landgrafschaft Hessen-Homburg.

Die Hauptgrundsätze dieses deutschen Staatenbundes waren folgende: alle Bundesglieder haben gleiche Rechte, sie gewähren sich gegenseitigen Schutz gegen äußere Feinde; sie dürfen einzeln Bündnisse schließen, aber nicht zum Nachtheil der Andern oder des Ganzen; Streitigkeiten untereinander müssen friedlich durch ein Austrägalgericht geschlichtet werden; die Angelegenheiten des Bundes werden durch die Versammlung der an die Instructionen ihrer einzelnen Regierungen gebundenen Bundestagsgesandten unter Oesterreichs Vorfige gemeinschaftlich berathen und besorgt; für die Anordnungen und Geseze, welche unmittelbar aus der Bundesacte fließen, gilt Stimmenmehrheit, für neue organische Einrichtungen aber Stimmeinheelligkeit. Die Bundesversammlung stellt den Bund in seiner Gesamtheit dar; der deutsche Staatenbund ist gegen das Ausland eine Gesamtmacht; der Staatenbund stellt ein Heer von 300,000 Mann und hat Mainz, Luxemburg und Landau zu Bundesfestungen; der beständige Sitz der Bundesversammlung ist Frankfurt am Main.

Die Stimmen am Bundestag, der sich in einem weitem und einem engeren Rath darstellte, wurden in der Art vertheilt, daß von den elf größten Staaten (Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Kurheffen, Darmstadt, Dänemark wegen Holstein, Niederland wegen Luxemburg) jeder eine Stimme, alle übrigen zusammen 6 Stimmen bekamen, was im Ganzen 17 Stimmen gab. Bei den wichtigsten Beratungen über sogenannte „organische“ Bundesgesetze wurden jedem der sechs ersten unter den größten Staaten vier, jedem der vier folgenden Staaten drei, jedem der drei folgenden zwei, jedem der übrigen nur eine Stimme gegeben. Bei der Abstimmung sollte in den genannten Fällen Stimmeinheelligkeit erforderlich sein. Die hemmenden Folgen dieses großen Mißverhältnisses in den Stimmen, insbesondere aber die Nachtheile des Erfordernisses der Stimmeinheelligkeit stellten sich später auf eine augenfällige Weise heraus. Sämmtlichen Staaten wurden ständische Verfassungen zugesagt, worin nachher die mediatisirten Fürsten die Stellung als Standesherrn bekamen. Außer einer Ständeverfassung wurde den Bundesgliedern Pressfreiheit, freie Rheinschiffahrt jusqu'à la mer, Freizügigkeit und confessionelle Gleichberechtigung zugesichert.

Obgleich das endliche Zustandekommen dieser Bundesverfassung in dem damaligen Zustande drohender Auflösung und politischer Unreife als ein in mancher Hinsicht glückliches Ergebniß angesehen werden konnte, so zeigte es sich doch bald, daß dadurch die Wünsche und Interessen des deutschen Volkes, welches von aller Mitwirkung ausgeschlossen blieb, keineswegs befriedigt waren; wie denn auch schon damals weiter sehende patriotische Staatsmänner sich dahin aussprachen: „daß eine deutsche Verfassung nicht nur für das Verhältniß der Höfe, sondern für die Befriedigung der Nation Sorge tragen müsse, die durchdrungen sei von dem Gefühle, es hänge ihre Sicherheit, Wohlfahrt und das Fortblühen vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereiniung in einen festen Staatskörper ab, und es könne die treffliche Mannigfaltigkeit der Stämme nur dann wohlthätig wirken, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung der Nation wieder ausgleiche.“

293. Im Gedanken, die Fürsten und Völker vor ähnlichen Umwälzungen und Zerrüttungen zu bewahren, stifteten die drei Monarchen Alexander von Rußland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Franz II. von Oesterreich am 26. Sept. den heiligen Bund mit dem Zwecke, sich im Sinne des 1815 Evangeliums brüderlichen Beistand leisten und ihre Völker in Liebe, Gerechtigkeit und Frieden regieren zu wollen. Diesem Bunde, der die Anerkennung

der christlichen Grundsätze in ihrer Anwendung auf Politik enthielt, traten, mit Ausnahme von Frankreich, England und dem Kirchenstaat, alle übrigen christlichen Staaten Europa's bei. Als sodann im Jahre 1818 der Monarchencongreß zu Aachen auf Bitten Frankreichs in die Räumung dieses Landes von den Heeren der Verbündeten willigte, erhielt auch Frankreich auf sein Ansuchen den Zutritt zu dem heiligen Bunde.

Die Fürsten, welche die Idee dieses Bundes faßten, meinten es bei der Schließung desselben redlich, indem sie nach der napoleonischen Aera ungerechter Vergewaltigung eine Aera des gerechten Waltens über die Völker heraufführen zu können hofften; nur konnte eine solche Allianz als bloß auf dem subjectiven Willen vorübergehender Persönlichkeiten gegründet, keine objective, unverlegliche Garantie bieten. Daher ist die Idee dieses Bundes noch nicht zur vollen Ausführung gelangt, ja diese heilige Allianz hat später durch die Art und Weise, wie sie von einzelnen aufgefaßt und ausgeübt worden ist, Europa wenig Segen gebracht.

Kap. 49. Zu den innern Zuständen Deutschlands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

294. Deutschlands politische Verfassung. Deutschlands Staatseinheit im vorigen Jahrhundert war nur ein Schein ohne Wesen; das deutsche Reich als Monarchie war längst zur Unwahrheit geworden, und nur die Form hielt es noch zusammen. Die Besorgniß der Reichsfürsten, bei der Rückkehr einer wesentlichen Einheit (durch Unterwerfung unter ein persönliches Oberhaupt) die errungene Landeshoheit wieder einzubüßen, ließ kein Streben zum Ganzen und Allgemeinen zu, trieb vielmehr alle trennend auseinander, so daß man mit Recht gesagt hat: „der Schein der Einheit hinderte die Einigkeit“, so wie auch klar ist, daß der Mangel an Einigkeit die vollständige (nationale) Entwicklung hinderte.

Ein Schein kann sich aber nicht immer halten; seine Herrschaft endet mit dem Eintritt der Wahrheit. Daher war es kein Wunder, daß das Reich beim ersten kräftigen Stoß, den es durch die französische Revolution erhielt, zusammenfiel. Seine Auflösung war notwendiger Uebergang aus dem Schein in die Wahrheit. Die nun selbständigen Theile, von keiner oberherrlichen Reichsgewalt mehr bedroht, fühlten das Bedürfnis freier Vereinigung, und die längst vermiste Einheit konnte sich am natürlichsten in einer Bundeseinheit darstellen, bei welcher neben der freien Unterordnung unter den allgemein bindenden Gesamtwillen eines Staatenbundes ein jeder Einzelstaat möglichst freien Raum zur Selbstentwicklung und zum Fortschreiten in allem fand, was seinen Bedürfnissen eigenthümlich und angemessen war. Daß jedoch das unter dem Einfluß der Fremdmächte zu Stande gekommene Werk das deutsche Volk nicht völlig befriedigte und die in der neuen Organisation der obersten Verwaltungsbehörde Deutschlands liegenden Fehler nicht verborgen blieben, wird sich im folgenden Kapitel zeigen.

295. Deutsche Bitten. Da das Unwesen an vielen deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts (258) lange fortbauerte, und wenige Führer und Denker mit einem selbstverleugnenden Beispiel zum Bessern vorangingen, so konnte sich nur von unten auf das Bessere allmählich Bahn machen. Zwar konnte die sich wieder hebende Wissenschaft und die dadurch sich verbreitende Bildung an sich nicht auf die rechte Heilsquelle hinweisen, deckte aber den Fürsten und Völkern viele ihrer Gebrechen auf, und der schreckliche Läuterungsproceß der französischen Revolution diente in der Hand Gottes dazu, Europa, und insonderheit Deutschland, auf die Nothwendigkeit einer sittlichen Wiedergeburt hinzuweisen, welche der wieder erwachende christliche Glaube in der allein heilbringenden Weise bewirken sollte.

296. Christenthum und Kirche. Während im Anfang des 18. Jahrhunderts das in der protestantischen Kirche erstarrte Glaubensleben durch die Nachwirkung von Spener's und Franke's Geist (259) einige Erfrischung erhielt, hat durch die Angriffe englischer und französischer Philosophen auf das Christenthum die Verbreitung des Unglaubens begonnen. Ehe noch seine zersetzende Wirkung sich auch in Deutsch-

Land zeigte, fügte es sich, daß aus den im Drude der äußersten Verfolgung lebenden mährisch-böhmischn Brüder (176 a. E.) durch die Bemühung des Grafen Nic. Ludwig von Zinzendorf (geb. 1700, gest. 1760) die „Erneuerte evangelische Brüdermilität“ (1722) hervorgieng, welcher er dadurch, daß er sich mit ihr an die Augsbургische Confession anschloß, die Rechte einer bischöflichen Kirchengemeinschaft erwarb. Sie gab sich eine eigene kirchlich-politische Verfassung mit einer auf genauer Kenntniß der einzelsten Glieder beruhenden Disciplin und hat seit Zinzendorfs Tod in der von ihrer Generalsynode ernannten Unitäts-Konferenz zu Berthelsdorf (in der Oberlausitz) ihre Bundesdirection. Sie verbreitete sich von Herrnhut aus durch Errichtung neuer, mit ihr verbundener Gemeinden und Ansiedelungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, wie auch außer demselben in mehreren Ländern von Europa, America und Südafrika. Von den Gefühlsverirrungen, denen sie sich eine Zeit lang hingab, brachte ihr Bischof Spangenberg sie wieder zurück, indem er zugleich auch eine genauere Fassung des Lehrbegriffs anstrebte, wegen dessen theilweisrer Unbestimmtheit sie von lutherischen Theologen, besonders von Bengel, stark angefochten worden war. Nichts desto weniger hat sich die „Bürgergemeinde“ durch Belebung eines liebethätigen Glaubens, insbesondere durch aufopfernde Thätigkeit im Missionsdienst, in jenen Zeiten des einbrechenden Unglaubens als ein die vöthige Säulnisk abwehrendes Salz erwiesen.

Denn seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts tastete auch in Deutschland ein sich vom Christenthum mehr und mehr ablösendes, einem rein sinnlichen Naturalismus huldigendes Wissen den Grund alles Glaubens an. Und als in der eingetretenen Periode der Freigeisterei alles Ueberfinnliche gesungnet, und jedes religiöse Gefühl nicht nur, sondern auch jede tiefere sittliche Regung frech verspottet ward; da entgieng weder das protestantische, noch das katholische Christenthum den zerstörenden Streichen der Aufklärerei. Bald wurde der Unglaube und die Gleichgiltigkeit gegen das Christenthum allgemein herrschend, so daß mit dem kirchlichen Bewußtsein auch das christliche Bewußtsein, und umgekehrt, fast ganz verschwand.

Die erste Schuld an diesem Abfall vom christlichen Bekenntniß trug übrigens der vor dem Eintritt der Freigeisterei vorhandene Unglaube der todten Orthodogie, welcher in pharisäischer Weise mit den Lippen bekannte und mit dem Herzen ferne vom Mittelpunkt des Glaubens war. Dieser orthodoge Unglaube schlen dem freisinnigen Unglauben eine gewisse Berechtigung zu geben, indem er es für einen Fortschritt ansehen wollte, und in der Wahrheit zu stehen meinte, weil er mit Wahrfhaftigkeit den innersten Unglauben seines Herzens offen aussprach. Dieser freigeistige Unglaube durchschieß nun mit dem ganzen unterhohlenen, alle Bande der Zucht wegwerfenden Erieb des „natürlichen“ Menschen alle Stadien der Sottentfremdung und schritt in der französischen Revolution bis zum Atheismus oder der vöthigen Sottesklegung. Da giengen auch dem Blinden die Augen auf, bis zu welchem Abgrund des Verderbens es führe, wenn man den Grund des Christenthums aufgebe, und so trat ein Zustand der Besinnung ein, welcher bei den Protestanten und Katholiken zur Umkehr einlenkte.

I. Im Protestantismus entstanden bei der Mehrzahl zunächst verschiedene Vermittlungsversuche, die es sich zur Aufgabe machten, die Offenbarungslehren mit der natürlichen Vernunft in Einklang zu bringen. Diejenigen, welche sich auf diese Weise des Christenthums anzunehmen versuchten, stellten sich in unserem Jahrhundert in zwei Parteien dar, von denen die eine, die rationalistische, von der heiligen Schrift nur das annehmen will, was der Vernunft des natürlichen Menschen nicht zu widersprechen scheint; die andere aber, die supranaturalistische, bei ihren weitergehenden Speculationen auf einen über der Natur, also auch über der menschlichen Vernunft hinausliegenden Wahrheitsgrund zurückgeht.

Gegenüber diesen, den Forschungsgeist zwar anregenden, aber den Zweifel in verschiedenen Graden mit einschließenden Vermittlungsversuchen, und durch sie nur zu desto größerer Thätigkeit angetrieben, giengen ununterbrochen die Bemühungen derer, welche die heilige Schrift ohne Abbruch zur Richtschnur ihres Denkens und Handelns nehmen und theils durch das Wort der Forschung, theils durch die That selbstverläugnender Aufopferung das positive Christenthum vertheidigen. Die vielen im protestantischen Europa bestehenden Anstalten zur Befehrung der Heiden, die Tausende von Vereinen zur Verbreitung der Bibel in bis jetzt mehr als 60

Millionen Exemplaren und in mehr als 160 Sprachen, die vielen bereits auf viele hundert sich belaufenden Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, die Kleinkinderbewahranstalten, die Kinderheilanstalten, die Diaconissenanstalten, die Brüderhäuser, die Anstalten zur Besserung entlassener Sträflinge und andere ähnliche Anstalten und Werke thätiger Liebe, die besonders seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Deutschland aufstamen, sind ursprünglich Früchte des auf dem unbedingten Schriftglauben stehenden evangelischen Christenthums. (Die Bestrebungen desselben, zunächst in christlichen Ländern das Evangelium wieder mehr und mehr lebendig zu machen und dadurch zugleich der Kirche zu dienen, werden in der neuesten Zeit mit dem Namen „Innere Mission“ zusammengefaßt, zum Unterschied von der auf dem gleichen Grund ruhenden „äußeren Mission“, welche das Evangelium den Heiden zu bringen beabsichtigt.)

In kirchlicher Beziehung behaupteten die zwei protestantischen Hauptconfectionen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — einander gegenüber — noch ihre Selbständigkeit, verloren sie aber, dem Staate gegenüber, mehr und mehr, indem die Kirchenangelegenheiten in den meisten deutschen Ländern allmählich auf die gewöhnlichen Staatsbehörden übergingen, bis (namentlich in Preußen von 1808 an) beide Kirchen ihre Verfassung (259) verloren und sich in die Staatsverfassung auflösten.

Als daher die obenbezeichnete Periode des allgemeinen Unglaubens auch die Theilnahme für die Kirche und somit auch das confessionelle Bewußtsein aufs äußerste geschwächt hatte, nachher aber die allgemeine Kriegsnoth und der Fremden- und das Bedürfnis des Glaubens zuerst wieder in den gebildeten Ständen weckte, und sich dieses vorzüglich bei Gelegenheit des dritten Reformationsjubilaums 1817 auf das lebhafteste aussprach, so daß die meisten Gemüther, über den confessionellen Unterschied hinwegsehend (weil er den Meisten aus dem Bewußtsein entschwunden war), zur gegenseitigen Annäherung sich getrieben fühlten: da konnte in mehreren Ländern, wie in Preußen, Hessen, Baden, der Pfalz, Nassau, eine zum Theil vom Kirchenregiment angeregte und durchgeführte Union zu Stande kommen, aus welcher man die vollere Entwicklung und Aufbaue der evangelisch-protestantischen Kirche erwartete. In den übrigen Theilen Deutschlands hat sich jedoch fortwährend die lutherische und reformierte Confection gesondert gehalten.

Mit dem zunehmenden Wiederaufleben des Glaubens und insbesondere des kirchlichen Bewußtseins entspann sich jedoch ein Kampf über Union und Nicht-Union, der viele der Unionen und Nicht-Unionen mit der Frage nach den Bedingungen beschäftigte, unter denen die rechte Union stattfinden und eine neue kirchliche Organisation zu Stande gebracht werden könne. Denn mehr und mehr wurde erkannt, daß die rechte Union im Geiste und in der Wahrheit, bei der nichts in der Schwere gehalten wird, noch kommen müsse, daß sie aber nur „der Vorbereitung durch den still wirkenden Geist Gottes“ bedürfe, damit sie keine gemachte, sondern eine gewordene und darum feste und bleibende sei. Allmählich fieng innerhalb der bestehenden Unionenkreise das grobentheils darin verloren gegangene Confectionsbewußtsein an, sich zu regen und im Kampf mit der Bekenntnislosigkeit, die dem Unglauben die förderlichste Handhabe bietet, sich mächtig zu stärken. Soll es aber nicht zu Hader und Verfolgung führen, so bedarf es großer Weisheit und Liebe gegen die Andersdenkenden.

II. Was den Katholicismus betrifft, so brachten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die oben bezeichneten Angriffe der Aufklärung die katholische Kirchenlehre und die Hierarchie in das größte Gedränge. Zwar hatte schon Benedict XIV., der 1740 den päpstlichen Stuhl bestieg, sich bemüht, ihn durch mancherlei Bezichtigungen in den verschiedenen Ländern festzustellen. Allein diese Bemühungen, der sinkenden Macht auszuweichen, reichten nicht aus, — um so weniger als 1773 der Jesuitenorden (224, 244 und 259) seine offene Wirksamkeit einstellen mußte. Denn da dieser selbst von den weltlichen katholischen Mächten der Einnischung in die Staatsangelegenheiten, der Habgucht und verderblichen Grundsätze angeklagt wurde, so fühlte sich der Papst Clemens XIV. (Ganganelli), durch das Drängen zunächst des portugiesischen Hofes, sodann der bourbonischen Höfe von Frankreich, Spanien, Neapel, Parma und Piacenza, bewogen, den von den weltlichen Regierungen so gefürchteten Jesuitenorden durch die Bulle Dominus ac Redemptor noster (am 14. Juli 1773) ganz aufzuheben, und als Grund dazu „die Erhaltung der Ruhe der Staaten und der Eintracht in der Kirche,“ sowie die

Wahrnehmung anzugeben, „daß er nicht mehr den Nutzen bringe, zu dem er gestiftet worden.“

Der unauhaltbar fortschreitende Verfallsgeist der Freigeisterei vermehrte die Rath, und selbst Protestanten haben den Katholicismus kaum je so hart bekämpft, als es viele Glieder der katholischen Kirche gethan haben, obgleich auch hier Verfechter auftraten, von denen die unbedingten die Kirchenlehre in ihrer Unerlethlichkeit zu erhalten, die vermittelnden sie zu reformieren sich bemühten.

Als hierauf Kaiser Joseph durch sein Toleranzedict, so wie auch durch beträchtliche Verminderung der Klöster die hierarchische Thätigkeit des römischen Clerus wesentlich hemmte; vollends als das französische Directorium den Papst Pius VI. aus Rom fortzuschleppen und im Exile sterben ließ, und zuletzt Napoleon dem folgenden Papste Pius VII. sein weltliches Gebiet nahm und ihn selbst in Gefangenschaft hielt: da schien vielen die Hierarchie im Untergange begriffen zu sein.

Da jedoch nach Napoleon's Sturz der Kirchenstaat unter Mitwirkung protestantischer Mächte wieder hergestellt wurde, und Pius VII. 1815 die Wiederherstellung des Jesuitenordens im Kirchenstaate aussprach, auch andere ältere kirchliche Einrichtungen wieder hervorrief, und die Fürsten neue Concordate mit dem päpstlichen Stuhle schloßen: so stärkte sich die kirchliche Macht wieder und wuchs bedeutend an Einfluß, bis in dieser neuesten Zeit dieser Einfluß mehr und mehr auf das geistliche Gebiet beschränkt und in Folge der Errichtung des Königreichs Italien die weltliche Macht des Papstes gänzlich aufgehoben wurde.

297. Deutsche Wissenschaft. Für die deutsche Wissenschaft, welche im Reformationszeitalter einen so kräftigen und selbständigen Aufschwung genommen hatte, die aber nachher durch die zerstörenden Religionskriege und den auf sie folgenden Zustand der Entkräftung und Ermattung wieder herabgesunken und so lange darnieder gelegen war (260), begann erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eine bessere und allgemeinere Entwicklung, wiewohl sich die damalige Wissenschaft nach mehreren Seiten hin auch dazu hergab, die von Frankreich her eindringende falsche Aufklärung zu fördern.

Die frivole Richtung dieser Aufklärung wurde nachher von der deutschen Philosophie bekämpft, welche durch Kant's Vernunftkritik eine gänzliche Umgestaltung, und durch Fichte's Wissenschaftslehre, sowie durch die jenen beiden entgegengesetzte Naturphilosophie Schelling's eine weitere Fortbildung erhielt. Auf dem Gebiete der Philosophie und Alterthumskunde haben Hegner, Ernesti, Winkelmann, Heyne, Bock, insbesondere J. A. Wolf (der auch noch in's neue Jahrhundert übertrug) ein gründlicheres und geschmackvolleres Studium des klassischen Alterthums befördert, durch welches sothan das Gebiet der Geschichtsforschung und Staatslehre erweitert wurde, in welcher Mösler, Schröckh, Schöcker, Spittler, Johann von Müller in geistvollerer Behandlung bei reinerem Stile vorangingen, Heeren und Niebuhr aber mit ihren tieferen Forschungen dem 19. Jahrhundert angehören. Die Naturwissenschaft ward durch Blumenbach und den Mineralogen Werner bereichert; die Mathematik erhielt durch Leibniz und Euler Ausdehnung und methodische Vereinfachung; die Rechtskunde endlich durch Pufendorf, Conring, Thomastius, Pütter, Moser eine wissenschaftliche Behandlung.

Die großen Namen, auf welche die Deutschen des jetzigen Jahrhunderts in allen Theilen der Wissenschaft hinweisen können, überragen zumeist die gleichartigen Denker und Forscher anderer Nationen; in der Mathematik und in der Naturforschung ringen sie mit den Franzosen und Engländern um den Preis.

Was die Ausbreitung des Wissens in den verschiedenen Ständen betrifft, so ist sie in keinem Staate so allgemein wie in Deutschland. Zu ihrer allgemeinen Anerkennung und lebhafter Betreibung tragen auch die großen Vereine nicht wenig bei, welche nach dem Vorgange des Naturforschervereins sich in mehreren Zweigen des Wissens gebildet haben und den Ort ihrer Zusammenkunft jährlich wechseln.

298. Deutsche Kunst. Die Kunst, die im 17. Jahrhundert in allen ihren Zweigen durch Nachahmung französischer Unnatur (260) so tief gesunken war, hob sich seit dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts allmählich wieder empor. Die deutsche Poesie trat endlich aus ihren groben Verirrungen, worin sie zu einer Wildniß geworden war, heraus und verwandelte sich mit Hilfe der Kritik in den blühenden Kunstgarten der Neuzeit. Nach einer Uebergangs- und Vorbereitungsperiode, welche mit den Namen Bodmer,

Galler, Hagedorn, Gellert und Weiße zu bezeichnen ist, beginnt die Reihe der „deutschen Klassiker“, zunächst Klopstock, Lessing, Wieland. Klopstock, geboren 1724 zu Quedlinburg, gestorben 1803 zu Hamburg, voll von deutschem Patriotismus und dichterischem Schwung, ist berühmt durch seine Messias und seine Oden. Lessing (1729–1781) ist durch scharfsinnige Kritik und mustergiltige Prosa, wie er sie in den Literaturbriefen, in Laokoön oder die Grenzen der Malerei und Poesie, in der hamburgischen Dramaturgie und bei der Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente zeigt, und durch Befreiung des deutschen Dramas von jeder fremden Fessel, durch Schaffung eines Nationaldramas ausgezeichnet, wofür er besonders durch drei seiner Dramen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise, Bahn brach. Wieland (1733–1813), geboren zu Vöberach in Württemberg, anfangs Nachahmer, später Gegner der Klopstock'schen Dichtung, führte in die deutsche Poesie altgriechische Anmut und französische Heiterkeit, beziehungsweise Schlüpfrigkeit ein. Unter seinen Romanen sind Agathon und Musarion zu nennen, unter seinen epischen Dichtungen als sein berühmtestes Werk: Oberon, ein Muster für das moderne romantische Epos.

An diese drei Männer lassen sich verschiedene Gruppen anreihen, indem die dazu gehörigen Dichter an dem einen oder dem andern jener Geister oder auch nur an einer oder der andern Seite derselben sich entzündet und entwickelt haben. So schloßen sich an die verschiedenen Seiten Klopstock's verschiedene Gruppen an: zuerst Gleim, Kleist, Uz und der ältere Jacobi; dann Kretschmann, Denis, Gerstenberg, Schubert, Gekner, Matthison, Salis; sodann die gegen Wieland's urdeutsche und sinnliche Nase anlämpfenden Dichter des Hainbundes: Bürger, Götth, die beiden Stolberg, Voß, Claudius; Lessing's Nachahmer waren Nicolai, Jffland, Logebue; Einwirkungen von Wieland erkennt man in Blumauer, Heinse, Lämmel; für sich stehen die Humoristen Hippel, Richterberg, Jean Paul.

Eine besondere Stelle nimmt der durch Lessing's kritischen Geist angeregte Herder ein, welcher auf den Ursprung der Sprache und Dichtung zurückging, in den „Stimmen der Völker“ und im „Eid“ herrliche Proben des kunstslosen Volksgeangs verschiedener Nationen mittheilte, auf Ossian und Shakspeare hinwies und durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zu weiteren Forschungen ungemein anregte. Die Idee der Humanität durchwogt sein ganzes Leben und Wirken.

Das Zurückgehen zur Natur und zur Einfachheit, welches sich bei dem Streben der meisten Dichter jener Zeit zeigt, führte in den siebenziger Jahren zum Extrem, wozu man alle herkömmlichen Formen und Gesetze verwarf, das Regeloße und Ueberrassende als Geniales ausgab. Man nennt dies die Sturm- und Drangperiode, als deren Haupt-Repräsentant Max Klinger (1753–1831) anzusehen ist, von dessen Drama „Sturm und Drang“ auch der oben genannte Name herrührt. Die größten Geister jener Zeit ließen sich eine Zeit lang von dieser Strömung hinreißen.

Alle diese Namen werden übertroffen von den zwei Repräsentanten der klassischen Dichtkunst, Göthe und Schiller. Göthe (geboren in Frankfurt 1749, gestorben in Weimar 1832) zog gleich durch seine Erstlingswerke, seinen Roman „Werthers Leiden“ und sein Drama „Egmont von Verlichingen“, die Augen aller auf sich und war dadurch viel Schuld an dem Sturm und Drang jener Zeit. Verschiedene Einflüsse, besonders eine Reise nach Italien, brachten ihn in eine andere, maßvollere Richtung. Wir sehen in seinen Liedern und Balladen die Fülle und Innigkeit deutschen Gemüthes, in seinem Faust die Tiefe deutschen Denkens, in seinen Romanen: Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften, und in „Dichtung und Wahrheit“ reiche Lebensanschauung und Feinheit der psychologischen Auffassung, in seinen Dramen „Iphigenie“ und „Tasso“ und in seinem bürgerlichen Epos: „Hermann und Dorothea“ eine Klassicität der Form, wie sie in der deutschen Poesie fast einzig dasteht. Noch mehr Einfluß auf das deutsche Volk als Göthe hat Schiller (geboren zu Marbach 1759, gestorben zu Weimar 1805) durch seine historischen Dramen, welche Begeisterung für Freiheit, Vaterland und Menschenwürde athmen und wecken. Seine drei ersten Trauerspiele (die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe) und seine ersten lyrischen Gedichte gehören der Sturm- und Drang-Periode an und machten eben deswegen auf die Jugend einen überwältigenden Eindruck. Mit „Don Carlos“, worin er sein politisches Glaubensbekenntniß niederlegte, fieng er an, sich an Maß und Regel zu halten. Das Studium der Geschichte wirkte ebenso reinigend als befruchtend auf seine Phantasie. In der „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ und des „dreißigjährigen Krieges“ zeigte er seine Meisterschaft als Prosaischer. Die weiteren Dramen (Wallenstein,

Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell), die Balladen und einige historisch-literarische Gedichte (das Lied von der Glocke, der Spaziergang) gehören zu dem Größten und Vollendetsten, was die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Diese wurde durch das Wirken solcher Männer der bisher verachteten Stellung entrückt und zu einer Vollendung sowohl hinsichtlich des Gedankenreichthums als der Sprache gebracht, daß sie von nun an mit der Literatur jedes andern Volkes in die Schranken treten konnte. Bei dem Mangel an einigenden Elementen sah das deutsche Volk in seiner Literatur das hauptsächlichste Einigungsband, und bei der großen Verbreitung derselben reifte es immer mehr der nationalen Einigung entgegen.

Was die anderen Künste betrifft, so nahm ihre Entwicklung im 18. Jahrhundert einen ungleichen Gang. Während die deutsche Malerei nicht aus ihrer elktischen Richtung hinauskam und nur Mengs, Hackert und Angelica Kaufmann nennenswerth sind, entwickelte sich die deutsche Musik durch Sebastian Bach, Händel, Gluck, Haydn und Mozart auf eine selbständige und mustergiltige Weise. Im 19. Jahrhundert betrat die gesamte bildende Kunst, zunächst auf dem Wege eines erneuten und tiefer eindringenden Studiums der Antike, die Stufe einer höhern Entwicklung mit gekläarterem, gereinigtem Stil. Hierin gieng bei den Deutschen in der Malerei Carstens voran und durch ihn angeregt: Koch, Schid, Wächter. Der antikisirenden Richtung gegenüber wies auch hier die romantische Schule auf die Blütenperiode der alt-deutschen Kunst hin, und nach manchen Auswüchsen entwickelte sich ein eigenthümlicher deutscher Stil.

299. **Deutscher Landbau, Gewerbefleiß und Handel.** Seitdem man anfing, den Landbau von übermäßigen Lasten zu befreien, und seitdem der Adel mit besserer Bewirtschaftung seiner Güter vorangien, hob sich die Landwirtschaft zusehends und empfing durch Errichtung von landwirtschaftlichen Schulen und Vereinen wesentliche Verbesserungen. Für den Gewerbefleiß waren Friedrich's des Großen und Joseph's des Zweiten Maßregeln von den besten Folgen (262). Der Krieg Nordamerika's mit England und die französische Revolution gaben dem deutschen und namentlich dem nord-deutschen Handel viel Beschäftigung. Den größten Aufschwung nahm die deutsche Industrie, vorzüglich das Fabrikwesen, durch Napoleon's Continentialsystem. Die Landwirtschaft hatte davon nur einseitigen Gewinn, da die Getreidenausfuhr in überseelsche Länder fast ganz darniederlag. Nach Aufhebung der Continentalperre wurde der deutsche Gewerbefleiß durch Ueberschwemmung mit englischen Waaren sehr beeinträchtigt, so daß sich die deutschen Staaten durch strenge Abhaltungs- und Absperreungsmaßregeln zu sichern suchten, wodurch die Industrie und der Handel in den übrigen deutschen Staaten nur noch mehr herunterkam. Die gegenseitigen Handelsperren im Innern von Deutschland hemmten allen freien Verkehr und lähmten zuletzt alle Unternehmungen.

Kap. 50. Deutschlands Wiederordnung seiner innern Angelegenheiten seit der Stiftung des deutschen Bundes bis zum Jahr 1840.

300. Trotz der wiedergewonnenen Selbständigkeit und Sicherheit, wandte sich Deutschland im allgemeinen der Wiederordnung seiner häuslichen und staatlichen Verhältnisse zu und überließ sich der Hoffnung, daß allmählich alles, was in den neuen Bundesstatuten in Aussicht gestellt war, sich erfüllen und das darin Mangelhafte sich verbessern lassen werde. Aber das deutsche Volk, welches in der Wiederherstellung einer kräftigen Reichseinheit die Bürgschaft einer bessern Zukunft sah, fand sich durch die neue Gestaltung der Dinge vornehmlich darum nicht befriedigt, weil durch sie der deutschen Nation nach Außen keine politisch genügende und hinreichend ehrenvolle Stellung in der europäischen Völkerfamilie angewiesen, nach Innen keine entsprechende Repräsentation der Gesamtinteressen, wie beides verheißen und erwartet wurde, zugestanden, und ein zu großer Theil der Sorge für die Gesamtwohlthat dem unbestimmten guten Willen der einzelnen Regierungen überlassen war,

zumal auf manche derselben das Ausland mehr und mehr einen verderblichen Einfluß erlangte. Und allerdings hatte dieses Wert des europäischen Congresses neben guten Reimen für eine künftige bessere Entwicklung auch manche Böden und Gebrechen, die zum Theil gleich erkannt wurden, zum Theil späterhin in höchst nachtheiligen Folgen zu Tage treten sollten.

Schon die Gebietsvertheilungen enthielten die Reime künftiger Konflikte. Namentlich sah sich Preußen verkürzt, weil es durch die erhaltenen Entschädigungen nicht einmal die Größe von 1806 erreichte, in militärischer und commercieller Hinsicht keine glänzige Abrundung bekam, und ihm durch Entziehung des altpreussischen Ostfriesland die unmittelbare Verührung mit der Nordsee verkümmert wurde. In dem neugeschaffenen Königreich der Niederlande, als einer Verbindung der alten vereinigten Staaten der Niederlande mit Holland, sah man eine Schöpfung für die englischen Interessen und in der Belassung eines Theils von Luxemburg beim Bunde eine bloße Scheinentschädigung für den großen Verlust Deutschlands auf dieser Seite. Am wenigsten aber befriedigte die Bundesverfassung diejenigen, welche von der Wiederherstellung des Kaiserthums geträumt hatten, zumal man selbst in Preußen sich mit dem Gedanken, die deutsche Kaiserkrone wieder auf habsburgischem Haupte zu sehen, vertraut gemacht hatte. Allein die Ählere Betrachtung des östereichischen und preussischen Rabincts erkannte von vorn herein die Unmöglichkeit der Ausführung. Dagegen schlugen diese zwei Hauptmächte Deutschlands ein von ihnen beiden geführtes Directorium vor als oberste Vollziehungsbehörde neben einem engeren Fürstenrath und einem weitem, aus Fürsten und Abgeordneten der Bundesstaaten zusammengefügten Gesetzgebungs- und Berathungskörper. Dabei sollte Deutschland in Kreise getheilt und mit Kreisobersten, als Untervollziehungsbehörden, versehen werden; ein Bundesgericht sollte die innern Streitigkeiten schlichten und kein Bundesglied für sich allein mit fremden Mächten Bündnisse schließen oder Krieg führen können. Diesem Vorschlag traten die größern Staaten des ehemaligen Rheinbundes entgegen und wurden dabei von den auswärtigen Mächten unterstützt, und da auch Oesterreich nicht fest darauf bestand, so wurde jene Idee aufgegeben, und selbst das Bundesgericht, auf dem Preußen am längsten bestand, kam nicht zu Stande.

Obgleich der Bund als ein „völkerrechtlicher Verein“ gestiftet wurde, so enthielt er doch auch mehrere Artikel, die das Innere der verbündeten Staaten betrafen. Insbesondere setzte der Artikel 13 fest, daß in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung eingeführt werden sollte. Noch einige andere Artikel enthielten Ansätze eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerrechts. Daß diese nachher nicht oder nur sehr unvollständig entwickelt wurden, vorzüglich aber, daß statt einer starken Executivbehörde neben einer gesetzgebenden Behörde nur ein „Mittel Ding zwischen beiden“ aufgestellt wurde, sollte sich später an den Verhältnissen Deutschlands nach Innen und Außen bitter rächen.

In vielen durch die Freiheitskriege aufgeregten Gemüthern erzeugte der Gedanke, sich in ihren Einheits- und Freiheitshoffnungen getäuscht zu sehen, eine große Unzufriedenheit. In der Universitätsjugend bildeten sich Vereine, denen, mehr oder weniger, politische Zwecke zu Grunde lagen. Dieser Stimmung wurde auf dem von der Burschenschaft ausgehenden Wartburgfeste (18. Oct. 1817) ein entschiedener Ausdruck gegeben, worauf die strengste Ueberwachung dieser Kreise eintrat. Als sich vollends in Rokehue's Ermordung (23. März 1819) der Ausbruch eines Fanatismus zeigte, der, obgleich Sand's That vereinzelt stand, doch auf eine weitverbreitete, revolutionäre Stimmung zu deuten schien, so setzten die Beschlüsse des Ministercongresses zu Karlsbad (1819) und deren schnelle und strenge Ausfüh-

rung durch die vom deutschen Bund niedergesetzte Mainzer Untersuchungscommission den demagogischen Umrrieben ein Ziel.

Die Karlsbader Beschlüsse enthielten insbesondere die Aufhebung der bis dahin gewährten Pressfreiheit und die Einführung der Censur für Schriften unter 20 Druckbogen, die Aufhebung der Burschenschaften und Turnanstalten, und die Ueberwachung der Universitäten samt der Beaufsichtigung der akademischen Vorträge der Lehrenden durch eigens aufgestellte Commissäre. Die Verfolgungen betrafen alle diejenigen, welche im Verdacht der Demagogie standen, und selbst Ludwig Jahn, der Vater der Turnkunst, und Ernst Moritz Arndt, Professor an der Universität Bonn, welche beide früher durch Wort, Schrift und Beispiel so viel zur Erhebung des deutschen Volkes gegen die Fremdherrschaft beigetragen hatten, wurden ihrer Aemter entsetzt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Während man in Oesterreich mit Absperzung gegen das übrige Deutschland und polizeilicher Ueberwachung, in Preußen mit politischen Verfolgungen am weitesten gieng, schienen sich an denselben die süddeutschen Regierungen nur auf den Antrieb der Großmächte zu betheiligen. Denn unter dem Vortage Bayerns hatten, dem 13. Artikel der Bundesacte gemäß, jene Staaten angefangen, sich Constitutionen zu geben, welche Aehnlichkeit mit der französischen Charte von 1814 hatten und die meisten der damaligen „Freisinnigen“ dieser Bundestheile zufrieden stellten, obgleich dabei nicht immer die eigenthümliche Natur der Staaten, denen man diese zum Theil nur auf theoretischen Abstractionen ruhenden Verfassungen anpaßte, berücksichtigt war. War doch selbst die französische Charte, der man die deutschen Constitutionen nachbildete, ein ungeschickter Auszug aus der englischen Verfassung, die für jenes Inselreich, weil auf geschichtlichem Boden erwachsen, unübertrefflich, aber für Continentalstaaten unpassend ist.

Bayern erhielt durch seinen König Maximilian I. Joseph am 26. Mai 1818 eine neue Constitution mit zwei Kammern, welche die ohnedies große Popularität dieses Königs sehr erhöhte. Württemberg hatte schon am 15. März 1815 von seinem vormals so willkürlich regierenden König Friedrich I. eine ständische Verfassung, jedoch mit nur Einer Kammer, erhalten; allein die Stände wollten von diesem „liberalen Geschenke moderner Staatsweisheit“ nichts wissen, sondern verlangten „ihr gutes altes Recht“. Während des heftigen Streites darüber starb der König, und sein Sohn und Nachfolger Wilhelm I., der als Kronprinz schon die Hoffnung des gedrückten Landes war, vereinbarte mit den wieder zusammengerufenen alten Ständen eine neue Constitution mit zwei Kammern, welche den 27. September 1819 zu Stande kam. In Baden war bei der Kinderlosigkeit des Großherzogs Karl der Bestand des ganzen Landes bedroht. Dadurch daß der deutsche Bund die aus der morganatischen Ehe des 1811 verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich erzeugten beiden Grafen von Hochberg für successionsfähig erklärte, wurde die Selbstständigkeit des Landes gerettet. Es erhielt vom Großherzog Karl am 22. August 1818 eine Constitution, in welcher die zweite Kammer mit fast allen Rechten einer Volksrepräsentation ausgestattet wurde, so daß in der Folge die Weiterbildung der badischen Verfassung im Sinne der Fortschrittspartei gerade dieses Land zum Brennpunkt des politischen Meinungskampfes in Deutschland machte. Nassau hatte schon am 2. September 1814 eine Verfassung erhalten, Hessen-Darmstadt erhielt sie am 28. März 1819. Oesterreich gieng in seinen deutschen Provinzen nur auf die alten Positulantentage zurück und ließ bloß den Tyrolern etwas mehr von ihren alten Freiheiten.

Die auf diesen Landtagen sich kundgebende Erregtheit der Gemüther und die Entdeckung der erwähnten demagogischen Umriebe hielt die Regierungen Norddeutschlands ab, den Constitutionalismus mit seiner Theilung der Gewalten, seinen zwei Kammern und seinem freisinnigen Wahlgesetz bei sich einzuführen. Daher stellten manche Staaten ihre altdeutschen Landstände wieder her, Preußen führte 1823 Provinzialstände ein, welche nur eine

beratende Stimme hatten und je nur die Interessen ihrer Provinz, nicht die des ganzen Königreichs berathen durften.

Obwohl in dieser Periode in Folge der conservativen Haltung der Kabinette, welche auf den Congressen zu Laibach (1822) und zu Verona (1823) über die Unterdrückung der liberalen Aufstände in Neapel und Spanien sich verständigten, die freiere politische Entwicklung gehemmt war, so fand doch das Bedürfniß constitutioneller Freiheit immer allgemeiner in Deutschland Anerkennung.

Bei der großen Verschiedenheit der Landestheile, aus denen Preußen durch die Congreßacte zusammengejetzt war, und bei der großen Mannigfaltigkeit der frühern Rechte und Institutionen in denselben, verursachte die Entwerfung einer allgemeinen Constitution so große Schwierigkeiten, daß der bedächtige König zur Einführung einer solchen Gesamtverfassung eine ruhigere Zeit abwarten wollte, als die damalige war, in welcher eben in West- und Süddeutschland ein ungewöhnlicher Geist der Opposition sich regte und in Spanien und Italien unerwartet revolutionäre Gährungen ausbrachen.

Audem war damals die Regierung Friedrich Wilhelm's III. durch ein starkes, in sich einiges Beamtenthum gestützt, das noch durch keine Parteien gespalten war und jene Ruhe gewährte, welche das Land nach vorausgegangener Erschöpfung bedurfte. Auch hatten von den Beamten sehr viele die Zeit der Vaterlandsnoth und Vaterlandserhebung thätig und opferbereit mit durchlebt und sich daraus einen vaterländischen Gemeinsinn bewahrt, welcher Gerechtigkeit mit Milde verband, so daß, ungeachtet das öffentliche Leben wieder mehr zurücktrat, doch Wohlstand, Bildung und Zufriedenheit des Volkes sichtlich wuchs. Dazu kam, daß der König, welcher selbst stets Leid und Freude mit seinem Volke getheilt hatte, mit diesem innerlich und eng verbunden war und mit seinem gerechten, gemäßigten und klüchten Sinne allen Preußen als wahrer Landesvater erschien.

1830 301. Schon glaubte der deutsche Bund durch die Niederhaltung aller Freiheitsbestrebungen die Ruhe seiner Glieder gesichert zu haben, als in dem stets unbefriedigten Frankreich die Julirevolution durch Karl's X. unbesonnene Verletzung der Charte zum Ausbruch kam, durch welche die dort herrschende Dynastie die Krone verlor und mit Ludwig Philipp die (von einem Bruder Ludwig's XIV. stammende) Familie Orleans auf den Thron gelangte. Da sich in Folge dieser Umwälzung wie mit einem Schlag auch in andern europäischen Ländern der Geist gewaltsamer Umstürzung entkesselte, so blieb Deutschland nicht unberührt. In einigen Bundesstaaten, welche noch keine Verfassung hatten, brachen Unruhen aus, welche wesentliche Veränderungen zur Folge hatten. Braunschweig erhielt nach der Vertreibung seines willkürlichen Herzogs Karl dessen Bruder Wilhelm zum Regenten, Sachsen und Hessen-Cassel einen Mitregenten, und zwar dort König Anton's Neffen, Friedrich August, hier des Kurfürsten Wilhelm II. Sohn, Friedrich Wilhelm; Hannover bekam einen Vicekönig in der Person des Herzogs von Cambridge, alle vier Staaten aber nahmen das constitutionelle System an. Preußen und Oesterreich blieben von jenen Erschütterungen unberührt, waren aber sowohl wegen der schwachen Bundesexekutive als auch durch die Verwicklungen der europäischen Politik verhindert, diese Veränderungen zu hintertreiben.

Daß die Folgen der Julirevolution in dem preussischen Staate sich nicht äußerten, kam daher, weil man dort die Hoffnung hegte und nährte, durch vorübergehende Ausbildung der Provinziallandstände eine sichere Grundlage für den verheißenen künftigen allgemein landständischen Verfassungsbau zu bekommen. Die Vorbereitungen zu diesem Bau bestanden hauptsächlich in Einrichtungen, welche, wie die

Landwehrverfassung, die erneuerte Städteordnung, die Ablösung grundherrlicher Lasten, die Beiziehung des Adels zur Besteuerung, hohe Ausbildung des Unterrichtswesens u., auf die Hebung der Kraft und Intelligenz des Volkes abzielten. Die dadurch rege erhaltene Hoffnung auf Erweiterung der Volksfreiheiten, verbunden mit der seit der Unterdrückung der Demagogie eingetretenen Rückkehr zu milderer Regierungsweise, ließen es dem „für König und Vaterland“ stets regen preussischen Nationalgefühl nicht zu, sich unwillkürlichen Gelüsten hinzugeben, da nicht zu verkennen war, daß Preussens ganzer Entwicklungsstand und seine Regierung schon an sich ein freieres Gepräge hatten. In Oesterreich hatte die Regierung theils durch die Sorge für die materielle Wohlfahrt, theils durch die strengste Abschließung mittelst Censur und Polizei den Anstichungsstoff fern zu halten gesucht.

In Süddeutschland entwickelte sich aus dem durch die Julirevolution aufgeregten Liberalismus eine revolutionär-radical Partei, deren extreme, auf den Sturz der deutschen Regierungen und ihres Bundes gerichtete Absichten auf dem Hambacher Feste (1832) und in dem Frankfurter Attentat (1833) zu Tage traten.

Jene Aeußerungen des Volkswillens riefen natürlich wieder die Gegenwirkung von oben hervor, deren Organ der deutsche Bund war, welcher im Einverständnisse mit den europäischen Ostmächten durch die Wiener Konferenz von 1834 einschritt, aber sich dabei keiner bessern als der hergebrachten Mittel zu bedienen wußte.

Die Beschränkungen, durch welche die Wiener Konferenz den Ueberfahrungen und Ausschreitungen des Constitutionalismus zu begegnen suchte, bestanden zunächst in verstärkter Aufsicht über die Presse, über politische Vereine, über die nach der Schweiz und Frankreich wandernden und von dort zurückkehrenden und mit Revolutionsideen erfüllten deutschen Handwerker u. Außerdem bestimmten die Wiener Konferenzbeschlüsse, daß die Ständekammern die regelmäßige Steuerbewilligung an keine Bedingung knüpfen und den Regierungen die Mittel zur Erfüllung ihrer Bundespflichten, sowie den verfassungsmäßigen Regierungsverordnungen ihre Anerkennung nicht sollten verweigern dürfen. Zur Entscheidung über Streitigkeiten zwischen Regierungen und ihren Ständen wurde ein Bundes-Schiedsgericht eingesetzt, aus dessen 34 Mitgliedern jeder der beiden streitenden Theile drei Schiedsrichter wählen durfte, worauf diesen sechs Richtern von Bundes wegen ein Obmann beigegeben werden sollte.

302. Obgleich der deutsche Bundestag in dieser langen Friedenszeit, außer der angedeuteten polizeilichen Thätigkeit nicht viele die Wohlfahrt, Macht und Ehre Deutschlands fördernde Lebenszeichen von sich gab, so wurde doch, wenigstens in den einzelnen Staaten, eine Reihe wohlthätiger Einrichtungen getroffen, welche theils die Verbesserung der Staatsverwaltung, der Gerichtsverfassung, des Heerwesens u., theils die Wiederherstellung der christlichen Kirche und des durch sie bedingten Bildungswesens bezweckten.

Je eifriger aber jeder einzelne Staat Hand an die Vervollkommnung seiner innern Wohlfahrt legte, desto tiefer fühlten die durch den Bundesvertrag nur äußerlich verbundenen Theile des großen deutschen Vaterlandes, daß ohne kräftige Repräsentation der Gesamtinteressen und ohne nähere Einigung der seit langem so unbrüderlich getrennten Völkerrämme keine wahre Kraft, so wenig nach Innen wie nach Außen, gewonnen werden könne.

Aus diesem Gefühle, das zunächst die Hemmung des innern Handelsverkehrs durch die jeden einzelnen Bundesstaat umschließenden Zollschranken beseitigt wissen wollte, gieng von Bayern und Württemberg das erste Beispiel einer Zolleinigung hervor. Im gleichen Jahre schloß Preußen einen Zoll

vertrag mit Hessen-Darmstadt, und in den nächsten Jahren gewann es Kurhessen, Bayern, Württemberg, Sachsen, Thüringen, Baden, Nassau, Frankfurt für den Abschluß eines größeren deutschen Zollvereins, der 1836 bereits 27 Mill. Menschen umfaßte. Preußen, das als mächtigster Staat an der Spitze des Vereins stand, bekam dadurch eine gewisse Hegemonie in Deutschland. Zugleich stärkte sich das deutsche Nationalgefühl wieder mehr, und das Bewußtsein wachsender Stärke nach Außen fieng an, sich in einer überraschenden Allgemeinheit zu regen. Dies zeigte sich zunächst darin, daß, als der unruhige Nachbar zur Linken, in der Hoffnung auf noch vorhandene

1840

„Sympathie“, wieder unverholen sein altes Gelüste nach der Rheingrenze äußerte, Deutschland ihm wie aus Einem Munde eine Antwort gab, die ihn, wenn dies möglich wäre, völlig hätte enttäuschen können, zumal dem gemeinsamen Wort auch gleich eine gemeinsame, vom deutschen Bund ausgehende Handlung entsprach: der Aufbau zweier neuen Bundesfestungen, Rastatt und Ulm, zur Deckung der entblößten Westgrenze Deutschlands.

303. Die Verwicklungen, welche von Frankreich her den Weltfrieden bedroht hatten, lösten sich durch die Anstrengungen der Großmächte wieder; aber der Einheitsgedanke, der sich in Deutschland an Frankreichs Herausforderung entzündet hatte, wuchs mehr und mehr zu einer Flamme heran und nahm von nun an unter den Idealen des Liberalismus die erste Stelle ein.

Aber die Schwierigkeit, den constitutionellen Entwicklungsproceß der Einzelstaaten mit der Nothwendigkeit und Bedingung eines Staatenbundes und mit der Sicherung des monarchischen Princips in gleichgewichtliche Verbindung zu setzen, war äußerst groß. Dadurch entstand ein fortwährendes, athemloses Ringen zwischen Regierungen und Landständen, zumal der seit 1837 hervorgetretene hannöber'sche Verfassungsstreit und die gleichzeitig auf kirchlichem Gebiete durch die Gefangennehmung zweier Erzbischöfe entstandenen Kölner Wirren der politischen Gährung weiteren Nahrungstoff zuführten.

Der hannöber'sche Verfassungsstreit erhob sich nach eingetretener Ablösung Hannovers vom englischen Staatsverband dadurch, daß der neue König von Hannover, Ernst August, der Oheim der Königin Victoria, (welche in Hannover, wo das salische Gesetz gilt, nicht die Nachfolge bekommen konnte) die liberale Landesverfassung Hannovers, welche ohne seine agnatische Zustimmung zu Stande gekommen, nicht anerkannte und auf den Grund der Verfassung von 1819 eine neue, das Königthum weniger beschränkende Verfassung aus eigener Macht einführte (octroirierte). Der Kampf, den die hannöber'schen Stände dagegen führten, wurde endlich von dem Bundestag mit geringer Majorität zu Gunsten des Königs entschieden, worauf die ständische Annahme der neuen Verfassung nach einigen Modificationen derselben 1840 erfolgte. Die 7 Göttinger Professoren, welche dem König den Huldigungs Eid verweigert hatten, waren 1837 ihrer Lehrstellen entsetzt worden.

Unter den Kölner Wirren versteht man den Kirchenstreit, der zwischen der preussischen Regierung und dem römischen Episkopat in Preußen dadurch entstand, daß die Weigerung des Erzbischofs von Köln, Freiherrn Clemens Droste von Vischering, und die seinem Beispiele folgende Weigerung des Erzbischofs von Osnabrück und Posen, Martin von Dunin, den gemischten Ehen ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung die kirchlich: Einsegnung zu erteilen, zur Gefangennehmung jener beiden Kirchenfürsten führte. Dadurch entstand eine scharfe Spannung zwischen Katholiken und Protestanten in ganz Deutschland. Zwar lenkte schon Friedrich Wilhelm III. durch die Freigebung (jedoch nicht Wiedereinsetzung) des Erzbischofs von Köln wieder ein und die weitere Lösung des Kirchenconflicts schienen sich daran zu knüpfen; allein diese herbeizuführen, war diesem

Könige nicht mehr beschieden; denn am 7. Juni 1840 erfolgte der Tod des edlen Königs Friedrich Wilhelm III., dessen Namen mit Deutschlands ehrenreichster Periode so eng verflochten ist.

Kap. 51. Deutschland vom Jahre 1840 an bis zum Revolutionsjahre 1848.

304. Die am 7. Juni 1840 erfolgte Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., der schon als Kronprinz die Hoffnung des Volkes war, bezeichnete für Preußen den Anfang einer neuen Entwicklungsperiode. Er machte vor Allem der kirchlichen Spannung dadurch ein Ende, daß er die gänzliche Aufhebung der Gefangenschaft der beiden Erzbischöfe anordnete, später den unter der vorigen Regierung aus der unierten Landeskirche ausgetretenen (separierten) Lutheranern einen eigenen Kirchenrath (in Breslau) gestattete, selbst aber in christlicher Beziehung durch sein bei der Annahme der Volkshuldigung gesprochenes Bibelwort: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ zu erkennen gab, daß er das Evangelium zur Richtschnur seines Lebens und Regierens nehmen werde. In politischer Beziehung suchte er die Gemüther dadurch zu beruhigen, daß er die politisch Verfolgten amnestierte, die ausgeschiedenen Minister v. Bohnen, W. v. Humboldt und v. Böhme in den Staatsrath berief, auch den ehrwürdigen Arndt reactivierte, Jahn der vollen Freiheit zurückgab, und daß er die Censur und Preßbeschränkung milderte, die Befugnisse der Provinzialstände erweiterte, Wissenschaft und Bildung in großartigster Weise förderte.

So traten einige Jahre ruhiger Erwartung ein, und auch im übrigen Deutschland herrschte in dieser Zeit äußerliche Ruhe, wie denn mancher constitutionelle Fürst seine Stände zu mäßigen bemüht war, vorzüglich in Bayern König Ludwig (der schon als Kronprinz und nachher als Regent wegen seiner deutschen Gesinnung und großen, aufopfernden Kunstliebe die Anhänglichkeit seines Volkes genoss) bewies, daß er, wie sehr er auch freie Meinungen hören konnte, versuchten Ueberschreitungen seiner Kammeru eine feste Haltung entgegenzusetzen mußte.

Die aus Anlaß der Ausstellung des h. Rocks in Trier 1844 entstandene Besetzung Ronge's und Czerstk's von der katholischen Kirche führte zu dem von ihnen gestifteten sogenannten Deutschkatholicismus, der bei einigen Katholiken und Protestanten Eingang fand, aber dadurch, daß er sich bald in eine revolutionäre Propaganda verwandelte, seiner weiteren Verbreitung sehr schadete. Aus den Kreisen der Protestanten erhoben sich unter dem sächsischen Prediger Wühl, unter Wislicenus in Halle und Rupp in Königsberg freie Gemeinden, die sogenannten Sich-freunde.

Dennoch wucherten auf dem politischen Felde die Auswüchse des Radicalismus und der Demokratie, genährt durch den Mißbrauch des wenn auch beschränkten Vereinsrechts und der Presse, immer fort, zumal sich auf sittlich-religiösem Gebiete, in der Literatur wie im Leben, mehr und mehr widerchristliche und socialistische Tendenzen geltend machten und immer tiefer in die Massen einwirkten, um sie für eine kommende Umwälzung reif zu machen.

Mehr und mehr hatten besonders die vom Westen her nach Deutschland verpflanzten Lehren des Socialismus und Communismus das sittliche

Gefühl der Massen abgestumpft und politischen Agitationen immer leichteres Spiel gemacht. Schon zeigten sich wieder Versuche, das Bestehende mit roher Gewalt anzugreifen und herrschende Uebelstände, wahre wie vermeintliche, durch künstlich erregte Tumulte (in Sachsen, in preussisch Polen, in Kroatien, in österreichisch Galizien) kurzweg abzustellen.

Daher hielt es Preußen an der Zeit, einem gewaltsamen Vorgehen der Fortschrittspartei durch einen freieren, auf andern Grund gelegten Verfassungsbau vorzubeugen. Wie der König schon vorher auf die Forderung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Gerichte (als einer altgermanischen Institution) eingegangen war, so gab er durch das königliche Patent vom 3. Februar des Jahres 1847 zur Einberufung eines aus den acht Provinzialständen hervorgegangenen „Vereinigten Landtags“ den in seinen Ständen vorhandenen geistigen Kräften einen größeren Bewegungsraum.

Dieses neue, im Geiste des Königs selbst entsprungene Verfassungswerk hatte nicht, wie die Theorie des Constitutionalismus, die Kopfsahl und die Steuerklassen zur Grundlage, sondern gab dem Staatsganzen die provincieller Einheitlichkeit und den Provinzen eine ständische Organisation. Und so schien es, als ob Preußen durch allmähliche Vermehrung und Befestigung der Bürgerschaften einer vernünftigen Freiheit den drohenden Revolutionsgeist zunächst im eigenen Lande, dann mittelbar durch seinen gewichtigen Einfluß auch in den andern deutschen Ländern wieder auf geordnete Bahn zu lenken vermöge.

Allein das Ideal des Königs, welches bei allen Mängeln und Unzulänglichkeiten doch einer Verbesserung und allmählichen Anpassung an die gegebenen Verhältnisse fähig gewesen wäre, scheiterte an der in seinen Ständen, besonders im Bürgerstande, immer lauter werdenden Forderung einer Volksrepräsentation, und so erfolgte der Schluß des Landtags zu geringer Befriedigung für beide Theile. Dennoch bewiesen die versammelten Provinzialstände im ganzen eine würdige Haltung; daher trug sich die Regierung und die gemäßigte Seite des Landtags mit Hoffnungen für allmähliche Verständigung, ohne zu ahnen, was in der nahen Zukunft für eine weltgerichtliche Erschütterung auch über Deutschland hereinbrechen sollte.

305. Nachdem in der Schweiz durch den Zusammenstoß der dortigen kirchlichen und politischen Gegensätze ein Vorspiel des allgemeinen Umsturzes vorausgegangen war (wobei die Klösteraufhebung im Aargau, der Freischarenputsch, der Sonderbundskrieg und die nach Besiegung der Conservativen möglich gewordene Durchsetzung einer neuen Bundesverfassung, endlich in Folge davon die Losreißung des Cantons Neuchâtel von der preussischen Hoheit die wesentlichsten Momente sind), brach die jüngste, in Italien und Frankreich beginnende, Revolution aus. Hervorgehend aus den politischen Kämpfen gegen Kabinetregierung, Beamtenherrschaft und Jesuitismus, gegen Scheinconstitutionalismus, Befestigung, Wort- und Schriftunterdrückung, und genährt von den Wühlereien des Communismus, des Socialismus und Republikanismus, war die Revolution von solcher Tragweite, daß sie, gleich einem gewaltigen Erdbeben, in weiten Schwingungen die meisten europäischen Länder erschütterte, Throne und Reiche umstürzte oder zum Wanken brachte und mit vielem

Morischen und Faulen auch viel Hohes und Heiliges in den Staub warf. Dieselbe Sturmflut politischer Agitationen, welche am 24. Februar in Frankreich den Julithron umstürzte und an dessen Stelle eine improvisierte 1848 Republik ablagerte, wühlte ihre Wellen auch über Deutschland hin, unterwühlte den dafür zubereiteten Boden bis zum untersten Grund und brach sich erst an den „ehernen Mauern“ des russischen Reiches.

Die deutsche Eiche, zum Theil entwurzelt, zum Theil ihrer Äste und Krone beraubt, wankte; die festesten Burgen und Siegel alter Rechte wurden zerbrochen, die stärksten Dämme und Wehren heiliger Sitte eingerissen und der bodenlose Abgrund der Anarchie that sich auf. Auch der deutsche Staatenbund ward aus seinen Fugen gerissen und seinen Hauptmächten von slavischem, dänischem, magyarischem und italienischem Nationalismus Hohn und Troß geboten, ja Oesterreich bis an den Rand des Untergangs gebracht.

Der erste Anstoß zur Märzrevolution in Deutschland gieng von der die öffentliche Meinung Deutschlands leitenden liberalen Kammeropposition in Baden aus, deren Hauptglieder zunächst zwar keinen Gewaltumsturz predigten, aber eine radicale, socialistische Partei neben sich heranreifen ließen, welche mit den Revolutionären in Frankreich und in der Schweiz im genauesten Verkehr stand. Zehn Tage nach der Februarrevolution in Paris erscholl in der badischen Kammer der Ruf nach Volksvertretung am Bundestag und widerhallte in fast allen deutschen Hauptstädten. Von den Kammern gedrängt, stellten sodann in allen constitutionellen Staaten die Regierungen liberale Ministerien auf, die alles das gewährten, was man nachher mit dem Namen Märzerrungenschaften bezeichnete, namentlich ungehemmte Pressfreiheit und Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Aufhebung aller feudalen Lasten zc. Selbst Oesterreich und Preußen, jenes durch einen furchtbaren Aufstand in Wien (13. März), dieses durch einen gleichen, von fremden Elementen genährten Aufstand in Berlin (18. März) gelähmt, konnten sich der stürmischen Forderung nach Volksvertretung (in eigenen Nationalversammlungen) nicht entziehen. So kam es auch, daß am 1. März der Bundestag die einzelnen Bundesstaaten einlud, Vertrauensmänner nach Frankfurt a. M. zur Entwerfung einer neuen Bundesverfassung abzusenden.

An den Trümmern des abgebrochenen Gebäudes traten vielerlei Bauleute und Handlanger zusammen und verhiessen, einen neuen Bau zu gründen. Aber so viele ihrer an der Spitze der deutschen Regierungen standen und im raschen Wechsel bei diesem Bauberathungsgeschäfte einander ablösten, und so groß außerdem noch die Zahl der Räthe in Kammern, Volksversammlungen und Clubs war, so wenig wollte sich ein fester Bauplan, noch weniger ein rechter Anfang zum Bau selbst ergeben.

Zunächst erfolgte am 31. März die Eröffnung des Vorparlaments (in Frankfurt a. M.), welches zwar die Partei Feder's mit ihrem Programm einer Republik zurückwies, aber den Grundsatz der Volkssouveränität aufstellte und nicht nur die Zuziehung der seither nicht zum deutschen Bund gehörigen Provinz Preußen, sondern auch des mit Holstein gegen Dänemarks Einverleibungsgelüste aufgestandenen Schleswigs zum beabsichtigten deutschen Bundesstaat aussprach und die Constituierung eines

Stärkte sich als einen Gesamtstaat erklärte, und das Sichwiederfinden Preußens, welches durch die sog. „rettende That“ seiner Völker sich den Umfriedungen der Demokratie entwand, hatte eine bedeutende Rückwirkung auf die Haltung des Frankfurter Parlaments. Die kleindeutsche Partei lehnte sich entschiedener an Preußen an, während die großdeutsche den österreichischen Kaiserstaat aus dem Umfang eines einheitlichen Deutschlands nicht hinausdrängen lassen wollte.

Die kleindeutsche Partei siegte. Nach vielen Parlamentskämpfen kam endlich die deutsche Reichsverfassung in ihrem Sinne zu Stande, und die Wahl des Königs von Preußen zum Reichsoberhaupt wurde durchgesetzt.

Allein nun rief die neue österreichische, von dem Fürsten Schwarzenberg geleitete Regierung alle Oesterreicher aus dem Frankfurter Parlamente zurück; Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg erklärten sich gegen jenen Parlamentsbeschluß, und der König von Preußen sprach am 3. April 1849 seine entschiedene Ablehnung der Wahl aus. Dennoch bestand das Parlament auf der von ihm beschlossenen Reichsverfassung, obgleich es nicht die geringste Macht zur Durchführung derselben hatte.

Der Demokratie diente diese Reichsverfassung zum Vorwand für ihre republikanisch-revolutionären Bestrebungen, die sich in verschiedenen deutschen Staaten und Städten durch Aufstände kund gaben. Als hierauf auch Preußen, Bayern, Hannover und Sachsen ihre Abgeordneten aus Frankfurt zurückriefen, und viele freiwillig austraten, so bekamen die Demokraten in der Paulskirche das Uebergewicht und unterstützten sogar durch ihre Beschlüsse und Aussendlinge die aufständischen Bewegungen in Baden und in der bayerischen Pfalz.

Der zurückbleibende Theil der Nationalversammlung, das einzig auf das Revolutionsprincip sich stützende Rumpfparlament, hielt sich jedoch vor den zur Unterdrückung des badiſchen Aufstandes sich zusammenziehenden Heeren in Frankfurt nicht mehr für sicher, und verlegte den Parlamentsſitz nach Stuttgart, wo es, nach Einſetzung einer ohnmächtigen Reichsregentschaft, durch die württembergische Regierung gesprengt wurde.

Mit so kläglichem Ende nahm die anfangs so viel versprechende deutsche Nationalversammlung, und von den Hoffnungen, die sie in Bezug auf Einheit, Macht und Größe Deutschlands in der Mehrheit des deutschen Volks erweckt hatte, gieng nicht eine in Erfüllung.

Preußen aber schlug nun mit der Kraft seines kriegerischen Armes die Revolutionsaufstände in seinem eigenen Lande sowohl, als in den Nachbarstaaten, besonders in Sachsen, wo der König, und in Baden, wo der Großherzog sich hatte flüchten müssen, ebenso in der Pfalz, wo die bayerischen Truppen von Osten her, der Entfernung wegen, nicht gleich einschreiten konnten, rasch nieder. Dadurch gab es auch einigen andern Staaten, welche theils schon am Rande der Revolution standen, theils mehr oder weniger durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen die Demokratie geschwächt waren, Gelegenheit, sich wieder emporzuraffen.

Oesterreich war unterdessen noch in der Bekämpfung seiner ungarischen Revolution begriffen, wobei es anfänglich im Vortheil war, bis es durch die Siege der vom Dictator Kossuth geleiteten Insurrection in so hartes

Gedränge kam, daß es nur durch die Hülfe des russischen Kaisers, der 100,000 Mann über die Karpathen in Ungarn einrückte ließ, die Revolution niederwarf. Ungarn verlor nach eingetretener Reaction mit seiner ehemaligen Verfassung alle seine Vorrechte, und sollte als integrierendes Glied in den neuen österreichischen Gesamtstaat eintreten.

Auch den gleichzeitig erneuerten Angriff Sardinien's auf die Lombardei schlug Oesterreich durch den glänzenden Sieg des greisen Radetzky bei Novara am 23. März 1849 zurück und benahm durch die Einnahme Venedigs der Revolution in Oberitalien ihren letzten Haht. Unter seinem jungen „ritterlichen“ Kaiser Franz Joseph, zu dessen Gunsten sein Oheim Ferdinand I. in den Erschütterungen des Jahres 1848 (am 2. Dec.) dem Thron entzogen hatte, schien Oesterreich nach Vollendung seiner Centralisation, zu neuer Machtentwicklung zu gelangen.

307. Als auf diese Weise unter dem Zusammenschluß aller conservativen Kräfte die Anarchie besiegt war, wußte man nicht gleich, was mit diesem Siege zu beginnen sei, weil die deutschen Einzelstaaten über ihr künftiges Verhältniß zu einander zu keinem einigenden Bündniß kommen konnten. Denn während den einen der alte Bund völlig aufgelöst schien, behaupteten die anderen, daß seine Bänder nur gelockert seien und bloß einer festeren Einschlingung und innigern Verknüpfung bedürften, um einen dauerhafteren Bestand zu gewähren.

Den Versuch, auf dem neugeschaffenen Rechtsboden einen Neubau aufzurichten, machte Preußen, indem es zur Befriedigung des Verlangens nach deutscher Einheit an die Stelle des deutschen Staatenbundes einen Bundesstaat mit Volksvertretung zu setzen suchte. Deswegen schloß es mit einer Anzahl deutscher Staaten, insbesondere mit Hannover u. Sachsen am 28. Mai 1849 das sogenannte Dreikönigsbündniß und lud auch die übrigen deutschen Staaten zum Beitritt ein.

Alein Sachsen und Hannover traten bald wieder von dem Bündnisse zurück, und als nun Preußen mit den ihm treu gebliebenen kleineren Staaten auf dem Erfurter Parlament (März 1850) zu dem erwähnten Zweck eine Union zu Stande zu bringen suchte, trat Oesterreich, das sich dadurch von Deutschland ausgeschlossen sah, mit Bayern, das gleich anfangs von der preussischen Union eine Theilung Deutschlands besorgt und darum vom Dreikönigsbündnisse sich fern gehalten hatte, sowie mit Sachsen und Württemberg in ein Gegenbündniß zum Zweck der Wiedergewinnung des alten Rechtsbodens, auf dem sich der alte Staatenbund wieder erheben sollte. Während daher die Glieder der preussischen Union sich in Berlin versammelten, eröffnete Oesterreich mit seinen Anhängern in Frankfurt am 1. Septbr. 1850 den Bundestag wieder und forderte Preußen auf, denselben zu beschicken. Dieses aber blieb in seiner angenommenen Stellung. Der Reichsverweser Erzherzog Johann hatte schon am 20. December 1849 sein Amt niedergelegt.

Der Widerstreit der Ansichten versetzte beide Großmächte in eine solche Spannung, daß ein selbstmörderischer Bruderkrieg am Ausbruch und Deutschland in der augenscheinlichsten Gefahr war, der Kampfplatz der entgegengesetzten, sich auf Tod und Leben bekämpfenden Principien zu werden.

Schon standen in Kirchheim die österreichischen und bayerischen Truppen, welche die aufgelöste Regierung des Kurfürsten und des Ministers Hassenpflug wieder einsetzen sollten, den preussischen gegenüber. Da erfolgte die Versöhnung der beiden Grossmächte, deren Ergebnis die Olmützer Punctationen vom 29. Nov. 1850 und, nach deren Annahme von allen andern deutschen Staaten, die Dresdener freien Conferenzen waren, welche auf der alten Grundlage des Bundes eine verbesserte Einrichtung seines obersten Verwaltungsorgans vorzunehmen den Zweck hatten. Das Ergebnis derselben war die Befestigung des Olmützer Friedenswerks und die am 15. Mai erfolgte Rückkehr aller deutschen Staaten zum Bundestag, der, eine Reform seiner selbst in Aussicht stellend, vor allem die vom Frankfurter Parlament eingeführten sog. „deutschen Grundrechte“ und was davon in die Gesetze der Einzelstaaten übergegangen war, für ungiltig erklärte. Damit war die Sehnacht Deutschlands wieder auf eine spätere Zeit vertröstet.

Durch diese Wendung der deutschen Angelegenheiten nahm auch die Sache der Schleswig-Holsteiner ein Ende, freilich ein wenig tröstliches. Der Krieg mit den Dänen war nach Ablauf des Malinöer Waffenstillstandes im Frühling 1849 erneuert und vom deutschen Parlament durch Reichstruppen unterhalten worden. Schon hatten deutsche Strandbatterien bei Eckernförde den Dänen ein Minenschiff in Brand gesteckt und eine Fregatte weggenommen, die Bayern und Sachsen insbesondere die Düppeler Schanzen erstürmt und Schleswig-Holsteiner und Preußen die Dänen bei Rolding geschlagen; da schritt wieder die englisch-russisch-schwedische Diplomatie ein: die Preußen mußten abermals einen Waffenstillstand eingehen und schloß am 2. Juli Frieden. Im folgenden Jahr rückten die Dänen in Schleswig ein und besiegten die Schleswig-Holsteiner am 25. Juli 1850 bei Idstedt.

Als die Schleswig-Holsteiner Schleswig preisgaben und nach der Festung Rendsburg sich zurückzogen, verhalf ein österreichisches Heer den Dänen zur Wiedereinnahme von Rendsburg und stellte am 8. Febr. 1851 die dänische Regierung in Holstein wieder her. Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 ordnete für die dänische Gesamtmonarchie die Thronfolge, und erkannte, nach Ausschluß der auf Schleswig-holsteinischer Seite stehenden holstein-augustenburgischen Linie, dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Thronanwartschaft zu. Die deutsche Flotte aber, die, so klein sie war, doch „die Dänen aus der Elbe gejagt hatte“, wurde an den Reichbietenden verkauft.

Kap. 52. Die Einflüsse des neuen französischen Kaiserthrons auf Deutschland und andere Staaten.

1853 308. Die wieder hergestellte Eintracht im deutschen Vaterlande äußerte sich zunächst durch einen zwischen dessen Hauptmächten Oesterreich und Preußen auf zwölf Jahre geschlossenen Zoll- und Handelsvertrag vom 19. April, der eine künftige Zollvereinigung anbahnen sollte, ferner durch eine Erneuerung des deutschen Zollvereins und durch den Beitritt Hannovers zu demselben, in erfreulicher Weise. Doch sollte diese Eintracht bald wieder auf eine schwere Probe gesetzt werden, welche abermals durch den westlichen Nachbar veranlaßt wurde.

Die neue Republik in Frankreich, welche nach der Zerstümmung des Julithrons aus einer Ueberraschung der kraft- und charakterlosen Bourgeoisie in Paris durch das leide Proletariat entstanden war, wurde anfangs von einer provisorischen Regierung (darunter der Dichter Lamartine)

repräsentiert, welche große Noth hatte, die sogenannten Kathen niederzuhalten, die vornehmlich auf Einführung der Gütergemeinschaft und Errichtung einer Proletariethererrschaft ausgingen. Endlich, als durch die unsinnige Verschwendung, mit der man das durch Louis Blanc großgezogene Arbeiter-Proletariat in sogenannten Nationalwerkstätten zufrieden zu stellen suchte, ein Staatsbankrott drohte, trat am 4. Mai 1848 eine verfassunggebende Nationalversammlung zusammen, die sich für eine demokratische Republik entschied.

Dagegen erhoben sich jene Anhänger einer socialen Republik in einem furchtbaren Barricaden-Aufbruch, der erst nach vier Tagen durch die Energie Cavaignac's und durch die Tapferkeit des Heeres, wiewohl mit schweren Opfern, niedergeschlagen wurde. (10,000 Tode deckten den Kampfplatz, 14,000 Mann wurden gefangen, und von diesen 4000 deportiert.)

Als es sich um die Erwählung eines Präsidenten der Republik handelte, so trat der seit der Wiedereinführung der Republik aus dem Exil zurückgekehrte und von vier Departements zum Abgeordneten gewählte Louis Napoleon Bonaparte, der sich längst als der Erbe der Ansprüche seines Oheims Napoleon I. betrachtet und in einer eigenen Schrift behauptet hatte, Frankreich könne nur durch die Napoleoniden wiedergeboren werden, unter den Candidaten der Präsidentschaft auf. Bei der allgemeinen Volksabstimmung wurde er mit $5\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen zum Präsidenten gewählt, während Cavaignac nur etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. Stimmen erhielt.

Sein entschlossenes Auftreten gegen zwei wiederholte Aufstände der Nothen, sein Benehmen auf einer Reise durch die Provinzen und seine den Ministern gegenüber behauptete Selbstständigkeit verschaffte ihm im allgemeinen großes Vertrauen. Als daher die Legitimisten und Orleanisten seinem Plane einer Verfassungsrevision entgegen waren, führte er mit einem neuen, bonapartistischen Ministerium durch Sprennung der an die Stelle der Constituante getretenen gesetzgebenden Versammlung im Jahre 1851 den Staatsstreich vom 2. December aus, der ihm die Präsidentschaft der Republik mit dictatorischer Gewalt auf zehn Jahre und dadurch die Brücke zum Kaiserthum verschaffte. Dieses kam sodann nach seiner Reise in die Südprovinzen, auf der er das Kaiserthum als gleichbedeutend mit dem Frieden (*l'empire c'est la paix*) darstellte, durch Volksabstimmung zu Stande, so daß er am 2. Dezember 1852 als Napoleon III., Kaiser der Franzosen, proclamirt wurde. Und da England (unter Palmerston's Leitung) ihn sogleich anerkannte, so folgten die übrigen europäischen Staaten, die in ihm einen Schild gegen die rothe Republik sahen, diesem Beispiele, zumal er noch besonders erklärte, mit Europa in Frieden leben zu wollen. Nur Rußlands Kaiser, Nicolaus, gewährte ihm gewissermaßen nur eine halbe Anerkennung, indem er ihm anstatt des unter den übrigen europäischen Monarchen üblichen Titels *mon frère* in seinem Glückwunschschreiben nur den Titel *mon ami* gab.

309. So schien auch im Westen Europa's der Weltfriede gesichert, wiewohl in dem Ursprung und Princip des neuen französischen Kaiserthums viele deutsche Vaterlandsfreunde keine Gewähr, vielmehr nur die größte Gefahr sahen, als plötzlich der längst gefürchtete Zusammenstoß der beiden

Hauptmächte des Westens mit der Hauptmacht des Ostens in dem orientalischen Kriege die Gefahr eines allgemeinen Weltkriegs in die größte Nähe rückte.

Ein Streit zwischen den Lateinern und Griechen über die heiligen Stätten in Palästina, des Kaisers Nicolaus geheime Vorschläge an England zur Theilung der Türkei und die Veröffentlichung derselben von Seiten Englands, die Aufforderung des Czars an die Türkei zu einer Verbürgung alter vertragsmäßiger Rechte der griechischen Christen im türkischen Reiche und die von England und Frankreich unterstützte Weigerung der Pforte, zuletzt die darauf folgende pfandweise Besetzung der Donaufürstenthümer durch ein russisches Heer, dies waren zusammen genommen die Ursachen, welche im Jahre 1853 zu einem offenen Krieg der beiden mit der Türkei verbundenen Westmächte gegen Rußland führten.

Dieser Krieg, zu welchem die Beschützung der Unabhängigkeit des Sultans und der gefährdeten europäischen Civilisation den Vorwand leihen mußte, wurde zu Wasser und zu Land auf europäischem und asiatischem Gebiete mit der höchsten Anstrengung der beiderseitigen Kräfte geführt und bewog in seinem Verlauf auch Oesterreich bis auf einen gewissen Grad zur Parteinahme. Im Februar 1854 nöthigte es durch Auffstellung eines Heeres von Krakau bis Orsova die Russen allmählich zur Räumung der Donaufürstenthümer und besetzte dieselben im Einverständniß mit der Pforte und den Westmächten bis zum Austrag des Streits, stellte 300,000 Mann an seinen galizischen und siebenbürgischen Grenzen auf, und gab den von den Westmächten dem russischen Kaiser gestellten vier Garantiepunkten seine Zustimmung. Da Preußen es ausschlug, sich an den letztern zu betheiligen, so wurde es von da an nicht mehr zu den von den Mächten gepflogenen Conferenzen zugezogen.

Da dem russischen Kolos weder am Pruth, noch im schwarzen Meere, noch in der Ostsee heizukommen war, so erfolgte auf Napoleon's Eingebung (im September) der plötzliche Angriff auf die Halbinsel Krim. Sebastopol, das Hauptbollwerk der russischen Macht im schwarzen Meere, sollte durch einen Handstreich genommen werden. Weil aber weder die Siege der Franzosen und Engländer an der Alma und bei Inkermann, noch die begonnene Belagerung Sebastopol's, zu der man gezwungen war, zum Ziel der Schwächung Rußlands führte, so vermochten die Westmächte Oesterreich zu dem „Dezembervertrag“, in welchem es sich anheischig machte, nicht nur die Donaufürstenthümer zu vertheidigen, sondern auch keine Verbindlichkeit irgend einer Art mit Rußland einzugehen, die Westmächte aber sich verpflichteten, nur in Gemeinschaft unter sich und mit Oesterreich Verhandlungen mit Rußland führen zu wollen.

Diesem Vertrage beizutreten schlug Preußen, aller Lockungen und Drohungen der westmächtlchen Presse ungeachtet, standhaft aus, fest entschlossen, keinen Schritt aus seiner Neutralität herauszuthun.

Durch diese Haltung Preußens ließ sich auch Oesterreich bestimmen, wenigstens über den Dezembervertrag nicht weiter hinauszugehen, sondern fuhr in seiner Vermittlerthätigkeit fort, so daß sich Kaiser Nicolaus an den von den streitenden Mächten in Wien eröffneten Conferenzen betheiligte und durch die Annahme von drei jener vier Garantiepunkte seine Friedensbereitschaft zeigte. Allein England bestand auf der unverfärg-

ten Annahme auch des vierten Punctes, nach welchem Rußland auf sein bisheriges Uebergewicht im schwarzen Meere verzichten sollte. Da der Czar dies mit der Ehre Rußlands unverträglich hielt, so nahm der Kampf vor Sebastopols Mauern seinen blutigen Fortgang. Auf Betreiben Frankreichs trat nach dem Vertrag vom 26. Januar 1855 auch das Königreich Sardinien dem Kampfe gegen Rußland bei und schickte 15,000 Mann unter dem General Lamarmora nach der Krim.

Da trat allen unerwartet am 2. März 1855 der Tod des Kaisers Nicolaus ein und erregte bei den Westmächten die Hoffnung, man werde jetzt in Rußland zur Nachgiebigkeit einlenken. Als aber der neue Czar Alexander II. die Politik seines Vaters aufrecht erhielt, so lösten die Westmächte den Wiener Congreß auf und verdoppelten ihre Anstrengungen, für einen bessern Kriegserfolg, welchen Napoleon zur Befriedigung der französischen Nationallehre und zur Sicherung der heimischen und europäischen Stellung bedurfte. Aber auch Rußland bewies in der Verteidigung von Sebastopol und seiner Ostseestellung gegen die tapfern und kriegsgewandten Angreifer eine bewundernswürdige Widerstandskraft und Aufopferungsfähigkeit.

Erst als ein russisches Entsatzheer an der Eschernaja besiegt war und bei dem Hauptsturm am 8. Sept. 1855 der neue General Pelissier durch die Eroberung des Malakoffthurmes sich in den Besitz der Südseite der Sebastopoler Befestigungen gesetzt hatte, ließ Napoleon, mit diesem Ruhm seines Heeres und mit dem dadurch in Europa gewonnenen moralischen Uebergewichte befriedigt, es zu, daß Oesterreich erneute Friedensvermittlungsvorschläge aufstellte, die dem Kaiser Alexander als Ultimatum vorgelegt wurden. Die Annahme derselben war Rußland um so leichter, da es unferbessen unter General Murawiew die asiatisch-türkische Festung Kars erobert hatte.

Alexander, das wahre Beste für die Zukunft seines Reiches bedeutend und den dringenden Rath des neutralen Preußens beachtend, nahm das Ultimatum in allen seinen Puncten an und beschickte den Friedenscongreß in Paris, zu dessen Schlußsitzungen auch noch Preußen eingeladen wurde.

So erfolgte der von der Festigkeit, Mäßigung und Selbstbeherrschung der Monarchen herbeigeführte europäische Friede vom 30. März 1856, welcher für die nächste Zukunft in den europäischen Staaten das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Interessen geweckt und insbesondere in Bezug auf Deutschland die Wahrheit an's Licht gestellt hat, daß ohne sein Wollen und Mitwirken weder der Westen sich dem Osten, noch der Osten dem Westen aufdrängen kann.

Schon bei den Friedensconferenzen zu Paris konnte man aus den Reden des sardinischen Ministers Cavour sehen, daß auch Oesterreich, wegen seiner Herrschaft in Italien, ein Angriff zugebracht sei. Man fürchtete, daß nach dessen Lähmung die Reiche an Preußen und das übrige Deutschland kommen werde, wo die innern Zustände den Klüften des Auslands so viele schwache Seiten boten, die auch den dritten Napoleon locken konnten, den Grundsatz des ersten: „L'un après l'autre!“ auf dasselbe anzuwenden.

So waren in Bayern das Ministerium und die Kammern über Reformen im Ge-

Staatsoberhauptes noch verstärkt und ausgebildet werden war. Das Vereinsrecht und die Presse wurden beschränkt und unterdrückt, mit England und Rußland (insbesondere durch seine Zusammenkunft mit der Königin Victoria in Oherbourg und mit Kaiser Alexander II. in Stuttgart) Verbindungen angeknüpft. Da wurde er plötzlich am 14. Januar 1858 durch Orsini's Attentat in erschreckender Weise an seine frühere Verbindung mit den italienischen Fortschrittsmännern erinnert und zur Theilwirkung für die Freiheit Italiens gedrängt.

Nachdem er für den Fall seines Todes eine Regentenschaft bestellt und zur Sicherheit seiner Person und seines Regiments ein strenges Verbanngesetz erlassen und Frankreich in fünf Marschallate (zur Niederhaltung jeder gefährlichen Bewegung) getheilt hatte, nahm er die italienische Sache in die Hand. Der Neujahrsgruß (von 1859) an den österreichischen Gesandten zu Paris, wozu die Thronrede Victor Emanuels in Betreff eines in Italien sich erhebenden „Schmerzschrei's“ den ersten Commentar gab, war das Signal, daß es mit dem kürzlich begonnenen Weltfrieden wieder zu Ende sei.

Hierauf that ein in der Vermählung des Prinzen Napoleon (Jerome's Sohn) mit Clotilde, der Tochter Victor Emanuels, zu Tage tretender Familienpact der damaligen Dynastie mit dem piemontesischen Hause und zugleich eine von L. Napoleon inspirierte Schrift dem erkaunten Europa kund, daß ganz Italien seine Unabhängigkeit erhalten und zu einem Staatenbunde unter dem Vorfige des Papstes gemacht werden müsse.

Rußland schlug zwar zur Entscheidung der italienischen Frage einen Congreß der Großmächte vor, aber Oesterreich wollte sich einen solchen Congreß nur gefallen lassen, wenn man dabei auf dem Grund der Verträge von 1816 stehen bliebe. Daraus giengen die andern Mächte nicht ein, und so sollte der Krieg entscheiden.

Um Deutschland von einer Theilnahme an diesem Kriege fern zu halten und so leichter mit Oesterreich in Italien fertig zu werden, suchte Kaiser Napoleon die Besorgnisse der Deutschen vor einem französischen Angriff auf die Rheingrenze durch die Versicherung freundlicher Gesinnung zu zerstreuen und empfahl die Localisierung des Kriegs auf Italien.

So unterblieb ein Congreß, und alle Verhandlungen darüber hatten nur dazu gedient, Frankreich und Piemont Zeit zur Vervollständigung ihrer Kriegsrüstungen zu verschaffen. Um den Krieg abzuwehren, machte Oesterreich vergebliche Versuche: es fand keine Bundesgenossen und nur in Süddeutschland aufrichtig gute Wünsche. Zwar hatte es seine Heere in Italien und an seiner russischen Grenze verstärkt; da ihm aber die Unterhaltung dieser Heere bei seinem zerrütteten Finanzzustand durch das absichtliche Hinhalten der unterhandelnden Mächte zur unerträglichen Last wurde und weder England noch Preußen zur positiven Hilfe zu gewinnen waren, so stellte es am 23. April an Piemont ein Ultimatum, binnen drei Tagen zu ent Waffen. Dasselbe wurde zurückgewiesen, und damit war die letzte Aussicht auf Frieden verschwunden.

Am 29. April überschritten die Oesterreicher unter dem unfähigen Oberfeldherrn Graf Gyulai den Ticino und besetzten den zwischen diesem Flusse und der Sesia gelegenen Landstrich, die Comellina. Die Ueberschreitung des

Grenzflusses Ticino hatte bereits am 26. April Napoleon für eine Kriegserklärung an Frankreich erklärt, und er bereitete sich nun, seinem Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Einige seiner Truppen marschierten über den Mont Genis und den Mont Senebre, der größere Theil und er selbst kam zu Schiff und landete in Genua.

In Deutschland, namentlich in Süddeutschland, herrschte ein lebhaftes Mitgefühl für die Gefahr Oesterreichs, und es wurde vielfach die Befürchtung ausgesprochen, daß Napoleon, wenn Oesterreich diesmal im Stich gelassen und besiegt werde, in wenigen Jahren Preußen und das übrige Deutschland mit Krieg überziehen werde. Es sei daher besser, Oesterreich mit der ganzen Macht Deutschlands zu unterstützen und am Po den Rhein zu verteidigen. Man schritt zur Ausrüstung von Heeren und Festungen, aber die Mittelstaaten konnten allein keinen Feldzug unternehmen und waren auf Preußen angewiesen. Dieses war indessen von Oesterreich vergebens um seine Allianz angegangen worden und behauptete zunächst noch die Politik der „freien Hand“.

In Bayern, wo die Sympathie für Oesterreich am lebhaftesten war, erhob sich die zweite Kammer gegen die Vernachlässigung des Heerwesens. Um den fortdauernden Kampf der Stände mit dem Ministerium zu beendigen, berief Max II. am 28. März 1859 ein neues Ministerium mit der Erklärung: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!“ Weil aber die Erregung in Deutschland gegen Frankreich wuchs, so übernahm es Rußland, dieselbe durch eine drohende Erklärung an den deutschen Bund (mit Berufung auf den §. 46 der Wiener Schlussacte) herabzukommen. Doch wies das sächsische Ministerium (v. Beust) diesen Eingriff in die Unabhängigkeit Deutschlands durch ein ernstes Wort zurück. Aber auch England erklärte, daß es, wenn der deutsche Bund für Oesterreich eintreten werde, den deutschen Schiffen und Küsten gegen französische Angriffe keine Hilfe gewähren werde.

Die Oesterreicher waren weder an Zahl der Truppen noch in der Leitung der Kriegsoperationen den verbündeten Franzosen und Piemontesen gewachsen und versäumten die günstige Gelegenheit, dieselben vor der Concentration ihrer Streitkräfte einzeln anzugreifen. Als sie endlich zum Angriff schritten, wurden sie in den Gefechten bei Montebello und bei Palestro (20. und 31. Mai) zurückgedrängt und mußten, da Garibaldi mit seinen Alpenjägern im Norden der Lombardei bis Como vordrang und Mailand bedrohte, die Comellina verlassen und am 1. Juni über den Ticino zurückgehen.

Zwar erschien ein neues österreichisches Armeekorps über Bayern und Tyrol her; dennoch ließ es die Mangelhaftigkeit der Oberleitung zu keinem rechten Zusammenwirken kommen, und so gelang es den verbündeten Heeren, die Oesterreicher in der Schlacht bei Magenta (den 4. Juni) zum Weichen zu bringen. Der Verlust dieser Schlacht hatte den Rückzug auf die Minciolinie und nach der Räumung von Pavia und Piacenza den Verlust der Lombardei zur Folge.

Sofort rückte Napoleon mit Viktor Emanuel in Mailand ein und erklärte in einer Proklamation an die Italiener, daß er nicht aus eigennützigen Gründen Krieg führe, sondern um Italien „frei bis zur Adria“ zu machen. Die imperialistische Presse versäumte nicht zu rühmen, daß Frankreich allein es sei, welches für eine „Idee“ in den Kampf trete.

Weil aber Oesterreich allzuwillig seine Besatzungen aus Bologna, Ferrara und Ancona zurückzog, so war dadurch auch Mittelitalien

der dort hervortretenden Revolution preisgegeben. In Florenz, wo der französische Gesandte selbst insgeheim den Aufstand vorbereitet hatte, mußte der Großherzog Leopold II. seinen Staat verlassen, wofür sich Victor Emanuel vorläufig zum Protector von Toscana erklärte und auch das Protectorat von Bologna übernahm. Aus Parma entfloß die Herzogin Luise; aus Modena rettete sich der Herzog Franz V. mit seinen Truppen auf österreichisches Gebiet.

Inzwischen hatte Kaiser Franz Joseph selbst den Heerbefehl in Italien übernommen und beschloßen, von der Mirafiolinie aus seine Gegner durch einen concentrirten Angriff zu überraschen. Allein so tapfer und heldenmüthig die Oesterreicher stritten, so wurden sie doch in der Schlacht bei Solferino (am 24. Juli) durch die überlegene Artillerie des Feindes besiegt.

Als der letzte Widerstandspunkt der Oesterreicher verloren war, brach plötzlich über die Streitenden ein furchtbares Donner- und Hagelwetter aus, unter dessen Schutz das Centrum und der rechte Flügel der Oesterreicher unverfolgt den Rückzug nach dem bergenden Festungsviereck ausführen konnte. Vor dem Beginn des Rückzugs hatte der österreichische Feldmarschall Benedek den Angriff der Piemontesen auf die Anhöhe von S. Martino sechs mal zurückgeschlagen und erst, als das Hauptheer den Rückzug antrat, sah sich Benedek auf den zweimal ihm zugesandten Befehl seines Kaisers genöthigt, mit thranenden Augen die Anhöhen der Piemontesen zu überlassen.

Bereits nach der Schlacht bei Magenta hatte der Prinzregent von Preußen die ganze preussische Armee mobil gemacht und beim Bundestag die Aufstellung des 7. und 8. Armeecorps beantragt. Dieser Umstand und die Nachricht von der kriegerischen Stimmung in Süddeutschland, sowie das Eintreffen neuer österreichischer Streitkräfte im Venetianischen zur äußersten Vertheidigung des Festungsvierecks brachte den Kaiser Napoleon, der auf einen gleichzeitigen Krieg am Rhein und am Po nicht vorbereitet war, wider jedermanns Erwarten auf den Gedanken, dem Kriege ein Ziel zu setzen.

Er bot daher einen Waffenstillstand an und hielt mit dem Kaiser Franz Joseph eine Zusammenkunft in Villafranca (den 10. Juli), wobei Friedenspräliminarien zu Stande kamen, auf deren Grund der Friede selbst und zwar in Zürich abgeschlossen werden sollte. Daß Franz Joseph in einem Augenblick, wo Napoleon's Verlegenheit beim Beginn des Festungskriegs anfieng und die Hilfe Deutschlands eben eintreten sollte, den Frieden abschloß, hatte seinen Grund hauptsächlich in seiner Eifersucht auf Preußen. Er wollte um jeden Preis verhüten, daß Preußen sich militärisch an die Spitze Deutschland's stelle und etwa dadurch sich zur ersten Macht in Deutschland aufzuschwingen suche. Daher hatte er beim Bundestag beantragt, dem Prinzregenten den Oberbefehl nur als einem vom Bundeskriegsrath in Frankfurt abhängigen, nicht als einem durchaus selbständigen Heerführer zu übertragen, wogegen natürlich der Prinzregent protestierte.

Die Präliminarien bestanden in folgenden Hauptpunkten: Oesterreich sollte die Bombardirung Frankreich's, dieselbe sie an Piemont abtreten; Italien sollte ein Föderativstaat, Venetien unter österreichischer Herrschaft ein Glied desselben werden, aber von Oesterreich Reformen erhalten: die erblichen Fürsten von Toscana und Modena sollten wieder in ihre Staaten zurückkehren, falls das Volk sie freiwillig zurückrufe; der Papst sollte in dem neuen Bundesstaate den Vorzug haben und im Kirchenstaate Reformen einführen.

Der Züricher Friede kam am 10. November 1859 zum Abschluß, größtentheils aber nicht zur Ausführung. Von einer Zurückberufung der vertrie-

benen Fürsten wollten die Italiener nichts mehr wissen; vielmehr erklärte die Nationalversammlung in Bologna, welche den ganzen nördlichen Theil des Kirchenstaates, die sogenannte Emilia, repräsentierte, und eine Volksabstimmung in Toscana, Modena und Parma sich für Anschluß an Piemont. Doch mußte Victor Emanuel Savoyen (die Wiege seiner Dynastie) und Nizza an Frankreich abtreten, wodurch das prahlerische Wort der französischen Presse, Frankreich allein ziehe für eine „Idee“ das Schwert, Lügen gestraft wurde.

Darauf wurde von Garibaldi und seinen Freiwilligen Sicilien und Neapel in Aufzucht gesetzt, der Anschluß dieses Königreichs an Piemont aus gesprochen und der junge König Franz II. zum Rückzug nach Gaëta gezwungen. Dieser verteidigte sich, unterstützt von seiner muthigen Gemahlin Maria, aus dem Hause Wittelsbach, welche durch furchtlose Pflege der Kranken und Verwundeten die Bewunderung von ganz Europa erregte; mehrere Monate, mußte aber endlich am 13. Februar 1861 kapitulieren, worauf er sich nach Rom begab. Schon vorher hatten sich auch die Marken und Umbrien vom Kirchenstaate abgelöst und an Piemont sich angeschlossen; nachdem das päpstliche Heer unter Lamoricière von dem piemontesischen General Cialdini bei Castelfidardo am 18. Sept. 1860 geschlagen und am 29. Sept. Ancona eingenommen worden war. Nun konstituierte sich das erste italienische Parlament und Victor Emanuel nahm den Titel „König von Italien“ an.

Zur Vollendung des Einheitsstaates fehlten noch Rom und Venedig. Dieses blieb den Oesterreichern, jenes mit einem Rest vom Kirchenstaate dem Papste. Um den letztern theils vor einer innern Revolution theils vor den Angriffen Victor Emanuel's und Garibaldi's zu sichern, verstärkte Napoleon die französische Besatzung, welche er seit dem Jahre 1849 in Rom hatte. Mit dem österreichischen Einfluß in Italien war es seitdem vollständig zu Ende; an seine Stelle trat der französische, welcher sich, besonders durch die Besetzung Roms, bald nicht weniger verhaßt machte als jener.

Cap. 53. Entscheidungskampf zwischen Preußen und Oesterreich und Gründung des norddeutschen Bundes.

Hist. Atlas, Tab. XVIII.

310. Das von Frankreich verkündigte Princip der Nationalität und der Selbstbestimmung der Völker, wonach die getrennten Glieder einer Nation das Recht haben sollten, sich zu einem Ganzen zusammenzuschließen und jedes Volk das Recht, seine Regierungsform selbst zu bestimmen, ohne daß ein anderes in dessen Angelegenheiten sich mischen dürfe (Nichtinterventionsprinzip), konnte, nachdem es soeben in Italien größtentheils glücklich durchgeführt war, nirgends stärkeren Anklang finden als in Deutschland. Es wurde daher schon im September der Nationalverein gegründet, dessen ausgesprochener Zweck war, den Bundestag zu beseitigen, eine neue, die realen Verhältnisse der einzelnen Staaten mehr berücksichtigende Bundesverfassung mit starker Centralgewalt zu schaffen und die Hegemonie in Deutschland Preußen zu übertragen, während mit dem aus diesem engern deutschen Bundesstaat ausgeschlossenen Oesterreich nur ein Unionsverhältniß bestehen

solte, wie dies schon in den Jahren 1848 und 1849 von der sogenannten Reichsdeutschen Partei in Frankfurt vorgeschlagen war. Diesem Programm wurde von den Anhängern Oesterreichs der großdeutsche Reformverein entgegengestellt, der besonders in dem Adel Süddeutschlands Theilnehmer fand.

Oesterreich schien nach seiner Niederlage in Italien zu der Einsicht gekommen zu sein, daß nur derjenige Staat stark sei und auch in der größten Gefahr feststehe, welcher auf das Volk sich stütze, und daß dieses nur dann möglich sei, wenn dasselbe zur Theilnahme an der Regierung herangezogen werde. Aber seine Lage war schwieriger als die jedes anderen Staates. Denn neben der Vielheit der Nationalitäten und Völkerschaften mit ihren historischen Rechten und modernen Ansprüchen die Einheit des gesamten Reiches und eine kräftige Regierungsgewalt anrecht zu erhalten, war eine Aufgabe, wie sie kein anderer Staat in Europa zu lösen hatte. Es wurden denn auch mehrere Jahre hindurch verschiedene Versuche in Oesterreich gemacht. Am schwierigsten waren die Ungarn zu befriedigen. Denn diese, seit dem Jahre 1849 niedergeworfen und wie ein neu erobertes Land willkürlich und absolutistisch behandelt, benützten die Verlegenheit und Schwäche Oesterreichs, um die ihnen bestrittene „Rechtscontinuität“ und damit die Verfassung von 1848 zu verlangen. Mit der Ernennung des Ritters von Schmerling zum Staatsminister wurde mit der Durchführung der Centralisation ein Versuch gemacht. Es erfolgte das Februarpatent (vom 26. Febr. 1861), wodurch ein engerer und weiterer Reichstag geschaffen wurde. In jenem sollten die Vertreter der deutsch-slavischen Länder, in diesem die Gesamt-Oesterreichs, also auch Ungarns, tagen. Da aber die Ungarn den weiteren Reichstag nicht beschieden und gegen die Gültigkeit seiner Beschlüsse in den ungarischen Angelegenheiten protestirten; da auch die Slaven gegen die Centralisation feindselig auftraten und das Abgeordnetenhaus den trostlosen Zustand der Finanzen schonungslos aufdeckte und auf Ersparnisse, besonders im Militärwesen, drang, so wurde dieser Weg wieder verlassen, das Ministerium Schmerling verabschiedet, das Drei-Grafen-Ministerium (Graf Belcredi, Graf Larisch, Graf Mensdorff-Pouilly) angenommen und durch das Septemberpatent (20. Sept. 1865) die Februarverfassung mit dem engeren und weiteren Reichsrath suspendirt, die einzelnen Landtage einberufen und ausgesprochen, daß diesen die Resultate des ungarischen Ausgleichs vorgelegt werden sollten. Mit den Ungarn wurden Unterhandlungen eingeleitet, die aber, weil diese auf ihrem vollen Rechte bestanden, vorerst zu keinem Resultat führten. So war man in Oesterreich wieder auf dem alten Standpunkt des Fürsten Metternich.

Auch in Preußen herrschte zwischen Regierung und Volk nicht die größte Einigkeit. König Wilhelm I. gieng von der Ansicht aus, daß Preußen nur durch Schlagfertigkeit einer starken Armee sich eine würdigere Stellung in Deutschland und unter den Großmächten verschaffen könne. Daher begann er die Heeresreorganisation, durch welche die aktive Dienstzeit in der Reserve erhöht, in der Landwehr vermindert, und so die Stärke des Heeres beträchtlich vermehrt wurde. So zweckmäßig diese Einrichtung auch war (wie sie sich denn auch im Jahre 1866 aufs glänzendste bewährt hat), so wurde sie doch von dem im Jahre 1861 zusammentretenden Abgeordne-

tenhaus angefochten, die bereits hierfür gemachten Ausgaben nicht bewilligt und die Regierung vor die Alternative gestellt, entweder die begonnene Reorganisation wieder aufzugeben oder trotz des Protestes des Abgeordnetenhauses sie durchzuführen und auch ohne die Bewilligung des Budgets fortzuregieren. Sie wählte das Letztere, und so entstand von 1861 — 1866 der Verfassungskonflikt. Es entstanden Vertagungen und Auflösungen des Landtags, Entlassung des liberalen Ministeriums, Uebernahme desselben durch den Prinzen von Hohenlohe und von der Heydt und endlich der Eintritt des Herrn von Bismarck-Schönhausen ins Ministerium (24. Sept. 1862). Derselbe übernahm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die Stelle eines Ministerpräsidenten.

Dieser Mann, am 1. April 1813 zu Brandenburg geboren; hatte sich in den Landtagen von 1857 — 1859 als einer der eifrigsten Verteidiger der konservativen Prinzipien bemerklich gemacht und war damals ein entschiedener Anhänger der österreichischen Politik des Ministeriums Rantassell. Als Bundestagsgesandter in Frankfurt (1851 bis 1859) hatte er Gelegenheit, die Bundespolitik Oesterreichs näher kennen zu lernen, war als Gesandter in Petersburg (1859 — 1862) für die Erhaltung der engen Beziehungen zwischen Preußen und Rußland thätig und suchte als Gesandter in Paris (Frühjahr bis Herbst 1862) eine Annäherung an Frankreich anzubahnen. Bei seinem Eintritt ins Cabinet war er entschlossen, das bisherige Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich aufzuheben, Preußen zur Präsidialmacht eines engeren deutschen Bundes zu machen und Oesterreich, sei es auf diplomatischem, sei es auf kriegerischem Wege, zu nützigem, „seinen Schwerpunkt in Osn zu suchen“. Es war eine Andeutung hievon, als er in einer Commissionsitzung des Abgeordnetenhauses die Aeußerung hinwarf, „große Fragen würden nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden.“

Dieser kühnen Staatsmann an der Spitze, gieng Preußen einer großen Zukunft entgegen. An dem diplomatischen Druck, welchen die Großmächte wegen des Aufstandes in den russisch-polnischen Provinzen auf Rußland auszuüben suchten, theilte sich Preußen nicht, schloß vielmehr zur Unterdrückung desselben die Convention vom 8. Febr. 1863 mit Rußland, welche übrigens nicht zur Ausführung kam. Oesterreich dagegen, in Gemeinschaft mit Frankreich und England, schickte eine Note nach Petersburg, ohne etwas anderes dadurch zu erreichen, als daß der Haß Rußlands gegen Oesterreich noch zunahm.

Auch Oesterreich gieng mit dem Gedanken um, seine Machtstellung in Deutschland zu erhöhen, und lud daher sämtliche deutsche Staaten im August 1863 zu einem Fürstentag in Frankfurt ein, um ihnen ein Reformprojekt vorzulegen. Da es aber hiebei auf eine Ueberraschung abgesehen war und nach dem Projekt die Geltung Preußens im deutschen Bund zu Gunsten Oesterreichs geradezu vermindert werden sollte, so nahm der König von Preußen gar keinen Theil am Fürstentag. Schon dadurch blieb dieser resultatlos. Preußen erklärte, daß die Grundlage jeder Aenderung der Bundesverfassung der Antrag sein müsse, eine aus direkten Wahlen hervorgegangene Volksvertretung zu berufen. Aber mit einem deutschen Parlament wollten die anderen Staaten, in der Erinnerung an das Jahr 1848, nichts zu schaffen haben.

311. Die auf einander so eifersüchtigen deutschen Großmächte wurden plötzlich zu einer gemeinschaftlichen Aktion gedrängt. Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark, und sein Nachfolger war der durch das Londoner Protokoll von 1852 hierfür designierte Prinz Christian von Glücksburg, der denn auch als Christian IX. den dänischen Thron bestieg.

Den Tag vorher, am 14. November, hatte die aus Dänemark und Schleswig einberufene Volksvertretung den Entwurf einer Gesamtstaatsverfassung, wonach Schleswig der dänischen Monarchie ganz einverleibt werden sollte, angenommen. König Christian, durch die Drohungen seiner französischen Hauptstadt geschreckt, unterzeichnete am 18. Nov. die neue Verfassungsurkunde und entzündete dadurch den neuen Schleswig-Holsteiner Krieg von 1864. Denn nicht nur daß der deutsche Bund und die Mehrzahl der deutschen Mittelstaaten das Londoner Protokoll nicht anerkannt hatten, daher sie auch König Christian ihre Anerkennung als Herzog von Schleswig-Holstein verweigerten, und daß Prinz Friedrich von Augustenburg alsbald seine Schrechte geltend machte und den Titel eines Herzogs von Schleswig-Holstein annahm; auch die beiden Großmächte, Preußen und Oesterreich, welche das Protokoll mit unterzeichnet hatten, mußten in der Einverleibung Schleswigs einen Rechtsbruch Dänemarks finden, das sich vertragsmäßig verpflichtet hatte, die Selbstständigkeit und legitime Ungetheiltheit der beiden Herzogthümer aufrecht zu halten.

Zunächst beschloß der Bundestag am 7. December 1863, Bundeserfolution eintreten zu lassen, und ließ noch im nämlichen Monat durch 12,000 Sachsen und Hannoveraner Holstein besetzen. Da Dänemark der Aufforderung Preußens und Oesterreichs kein Gehör gab und die Aufhebung der Gesamtstaatsverfassung verweigerte, so verbanden sich diese beiden Staaten durch die Convention vom 16. Jan. 1864 zu einer gemeinschaftlichen Occupation Schleswigs. Unter dem Oberbefehl des preussischen Feldmarschalls Wrangel (unter welchem Prinz Friedrich Karl die preussischen, Feldmarschall Gablenz die österreichischen Truppen befehligte) rückten 43,500 Mann in Schleswig ein und schickten sich nach einigen kleineren Gefechten zur Erstürmung des berühmten Danewerks an. Allein die Dänen, bereits in der Flanke bedroht, verließen daselbe in der Nacht vom 5. bis 6. Februar und zogen sich in die verschanzte Stellung bei Düppel zurück. Von den Allirten verfolgt, erlitten sie durch die Oesterreicher eine Niederlage bei Oeversee. Nun wandte sich Prinz Friedrich Karl nach dem Sundewitt, um die Düppeler Schanzen zu nehmen, während die Oesterreicher und die preussische Gardedivision gegen Nordschleswig und Jütland marschirten. Nach einer regelrechten Belagerung war am 18. April im Sundewitt alles zum Sturm bereit. Mit bewundernswerther Tapferkeit erstürmten die Preußen die Düppeler Schanzen und jagten die Dänen über die Brücke von Sonderburg nach der Insel Als. Feldmarschall Gablenz hatte inzwischen die jütische Grenzstadt Kolbing besetzt, war in Jütland bis zum Hymfard vorgedrungen und unternahm sofort die Belagerung der Festung Fredericia, welche von den Dänen am 23. April geräumt wurde. Auch zur See wurde rühmlich gekämpft von der preussischen Marine unter Contreadmiral Zachmann am 17. März auf der Ostseite von Rügen gegen ein überlegenes dänisches Geschwader, von der österreichischen Marine unter Contreadmiral Tegetthoff am 9. Mai bei Helgoland, wobei die österreichische Fregatte „Schwarzenberg“ in Brand geriet.

Aber England und Frankreich sahen diese kriegerischen Fortschritte der deutschen Großmächte und die Schwächung Dänemarks sehr ungern. Am 25. April eine Conferenz der Gesandten der fünf Großmächte; der deutschen Bundes, Dänemarks und Schwedens in London zusammen; um den deutsch-dänischen Konflikt beizulegen. Ihr nächster Beschluß war eine Waffenruhe, welche vom 12. Mai bis zum Schluß der Conferenz dauern sollte.

Da aber Dänemark alle Vorschläge der deutschen Gesandten verwarf, sich weder auf eine Personalunion noch auf eine „vollständige Trennung der Herzogthümer von Dänemark und ihre staatliche Vereinigung unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg“, noch auf eine Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten einlassen wollte, so wurde die Conferenz am 25. Juni ohne irgend ein Resultat geschlossen.

Am folgenden Tage begannen wieder die Kriegsoperationen. Prinz Friedrich Karl hatte einstweilen für den alten Feldmarschall Wrangel den Oberbefehl übernommen. Am 29. Juni ließ er seine Bataillone auf Rähnen über den Allensund setzen, zwang die dänischen Truppen zur Einschiffung nach der Insel Fünen, machte gegen 3000 Gefangene und eroberte Allsen. Darauf giengen die Preußen und Oesterreicher über den Rymfjord und nahmen ganz Jütland bis zur nördlichen Spitze in Besitz. Die westfriesischen Inseln Sylt, Föhr u. a., welche unter der Brutalität des dänischen Seefapitäns Hammer seufzten, wurden durch österreichische Schiffe befreit.

Endlich war der dänische Starrsinn gebrochen. König Christian bat um Frieden. In Wien wurde darüber zwischen den Bevollmächtigten Preußens, Oesterreichs und Dänemarks unterhandelt und am 1. Aug. die Präliminarien verabredet, am 30. October der Friede geschlossen. In diesem Wiener Frieden trat König Christian alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein und Lauenburg an Preußen und Oesterreich ab und verpflichtete sich, ihre weiteren Verfügungen über das Schicksal der Herzogthümer anzuerkennen. Demgemäß hatten Preußen und Oesterreich allein, nicht der deutsche Bund, über die Herzogthümer zu entscheiden. Das Verhältniß der beiden Großmächte zu einander und das Preußens zu den Mittelstaaten war aber von der Art, daß es über dieser Entscheidung zum schwersten Konflikt kommen mußte. Wie aber auch die Würfel fallen mochten: jedenfalls war es ein großer Gewinn, daß diese echt-deutschen Länder wieder ans gemeinsame Vaterland zurückgekommen waren.

312. Preußen, welches zur Eroberung der Herzogthümer das Meiste beigetragen hatte, zeigte keine Lust, aus denselben einen souveränen Mittelstaat sich bilden zu lassen, welcher, wie die meisten anderen, im Anschluß an Oesterreich eine antipreußische Politik verfolgte und ihm in seinem Rücken Schwierigkeiten machte. Auch war es klar, daß die maritimen Einrichtungen und Kräfte der Herzogthümer unter einer mittelstaatlichen Regierung nicht in dem Grade nutzbar gemacht werden konnten, wie dies bei dem engen Anschluß derselben an einen Großstaat der Fall war. Preußen war daher entschlossen, den Erbprinzen von Augustenburg, der inzwischen seinen Wohnsitz nach Kiel verlegt hatte, nur dann als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen, wenn dieser und die Volksvertretung ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß mit ihm eingiengen und ihm bestimmte Concessionen machten. Darunter verstand bei Preußen über die Land- und Seemacht der Herzogthümer, Einführung der russischen Militärverfassung, Einräumung der Bundesfestung Rendsburg, des Hafens u. a. m. Hierzu als einer Entäußerung der Souveränität wollte Preußen weder der Erbprinz noch das Land verstoßen, und Oesterreich, das durch den Wiener Frieden Mitbesitzer war, legte, obgleich es an der Nordsee kein besonderes Interesse hatte, aus bloßer Eifersucht gegen Preußen, der Verwirklichung dieses Vorhabens seine Zustimmung nicht.

lichen Angriff genöthigt und Glatz-Gallas genöthigt, sich zu Benedek gegen Königgrätz zurückzuziehen. Friedrich Karl und Herwarth stellten sich in der Umgegend von Gitschin auf und erwarteten hier die Nachricht von der Annäherung des Kronprinzen. König Wilhelm verließ am 29. Juni, begleitet von Graf Bismarck, dem Kriegsminister Roon und von General Moltke, Chef des Generalstabs, Berlin und traf am 2. Juli in Gitschin ein, um persönlich den Oberbefehl über die 3 Armeen zu übernehmen.

Die schwierigste Aufgabe hatte der Kronprinz, welcher von der Grafschaft Glatz aus die Sudetenpässe überschreiten mußte. Er hatte etwa 125,000 Mann, Benedek bei Josephstadt über 200,000; aber dieser verstand es nicht, seine Uebermacht gehörig zu verwenden. Der rechte Flügel des Kronprinzen unter General Bonin griff am 27. Juni die Oesterreicher unter Feldmarschall Gablenz bei Trautenau an, drängte sie über die Stadt bis zum Kapellenberg zurück, wurde aber, als jene Verstärkung erhielten, zurückgeschlagen. Diese Niederlage, bei welcher übrigens die Preußen geringere Verluste erlitten hatten als die Oesterreicher, wurde am 28. Juni durch das zweite Gefecht bei Trautenau (richtiger bei Burkardsdorf und Soor) wieder gut gemacht, in welchem Gablenz von Hiller überrascht und sein Corps fast ganz zersprengt wurde. Der linke Flügel des Kronprinzen unter General Steinmetz schlug am 27. Juni die Oesterreicher unter Feldmarschall Ramming bei Nachod, am 28. den Erzherzog Leopold bei Skalitz, am 29. den Feldmarschall Festetics bei Schweinschädel, und am nämlichen Tage nahm die Garde nach kurzem Gefecht die Stadt Königinhof. Am 30. Juni war die Vereinigung der 3 preussischen Armeen vollständig ausgeführt, und man sah der Entscheidungsschlacht entgegen.

Dieselbe erfolgte Dienstag den 3. Juli bei Königgrätz. In dem vor dieser Festung befindlichen Terrain zwischen Elbe und Bistritz hatte Benedek eine Schlacht anzunehmen beschlossen. Zur Aufstellung seiner Truppen (noch etwa 200,000 Mann) und der 500 gezogenen Geschütze hatte er am 1. und 2. Juli die davor liegenden Höhen geschickt benützt und die Höhe von Chlum zum Mittelpunkt seiner Operationen gemacht. Seine Batterien beherrschten das Thal der Bistritz und zum Theil noch den jenseitigen Rand. Auf die Nachricht von diesen Zurüstungen befahl König Wilhelm den Angriff auf den 3. Juli. Friedrich Karl sollte im Centrum, Sadowa gegenüber, Herwarth rechts bei Rechanitz, der Kronprinz links von Königinhof her angreifen. Aber der Letztere, welcher erst Morgens 4 Uhr den Befehl erhielt und 2 bis 3 Meilen vom Schlachtfeld entfernt war, konnte, zumal da es Vormittags heftig regnete, vor 1 oder 2 Uhr nicht auf dem Schlachtfelde eintreffen. Von seiner rechtzeitigen Ankunft hieng, wie von der Ankunft Blücher's bei Waterloo, die Entscheidung ab.

Die Schlacht begann am Morgen zwischen 7 und 8 Uhr. Friedrich Karl und Herwarth hatten zuerst die ganze Uebermacht der Oesterreicher allein auszuhalten. Zwar gelang es dem ersteren, den Uebergang über die Bistritz zu forcieren, Sadowa und andere Orte zu nehmen; aber die entgegenstehenden Höhen konnte er nicht nehmen, und die Truppen hatten durch das fürchterliche Feuer der dort aufgestellten Batterien sehr viel zu leiden. Um 1 Uhr war die Gefahr im preussischen Centrum groß. Man konnte nicht vorwärts bringen und sprach bereits von dem Rückzuge. Auf dem rechten Flügel stand es besser. Hier hatte Herwarth die Sachsen zurückgeworfen und bedrohte den österreichischen linken Flügel. Da kam gegen 2 Uhr die Nachricht, daß ein Theil der Armee des Kronprinzen schon seit 1 Uhr im Gefecht stehe. Die Oesterreicher, in der

rechten Flanke, zum Theil im Rücken angegriffen, mußten nun in der Front nachlaſſen. Unter lautem Vordrucks! wurde ſofort gegen 3 Uhr von Friedrich Karl der Wald von Sabowa und nach 4 Uhr die vernichtende Höhe von Sipa genommen, während von der Armee des Kronprinzen die Garde unter General Giller die Höhe von Chlum erſtürmte und den Rücken Benedek's bedrohte. Mit dem Erſcheinen des erſten Armeecorps unter Bonin war der Sieg der Preußen entſchieden. Alle Anſtrengungen Benedek's, die verlorenen Stellungen wieder zu nehmen, waren vergeblich. Er hatte den Fehler begangen, die Armee des Kronprinzen ſaſt gar nicht zu beachten, und erlitt nun von dieſer den entſcheidenden Stoß. Nach 4 Uhr mußte er den Befehl zum Rückzuge geben, der vielfach in Flucht ausartete. Seine Verluſte waren ungeheuer; ſie beſtanden ſich auf 42,000 Mann (worunter 20,000 Gefangene) und 174 Geſchütze, während die Preußen gegen 8600 Tode und Verwundete hatten.

Benedek zog ſich mit 4 Armeecorps in das verſchanzte Lager bei Olmütz zurück und ſchickte 2 andere nach Wien. Gableng, welcher am 4. Juli beim König um Waffenſtillſtand nachſuchte, wurde abſchlägig beſchieden. Am nämlichen Tage kam die Nachricht, daß Oeſterreich Venetien an Napoleon abgetreten, und daß dieſer es angenommen habe. Sowohl im preußiſchen als italieniſchen Hauptquartier lieſen Friedensſtelegramme von Paris ein. Oeſterreich's Plan war, dadurch die militäriſche oder jedenfalls diplomatiſche Vermittlung Napoleon's, welcher die Erfolge Preußens mit Eiferſucht wahrnahm, zu gewinnen; mit Italien, welchem Napoleon Venetien anbot, Frieden zu ſchließen und die dortigen Truppen raſch nach der Donau zu werfen. Es glaubte dieſes jezt um ſo eher thun zu können, da gerade gegen Italien ſeine Waffen ſiegreich waren. Denn da der General Lamarmora den ihm von Preußen angerathenen Kriegsplan verwarf und auf das Feſtungsviereck Loſging, ſo wurde er von Erzherzog Albrecht bei Cuſſoſſa am 24. Juni geſchlagen und über den Rincio zurückgeworfen. Aber trotz dieſer Niederlage nahm Italien, ſeiner Ehre und ſeiner Allianz eingedenk, das Napoleon'iſche Geſchenk nicht an, wie es auch das Anerbieten Oeſterreich's, vom 5. Mai, ihm Venetien abzutreten, falls es neutral bleibe, nicht angenommen hatte. Es ſetzte den Krieg fort, der freilich von Oeſterreich nur noch lau geführt wurde. Denn Oeſterreich zog 60,000 Mann vom Po nach der Donau und hielt ſich in Italien ſtreng in der Deſenſive.

Da dieſe Truppen erſt gegen Ende des Juli bei Wien eintrafen, und da Napoleon, deſſen Armee in Folge des mexikaniſchen Feldzuges nicht ſchlagnfertig war, zu einem bewaffneten Einſchreiten gegen Preußen oder Italien nicht gebracht werden konnte, ſo hatte Oeſterreich von dieſer Abtretung Venetiens wenig unmittelbaren Nutzen. Es entſetzte Benedek des Oberbefehls über die Nordarmee und ernannte den ſiegreichen Erzherzog Albrecht zum Oberfeldherrn über ſämmtliche Truppen. Aber es war zu ſpät; denn die meiſten Truppen waren entmuthigt, und die Preußen rückten unaufhaltsam vor. Ihr Ziel war die Hauptſtadt Wien. In dieſer Richtung marſchirten die 3 Armeen, General Hertwarth über Jglau und Znaim, Friedrich Karl, bei deſſen Truppen ſich der König befand, über Brünn, der Kronprinz über Olmütz. Der Leptere ſuchte der Armee Benedek's, welche zum Ausbruch nach Wien kommandirt worden war, auf dem Marſch möglichſt viel Abbruch zu thun, gewann über ſie am 15. Juli noch das Treffen bei Tobitiſchau und zwang ſie, den Umweg über die kleinen Karpathen zu machen. Dahin ſchickte ihr Friedrich Karl den General Franſecky nach, deſſen Truppen eben im Begriff waren, die Früchte eines ſiegreichen Gefechts am 22. Juli bei Blumenau

einzuernien, eine ganze Brigade abzuschneiden und Preßburg zu nehmen, als ihnen die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes Einhalt gebot.

Die Armee des Kronprinzen war am 19. Juli wieder zu den beiden andern gestoßen und hatte sich in der Gegend von Nikolsburg und Lundenburg als Reserve der Armee des Prinzen Friedrich Karl aufgestellt. Ihre Vorhut stand $1\frac{1}{2}$ Meilen von den Florisdorfer Schanzen im Angesicht der Stadt Wien. Ihren Einzug in dieselbe wollte Napoleon um jeden Preis verhindern, um nicht den Ruhm seines Oheims verdunkeln zu lassen, daher er alles aufbot, um Oesterreich zu vermögen, daß es Preußens Bedingungen annahm, und Preußen, daß es keine unannehmbaren Bedingungen stellte. Die Unterhandlungen begannen am 20. Juli und wurden im Hauptquartier des Königs, in Nikolsburg, geführt. Vom 22. bis 27. Juli war Waffenruhe, und am 27. Juli wurden von den Bevollmächtigten Preußens und Oesterreichs die Friedenspräliminarien unterschrieben, denen am 23. Aug. der die nämlichen Bedingungen enthaltende definitive Prager Friede folgte. Die Hauptbestimmungen dieser Uebereinkunft waren folgende: „Der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaats. Er verspricht, das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches der König von Preußen nördlich von der Linie des Maina begründet wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Vereinbarung zwischen beiden vorbehalten bleibt, und der eine internationale, unabhängige Existenz haben wird. Er überträgt seine im Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig auf den König von Preußen mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen. Der König von Preußen erklärt sich bereit, das Königreich Sachsen in seinem bisherigen Umfang bestehen zu lassen, indem er sich vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung desselben innerhalb des norddeutschen Bundes durch einen besonderen Friedensvertrag näher zu regeln. Dagegen verspricht der Kaiser von Oesterreich, die von dem König von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen anzuerkennen.“ An Kriegskosten zahlte Oesterreich 20 Millionen Thaler an Preußen.

In Betreff Italiens „gab es seine Zustimmung zur Vereinigung des lombardisch-venetianischen Königreichs mit dem Königreich Italien.“ Das letztere hatte indessen in seiner Kriegsführung nicht mehr Glück gehabt als vorher. Seine unter dem Admiral Persano stehende Flotte wurde von der österreichischen unter Viceadmiral Tegetthoff am 20. Juli bei Lissa geschlagen. Auch die Leistungen Garibaldi's, welcher mit seinen Freiwilligen im südlichen Tyrol einbrang, und der Armee unter Cialdini, welche bis auf 2 Meilen von Trient vorrückte, waren nicht bedeutend. Als Victor Emanuel auf der Wegnahme Südtirols bestand, warf Oesterreich nach dem Nikolsburger Vertrag einen Theil seiner Truppen wieder nach Italien. Daher blieb jenem nichts anderes übrig als sich mit Venetien zu begnügen und gleichfalls mit Oester-

reich seinen Frieden zu schließen. Dies geschah in Wien am 3. Okt. Doch mußte sich Italien noch der Demüthigung aussetzen, daß, nach dem Abzug der österreichischen Truppen, der französische General Lebœuf am 18. Oktober Venedig im Namen Frankreichs an den venetianischen Gemeinderath übergab. Darauf folgte am 21. und 22. Okt. in Venedig die Volksabstimmung über die Vereinigung mit dem Königreich Italien. Diese fiel fast einstimmig für den Anschluß aus, und nun erst war die Annexion formell richtig.

Von den Nikolsburger Friedenspräliminarien waren die süddeutschen Staaten ausgeschlossen. Diese kämpften auf einem besonderen Kriegsschauplatz und hatten auch einen besonderen Frieden mit Preußen zu schließen. Ihre Truppen standen unter der Oberleitung des bayrischen Prinzen Karl und bestanden aus den 2 Bundesarmee-corps, dem siebenten, bayrischen, welches 50,000 Mann stark unmittelbar unter Prinz Karl stand, und dem achten, welches aus Württembergern, Badenern, Hessen-Darmstädtern bestand und vom Prinzen Alexander von Hessen befehligt wurde. Dem letztern schlossen sich kurhessische, nassauische und 12,000 Mann österreichische Truppen an, so daß seine Stärke auf 60,000 hiege. Die Bayern standen in der Gegend von Bamberg, das 8. Bundescorps bei Frankfurt. Ihnen gegenüber befand sich der preussische General Vogel von Falkenstein als Befehlshaber der „Mainarmee“, welche 53,000 Mann stark war. Nach der Kapitulation der Hannoveraner, welche das Vorbringen der Bayern gegen Thüringen nicht verhindern konnte, zog Falkenstein von Eisenach gegen den Main und suchte der Vereinigung der beiden süddeutschen Heere vorzubeugen. In den Gefechten bei Hünfeld und Dermbach (4. Juli), bei Rissingen, Hammelburg, Waldfischach und Hausen (10. Juli) wurden die Bayern zurückgedrängt und zogen sich nach Schweinfurt. Darauf wandte sich Falkenstein westlich gegen das achte Bundescorps, schlug einzelne Theile desselben bei Laufach (13. Juli), und bei Aschaffenburg (14. Juli), zwang den Prinzen Alexander von Hessen zur Räumung Frankfurts und zog am 16. Juli in dieser Stadt ein. Die sehr zusammengeschrumpfte Bundesversammlung hatte am 14. Frankfurt verlassen und war nach Augsburg übergesiedelt, das achte Bundescorps hatte sich über den Odenwald nach der Tauber zurückgezogen. Dahin folgte ihr der an Falkenstein's Stelle zum Befehlshaber der Mainarmee ernannte General Manteuffel. Er drängte in einer Reihe von Gefechten (bei Hundheim am 23. Juli, bei Wertheim, Werbach und Tauberbischofsheim am 24., bei Gerolshausen und Helmstadt am 25., bei Mingen und Roßbrunn am 26.) die vereinigten süddeutschen Heere über den Main bei Würzburg zurück und beschoß am 27. die dortige Feste Marienberg. Zu gleicher Zeit war ein unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin stehendes Reservecorps über Hof in Bayern eingerückt. Es zog am 28. Juli in Vaireuth, am 31. in Nürnberg ein. Am 2. August begann auf das specielle Ansuchen Bayerns, Württembergs, Badens, Hessens auch hier der Waffenstillstand, und ihm folgten die einzelnen Friedensschlüsse zu Berlin zwischen Preußen und diesen Staaten (mit Württemberg am 13. August, mit Baden am 17., mit Bayern am 22., mit Hessen-Darmstadt am 3. Sept.). Den Friedensbestimmungen gemäß zahlte Württemberg an Preußen 8 Mill. Gulden Kriegskosten, Baden 6 Millionen, Bayern 30 Millionen und hatte noch im Norden ein kleines Gebiet (Hersfeld und Orb) abzutreten; Hessen zahlte 3 Millionen,

trat Hessen-Homburg und einige kleine Gebietstheile ab, trat mit der Provinz Oberhessen in den norddeutschen Bund ein und überließ Preußen das Besatzungsrecht in Mainz. Außerdem schloßen die Regierungen von Bayern, Württemberg und Baden, welche ganz außerhalb des norddeutschen Bundes standen und ihre volle Souveränität behielten, zugleich mit diesen Friedensverträgen auch ein Schutz- und Trugbündniß mit Preußen, wonach sie sich „gegenseitig die Integrität ihres Gebiets garantierten und sich verpflichteten, im Fall eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zu diesem Zwecke einander zur Verfügung zu stellen.“ Der Friede mit Sachsen wurde erst am 22. Oktober geschlossen. Es hatte 10 Millionen Thaler zu bezahlen und trat unter besonderen Bedingungen in den norddeutschen Bund ein.

So war der deutsche Bund, 51 Jahre nach seiner Gründung, aufgelöst, und Preußen nahm die Neugestaltung Deutschlands in die Hand. Die dortige Regierung kam dem neugewählten Abgeordnetenhaufe dadurch entgegen, daß sie, um dem Verfassungskonflikt ein Ende zu machen, bei demselben um Indemnität für die seit 1862 ohne gesetzlich festgestellten Staatshaushaltsetat geführte Verwaltung einkam. Darauf folgte die königliche Erklärung vom 17. August, worin die Einverleibung Hannovers, Kurhessens, Nassaus, Frankfurts in die preussische Monarchie ausgesprochen wurde, und das Patent vom 12. Januar 1867, welches die Einverleibung Schleswig-Holsteins befahl. Durch diese Annexionen erhielt Preußen einen Zuwachs von nahezu 5 Mill. Einwohnern und umfaßt jetzt 6391 Quadratmeilen und 23,590,000 Einwohner. Diese ansehnliche Macht wurde durch die Gründung des norddeutschen Bundes noch verstärkt. Gleich nach dem Kriege traf Preußen Vorbereitungen hiezu, berief die Bevollmächtigten aller nördlich vom Main gelegenen Staaten auf den 17. December 1866 zu einer Konferenz nach Berlin und legte ihnen den Entwurf einer Bundesverfassung zur Berathung vor. Nach Vollendung derselben wurde der am 12. Febr. gewählte norddeutsche Reichstag vom König von Preußen am 24. Februar mit einer staatsmännischen und patriotischen Rede eröffnet. Dieser Reichstag unterzog den von den Bevollmächtigten ihm vorgelegten Entwurf einer nochmaligen Berathung, welche sich bis zum 17. April hinauszog. Bundesregierungen und Reichstag waren nun über die Bestimmungen der Verfassung einig, und der König von Preußen ertheilte ihr an diesem Tage im Namen sämmtlicher 22 Bundesstaaten die Sanction. Er konnte mit Stolz sagen: „Die Zeit ist herbeigekommen, wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, seine Macht und seine Würde zu vertreten im Stande ist.“ Denn dieser norddeutsche Bund umfaßte 7540 Quadratmeilen mit nahezu 30 Millionen Einwohnern, und dem König von Preußen wurde der Oberbefehl über die ganze, nach gemeinschaftlichem Plan organisierte norddeutsche Wehrkraft und die diplomatische Vertretung des Bundes im Ausland übertragen. Graf Bismarck wurde zum Bundeskanzler ernannt. Auch die süddeutschen Staaten, von welchen Hessen am 17. März eine Militärkonvention mit Preußen abgeschlossen hatte, führten die preussische Wehrverfassung ein, um, wenn Deutschlands Grenzen bedroht sein sollten, ihren Allianzverpflichtungen nachzukommen und ihre Streitmacht als würdiges Glied in den großen deutschen Heereskörper einzufügen. Die Verbindung von Nord- und Süddeutschland wurde durch Abschluß des neuen

Zollvertrags vom 8. Juli und durch das daraus hervorgehende Zollparlament (§. 315) eine noch innigere.

Schon im Frühjahr 1867 schien es, als ob dieses neu konstruierte Deutschland seine Feuerprobe bestehen sollte. Der König von Holland wünschte das Großherzogthum Luxemburg, das dem früheren deutschen Bunde angehört hatte, dem norddeutschen Bunde nicht eingefügt zu sehen. So lange es zu Holland gehörte, wünschte auch Preußen dies nicht, wollte aber das durch die Verträge von 1815 und 1816 ihm zugesprochene Besatzungsrecht nicht aufgeben. Als es nun hörte, daß Kaiser Napoleon damit umgehe, die Provinz Luxemburg samt der Festung dem holländischen König abzulaufen, protestirte es aufs entschiedenste dagegen. Frankreich stand von seinem Vorhaben ab, verlangte aber den Abzug der preussischen Besatzung aus der Festung. Um einem Kriege vorzubeugen, vereinigten sich die Großmächte, welche bei dem Vertrag vom 19. April 1839 die Garantie für das Großherzogthum übernommen hatten, nebst Belgien und Italien am 7. Mai zu der Konferenz von London. Schon am 11. Mai konnte der neue Vertrag unterzeichnet werden, wonach Luxemburg bei Holland zu bleiben hat, einen neutralen Staat bildet, seine Neutralität von den Unterzeichnern des Vertrags garantiert ist, die Festung von den preussischen Truppen geräumt und von dem König von Holland geschleift wird. Damit war die fast tausendjährige Verbindung Luxemburgs mit Deutschland gelöst, aber als Mitglied des Zollvereins blieb es mit dem Mutterlande noch verbunden.

Auch in Oesterreich, welches noch $33\frac{1}{3}$ Millionen Einwohner hat, fand eine Veränderung der politischen Verhältnisse statt. Dort übernahm der frühere sächsische Minister Freiherr von Beust im Oktober 1866 das Ministerium des Auswärtigen, am 7. Febr. 1867 die Stelle des Ministerpräsidenten. Auf der Grundlage des Dualismus suchte er die Monarchie neu zu begründen. Die Forderungen der Ungarn wurden bewilligt, ihre Verfassung von 1848 wieder hergestellt, ein selbständiges Ministerium ernannt und am 8. Juni 1867 Franz Joseph als König von Ungarn in Ofen gekrönt. Diesem Transleithanien (Ungarn mit seinen Nebenländern) steht die andere Hälfte des Reiches, Cisleithanien, gegenüber, welches die deutsch-slavischen Provinzen umfaßt, und gleichfalls eine eigene Verfassung und selbständiges Ministerium erhielt. Für die Verwaltung der den beiden Reichshälften gemeinsamen Reichsangelegenheiten (Auswärtiges, Heerwesen und Finanzen) wurde ein aus drei Mitgliedern bestehendes Reichsministerium gewählt. Freiherr von Beust wurde zum Reichskanzler ernannt. Die Verathung dieser gemeinsamen Angelegenheiten steht den aus dem cis- und transleithanischen Parlament berufenen Delegationen zu. Durch diese Organisation ist Oesterreich wieder in die Reihe der konstitutionellen Staaten getreten und erfreut sich bedeutender politischer Freiheiten. Damit verträgt sich aber das am 18. August 1855 mit dem Papst abgeschlossene Concordat durchaus nicht. Daher hat der cisleithanische Reichstag durch seine Beschlüsse über die Ehe, Schule und interkonfessionelle Verhältnisse diesem ohne Genehmigung des Landtags abgeschlossenen Vertrag den Krieg erklärt und scheint nicht ruhen zu wollen, bis er vollständig aufgehoben und auch in dieser Beziehung die staatliche Freiheit wieder hergestellt ist. Das deutsche Element in Oesterreich, das in Cisleithanien, besonders in Böhmen, vielen Anfechtungen ausgesetzt ist, wird um so mehr erstarken und

ganz Oesterreich einen um so festeren Halt an demselben haben, je mehr sich das nun von Deutschland ausgeschlossene Kaiserthum an das neue Deutschland anschließt.

Kap. 54. Blick auf den Bildungsstand Deutschlands in den letzten fünfzig Jahren.

314. Wissenschaft und Kunst. An die Heroen der deutschen Literatur, besonders an Göthe, lehnte sich die ganze Dichtermwelt der Neuzeit, die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts einige neue frische Zweige hervorgetrieben hat. Während aber Göthe und Schiller ihre Normen von dem klassischen Alterthum hernahmen, stückte sich eine neue Schule von Dichtern in den Mysticismus des Mittelalters und glaubte, das religiöse, politische und literarische Leben Deutschlands in alle Formen einzwängen zu müssen. Dies sind die Romantiker, deren größtes Verdienst ist, daß sie der historischen Erforschung der deutschen Sprache das Wort redeten, die Sagen und Volkslieder der Vorzeit sammeln und die Werke der besten auswärtigen Dichter, wie Dante, Shakespeare, Calderon, Cervantes trefflich übersetzten. Als Häupter dieser romantischen Schule sind zu betrachten: Aug. Wilh. Schlegel und Friedrich Schlegel, Novalis (Friedrich v. Hardenberg) und Ludwig Tieck. An sie schlossen sich an: De la Motte Fouqué, Brentano, Arnim, Chamisso, Matthijon, Eichendorff, Heinrich von Kleist, Schulze, Hoffmann.

Unter ihrem Einfluß standen die Vertreter der Schicksalstragödie: Zacharias Werner, Adolph Müllner, Franz Grillparzer, Houwald.

Weniger von ihnen, als von Göthe und Schiller abhängig, sind theils die Dichter der Freiheitskriege: Ernst Moriz Arndt, Theodor Körner, Max Schenkendorf, Friedrich Rückert theils die schwäbischen Dichter: Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Karl Mayer, Justinus Kerner, Albert Knapp, Gustav Pfizer, Hermann Kurz, Wilhelm Hauff, Friedrich Hölderlin, Wilhelm Waiblinger, Eduard Mörike, J. G. Fischer, Berthold Auerbach.

Einen Gegensatz zu den Romantikern bildete der durch das klassische Alterthum gebildete und durch Sprache und Reinheit der Form ausgezeichnete Lyriker und Dramatiker August von Platen.

Unter dem Einfluß der Revolution bildete sich eine besondere Gruppe von Dichtern und Schriftstellern, das junge Deutschland, besonders von Heinrich Heine und Ludwig Börne repräsentiert. An sie schloßen sich an: Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Gustav Kühne, von welchen Gutzkow als Dramatiker und Romandichter der bedeutendste ist.

Wie die schwäbischen, so bilden die österrzeichischen Lyriker ein starkes Contingent: Freiherr von Zedlitz, Nikolaus Lenau, Anastasius Grün (Graf von Auerberg), Carl Beck, Moriz Hartmann, Alfred Meißner.

Eine besondere Stelle nimmt Ferdinand Freilichath ein durch den orientalischen Zauber seiner Sprache und Bilder, während er anderseits wieder in einer Reihe steht mit den politischen Dichtern der vierziger Jahre: Georg Herwegh, Robert Prutz, Franz Dingeldey, Hoffmann von Fallersleben.

Unter den neuesten Lyrikern sind zu nennen: Emanuel Geibel, Gottfried Kinkel, Paul Heyse, Oskar v. Redwitz; unter den Dramatikern: Ernst Raupach, Christian Grabbe, Karl Zimmermann, Friedrich Hebbel, Julius Moser, Friedrich Halm (Graf Münch v. Bellinghausen), die schon angeführten Gutzkow und Laube; als Lustspielichter: Benedix und Freitag.

Auch die bildenden Künste nahmen in dieser Periode einen bedeutenden Aufschwung und fanden Beschäftigung und Unterstützung hauptsächlich durch den kunstsinigen, auch als Dichter bekannten König Ludwig I. von Bayern, welcher bei Erbauung und Ausschmückung von Kirchen, bei Gründung der prachtvollen Kunstgalerien (Glyptothek, ältere und neue Pinakothek, Nationalmuseum) sich der ersten Künstler bedient und München zu einem Hauptsitz der Kunst gemacht hat. Berühmt sind die Fresken von Cornelius, Schnorr und Hek, die historischen Bilder von Kaulbach, die Landschaftsbilder von Rottmann, die Statuen und Reliefs von Schwanthaler, die Prachtbauten von

Klenze und Gärtner. Neben der Münchener Schule nahm im Gebiet der Malerei eine ruhmvolle Stelle die Düsselborfer Schule ein, aus welcher die Namen Wilhelm Schadow, Schorn, Lessing, Schirmer, anzuführen sind. Als Schüler der Münchener Malerschule ragen hervor: Friedrich Diez (Berkörnung Heidelbergs durch Melac), Peter Hef, A. Adam, Wilhelm v. Kobell, Moriz Schwind.

An der Spitze der romantischen Kunstschule, welche ihre Gegenstände ausschließlich aus dem Gebiet der christlichen Religion wählte und sich allzu sehr ins Allegorische verlor, steht Friedrich Overbeck von Lübeck. Seine getreuesten Schüler sind Veit und Steinle aus Wien.

In der Plastik übertraf Thorwaldsen aus Kopenhagen alle seine Zeitgenossen. Neben ihm sind zu nennen: Danner aus Stuttgart (Ariadne auf dem Tiger, Christus-Statue, Schillerbüste), Martin Wagner aus Würzburg, Joh. Gottfr. Schadow („Siegesgöttin mit dem Biergeschloß“ auf dem Brandenburger Thore in Berlin). Der bedeutendste unter den Bildhauern ist Rauch aus Arolsen † 1847 (Denkmal der Königin Luise, Denkmal Friedrich's des Großen, mehrere Standbilder preussischer Kriegshelden). Unter seinen Schülern ist in erster Linie zu nennen: Ernst Rietschel aus Sachsen † 1861 (Stütze und Säulen in Weimar, Lutherdenkmal in Worms), Johann August Riß, Friedrich Drake.

In der Architektur zeichneten sich, außer den in München thätigen Klenze und Gärtner, besonders aus: Schinkel in Berlin und seine Schüler Stüler und Stier, sodann Zwirner bei dem Ausbau des Kölner Doms und Semper in Dresden.

Unter den deutschen Tonkünstlern haben durch ihre Kompositionen Bedeutendes geleistet: Beethoven aus Bonn, Schubert aus Wien, Karl Maria von Weber aus Eutin, Heinrich Marschner aus Bittau, Ludwig Spöhr aus Braunschweig, Meyerbeer aus Berlin, Felix Mendelssohn aus Hamburg, Robert Schumann aus Zwickau und Richard Wagner aus Leipzig.

Die deutsche Sprach- und Alterthumswissenschaft wurde gegründet von einem der größten Sprachforscher aller Zeiten, Jakob Ludwig Grimm aus Hanau († 1863 in Berlin) in Verbindung mit seinem Bruder Wilhelm († 1859 in Berlin). Außer vielen anderen Werken deutscher Sprache und Literatur haben beide, noch in der späteren Zeit ihres Lebens, die Herausgabe des deutschen Wörterbuchs begonnen, das nach ihrem Tode durch Gildebrand und Weigand fortgesetzt wird.

Die deutsche Philosophie knüpfte sich hauptsächlich an die Namen der beiden Schwaben, Schelling und Hegel, von welchen jener die Naturphilosophie, dieser die dialektische Philosophie begründete. Letzterer hatte bei weitem den größten Einfluss auf seine Zeit. In seinem Sinne wirkten und wirkten im Gebiete der speculativen Theologie F. Chr. Baur und Dav. Fr. Strauß, in der Politik A. Ruge, in der Aesthetik Gothe und E. Fr. Völkner, in der Geschichte der Philosophie Feuerbach, Zeller und Bruno Fischer. In den dreißiger und vierziger Jahren führte die Hegel'sche Schule in allen Gebieten der Wissenschaft das große Wort. Da diese Schule sich immer feindseliger gegen das positive Christenthum verhielt und einige Mitglieder bis zum Materialismus fortschritten, so erhob sich gegen sie theils von Seiten philosophischer Gegner, theils von Seiten der rechtgläubigen Theologie (evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg) und des Pietismus der entschiedenste Widerspruch. Am meisten schadete ihrer Herrschaft der Umstand, daß in Folge der Bewegung von 1848 und der folgenden Jahre das Interesse der Gebildeten von der Philosophie sich abwandte und sich fast ausschließlich der Politik zuwandte.

In Folge dessen trat von da an diejenige Wissenschaft, welche für die Politik die Basis bildet, in den Vordergrund, die Geschichte. Auf diesem Gebiete zeichneten sich aus: Friedrich Rammner in Berlin, Leopold Ranke in Berlin, Heinrich Leo in Halle, Fr. Christoph Schlosser in Heidelberg, Friedrich Dahlmann in Bonn, Georg Gottfried Gervinus in Heidelberg, Ludwig Häusser in Heidelberg, Heinrich Sybel in Bonn, Wilhelm Giesebrecht in München, Gustav Droysen, Max Dunder, Theodor Mommsen, Ernst Curtius, Georg Heinrich Pertz in Berlin.

Die Wissenschaft der Erdkunde hat Karl Ritter in Berlin durch „die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen“, „Europa, ein geogr.-histor.-statistisches Gemälde“, in genialer Weise neu gestaltet, für naturwissenschaftliche Forschungen Alexander von Humboldt (Ansichten der Natur, Kosmos) Bahn gebrochen. Für Popularisierung und praktische Verwerthung der Naturwissenschaften wirkten mehrere Gelehrte, wie der Chemiker Freiherr von Liebig in München.

315. Handel und Verkehr. Handel und Industrie haben in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen. Zwei Thatsachen trugen hauptsächlich dazu bei: die Verbesserung der Verkehrsmittel und die Gründung und Erweiterung des Zollvereins. Straßen und Posten wurden verbessert und vervielfältigt, die von dem Nordamerikaner Robert Fulton 1807 erfundene Dampfschiffahrt, welche den Verkehr zwischen Europa und Amerika ungemein erleichterte, wurde bald darauf auch nach Deutschland verpflanzt und auf deutschen Seen und Flüssen, besonders auf dem Rhein, eingeführt. Eine neue Ära begann für das Verkehrsleben mit dem Bau der Eisenbahnen und der Einrichtung der Telegraphen. Die erste deutsche Eisenbahn war die Badweis-Einger Pferdebahn, welche 1824 zum Theil, 1832 vollständig eröffnet wurde. Seitdem fand eine solche Zunahme statt, daß am Schlusse des Jahres 1864 in Deutschland (Deutsch-Oesterreich dazu gerechnet) 2218 Meilen befahren wurden, davon 802 auf Preussen kamen. Die Frequenz sämtlicher deutschen und österreichischen Eisenbahnen betrug im Jahre 1863 etwa 75 Millionen Personen und 900 Millionen Centner Güter, die Brutto-Einnahme 140 bis 145 Millionen Thaler, die Netto-Einnahme etwa die Hälfte.

Als Deutschland durch den Wiener Congreß neu konstituiert wurde, war nicht nur jeder Staat von dem anderen, sondern sogar die einzelnen Provinzen eines und desselben Staates von einander durch Zollschranken abgesperrt. Dadurch wurde Handel und Gewerbe aufs äußerste benachtheiligt. Preußen war es, welches den Gedanken eines deutschen Zollvereins zuerst ins Auge faßte und verwirklichte. Es hob 1818 die Binnengölle, welche seine einzelnen Provinzen von einander schieden, auf, schloß 1828 einen Zollvereinsvertrag mit Hessen-Darmstadt, 1831 mit Kurhessen, 1833 mit Sachsen und Thüringen und den seit 1828 geeinigten Königlich-bayerischen und Württemberg, 1836 mit Baden, Nassau und Frankfurt, 1841 mit Braunschweig, Lippe und Luxemburg und erlangte schon damals als vorwiegende Macht eines Vereinsgebietes von 27 Millionen Menschen nicht nur auf volkswirtschaftlichem Gebiete eine erhöhte Geltung, sondern konnte dadurch auch seinem Trachten nach politischer Hegemonie eine günstige Bahn bereiten. Handelsverträge mit Oesterreich, Frankreich (1864) und Italien (1865) eröffneten dem Zollverein neue Absatzwege. Nachdem der norddeutsche Bund gegründet und in Artikel IV seiner Verfassung die Zoll- und Handelsgesetzgebung vor das Forum des Bundesraths und Reichstags verwiesen war, war es unumgänglich, die bisherige Art der Verhandlungen von Regierung zu Regierung und die Bedingung der Einstimmigkeit der Beschlussfassung fortbestehen zu lassen. Daher wurde am 8. Juli 1867 zwischen der Bundes-Präsidialmacht Preußen und den vier Südstaaten ein neuer Zollvertrag auf 10 Jahre geschlossen, wonach das Veto der einzelnen Mitglieder aufgehoben und die Gesetzgebung über das gesamte Zollwesen, über die Besteuerung des heimischen Zuckers, Salzes und Tabaks und über die zur Sicherung der gemeinschaftlichen Zollgrenze erforderlichen Maßregeln einem Zollparlament zur Verathung und Beschlussfassung übertragen wurde. Dieses sollte aus den Mitgliedern des norddeutschen Bundesraths und Reichstags und aus den von den süddeutschen Staaten abgeordneten Bundesräthen und Abgeordneten, welche speciell hiefür und zwar nach dem allgemeinen geheimen Stimmrecht gewählt wurden, bestehen. Was die Majorität dieses verstärkten Bundesraths und Reichstags beschließt, ist für den Zollverein Gesetz. Die leitende Präsidialmacht Preußen beansprucht nur für den Fall ein Veto, daß es sich für Aufrechterhaltung bestehender Einrichtungen erkläre; in allen übrigen Fällen unterwirft sie sich gleichfalls den Mehrheitsbeschlüssen. Dieses Zollparlament trat, unter der gespannten Aufmerksamkeit von ganz Europa, am 27. April 1868 zum ersten Mal in Berlin zusammen. Ob es seine Kompetenz mit allseitiger Uebereinstimmung der Regierungen allmählich auch auf andere Gegenstände des Verkehrswezens als die oben genannten ausdehnen und unter anderem auch die Frage über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse, Maß-, Münz- und Gewichtssystem, Eisenbahnen, Post- und Telegraphenwesen, Handels- und Wechselrecht vor sein Forum ziehen würde, sollte die nächste Zukunft lehren. Mit dem Eintritt Mecklenburgs und Lübeds in den Zollverein (11. August 1868) umfaßte dieser eine Ländergruppe von 9888 Quadratmeilen mit über 41 Millionen Einwohnern, wovon (nach der Zählung von 1867) 29,953,658 Einwohner den Staaten des norddeutschen Bundes angehörten.

Kap. 55. Der französisch-deutsche Krieg in den Jahren 1870—1871.

315. Nachdem die Reichstage und Zollparlamente von 1868, 1869 und 1870 vor allem den inneren Ausbau des norddeutschen Bundesstaates durch eine neue Gewerbeordnung, ein neues Handelsgesetzbuch und die damit in Verbindung stehende Errichtung eines Oberhandelsgerichtshofes für den ganzen Bund in Leipzig, ferner durch ein allgemeines Strafgesetzbuch des norddeutschen Bundes (in welchem die Todesstrafe beibehalten wurde), eine neue Wechselordnung, durch ein Gesetz über den Unterstützungswohnsitz und die Gleichberechtigung der Confectionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, durch die Errichtung von Bundesconsulaten, neue Postverträge, durch einen neuen Zolltarif seinem Abschluß immer näher gebracht, auch durch Vorberathung einer neuen Kreisordnung die communale und provinziale Selbstverwaltung nach dem Princip der Decentralisation angebahnt hatten, mußte auch das Ausland die begründete Ueberzeugung gewinnen, daß der norddeutsche Bund in der Entwicklung seines inneren Ausbaues und in seiner angestregten Arbeit auf dem Gebiete der Freiheit und Ordnung im eigenen Lande die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht sei.

Hatte doch der König von Preußen als Leiter des norddeutschen Bundes auf seiner Rundreise durch die neuen Provinzen, auf welcher er überall, so namentlich in Hannover, Aassel, Frankfurt a. M. und in den Elberzogthümern auf das ehrerbietigste aufgenommen worden war, in Kiel und darauf auch Hamburg seine Friedensliebe betont und die sicherste Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens ausgesprochen (Juli 1868).

Allein das in eitler Selbstüberhebung befangene Frankreich sah mit Neid und Eifersucht auf den nationalen Aufschwung des früher so ohnmächtigen Nachbarlandes und dessen innere Erstarkung. Aufgereizt durch die Wortführer der Gaubinistischen Presse bestritt man dem deutschen Volk das Selbstbestimmungsrecht über seine eigenen, häuslichen Angelegenheiten, dessen Anwendung man doch zu Gunsten Italiens noch kurze Zeit vorher befürwortet hatte. Offenbar glaubte man Deutschland gegenüber auch jetzt noch die auf dessen frühere Zerrissenheit und Schwäche begründete Eroberungspolitik durchführen zu können, die in diesem wie in den früheren Jahrhunderten so verhängnißvoll für Deutschland geworden war und den Verlust urdeutscher Landschaften (Elsaß und Lothringen) herbeigeführt hatte.

War es schon vor vier Jahren dem Herrscher Frankreichs zum Vorwurf gemacht worden, daß er nicht die nationalen Ergebnisse des Jahres 1866 für Preußen und Deutschland durch eine bewaffnete Einmischung hintertrieben (die sich freilich im Hinblick auf die so unvollkommene militärische Organisation und den unfertigen Zustand des Landheeres wie der Flotte jener Zeit von selbst verbot), so bezeichnete es jetzt die von maßloser Selbstüberhebung und Eifersucht verblendete Kriegspartei in Frankreich, welche durch Preußens Erfolg von 1866 Frankreichs bisher so eifrig beanspruchtes Prestige in Schatten gestellt sah, als die höchste Zeit, der von Tag zu Tage

mehr erklarenden Einigung Deutschlands entgegenzutreten, die jegliche Aussicht auf Befriedigung der alten Rheingelüste in immer weitere Ferne rückte. Noch könne man, so reizte die kriegslustige französische Presse, auf die in den neu erworbenen Provinzen herrschende Unzufriedenheit rechnen, noch eröffne die Missstimmung des Südens eine Möglichkeit der Spaltung der deutschen Einheit und des Anschlusses an Frankreich. „Rache für Sadoma“ war die Parole in Paris.

Doch Kaiser Napoleon bekundete trotz der erregten öffentlichen Meinung, die immer entschiedener die Vernichtung der Verträge von 1815 und eine Gebietsverweiterung durch Krieg verlangte, nach wie vor eine friedliche Gesinnung, um erst die von Marschall Niel unter großen Schwierigkeiten ins Werk gesetzte Reorganisation der Armee und das neue Wehrgesetz durchgeführt zu sehen. Er suchte deshalb zunächst auf diplomatischem Wege Erfolge zu erringen, die der französischen Eitelkeit und Ruhmbegierde schmeickelten und ließ zu dem Zweck in Berlin durch seinen Gesandten Benedetti dahin lautende Anerbietungen machen, daß Frankreich Preußen auch über die süddeutschen Staaten freie Hand lassen wolle, wenn dieses ihm seinen Beistand zur Erwerbung Luxemburgs und zur Eroberung Belgiens (dessen Unabhängigkeit doch von allen deutschen Mächten garantiert war) versprechen und an Frankreich auf dem linken Rheinufer die reichen Kohlenbezirke im Saargebiet überlassen wolle.

Die gewandte Diplomatie des deutschen Reichskanzlers, Grafen von Bismarck, welcher bei der im Werden begriffenen inneren Ausbildung der Verfassung des norddeutschen Bundes und seiner Heeresorganisation den mächtigen Nachbar zu reizen nicht für zweckmäßig hielt, gab solchen Verlockungen gegenüber keinerlei bindende Erklärungen ab, sondern befolgte das Princip der Zeitgewinnung, bis endlich eine Reihe von zusammentreffenden Umständen Napoleon III. zu einem entschiedeneren Auftreten veranlaßte, dem deutschen seitens ebenso entschieden entgegengetreten wurde.

Einen Hauptgrund für diese veränderte Haltung Frankreichs Deutschland gegenüber muß man in die Uebernahme des französischen Kriegsministeriums durch den General Le Boeuf setzen, nachdem am 13. August 1869 der Tod den einsichtsvollen Marschall Niel von seinem unvollendeten Werk der Heeresreform abgerufen hatte. Während Niel dem Drängen der Kriegspartei gegenüber stets betont hatte, daß man erst dann an den Krieg mit einer Nation denken könne, „die geschickt und seit langem organisiert sei, in welcher der militärische Geist in einem Grade vorherrsche, wie ihn das französische Volk vielleicht nie erreichen werde“, wenn auch das letztere vollkommen nach preussischem Muster und Wehrgesetz organisiert sei, hielt der für die Vervollständigung der Kriegsorganisation weit weniger Verständnis und Energie zeigende Nachfolger Niel's, Le Boeuf, die Verstärkung der Land- und Seemacht, die Heranbildung der Reserven und mobilen Nationalgarde zu Linientruppen, die Einführung des Chassepotgewehres und der Mitrailleurin für so bedeutende Leistungen seiner Heeresreform, daß er, die Wehrkraft Frankreichs überschätzend, dessen Armee nach vielen Seiten hin der kriegsmäßigen Formation noch feiresswegs entsprach, dem Kaiser auf dessen Befragen die vollständige Kriegsbereitschaft und Schlagfertigkeit des Heeres bestimmt erklärte, ohne zu ahnen, daß der moderne Krieg mit seinen total veränderten tactischen Anforderungen eine gründlichere Schulung der Truppen verlangte, als sie das französische Heer besaß.

Eine der tiefer liegenden Ursachen, welche den Kaiser bestimmten (seit 1869. dem Drängen der Kriegspartei williger sein Ohr zu leihen, war darin begründet, daß, seit den letzten Mißerfolgen der französischen Intervention in Mexiko und Italien, im Innern Frankreichs die Bewegung gegen das persönliche Regiment immer mehr zunahm, so daß die Lage des Imperialismus

von Tag zu Tag schwieriger wurde. Um demselben eine neue Stütze zu schaffen, entschloß sich der Kaiser, durch eine völlige Verfassungsänderung, nämlich durch die Verwandlung des persönlichen kaiserlichen Regiments in ein constitutionelles sowie durch Einführung eines parlamentarischen Ministeriums (unter Ollivier), Frankreich einen vorsichtigen Schritt auf dem Wege zur politischen Freiheit weiter zu führen. Nachdem diese Umwandlung durch die zur Gutheißung oder Verwerfung dieses Schrittes aufgeforderte allgemeine Volksabstimmung (vom 8. Mai 1870) mit einer ungeheuren Mehrheit (7,210,296 Ja, 1,530,610 Nein) gebilligt war, hielt sich der Kaiser der Stimmung seines Volkes so versichert, daß er auch von demjenigen Mittel Anwendung machen zu können glaubte, welches er noch mehr als die Einführung des Constitutionalismus für geeignet hielt, seine ihm auch jetzt noch nicht hinlänglich gesichert erscheinende Dynastie vor allen zukünftigen Schwankungen zu bewahren. Nicht mit Unrecht sagten damals die französischen liberalen Blätter, daß diese günstige Abstimmung Krieg bedeuten werde. In der That glaubte Napoleon nach seiner Kenntniß des französischen Volkscharakters seine Dynastie für die Zukunft durch nichts wirksamer stärken zu können als durch ein kraftvolles und glänzendes Auftreten nach außen und durch einen ruhmvollen, der nationalen Eitelkeit schmeichelnden Krieg, dessen günstigen Ausgang er nach den ebenso leichtfertigen wie bestimmten Erklärungen, welche der neue Kriegsminister über die Schlagfertigkeit des Heeres abgegeben hatte, für wahrscheinlich halten durfte.

Seit der Kaiser in Folge des günstigen Ausfalls des Plebiscits die Grundlagen des Kaiserreichs gekräftigt glaubte, traten die officiellen Blätter mit ihrem Haß gegen Preußen unverbogener hervor, und nachdem am 15. Mai nach dem Rücktritt des Grafen Darn vom auswärtigen Ministerium der Herzog von Grammont, bisher Botschafter in Wien, an seine Stelle getreten war, erschienen Kriegsbefürchtungen nur zu begründet. Ein ebenso nichtiger wie freibethlicher Vorwand zum Krieg war bald gefunden. — Freilich dachte gerade in den Sommermonaten des Jahres 1870 niemand an eine schwerere Kriegsverwicklung. Hatte doch noch am 30. Juni der Minister Ollivier im gesetzgebenden Körper die Erklärung abgegeben, daß zu keiner Zeit die Aufrechterhaltung des Friedens gesichert gewesen sei als jetzt!

316. Die spanische Throncandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. Nachdem Spaniens Königin Isabella nach einer 25jähr. verderblichen Regierung, die das unglückliche Land an den Rand des Verderbens brachte, sich gezwungen gesehen hatte, Spanien zu räumen und nach Frankreich zu flüchten, herrschte anfänglich unter den Parteien die größte Verschiedenheit der Ansicht über die Form der zu wählenden Staatsverfassung. Doch gelang es zuletzt der monarchischen Partei unter der Führung des Marschalls Prim die Majorität der Cortes zu gewinnen. Allein es war schwer einen König zu finden. Nach verschiedenen erfolglos gebliebenen Unterhandlungen mit auswärtigen Prinzen bot eine Deputation der spanischen Regierung (Anf. Juli) dem (katholischen) Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen (älteren Bruder des zum König der Rumänier gewählten Karl von Hohenzollern), vermählt mit der Infantin Antonie, Schwester des regierenden Königs Luis von Portugal, die spanische Krone an.

Durch seine Gattin, Tochter der Großherzogin Stephanie (Beauharnais) von Baden (Stieftochter Napoleon's des Ersten), war Leopold fast näher mit den Napoleoniden als mit dem Hause der Hohenzollern verwandt.

Derselbe erklärte sich zur Annahme der Krone bereit, wenn die Wahl der spanischen Volksvertretung (Cortes) auf ihn fallen werde.

Wiewohl diese spanische Throncandidatur des Prinzen v. Hohenzollern ohne jegliche Mitwirkung der Regierung des norddeutschen Bundes und des Königs von Preußen in's Leben getreten war, so stellte doch der französische Botschafter Benedetti im Auftrage seiner Regierung, die bereits am 5. Juli unter lebhaftem Beifall der französischen Kammer erklärt hatte, nicht dulden zu wollen, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setze, dadurch zu ihrem Vortheil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europa's störe und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könne, an den sorglos im Bade Ems verweilenden König Wilhelm das Ansinnen, daß er dem Prinzen von Hohenzollern den Befehl ertheile, von der Candidatur zurückzutreten. König Wilhelm erklärte zunächst mit vollem Recht, daß, wie er keinen Befehl zur Annahme der Throncandidatur ertheilt habe, er auch keinen zur Zurücknahme derselben ertheilen könne; alle weiteren Verwicklungen schienen indes dadurch mit einem Schlage glücklich beseitigt, als Prinz Leopold, „um nicht um seiner Person willen den Weltfrieden zu stören und eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwand heranreifen zu lassen“, am 12. Juli offiziell die Throncandidatur zurücknahm. Wiewohl nun selbst der französische Minister des Innern, Ollivier, die Angelegenheit als erledigt ansah, so gedachte die französische Kriegspartei diesen günstigen Anlaß zu dem schon längst in der Stille vorbereiteten Conflict mit Preußen nicht ungenützt vorüber gehen zu lassen, und nachdem der Kriegsminister Le Boeuf nochmals im Kriegsrath die allseitige Kriegsbereitschaft des Heeres auf das Bestimmteste versichert hatte, wurde der französische Botschafter vom Herzog von Grammont, dem Minister des Aeußeren, beauftragt, vom König von Preußen eine bestimmte, bindende Erklärung dahin lautend zu fordern, daß er niemals zu einer etwa später wiederauftauchenden Candidatur des Prinzen von Hohenzollern seine Einwilligung geben wolle; auch werde es sich empfehlen, wenn er sich in einem Privat Schreiben an den Kaiser der Entsagung des Prinzen anschließe und die Entschuldigung hinzufüge, daß er bei seiner Erlaubnißertheilung der Würde und den Interessen Frankreichs nicht habe zu nahe treten wollen.

Man hatte in Frankreich voraussehen können, daß dieses starke Ansinnen, das außerdem in taktloser Weise dem König auf der Promenade zügemuthet war, von diesem würde zurückgewiesen werden. Man hatte sich nicht getäuscht. Als nämlich der französische Botschafter zu weiterer Erörterung der Angelegenheit eine neue Audienz verlangte, wurde ihm diese vom König mit der Erklärung verweigert, daß er ihm außer der bereits gegebenen nichts weiter zu sagen habe. Hierauf erfolgte die übereilte, für Napoleon III. so verhängnißvoll gewordene Kriegserklärung Frankreichs an Preußen (am 19. Juli.) So war es also der Kriegspartei gelungen einen ihr geeignet erscheinenden Kriegsfall zu schaffen, indem sie die spanische Frage bis zum Aeußersten auspitzte.

Vergebens hatte der französische Militärbevollmächtigte Stofflet in Berlin vor einem überführten Krieg mit dem in Folge seiner guten Wehrverfassung stets trefflich gerüsteten Preußen auf das Ernstlichste gewarnt; vergebens hatte der greise Thiers, der gewaltige Kammerredner, der gelehrte Geschichtschreiber, der einzige wirkliche Staatsmann, den

Frankreich noch besaß, der seinerseits allerdings früher das Verlangen der Franzosen nach den Rheinlanden noch zu erhalten eifrigst bemüht gewesen war, sich auf das Entschiedenste gegen den Krieg in diesem Augenblick und um dieses wichtigen Vorwandes willen ausgesprochen. Seine prophetischen Worte in der stürmischen Kammer Sitzung am 15. Juli: „ich halte diesen Krieg für unklug; die Ereignisse von 1866 giengen mir mehr nahe als irgend wem, aber die Gelegenheit das Uebel wieder gut zu machen ist möglich gewählt. Ich bin gewiß, daß Sie eines Tages diese Ueberführung bereuen werden . . . die Gelegenheit zum Krieg ist schlecht gewählt, und dies wird sich rächen“ nahm die von fanatischem Kriegseifer erhitzte Kammer mit lärmendem Unwillen auf.

Am 15. Juli trat König Wilhelm seine Rückreise aus Ems nach Berlin an, die sich (so namentlich in Cassel, Göttingen, Magdeburg u. a. Orten) zu einem Triumphzug für ihn gestaltete. Die Kunde von der dem allgeliebten greisen König in Ems widerfahrenen Beleidigung hatte in allen deutschen Herzen, die sich in ihrem König beleidigt fühlten, einen heiligen Zorn, eine sittliche Entrüstung wach gerufen, welche von dem neu erwachten Nationalgefühl der Deutschen ein herrliches Zeugniß ablegte. Aller Orten, aber namentlich in der Hauptstadt, gab sich die höchst denkbare Begeisterung für den mannhaften König kund, der das kostbare Kleinod der deutschen Ehre gegen fränkische Anmaßung so ritterlich gewahrt hatte.

In der Eröffnungsrede des zum 19. Juli einberufenen Reichstags zündeten namentlich die Worte des Königs: „hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrag es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr darbietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft, erneuter französischer Gewaltthat entgegen zu treten. Je mehr die verbündeten Regierungen sich berufen sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert aufgezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsiebe und die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Ausruf zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.“ — Die Volksvertretung antwortete unter anderem: „Ein Gedanke, ein Wille bewegt in diesem ernsten Augenblick die deutschen Herzen. Mit freudigem Stolz erfüllt die deutsche Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, mit welcher Ew. Majestät die unerhörte Zumuthung des Feindes zurückgewiesen, der uns zu demüthigen gedachte, jetzt aber unter schlecht erfundenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht. Das deutsche Volk hat keinen anderen Wunsch als in Frieden und Freundschaft zu leben mit allen Nationen, welche seine Ehre und Unabhängigkeit achten. — Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht. Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsiebe unserer bewaffneten Brüder, auf den unerlöschlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutschen Mann den Nacken beugt. Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heidenkönigs, des deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen. Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel straft. — Ew. Majestät und die verbündeten deutschen Regierungen sehen uns wie unsere Brüder im Süden bereit. Es gilt unsere Ehre, unsere Freiheit. Es gilt die Ruhe Europa's und die Freiheit der Völker.“ —

Die von der Regierung geforderten 120 Millionen zu Kriegszwecken und 30 Millionen zur Errichtung von Darlehenskassen wurden sofort bewilligt. Ebenso gewaltig war die Wirkung dieser Vorgänge in den neupreußischen Provinzen und den deutschen Südstaaten, die sich zu demselben patriotischen

Eifer erheben. Wenn die französische Politik geglaubt hatte, durch ihre kurz-sichtigen Vertreter an den süddeutschen Höfen irre geführt, den Süden vom Norden feindselig trennen und in einem neuen Rheinbund sich verfinden zu können, so sollte sie alsbald ihren schweren, verhängnißvollen Irrthum erkennen. Zuerst ließ Baden, dann Bayern unter seinem jugendlichen, national gesinnten König, darauf Württemberg und Hessen-Darmstadt durch ihre Bundesbevollmächtigten erklären, daß sie bereit seien zum Norden zu stehen und die heiligsten Güter des Vaterlandes gegen den Erbfeind zu verteidigen.

Wohl noch niemals, selbst 1813 nicht, war ganz Deutschland von so einmüthiger Begeisterung ergriffen, seit tausend Jahren zum ersten Male wieder ein einig Brudervolk in Waffen. War es doch seit Jahrhunderten der erste nationale Kampf, den Deutschland selbständig und ganz allein mit eigener Kraft führte. Ueberall Begeisterung in Wort, Schrift und That; ein Gedanke, ein Wille, ein für allemal mit dem anmaßenden Nachbar abzurechnen; überall durchglühte eine heilige Begeisterung das deutsche Volk, Jung und Alt, Hoch und Niedrig war fest entschlossen mit Gut und Blut zu seinem glorreichen Kriegsherrn zu stehen und nicht eher zu ruhen, bis der französische Uebermuth für alle Zukunft gedemüthigt und Deutschland in seiner alten Größe hergestellt und gesichert sei. In allen deutschen Gauen erschollen, der gehobenen Stimmung Ausdruck gebend, patriotische Klänge, unter ihnen vor allen Schnedenburger's herrliches Vaterlandslied „die Wacht am Rhein“, mit dem Schluß:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein;

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein“

nach der zündenden, rasch volksthümlich gewordenen Composition von Wilhelm. — Noch an dem Tage der Kriegserklärung erneuerte König Wilhelm den Orden des eisernen Kreuzes für das gesamte deutsche Heer.

317. Der Anfang des Krieges. Schon auf die Kunde von der Einberufung der französischen Reserven und Gramont's Rede im Senat (15. Juli), der die Abweisung des französischen Gesandten in Ems für einen Frankreich angethanen Schimpf erklärte, der nur mit Blut abgewaschen werden könne, war deutscherseits mit der Anordnung der Mobilisierung des gesamten norddeutschen Heereskörpers geantwortet.

Mußte der Krieg doch unvermeidlich erscheinen, da der Senat Gramont's Rede mit stürmischem Beifall begleitet und der Senatspräsident Rouher die Sitzung mit den Worten geschlossen: der Senat ist mit seinem begeisterten Beifall nur der Vorläufer der wahren Gefühle des Landes. An dem Degen Frankreichs ist es jetzt, seine Pflicht zu thun. —

Auch im gesetzgebenden Körper wurden trotz des entschiedenen Widerspruchs von Männern wie Thiers, die den Krieg mit Deutschland dieser wichtigen Veranlassung halber eine Unflugheit nannten; (s. o.) alle von Olivier verlangten Mittel zum Kriege mit großer Mehrheit gewährt.

Aufs neue, wie schon 1866, bewährte sich die Vortrefflichkeit der von dem preussischen Kriegsminister von Roon ins Leben gerufenen Wehrverfassung und Heeresorganisation, die seit 1866 auf alle Staaten des norddeutschen Bundes übertragen war und nach und nach auch in Süddeutschland Eingang gefunden hatte. Nach kaum 11 Tagen war die Mobilmachung vollendet und der strategische Aufmarsch der drei Armeen begonnen, die sich auf der Ope-

nationsbasir Koblenz (I. Armee als rechter Flügel unter General von Steinmetz mit 61,000 Mann), Mainz (II. Armee als Centrum unter Prinz Friedrich Karl mit 206,000 Mann), Mannheim (III. Armee als linker Flügel unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit 180,000 Mann) concentrirten.

Außer diesen 447,000 Mann, welche der norddeutsche Bund und die Südstaaten gegen Frankreich ins Feld stellten, verfügte der deutsche Heerbefehl noch über 3 $\frac{1}{2}$ Arméecorps (gegen 112,000 M.), die vorläufig in Deutschland zurückblieben, aber allmählich mit den vollständig organisierten Landwehren ebenfalls in Frankreich einrückten. Die Gesamtkräfte des deutschen Heeres stieg im Verlauf des Krieges über eine Million Kämpfer. Napoleon III. vermochte jenen 447,000 Deutschen zunächst nur 310,000 Mann entgegenzustellen. Auf die Bildung einer Reservearmee, die Mobilisierung der Nationalgarde wurde von der französischen Heeresleitung zu spät Bedacht genommen; bei den bald Schlag auf Schlag folgenden Niederlagen gebrach es dazu an Zeit.

Die Oberleitung der vereinigten deutschen Heere, die sich mit ihren Spitzen in einer Front von Trier bis Landau der französischen Grenze näherten, übernahm vom Tage seiner Ankunft in Mainz an (2. August) König Wilhelm selbst. Ihm stand als Chef des großen Generalstabes der schon vorher als bedeutender Stratege bewährte Graf von Moltke zur Seite; dessen geniale Schlachtpläne, von einer Reihe vorzüglicher Generale (Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Kronprinz Albert von Sachsen, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg, von Steinmetz, von Manteuffel, von Werder, von Voigts-Rheitz, von Goben, von Kirchbach, von Alvensleben I. und II., von Fransecky, von der Tann, von Hartmann, von Obernitz u. a.) im Verein mit dem Heldenmuth und der Ausdauer der deutschen Heere ausgeführt, jene in der Kriegsgeschichte beispiellos dastehenden Erfolge erzielten, die zudem über ein Volk ertugten wurden, dessen Kriegsruhm den aller anderen Völker bisher weit überkräftigt hatte. — In der Umgebung des Königs befanden sich auch der Bundeskanzler Fürst Bismarck, der Kriegsminister Graf v. Koon und der General-Quartiermeister von Bodbielst.

Doch soll über die Thätigkeit des Heeres und seiner Leitung auch die stille Thätigkeit der daheim Bleibenden unvergessen bleiben, die mit höchster Opferfreudigkeit denen ihren schuldigen Dank abzustatten bestrebt waren, welche für das Vaterland Blut und Leben darbrachten. In allen deutschen Gauen wetteiferten bald Städte und Gemeinden, die aus ihrer Mitte ausgerückten Vaterlandsvertheidiger durch reiche Sendungen an Liebesgaben aller Orte zu erquiden. Allorts bildeten sich Vereine der freiwilligen Krankenpflege, an deren Spitze der Fürst von Pleß trat; Tausende von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen aus allen Ständen stellten sich ihm bereitwillig zur Verfügung (der evangelische Johanner und der katholische Malteserkorden), um auf den Schlachtfeldern wie in den Lazarethen den Verwundeten rasche Hülfe zu bringen. Wie unter dem Protektorat der Königin Augusta der vaterländische Frauenverein in fast 400 Zweigvereinen für die Bedürfnisse der Krankenpflege in deutschen und französischen Lazarethen bald eine segensreiche Thätigkeit entfaltete, so wurde auch durch die Victoria-National-Invalidenstiftung, welche durch die Kronprinzessin Victoria ins Leben gerufen war, sowie durch die Kaiser-Wilhelmsstiftung, zunächst für die Familien der ins Feld gerückten Landwehrmänner und Reservisten, später für die Invaliden, liebevolle Sorge getragen. — Erwähnung verdienen auch nächst dem durch General v. Stoß, Chef der General-Intendantur, vorzüglich organisierten Berpflegungsweisen, durch welches bald eine Million Streiter versorgt werden mußte, die trefflichen Leistungen der Feldpost (Stephan).

Die unvergleichliche Schnelligkeit und Umsicht, mit der die Mobilmachung jener immensen Streitkräfte und der Aufmarsch der drei deutschen Hauptarmeen erfolgt war, überholte binnen 14 Tagen die lange vorbereiteten

französischen Rüstungen, so daß sich der Kaiser Napoleon gezwungen sah, miewohl derselbe bis Ende Juli den Vortheil der numerischen Ueberlegenheit und der Concentration der Eisenbahnen für sich hatte, von der anfänglich beabsichtigten Offensive abzugehen und damit auf alle die Vortheile, die mit dem Eröffnen eines raschen Angriffs verbunden waren, zu verzichten; er sah sich in die Defensibe zurückgedrängt.

Die Mängel der franz. Heereorganisation traten bald noch greller hervor; es fehlte an Munition, die Verpflegung erwies sich unzureichend; das Train- und vor allem das Sanitätswesen ließ viel zu wünschen übrig; den Mannschaften fehlte es an der etatsmäßigen Stärke, die festen Plätze waren nicht genügend in Vertheidigungszustand gesetzt. Der strategische Aufmarsch der in 8 Corps getheilten französischen Armee fand in folgender Ordnung statt:

Das VII. Corps unter Felix Douay stand südlich von Straßburg im oberen Elsaß, sich an die Festung Belfort anlehnend. Es bildete den rechten Flügel zusammen mit dem I. Corps unter Mac Mahon, dem Sieger von Magenta („dem unbefiegligen Marschall“), der seine Truppen über das untere Elsaß verbreitet hatte. (Hauptquartier Straßburg). An Mac Mahon's linken Flügel lehnte sich das V. Corps unter de Failly („dem Helden von Mentana“) mit dem Hauptquartier Bittsch. Sein linker Flügel schloß sich an das II. Corps unter Frossard (Erzieher des kaiserlichen Prinzen), welches die Umgegend von Saarbrücken besetzt hielt. Das III. Corps unter Bazaine, der durch die Expedition gegen Mexiko zu einer traurigen Berühmtheit gelangt war, hatte Metz zur Operationsbasis. V., II. und III. Corps bildeten das Centrum. Das VI. Corps unter Ladmirault bildete den linken Flügel und stützte sich auf Diedenhofen. Eine Reservearmee (das IV. Corps) wurde erst später unter Canrobert um Chalons zusammengelenkt, zu welcher das unter Bourbaki bei Nancy stehende Gardacorps stoßen sollte.

Die Oberleitung hatte der Kaiser selbst übernommen und sich am 28. Juli in das Hauptquartier des III. Corps (unter Bazaine) nach Metz begeben. Sein Generalstabschef (major-général) war De Boeuf, der, wie er als Kriegsminister wenig organisatorisches Talent gezeigt, bei der Durchführung seiner jetzigen noch größeren Aufgabe, der strategischen Oberleitung einer großen Armee, sich noch viel weniger bewährte. — Die Regentschaft hatte der Kaiser während seiner Abwesenheit seiner Gemahlin Eugenie übertragen.

Kap. 56. Der Krieg gegen das kaiserliche Frankreich.

318. Der Krieg begann mit einigen kleinen Vorpостengefechten, unter denen nur die Vorgänge bei Saarbrücken Hervorhebung verdienen.

In der ansehnlichsten preussischen Grenzstadt Saarbrücken lagen zwei Bataillone Infanterie und drei Schwadronen Ulanen (etwa 1800 Mann im ganzen) welchen es gelang mehrere Tage hindurch die ganze Division Frossard (gegen 25000 M.) zu beschäftigen. Die schließliche Räumung der offenen Stadt (2. August), die unter den Augen des Kaisers und seines Sohnes durch 3 Divisionen mit 4 Reiterregimentern und 6 Batterien erfolgte, wurde als großer Sieg nach Paris gemeldet. In der Depesche an die Kaiserin rühmte der Kaiser die Kaltblütigkeit seines Sohnes Louis, der hier die Feuertaufe erhalten und durch seine Unerbittlichkeit die kampfgelübten Kriegsknechte bis zu Thränen gerührt habe. Mit welcher Ueberschwenglichkeit die Franzosen diesen fast lächerlichen

Sieg aufzählen, der sie auf zwei Tage in den Besitz einer durch eine ungeheure Uebermacht genommenen offenen Stadt setzte, setzt am deutlichsten ein Artikel in der France, in dem es wörtlich hieß: „Seit 48 Stunden weht die dreifarbigte Fahne über Saarbrücken, wie sie dort schon 1801 und 1815 geweht hat. Ihr siegreiches Wiedererschweinen in Rheinpreußen ist nicht allein der Beweis einer glorreichen That, es ist auch erlaubt, sie als das Zeichen einer neuen Geschichtsperiode zu begrüßen. Es trifft hierbei in der That alles zusammen; um den Beweis von der scharfsinnigen Festigkeit der Anführer, dem unwiderstehlichen Elan der Soldaten und der fortan unbesiegbaren (!) Ueberlegenheit unserer Waffen zu leisten.“

Inzwischen war der Aufmarsch des deutschen Heeres zwischen Trier und Landau vollendet und die Offensive desselben gegen Frankreich beschlossen. Nach dem Kriegsplane Moltke's sollte als letztes Ziel der Operation (Einmarsch in Frankreich, Vernichtung der feindlichen Armee) der Marsch auf Paris und die Bewältigung der Stadt erstrebt werden.

Die Eröffnung des Kampfes war dem linken Flügel des deutschen Heeres, der III. Armee (auch Südarkmee) unter dem Kronprinzen, dem als Generalstabschef v. Blumenthal zur Seite stand, zugetheilt, der die feindlichen Streitkräfte am Oberrhein, nämlich den rechten Flügel des französischen Heeres, bei Weißenburg (4. Aug.) und Wörth (6. Aug.) schlug, darauf die Vogesen überschritt und die Zugänge der großen Straße nach Paris besetzte.

Am 30. Juli übernahm der Kronprinz, dem man überall in Süddeutschland den begeisterten Empfang bereitet hatte, den Oberbefehl der aus Preußen, Bayern, Württembergern, Badenern zusammengesetzten III. Armee, die er von seinem Hauptquartier, Speyer, aus begrüßte. („Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Ecken des deutschen Vaterlandes vereinigten Söhne für die gemeinsame, nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir ziehen einem großen und schweren Kampf entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechts und im Vertrauen auf eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannesguth ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten, für des gereinigten Deutschlands Ruhm und Frieden.“)

Bei Weißenburg wurden die in der Kriegsgeschichte viel genannten, hart besetzten Weißenburger Linien (am franz. Grenzfluß Sauer) und der dahinter liegende, steile, von Batterien geschützte Geisberg, welche Positionen die Division Douay vom Corps des Mac Mahon besetzt hielt, vom V. und XI. preuß. Corps und dem II. bayerischen nach blutigem Kampf erobert, und darauf das besetzte Weißenburg erobert. Waren auch die französischen Truppen den deutschen an Zahl nicht gewachsen gewesen, so hatten sie doch den Vortheil der Stellung für sich gehabt. Die Franzosen verloren ungefähr 900 Mann an Todten und Verwundeten und 800 Gefangene, die Deutschen 700 Tödtliche und Verwundete und ungefähr 50 Gefangene. Französischerseits war der tapferere Divisionsgeneral Abel Douay tödtlich, deutscherseits der Anführer des V. Corps, von Rindbach, leicht verwundet. — Das Weißenburger Gefecht war darum von größerer Bedeutung, weil es den Feldzug eröffnete, die Pariser aus ihrem Siegestaumel aufschreckte, die nach den Saarbrücker Vorgängen den Feldzug für fast entschieden ansahen, und die Waffenbrüderschaft zwischen dem Norden und dem Süden besiegelte; denn auch die süddeutschen Truppen, namentlich die tapferen Bayern hatten sich hier ausgezeichnet.

Schon zwei Tage später (8. August) erfolgte die Schlacht bei Wörth (im Thale der Sauer, eines Nebenflusses des Rheins), in welcher der auf die Kunde von Douay's Niederlage herbeigeeilte Mac Mahon mit 3 Corps, die in vortrefflicher Stellung auf dem rechten Ufer des Sauerbachs standen, durch die Truppen des Kronprinzen (das V. und XI. Corps und das württembergische und badiische Corps nach dreizehntägigem hartnäckigem Widerstand eine schwere Niederlage erlitt. Die Trümmer der aufgelösten Armee Mac Mahon's flohen über die Vogesen und durch Lothringen in der Richtung von Nancy, um sich mit der in Chalons gebildeten Reservearmee unter Camrobert zu vereinigen. Da die Franzosen auch hier wie bei Weißenburg in gebieten Stellungen gekämpft hatten, die von den freilich an Zahl überlegenen Deut-

Wen mit Sturm genommen werden mußten, so waren die Verluste deutscherseits (10,000 Mann an Todten und Verwundeten, darunter 800 Bayern, 400 Württemberger) fast ebenso bedeutend als die französischen, (8000 Todte und Verwundete, 6000 Gefangene, darunter viele Juaven, Tuflos und Spahis, auf welche fremdländischen Truppengattungen die französische Heeresführung vor allen ihre Hoffnung gesetzt hatte, ohne mit Scham darüber erfüllt zu werden, daß die „an der Spitze der Civilisation marschierende, französische Nation“ solche rohe und verwilderte Barbaren wie namentlich die Tuflos, die wie früher in der Arm und in Italien so auch in diesem Kriege wahrhaft bestialische Grausamkeit bewiesen, mit ins Feld führte). Außerdem verloren die Franzosen 2 Adler, 6 Mitraillen, 40 Kanonen; auch der Staatswagen Mac Mahon's fiel in die Hände der Deutschen. Die Siegesnachrichten von Weissenburg und Wörth erregten einen unbeschreiblichen Jubel in Deutschland, um so mehr, weil die Siegeslorbeeren in beiden Kämpfen von den geeinigten nord- und süddeutschen Truppen erkämpft waren, und „in der siegreichen Armee des Kronprinzen gleichsam die Einheit des bewaffneten Deutschlands verkörpert war.“

Indessen näherte sich Centrum und rechter Flügel des deutschen Heeres (II., I. Armee) dem von den Franzosen eiligst geräumten Saarbrücken. Am Tage der Schlacht von Wörth errang die erste Armee (VIII., VII., III. Corps) und Theile der zweiten bei Saarbrücken und Forbach nach blutiger Erstürmung der einer natürlichen Festung ähnlichen Spicherer Höhen, welche von den diesmal an Zahl stärkeren Franzosen unter Frossard besetzt, und durch künstliche Verteidigungsmittel noch stärker besetzt waren, einen glänzenden Sieg.

Den Sturm auf die schwer zu nehmenden Höhen leitete der Führer des VIII. Corps v. Höhen und später v. Zastrow. Erst am späten Abend räumte der stark erschütterte Feind die lange und hartnäckig verteidigte Stellung. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten ziemlich gleich (4000 Mann); doch verloren die Franzosen außerdem fast 2000 Gefangene. Preussischer Seits fiel der General v. François.

Durch die drei Siege von Weissenburg, Wörth, Saarbrücken, welche die in ganz Europa allgemein verbreitete Meinung von der militärischen Superiorität der Franzosen bedeutend abgeschwächt hatten, war der große Erfolg erreicht, daß die ganze französische Armee zur Aufhebung ihrer Stellung und zum eiligen Rückzug gedrängt war, da sie andererseits befürchten mußte, von der III. Armee (unter dem Kronprinzen) eingeholt, umgangen und von ihrer Rückzugslinie nach dem Norden abgedrängt zu werden. Sie zog sich daher eiligst unter den Schutz der starken Festung Metz zurück. Auch der bei Saarbrücken geschlagene Frossard war auf Metz zurückgegangen.

In Folge des Sieges auf den Spicherer Höhen konnte auch die I. und die jetzt mit ihr zu einer Heerfäule vereinigte II. Armee ungehindert in Lothringen in der Richtung auf Metz einrücken, und ihren Anschluß an die III. Armee bewirken, die nach dem Wörther Siege unauffhaltsam die Vogesenpässe überschritten, mehrere kleinere Festungen theils erobert (Vichtenberg, Marsal, Sülzstein), theils cerniert hatte (Pfalzburg, Bilsch) und bis Nancy vorgerückt war. Ganz Lothringen war jetzt in deutschem Besitz.

Abgezweigt von der Armee des Kronprinzen war die badische Division (anfänglich unter v. Beyer, nachher unter v. Werder), welche die Belagerung von Strassburg, das nächste Ergebniß der Wörther Schlacht, in Angriff nahm.

Wirkung dieser Vorgänge auf Frankreich. Hatte man in dem vom Größenwahnsinn besangenen Paris in eitter Selbstüberhebung nur von Siegen geträumt und die Einnahme von Saarbrücken als die erste Etappe auf dem Siegeszug nach Berlin gewiesen, so war die Enttäuschung nach diesen drei Niederlagen, die sich Schlag auf Schlag folgten, und die trotz der anfänglichen Rügenberichte der französischen Generale

welche ihre Niederlagen meist für Siege ausgaben, nicht mehr bemäntelt werden konnten, um so fürchtbarer. Das Ministerium Oramont-Dulaier, welches in leichtsinniger Weise unter frivolem Vorwand einen so fürchtbaren Krieg über Frankreich heraufbeschworen hatte, der zu einem Gottesgericht werden sollte, wurde gezwungen abzutreten. Die Leitung der Regierung übernahm am 11. Aug. der neue Kriegsminister Graf von Montauban, Herzog v. Valiäo, der allein den zusammenbrechenden Thron Napoleon's vor dem völligen Zusammensturz zu retten berufen schien. Einen Tag später legte der Kaiser, der allgemeinen Mißstimmung weichen, die seiner militärischen Unfähigkeit alle Niederlagen zuschrieb, den Oberbefehl nieder; ebenso trat sein Generalsstabschef Le Boeuf, der sich seiner Stellung so wenig gewachsen gezeigt hatte, von derselben zurück. Die oberste Heeresleitung wurde nun dem Marschall Bazaine übertragen, der für den tüchtigsten General der französischen Armee galt; freilich hatte seit der mexikanischen Expedition auf seinem Charakter ein dunkler Flecken. Allein auch er vermochte in das Walten der Remeis nicht einzugreifen, die mit erneuten fürchtbaren Schlägen das bonapartistische Regiment vom Erdboden hinweg setzte.

Die Kämpfe um Metz (14.—18. Aug.). Der neue Oberbefehlshaber der französischen Armee, Bazaine, der mit dem Centrum derselben (gegen 220,000 Mann) um Metz stand, hatte mit Besorgniß das Vorrücken der III. deutschen Armee an die Mosel-Linie, sowie den Anmarsch der I. und II. Armee auf Metz beobachtet. Er faßte (freilich zu spät!) den Plan, von dem allerdings allein noch eine günstige Wendung zu erhoffen stand, nämlich die Festung Metz, das stärkste Bollwerk Frankreichs, dem Schutz einer starken Besatzung zu überlassen, während er selber mit dem Gros seiner Armee hinter Metz ins Innere des Landes zurückzugehen gedachte, um sich mit dem durch General Trochu in Chalons neu formierten 12. Armee-corps, so wie mit dem durch Mac Mahon aus den Trümmern seiner zersprengten Truppentheile neu organisierten Heere in der Nähe von Verdun zu vereinigen und mit seinem auf diese Weise auf über 300,000 M. angewachsenen Heere den Deutschen die Entscheidungsschlacht anzubieten. Im Falle einer Niederlage gewährten die nahen Festungen Metz, Verdun u. a. gesicherte Rückzugslinien.

Allein die deutsche Heeresleitung durchschaute sehr bald Bazaine's Plan. Zu richtiger Würdigung der Gefahren, welche in der beabsichtigten Vereinigung der 3 französischen Armeen Bazaine's, Trochu's, Mac Mahon's lagen, gieng Moltke's Kriegsplan dahin, die französische Hauptmacht unter Bazaine vor Metz zu zertrümmern. Schon am 14. Aug. gelang es General v. Steinmetz mit Abtheilungen der I. Armee (Westfalen, Ostpreußen) durch das siegreiche Gefecht von Bange (od. Courcelles) den bereits abziehenden Bazaine auf dem rechten Moselufer vor Metz festzuhalten und seinen Abmarsch für diesen und den folgenden Tag zu hemmen. Inzwischen hatte bereits Prinz Friedrich Karl mit der II. Armee in Eilmärschen die Mosel erreicht und dieselbe oberhalb Metz bei Pont a Mousson überschritten, so daß er am 18. mit seinen Vortroffen bereits hinter Metz auf der Straße von Verdun stand.

Der unglückliche Ausfall des Treffens bei Bange trieb den Marschall Bazaine nur noch mehr zur Eile. Allein der von neuem angeordnete Marsch von Metz über Verdun nach Chalons wurde durch die II. Armee verhindert, die ihm am 16. Aug. diese nächste Straße nach Paris durch den blutigen Kampf bei Bionville (Mars la Tour) verlegte. Trotz dieser Mißerfolge versuchte Bazaine, dessen Heer noch immer gegen 180,000 M. stark war, zum dritten Male den Durchbruch; allein durch die Schlacht bei Rezonville (Gravelotte), in welcher König Wilhelm persönlich den Oberbefehl führte, wurde den Franzosen auch die letzte Möglichkeit entzissen, die Straße nach

Paris zu gewinnen. Nach einem 12stündigen Vertheidigungskampf, in welchem Bazaine mehrfache Proben persönlicher Unerbittlichkeit an den Tag legte, sah sich derselbe gezwungen, seine Truppen (noch etwa 150,000 M.) in das verschanzte Lager der Festung Metz zurückzuziehen, deren Belagerung die nun unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl vereinigte I. und II. Armee übernahm. (General Steinmetz ging als Gouverneur nach Posen zurück).

So war der geniale Plan Moltke's, die Vereinigung mit Trochu und Mac Mahon im offenen Felde zu hindern, auf das glücklichste zur Ausführung gebracht.

Das Gefecht von Pange fand unter persönlicher Oberleitung der beiderseitigen Oberfeldherrn, Bazaine und v. Steinmetz, statt. Deutscherseits waren besonders das VII. und I. Corps (Weßfalen und Ostpreußen) an dem heißen Kampf theilhaftig. Unter ihren Führern erwarben das höchste Lob der Tapferkeit v. Bentheim und von Ramede, vor allem aber Ranteuffel, der unter dem Sturmmarß sämtlicher Trommler (tambour battant) die letzten gesammelten Reserven seiner geliebten ostpreussischen Regimenter zum Angriff und Sieg führte.

In der Schlacht bei Bionville (ober Mars la Tour), einer der blutigsten des ganzen Kriegs, fochten 120000 Deutsche gegen 200000 Franzosen. Die Ehre des Tages gehörte dem III. Corps (Brandenburger unter v. Alvensleben), welches mit zäher Ausdauer den Kampf sechs Stunden lang bis zum Eintreffen der Verstärkungen (VIII., IX., X. Corps) unter Prinz Friedrich Karl gegen die Uebermacht aushielt. Zum günstigen Ausgang trug besonders das X. Corps (Hannoveraner unter Voigts-Rheek) bei. Die Schlacht von Bionville war vor allen ein Ehrentag der deutschen Reiterei, die, freilich unter furchtbaren Verlusten (einzelne Regimenter der Garde wurden fast gänzlich aufgerieben) nach dem heißen Kampf um Flavigny die Schlachtlinie von Mars la Tour, Bionville, Rezonville behauptete. Uebrigens hatten auch die Gegner mit bewundernswerther Tapferkeit gekämpft. Allein wenn auch Bazaine, der auch in dieser Schlacht hohe persönliche Bravour gezeigt hatte, den französischen Fahnen den Sieg zuschrieb, weil er nicht aus allen Positionen verdrängt war, so war doch durch den deutscherseits mit ebenso großer Zähigkeit wie Kühnheit geführten Kampf der französische Operationsplan, der Marsch nach Verdun, durch den Verlust der südlichen Chaufsee gänzlich vereitelt. Die auf beiden Seiten ziemlich gleichen Verluste betrugen etwa 17,000 M. an Todten und Verwundeten; außerdem verloren die Franzosen noch 2000 Gefangene. * Deutscherseits verlor allein das III. Corps 257 Offiziere und 6566 M., das X. 173 Offiziere und 5140 M., das 24. Regiment 47 Offiziere und 1400 M., das 64. sogar 61 Offiziere und 1000 M.. Auch zwei preussische Generale fielen (v. Döring, v. Wedell). Der Tag von Bionville ist der Ehrentag ihres Führers, des Prinzen Friedrich Karl, und der Tag unvergänglichen Ruhmes für das III. und X. Armeecorps, von denen fast der dritte Mann mit seinem Körper das hart erstrittene Siegesfeld deckte.

Bei Rezonville (ober Gravelotte) wurden von jeder Seite etwa 200,000 M. in's Feld geführt. Deutscherseits wurde die Schlacht von dem König in Person geleitet. Am schwersten wogte der Kampf um die Bollwerke des rechten Flügels der Franzosen, die Dörfer St. Marie aus Ehenes und St. Privat la Montagne, welche nach langem heißen Ringen und nach furchtbaren Verlusten auf beiden Seiten durch den vereinten Angriff des Gardecorps (unter seinem Führer Prinz August von Bismarck) und des XII. Corps (Sachsen) den Franzosen entzogen wurden. Auf dem anderen Flügel hatten das VII. (v. Jastrow) und VIII. Corps einen schweren Stand gegen den überlegenen Feind, bis bei denselben in ihrer höchsten Bedrängniß die tapferen Pommern vom II. Corps unter ihrem heldenmüthigen General v. Fransecky, die von dem Steinmetz'schen Heerkörper abgezweigt, in beschleunigten Marschen über Pont a Mousson herangezogen waren, um 7 Uhr Abends einzutreffen und in unüberstößlichem Ansturm die stark verschanzten Höhen von Pont du Jour a Moskou nahmen. Der König selbst schaute in unmittelbarer Nähe dem letzten Vorstoß auf die Höhen von Gravelotte zu, bei dem, wie er vom Schlachtfeld aus an seine Gemahlin schrieb, „die historischen Granaten von Königgrätz nicht fehlten“, aus deren Bereich ihn diesmal der Kriegsminister v. Roon entfernte. — Die Franzosen verloren über 20000 Mann an

Todten und Verwundeten, dazu gegen 3000 Gefangene; der Verlust der Deutschen wird sich, die Gefangenen ausgenommen, wohl ebenso hoch belaufen haben. In den beiden Schlachten vom 16. und 18. hatten die Franzosen gegen 3000 ihrer Verwundeten hilflos auf dem Schlachtfelde liegen lassen eine Gefühllosigkeit, die sie sich während dieses Kriegs auch nach anderen Schlachten haben zu Schulden kommen lassen. —

Erwähnungswerth erscheint noch, daß General v. Moltke in dieser Schlacht durch die Vereinigung der 84 Geschütze der Garde-Artillerie zu einer einzigen Batterie ein Massenfeuer erzielte, durch dessen vernichtende Wirkung die feindlichen Infanteriecolonnen endlich zum Weichen gebracht wurden. Auch Napoleon I. hatte öfter (z. B. bei Wagram) dieses Manöver mit Erfolg zur Anwendung gebracht.

Nach den Kämpfen um Metz wurde aus 3 Corps der II. Armee (deren Groß mit der I. vereinigt war, s. o.), nämlich dem IV. Corps, der Garde, den Sachsen (XII. Corps), die sogenannte Nord- oder Maas-Armee gebildet unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen, welche im Verein mit der III. Armee (unter dem Kronprinzen) auf der Straße nach Paris operieren und die letzte der französischen Armeen, die unter Mac Mahon zu Chalons in der Bildung begriffen war, bekämpfen sollte. Chalons und Paris waren das Ziel dieser Armeen, die direct unter dem Befehle des Königs standen. Die Nord-Armee war schon am 19. Aug. ihren Marsch nach der Maas an, aber schon an demselben Tage hatte auch Mac Mahon, was man im deutschen Hauptquartier nicht erfahren hatte, Chalons verlassen und sich nach Reims zu in Bewegung gesetzt.

Die III. Armee hatte während der Schlachten um Metz die Aufgabe, die Operationen der I. und II. Armee gegen etwaige Angriffe der im Lager von Chalons neugebildeten Armee (gegen 125,000 M.) des Marschalls Mac Mahon zu decken (unter dem die Generale Ducrot, de Failly und später auch Wimpffen befehligten). Nach der Schlacht bei Gravelotte setzte der Kronprinz den Vormarsch auf Paris fort, cernierte die Festungen Toul und Verdun, erhielt aber schon am 23. Aug. die überraschende Kunde, daß Mac Mahon das Lager von Chalons geräumt habe. Eine Zeit lang war die deutsche Heeresleitung in Unkenntniß über den von ihm eingeschlagenen Weg; anfänglich vermuthete man, daß Mac Mahon, ohne Frage der umsichtigste und einsichtsvollste aller französischen Generale, das gethan hätte, was jedenfalls in seiner Lage das zweckmäßigste gewesen wäre, daß er sich nämlich nach Zusammenziehung aller französischen Streitkräfte auf Paris, wohin ihm der Weg offen stand, zurückgezogen hätte, um hier unter dem Schutze der stärksten Festung der Welt dem deutschen Heere, welches, da Prinz Friedrich Karl zur Belagerung von Metz mit über 200,000 M. zurückgeblieben war, an Stärke dem französischen nicht gleich kam, eine Hauptschlacht anzubieten. Da brachten deutsche Reiter, die vorausgesandt waren, die Bewegungen des feindlichen Heeres zu erschäfen, nach St. Dizier, dem Hauptquartier des Königs, die vielen unglaublich erscheinende Kunde, die freilich bald zur völligen Gewißheit wurde, daß Mac Mahon von Reims aus nicht auf Paris marschiert sei, sondern sich nordwärts gewandt habe.

Ein Hauptvortheil des deutschen Heeres vor dem französischen zeigte sich auch in der besseren und zahlreicheren deutschen Reiterei, die nicht allein die Bewegungen der feindlichen Heere alsbald in Erfahrung brachten, sondern vornehmlich auch die der deutschen Heere dem Feinde eine Zeit lang zu verbergen verstanden. Besonders gestärkt waren die auf ihren Reconnoissierungen äußerst kühnen und gewandten Ulanen.

In der That hatte Mac Mahon, indem er, wenn auch widerstrebend, dem Befehle seiner Regierung Folge leistete, den verwegenen Kriegsplan Palikao's

auszuführen unternommen. In einem kühnen Plankenmarsch, durch den seine Armee eine vollständige Isolierung riskierte, hatte er sich von Reims aus nach Norden gewandt, um auf weitem Umweg, gestützt auf den an der belgischen Grenze gezogenen Festungsring (Montmedy, Sedan, Mézières, Longwy, Givet) die Maas zu überschreiten und dann stromaufwärts längs der belgischen Grenze Metz zu erreichen. Mochte zu gleicher Zeit Bazaine mit seiner noch immer fast 150.000 M. starken Armee einen Ausfall auf das Belagerungsheer unter Prinz Friedrich Karl, so hoffte er seinerseits, die letztere, welche so von zwei Seiten gedrängt wurde, eher vernichten zu können, als die III. und Nord-Armee derselben zu Hülfe eilen könnten. Nach Durchbrechung der Garnierungsarmee glaubte Mac Mahon, mit Bazaine vereinigt, die beiden im Rücken bedrohten kronprinzlichen Armeen ohne große Mühe erdrücken zu können.

Alein General v. Moltke durchschaute den Zweck der Bewegung des feindlichen Heeres sehr bald und disponierte dem entgegen, den Weitermarsch auf Paris einstweilen aufgebend, eine große Rechtschwenkung der Deutschen.

Die schwierige Aufgabe einer Frontveränderung und der Aufmarsch beider Armeen in der rechten Flanke wurden trotz der weiten Entfernungen und der schwierigen Communication schnell und sicher gelöst. In Eilmärschen ging es nach dem Norden. Der äußerste rechte Flügel (Nord-Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen) hinderte bei Stenay die Franzosen am Ueberschreiten der Maas, schlug sie nach mehreren kleinen Gefechten (z. B. bei Nouart) in dem größeren Treffen bei Beaumont (31. Aug.), in welchem die Franzosen 3000 Gefangene und 30 Geschütze verloren, und versperrete ihnen nicht allein den Weg nach Metz, sondern raubte ihnen auch durch Besetzung der wichtigen Ardennenpässe die Möglichkeit, sich nach der belgischen Grenze hin durchzuschlagen. Da zugleich der äußerste linke Flügel der Deutschen (III. Armee) dem Feinde durch die Gefechte bei Buzancy und Le Cheue die Rückzugslinie nach Paris verlegt hatte, so war die ganze Armee Mac Mahon's mit einem eisernen Ring umschlossen, aus welchem kein Entrinnen mehr möglich war. Bei Sedan in der Nähe der belgischen Grenze wurde die ganze französische Armee samt dem Kaiser Napoleon III., der sich mittlerweile bei ihr eingefunden hatte, in eiserner Einklammerung in einem Bergkessel zusammengedrängt, dessen umliegende, meist steile Höhen von der deutschen Artillerie besetzt waren. Die ewig denkwürdige Schlacht bei Sedan und die Capitulation des französischen Heeres (1. und 2. Sept.) führte den Sturz des zweiten Kaiserreichs herbei.

Sedan. Aus den einzelnen Momenten dieser folgenschwersten aller Schlachten, in welcher 200,000 Deutsche gegen etwa 112,000 Franzosen kämpften, verdienen besondere Hervorhebung: 1) die Erstürmung des Dorfes Bazailles durch die tapfern Baiern unter Führung v. d. Tann's. Nach sechsstündigem heißen Kampf war die wichtige Position in den Händen der Deutschen. Hier wurde schon im Anfang der Schlacht, die gegen 5 Uhr Morgens begann, der französische Oberbefehlshaber Mac Mahon durch einen Granatplitter am Schenkel so schwer verwundet, daß er das Oberkommando an General Ducrot abgeben mußte. Die Einheit der Operationen erlitt im weitem Verlauf der Schlacht durch einen neuen Wechsel im Commando noch eine weitere erhebliche Störung, indem am Mittag auf Reclamation des ältern, erst am vorhergehenden Tage aus Algier bei der Armee angekommenen General Wimpffen von Napoleon das Commando auf diesen übertragen wurde, obwohl er weder das Terrain, noch die von Mac Mahon getroffenen Schlacht-Dispositionen genau kannte. 2) Die Erstürmung der Höhen von Daigny durch die Garde und das XII. Corps (Sachsen), sowie die

Eroberung des Dorfes Jby durch das XI. Corps, dessen General (v. Bersdorf) hier tödtlich verwundet wurde. 3) Der furchtbare Artilleriekampf des V. und XI. Corps, die auf den Höhen von Fleigneux aufgestellt, durch ihr wirkungsvolles Feuer eine wahrhaft verheerende Vernichtung unter der französischen Infanterie anrichteten und dieselbe zwangen, die von ihnen besetzt gehaltenen und in Brand gerathenen Dörfer zu räumen, da ihre eigenen dampfentierten Batterien das Feuer der deutschen Artillerie entweder gar nicht oder nur unwirksam erwidern konnten. 4) Die Schlag auf Schlag folgenden Reiterangriffe der franz. Chasseurs d'Afrique, Kürassiere, Dragoner, Maunen auf die Infanteriequarrées des XI. Corps, die namentlich vom 32., 87. und vor allem vom 95. Regiment mit bewundernswürdiger Todesverachtung zurückgewiesen wurden. Die französische Reiterei erlitt hier (in der Nähe des Dorfes Ftoing) durch das auf die kurze Entfernung von 100. Schritt gegebene Schnellfeuer der deutschen Infanterieregimenter, die festgeschlossenen Quarrées die furchtbare Wucht der wüthenden Reiterangriffe erwarteten, so schwere Verluste — ganze Reiterregimenter waren wie weggeblasen — daß von der französischen Reiterei im späteren Verlauf des Krieges so gut wie gar keine Rede ist. —

Gegen 3 Uhr Nachmittags hatte das deutsche Heer das französische in so erdrückender Umfassung umschlossen, daß demselben nur die Wahl zwischen Capitulation und Vernichtung blieb, da Sedan, sein Rückzugssplatz, bereits bombardiert wurde und an mehreren Stellen brannte. Da hieß König Wilhelm selbst das Feuer schweigen und sandte den Oberstlieutenant von Bronsart als Parlamentär mit weißer Fahne an den Kaiser ab, der Armee und Festung die Capitulation anzubieten. Demselben begegnete bereits am Thor als französischer Parlamentär General Lauriston. Nach folgten sich nun die weltgeschichtlich gewordenen Vorgänge: Der Brief Napoleon's an König Wilhelm, der von General Reille überbracht mit den Worten begann: *N'avant pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée aux pieds de Votre Majesté*, (allerdings war der Kaiser mehrfach im Regen gewesen und mehrere Granaten hatten in seiner unmittelbaren Nähe eingeschlagen), die Zusammenkunft Bismarck's mit Napoleon in Donchery, die zwischen Bismarck und Moltke einerseits und Wimpffen andererseits abgeschlossene Capitulation, der zufolge sich das ganze französische Heer auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, die Zusammenkunft Napoleon's und Wilhelm's im Schloß von Bellevue, die Abführung des Kriegsgefangenen Kaisers Napoleon nach Schloß Wilhelms Höhe bei Kassel.

So hatte sich vor Sedan ein weltgeschichtlicher Vorgang vollzogen, der fast einzig da steht in der Geschichte aller Zeiten. Der Kaiser der Franzosen capitulierte mit einer Armee, deren Größe noch nie bei einer anderen Capitulation erreicht war. Außer den 25,000 in der Schlacht von Sedan gefangenen Franzosen kamen durch die Capitulation vom 2. September 83,000 kampffähige Soldaten (darunter 4000 Offiziere) in deutsche Gefangenschaft. Außerdem fielen dem Sieger 400 Feldgeschütze (die Festungskanonnen ungerchnet), 70 Mitrailleusen, 1100 Pferde zu. Ein in der Geschichte beispielloser Erfolg war errungen: die eine Hälfte der feindlichen Armeen war in Weg eingeschlossen und für die Operation im Felde lahm gelegt, die andere Kriegsgefangen und das alles in vier Wochen! Einen unbeschreiblichen Siegesjubel erregten die Botschaften des 2. September, die vielen wie ein Märchen klangen, im ganzen deutschen Vaterland. Deutschland erlebte einen Siegestag, wie noch keinen zuvor.

Zufolge der Capitulationsbedingungen wurden die französischen Kriegsgefangenen (gegen 100,000 Soldaten und Unteroffiziere) entwaffnet, nach Deutschland übergeführt und in den deutschen Festungen untergebracht, was theilweise mit großen Schwierigkeiten verbunden war; dagegen war den Offizieren und Militärbeamten die Rückkehr nach Frankreich gestattet, wenn sie sich auf Ehrenwort verpflichteten, während dieses Krieges nicht gegen Deutschland zu dienen. Leider kam es (wenn auch vereinzelt) vor, daß französische Offiziere, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, das von ihnen gegebene Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, treulos brachen. (General Ducrot).

Genau um dieselbe Zeit (vom Morgen des 31. August bis Mittag des 1. Sept.) versuchte Marschall Bazaine (offenbar nach Verabredung mit Mac Mahon) mit mehreren Corps aus Metz nach Norden durchzubrechen. Er errang einige Vortheile und wäre bei größerer Entschlossenheit und raslosem Vordringen vielleicht im Stande gewesen die deutsche Garnierungslinie zu durchbrechen und den Weitermarsch auf Paris zu erzwingen. Statt dessen blieb er in den genommenen Dörfern ruhig stehen, aus denen er sogar durch einen nächtlichen Ueberfall der Deutschen (unter v. Manteuffel) zum Theil wieder vertrieben wurde. Auch am folgenden Tage (1. Sept.) behauptete Bazaine nach Erneuerung des Kampfes seine Positionen, bis er plötzlich gegen Mittag aus bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärten Gründen den Kampf abbrach und sich unter den Schutz der Festung Metz zurückzog. Man faßt alle diese Kämpfe, die hauptsächlich um den Besitz der Dörfer Sorbigny, Roisseville, Metonfay geführt wurden, in dem Namen „Schlacht von Roisseville“ zusammen.

Deutscherseits waren an diesen Gefechten unter Oberleitung des Prinzen Friedrich Karl hauptsächlich das I. Corps (Ostpreußen unter v. Manteuffel) und das XI. Corps theilhaftig.

Der Feind, wiederum in die Festung zurückgegangen, stand seitdem von ernstesten Versuchen zum Durchbruch ab. Vielleicht bewog den Marschall Bazaine zu dieser auffälligen Schonung seines Heeres die Erwartung eines baldigen Friedens. Er hegte vermuthlich die Ueberzeugung, daß Napoleon nach dem Friedensschluß nach Frankreich zurückkehren und den Thron wieder besteigen werde. Für diesen Fall wollte Bazaine seinem Kaiser die Armee möglichst stark und ungeschwächt zuführen, damit derselbe mit ihrer Hilfe sein stark erschüttertes Regiment möglichst rasch wieder aufrichte.

319. Die Zustände in Paris nach den Vorgängen bei Sedan. Nochte auch die französische Regierung (Palisao) schon vom 14. August ab (wie auch früher) alle Niederlagen der französischen Heere durch lügnerische Berichte zu Siegen gestempelt haben, so zerriß doch die Katastrophe von Sedan mit einem Schlage das Lügengewebe, und die lang verhaltene Erbitterung des französischen Volkes gegen das bonapartistische Regiment, dessen schon längst durch die Opposition und die republikanische Presse erschütterte Popularität seit den jüngsten, Napoleon selbst beigemessenen Niederlagen in Geringschätzung und Abneigung verwandelt war, brach unaufhaltsam hervor und setzte die Stadt in eine furchtbare Aufregung, der Napoleon und seine Dynastie zum Opfer fiel. Am 4. Sept. wurde auf Antrag Jules Favre's die Thronentsetzung Napoleon's und seiner Dynastie decretiert. Die Kaiserin Eugenie samt ihren Räten mußte der allgemeinen Erbitterung weichen und entkam mit genauer Noth nach England. In der neugewählten republikanischen Regierung der nationalen Verteidigung, die den Verzweiflungskampf bis zum Aeußersten fortzusetzen gedachte, waren Favre und Gambetta die hervorragendsten Mitglieder. Vorsitzender der provisorischen Regierung war General Trochu als General-Gouverneur von Paris, der früher keineswegs zu Napoleon's Segnern gehört hatte, im Gegentheil durch die seiner Treue fest vertrauende Kaiserin Eugenie zum Gouverneur von Paris eingesetzt war. Nachdem er jetzt, die Rolle wechselnd, an die Spitze der revolutionären Regierung getreten war, entwickelte er eine bedeutende Energie, indem er die fast uneinnehmbaren Festungswerke der gewaltigen Stadt (Mont Valerien, Abron, Fort Issy etc.), die Paris zur stärksten Festung der Welt machen, neu armierte; die National-

und Mobilmachten sowie die aus den Provinzen neu einberufenen kriegstüchtigen Mannschaften unausgesetzt einübte und durch möglichst ausgedehnte Verprobantierung die Stadt gegen die bevorstehende Belagerung zu schützen suchte. Die Hauptstütze seiner militärischen Macht, die im Ganzen aus 70,000 Mann regulärer Truppen bestand; war das schon im August gebildete 13. Corps unter General Vinoy, welches, ursprünglich aus Paris am Tage der Katastrophe von Sedan ausgerückt, um sich mit Mac Mahon zu vereinigen, sofort auf die unterwegs erhaltene Nachricht von den Vorgängen bei Sedan in Revers umkehrte und unbehelligt von den Deutschen sich wohlbehalten nach Paris zurückziehen konnte. Dazu kamen bald noch Marine-Infanterie und Marine-Artillerie, die für den Landdienst disponibel wurden, da die Flotte nichts unternahm, ferner die rasch aus Algerien herangezogenen Regimenter, die Depotbataillone und die wehrfähige Bevölkerung von Paris, das auf diese Weise bald an 400,000 Bewaffnete enthielt.

Kap. 57. Der Krieg gegen das republikanische Frankreich.

320. Schon am 5. Sept. sah die alte Krönungsstadt Reims den König von Preußen in ihren Mauern, um die Mitte desselben Monats erschienen in unaushaltbarem Vormarsch die III. und IV. Armee, die Sieger von Sedan, vor Paris, und bereits am 19. Sept. war die mit Flüchtigen überfüllte Hauptstadt von allen Seiten cerniert und blieb seitdem durch die etwa 250,000 Mann starke Belagerungsarmee von dem übrigen Frankreich völlig abgeschlossen.

Von Unfällen traf die Deutschen auf dem Vormarsch von Sedan nach Paris nur der Verrath der Franzosen in Laon, welche nach der Capitulation (9. Sept.) und dem Einmarsch der deutschen Besatzung das Pulvermagazin verträgsbrüchig in die Luft sprengten, wobei 100 Deutsche getödtet oder verwundet wurden.

Die anfänglich von dem Minister des Auswärtigen, Jules Favre, nachher von dem mit einer außerordentlichen Mission betrauten Thiers (auf seiner Rundreise an die Höfe von London, Wien, Petersburg, Florenz) zur Intervention angerufenen auswärtigen Mächte versicherten Frankreich zum Theil zwar ihrer Sympathien, verweigerten aber jede thatsächliche Unterstützung. Auch die Unterhandlungen Jules Favre's mit v. Bismarck zerschlugen sich völlig, da der erstere jede Gebietsabtretung hartnäckig verweigerte, während v. Bismarck schon damals auf der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Straßburg und Metz eben so fest bestand. So rollten die Würfel des Krieges weiter.

„So lange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensivbe bezüglich des ganzen Südens und des linken rheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist, im Besitze von Frankreich, eine stets offene Ausfallspforte gegen Süddeutschland. In diesem Besitze gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Charakter. Von Deutschland ist keine Störung des europäischen Friedens zu befürchten.“ So äußerte sich vollkommen richtig Fürst Bismarck in einem Rundschreiben an Preußens diplomatische Vertreter bei den auswärtigen Cabineten.

Der Festungskrieg. Zunächst begann um die 3 Hauptfestungen Frankreichs (Paris, Metz, Straßburg) und mehrere Nebenplätze (von denen sich schon am 23. Sept. das feste Toul den Deutschen unter dem Großherzog von Mecklenburg ergab) ein in den Annalen der Kriegsgeschichte fast einzig

daßender Belagerungskrieg, der sowohl innerhalb der Festungen alle Schrecken einer Belagerung über die Verteidiger und die unglücklichen Städtebewohner brachte, als auch außerhalb für die Belagerungsherre alle Leiden, Entbehrungen, Gefahren und die mit jedem Wintersfeldzug verbundenen Drangsale im höchsten Maße mit sich führte.

Durch die Capitulation von Loul kamen 109 Officiere, 2240 Mann, 120 Pferde, 197 Geschütze, 3000 Gewehre und sonstige reiche Kriegsbeute in die Hände der Deutschen. Auch die Belagerung der übrigen kleinen Festungen, welche die Communicationslinien zwischen Deutschland und Elsaß-Lothringen und die Stappenstraße gefährdeten, wurde inzwischen mit Eifer betrieben. Bald fiel eine nach der anderen in deutsche Hand (Soissons 16. Oct., Verdun 8. Nov., Diedenhofen 22. Nov., Pfalsburg 12. Dez., Montmédy 14. Dez., noch später Longwy, Peronne u. a.)

Wenige Tage nach der Uebergabe von Loul fiel auch Straßburg (28. Sept.), so daß nun die über Straßburg, Nancy, Loul nach Paris führende Straße für den Verkehr mit den deutschen Heeren frei wurde und die Reserve- und Ersatzheere ungehindert heranzogen, durch deren Zugug die Gesamtstärke der deutschen Heere bald bis auf 800,000 Mann stieg.

Die Belagerung von Straßburg durch den General v. Werder war gleich nach den Tagen von Weißenburg und Wörth in Angriff genommen und am 23. August Wert gesetzt worden; sie endete am 28. Sept. mit Capitulation der Festung und Stadt. Während bei den Belagerungen von Metz und Paris hauptsächlich eine mit eiserner Ausdauer durchgeführte Sernierung und die dadurch herbeigeführte Ausschungerung zum Ziele führte, war es bei Straßburg außer den Sernierungsmaßregeln vor allem die militärische Action einer regelrechten Belagerung, die nach Eröffnung der Laufgräben mit einer jeden neu eröffneten Parallele ihren Kreis immer enger um die Stadt zog und bald mit einem verheerenden Feuer auf die unglückliche Stadt begann. Nach siebenwöchentlicher Belagerung wurde die starke, freilich für eine Belagerung ebensowenig wie Paris und Metz vorbereitete Festung von ihrem heldenmüthigen Commandanten Ulrich den Deutschen übergeben.

Der 28. Sept. gab Deutschland eine seiner ehrwürdigsten Städte wieder und mit dem Falle der Hauptstadt und Festung wurde ein gesegneter Bau wieder mit Deutschland vereinigt, der so viele Jahrhunderte in innigstem Culturzusammenhang mit ihm gestanden hatte. Was Jahre der Schmach ihm geraubt, Zeiten der Schwäche ihm entfremdet hatten, gaben ihm Tage der Größe und Erhebung wieder. Und es gab fast kein Herz in Deutschland, das nicht freudig mitjubelte, als die große Volschaft kam: Straßburg ist wieder unser.

Nach dem Falle von Straßburg rückte v. Werder mit dem XIV. Corps (Badenser, Württemberger, Preußen) in den südlichen Elsaß, der bald von Schlettstadt an (das am 24. Oct. capitulierte) bis Belfort in deutschem Besitz war. Die hartnäckigen, verzweifelten Kämpfe auf diesem Kriegsschauplatz, die alle Schreckensscenen eines organisierten Volkskrieges (Franc tireurs) in ihrem Gefolge hatten, werden im Zusammenhang mit andern Kriegser eignissen späterer Erörterung vorbehalten bleiben.

Der Fall von Metz (28. Oct.). Nach den erfolgreichen Ausfällen am 31. Aug. und 1. Sept. und den Kämpfen von Noisseville (s. o.) machte Bazaine noch einige Versuche zum Durchbruch, die kaum erst gemeint, eben so erfolglos blieben; der heftigste von diesen Ausfällen führte den neunskündigen Kampf bei Woippy herbei (7. Oct.), wo die Landwehr-Division Nummer sich blutige Vorbeeren errang. Da auch die Mission seines Adju-

stanten Boyer sowie des Generals Bourbaki in das preussische Hauptquartier und nach England zur Kaiserin Eugenie gänzlich fehl schlugen — dieselben sollten, wie es scheint, einen Friedensversuch machen und auf diplomatischem Wege die Befreiung Bazaine's und seines Heeres zu bewirken suchen — sah sich Bazaine durch den in Stadt wie Festung immer höher steigenden Mangel an Lebensmitteln genöthigt, mit Prinz Friedrich Karl durch General Changarnier Unterhandlungen einzuleiten, die am 28. Oct. mit der Uebergabe der Festung endeten. Durch dieselbe geriethen 3 Marschälle (Bazaine, Le Boeuf, Canrobert), 6000 Offiziere, 145,000 unwundete französische Soldaten (darunter das 20,000 Mann starke Gardecorps) in deutsche Kriegsgefangenschaft, so daß die Gesamtzahl der bereits in Deutschland befindlichen Gefangenen gegen 340,000 ausmachte. Unermeßlich war die Beute an Kriegszeichen und Kriegsvorräthen (73 Adler, 102 Mitrailleur, 54 Feldgeschütze, 800 Festungsgeschütze, 400,000 Chassepotgewehre). So kam also die alte lothringische urdeutsche Feste, die seit 1551 (s. S. 348) in Feindeshand gewesen war, wieder an Deutschland zurück.

Durch die Capitulation von Metz, ein Ereigniß ohne Gleichen, wurde die Welt fast noch mehr in Erstaunen gesetzt als durch die von Sedan. In dem Armeebefehl, welchen König Wilhelm von Versailles aus erließ (hier befand sich seit dem 5. Oct. das königliche Hauptquartier und verblieb dort während der ganzen Dauer des Krieges), erkannte derselbe den Muth, Gehorsam, die Ausdauer, die Selbstverleugnung der Armee des Prinzen Friedrich Karl in den ehrenfsten Ausdrücken an und ernannte zugleich den Prinzen Friedrich Karl wie den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welche beide die deutschen Heere so oft zum Siege geführt, zu General-Feldmarschällen, eine Auszeichnung, die bisher noch niemals im preussischen Königs Hause vorgekommen war. Aber das allerwichtigste Ergebniß des Falles von Metz war, daß ein kriegsgelübtes deutsches Heer von nahezu 180,000 M., von dem nur ein Theil als Besatzung in Metz zurück blieb, anderweitig für den Krieg verwandt werden konnte, der mittlerweile nicht allein vor Paris sondern noch auf anderen Schauplätzen entflammt war.

321. Um nämlich die belagerte Hauptstadt zu entsetzen, waren von der Pariser Regierung und namentlich von der in Tours zusammengetretenen Regierungsdelegation, deren Seele der aus Paris mittelst Luftballons entflozene Advocat Gambetta war, drei neue Heere organisiert: 1) die Nordarmee unter dem Befehl von Bourbaki, dem bald Faidherbe im Commando folgte, 2) die Loire-Armee unter Aurelles de Paladine (später unter Chanzy und Bourbaki), 3) die Ost- (oder Vogesen-) Armee unter Rerath, die um Mülhausen in der Bildung begriffen war.

Die Proclamation, in welcher der feurige, berebte, thatkräftige Gambetta die Bevölkerung Frankreichs zu einer allgemeinen Volkserhebung aufforderte, deren erstes und nächstes Ziel der Entsatz von Paris sein müsse, endete mit den Worten: „Es ist nicht möglich, daß der Genius Frankreichs auf immer sein Antlitz verhüllt habe, daß die große Nation sich den ihr in der Welt zukommenden Platz durch die Invasion von 500,000 Menschen nehmen lasse. Stehen wir in Massen auf, sterben wir lieber, als daß wir die Schmach einer Verstükelung Frankreichs erdulden; trotz alles unseres Unglücks bleibt uns noch das Gefühl der Einheit und Untheilbarkeit der französischen Republik.“ Allerdings gelang es dem Feuereifer Gambetta's, dem die Erinnerungen der Republik von 1793 vor Augen schwebten, trotz der furchtbaren militärischen Niederlagen, die Frankreich fast aller seiner regulären Truppen beraubt hatten, den Nationalfinn der

Frankosen bis aufs Aeußerste zu steigern und den Volkskrieg in allen Theilen des Landes zu organisieren. An Waffen war kein Mangel, da aus Nordamerika und England fortwährend neue Sendungen eintrafen, die der Qualität nach freilich oft wenig genügten. Aber die neugebildeten Heere, denen es fast gänzlich an Reitern fehlte, waren bunt zusammengekehrt aus Mobilgarden, Franc-tireurs, Bauern, Handwerkern u. s. w., die den Mangel an Einübung und Disciplin durch ihre Begeisterung und glühende Vaterlandsliebe nicht ersetzen konnten. Dazu kam, daß in Folge der in der Armeeverwaltung herrschenden Unordnung die Ausrüstung, Uniformierung, Verpflegung der rasch gebildeten Heere höchst mangelhaft war, da Gambetta weder in diesem sehr wichtigen Zweige der militärischen Verwaltung, noch überhaupt im Kriegswesen auf Erfahrung gegründete Kenntnisse besaß. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß solche Truppen trotz allen begeisterten Muthes, trotz der zähen Ausdauer, die sie im Kampfe bewiesen, den kriegsgeübten, von erfahrenen Feldherrn geleiteten, durch ihre fortwährenden Erfolge von Siegebewußtsein besetzten deutschen Heeren auf die Dauer nicht gewachsen waren, wenn auch der in allen Theilen Frankreichs emporlodende Volkskrieg fürchterliche Schreckenisse und Gefahren für die Deutschen herbeiführte. Schon damals empfahlen in Paris und bald darauf in ganz Frankreich (vor allem in Lyon, Marseille, Bordeaux) jene fanatischen Volksaufbeher die rücksichtsloseste „Ausrottung der deutschen Barbaren,“ worauf alle Deutschen unter empörenden Mißhandlungen aus den französischen Städten ausgewiesen wurden. Die sittliche Verkommenheit dieser „civilisiretesten aller Nationen“ sollte bald unter der Herrschaft der Commune noch schauerlicher zu Tage treten.

Allein keine dieser Ersaharmeen erreichte den beabsichtigten Zweck. — Gegen die im nordwestlichen Frankreich zusammengezogene Armee Faidherbe's wurde von der deutschen Heeresleitung, welche von Versailles aus alle Fäden der gesamten Kriegsführung in Händen hielt, Gen. v. Manteuffel mit der I. Armee gesandt; der ebenfalls neugebildeten Süd- (oder Loire-) Armee rückte Prinz Friedrich Karl mit der II. Armee in der Richtung auf die Loire entgegen.

Beide deutsche Armeen (I und II) waren nach dem Falle von Metz für anderweitige Operationen verfügbar geworden. Ein Theil der II. Armee (II. Corps) war zur Verstärkung der Pariser Belagerungsarmee nach Paris abgerückt.

322. Die Kämpfe im Norden. General v. Manteuffel, dem als Generalstabschef v. Sperling zur Seite stand, schlug die im Vorrücken begriffene feindliche Armee unter dem (übrigens tüchtigen und kriegserfahrenen) Gen. Faidherbe zuerst bei Moreuil (südlich von Amiens) am 27. Nov., zwang am 30. Amiens zur Capitulation, lieferte den Franzosen Anfang Dezember noch mehrere siegreiche Gefechte (nordöstlich von Rouen), besetzte Rouen, die Hauptstadt der Normandie am 6. Dezember und die Hafenstadt Dieppe am atlant. Meere (9. Dezember). Faidherbe hatte sich nach diesen Niederlagen unter den Schutz der an der Nordgrenze gelegenen Festungen Arras und Lille zurückgezogen, rückte aber bald mit neuen Streikkräften heran, um den Deutschen in den Rücken zu fallen. Auf die Nachricht hiervon kehrte v. Manteuffel sofort vom Westen nach Osten zurück, schlug den an Truppen und namentlich an Artillerie überlegenen Feind nordöstlich von Amiens bei Querrieu an der Hallue (23. Dez.) und verfolgte ihn in nordöstlicher Richtung. Im Anfang des neuen Jahres (2., 3. Jan.) folgten neue blutige, aber siegreiche Kämpfe (v. Goeben's Sieg bei Bapaume), aber die eigentliche Entscheidungsschlacht wurde erst am 19. Januar bei St. Quentin geliefert, wo nach 9stündigem blutigen Kampf v. Goeben, der nach v. Manteuffel's Abberufung auf den südöstlichen Schauplatz den Oberbefehl über die Nordarmee übernommen hatte, die französische Nordarmee bis zur völligen Vernichtung schlug, St. Quentin erstickte und die Trümmer der geschlagenen

Armee in die nördlichen Grenzfestungen Arras und Lille zu flüchten zwang. Von der völlig aufgelösten Nordarmee konnte der Entsatz der Hauptstadt nicht mehr erwartet werden. Alle rhetorischen Künste Gambetta's, der zu Schiff von Paris nach Lille geeilt war, um noch einmal den Widerstand auch in diesen Gegenden von neuem anzufachen, blieben erfolglos. —

323. Wenige Tage vorher hatte auch der Kampf gegen die Loire-Armee sein Ende gefunden. Schon vor dem Fall von Metz war eine Abtheilung der deutschen Paris belagernden Armee (ein bayerisches Corps und zwei preuß. Divisionen) unter dem Befehl des bayerischen Generals v. der Tann nach dem Süden abgerückt, um das in der Bildung begriffene Volksheer, welches Gambetta von Tours aus durch die aufgerufene levée en masse zu organisieren im Begriff stand, anzugreifen und von dem Marsch auf Paris zurückzuhalten. V. d. Tann schlug den französ. General de la Motterouge, obwohl nicht ohne eigene große Verluste, bei Artenay (10. Oct.) erstürmte Orleans (11. Oct.) und besetzte die Loirelinie. Doch sah er sich schon am 8. Nov. genöthigt vor der Uebermacht der verstärkten, bis auf 100,000 M. gebrachten Loirearmee, welche jetzt anstatt des von Gambetta abgesetzten de la Motterouge der befehrlte, aber kriegserfahrene Aurelles de Paladine befristigte, Orleans zu räumen. Auf seinem übrigens in guter Ordnung gehaltenen Rückzug wurde v. d. Tann am folgenden Tage (9. Nov.) bei Coulmiers angegriffen, wo die Bayern nach tapferm Widerstand geworfen wurden und 2000 M. verloren. Da dies der erste Sieg war, welchen die Franzosen während der Dauer des ganzen Feldzuges erfochten hatten, war der Jubel groß; Tausende von Jünglingen, die bisher gezögert hatten, traten in die neugebildeten Heere ein. Aber die Siegesfreude währte nicht lang. Gleich nach dem Falle von Metz (28. Oct.) waren von hier aus bedeutende Verstärkungen (III., IX., X. Corps) unter dem Prinzen Friedrich Karl (II. Armee) und dem Großherzog von Mecklenburg (XIII. Armee) über Trosses und Sens ungehindert an die Loire gezogen, die sich mit v. d. Taun's Corps vereinigten. Es erfolgten nun an der Loirelinie sechs Wochen lange, schwere Kämpfe des Prinzen Friedrich Karl gegen Aurelles de Paladine und dessen Nachfolger Chanay, die beide trotz ihrer Uebermacht gegen deutsche Kriegstüchtigkeit und Mannszucht nichts ausrichten konnten, zumal die französ. Heere eiligst ausgehoben, hant zusammengesezt und sehr mangelhaft ausgerüstet waren. Auch erwies sich Gambetta's Einnischung in die Leitung der militärischen Operationen im höchsten Grade schädlich; namentlich war die von ihm angeordnete Theilung und Zersplitterung der Loire-Armee verderbenbringend.

Unter den Gefechten und Schlachten verdienen Hervorhebung: 1) der Sieg des Großherzogs von Mecklenburg, der am 17. und 18. Nov. bei Dreux und Chateaufort mit der seinem Oberbefehl unterstellten sogen. XIII. Armee die Franzosen auseinander sprengte und gegen die Sarthe vordrang; 2) der Ehrentag des X. Armeecorps (Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Westfalen, unter Voigts-Rheek) bei Beaune la Rolande (28. Nov.), wo der 70,000 Mann starke Haupttheil der französischen Loire-Armee eine schwere Niederlage erlitt; sie ließ 1000 Tödt auf dem Schlachtplatz, gegen 1600 unverwundete Gefangene fielen in die Hände der Deutschen. —

Durch diesen Sieg war die Vereinigung der II. und XIII. Armee hergestell und Gambetta's Plan, mit der Loirearmee auf Versailles zu rücken und die Gernierungsarmee anzugreifen, während zu gleicher Zeit ein Massenausfall aus Paris sein Vorhaben unterstützen sollte, war schon jetzt fast unausführbar.

In den ersten Tagen des Dezembers (besonders am 4.) fanden weitere blutige Kämpfe um Orleans statt, in denen Feldmarschall Friedrich Karl beständig die Oberhand erhielt. Nach Erstürmung des Bahnhofes von Orleans (5. Dez.) fiel die Stadt zum zweiten Mal in die Hände der Deutschen. Ueber 10000 Franzosen geriethen allein in den Kämpfen um Orleans in deutsche Gefangenschaft. Nach den Kämpfen bei Orleans wurde Aurelles de Paladine, der Sieger von Coulmiers, der, des Gegners Uebermacht und die Schwächen seiner eignen in jeder Beziehung höchst mangelhaften Armee erkennend, vorsichtig Orleans geräumt hatte, von dem damit unzufriedenen Gambetta ebenfalls (wie schon vor ihm de la Motterouge) des Oberbefehls entsetzt. An seine Stelle trat Chanzy; doch wurde von der Loire-Armee ein selbständiges Corps unter Bourbati abgezweigt, das in der Richtung auf Bourges und Dijon dem östlichen Kriegsschauplatz zuzog (s. u.), während Chanzy sich nach Blois, Tours und später nach Le Mans wandte, bei diesem „rückwärts Concentrieren“ überall schwere Verluste durch den ihn unausgesetzt verfolgenden Prinzen Friedrich Karl erleidend. — Mit nicht minderem Erfolg als Prinz Friedrich Karl operierte der Großherzog von Mecklenburg, der am 7. und 8. Dez. mit Theilen der aus Tours verstärkten Loire-Armee ernste, aber siegreiche Gefechte bestand (bei Beaugency 8. Dez.). Vergebens suchten die Franzosen am 10. Dez. die verlorenen Positionen wieder zu erkämpfen.

In Folge dieser bedeutenden Verluste zog die französische Armee in der Richtung auf Blois und Tours ab, von den Deutschen beständig verfolgt. Bereits am 13. Dez. wurde Blois von den Deutschen besetzt, (auf der Straße von Orleans bis Blois lagen mehr als 6000 französische Verwundete, die von ihrer Armee krank und hilflos ohne jeglichen ärztlichen Beistand zurückgelassen waren; bei der Eilfertigkeit der Ausrüstung der neu gebildeten Armeen war auf das Sanitätswesen so gut wie gar keine Rücksicht genommen), am 21. Tours, der äußerste Punkt des deutschen Vormarsches nach Süden. Am 6. Jan. 1871 näherte sich Prinz Friedrich Karl, Chanzy noch immer siegreich vor sich her treibend, der Stadt Le Mans, wo die Entscheidung herbeigeführt wurde.

In den sechstägigen blutigen Kämpfen um Le Mans (6.—12. Jan.) wurde die Armee des General Chanzy durch Prinz Friedrich Karl fast ganz aufgerieben; die Verluste der Loire-Armee beliefen sich im Laufe des Januars auf 60,000 M. an Todten, Verwundeten, Gefangenen, Versprengten. Ueber 22,000 unterwundene Gefangene, 2 Fahnen, 19 Geschütze, über 1000 beladene Fahrzeuge und eine ungeheure Menge Kriegsmaterial fiel in die Hände der Deutschen, deren Verlust an Todten und Verwundeten sich freilich auch auf gegen 4000 M. bezifferte.

So war auch die zweite der Armeen, die zum Entsatz von Paris bestimmt waren, so gut wie vernichtet; ihre Trümmer zogen sich tief in das Innere Frankreichs (nach Anjou) zurück. Nachdem auch das feste Lager von Conlie genommen, das zu einem zweiten Lager von Chalons bestimmt war, schlug Prinz Friedrich Karl am 21. Jan. sein Hauptquartier zu Tours auf. — Der Sitz der französischen Regierungsdelegation mußte von Tours weg in den äußersten Westen nach Bordeaux verlegt werden.

324. Nach Vernichtung der französischen Nord- und Loire-Armee blieb nur noch die dritte, die Vogesearmee, übrig, die von Gambetta zur Verstärkung der sogenannten Ostarmee (unter General Cambriels) auf den südöstlichen Kriegsschauplatz gegen den im oberen Elsaß siegreich vorrückenden General v. Werder entsandt war.

Nach dem Falle von Straßburg (23. Sept.) war v. Werder mit der XIV. Armee (s. o.) zur Belagerung der kleineren Festungen des Oberelsaß vorgegangen, wo er zwar nur wenig reguläres Militär im offenen Felde gegen sich hatte, aber der überall auftauchenden Francireursbanden, die, wenn auch im offenen Kampf stets geschlagen, doch immer von neuem angriffen und aus dem gebirgigen Terrain schwer zu vertreiben waren, nur schwer Herr werden konnte. Doch zwangen Abtheilungen seiner Armee, die unter v. Schmeling und v. Treßlow den Festungskrieg eröffneten, bereits am 24. Oktober

Schlettstadt, am 10. Nov. Neu-Breisach zur Uebergabe, warfen alsdann die unter Gambriels heranziehende französische Oskarmee nach dem hüzigen Gefecht bei Riez über den Dignon auf Besançon zurück (wo 3 badijsche Brigaden den Franzosen 3000 Gefangene abnahmen), besetzten Montbéliard und cernierten unter v. Treßow's Führung nach mehreren kleinen siegreichen Gefechten, in welchen Mobilgarden und Franc tireurs trotz ihrer mangelhaften militärischen Dressur mit rühmlicher Tapferkeit kämpften, seit dem 3. Nov. das starke Belfort, den südlichen Schlüssel der Vogesen. —

General v. Werder selbst war unter fortwährenden Kämpfen über Epinal und Vesoul, die Hauptstädte des Vogesendepartements, in Burgund eingerückt; die badijsche Abtheilung (unter v. Deyer) hatte sogar die Hauptstadt von Oberburgund, Dijon, am 31. Nov. genommen, räumte es indes bald wieder vor dem mit bedeutender Uebermacht heranrückenden Garibaldi, der, von der Regierung in Tours zum Oberbefehlshaber sämtlicher irregulärer Streitkräfte Frankreichs ernannt, ein aus den verschiedensten Elementen und Soldaten aller Nationen bunt zusammen gewürfeltes Heer unter seinen Fahnen gesammelt hatte.

Garibaldi, bereits alt und gichtkrank, hatte ein aus seinen Anhängern, meist fremden Abenteurern aller Nationen zusammengesetztes Corps, die früher unter ihm gedient hatten, der jungen Republik zur Verfügung gestellt, weil er den Zeitpunkt zur Verbreitung seiner demokratischen Ideen für besonders günstig hielt. Gambetta übertrug ihm sofort, nachdem Gambriels wegen der allgemein gegen ihn herrschenden Erbitterung das Commando der Oskarmee niedergelegt hatte, den Oberbefehl über die sogenannten Freischützen (franc tireurs) der Vogesen, die den Hauptbestandtheil des etwa 20000 Mann starken, aus Mobilgarden, Franc tireurs, fremden Abenteurern (Griechen, Ungarn, Polen) gebildeten Garibaldi'schen Corps bildeten. Die einzelnen Abtheilungen desselben führten Namen wie: franc tireurs des la mort, corps des vengeurs, enfants perdus du Rhône.

Unter Garibaldi, der anfänglich in Dijon, nachher in Dole sein Standquartier hatte, befehligten seine beiden Söhne Ricciotti und Menotti; nur des letzteren Truppentheil, der vorzugsweise aus Italienern bestand, zeigte einige Mannszucht und Zuverlässigkeit. Alle übrigen Elemente waren wegen ihrer unregelmäßigen Zusammensetzung wenig brauchbar, so daß Garibaldi's Erfolge dem Ruhme seines Namens wenig entsprachen. Zum Theil lag dies auch darin begründet, daß die französischen Befehlshaber, die in diesen Gegenden commandirten, sich der Oberleitung Garibaldi's als Ausländers nur höchst widerstrebend fügten.

Es kam nun zwischen den Garibaldinern und v. Werder in der Umgegend von Dijon (bei Vasquez 26. Nov.) zu mehreren Treffen, in welchen die ersteren regelmäßig den kürzeren zogen, so daß Garibaldi endlich für gut fand, sich eilig zurückzuziehen, worauf v. Werder sich wieder in Dijon festsetzte. Auch das in Lyon neu gebildete Corps (l'armée du Rhône), welches unter General Cremer zum Beistand Garibaldi's heranrückte, wurde von den Deutschen (namentlich Badenjern) in dem hüzigen Gefecht bei Nuits am 19. Dez., freilich unter großen Verlusten (Prinz Wilhelm von Baden schwer verwundet) völlig geschlagen und zersprengt. Aber die größte Gefahr drohte den Deutschen von einem dritten heranrückenden Heere, der sogenannten Vogesenarmee, die unter den Befehl des kriegserfahrenen Bourbaki (früher Oberbefehlshaber der kaiserlichen Garde) gestellt war. Den Kern derselben bildete das von der Loire-Armee früher abgezweigte Corps (s. o.), das während des Decembers um Besançon Verstärkungen an sich gezogen und jetzt als neuformierte Oskarmee von Bourges und Lyon aus, wo ebenfalls ihre Sammelplätze gewesen, in Eilmärschen den Vogesen zu marschirte.

Nach dem kühnen Plane Gambetta's war ihr die Aufgabe gestellt, durch ihre Uebermacht (sie zählte gegen 80,000 Mann) das Werder'sche Corps zu erdrücken, Belfort zu entsetzen, die Verbindungslinien der Paris belagernden Armeen mit Deutschland abzuschneiden, dieselben darauf im Rücken anzugreifen und so den Entsatz der Hauptstadt herbeizuführen.

General v. Werder, die Absicht des Feindes durchschauend, der direct auf Belfort losmarschierte, erkannte, daß seine Stellung inmitten der feindlichen Fessung, aus der jeden Augenblick ein Ausfall zu befürchten stand, und der zu ihrem Entsatz herbeieilenden übermächtigen französischen Armee höchst gefährdet sei, und zog sich deshalb vorsichtig unter fortwährenden Kämpfen (worunter am bedeutendsten das Gefecht bei dem Dorf Villerjegel, dessen von den Franzosen besetzt gehaltenes festes Schloß v. Werder am 9. Jan. erklümmte) in eine feste Defensivstellung an der Bisaine zwischen Montbéliard (Wäldpelgard) und Belfort zurück. In dieser verschanzten, zum Theil mit dem Belagerungsgeßütz von Belfort armierten Stellung wies die todesmuthige Heldenschaar des XIV. Armeecorps in dreitägiger Schlacht (16.—18. Jan.) alle Angriffe des mehr als dreifach überlegenen Feindes zurück und wich und wankte nicht. Ganz Europa schaute voll Bewunderung auf den Kampfesmuth dieser kleinen Heldenschaar und ihres „Leonidas“. König Wilhelm anerkannte ihre Tapferkeit mit den ehrenben Worten: „Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen“.

Am 18. Jan. trat Bourbaki nach schweren Verlusten (10,000 Mann an Todten und Verwundeten), den Entsatzversuch von Belfort aufgebend, seinen Rückzug nach Südwesten in der Richtung auf das feste Besançon an, der zu einer furchtbaren Katastrophe für ihn führen sollte.

Auch hier zeigte sich die Erbarmlichkeit des französischen Sanitäts- und Verpflegungswesens in allerhöchster Weise, da Hunderte von französischen Kranken und Verwundeten ohne alle ärztliche Hilfe und Verpflegung von den Bourbaki verfolgenden Deutschen auf der Heerstraße liegend angetroffen wurden.

Da nämlich der deutschen Heeresleitung in Versailles die gefährliche Lage v. Werder's nicht unbemerkt geblieben war, so bildete sie aus dem II. Corps (v. Franzfeld), das vor Paris, und dem VII. (v. Zastrow), das in Metz lag, eine neue, die sogenannte Südararmee unter dem Oberbefehl des General v. Manteuffel (bisher Oberbefehlshaber der Nordarmee, s. o.). Derselbe erhielt den Auftrag dem bedrängten XIV. Corps schleunigst Hilfe zu bringen, welches ebenfalls zu der neu formierten Südararmee gehören sollte, obgleich es selbständig für sich allein operierte.

General von Manteuffel, der sich als befähigter Feldherr der Nordarmee bewährt hatte und bei eigenem selbständigen militärischen Urtheil zur Ausführung dieses schwierigen Unternehmens im Hauptquartier besonders geeignet erschienen war, traf am 12. Januar in Chatillon mit dem II. und VII. Corps zusammen, wo er von Belfort noch 18 Tagemärsche entfernt war, zog in Eilmärschen über die Deseilen und Wälder des Côte d'or und die eisbedeckten Höhen des Jura zwischen Dijon und der französischen Festung Langres hindurch direct auf Besoul los, unbehelligt von Garibaldi's Scharen, die in einer unerklärlichen Ruhe bei Dijon standen und auch in den entscheidungsvollen Tagen des Januar (16.—18.) dem General Bourbaki bei seinen Offensivstößen auf das Werder'sche Corps unbegreiflicher Weise nicht den mindesten Beistand geleistet hatten.

Zur Beobachtung und Beschäftigung des etwa 25000 Mann starken Garibaldi'schen Corps ließ v. Manteuffel den General Kettler mit 6000 Mann zurück, der seine Aufgabe mit großem Geschick durchführte. Doch hatte von den ihm unterstellten Truppen das 8. pommern'sche Regiment Nr. 61 das Mißgeschick, daß in diesen Kämpfen um Dijon durch einen unglücklichen Zufall (am 23. Januar) eine Bataillonsfahne in die Hände der Garibaldiner fiel, überhaupt die einzige Fahne, welche während des

ganzen Feldzugs deutscherseits verloren worden ist. Das Bataillon, von Uebermacht hart bedrängt, hatte nach dem Falle des Fahnenträgers und aller an seine Stelle getretenen Offiziere im Pulverdampf das Fehlen der Fahne nicht bemerkt. Erst am andern Tage wurde sie von den Garibaldinern unter einem Hügel von Leichen gefunden, mit Blut getränkt, zerstoßen und zerbrochen. Ricciotti Garibaldi gab am folgenden Tage in einem eigenen an General Rottler gerichteten Schreiben, in welchem er die Tapferkeit des 61. Regiments in den ehrenvollsten Ausdrücken anerkannte, von dem Auffinden der Fahne genauere Nachricht.

Auf dem Vormarsch nach Besoul gelangte zu Manteuffel die Kunde von Werder's glorreichen Kämpfen vor Belfort und von dem Zurückweichen Bourbaki's. Sofort gab v. Manteuffel, auch hier seine Feldherrneinsicht bewährend, die Vereinigung mit v. Werder auf, schob in kühnen Märschen seine beiden Corps nach Südwesten, verlegte dem so von Osten und Westen her verfolgten Feind zuerst die Rückzugslinie nach Lyon und nöthigte endlich durch Sperrung der Gebirgspässe des Jura den noch immer an 70,000 Mann starken Feind, der aber durch Niederlagen, beschwerliche Märsche in den Schluchten des Jura, durch Hunger und Elend aller Art in einen verzweifelten Zustand gerathen war, zum Uebertritt in die neutrale Schweiz, welche denselben zur Ablegung der Waffen zwang.

Die Verhandlungen wegen des Uebertrittes auf Schweizergebiet wurden zwischen dem Schweizergeneral Herzog und dem franz. General Clinchard geführt, welcher nach dem Selbstmordsversuch des General Bourbaki die franz. Truppen befehligte. Dieser letztere hatte sich, als er alles verloren sah, verzweiflungsvoll selbst den Tod geben wollen, doch fügte er sich nur einige schwere Verwundungen zu, von denen er später völlig geheilt wurde.

So hatte denn die eine Hälfte der Südmarmee in 3tägiger Schlacht den dreifach überlegenen Feind geschlagen; in rastlosen Weitermärschen hatten die zwei anderen Corps denweichenden Feind völlig eingesperrt und militärisch vernichtet. Als Erfolg für die Deutschen war es auch anzusehen, daß ihnen die Ernährung und Bewachung einer solchen Anzahl von Gefangenen erspart blieb. Die Belagerung vor Belfort nahm darauf ihren von nun ab ungehinderten Fortgang (s. u.).

Nachdem nach einander vier französische Feldarmeen geschlagen und durch Vernichtung der drei letzten jede Aussicht auf Entsatz der Hauptstadt geschwunden war, ermattete allmählich auch die Widerstandskraft der Pariser.

325. Doch bevor wir zu diesem Schlußact des großen Dramas übergehen, möge hier mit kurzen Zügen der im Ganzen sehr unerhebliche Krieg zur See erwähnt werden, welcher trotz der Ueberlegenheit der französischen, freilich ebenfalls, wie sich nachmals zeigte, höchst mangelhaft ausgerüsteten Kriegsflotte Frankreich wenig Ruhm brachte. War auch unter dem zweiten Kaiserreich für die Ausbildung der bisher vernachlässigten Marine außerordentlich viel geschehen, so daß sie bald die nächste Stelle nach der ersten der Welt, der englischen, einnahm, und die eben aufwachsende junge norddeutsche Marine in der Zahl der Fahrzeuge, Geschütze, Mannschaften, Arsenalen, Häfen weit hinter sich ließ, so sollten doch einerseits die Erwartungen, die man in Frankreich auf die Mitwirkung der Flotte gesetzt — sie sollte die gesamte, meist ungegützte Nordküste Deutschlands bedrohen und dieses zwingen, einen großen Theil seiner Streitkräfte auf den Küstenschutz zu verwenden — andrerseits die nicht unbegründeten Befürchtungen, die man hinsichtlich des Seekriegs in

Deutschland hegte, einen für beide Theile gleich überraschenden Ausgang nehmen.

Die Gesamtstärke der französischen Kriegsflotte betrug gegen 470 Kriegsfahrzeuge mit 7000 Geschützen, wogegen die norddeutsche Flotte nur etwa über 86 Kriegsfahrzeuge mit 565 Geschützen zu verfügen hatte.

Die französische Flotte (unter dem Vice-Admiral Bouet-Villaumez) wagte weder auf ihrer ersten Expedition, die gegen die Nordsee gerichtet war und zunächst den Jadebusen (Wilhelmshaven) bedrohen sollte, angesichts der unter Vogel v. Falckenstein's Leitung trefflich organisierten freiwilligen Seewehr („der Wacht am Meer“) und des durch Strandbatterien und Torpedo's hergestellten Küstenschutzes, irgend welche Landungsversuche, noch brachten sie es auf ihrer zweiten gegen die Ostsee unternommenen Expedition zu irgend welchen nennenswerthen Erfolgen. Ihre Heldenthaten bestanden lediglich in der Blockierung der fünf Ostseehäfen Kiel, Lübeck, Stettin, Stralsund, Rügen und dem völkerrechtswidrigen Aufbringen preussischer und norddeutscher Rauffarthenschiffe, wodurch sie freilich dem deutschen Seehandel empfindlichen Schaden thaten. Ebenso erfolglos blieb die dritte Unternehmung unter Admiral Fourichon, der zur Blockade der Elbe, Weser und Ems in die Nordsee einlief, und längere Zeit bei der englischen Insel Helgoland beobachtend vor Anker lag, während Admiral Bouet zur selben Zeit noch einmal die Ostsee beunruhigte.

Auf die fest erwartete dänische Unterstützung durften die Franzosen immer weniger rechnen, je mehr die Ueberlegenheit der deutschen Waffen im Landkrieg hervortrat. — Unter den Seesiegeln fand das bedeutendste am 4. November im fernen Westindien in dem Hafen von Havana statt. Hier mußte sich nach hartem Kampf der französische Kreuzer *Bouvet*, von dem preussischen Kanonenboot *Meteor* schwer beschädigt, in den Hafen zurückziehen. Die kleinen Rencontres der *Grille* bei Rügen (17. August), die, unterstützt von einigen Kanonenbooten, es mit 4 Panzerschiffen und einer Corvette aufnahm, sowie der *Nympe* in der Bugiger Bucht vor Weichselmünde (21. August), wo die dort ankernde französische Flotte durch ein preussisches Kriegsschiff (Capitän Weithmann) in herausfordernder Weise beunruhigt wurde, waren mehr Redereien als ernste Gefechte zu nennen. Doch konnten sie immerhin zum Beweis dienen, daß die schwächere deutsche Flotte den Kampf mit dem übermächtigen Feind keineswegs scheute. Der eben erwähnte Capitän Weithmann fügte zwischen Weihnachten und Neujahr mit der Corvette *Augusta* den Franzosen an ihrer eigenen Küste (vor dem Kanal und dem Kriegshafen Brest) empfindlichen Schaden zu, indem er mehrere französische mit Fleisch, Munition, Montierungsstücken beladene Schiffe theils versenkte, theils nach Deutschland abführte. Als er darauf um Kohlen zu nehmen in den spanischen Hafen von Vigo einlief, wurde er hier in dem neutralen Hafen von 4 franz. Kriegsschiffen blockiert; doch machte der bald darauf eintretende Waffenstillstand weiteren Feindseligkeiten ein Ende.

Schon Ende Dezember wurde die französische Flotte nach Brest und Cherbourg zurückbeordert, da nach dem Verlust aller regulären Feldarmeen die Marinetruppen bestimmt waren, den Kern des Pariser Vertheidigungsheeres zu bilden und mit ihren in der That vortrefflichen, weit tragenden Marinegeschützen den Belagerer fern zu halten.

326. Die Belagerung und Capitulation von Paris. Seit dem 19. September war die Gernierung der Riesenfestung vollendet, und damit ein Werk begonnen, das einzig dasteht in der Kriegsgeschichte. Man unternahm die Belagerung einer Stadt mit einer Einwohnerzahl von 2 $\frac{1}{4}$ Mill. und einer bemanneten Mannschaft von 400,000 Mann (unter denen freilich nur etwa 60,000 gediente Soldaten waren), die für die stärkste Festung der Welt galt, seit sie durch Louis Philipp (1830—1848) und das zweite Roi-

reich auf ihrem inneren Umkreis durch 94 Bastionen geschützt, die ihrerseits wieder in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung auf dem hügeligen Terrain von Paris durch einen Kranz von vortrefflich befestigten, detachierten Forts (vor allen den Mont Valérien, Mont Aubert, Fort Issy u. a.) gedeckt waren. Außerhalb dieses doppelten Festungsgürtels waren noch verschanzte Linien und Redouten angelegt, welche dem Belagerer die Annäherung an die Forts erschwerten; ihre stundenweit reichenden, von den Marinefeldaten trefflich bedienten Geschütze beherrschten einen Umfang von 10 Meilen. Da die deutsche Heeresleitung bei Beginn der Cernierung über ein kaum 160,000 Mann starkes Belagerungsheer verfügte und anfänglich so gut wie gar kein Festungsgeschütz besaß, hatte Graf v. Moltke nicht die Absicht, im Kampf gegen eine so große Stadt mit einer dreimal so starken Besatzung und einem Ueberfluß von schweren Marinegeschützen, woran es den Belagerern gänzlich mangelte, durch einen etwa mißglückten Angriff die Widerstandskraft der leicht erregbaren Pariser Bevölkerung zu erhöhen und das Gelingen des großen Wagnisses in Frage zu stellen. Es lag vielmehr zunächst in seinem Plan, die Stadt durch völlige Isolierung und Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen, etwaige Ausfälle mit Kraft zurückzuweisen und erst im äußersten Nothfall, nachdem die Verbindungslinien mit Deutschland gesichert, mittelst ihrer der Belagerungspart zugeführt, die Stappen verstärkt, die Belagerungsarmee vergrößert waren, das Bombardement zu eröffnen und mit offenem Angriff auf die Stadt loszugehen, über dessen Verzögerung sich nur kurzfristige Ungeduld beschwerte.

Allerdings unternahm der Commandant von Paris, Trochu, zahlreiche, darunter auch einige sehr heftige Ausfälle, in welchen er den, von den Belagerern um Paris fest geschlossenen Heeresring zu durchbrechen suchte (am 20. September, 13., 21., 31. October, 29., 30. November, 2., 21. December, 19. Januar), aber alle endeten, obwohl zuweilen mit Ungeßüm und einigem Erfolg begonnen, doch regelmäßig mit einer Niederlage der Franzosen. Schlimmer noch wurde die Lage der Stadt, seit nach der Sicherung der Verbindungslinien des Belagerungsheeres mit Deutschland, welche durch den Fall von 20 französischen Festungen, namentlich durch den von Toul (27. Septbr.), Straßburg (28. Septbr.), Soissons (16. Octbr.), hergestellt wurden, ein größerer Belagerungspart herangeführt, und nun nicht allein einige Forts zerstört und genommen, sondern auch ein gelindes Bombardement auf die Stadt eröffnet wurde, das seinen Hauptzweck, die Pariser in Schrecken zu setzen, vollständig erfüllte. Nachdem alle und jede Hoffnung, welche die Pariser auf das Heer Bazaine's und die drei Entsatzheere gesetzt hatten, mit dem Falle von Metz (28. Octbr.) und der Vernichtung jener 3 Heere vereitelt war, nachdem der Mangel an Lebensmitteln und alle Leiden einer Belagerung, in deren Ertragung die wegen ihrer Weichlichkeit und Ueppigkeit verrufenen Pariser einen unerwarteten Opfermuth bewiesen, den höchsten Grad erreicht, nachdem zu all dem Elend auch innere, von der extremsten Revolutionspartei (Flourens) ausgegangene Unruhen hinzugetreten waren, welche schon damals einen (mißglückten) Versuch machte, die vorhandenen Behörden abzusetzen und der sogenannten Commune die Herrschaft zu übertragen, führten endlich längere Verhandlungen zwischen Jules Favre und v. Bismarck zur Capitulation (28. Jan.,

auch Straßburg und Metz hatten an einem 28. capituliert), der zufolge die Pariser Forts besetzt wurden, alle Linientruppen und Mobilgarden in Paris in Kriegsgefangenschaft geriethen und sämtliche Waffen ausgeliefert werden mußten. blieb auch die Stadt cerniert, so durfte sie sich doch von außen her verproviantieren.

Dem vorläufig auf 3 Wochen abgeschlossenen Waffenstillstand folgten bald die in Versailles vereinbarten Friedenspräliminarien (1. März), welche nach den Friedensconferenzen in Brüssel und Frankfurt a. M. in dem definitiven Frankfurter Frieden (10. Mai) bestätigt wurden.

Bei dem Ausfall am 13. October wurde durch das Geschützfeuer des Mont Valerien das prachtvolle, an Kunstschätzen aller Art reiche Schloß von St. Cloud in Asche gelegt. Nur mit Mühe gelang es den Deutschen, die werthvollsten Kunstschätze den Franzosen selbst zu erhalten.

Blutiger war der Ausfall am 30. Oct., wo das von den Franzosen stark besetzte und heldenmüthig verteidigte Dorf Le Bourget auf der Nordfront von General v. Budrigti (freilich unter schweren Verlusten) erklümt wurde; jedes einzelne Haus und Gehöft hatten die Franzosen aufs hartnäckigste verteidigt.

Der heftigste von allen Ausfällen war der am 30. November (und 2. Dec.), den hauptsächlich Württemberger (unter v. Obernitz), Sachsen und Pommern auszuhalten hatten, nachdem schon Tags zuvor (am 29. Nov.) ein unter Binoy's Leitung gegen die Stellung des VI. Armeecorps (v. Rümping) unternommener Waffenangriff bei V'han und Chevilly unter starkem Verlust der Franzosen zurückgewiesen war. Errungen nun auch die Franzosen am 30. November einige Vortheile — sie entrißen den Deutschen mehrere Dörfer, in welchen sie sich festhielten — so wurde doch am 2. December die Ausfallsarmee unter Trochu und Ducrot, die zur Voirearmee durchzubrechen beabsichtigte, von Sachsen, Württembergern, Pommern, nach den siegreichen aber heißen Kämpfen um Champigny, Brie, Conoully in die Stadt zurückgeworfen. Hätte Trochu am 1. December, wo er sich unerklärlicher Weise völlig ruhig hielt, die am 30. Nov. errungenen Vortheile weiter verfolgt, so wäre ihm vielleicht der Durchbruch der Cernierungstruppen und die Vereinigung mit der Voire-Armee geglückt. Der Verlust betrug deutscherseits an beiden Tagen über 3000 Tödt und Verwundete, französischerseits 4—5000 Tödt und Verwundete, außerdem hatten die Deutschen am 30. November 400 Gefangene, die Franzosen am 2. December 2000 Gefangene verloren.

In dem Ausfall am 21. Dec. versuchte Trochu eine Vereinigung mit der Nordarmee (unter Faidherbe) zu erreichen; aber auch in diesem Kampf, in welchem die Franzosen einen vergeblichen Versuch machten, Le Bourget wieder zu erobern, zogen sie den kürzeren. Wenige Tage nachher eröffnete die Belagerungsartillerie unter der Oberleitung des Prinzen Hohenlohe-Ingelfingen die Beschießung der Südfront aus sämtlichen Geschützen. Am 29. Dec. wurde der M. Avron, dessen Feuer den Belagerten mehrfach großen Schaden gethan hatte, von den Franzosen geräumt. An die Beschießung des Mont Avron reihte sich sogleich die der übrigen Forts (z. B. Fort Issy) und das Bombardement der Stadt, das zwar nicht allzu bedeutende Verheerungen anrichtete, aber die Einwohner doch in beständiger Angst erhielt. Nichts desto weniger ertrugen die Pariser nach wie vor alle Leiden der Belagerung mit einer bewundernswürdigen Ausdauer, zu welcher sie der Stolz auf ihre Stadt, „das Palladium der civilisierten Menschheit“ (1) ermunterte. Sie konnten von den alten Illusionen nicht lassen, die, bei der langen Gewohnheit sich selbst zu bewundern und von anderen bewundert zu werden, tief eingewurzelt waren. „Man baute auf die Unernehmbarkeit der großen, besetzten Stadt, auf ihre zahlreiche bewaffnete Bevölkerung, auf Unterstützung von außen her, auf die vermeintliche Scheu des Feindes, das Nilum und Rom der modernen Welt gründlich zu beschädigen, und wollte nicht aus der halb natürlichen, halb künstlichen Rolle des Heldenthums fallen, deren Durchführung man vor der ganzen Welt übernommen hatte. Die Masse lebte jetzt unter Entbehrungen und Gefahren, wie früher unter Verschönerungen und Vergnügungen, um das Ende unbesorgt. Ein deus ex machina sollte alles retten.“ Nachdem aber am 21. Jan. auch die Nordbatterien mit der Beschießung der Stadt begonnen, in der allmählich seit der 127tägigen Belagerung die Wirkung des Hungers und der härtesten Entbehrungen bis zum Gipfelpunkt gestiegen war, es gab keine Theater mehr, keine öffentlichen Belustigungen, keine Gasbeleuchtung; die Ein-

wohner mußten hungern und frieren, da zuletzt auch Kleinbrot und Pferdefleisch, sowie die Steinkohlen ausgingen, eine große Ratte kostete einen Thaler), konnten die Deutschen schließlich die Uebergabe der Stadt erwarten.

Nichts desto weniger unternahm Trochu noch am 19. Jan. (am Tage der Schlacht von St. Quentin und des Rückzugs der Bourbaki'schen Armee) von der Südseite des Mont Valerien den letzten verzweifelte Versuch gegen Buzenval und Garches, um mit einem Ausfallheere von 100,000 Mann den feindlichen Belagerungsring zu durchbrechen. Glückte es ihm auch am Morgen die Höhen bei dem Dorfe Garches zu nehmen, so wurde er dort bereits Nachmittags durch das furchtbare Geschützfeuer der Deutschen und namentlich durch die Tapferkeit des V. Corps (v. Kirchbach) in seine frühere Stellung zurückgeworfen. Die Franzosen verloren 1200 Tode, hatten überhaupt einen Verlust von 10,000 Mann, während der Verlust der Deutschen viel geringer war. Jetzt legte Trochu den Oberbefehl nieder; an seine Stelle trat General Leffé. Mit diesem letzten Versuch war die Widerstandskraft der Stadt erschöpft. Tags zuvor (18. Jan.) war in der Spiegelgalerie zu Versailles das deutsche Kaiserreich proclamirt, wovon weiter unten im Zusammenhang die Rede sein wird.

Von dem dreiwöchentlichen Waffenstillstand war nur der östliche Kriegsschauplatz ausgeschlossen geblieben; doch ruhten auch hier thatsächlich die Waffen seit der Katastrophe von Pontarlier (1. Februar) und dem Fall des festen Belfort (15. Febr.), dessen tapferer Besatzung unter ihrem heldenmüthigen Gouverneur, Oberst v. Denfert, nach 108-tägiger Belagerung (seit dem 3. Nov.) durch v. Treßlow freier Abzug bewilligt wurde. Mit seiner noch immer 12,000 Mann starken Garnison zog sich Denfert hinter die Demarkationslinie zurück.

Die Friedenspräliminarien. Am Abend des 26. Februar wurden nach langen Verhandlungen zwischen Thiers (der seit dem 12. Febr. zum Chef der Vollziehungsgewalt der Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt war), Favre und v. Bismarck die Friedenspräliminarien unterzeichnet und am 2. März durch König Wilhelm ratifizirt. Nach den Friedenskonferenzen in Brüssel und Frankfurt am Main wurden sie in dem definitiven Frieden vom 10. Mai bestätigt. Das Telegramm des Kaisers, welches die lang ersehnte Friedenskunde brachte, lautete: Soeben (2. März) habe Ich den Friedensschluß ratifizirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen ist. So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde. Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. — Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterland mit tief bewegtem Herzen meinen Dank!

327. Die wichtigsten Bestimmungen des Friedens waren:

1) Frankreich läßt den Elsaß mit Straßburg und seinen anderen festen Plätzen, jedoch mit Ausnahme von Belfort, sowie Deutschlothringen mit Metz in den Händen des Siegers. — Die Größe des abgetretenen Gebietes betrug 257 Quadrat-Meilen mit 1,580,000 Einwohnern (darunter 500,000 Franzosen).

2) Frankreich zahlt an Kriegsschädigungen 5 Milliarden Franken, die eine noch im Jahre 1871, die übrigen in dreijähriger Frist.

3) Die deutschen Truppen räumen unmittelbar nach Ratification des Friedensvertrages durch die französische Nationalversammlung die Pariser Südsforts und das linke Seineufer. Die Räumung der übrigen zwischen dem rechten Seineufer und der Ostgrenze gelegenen Departements wird seitens der deutschen Truppen schrittweise je nach erfolgter Abzahlung der Kriegsschädigung eintreten.

Besonders demüthigend für den französischen Nationalstolz war auch die deutscherseits aufrecht erhaltene Forderung des Einmarzches und der Besetzung einiger Stadttheile von Paris durch deutsche Truppen. Am 1. März rückten 40,000 Deutsche durch die Barriere de l'Étoile in Paris ein und lagerten auf den Champs Élysées und den be-

nachbarten Plätzen, doch räumten sie nach erfolgter beiderseitiger Ratification der Präliminarien die Stadt bereits am 3. März. — Am 7. März verließ Kaiser Wilhelm Versailles, wo seit dem 5. Oct. das deutsche Hauptquartier gewesen war, und kehrte am 17. März in seine Hauptstadt Berlin zurück. Am 16. Juni fand der feierliche Einzug in Berlin statt.

Schon am 18. März führte in Paris ein Aufstand der Arbeiterbevölkerung die Schreckensherrschaft der Commune herbei, welche der Versailler Regierung den Gehorsam auftrug. Nur nach blutigem Kampfe gelang es den Regierungstruppen, den Widerstand der Aufrührer zu brechen, welche, das rothe Banner der Social-Demokratie aufstehend, den Arbeiterstand zum herrschenden machen und ihm die freie Verfügung über alles öffentliche und private Eigenthum verschaffen wollten. Ueber zwei Monate lang beherrschten die niedrigsten Classen der Stadtbevölkerung unter Leitung ihrer Führer Paris mit einem Terrorismus, wie er seit Robespierre nicht erhört gewesen. Erst am 25. Mai gelang es den Regierungstruppen, sich über Leichen und Trümmer den Weg ins Innere der Stadt zu bahnen, über welche diese zweimonatliche französische Belagerung unendlich mehr Leiden gebracht hatte, als jene viermonatliche deutsche. Die schönsten Bauten der Stadt (Stadthaus, Louvre, Tuilerien, Vendôme säule u. a.) und ganze Straßenviertel waren mit Hilfe von Petroleum in Schutt und Asche verwandelt. Endlich sank nach einem dreitägigen Verzweiflungskampf, in welchem mehr als 10,000 Menschen fielen, das schreckliche Trugbild des social-demokratischen Staates in Blut, Brand und Trümmer zusammen.

328. So war denn die ungeheure Kriegsarbeit rühmlich für die Deutschen beendet. In dem kurzen Zeitraum von 6 Monaten war in diesem Kriege ohne Gleichen die gesamte Wehrkraft des größten Kriegerstaates zerbrochen; 156 Gefechte, 17 Schlachten waren geliefert, 3 große Heere in Festungen gedrängt und zur Uebergabe gezwungen, in Summa fast eine Million bewaffneter Feinde getödtet oder entwaffnet (100,000 getödtet, 363,000, darunter 11,600 Offiziere, gefangen nach Deutschland geführt, gegen 400,000 in Paris entwaffnet, 83,000 nach der Schweiz gedrängt); außerdem waren 26 feste Plätze zur Uebergabe genöthigt, darunter Metz und Paris, welche beide zu den stärksten und größten Festungen der Erde gehören, über 6700 Geschütze, 120 Adler und ein unermessliches Kriegsmaterial war erbeutet.

Aber von all den glänzenden Erfolgen dieses ruhmreichsten aller Kriege, durch welchen zwei uralte deutsche, uns durch französische Raublust entriffene und zwei Jahrhunderte lang vorenthaltene Provinzen dem deutschen Vaterlande wiedergewonnen sind, war die herrlichste Errungenschaft

die Wiederaufrichtung des ehrwürdigen, von französischem Hochmuth frevelhaft zertrümmerten, deutschen Kaiserthums, als Zeichen der neu aufsteigenden Größe und Macht Deutschlands.

Auf den blutgetränkten Feldern Frankreichs legte das siegreiche Schwert der tapferen deutschen Heere den Grundstein zu dem neuen deutschen Reich, dessen Führung nach dem gemeinsamen Willen von Deutschlands Fürsten und Völkern Preußens König als erblicher Kaiser von Deutschland übernahm.

Schon Ende November 1870 waren in Versailles die zwischen den durch die Bluttaufe geeinten Nord- und Südstaaten gepflogenen Unterhandlungen, welche auf eine engere politische Einigung gerichtet waren, zum Abschluß gekommen. Die Fürsten Süddeutschlands waren, seitdem Oesterreich 1866 aus Deutschland ausgeschieden, allmählich zu der richtigen Erkenntniß gelangt, daß sie nur im Anschluß an den mächtigen Staat, der an der Spitze des norddeutschen Bundes stand, ihren eigenen Ländern die staatliche Sicherheit verschaffen könnten, welche ihnen das seit 1866 bestehende Verhältniß der Südstaaten zum norddeutschen Bunde trotz aller scheinbaren Unabhängigkeit keines-

wegs garantierte; denn bei irgend welcher in Mitteleuropa eintretenden größeren politischen Verwickelung waren sie entweder genöthigt fremder Botmäßigkeit zu verfallen oder dem Nordbund sich anzuschließen. In klarer Einsicht sowohl in die Stellung ihres Landes als in die nationalen-Bedürfnisse des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und in richtiger Würdigung der patriotischen Rundgebungen, welche auch südlich vom Main immer lauter nach einer engeren politischen Einigung zwischen dem Norden und Süden verlangten, hatten die süddeutschen Regierungen in Erfüllung der 1866 mit dem Nordbund geschlossenen Verträge ohne Zögern an dem Nationalkrieg gegen Frankreich einen kräftigen und rühmlichen Antheil genommen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war alsdann durch das Band der Waffenbrüderschaft und die gemeinsame Vollführung so herrlicher Thaten in den Völkern und Fürsten des Südens mit solcher Stärke emporgewachsen, daß der Süden dem Norden in aufrichtigem Bruderbund die Hand über den Main hinüber reichte, der doch nur eine willkürliche, keineswegs von Natur und Geschichte gegebene Grenze gebildet hatte. Ohne daß Preußen jetzt so wenig wie früher einen directen oder indirecten Zwang auf die süddeutschen Staaten auszuüben versucht hatte, um sie zum Eintritt in den Nordbund zu bestimmen, gaben diese vielmehr aus freiem Antrieb den Wunsch zu erkennen nach einer engeren Einigung, der Erweiterung des norddeutschen Bundes zum deutschen Bunde und der Erneuerung des ohnedies ja nie in der Erinnerung verschwundenen deutschen Reichs unter einem deutschen Kaiser, einer Erneuerung, „die nichts Gewaltthätiges oder Er künsteltes hatte, sondern von den Gesinnungen der Nation und dem Gang der Ereignisse von selbst vorgezeichnet war.“

Mit Ende des Jahres 1870 wurde durch den Beitritt von Baden, Hessen, Württemberg, Bayern der Nordbund zum neuen deutschen Reich, zum Bund der vereinigten Staaten von Deutschland erweitert, welche auf Anregung von Bayerns patriotischem König Ludwig II., der den Hauptschritt zum großen Einigungswerk gethan, und unter freudiger Zustimmung von Deutschlands Fürsten und Völkern auf Preußens König Wilhelm den Siegreichen, der für Deutschland mehr gethan als die früheren Kaiser seit Jahrhunderten, die neu aufgerichtete Kaiserwürde übertrugen, die erblich bei dem preußischen Königshause verbleiben sollte.

Am 18. Januar 1871, an welchem Tage gerade 170 Jahre verflossen waren, seit Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich die preußische Königskrone aufs Haupt setzte, fand im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles, in welchem seit Richelieu so viele Pläne zur Zerkübelung und Erniedrigung Deutschlands geschmiedet waren und so viele bildliche Darstellungen an die Zeiten der Schmach und Zerrissenheit desselben erinnerten, dagegen Frankreichs Ruhm und Thaten verherrlichten, in Gegenwart einer großen Anzahl von deutschen Fürsten und Deputationen der ewig denkwürdige Act statt, in welchem sich König Wilhelm zur Annahme der ihm übertragenen Kaiserwürde bereit erklärte. Ganz Deutschland, Norden wie Süden, stimmte tief bewegten, dankerfüllten Herzens in die Bitte seines Kaisers ein, die den Schluß der kaiserlichen Proclamation bildete: „Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Er-

oberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“

Die an das deutsche Volk gerichtete kaiserliche Proclamation selbst, mit der sich ein neuer weltgeschichtlicher Act vollzog, die Wiederaufflebung des neuen deutschen Reichs als herrliches Ergebniss des größten aller Kriege, der den Deutschen das so lang entbehrt gemeinsame Vaterland wiedergab, dessen Schirm und Hort das neue Preußen zu werden berufen war, lautete folgendermaßen:

An das deutsche Volk!

Wir Wilhelm,

von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reichs die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu übernehmen und zu erneuern, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgelesen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland angesehen haben, diesem Rufe der deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß Wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reichs führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer gegenreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinigte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermühtigen Kämpfe in dauern- dem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterland die seit Jahrhunderten entbehrt Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehreres des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.

Wilhelm.

Am 21. März berief Kaiser Wilhelm I. den ersten deutschen Reichstag. In der Eröffnungsrede hieß es u. a.: „Wenn ich nach dem glorreichen aber schweren Kampfe den Deutschen Reichstag am mich versammelt sehe, so drängt es mich, vor Allem meinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen Seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldemuth und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes geeignet hat. Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer nationalen Rechtsentwicklung. — Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Würge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren. Die Achtung, welche es für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. — Möge die Wiederherstellung des deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein! Möge dem deutschen Reichskriege ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin bechlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das wolle Gott!“

Der innere Ausbau des Reichs machte auf diesen und den folgenden Reichstagen rasche Fortschritte. Die Gesetzgebung und Verfassung des norddeutschen Bundes wurde auf das ganze Reich übertragen, Heer, Flotte, Post, Telegraphenwesen unter kaiserliche Verordnung gestellt, einheitliches Maß, Gewicht, Münzsystem eingeführt. Die Reichslande Elsaß-Lothringen (mit der neu gestifteten kaiserlichen Universität Straßburg) erhielten ihre eigene, kaiserliche Verwaltung.

Glänzende Ziele, die vor wenigen Jahren auch den kühnsten Wünschen unerreichbar erschienen, stehen greifbar vor uns und in nächster Nähe. Das

deutsche Volk ist von den Alpen bis zum Meere geeinigt und steht in Eintracht unter einer Führung, wehrkräftig wie kein anderes, nur in den Künsten des Friedens das Gedeihen des Vaterlandes erkennend, aber jeden von Ruhm und Eroberungssucht getriebenen Friedensstörer in seine Grenzen zurückschickend. In allen Theilen unseres deutschen Vaterlandes haben Ackerbau, Gewerbe, Künste und Wissenschaften einen erneuten Aufschwung gewonnen, alle Kräfte des deutschen Volkes sind zu höherer Energie entfaltet. Nachdem schon längst deutsche Handelschiffe den Samen deutschen Kunstfleißes und deutscher Gesittung in fernen Zonen verbreitet haben, wächst allmählich immer mehr auch die deutsche Kriegsflotte heran, um mit erzgepanzerten Fahrzeugen den deutschen Küsten in gesicherten Kriegshäfen Schutz zu verleihen und im Donner ihrer Geschütze die Erhaltung und Ehre des deutschen Namens bis in die fernsten Länder zu tragen.

Wie die neue Ordnung der Dinge entscheidend für Deutschlands Machtstellung in's Leben tritt, so gewaltig ist der Eindruck, welchen das Ausland erfahren, so gewaltig die Veränderungen, welche durch die jüngsten großen Erfolge Deutschlands in den Verhältnissen der europäischen Völker eingetreten sind.

Frankreichs Waffenruhm ist durch den deutschen weit überstrahlt; sein diplomatischer Einfluß in Europa ist fast gänzlich gebrochen; dazu durch innere Parteikämpfe zerrissen, deren Ende noch immer nicht abzusehen ist, und auch nach dem Kriege mehr als einmal an den Rand des Abgrundes gebracht, wird es nach menschlicher Berechnung mehrere Jahrzehnte brauchen, um sich von den empfindlichen Niederlagen und den inneren, aufreibenden politischen Stürmen zu erholen. Freilich wird Deutschland gut thun, gegen den verwegenen Nationalfeind, der sich in unberechenbarster Weise mehr als einmal durch seine Leidenschaftlichkeit zu den unklugsten Unternehmungen hat hinreißen lassen, stets auf seiner Hut zu sein und das Amt der deutschen Grenzwehr in Waffen zum Schutz der deutschen Lebens- und Geistesgüter mit Kraft und Besonnenheit zu verwalten. —

Englands Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten ist in Folge einer eigennütigen Handelspolitik in den letzten Jahren immer geringer geworden. Rußland und Oesterreich sind mit der Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten beschäftigt und werden voraussichtlich beide Deutschland, mit dessen Kaiserhaus sie durch freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen verbunden sind, an dem inneren Ausbau seines neuen Verfassungswerkes, das seiner Vollendung entgegensteht, nicht hindern.

Diese Aussicht hat sich durch die Dreikaiserbegegnung in Berlin (6. September 1872) bestimmt verwirklicht, da man in dieser Zusammenkunft eine Garantie des Weltfriedens erblicken kann. War es nun doch den Bemühungen des deutschen Kaisers gelungen, eine Annäherung zwischen Rußland und Oesterreich herbeizuführen, zwischen welchen Mächten seit längerem eine Verstimmung herrschte.

So wird das neu verjüngte Deutschland auch Muße finden, die mühevollen Arbeit des inneren Eroberns, des Fortschritts deutschen Geistes und deutscher Gesittung zum glücklichen Abschluß zu bringen.

Ehre dem deutschen Heer, das durch Muth und Ausdauer, durch Tapferkeit und Todesverachtung so glänzende Siege errungen und die deutsche Nation zu so großen Erfolgen geführt;

Ehre den deutschen Heerführern und Staatsmännern, die im Felde wie im

Cabinet den Gang der Ereignisse mit Umsicht und Geschicklichkeit leiteten;

Ehre den deutschen Fürsten ihrer vaterländischen Gesinnung halber, Ehre aber vor allen Kaiser Wilhelm I., dem Siegreichen, der durch sein hohes Beispiel dem ganzen Heere als Muster treuester, gewissenhaftester Pflichterfüllung vorangeleuchtet, ihm denselben Geist eingehaucht und allen Theilen des Heeres die einsichtigste Führung zu geben verstanden hat. Als wahrhafter Mehrer des Reichs hat er uralte deutsche Gebiete, die uns in Zeiten der Schmach von dem räuberischen Nachbar entrissen waren, für Deutschland wieder gewonnen, hat das schwere Werk der Einigung Deutschlands zu Stande gebracht, hat das neue deutsche Reich zu einer Höhenstufe des Glanzes und der Machtfülle erhoben, wie sie dasselbe selbst unter den mächtigsten und glänzendsten Kaisern des Mittelalters, ja selbst unter Kaiser Rothbart, welchem das deutsche Volk als Ideal deutscher Herrschermacht aufsaßte und in ahnungsvoller Sehnsucht seit Jahrhunderten zurück erwartete, niemals besessen hat.

Leider ist, seitdem auf dem letzten vatikanischen Kirchenconcil (eröffnet den 8. December 1869) durch die Bemühungen der Jesuitenpartei das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes durchgesetzt ist (14. Juli 1870), aus dem praktischen Folgerungen auf alle Staatsverhältnisse gezogen werden können, die Gefahr eines Conflictes, zwischen der angestrebten mittelalterlichen Oberherrlichkeit des Papstes und dem neuen deutschen Kaiserthume in Gefahr drohende Nähe gerückt. Den Ausgang dieses Kampfes braucht das junge Kaiserreich nicht zu fürchten, nachdem bereits wenige Monate nach der Unfehlbarkeitserklärung ein Gottesgericht den weltlichen Herrscherthum des Papstes, der sich mit jenem Dogma über die Schranken der Menschheit stellte, vermuthlich für immer zertrümmert hat. Sobald nämlich Frankreich in Folge seines Krieges mit Deutschland die schützende Hand vom Rest des Patrimoniums Petri zurückziehen genöthigt war (September 1870), rückte ein italienisches Heer unter Cavour in die ewige Stadt ein (20. September). In dem darauf vorgenommenen Plebisit erklärte sich die große Mehrheit des römischen Volkes für den Anschluß an Italien. Rom wurde zur Hauptstadt des neu geeinigten Königreichs erklärt. Wie Preußens Siege von 1866 Italien die unblutige Besiznahme von Venetien ermöglicht hatten, so brachten den Italienern die deutschen Siege von 1870 die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches, der völligen Einigung Italiens.

Möge unser theures deutsches Vaterland fortan, indem es die Segnungen des Friedens preist und die Werke des Friedens baut, unter göttlichem Beistand einig im Innern, stark nach außen sein! Möge unsere vaterländische Jugend, der es vergönnt gewesen ist, diese großen Zeiten mitzuerleben, von denen die spätesten Geschlechter werden zu erzählen wissen, von dem heiligen Entschluß beseelt sein, fortan als Deutschlands echte Söhne ihre unerschütterliche Treue und Liebe zum Vaterlande, wenn es sein müßte, auch mit ihrem Blute zu besiegeln; möge sie es als ihre ernste und größte Pflicht erkennen, die kostbaren Errungenschaften des großen Entscheidungskampfes dem Vaterland zu bewahren, festhaltend an den Stammes tugenden unseres Volkes, an Frömmigkeit, Tapferkeit und Treue.

Anhang.



Tafel II.

Stammtafel der Karolinger.

Pippin von Landen und sein Bruder Arnulf, Bischof v. Metz,

Sohn, vermählt an Angisiel.

Pippin v. Heristatt + 714.

Carl Martell + 741.

Carlmann + 756. Pippin der Kleine + 768, Griffo + 753.

Carl der Große + 814.

Ludwig der Fromme + 840.

Carl + 811. Pippin + 814.

Bernhard, König v. Italien + 817.

Rat. Lothar I. + 855.

Pippin + 838.

Ludwig der Deutsche + 876.

Rat. Carl der Kahle + 877.

Offela, vermählt an Eberhard v. Straß.

Rat. Ludwig II. + 875.

Lothar II. + 863.

Carl + 880.

Carlmann + 882.

Ludwig der Dicke + 888.

Rat. Carl der Kahle + 877.

Offela, vermählt an Eberhard v. Straß.

Lothar II. + 863.

Carl + 880.

Carlmann + 882.

Carlmann + 882.

Ludwig der Dicke + 888.

Rat. Carl der Kahle + 877.

Offela, vermählt an Eberhard v. Straß.

Lothar II. + 863.

Carl + 880.

Carlmann + 882.

Carlmann + 882.

Ludwig der Dicke + 888.

Rat. Carl der Kahle + 877.

Offela, vermählt an Eberhard v. Straß.

Lothar II. + 863.

Carl + 880.

Carlmann + 882.

Carlmann + 882.

Ludwig der Dicke + 888.

Rat. Carl der Kahle + 877.

Offela, vermählt an Eberhard v. Straß.

Lothar II. + 863.

Carl + 880.

Carlmann + 882.

Carlmann + 882.

Ludwig der Dicke + 888.

Rat. Carl der Kahle + 877.

Offela, vermählt an Eberhard v. Straß.

Lothar II. + 863.

Carl + 880.

Carlmann + 882.

Carlmann + 882.

Ludwig der Dicke + 888.

Rat. Carl der Kahle + 877.

Offela, vermählt an Eberhard v. Straß.

Stammtafel der Welfen und Hohenstaufen.

Kafel III.

Die Welfen.

Welf II.

Otto v. Nordheim. Kunigunde, verm. an Welf III. 1055.

Heinrich des Fette.

Welf IV. von Bayern.

König, verm. an

Raif. Adolph v. Sachfen. Heinrich d. Schmege v. Bayern. Welf V. verm. an Welf III. 1055. Heinrich d. Fünfe 1195.

Gertrud, verm. an Heinrich d. Stofen (1188). Welf VI. 1191.

Heinrich des Fünfe

Welf VII. 1197.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Die Hohenstaufen.

Friedrich v. Hohenstaufen, Herzog v. Schwaben, 1105 vermählt mit

Agnes, Tochter Kaiser Heinrich's IV.

Gertrud, verm. an Heinrich d. Stofen (1188). Welf VI. 1191.

Heinrich des Fünfe

Welf VII. 1197.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Agnes verm. an Otto v. Bayern.

Heinrich, verm. an Agnes v. d. Pfalz.

Raif. Otto IV. 1218.

Stammtafel des Preussischen Hauses.

Stapel IV.

Friedrich IV. von Hohenzollern, erster Kurfürst von Brandenburg, † 1440.

Kurf. Friedrich II. † 1471. Kurf. Albrecht Achilles † 1486.

Kurf. Johann Cicero † 1499. Markgraf Friedrich von Ansbach und Bayreuth. Sigismund.

Kurf. Joachim I. Kurf. † 1555. Geinrich Georg, Markgraf von Ansbach Deutschmeister Albrecht. Herzog in Preußen, † 1588.

Kurf. Joachim II. Hector † 1571. Albrecht Georg Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

Kurf. Johann Georg † 1598. Albrecht Georg Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

Kurf. Joachim Friedrich † 1608. Christian Ernst von Ansbach Anna, Erbprinzeßin von Jülich, Cleve, Berg.

Kurf. Johann Sigismund † 1619, verm. mit. Joachim Sigismund.

Kurf. Georg Wilhelm † 1640. Joachim Sigismund.

Kurf. Friedrich Wilhelm der Grosse † 1688.

Kurf. Friedrich III., als König Friedrich I. † 1713.

König Friedrich Wilhelm I. † 1740.

König Friedrich II. der Grosse † 1786. August Wilhelm † 1758. Christian † 1802. Ferdinand † 1813.

König Friedrich Wilhelm II. † 1797. Ludwig † 1806. August † 1848.

König Friedrich Wilhelm III. Ludwig † 1798. Königin v. Niederl. Kurfürstin Friedrich Wilhelm III. † 1840. Friedrich von Hessen † 1841. Christian Wilhelm † 1851.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

König Friedrich Wilhelm IV. † 1861, verm. mit Elisabeth v. Bayern. Friedrich, verheiratet mit Maria Eleonore von Jülich, Cleve, Berg, † 1618.

Kais. Maximilian I., verm. mit Maria v. Burgund.

Philipp von Oesterreich † 1506, Margaretha v. Oesterreich † 1530,
verm. mit Johanna v. Spanien. Statthalterin der Niederlande.

Kais. Karl V. † 1553.

Kais. Ferdinand I. † 1565, Maria, verm. an Ludwig II. v. Ungarn
(der bei Mohacz fiel 1526).
verm. mit Anna v. Ungarn.Philipp II. v. Spanien † 1598. Juan d'Austria
† 1578.

Kais. Maximilian II. † 1576. Ferdinand † 1595. Karl † 1590 in Steyer, Kärnth. u. Krain).

Kais. Rudolf II. † 1612. Ernst
† 1595. Kais. Matthias
† 1619.Maximilian (Deutschmeister) † 1621. Kais. Ferdinand II. Maximilian Leopold
(Bischof) † 1616. † 1632.
verm. mit Jhabellav. Spanien. Kais. Ferdinand III. verm. mit
Maria, Tocht. Phil. III. v. Spanien.

Ferdinand (IV.) † 1654.

Kais. Leopold I. † 1705, verm. mit
Marg. Theres. v. Spanien.

Kais. Karl VI. † 1740.

Kais. Joseph I.
† 1711.Kurf. Maximilian Emanuel
von Bayern.Kaiserin Maria Theresia,
verm. m. Franz Stephan v. Lothara, aus dem Hause Lotharingen.

Kais. Joseph II. † 1790.

Kais. Leopold II. Ferdinand † 1806.
† 1792.Franz IV.
v. Modena.Kais. Franz II. † 1835,
(als Erbteil. v. Oester.)
Franz I. seit 1804.)

Franz V. Erb.

Marie Louise, verm.
an Napoleon I.Kais. Ferd. I. Franz Karl, Karl Ludwig
(entlangt 1848).Napoleon II.,
König von Rom,
Ferd. v. Reichstadt,
† 1832.Kais. Franz Joseph
verm. m. Elisabeth
v. Bayern. Ferd. Max. † 1867
als Kais. v. Mexiko,
verm. m. Charlotte
v. Belgien.Elisabeth, geb. 1856.
Rudolf, geb. 1858.
Valeria, geb. 1868.
Zwei weitere Brüder
Franz Joseph's sind:
Karl Ludwig,
Ludwig Viktor.

Otto I. (III.) von Wittelsbach, Herzog in Bayern + 1183.

Ludwig I. Pfalzgraf und Kurfürst, + 1231.

Otto II. (IV.) der Erlauchte + 1253.

Ludwig II. der Strenge in Oberbayern und Rheinpfalz + 1204.		Johann III. in Niederbayern 1290.	
Rudolf I. in der Pfalz + 1319. (der Stammler)		Otto III. (V.) + 1312. Ludwig III + 1296. Stephan.	
Hochst. Rudolf II. Rupert I. + 1327. + 1353. (der Kofze).		Heinrich XV. + 1333 (der Katterberger). Otto V. + 1311.	
Rupert II. + 1398.		Heinrich XIV. + 1339. Otto IV. + 1335.	
Rupert III. Kaiser, + 1410.		Johann I. + 1340.	
Ludwig III. der Mächtige, in der Pfalz. + 1436.		Stephan mit d. Gasse in Landsb. u. Münch. + 1376.	
Johann Stephan + 1448. zu Simmern. + 1459.		Stephan II. in Friedb. in Jungb. + 1413. Landsb. + 1392. Münch. + 1397. + 1417.	
Christoph Friedrich I. Ludwig b. Schwab. + 1440. in Dän. zu Simm. + 1448. u. Sponb. + 1480.		Ludwig b. Heide. Albert III. der Fromme + 1445. + 1479.	
Ludwig IV. Erbr. I. + 1440 b. Siegrich. (b. Sanft- müthige).		Georg b. Heide. Albert IV. b. Weisse + 1508.	

Fortsetzung der Stammtafel des Hauses Wittelsbach in Bayern.

Gasel VIII.

[illegible]

Zeittafel

oder

Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten der deutschen Geschichte
nach einer dreifachen Abstufung.

Erster Zeitraum.

v. Chr.

- 113 Sieg der Cimbern und Teutonen über die Römer (bei Koreja).
 - 102 Marius schlägt die Teutonen bei Aquä Sextia.
 - 101 Marius schlägt die Cimbern auf der raubischen Ebene.
 - 58 Cäsar besiegt den Ariovist.
 - 50 wird das linke Rheinufer römisch.
 - 15 wird das rechte Donauufer römisch.
 - 12—9 des Drusus Feldzüge in Deutschland.
 - 5 die Eroberung West-Deutschlands durch Tiberius.

n. Chr.

- 6 Armin's Sieg im Teutoburger Wald.
 - 14—16 des Germanicus Feldzüge in Deutschland.
 - 166—180 der marcomannische Krieg.
 - 200—300 die deutschen Völkerbündnisse.
- 375 Beginn der Völkerwanderung.
 - 395 Theilung des römischen Reichs.
 - 410 Alarich erobert Rom.
 - 412 Stiftung des westgothischen Reichs.
 - 429 Stiftung des vandallischen Reichs.
 - 449 Stiftung der angelsächsischen Königreiche.
 - 451 die Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern.
 - 476 Odoaker entthront den letzten römischen Kaiser.

Zweiter Zeitraum.

- 486 Gründung des fränkischen Reichs.
 - 493 Gründung des ostgothischen Reichs.
 - 568 Gründung des lombardischen Reichs.
 - 687 Pippin von Heristal Majordomus.
 - 732 Karl Martell's Sieg über die Araber. — Bonifacius.
 - 752 Pippin der Aelme, König der Franken.
- 777 Karl der Große Alleinherr der Franken.
 - 772—803 Karl's Kriege mit den Sachsen.
- 800 Karl der Große römischer Kaiser.
 - 814 Ludwig der Fromme.
- 843 Der Vertrag zu Verdun: Deutschland ein selbständiges Reich.

Dritter Zeitraum.

Die Karolinger in Deutschland. 853—911.

843 Ludwig der Deutsche.

882 Karl der Dicke.

887 Arnulf.

899 Ludwig das Kind.

Die sächsischen Kaiser. 911—1024.

911 Konrad I.

919 Heinrich I. der Vogler.

933 Heinrich schlägt die Ungarn bei Merseburg (Niade).

936 Otto der Große, römisch-deutscher Kaiser.

955 Otto der Große schlägt die Ungarn auf dem Lechfeld.

973 Otto II.

983 Otto III.

1002 Heinrich II. der Heilige.

Die salisch-fränkischen Kaiser 1024—1138.

1024 Konrad II.

1033 kommt Burgund an das deutsche Reich.

1039 Heinrich III.

1056 Heinrich IV.

1077 Heinrich IV. zu Canossa. Gregor VII.

1099 Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer.

1106 Heinrich V.

1125 Lothar der Sachse.

Vierter Zeitraum.

Die hohenzauischen Kaiser. 1138—1256.

1138 Konrad III.

1152 Friedrich I. Barbarossa.

1162 Zerstörung Mailands.

1176 Friedrich's Niederlage bei Legnano.

1180 kommt Bayern an Otto von Wittelsbach.

1190 Heinrich VI.

1197 Philipp von Schwaben und Otto IV.

1215 Kaiser Friedrich II.

1241 Stiftung der Hanse.

1250 Konrad IV.

Fünfter Zeitraum.

Kaiser aus verschiedenen Häusern.

1256—1273 das Interregnum.

1273 Rudolf von Habsburg.

1291 Adolf von Nassau.

1298 Albrecht I. von Oesterreich.

1308 der Schweizer Freiheitsbund.

1308 Heinrich VII. von Luxemburg.

- 1314 Ludwig der Bayer.
- 1315 die Schlacht bei Morgarten.
- 1322 die Schlacht bei Ampfing.
- 1338 der erste Kurverein zur Aufrechterhaltung der deutschen Nationalwürde.
- 1347 Karl IV. von Luxemburg.
- 1347 Stiftung der Universität Prag.
- 1356 die goldene Bulle.**
 - 1378 Wenzel.
 - 1386 Schlacht bei Sempach.
 - 1388 der große Städtekrieg.
 - 1400 Ruprecht von der Pfalz.
 - 1410 Sigismund.
- 1414 das Concilium zu Constanz.**
 - 1415 Hus verbrannt.
 - 1420—1436 der Hussitenkrieg.
- 1440 Erfindung der Buchdruckerkunst.**
 - 1438 Albrecht II.
 - 1441 Friedrich III.
 - 1453 Einnahme Konstantinopels durch die Türken.
 - 1477 Niederlage Karls des Kühnen bei Nancy.
 - 1493 Maximilian I.
- 1495 der ewige Landfrieden.**

Sechster Zeitraum.

- 1517 Anfang der Reformation in Deutschland.**
 - 1519 Reformation in der Schweiz.
 - 1520 Karl V.
- 1521 Luther auf dem Reichstag zu Worms.**
 - 1525 der Bauernkrieg.
 - 1525 Preußen ein weltliches Herzogthum.
 - 1526 das Torgauer Bündniß.
 - 1529 die Protestanten auf dem Speyerer Reichstag.
- 1530 die Augsburger Confession.**
 - 1531 der schmalkaldische Bund.
 - 1532 der Nürnberger Religionsfriede.
 - 1536 Calvin in Genf.
- 1545—1563 das Concilium zu Trient.**
- 1546 der schmalkaldische Krieg.**
 - 1547 Schlacht bei Mühlberg.
 - 1548 das Augsburger Interim.
 - 1552 der Passauer Vertrag.
- 1555 der Augsburger Religionsfriede.**
 - 1556 Ferdinand I.
 - 1564 Maximilian II.
 - 1576 Rudolf II.
 - 1608 die protestantische Union.
 - 1609 die katholische Liga.
 - 1612 Matthias.

